32101 076534823

Digitized by Google

0902
.997

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Geänz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

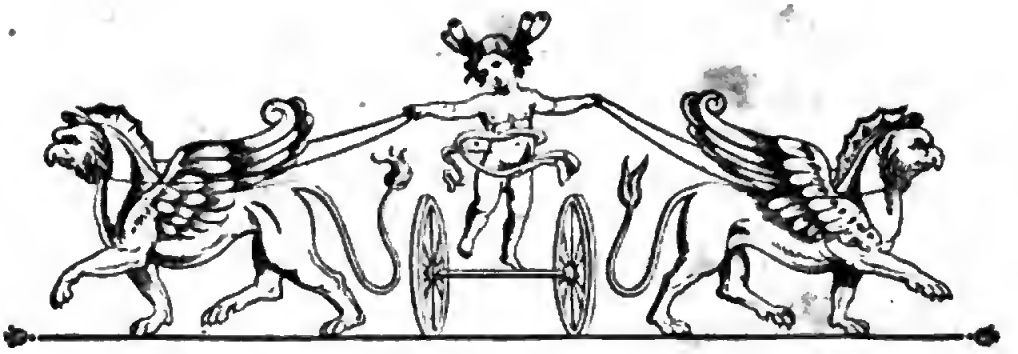
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 1. — den 1. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zigeunerkönig.

Von Karl Beck.

1.

Die Geige klagt im dunkeln Hain,
Das Cymbal jauchzt so wundertönig;
Da sitzt auf einem grauen Stein
Der lockige Zigeunerkönig.

„Ihr habt die Mützen schief gerückt,"
So spricht er zu den Virtuosen, —
„Ihr habt Euch glänzend heut geschmückt
Mit Eurem Stolz, mit rothen Hosen.

Die neue Heimath haben wir
Im Waldesdunkel aufgeschlagen. —
Zigeunermütter wandert ihr
Ins Dorf, der Dirne wahrzusagen?

Die Rechte trägt ein klingend Spiel,
Die Linke muß den Säugling halten,
Er lächelt fromm und streichelt viel
Den Dudelsack: den muntern Alten.

Die treue Braut, der laut das Herz
Vom Hammerschlag der Liebe zittert, —
Sie trägt das Hämmerlein von Erz,
Das auf dem Cymbal ungewittert.

Zieht aus, ihr Brüder, spielt und geigt
Ein Hochzeitlied den jungen Gatten,
Doch kehrt zum Walde, reichverzweigt,
Des Nachts, wie Schatten zu den Schatten.

Denn Schatten sind wir, trüb' und zag,
Nicht festen Fuß im Leben habend,
Verschämt und klein am hellen Tag,
Doch fühlen wir uns stark am Abend.

Der Sprosser schlägt den schönsten Klang,
Wenn Baum und Busch im Schatten schwimmen:
Ja, Schatten sind wir, — Klang und Sang
Sind unsres Schicksals ew'ge Stimmen."

2.

„Und wetzt das Beil am scharfen Stein,
Die Zweige schlagt vom greisen Stamme;
Die braune Mutter wirft hinein
Ein Haar, als Segen, in die Flamme.

Im Kessel siedet schon das Huhn
Mit rothem Pfeffer stark gewürzet!
Rings um den Kessel mögt ihr ruh'n
Des Hemdes Aermel aufgeschürzet.

Dann raucht ihr wohl und spielt den Tusch
Von Melodieen, neu ersonnen, —
Die Dirnen seh'n indeß im Busch
Die zahmen Schlangen froh sich sonnen.

Ach! und die schöne Ringelhaut,
Die am Gebüsche hangen blieben,
Verkaufen sie im Dorf der Braut
Als Zauber für ein glücklich Lieben.

Wie Blinde nach dem Weg, so will
Das Kind nach Geigentönen tappen,
Die Weiber flechten Ringlein still
Vom Schweife eines Ungarrappen.

(RECAP) 0902 .997 1831 1.1 65311 Digitized by Google

Mich aber laßt im Schatten da
Mein fremd geword'nes Herz erkennen,
Und Du, mein Bruder, sei mir nah,
Wenn meine Augen wetterbrennen.

Dann sattle mir mein weißes Roß,
Mit schwarzen Riemen reich behangen,
Im Sturme trägt es mich vors Schloß
Zur Dame mit den bleichen Wangen.

Im Kessel hoch das Wasser schwillt,
Vom Feuer heiß herausgefodert:
Ach, und das Auge überquillt,
Wann in der Brust die Liebe lodert."

3.

Und welcher Gott ein Weib mir nennt
Das lebt und nicht die Liebe kennt?
Wann glüht der Strahl zum letzten Mal?
Und ewig ist des Stromes Lauf!
Wann treibt der Baum den letzten Flaum?
Wann hört ein Weib zu lieben auf?

Die Jungfrau da, im weißen Kleid,
Im Angesicht ein bleiches Leid,
Sie fühlt noch kaum der Liebe Traum,
Es schlummert noch zu tief ihr Herz;
Die Lippe spricht von Küssen nicht,
Sie kennt noch nicht des Sehnens Schmerz.

Es wallt ihr goldnes Haar im Wind,
Am Fenster steht das blasse Kind —
Da sprengt heran der schwarze Mann,
Er bindet an den Baum das Roß;
Sein Auge sprüht, sein Auge glüht:
So starrt hinauf der Nachtgenoß.

Er spricht kein Wort zur weißen Frau,
Nur mit dem Auge lockt er schlau:
Bald zuckt es drein wie Wetterschein
Indeß die Lippe trotzig schmält;
Bald mild und fahl wie Mondenstrahl,
Mit einem Lächeln süß vermählt.

Er schreitet rück und vor — und stockt, —
Er schreitet her und hin — und lockt, —
Fort will sie geh'n und bleibt doch steh'n,
Er lockt, ihr wird das Herz so schwer:
Ob's Häslein flieht, — die Schlange zieht
Mit heißem Aug' es zu sich her.

Sie zittert scheu, nicht schauen kann
Ins Auge sie dem schwarzen Mann.
Er sieht so fein das Mägdelein
Erröthen und erbleichen bald, —
Dankt seinem Gott und sprengt im Trott
Zu den Zigeunern in den Wald.

4.

„Marlanka, träumerisches Kind,
Du Töchterlein des stolzen Grafen,
Mit deinen Haaren scherzt der Wind,
Zu meinen Füßen willst du schlafen?

Dein Vater haßte dich so sehr,
Er schlug dich, weil du schwarz geboren,
Dein Auge hing in Thränen schwer,
So hast du dich im Wald verloren.

Du kehrst nicht mehr ins Schloß zurück
Zu stolzen, goldgeschmückten Rittern,
Dein Herz ist weich, du willst das Glück
Den armen Bauern nicht verbittern.

Schling' in dein Haar den grünen Kranz,
Nimm in die Hand die goldnen Schellen,
Ein mährchenhafter Eiertanz
Wird dir den jungen Busen schwellen.

Die Eier liegen kreuz und quer,
Dein Auge blitzt, die Schellen klingen,
Die rothen Schuhe steh'n dir sehr,
Ein Rehlein kann nicht muntrer springen.

Die Arme preßt du an die Brust,
Als dächtest du wen zu beglücken,
Dein Lieb in lang entbehrter Lust
An deinem Busen todt zu drücken.

Von deinen Lippen perlt der Schaum,
Mich reize es gierig ihn zu saugen;
Die Schellen wirfst du an den Baum,
Weh mir, es zünden deine Augen!

Zerpflücke nur den grünen Kranz,
Ermattend scheint dein Aug' zu beten —
Du dankst dem Herrn, daß du im Tanz
Die bunten Eier nicht zertreten.

Ich aber will im Schatten da
Mein fremd gewordnes Herz erkennen,
Du träumend Mädchen sei mir nah,
Wenn meine Augen wetterbrennen.

Dann führst du vor mein weißes Roß,
Mit schwarzen Riemen reich behangen,
Im Sturme trägt es mich vors Schloß
Zur Dame mit den bleichen Wangen."

5.

Es wallt ihr goldnes Haar im Wind,
Am Fenster steht das blasse Kind.
Da sprengt heran der schwarze Mann,
Er bindet an den Baum sein Roß;
Sein Auge sprüht, sein Auge glüht:
So starrt hinauf der Nachtgenoß.

Digitized by Google

Er spricht kein Wort zur bleichen Frau,
Nur mit dem Auge lockt er schlau.
Bald zuckt es drein wie Wetterschein
Indeß die Lippe trotzig schmält;
Bald mild und fahl wie Mondenstrahl,
Mit einem Lächeln süß vermählt.

Er schreitet rück und vor — und stockt, —
Er schreitet hin und her — und lockt, —
Fort will sie geh'n und bleibt doch steh'n,
Er lackt, ihr wird das Herz so schwer:
Od's Häslein flieht, — die Schlange zieht
Mit heißem Aug' es zu sich her.

Sie zittert scheu, nicht schauen kann
Ins Auge sie dem schwarzen Mann. —
Ihr Herzchen schwankt, ihr Herzchen krankt:
„Ein Röslein fall sein eigen sein!"
Er schmückt den Hut, — mit heißem Blut,
So sprengt er in den dunklen Hain.

6.

„Marianka hold, Marianka werth,
An meinen Busen komm dehende,
Dein Liedster ist zurückgekehrt,
Das Trauern hat ein selig Ende.

Er geigte schön auf nahem Schlaß
Zum Tanze ungrischer Magnaten, —
Sie schenkten ihm ein schmuckes Roß
Und Gald und böhmische Granaten.

Er schenkt dir Gold und Edelstein,
Du salgst ihm dis zur späten Bahre;
Kein Priester weiht die Trauung ein,!
Du zählst ja Kind kaum dreizehn Jahre.

Ich will in fürstlicher Gewalt
Die Hände in einander legen,
Zigeunermutter fromm und alt
Sie prophezeiht und spricht den Segen.

Mit Cymbalschlag und Geigenklang
Soll man euch durch die Wälder führen,
Vom Baume schallt der Vagelsang
Zu eurem Kuß, zu euren Schwüren.

Dein Brautbett ist der Höhlenraum,
Aus welkem Laube sind die Kissen, —
Du bist das erste Lämmlein kaum,
Das dart ein Wolf an sich gerissen.

Zieht hin; mich aber lasset da
Mein fremd gewordnes Herz erkennen,
Du treuer Bruder sei mir nah,
Wenn meine Augen wetterbrennen.

Dank sattle mir mein weißes Roß,
Mit schwarzen Riemen reich behangen,
Im Sturme trägt es mich vors Schloß,
Zur Liedsten mit den bleichen Wangen.

7.

Es wallt ihr goldnes Haar im Wind,
Am Fenster harrt das blasse Kind.
Da sprengt heran der schwarze Mann,
Er bindet an den Baum das Roß;
Sein Auge sprüht, sein Auge glüht:
So starrt hinauf der Nachtgenaß.

Er spricht kein Wort zur bleichen Frau,
Nur mit dem Auge lockt er schlau:
Bald zuckt es drein wie Wetterschein
Indeß die Lippe trotzig schmält;
Bald mild und fahl wie Mondenstrahl,
Mit einem Lächeln süß vermählt.

Er schreitet rück und vor — und stackt, —
Er schreitet her und hin — und lockt, —
Fort will sie geh'n und bleibt doch steh'n,
Er lockt, ihr wird das Herz so schwer:
Od's Häslein flieht, — die Schlange zieht
Mit heißem Aug' es zu sich her.

Sie zittert scheu, nicht schauen kann
Ins Auge sie dem liedsten Mann:
„Gold, Edelstein, sind nicht mehr mein,
Da nimm sie, treue Dienerin,
Mich hält der Mann im Zauberbann,
Sein braunes Auge reißt mich hin."

Sie steigt herab in wilder Lust,
Sie stürzt an des Zigeuners Brust,
Sie läßt ihr Schloß, sie zäumt sein Roß,
Er schlingt den Arm um ihren Leib;
Bald sind sie, bald, im dunkeln Wald,
Der schwarze Mann, das weiße Weib.

Correspondenz.

Aus Paris.

[Victor Hugo.]

Steht Victor Hugo über, in oder unter der Kritik? Das ist eine der jetzigen hiesigen Hauptfragen. Ich habe Ihnen über das neueste Stück schon berichtet und glaube dem Dichter nicht zu nahe getreten zu sein, wenn ich behauptete, sein neuestes Stück sei hinsichtlich der Auffassung und der Charaktere sein schlechtestes. Man kann auf Hugo das berühmte Wort Boileau's, das er Ludwig dem Vierzehnten sagte, als dieser ihn um seine Meinung über sein Gedicht fragte, anwenden. „Ew. Majestät," sagte er, „ist nichts unmöglich; Sie wollten ein schlechtes Gedicht machen, und es ist Ihnen vollkommen gelungen." Man kann über-

Digitized by Google

haupt bei diesem originellen Dichter zwei Hauptphasen herausheben, die nämlich, wo er anfing, sich zum sogenannten König der neuen Literatur zu declariren, wobei zu bemerken, daß er sich die Krone selbst aufsetzte, und die, wo er, einmal anerkannt, sich ein besonderes System schuf, um immer originell zu scheinen, wenn auch barock. Hernani ist unstreitig ein genialer Wurf, eben so Marion de Lorme, aber hier ist die nackte Idee Hugo's noch verschleiert. Die Idee der Hugo'schen Poesie beruht in dem Satze: Jede physische Häßlichkeit, jedes Laster wird durch einen höhern Gedanken veredelt! Besser drückt er sich selbst irgendwo darüber aus, indem er sagt: „Knüpft den Gott an einen Galgen, so habt Ihr das Kreuz!" Zugestanden! Die Idee ist nicht allein richtig, sondern auch tief psychologisch und höchst poetisch. Doch sehen wir, wie Hugo diese Idee in Lucrèce Borgia, in le roi s'amuse, in Marie Tudor und endlich in Ruy Blas versinnlicht, ohne von seinem Han d'Islande zu sprechen, der gar ein zweibeiniges Thier ist. Es könnte für die deutsche Literatur nur höchst interessant sein, Victor Hugo anatomisch zu zergliedern, denn auch die deutschen Literaten verfielen fast in dies Extrem, wenn auch weniger auf der Bühne, Hinko, schmählichen Angedenkens, abgerechnet.

Halten wir uns an das Bild Hugo's. Ein Gott an einem Galgen ist wirklich der höchste Gedanke, aber ich muß, sehe ich den Galgen, den Gott erkennen; denn durch den Galgen allein ward kein Wesen zum Gott. Nun sehe man Lucrèce Borgia, diesen Abschaum des Lasters, aber dieses Laster hat auch einen weißen Fleck und dieses weißen Fleckes halber, muß ich die schwarze Gestalt beständig vor mir sehen. Umgekehrt ist die Veredlung der Poesie. Sie gibt eine weiße Gestalt mit einem schwarzen Fleck und diesen Fleck darf und kann der Poet zeigen, weil, wo viel Licht auch viel Schatten ist. Dieser Satz ist nicht auch umgekehrt wahr. Hugo hat aber immer den umgekehrten Satz gezeigt und dies leider mit einem schönen großen Talent. Wähnt er vielleicht, ein moderner Shakspeare zu sein? Aber er konnte nur seine Caricatur erreichen. In allen Dramen des Briten ist die Ausartung der menschlichen Natur so nothwendig, wie das Schicksal selbst. Man denke nur an Macbeth, Lear, Othello. Oft ist die Ursache wie der geheime Faden der Vorsehung verhüllt, man weiß nicht, warum dies so ist, aber man weiß und ist überzeugt, daß dies so sein muß; bei Hugo ist alles zufällig, berechnet, roquett, und es ist nur so, weil Hugo der König es will, weil Hugo sagt: la littérature c'est moi. Und doch hat dieser Mann einen so großen Fond von Poesie, daß man mit Recht viel von ihm erwaetete. Die Krisis seiner Monomanie äußerte sich besonders in dem Tyrannen von Padua, dem seltsamen Machwerk, das die undeutschen Deutschen lobten; in dem Ruy-blas hat sich die Krisis bis auf das höchste gesteigert. Entweder fällt Hugo für immer, oder seine Genesung ist glänzend wie das neue Leben eines Phönix. Schon in Marie Tudor ist die Liebesgeschichte unnatürlich romantisch, doch liegt in dem italienischen Sänger noch mehr wahrhaftes Motiv als in dem Laquaien Ruy-blas, der Minister und Geliebter der Königin wird, ohne selbst zu wissen warum. Gesetzt aber auch, dieser Abkömmling der Familie Blas sei ein geborenes Genie — es sind noch keine 60 Jahre als Rousseau Laquai war — warum fühlt er sich denn im dritten Act gezwungen, den Laquaien vor dem miserablen Sallust zu spielen? Ist es ihm, dem ersten Minister und Geliebten der Königin, nicht möglich, diesen seinen vermeintlichen Herrn zu entfernen, wie er es im fünften Art thut? Aber dann wäre es keine Tragödie; dann wüßte die Königin nicht, daß er ein Bedienter ist, dann brauchte er sich nicht zu vergiften; dann endlich hätte Hugo ein Vaudeville geschrieben! Aber hat er denn jetzt mehr geleistet? Keineswegs! Ja vielleicht noch weniger. Auch darf man nicht glauben, dieser Gedanke sei neu, der Urgedanke, wie er natürlich ist, befindet sich in einem Roman von Diderot, Jacques le fataliste, doch weit besser behandelt. Dort will ein Weib, das von seinem Geliebten vernachlässigt wird, sich rächen. Sie nimmt eine Dirne zu sich, begünstigt die Liebe zwischen dieser und ihrem ehemaligen Geliebten, indem sie dem Mädchen Titel, Adel und Geld gibt. Sie will eine schreckliche, bis jetzt noch unerhörte Rache nehmen; sie will zu ihm sagen: sieh, das Mädchen, das du mir vorziehst, ist eine Verworfene! Allein nach Diderot gräbt sie sich ihr eigenes Grab. Der Marquis veredelt das Mädchen und verwandelt die Unglückliche unwillkürlich in eine reuige Magdalene, er erhebt sie zu sich hinauf, und als er die Wahrheit erfährt, ist sein Glück bereits gesichert und sein Sieg um desto sicherer. Wie groß, kühn, aber psychologisch wahr! Zwei Frauen stehen sich in ihrer Passivität ganz naturgemäß so gegenüber, aber zwei Männer! — Bei der ersten Ahnung mußte der Degen entscheiden!

(Der Beschluß folgt.)

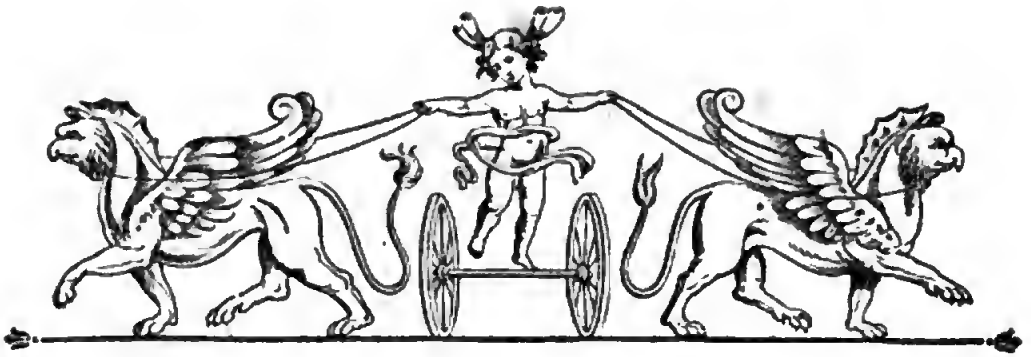
Notiz.

[Herzogin Dorothea Sibylla.]

„Die liebe Dorel," wie das Volk die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, eine geborene Markgräfin von Brandenburg nannte, gehört zu den fürstlichen Frauen, auf welche das deutsche Vaterland stolz ist. Mit der Naivetät Paul Flemming's hat Valentin Gierth, der edle Rothgerbermeister, die fürstliche Zeitgenossin in seinem Tagebuch dargestellt. Das Taschenbuch „Silesia" brachte zwei Scenen aus diesen für echt erklärten Memoiren, zugleich ein Stück aus Friedrich von Logau's Jugendleben. In Brieg bei Karl Schwartz erschien nun ein mäßiges Bändchen, das ein Hausbuch für Familien sein sollte; wir haben hier alles, was sich von Gierth's Tagebuch vorgefunden, auch eine kurze Biographie der Margaretha Fuß, der Zofe der Fürstin, mehrere Bilder aus dem Bürgerleben zu Brieg jener Zeit und einige Briefe der Herzogin, ganz im Styl der lieben Anmuth und herzigen Naturwitzigkeit unsrer Altvordern. — Geboren war die liebe Dorel 1590 zu Cöln an der Spree, gest. 1625.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 2. — den 3. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der gelbe Domino.

Nach Capt. Marryat von M. Brühl.

Es war ein schöner Herbstabend, und ich benutzte ihn mit meinem Freunde zu einer Promenade auf der Piazza von L.... Wir sprachen über England, denn fern von meiner geliebten Heimath liebte ich, fast wie ein Verbannter, schon seit vier Jahren, um eine reine Luft einzuathmen, und dann auch, um mich vollkommen jenem köstlichen far niente hinzugeben, welches so leicht unter dem wollüstigen italienischen Himmel sich unser bemächtigt. Albert und ich, wir hatten uns schon gegenseitig alle Neuigkeiten mitgetheilt, welche das letzte Packetboot uns überbracht; wir hatten bereits über Politik geschwatzt, unsere großen Männer des Tages, unsere Eltern, Verwandte und Freunde die Revue passiren lassen; endlich war die lebhaft begonnene Conversation erstorben, und wir in ein träumerisches Anschauen des mit unzähligen glänzenden und glitzernden Sternen besäeten Himmels versunken. — Plötzlich erhebt sich mein Freund und bietet mir guten Abend.

„Wo gehst Du denn hin, Albert?"

„Ich hatte fast vergessen, daß ich auf diesen Abend mit Jemanden ein Rendezvous auf dem Maskenballe der Marchesa di Cesio verabredet habe."

„Aber, mein Gott! bist Du denn noch nicht aller dieser Spielereien und Fadaisen müde? — Dieser ewigen Procession von schwarzen Masken und Dominos in allen Farben, dieser schwerfälligen Harlekins, dieser Narren und aufgeblasenen Pierrots, welche nur hier ihre charakteristischen Kleider tragen und sich sonst im Leben maskiren? Diese equivoken Nonnen, diese Mönche ohne Religion, diese fürchterlichen Liebesgöttinnen und Hebens so alt wie meine Geoßmutter, sind Dir noch nicht verleidet?"

„Alles das ist eben so wahr als neu, mein bester Herbert; ich habe aber wirklich ein sehr wichtiges Rendezvous, und es ist mir unmöglich, es zu versäumen."

„Nun, so gehe! Ich wünsche Dir mehr Vergnügen, als ich je in diesen burlesken Reunionen finden konnte. Auf Wiedersehen!"

Ich setzte meine Promenade noch ungefähr eine halbe Stunde fort, dann ging ich nach Hause, wo ich eine Einladung der Marchesa vorfand. Ich warf sie bei Seite, um ein Buch zur Hand zu nehmen, aber der Lärm der unter meinem Fenster vorbeirollenden Equipagen ließ mich nicht mit Aufmerksamkeit lesen. Ich legte ungeduldig das Buch wieder hin und betrachtete vom Balkon aus diese populace de bon ton, die sich mit einer Art Wuth zum Vergnügen drängte.

Ich war in der schwärzesten Laune; nie hatte noch ein hartnäckigerer Spleen mich verfolgt. „Welche Thorheiten!" rief ich mir mit verächtlichem Lächeln zu, „indeß — es muß heute sehr voll werden. — — Was kann denn Albert so Dringendes auf diesem Balle zu schaffen haben?" — Ich grübele hierüber noch ungefähr zehn Minuten, während eine Queue von Wagen vor meinen Augen vorbeirollt, daß mich der Lärm fast be-

Digitized by Google

täubt. Ich denke hierauf an das fürstliche Vermögen der Marchesa, an ihren prachtvollen Palazzo, wo das Fest gegeben werden sollte, an die brillante Versammlung in den hellerleuchteten Salons und Gäeten.

Der Herzog wird da sein, die ganze beau monde von L...., ich habe große Lust, auch hinzugehen. Dies war das Resultat meiner Selbstbetrachtungen.

Meine Einsamkeit wird mir plötzlich drückend, — ich schelle meinem Kammerdiener.

„Antonio, verschaffe mir einen Domino, eine dunkle Farbe wo möglich, und laß Carlo sogleich anspannen."

Meine Equipage ist bereit, noch ehe der Diener zurückkommt.

„Signor," meldet Antonio mit tragischer Miene, „ich bin außerordentlich, unendlich, gränzenlos untröstlich; aber ich habe alle Buden in ganz L. durchsucht und nichts finden können, als einen gelben Domino."

„Einen gelben Domino! — Aber so sind vielleicht keine zwei auf dem ganzen Ball! — Es hieße ja meinen Namen auf den Rücken setzen, wollte ich eine so schreiende Farbe tragen!"

„Signor können sich unter einem gelben Domino wie unter einem andern verbergen, wenn Sie klug sind."

„Du hast Recht, gib mir meine Maske."

In wenigen als einer halben Stunde betrat ich die prächtige Allee, welche zur Façade der brillanten Villa der Marchesa di Cesto führt. Wer könnte den zauberhaften Anblick beschreiben, welchen die zahllosen Guirlanden und Festons, aus farbigen Gläsern gebildet, und von Baum zu Baum in endlosen Verkettungen sich schlingend, dem trunkenen Auge des entzückten Beschauers gewährten. Wie lebhaft stach diese Masse, diese Fülle von Licht gegen das romantische Dunkel der Orangenbosquets ab, welche den Hintergrund bildeten! Die Villa selbst glich einem jener Paläste aus Diamanten und Rubinen, welche der Zauberstab der Genien in „Tausend und eine Nacht" so leicht ins Dasein ruft. Nie hatte Aladin's Lampe Wunderbares geschaffen. Auf allen Seiten spazierten Maskengruppen unter den Strömen von Licht; nur wenige einzelne Paare wagten sich bis in den geheimnißvollen Schatten der Orangenlauben.

Gerade will ich die marmornen Stufen hinaufsteigen, welche zum großen Salon führen, als ein violetter Domino mir herzlich die Hand drückt und leise sagt: „Wie bin ich so glücklich, Dich hier zu sehen, ich fürchtete schon, Du würdest nicht kommen! Sogleich werd' ich mit Dir sprechen."

Hierauf verschwindet der violette Domino in der Menge. — Das kann nur Albert gewesen sein, denke ich; sonderbar, daß er mich so schnell erkannt hat! Ich komme wieder auf die Idee zurück, daß die außergewöhnliche Farbe meines Domino's mich leicht kenntlich machen müsse. Was kann er von mir wollen? frage ich mich zu wiederholten Malen. Gewiß befindet er sich in einer plötzlichen Verlegenheit! Auf jeden Fall bin ich bereit, ihm mit Rath und That beizustehen, wenn's Noth thut.

Ich schicke mich an, die Stufen wieder hinaufzusteigen, als ich durch einen leichten Schlag auf die Schulter aufgehalten werde. Ich drehe mich um und erblicke eine Dame. Ihre Halbmaske läßt mich bemerken, daß sie jung ist, und ich folgere sogleich weiter, daß sie auch schön sein müsse. — „Pst!" lispelt sie, den Rosenfinger an die Lippen drückend, „folgen Sie mir!" — Wie man sich denken kann, laß' ich mir eine so graziöse Einladung nicht wiederholen.

„Sie sind ein wenig spät gekommen!" bemerkt die junge Dame, sobald wir aus der Menge sind.

„Es ist noch keine Stunde, daß ich mich entschloß, hierher zu gehen."

„Ich fürchtete sehr, Sie würden nicht kommen. Albert hatte mich versichert, daß Sie nicht fehlen würden, und sagt mir so eben, er habe Sie gesprochen."

„Wie? Der violette Domino war also wirklich Albert?"

„Ohne Zweifel. Ich kann jedoch nicht lange bei Ihnen verweilen, mein Vater bemerkt sonst meine Abwesenheit. Albert unterhält sich mit ihm, um ihn zu beschäftigen. In einer halben Stunde werde ich Sie wieder aufsuchen. Hat Ihnen Albert gesagt, was vorgefallen ist?"

„Nicht ein Wort."

„Da hatte er gewiß keine Zeit, und schwerlich wird ihm wohl Muße werden, da er sich mit allen unseren Vorbereitungen persönlich beschäftigen muß. Ich will Ihnen lieber ein Paar Worte schreiben, wenn ich kann, um Sie au fait zu setzen, oder um Ihnen wenigstens anzudeuten, was Sie zu thun haben. Ach! ich bin so ermüdet, so ängstlich! — Sie begreifen.... Wir haben Sie sehr nothwendig. Adieu!"

Mein Gott! Was soll all' das bedeuten? denk' ich, indem ich meine geheimnißvolle Sylphide verschwinden sehe. Albert hat mir wohl von einem Rendezvous gesagt, mich aber durchaus nicht in sein Geheimniß eingeweiht. Es muß ihm heute Abend Außerordentliches

Digitized by Google

zugestoßen sein. Nun wohl! Wenn ich ihm dienen kann —

Ich spaziere noch einige Zeit lang auf und ab unter den erleuchteten Orangen, welche die Luft mit Wohlgerüchen und Licht erfüllten, oder „mit einem leuchtenden Concert von Wohlgerüchen," wie Hoffmann gesagt haben würde. Ich erkläre mir die Lage meines Freundes auf verschiedene Weise, baue Vermuthungen auf Vermuthungen, und denke an die Folgen einer Intrigue in diesem Lande der Stilette und Giftbecher. Plötzlich steht der violette Domino abermals vor mir.

„Pst! — lies dies Papier. — In einer Stunde finde mich wieder hier. — Du bist bewaffnet?"....

„Nein, Diavolo!.... Aber —"

„Du wirst's nicht nöthig haben. Nimm indessen dies Stilet; es kann Dir bei Gelegenheit Dienste leisten."

Der violette Domino verschwindet wieder wie ein chinesischer Schatten. Ich hätte gern Albert gefragt, was er vorhabe und warum er nicht, um Entdeckung zu vermeiden, englisch spräche; ich überlege aber, daß es im Gegentheil klüger sei, nur italienisch zu conversiren, um Aufsehen zu vermeiden und weniger leicht erkannt zu werden. Das alles ist sehr mysteriös — denk' ich — ich hoffe, dies Papier wird mir Aufklärung verschaffen. Es muß Gefahr dabei sein, sonst hätte er mir nicht diesen kleinen Dolch zugesteckt.

Während ich diesen Gedanken Raum gebe, untersuche ich die Klinge des Stilets beim Lichte der Lampen.

„Eine gute Klinge, ich zweifle nicht," — läßt plötzlich eine Stimme sich vernehmen, — „aber Du mußt gerade ins Herz stoßen. Ich erwarte Dich schon einige Zeit in der nächsten Allee, wo ich glaube, Dich hinbeschieden zu haben. Das Papier da hefte Du auf seine Kleider. Eine falsche Botschaft soll in einer Stunde höchstens ihn hier vorbeiführen. Hier hast Du ein Päckchen, das schiebst Du in seine Tasche, sobald Du ihn expedirt hast. Du verstehst mich? Vergiß nichts. Du weißt, es handelt sich für Dich um tausend Zechinen. Hier ist mein Ring, ich werde ihn auslösen, wenn die Arbeit gethan ist. Die Andern werden auch kommen. Das Losungswort ist „Milano." Doch man darf mich hier nicht sehen.... Warum hast Du aber einen gelben Domino gewählt? Das ist unbequem für die Flucht."

Im nächsten Momente entzieht mir der Schatten der Orangenbäume den großen schwarzen Domino.

Es scheint, man spielt hier Komödie, oder will eine Auction veranstalten! — Zwei Papiere, ein Packet, ein Ring, ein Stilett. Man hält mich für einen Andern, denn ich bin kein Bravo, so viel ich weiß. Gewiß steckt dahinter ein schlechter Plan, den ich vielleicht vereiteln könnte. Warum ein gelber Domino? hat der „große Unbekannte" mich gefragt. Ich könnte mir dieselbe Frage stellen. Was ums Himmels willen soll ich hier thun?

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Hugo, die französische Sprache, die deutsche Presse, Cornelius, Beranger.]

Darum hat die Kritik mit Recht den Stab über das Stück gebrochen und hier muß der gelehrte Cassagnac, der Adjutant Hugo's, den Fledermisch der Lobhudelei einstecken. Aber ein Anderes ist es, wenn man Hugo wegen seiner Sprache zu Leibe geht. Halte là! möchte ich jenen Kritikern, die sich classisch nennen, zurufen: bis hierher und nicht weiter! Ihr sagt, Hugo verletze den Anstand, wenn er von einem alten Weibe sagt: sa barbe fleurit et son nez trognonne (von trognon, Kernhaus beim Obst, das beim Putzen ausgeschnitten wird). Zugestanden! Aber deswegen hat er doch das Recht, sich so viel Wörter als möglich zu bilden, eben so gut als Racine, Corneille und Molière. Zwar zeigt Ihr ihm den Dictionnaire de l'Académie; hierauf aber muß ich seine Worte selbst wiederholen: „Sobald ein Volk es erlaubt, daß man seine lebendige Sprache in ein Dictionnaire einsperrt, ist es moralisch todt, wenigstens sind seine Gedanken beschränkt, seine Sprache eingekerkert und es selbst keines Fortschritts fähig!" Jedes Wort hier ist wahr. Die französische Sprache war todt, sie konnte deswegen mit der deutschen freien Sprache keinen Schritt halten, die ganze deutsche Denkungsart blieb ihr fremd, und nur die sogenannten Romantiker haben mit geschwungenen Keulen die dicken Deckel des akademischen Wörterbuchs zersplittert, und die Blätter unter das Volk zerstreut. Die französische Sprache hatte ihren Centralisationspunkt wie die Präfecturen und Provinzialstädte, darum rathe ich meinen deutschen Landsleuten, ja nicht die Hauptstadt Paris oder London zu beneiden. Die Künste, Wissenschaften und besonders die bessere Aufklärung des niedern Volkes in Deutschland stehen gerade deswegen auf einem höhern Punkt in Deutschland als in Frankreich. Darum ist leicht vorauszusehen, daß mit der Decentralisation der französischen Sprache auch die politische beginnt, und wahrlich, die französische Provinzialpresse gewinnt mit jedem Tage weit mehr Wichtigkeit, als sie bis jetzt hatte. Auch zeige ich Ihnen mit Vergnügen an, daß sich die deutsche Sprache und Literatur mit jedem Tage hier mehr ausbreitet. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die öffentlichen Stunden des Hrn. Savoye, des Redacteurs des Panorama de l'Allemagne, zu besuchen und dann die Anzeigen in den Journalen, und was noch merkwürdiger, in den äußersten Oppositionsjournalen zu lesen, die aus freier Hand die Wichtigkeit der Literatur Deutschlands aufrichtig anempfehlen und dem Ministerium in diesem Puncte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hier aber kann ich nicht umhin, der deutschen Presse eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Wahrlich, wenn

Digitized by Google

bis jetzt deutscher Geist und deutsche Poesie den Franzosen fremd war, so war nur die Miserabilität der deutschen politischen Presse daran schuld. In Frankreich nämlich existiren keine besondern Blätter für die Literatur, ja sogar die revue de Paris und die revue des deux mondes waren gezwungen, politische Aufsätze aufzunehmen. Nicht so in Deutschland, dort schrieb der bessere Publicist, der Dichter und der Staatsmann nur an literarischen Blättern von Bedeutung, während die Tagespresse die Kannengießereneuigkeiten auftischte und unter ihren Correspondenten lauter Handwerker von Scriblern zählte, die, hätten sie sich unterzeichnet, schon mit ihrem Namen die Literatur entweiht hätten. Doch! hör' ich sagen, man sehe die Allgemeine Zeitung, die gazette allemande par excellence! Es gibt keine Zeitung in Deutschland, behaupte ich, die weniger national, weniger deutsch wäre. Sie bringt den Deutschen über jedes Stück von Hugo mehrere Artikel, ohne den Franzosen je einen Begriff von deutschen Schriftstellern und Dichtern zu geben, es müßte denn gerade einer gestorben sein. Woher dies? Sollte dies dem Morgenblatte aufbewahrt sein? Oder erkennt die Allgemeine Zeitung die neueste Literatur Deutschlands nicht an, weil sie nicht so viel daran verdient als an Schiller's Schweißtropfen? Dem sei wie ihm wolle: so wurde hier in literarischen Cirkeln oft schon davon gesprochen und zwar mit schärfern Worten, als ich sie hier wiedergebe. Dafür bringt die Allg. Zeit. uns die angenehme Nachricht, daß Rußland Deutschland nehme könne, wann es wolle, und bemerkt naiv, dies sei nur die Meinung ihres Correspondenten in Odessa. Ich hörte einen Staatsmann äußern: la gazette universelle est on trop serrile, on trop peu liberale, jamais nationale, und dieser Staatsmann liest sie jeden Tag, ohne ihr je zu glauben. Auch enthielt neulich die „Presse" einen heftigen Artikel gegen dieses Blatt, worin es ihm vorwirft, daß es sich fast jeden Tag widerspricht und heute den Tractat vergißt, den es gestern eingerückt. Doch die Hauptsache ist, daß ein deutsches Blatt ein nationales sein soll, und dies ist die Augsburger Allgemeine nicht.

Cornelius, der deutsche Meister, hält sich hier auf. In ihm fetiren die Franzosen die deutsche Kunst, und es scheint, als gäben sie sich alle Mühe, Deutschland Ersatz für die lange Vernachlässigung zu geben. Die histoire de l'art moderne en Allemagne, von dem Grafen Raczynski, enthält folgende Notiz über ihn. Zwar ist dies Werk noch nicht erschienen, doch enthielt der Constitutionnel diesen Auszug. Da die hiesigen Blätter nichts mehr nachdrucken, so drucken sie die interessanten Artikel vor und bezahlen sie sehr gut. Ich erlaube mir, Ihnen einige Auszüge davon zu geben:

„Das heroische Genre sagt Cornelius am besten zu, jedoch besitzt er auch Grazie. Das alte Testament, Homer, Goethe, Dante, die Nibelungen *), die Troubadours und das Evangelium, das sind die Bücher, aus denen Cornelius Inspiration für seinen Pinsel schöpfte. Es zieht ihn gewaltig zum Homer, aber den Faust hat er mit der größten Originalität wiedergegeben. Man kann sagen Kolbe, Burr, Catel in Berlin und Koch in Rom haben ihm den Weg gebahnt, doch hat er sich selbst seinen eigenen geschaffen, und er hat das Siegel der Großartigkeit auf alle seine Producte geprägt. Cornelius hat den Typus für alle Personen in den Nibelungen erfunden, und hat man sie ein Mal gesehen, so kann man sie nie mehr vergessen — dies ist wahr, aber ich habe Cartons von Cornelius gesehen, worin das Gretchen, wenn auch originell, doch nicht Goethe's Gretchen ist — Volker, Hagen, Siegfried, Chriemhild, Brunehild, das sind die Kinder des großen Malers, denen er als Gott neues Leben gab. Für die divina comedia dienten ihm Giotto und Fiesole, jedoch hat er auch hier Eigenthümliches. Wenn er Personen aus dem Evangelium malt, so liegt eine heilige Verklärung darin, die zugleich das Weichliche verbannt.

Cornelius ist deutsch von Kopf bis zu Fuß. Wild aufbrausend und dann wieder naiv und herzig gut. Es ist ein Stück Michel Angelo in ihm. Seine Antworten sind kurz, oft beißend witzig, sein Ton hart, aber dann ist er auch offenherzig, gerade und der Falschheit unfähig. Immer aber ist er Cornelius, wie der Ocean, der immer seinen Charakter behauptet, ob er stürmt oder ruhig lächelt."

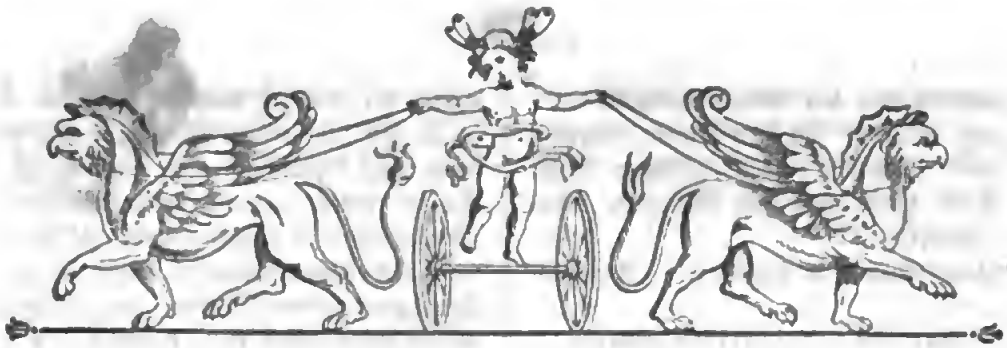
Dr. Broussais, der berühmte Arzt, ist gestorben. Broussais war ein Rationalist und suchte den Stein der Weisen, das heißt Gewißheit, in dem Blute. Seine Vorlesungen waren alle in diesem Sinn, er glaubte alles im Blute zu finden, glaubte nur an das Blut.

Zum Schlusse noch etwas von Beranger, dem edlen Sonderling. In Frankreich sind Gesetze und Verfassung von der Art, daß jeder Mann von Verdienst sein Glück machen kann und wahrlich, hier stirbt der echte Dichter nicht den Hungertod. Nun haben wir aber einen Beranger, der mit Gewalt arm sein will. Weder Decorationen, noch Geld nimmt er an, die schönsten Stellen sind ihm schon angeboten worden, er verschmäht sie und lebt wie ein Einsiedler in der Provinz. Neulich wollte er hierher kommen, da las er von sich in den Zeitungen, daß man ihn festlich bewirthen wolle, zugleich witterte er eine Intrigue, schrieb ab, und kam trotz der inständigsten Bitten seiner Freunde nicht. Noch seltsamer klingt folgender Zug von ihm. Beranger hat Eklogen und Idyllen geschrieben. Man will ihm 30,000 Franken dafür geben, aber Beranger verschmäht den Handel. Erstens will er arm sein, es soll nicht heißen, Beranger habe so viel Geld verdient; zweitens sieht er in den Liberalen, die doch seine Freunde sind, seine Feinde, die sagen würden: seht, Beranger, der Apostel der Freiheit, girrt Liebesgedichte! Und somit schweigt er, ja er soll geschworen haben, sie erst nach seinem Tode im Druck erscheinen zu lassen. Man kann es für eine Grille halten, auf Armuth stolz zu sein, allein ein edler Stolz bleibt es immer.

Von Casimir Delavigne, dem Rechenmeister in der Poesie, wird nächstens la popularité gegeben. Das Stück wurde zwar von Duval als ein Plagiat seines „englischen Redners" angegeben, indeß ist Delavigne zu klug, um so zu stehlen, daß man es sieht. Daß er stiehlt, ist gewiß, denn es fehlt ihm durchaus an Erfindung. — Victor Hugo's Ruy Blas ist auf der Bühne parodirt.

*) Von den Nibelungen ist hier eine vortreffliche Uebersetzung erschienen. Die französische Kritik stellt das Epos neben Homer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 3. — den 4. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Wolf.

Der gelbe Domino.

(Fortsetzung.)

Ich eile in die entferntesten Alleen des Parks, und beim Lichte der letzten Lampe lese ich das Billet der graziösen Unbekannten. Es war italienisch geschrieben und auf den ersten Blick eine elegante Frauenhand zu erkennen:

„Wir sind entschlossen, zu fliehen, denn hier unter den Dolchen ist kein Heil für uns zu erwarten. Wir werden gewiß unsere Verzeihung erhalten, sobald Sie in die Hände meines Vaters die Papiere, welche Albert heute erhielt und Ihnen zu diesem Zwecke mittheilen wird, abgeliefert haben. Wir rechnen auf Sie, um unsern Schatz zu retten. Unsere Pferde sind bereit, in wenigen Stunden sind wir in Sicherheit. Jedoch zählen wir darauf, daß Sie fortschaffen werden, was unsere Flucht, die schnell sein muß, nur verzögern würde. Folgen Sie uns schnell in Ihrem Wagen und rechnen Sie auf die Dankbarkeit und Erkenntlichkeit von Viola."

P. S. „Ich schreibe in größter Eile, denn mein Vater fragt nach mir, sobald ich ihn nur einen Augenblick verlasse."

Was soll das heißen? Albert hat mir ja nichts von Papieren gesagt, die, wie es scheint, diesen Morgen mit dem Packetboote angekommen sein müssen. — Viola! — Nie hört' ich diesen Namen aussprechen. Er hat gesagt: lies dieses und Du wirst Alles begreifen. Gott strafe mich, wenn ich das Geringste begreife! — Ich soll in meinem Wagen folgen, und ich weiß nicht einmal, wo sie hingehen! Er ist sicherlich im Begriffe, eine reiche Erbin zu entführen. Der Teufel hole den gelben Domino! Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich noch ein Packet Papiere erhalten und einen Schatz zum Aufbewahren oder Mitnehmen. Ich muß aber doch auch dies Billet hier in Augenschein nehmen, es soll ja dem Manne als Epitaph dienen, den ich sicherlich nicht erdolchen werde — „Lohn des Verräthers!" — eben so kurz als energisch. — Jetzt aber schnell in die Orangen-Allee zurück, denn ich glaube, die Stunde naht heran. — Dies ungefähr ist der Gang meines halblauten Selbstgespräches, und indem ich die Orangen-Allee aufsuche, denke ich noch nach über die mir aufgefallene Stelle in Viola's Brief: „Unter den Dolchen ist kein Heil für uns zu erwarten." Vielleicht, so denke ich, ist gerade Albert derjenige, den ich ermorden soll.... Gleichviel! — Er mag es sein oder ein Anderer, ich werde ihn retten!

Nicht lange ist mir aber Zeit vergönnt, die merkwürdigen Möglichkeiten dieser Ballnacht zu erwägen, denn schon werde ich abermals angeredet:

„Seid Ihr es? Was ist die Parole?"

„Milano!" antworte ich leise.

„Richtig. Giacomo und Tomaso sind ganz nahe. Ich will sie holen."

„Da sind wir alle, Filippo," spricht der Mann leise, mit zwei Männern zurückkommend; „er muß in kurzem hier vorbei."

Digitized by Google

„Stille!“ antworte ich, den Ring vorzeigend.

„O, Verzeihung, Signor! Ich hielt Sie für Filippo.“

„Nicht so laut! Alles ist entdeckt, Filippo ist arretirt! Auf der Stelle müßt Ihr Euch entfernen. Morgen seh' ich Euch wieder.“

„Corpo di Bacco! Wo denn Signor? — Am nämlichen Orte?“

„Ja. — Rettet Euch jetzt und zögert nicht länger.“....

Sklaven des Ringes! rufe ich, indem ich sie fliehen sehe. Einmal habt Ihr mir gehorcht! — Indem ich den prächtigen Solitair, offenbar von hohem Werthe, betrachte und mich auf ein Mittel besinne, ihn seinem Herrn wieder in die Hände zu spielen, — erscheint plötzlich wieder Albert in seinem violetten Domino.

„Es war eine Unvorsichtigkeit, mir durch den schwarzen Domino zu schreiben; sagte ich Dir nicht, daß ich zurückkommen würde? Doch wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Folge mir und schweige!“

Ich folge ihm. Die vorgebliche, durch den schwarzen Domino überbrachte Botschaft begreife ich, sonst nichts.

Der violette Domino führt mich zwei bis dreihundert Schritte tiefer ins Bosquet und sagt mir dann: „Dort unten, in jenem dunklen Gange, wirst Du meinen treuen Neger treffen, der Dir — aber nur auf Vorweisen dieses Ringes — den kostbaren Schatz, der unter seiner Obhut ist, übergeben wird!“

Nun fange ich an zu zweifeln. Nie hatte noch Albert einen treuen oder untreuen Neger gehabt! Es wird offenbar, daß hier ein Irrthum obwalten müsse.

„Ich fürchte,“ erwiedere ich....

„Fürchten!“ unterbricht mich der Unbekannte, „nie hörte ich Dich dieses Wort aussprechen! Und was hast Du zu fürchten von hier nach Pisa? In drei Stunden führen Dich Deine Pferde hin. — Hier dies Packet übergib dem Herzoge. Du weißt jetzt, wo der Schwarze ist: kehre nun zum Palazzo zurück, übergib dies dem Herzoge und ersuche ihn, es sogleich zu lesen. Verweile aber keinen Augenblick, sondern kehre sogleich zum Neger zurück, welcher Dir das Bewußte übergeben wird. Während der Herzog diese Documente liest, entfliehe ich mit meiner Viola.“

„Ich begreife nicht das Geringste von der ganzen Sache,“ antworte ich, das Packet ihm abnehmend.

„Du wirst Alles erfahren, sobald wir uns in Pisa wiedertreffen. Für jetzt laß uns eilen.“

„Es sei mir wenigstens erlaubt.“....

„Kein Wort mehr, wenn Du mich liebst,“ unterbricht mich schnell der violette Domino, welcher nicht Albert ist, wie ich mich nun deutlich überzeugen kann, da ich ihn zum ersten Male laut und vernehmlich reden höre. Also Geheimniß und Irrthum zu gleicher Zeit. — Da ich indeß zu weit vorgerückt bin, um mit Ehren zurückweichen zu können, entschließe ich mich, dem Abenteuer keck entgegenzutreten, innerlich jedoch meinen unglücklichen gelben Domino verwünschend. Indem ich zum Palaste gehen will, begegnet mir der schwarze Domino und spricht mich an.

„Milano,“ antworte ich.

„Alles in Ordnung, Filippo?“

„Vortrefflich, Signor!“

„Wo ist er?“

„Dort unten,“ erwiedere ich, mit dem Finger auf die Orangenbüsche deutend.

„Und das Papier und das Päckchen?“

Ich antworte mit einem Kopfnicken.

„Dann thust Du wohl, Dich zu entfernen; ich sehe Dich morgen wieder.“

„Am selben Orte, Signor?“

„Ja wohl,“ antwortete er, hastig einen Seitenpfad einschlagend.

Im Palaste dränge ich mich durch die Menge und erreiche endlich den Fürsten, auf dessen Arm sich die junge halbmaskirte Dame stützt, mit der ich im Parke gesprochen. Es fällt mir plötzlich bei, daß des Herzogs Tochter Viola heißt. Ich trete kühn vor und übergebe mein Packet, indem ich den Herzog ersuche, vom Inhalte sogleich Kenntniß zu nehmen; mit einer tiefen Verbeugung ziehe ich mich hierauf zurück und eile die Stufen des Palazzos hinab.

„Es ist übergeben?“ spricht leise eine Stimme mir ins Ohr.

„Ja.“

„Gut. Nun in den Park!“

Jetzt geht's nach Pisa, denke ich. Mitschuldiger vielleicht in einer hochverrätherischen Affaire werden, und das nur eines gelben Dominos wegen, ist doch hart. Wie Gott will! — seufze ich — ich muß mich in Geduld ergeben, nun ist nicht mehr zu helfen. In dem kleinen Gange finde ich den Schwarzen, dessen Augen wie die einer Katze im Dunkeln glänzen. Nur mit Mühe kann ich unterscheiden, daß er zur Seite einen Korb oder etwas Aehnliches stehen hat.

„Was wollen Sie, Signor?“ ruft mir der Neger aufgeschreckt entgegen.

„Dich von Deiner Verantwortlichkeit befreien. Hier ist der Ring Deines Herrn.“

Digitized by Google

Nachdem er den Ring befühlt und sich bemüht hat, ihn zu sehen, nimmt der Mohr ganz vorsichtig den Korb auf und gibt ihn mir in die Arme. Das Ding ist eher unbequem und dick als schwer.

„Hören Sie, Signor? Lärm in der Gegend des Palastes! Eilen Sie! Mich darf man nicht bei Ihnen sehen." — Mit diesen Worten nimmt er reißaus. Ich ergreife gleichfalls die Flucht mit meinem Korbe, dessen Inhalt unbekannt, und denke, daß das Imbroglio seiner Entwickelung nahe ist. Ich höre von allen Seiten rufen und schreien, und bemerke deutlich, daß man mich verfolgt. In der Eile stoße ich wider einen Stein, mein Korb fällt und — fängt an zu schreien. Ich hebe schnell das unschuldige Geschöpf auf, um mich zu überzeugen, ob ihm kein Leid geschehen sei. Glücklicherweise war das wunderhübsche Kind nur wach und erschreckt. Meine Gefahr vergessend, setzte ich mich ruhig in meinem gelben Domino nieder und singe: Dodo, Dodo, mein Kleiner — als ich plötzlich eine schwere Hand auf meiner Schulter fühle und die schrecklichen Worte vernehme: „Wir verhaften Euch im Namen des Herzogs."

„Wozu diese Gewalt, meine Herren!" rufe ich ganz verwirrt.

„Ihr seid verhaftet im Namen des Herzogs."

„Verhaftet!? Aber — ich bin Engländer, Signor!"

„Das thut nichts zur Sache. Wir haben Ordre, alle gelben Dominos zu verhaften."

„Zu allen Teufeln mit dem gelben Domino!" wiederhole ich mir wenigstens zum zwanzigsten Male. — „Nun wohl, Signors, ich folge; aber lassen Sie mich wenigstens diesen armen kleinen Engel beruhigen, der sich fürchtet."

„Sonderbar!" bemerkt einer der Häscher, „daß wir ihn gerade überraschen, als er ein Kind entführen will, während zur selben Zeit ein Anderer die Signora Viola entführt."

„Das ist sehr sonderbar, wirklich," bemerkte ich dagegen, „und was noch sonderbarer ist, ich wäre eben so wenig als Ihr im Stande, zu erklären, wie das zugeht. Nun bin ich bereit, Euch zu begleiten. Sei doch Einer von Euch so gut, diesen leeren Korb zu tragen, ich trenne mich nicht vom Kinde."

Wir erreichen den Palast. Die Menge theilt sich um uns. „Da ist er! da ist er!" ruft man von allen Seiten. „Seht, er hat ein Kind! Oh! das hübsche Püppchen! Bambino bellissimo!" — Endlich bin ich in der Nähe des Herzogs, der in heftigem Zorne zu sein scheint. Ich hatte mich nicht demaskirt. Man weiß, daß man in Italien dies Incognito gewöhnlich respectirt, und daß man nur in einem Falle absoluter Nothwendigkeit sich dazu entschließt, Jemanden — zu entlarven.

„Das ist derselbe Domino!" ruft der Herzog. „Bekenne! waret Ihr es nicht, der mir vor wenigen Minuten dieses Packet Papiere übergeben hat?"

„Ja wohl, Signor," antworte ich, das weinende Kind liebkosend.

„Wer hat sie Euch gegeben?"

„Ihre Hoheit erlauben — ich weiß es nicht."

„Was geht mit dem Kinde da vor?"

„Ihre Hoheit erlauben — ich weiß es nicht."

„Wo habt Ihr es herbekommen?"

„Aus diesem Korbe, Signor."

„Aber wer hat Euch diesen Korb gegeben?"

„Ihre Hoheit erlauben — ich weiß es nicht."

„Habt Ihr mich zum Besten? Man durchsuche ihn!"

„Wollen Ihre Hoheit mir erlauben, so kann ich diese Mühe den Herren ersparen, wenn eine dieser Damen sich mit dem Kinde zu befassen so gütig sein wollte. Ich habe diesen Abend viele Geschenke erhalten, welche ich sogleich die Ehre haben werde, vorzuzeigen."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Sigismund Thalberg — Alexander Dreyschock.]

Die Virtuosen drängen sich, wir leben in einem Gewühl von Kunstleistungen. Sie schneiden sich, um der Concurrenz zuvorzukommen, den Weg ab und stoßen doch hier und dort haufenweise auf einander. Am 27. Dec. spielte Dreyschock in Leipzig, am Tage darauf der gefeierte Thalberg, le desiré, der auch noch ein zweites Concert gab. Es beweist den großen Fond an musikalischem Interesse im leipziger Publicum, daß Alexander Dreyschock am Abend vor Thalberg sogar ein gutes Concert machte. Um nun jeden Sieg in eine Niederlage zu verwandeln, fehlt uns noch Liszt, der Thalberg aufs Haupt schlägt. Liszt ist aber bekanntlich jetzt in Rom und Fräul. Kathinka v. Dietz hat Leipzig verschmäht, zu ihrem Glück und zu unserem. Somit blieb Thalberg unbesiegt auf dem musikalischen Schlachtfeld von Leipzig, obschon der jugendliche Böhme von ihm eben so wenig verdrängt als überwunden ist. Vielmehr steht von dem intensiven Feuer, von dem nachhaltigen Fond tiefer Gefühle, die in Dreyschock lebendig sind, später mit vollendeter Herausbildung aller seiner Kräfte ein entschiedener Sieg zu gewärtigen. Ueberhaupt hat Thalberg uns auch nicht über unsre heimischen glänzenden Talente verblendet, vielmehr hat er in uns zum Bewußtsein gerufen, was wir an Mendelssohn-Bartholdy als Pianisten und an Klara Wieck besitzen. In Beiden ist ein Flügelschlag der Phantasie, der sich in Thalberg nur spärlich Bahn bricht; jene traumhafte Musik, die uns in die Märchenwelt der Empfindung versetzt, ist

Digitized by Google

nicht in ihm; seine Variationen über Beethoven'sche Themata erwiesen ihn auch auf dem Felde des dämonisch Leidenschaftlichen, des phantastisch Großartigen als einen Fremdling, an Uebermuth in technischen Wagnissen steht er gegen Alexander Dreyschock bei weitem zurück. Dagegen hat Thalberg seine eigne Sphäre; ob diese groß ist, ist eine weitere Frage, aber in dieser seiner Sphäre ist er groß, in sich vollendet, unerreichbar fest. Sein Spiel ist die vollendete Grazie. Diese perlende, glockenhafte Reinheit seines Tons läßt sich nur festhalten bei der abgeschloßnen Ruhe der Empfindung. In diesem Ebenmaß der Schönheit, die ihn auch im Sturm der Passagen nie verläßt, erscheint uns sein Spiel wie Goethe'sche Prosa, die ebenfalls den ganz fesselosen Erguß verschmäht, um, allerdings etwas ängstlich, dies Ebenmaß der Schönheit und das Behagen der plastischen Haltung in keinem Augenblick aufzuopfern. Mit diesem Gleichniß glaub' ich Thalberg's Spiel in ästhetischer Hinsicht am einfachsten zu bezeichnen. Daß in dem jugendlichen Böhmen noch Mächte walten, die über diese ganze Sphäre hinwegragen, ist in technischer Hinsicht schon jetzt einzuräumen. Dreyschock spielt eine Composition mit der linken Hand, er spielt die Chopin'sche Etude Nr. 12 in Octaven, und zu beiden, eben so wenig wie zu freien Improvisationen, wird sich Thalberg nie verstehen. Thalberg spielt nur sich, seine Compositionen haben nur den Zweck, sein Spiel zur Erscheinung zu bringen. Dies zugestanden, hat man doch allen Grund, die Grazie des Meisters, seine Delikatesse und das Ebenmaß seiner Vollendung als etwas Beispielloses festzuhalten. — Thalberg ist nach Berlin, Dreyschock nach Breslau abgereist. Der letztere wird jedoch über Leipzig zurückkehren.

[Blumenliebhaberei der eleganten Welt in Paris.]

Ein Fest ohne Blumen kann man sich in Paris gar nicht denken. Blumen; und zwar in den schönsten Exemplaren gehören auf die Treppengeländer, Blumen, die seltensten aus allen Zonen, zieren in geschmackvoll geordneten Gruppen die hellerleuchteten Säle und Cabinette, Blumen prangen im Haar, an der Brust und in der Hand der Frauen und Jungfrauen; denn unter Blumen meint jede jung und blühend zu erscheinen. Wie Wenige aber mögen, uno wie selten auch diese, bei der Freude der Feste, bezaubert von der Schönheit der lieblichen Kinder Flora's, der schlaflosen Nächte, der sorgenvollen Mühe, der harten Arbeit und Anstrengung derer gedenken, deren fleißige Hände diesen Schmuck der Natur gleichsam abgetrotzt und abgerungen haben! — Was aber der eleganten Welt in Paris diese Liebhaberei koste, darüber nur einige beglaubigte Nachrichten. Schon im Jahre 1838 belief sich nach einer Angabe in den Annales d'Horticulture der Werth der für eine Soirée gelieferten Blumen auf 5—6000 Franken (circa 12—1500 Thlr.). — Madame Copin lieferte zu der Vermählungsfeierlichkeit des Herzogs von Orleans im Juni 1837 für das Stadthaus und den großen Opernsaal allein für mehr als 30,000 Fr. (circa 8000 Thlr.) Blumen. Sie zu liefern sind nach einem ganz mäßigen Anschlage mehr als tausend Gärtner mit ihren Arbeitern beschäftigt. — Die Blumen, Pflanzen und Früchte, welche bei dem letzten, elften, Stiftungsfeste der Gartenbau-Gesellschaft in Paris die für eine Festausstellung eingerichteten prachtvollen Säle der Orangerie im Louvre füllten, hatten nach dem Gutachten gewissenhafter Sachverständiger einen reellen Werth von mehr als 400,000 Franken. †.

[Heidenthum im Christenthum.]

Eine der vorzüglichsten Kirchen Moskaus ist die der Verkündigung Mariä im Kreml. Im Innern ist sie durch herrliche Freskobilder geschmückt, die natürlich nur heilige Gegenstände darstellen. Allein durch eine wunderliche Idee verführt, hat der Maler in den Zwischenfeldern eine Menge heidnischer Philosophen und Geschichtsschreiber ꝛc. abkonterfeit, und man sieht mit Staunen den Aristoteles, Anacharsis, Menander, Ptolemäus, Thucydides, Zeno, Herodot und Plutarch. Jeder hat eine Rolle in der Hand, auf welcher eine biblische Stelle steht, und damit der bigotte Russe nicht etwa verführt werde, sie deshalb für christliche Heilige zu halten, ist der Name des Heiden sorgfältig unter dem Bilde beigefügt. Wie würden sich die alten Philosophen wundern, wenn sie sich so in die christliche Kirche versetzt sähen, wo die Krönungsceremonie der russischen Kaiser Statt findet. *.

[Alter des dessauer Marsches.]

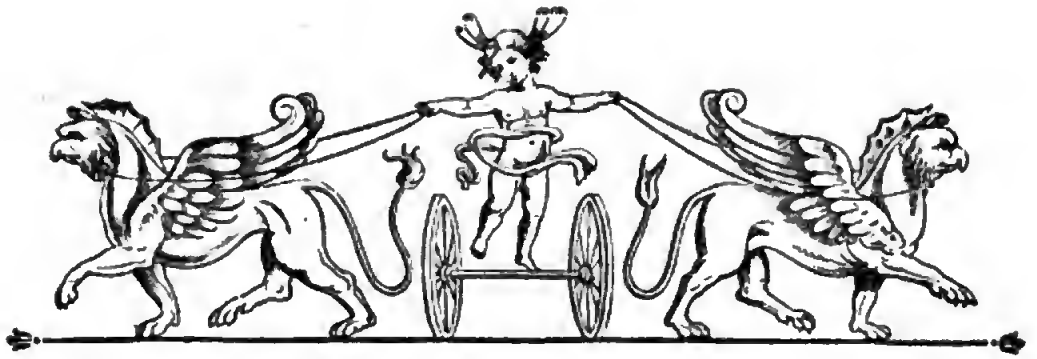
Wie alt ist der dessauer Marsch und wie lange hat er sich erhalten! Den ganzen 7jährigen Krieg hindurch führte er das preußische Heer zum Kampf und Sieg und Jahrelang beliebte er seine Paraden, seine Zapfenstreiche. Noch vor wenigen Jahren verarbeitete ihn Friedrich Schneider in Dessau zu einer heitern Ouverture, die wiederum aller Orten ansprach, wo sie zur Aufführung kam und, wie alt ist er? Ueber 130 Jahre! Wer ist der Meister davon? Ein Italiener, aber der Name desselben ist wohl nicht mehr zu ermitteln. Als der berühmte Fürst Leopold von Dessau († 1747) unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen mit 8000 Preußen 1705 der Schlacht bei Cassano beigewohnt hatte (16. August) die man dem Marschall Vendome lieferte, überraschten ihn die Einwohner mit diesem Marsche zur Siegesfeier. Er wurde zum ersten Male auf einer Parade gespielt, und die eben so ausdrucksvolle, als faßliche Melodie gefiel dem Fürsten, wie den Truppen, dermaßen, daß er nun der Lieblingsmarsch des Ersteren bis zu seinem Tode, so aber auch der Lieblingsmarsch des Heeres, das ihm einen oft wechselnden Text unterlegte, länger als ein halbes, um nicht zu sagen, ein ganzes Jahrhundert blieb. Die Liebe des alten Dessauers zu der Melodie des Marsches ging so weit, daß er alle Lieder in der Kirche darnach sang. *.

[Peter Schlemiel in Baiern.]

Dr. Riedel's „Peter Schlemiel und sein Sohn" wird, wie wir hören, in Baiern große Sensation hervorbringen. Man erwartet mit gespannter Erwartung das Erscheinen des Buchs.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 5. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Nachlaß *).

Weimar 1825.

Bei der Nachwelt werden große Männer bei ihrem eignen Namen gerufen, nicht aber bei dem Uebernamen, den ihnen eine kleinliche Mitwelt auflegte. So lang wir leben, hat jeder Mensch von Verdienst und Genie zwei Namen, bei der Nachwelt nur einen. —

Eure Visitenzimmer beengen mir die Brust und kommen mir wie Krankenzimmer vor. Hinaus, hinaus in die freie Luft! Auf die Schiffswerfte! Lassen wir diesen verfaulten Weltheil hinter uns! Was wollen wir uns immer und ewig mit seinem Moder beschäftigen?

— Da sitzt ein kränklicher Mann, der aus Liebe zum Bilderdienst das Blut seiner Väter in Rom verleugnet und römisch-katholisch geworden ist! Da sitzt ein Anderer, der sagt: Es wäre alles besser geworden, wenn Luther nur nicht gekommen wäre! Das macht sich alles von selbst. O ja, schaut hin! Herrlich hat es sich in Eurer verfaulten Hispania ohne Luther gemacht! Ihr wußtet damals nicht, als der Mann Gottes in heiligem Zorn den Ablaßkasten zerschlug, was Schwarz oder Weiß sei, und wißt es jetzt noch um so weniger. Meineidig sein — in die Messe gehen, beten und singen, Gift mischen, Fenelon's und Torquemada's, Giftpilze und Ananas, Albas, Henker, geweihte Dolche und Rattenpulver in geweihte Hostien versteckt; so war's, so ist's auch jetzt noch, nur feiner und eben darum desto gefährlicher: — geht hin — heuchelt dem Papst, küßt ihm den Pantoffel, der Norden Europas wird Euch Schwachköpfen, Euch Kunst- und Ablaßbrüdern, Euch Kunst- und Ablaßschwestern, gewiß, wo er zur Sitte erwacht, keine Absolution geben. Oder wißt ihr noch nicht, daß der fromme Nomade in den tatarischen Steppen Gott näher steht als ihr mit all solch übertünchtem Ablaßwesen?

Des Ablaßkastens enges Bret
Trennt die erbitterten Gemüther,
Jahrhunderte geh'n sie die Hand am Schwert
Und schauen sich von beiden Seiten
— feindselig an.

Ich komme daher, ich trete unter Euch wie ein altes Gespenst, aus dem Luthergäßchen zu Weimar abgeschickt. O Tyrus, o Sidon, kannst Du mich anhören? Verspottet mich nur! Es naht die Zeit, wo Euch der Glaube an diese meine Worte mit dem Schwert zugleich in Eure Hände kommen wird.

Was hat der Norden Europas mit dir zu schaffen, verbuhltes hesperisches Weib, seine Stunde des Unterganges ist noch nicht gekommen.

Mait Ihr Madonnen! Wir haben noch Madonnen, die lebende Kinder an ihre Brust legen! Tragt die Thaten Eurer Vorfahren auf geduldigem Rücken durch ganz Europa herum, handelt mit dieser Waare! Wir wollen unsre Jugend feisch erhalten von solcher sündlichen Fäulniß und sie dazu erziehen, daß sie Heldenthaten verrich-

*) Erscheint nächstens in Druck. Wir geben hier Einzelnes aus seinem Tagebuche. D. Red.

Digitized by Google

ten kann! Seht aus wie die Scipione, habt Nasen, wie Cäsare und handelt mit Limonade oder mit Kupferstichen, und laßt dann Euch zu Hunderten von einem tüchtigen, muthvollen Deutschen in die Flucht jagen. Und weil Ihr mit den sichtbaren Waffen in Europa, wie das alte Rom nicht mehr herrschen könnt: so verschafft Euch geistliche unsichtbare Waffen! — Heiliget die Giftmischerei! Absolvirt den Meineid! Wickelt Dolche in Hostien, wenn Eurr Reich nur Bestand hat! — Höre mich, Hesperia! So lange Du nicht Luther, der den sündlichen Ablaßkasten zu deinrn Füßen zerschlug, dafür in die Zahl Deiner Heiligen aufnimmst, und Dich von solch gottlosem Wesen in Zukunft ernstlich bekehrst und wiedergebährst: sobald Du nicht rin briliges, rrines, keusches Familienleben in dem Schooß der Deinigen wiedrr einführst, so werdrn Dir all drine Madonnen und Scipionen, dir deine Colporteurs auf ihrem Rücken in Europa herumtragen, nichts helfen, Du wirst einem schimpflichen Untergang unter den Völkern Europas verfallen sein, und alles Gebimmel Euerr Klöstee wird die großen Todten aus ihren Gräbern nicht wieder auferwecken!

Den 15. Juli 1821.

Ich bin der Johannes Falk genannt,
Von der Ostsee kam ich ins Thüringer Land.
Ich bin unstes Herrgotts Fiedelbogen;
Gar steaff hat er mich aufgezogen,
Und spielt ein Stück mit mir aus Dur
Daß Allen duech Mark und Gebein es fuhr.
Lustig wie sie sind — lieb- und weintoll,
Hätten sie es freilich lieber aus Moll.
Aber nur Geduld, liebe Seele, Geduld!
Du stehst ja nicht ewig am Notenpult:
Und ist das Stück zu End' eest ganz,
Dann löst sich die schneidendste Dissonanz
In die seligste Harmonie.
Das glaub' und hoff' und verzage nie!

Am ersten Pfingstfeeetage 1823.

Der Löwenzahn, dee muthig mich zerreißt,
Wenn ee durch sein Gebrüll heraus mich foedeet,
Ihn fürcht' ich nicht, ich hab' ihn nie gefürchtet
Weil Heldenmuth voe Heldenmuth mich schützt.
Hier gitt's den Wechselkampf — er — oder ich! —
Gleich sind die Waffen, ehrlich ist dee Kampf.
Weit anders ist dee Streauß mit böser Argliſt
Mit Schlangentücke und Verrätherei.
Die ungeseh'n, unaufgefordeet naht.
Voe diesem Nachtgespenst beschützt kein Muth,
Was langsam schleichend, hundertfüßig naht,
Was eiskalt plötzlich dir am Rücken sitzt,
Was da ist, eh' du weißt, woher es kam,
Das ist's, was mich in der Natue erschreckt!
Hier frommt kein Schwert, hiee sei auf deiner Hut!
Ja, vor der Feigheit darf ein Held ezitteen.

(Wird später fortgesetzt.)

Der gelbe Domino.

(Beschluß.)

Eine liebenswürdige Signorina hat indessen meinem Schützlinge die Arme hingereicht und das kleine Wesen, in seiner Angst und Unruhe, mit seinen Aermchen den lebhaften Wunsch ausgedrückt, zu ihr zu kommen. So tief ist in drr Natur der Instinkt gegründet, welcher die Kindheit antreibt, den Schutz des zarteren und saufteren Geschlechtes zu suchen.

„Vorerst vernehmen Ihre Hoheit, daß ich in dieser mir unvergeßlichen Ballnacht diesen Ring erhalten habe."

„Und von wem?" fragt der Herzog, welchrr ihn zu erkennen schrint.

„Ich weiß es nicht. Auch diesen hier habe ich erhalten."

„Wißt Ihr, von wem?" — Der Hrrzog erkennt den Ring des „großen Unbekannten."

„Nein, Signor. Hier ist auch ein Stilet; — gleiche Unwissenheit von meiner Seite. — Hier ist endlich noch ein Packet, das hieß man mich in die Tasche des Mannes stecken, den ich todten sollte."

„Und Ihr behauptet auch hiervon nicht zu wissrn, wer es Euch gegeben hat?"

„Ich weiß es durchaus nicht, Signor. Da ist auch noch ein kleines Papier, welches ich an die Kleider des Todten befestigen sollte."

„Guter Gott! Und Ihr wißt wirklich nichts?"

„Ich habe nur immer dieselbe Antwort allen Fragen entgegenzusetzen."

„Vielleicht wißt Ihr auch nicht Euren Namen und Stand?" bemerkte der Herzog mit ungläubigem Lächeln.

„Hierauf kann ich antworten," entgegne ich, meine Maske abnehmend. „Ich bin Engländer und, wie ich hoffr, nicht unwürdig meines Titels als Gentleman. Ich heiße Herbert, und erfreute mich mehr als einmal der Ehre, an Ihrer Tafel zu sitzen."

„Signor, ich erkenne Sie. Man lasse uns allein. Ich muß mit diesem Cavalirro eine Unterredung unter vier Augen haben."

Digitized by Google

Als wir allein waren, erzählte ich dem Herzoge alle meine mysteriösen Abenteuer im größten Detail, und er selbst gab mir dann den Faden des Labyrinthes.

Der Herzog hätte gern die Hand seiner Tochter an Rodolfo, Grafen von Istrien, gegeben, nie war es ihm aber in den Sinn gekommen, der Neigung seines geliebten Kindes Zwang anzuthun. Die junge Viola ihrerseits erwiederte aber die Liebe des Marchese Aibert von Salerno, von dem ihr Vater jedoch nichts hören wollte. Als der Graf Rodolfo seinen glücklicheren Rivalen entdeckte, machte er, wuthentbrannt, mehrere Versuche, sich seiner durch Ermordung zu entledigen. Endlich hatten der Marchese und Viola sich sogar im Geheimen vermählt, und ein Jahr darauf hatte sich die junge Marchesa aufs Land zurückgezogen, wo sie, ohne daß ihr Vater das Geringste davon wußte, einen hübschen Knaben gebar, den man für den Sohn einer ins Geheimniß eingeweihten Hofdame ausgab. Zu dieser Zeit hatten die geheimen Gesellschaften, besonders die der Carbonari, sich den gekrönten Häuptern furchtbar gemacht, und man bot, von Seiten der Regierungen, als Mögliche auf, sie zu vernichten. Graf Rodolfo hatte sich an die Spitze einer dieser Gesellschaften gestellt, theils um seine Macht zu vermehren, theils auch, um treuergebene Menschen zur Verfügung zu haben, die ihn leicht vom Grafen von Salerno befreien konnten. Der Marchese indessen war hiervon unterrichtet und schon seit lange trachtete er darnach, Beweise gegen den Grafen zu finden. Es gelang ihm endlich, und zugleich erfuhr er, daß man ein neues Attentat auf sein Leben während des Balles der Marchesa di Cesto beabsichtige. Er entschloß sich nun, den Herzog Alles wissen zu lassen, selbst seine Heirath, und dann — bis der erste Zorn sich gelegt habe — nach Pisa zu flüchten, denn er glaubte hoffen zu dürfen, daß die untrüglichen Beweise vom Verbrechen des Grafen Rodolfo doch zuletzt seinen Schwiegervater günstig stimmen würden. — Das Fest gab ihm zugleich eine prächtige Gelegenheit an die Hand, seine Frau zu entführen, was im herzoglichen Palaste, inmitten der Garden, wohl sehr schwierig gewesen wäre; Viola wollte aber den Schritt nicht ohne ihr Kind thun, und dieser Umstand hatte dann ihre Flucht zu Pferde sehr erschweren und verzögern müssen. — In dieser Verlegenheit hatte der Marchese an seinen Busenfreund, den Grafen von Ossore, geschrieben, er möchte ihm während des Balls zu Hülfe kommen und, damit er ihn sogleich erkenne, einen gelben Domino wählen. Der Graf von Ossore aber, wie wir den nächsten Tag erfuhren, war diesen Morgen auf eine große Jagd ausgezogen und erst am Abend spät zurückgekommen. Er findet den Brief seines Freundes vor und kommt auf den Ball, als gerade die Flucht des Paares entdeckt wird. Ohne einen Augenblick zu verlieren, war er ihnen sogleich in höchster Eile nach Pisa gefolgt.

Der Leser begreift nun wohl, aus welchem Grunde der Marchese und seine interessante Gemahlin sich an den gelben Domino gewendet hatten. — Graf Rodolfo aber hielt mich nur deshalb für den Chef seiner Carbonari, weil er mich so aufmerksam den Dolch beim Lichte der Lampe prüfen sah. Die Papiere, welche er mir gegeben hatte, bezogen sich auf die geheimen Gesellschaften und sollten den Marchese für einen Carbonaro gelten lassen, das sonderbare Epitaph sollte auf die Vermuthung führen, die That wäre von einem der Mitverschwornen geschehen, um den Marchese des Verrathes wegen zu bestrafen.

Nach allen diesen Eröffnungen wagte ich es, den Herzog um die Erlaubniß zu bitten, meiner Verpflichtung nachkommen und das Kind seiner Mutter überbringen zu dürfen, wozu ich mich um so eher verbunden glaubte, da der Verzug sie in die tödtlichste Unruhe stürzen müsse.

Der Herzog geht nachdenkend mit großen Schritten im Salon auf und ab, endlich antwortet er mir: „Signor Herbert, ich bin so sehr aufgebracht über die schändliche Verrätherei des Grafen Rodolfo, daß — es ist wohl unnöthig, es zu sagen — ich ihm meine Tochter nie geben würde, selbst wenn sie noch frei wäre. Er wird den Befehl erhalten, meine Staaten zu verlassen. — Sie haben das Leben meines Schwiegersohnes gerettet; ich muß Ihnen dafür danken. — Die Art, wie Sie die Bravi zerstreuten, war ein Meisterstück von Gewandtheit und Gegenwart des Geistes. — Gehen Sie nun zu meiner Tochter und ihrem Gemahl und sagen Sie ihnen, daß ich das Kind als Bürge ihrer schnellen Zurückkunft bei mir behalte."

Mit Sonnenaufgang war ich in Pisa, wo ich unser junges Paar im höchsten Schmerze fand. Der Graf von Ossore hatte so eben eine Unterredung mit ihnen gehabt, woraus hervorging, daß sie ihr Vertrauen einem Fremden geschenkt hatten, der es wahrscheinlich dazu mißbrauchte, sie zu verrathen.

Ich versuche nicht, das Glück zu schildern, welches bald diesen vorübergehenden Wolken folgte. Ich wurde geherzt, getirt, fast angebetet, wie ein Schutzengel; und

Digitized by Google

so lange ich noch in L.... verweilte, hatte ich es niemals zu bereuen, zu meiner Verkleidung gewählt zu haben einen gelben Domino.

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Journalistik, Kunstverein, Gutenberg-Schulden.]

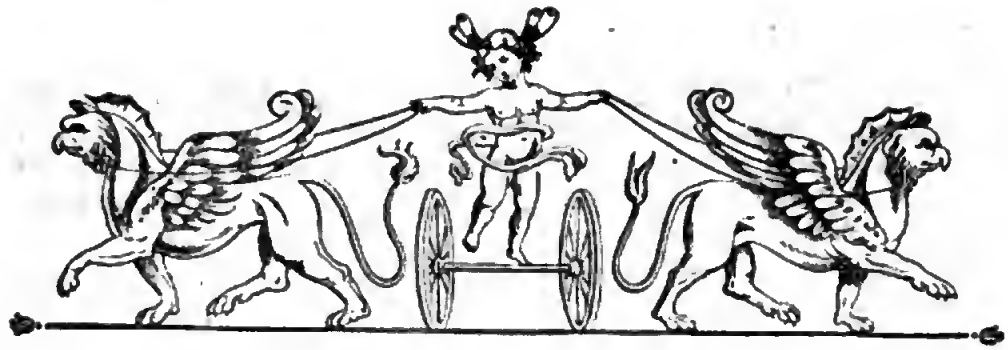
In unserm Zeitungswesen ist offenbar ein Foetschritt wahezunehmen, der, wenn man die hiesigen Verhältnisse betrachtet, jedenfalls ermunternd ist. Unsere periodischen Blätter haben mit zwei Feinden zu kämpfen, mit der undegreiflichen Gleichgültigkeit am Rheine für die Literatur der Gegenwart im Allgemeinen und für die periodische Presse insbesondere, dann aber mit dem Renommée der frankfurter Blätter, die dasselbe weniger durch ihren Geist, als vielmehr durch eine gewisse Popularität, vorzüglich aber duech ihre Wohlfeilheit erwoeben haben. Beweise liefern der Phönix von Duller, und die westlichen Blätter von Louis Lax. Versucht es ein solches tendenziöses, bedeutsames Blatt durchzudeingen, muß es durchaus neben den kolossalsten Mitteln eine kolossale Geduld und Elasticität besitzen, denn die Masse wird von der Didaskalia befriedigt, die in jedem Hause zu finden ist, keine Mittel nöthig und wegen ihrer geistigen Dürftigkeit keine Censur zu fürchten hat. Unsere hiesigen Blätter bleiben untee diesen Umständen, wie die meisten übrigen rheinischen Blätter, unter der Linie der Mittelmäßigkeit. Als nun Dr. Andree an die Redaction der Mainzer Zeitung und ihrer Beiblätter kam, ein Mann, ausgestattet mit tüchtigen Kenntnissen, warmem Eifer und liberalen Gesinnungen, glaubte er den Veesuch wagen zu müssen, mit diesee Apathie und mit diesem Schlendrian eine Lanze zu brechen. Schon nach den ersten Monaten sah man, daß in diesen Blättern Urtheil, Tendenz und Geist sich geltend machten. Wir erwarten von der Wirkung dieser consequent fortgesetzten Haltung der Mainzer Zeitung das Beste und Heilsamste.

Der rheinische Kunstverband, zu dem auch unser hiesiger Kunstverein zahlt, entfaltet eine lobenswerthe Rührigkeit. Im Central-Comité zur Karlsruhe wueden kürzlich von den Abgeordneten dieser verschiedenen Vereine einige beachtenswerthe Beschlüsse gefaßt, so z. B. die Verfertigung von Vereins-Blättern nach guten Originalgemälden zum Zweck der Vertheilung an die einzelnen Mitglieder; so sollen ferner von den einzelnen Vereinen Preisaufgaben an die deutschen Künstler gestellt werden; so sollen endlich bei den Gemäldeausstellungen wie bei den Gemäldeeinkäufen mehr die Werke echter Kunst beachtet werden. Auch ist es nicht unerfreulich, zu vernehmen, daß in diesem Jahre nah an 25,000 Fl. für Kunstgegenstände durch diesen Kunstveeband in die Taschen der Künstler flossen. Solche Resultate, und ein solcher ehrbarer Wille, die Interessen der Kunst zu befördern, müssen allerdings die deutschen Künstler anregen, diesem Institute ihre volle Beachtung zu schenken, und den Turnus-Ausstellungen auch ihre gediegenen historischen Gemälde zuzusenden, die bis jetzt gewöhnlich nur in den Ausstellungen eesten Ranges zu sehen waren. Ohnehin dürfte dieser Kunstverband demnächst noch mehrere andere Vereine in sich aufnehmen, und so eine Ausdehnung gewinnen, die ihm eine vaterländische Bedeutsamkeit gibt. Daß Frankfurt längst Willens ist, diesem rheinischen Kunstverbande sich anzuschließen, ist bekannt. Noch ist die loyale Aufnahme ehrend zu erwähnen, welche die Abgeordneten der einzelnen Kunstvereine in Karlsruhe fanden, der Großherzog namentlich, der dem Comité eine Audienz ertheilte, und sich in derselben sehr warm und lebendig über die Interessen der Kunst im Allgemeinen und dieses Kunstverbandes insbesondere ausdrückte, ließ alles aufbieten, den Kunstvereins-Abgeordneten auch in geselliger Beziehung den Aufenthalt in Karlsruhe angenehm zu machen. Von Mainz war Hr. Lebert, Präsident des hiesigen Kunstvereins, als Abgeordneter in Karlsruhe, und derselbe hat bei der Eröffnung der diesjährigen Vereins-Versammlungen uns recht viel Ermunterndes von diesem Kunstverbande mitgetheilt. —

Dieser Tage gab man hier eine Vorstellung zu Gunsten des Gutenberg-Denkmales. Diese Sache klingt etwas sonderbar, da dieses Denkmal bereits anderthalb Jahre steht; aber man muß wissen, daß noch an 6 — 7000 Fl. darauf zu zahlen sind, welche die Stadt Mainz garantirt hat. Es liegt etwas Demüthigendes darin, wenn man höet, daß Deutschland keine volle 40,000 Fl. füe ein Denkmal Gutenberg's zusammenbringen konnte, während Mainz allein zwischen 15 — 18,000 Fl. beisteuerte, und daß man bei diesem Monument, das der gebildeten Welt angehört, Schulden machen mußte. Aber es ist bekannt, daß diese Angelegenheit in den hohen Regionen nur eine äußerst geringe Unterstützung fand — ich glaube, man verzeiht Gutenberg die Unbilden der Presse nicht! So flossen die Beiträge sparsam zusammen, und das Ausland, von dem man Theilnahme erwartete, zeigte sich unerhört indifferent. Ich erinnere nur an die 50 Fl., die aus dem reichen England kamen. Allein die Ehre der Vaterstadt Gutenberg's, die Ehre des Jahrhunderts forderte, daß die Sache nicht mehr aufgeschoben werde, und so mußte die Gutenberg's-Commission Schulden machen, indem sie die große Schuld an Gutenberg abtrug. Diese Schuld soll und muß liquidirt werden, und man hat dazu ein jährliches Benefiz für Gutenberg's Monument bestimmt, das so lange wiederkehrt, bis die 7000 Fl. bezahlt sind. Diesmal gab man das Drama „Kean" nach Dumas, und Herr Becker aus Frankfurt, ein geborner Mainzer, lieh sein Talent her, um etwas Erkleckliches für dieses Deficit zu erübrigen. Die hiesige Stadt würde besser thun, die Schuld auf einmal zu tilgen, oder bei den hiesigen Bewohnern eine neue Subscription zu eröffnen, um sie durch einzelne Beiträge zu liquidiren. Gerade dem Theater gegenüber steht das Gutenberg-Monument. Ist es nicht eine Schmach, wenn etwa noch zehn Jahre lang diese Vorstellungen sich wiederholen müßten? Man wird wohl thun, die Sache abzumachen, ehe noch im Jahre 1840 das Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst herankommt. Dieses große Fest sollte nichts mehr von dieser Schuld erfahren!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 5. — den 7. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Cöleſtine.

Ein Frescobild aus der Wirklichkeit,

von

Megas Basileus *).

Cöleſtine von B., ein liefländiſches Fräulein, hatte Vater und Mutter früh verloren. Ihren zahlreichen, aber eben nicht reichen Verwandten fiel die Sorge für ihre Erziehung zu. Der Geiſt der Güte, der in der Familie herrſchte, durchdrang auch ſie. In ländlicher Stille erwachſen, kannte ſie von der Welt nur die pflegende Liebe, die ſich ihrer Jugend angenommen hatte. Sie war in das Alter getreten, wo Gefühle der Sehnſucht erwachen, wo die Einbildungskraft eine innere Flamme entzündet, oder die Blicke mit Schatten der Schwermuth umflort. Ihr Leben, ohne Reiz und Wechſel, führte ſie ſelten in die Geſellſchaft der Männer. Zu arm, um den Winter in der glänzenden Geſelligkeit der Städte zu verbringen, im Sommer, der hier nur kurz iſt, auf Spaziergängen und in den Wäldern mit Blumen und Kränzen träumend, ſah ſie nur von Zeit zu Zeit Verwandte, die in gleichem Alter und in gleicher äußerer Lage waren. Sie hatte beſondere Anlagen zur Muſik. Ihr Gehör war bewundernswerth. Sie brachte es faſt ohne Anleitung zu einer artigen Fertigkeit auf dem Pianoforte, und ſetzte, zur Freude des häuslichen Kreiſes, mehrere kleine Tanzſtücke, die ihr leicht gelangen. Aber dies einförmige Leben gab ihr keine Befriedigung. Die vergängliche Jugendblüthe drohte zu ſchwinden, keine Liebe hatte dieſe Jugend vergoldet. Sie ſehnte ſich nach einem Schickſale, nach Schmerzen und Leiden. Schon gedrückt von der Laſt reizloſer Alltäglichkeit, ſchon die liebliche, flatterhafte und gedankenloſe Freude des Mädchenalters nicht mehr kennend, ſchon nicht mehr vor dem Spiegel in den Spielen der Eitelkeit gewiegt, fiel ihr eine noch ſchwerere Bürde zu, die ihr quälend wurde. Die jungen Töchter jenes Hauſes, dem ſie Alles verdankte, wuchſen heran und bedurften des Unterrichts. Cöleſtine übernahm ihn. Sie war damals zwanzig Jahr alt. Sie ſaß ſieben Stunden des Tages am Schultiſche. Man glaubte ihr damit nichts Drückendes auferlegt zu haben, aber Cöleſtinens verſchmachtendes Herz empörte ſich gegen das Joch. Sie ſtand in dem Alter, wo das Leben leicht iſt, wo man am glücklichſten iſt, wenn man ſelbſt ein tändelndes ausgelaſſenes Kind ſein kann, wenn man die wachſame Hüterin hintergehen kann. Und ſie mußte die Stunde beobachten, die Moral auf der Lippe führen, und von der Richtigkeit der irdiſchen Lebensgüter ſich überzeugt ſtellen. Dabei war nur ein Ausweg und ſie ergriff ihn: ſie wurde religiös und phantaſirte mit freudiger Schwärmerei von ihrem Tode.

So war ihr ein Jahr vergangen, da ward ihr eine Reiſe verhängnißvoll. Sie hatte eine Vaterſchweſter an der Gränze Lieflands in einer halbruſſiſchen Stadt, dort ſollte ſie ſich zerſtreuen, dort ging ihr ein neues Leben

*) Verf. des im November 1838. Nr. 229—231. mitgetheilten Artikels über Rußland und die Oſtſeeprovinzen.

Digitized by Google

auf. Ein russisches Garderegiment hatte die Stadt besetzt, die Offiziere erschienen auf Bällen und in Gesellschaften. Cölestine, die, ohne hübsch zu sein, ein anmuthiges Wesen hatte, ward bald von ihnen umschwärmt. Ihre harmlose Unbefangenheit wurde von Allem erregt, gab sich Allem mit Lebhaftigkeit hin. Sie vergaß alle trüben Sorgen. Aber nach einigen Wochen war der erste Rausch verflogen, die Liebenswürdigkeit der jungen Russen aus der Hauptstadt hielt dem kühlern Urtheil nicht Stich, und Cölestine fing an, sich zurückgezogener zu halten. Erst jetzt bemerkte sie einen ältern Mann, der, obgleich kein Offizier, doch im Gefolge des Regiments sich befand und sich mit besonderem Antheil ihr genähert hatte. Es war der Collegienrath Taporow, ein Russe. Er schien ein Liebhaber der Musik, und seine größte Freude war, hinter Cölestinens Stuhle ihrer Musik zu lauschen. Cölestine erfuhr, daß er fünfundsechzig Jahr alt sei. Sein Ansehen schien dem zu widersprechen; auf jeden Fall aber besaß er eine rüstige Kraft, eine jugendliche Gewandtheit, die in solchem Alter ungewöhnlich sind. Er erzählte mit Vorliebe Beispiele seiner ungeschwächten Manneskraft: noch in demselben Sommer hatte er jeden Morgen zwei Meilen zu Fuß gemacht; junge Pferde zu bändigen war ein Vergnügen, das er sich oft bereitete. Er schrieb dies ungebeugte Alter der Mäßigkeit zu, die er sein ganzes Leben geübt. Mit Schmerz und Thränen des Mitleids, sagte er den deutschen Frauen, mußte ich gewahren, wie das Laster des Trunkes meines Volkes beste Kräfte tödtet; der widerliche Anblick ist mir so oft entgegengetreten, daß mir dadurch ein wahrer Abscheu vor geistigen Getränken eingeflößt wurde. Jedes Mal, wenn das Gespräch sich auf die Hoffnungen fortschreitender Gesittungen, die Rußland nährt, bezog, fiel er auf dieses Laster; er sah darin das größte Hinderniß, die ekelhafteste Erniedrigung. Taporow, dessen Gefühl durch europäische Bildung eine zartere und edlere Stimmung erhalten hatte, fühlte sich durch manche Züge der Unmenschlichkeit, die man von seinem Vaterlande erzählte, tief verletzt. Die rohe Behandlung der Untergebenen empörte ihn. Wenn er davon sprach, konnte er seine Bewegung nicht bemeistern, seine Wange röthete sich, sein Auge blitzte. Cölestine konnte diesem Manne ihre Achtung nicht versagen. Er empfand, wie sie; hier war kein Unterschied der deutschen und russischen Denkungsart.

Taporow war zwei Mal verheirathet gewesen. Jetzt war er Wittwer und kinderlos. Er vermißte schmerzlich das ihm geraubte Familienglück. Die Frauen neckten ihn mit der Möglichkeit einer abermaligen Verbindung: dann schwieg er und wurde traurig.

Als Cölestine an einem sternhellen Abend, den der Glanz des Mondes und Schnees erleuchtete, ans Fenster trat, sah sie einen Mann sich in die Schatten der Häuser bergen. Sie glaubte, Taporow erkannt zu haben. Hatte er unter ihren Fenstern gelauscht? Zum ersten Male fielen ihre Gedanken auf eine Möglichkeit.

Es langte ein Brief von Hause an, sie setzte ihre Abreise auf übermorgen fest. Die Thränen standen ihr in den Augen. Sie empfand zärtliche Sehnsucht nach dem Hause ihrer Jugend — aber dieses Haus, war es nicht auch ein Grab, ein Kloster, das von dem blühenden Leben abschließt? In dieser weichen Stimmung eines gemischten Gefühls überraschte sie Taporow. Die Ankündigung ihrer Abreise machte ihn bestürzt; eben wollte er seinem Gefühle Worte leihen, da trat die Tante herein, und es blieb bei den herkömmlichen Worten des Bedauerns. Taporow wandte das Gespräch auf seine Lage, seine Aussichten. Er gestand, zwar nicht reich zu sein, aber ein Vermögen zu besitzen, daß ihm ein anständiges Auskommen gewähre. Sein Geschäft hielt ihn meist in Petersburg; aber alles wüsten Treibens müde, wollte er sich auf sein Landgut zurückziehen, das im Inneen Rußlands, noch nördlicher als Petersburg, im Bezirke ungeheurer Fichtenwälder gelegen war. Dort gehörten ihm 600 Seelen. „Ach," rief Cölestine, „wie schrecklich! In ewiger Nacht, in ewiger Eisstarrung, fern von sonnenerwärmten Gefilden, von den Gefilden milder Sitte, freundlicher Künste und sanfter Sprachen, unter reißenden Thieren, und noch wildern, in Pelze gehüllten, Menschen, in todten, schauerlichen, unermeßlichen Wäldern!" — „Desto schöner," erwiederte Taporow mit Bedeutung, „der warme Heerd, an dem die Liebe wohnt, deren Bande sich um so enger schließen, um so beglückender sind!"

Taporow hielt jetzt Alles für genug vorbereitet und benutzte den ersten freien Augenblick, um in der That Cölestinen seine Hand anzutragen. Ihr Schutzgeist war fern, schnell entschlossen, sagte sie zu, und war von diesem Augenblicke an Taporow's Braut. Sie war die Braut eines 65jährigen Greises, dessen Inneres sie nicht kannte, dessen Volk, Religion und Sprache ihr fremd waren. Es war eine Unbesonnenheit, die ihr verderblich werden sollte, und dieser Augenblick gab ihrem jungen unglücklichen Leben seine schreckliche Wendung.

So schnell zum Ziele gelangt, war Taporow selbst über Colestinens schnelle Entscheidung erstaunt. Ein fin-

Digitized by Google

sterer Verdacht überfiel ihn. Sein Gesicht nahm einen entsetzlichen Ausdruck an, der der natürliche schien, und wie ein Blitz verschwindend darüber hinfuhr. Dann waren in dem nämlichen Augenblicke wieder alle Züge in freundlicher Glätte geordnet, und er schien der beglückteste Mann. Auch Cölestine war voll der schönsten Hoffnungen. Sie glaubte ihren Bräutigam zu lieben, es sollte ihre ganze Seligkeit sein, ihm pflichtgetreu zu dienen, und die ganze Welt war in ihm umschlossen. Aber diese junge Rose mit ihrer morgenrothen Flamme, und dies Alter, das keinen Ueberfluß an Kraft und Leben besitzen, das kein süßes Liebesgetändel, keinen träumerischen Schein mehr verstehen konnte! Es wae traurig, das blühende Kind mit frischen Lippen in des Greises Umarmungen hängen zu sehen.

Zwei Tage darauf reiste Cölestine ab. Sie hatte nicht Zeit gehabt, zur Besinnung zu kommen. Sie nahm das freundlichste Bild von iheem künftigen Manne mit. Ihre Verwandten machten ihr liebreiche Vorwürfe; Taporow's Alter hatte Alle eeschreckt. „Ihr kennt ihn nicht," war ihre Antwort. Im Gefühl einer nun unabhängigen Lage und ihres einigen Herzens, wies sie jeden guten Rath mit Würde und lächelndem Munde ab. Sie schien so entschiedenen, freudigen Muthes, daß alle Erfahrenen irre wurden, und sich mit den Nachrichten von Taporow's Rüstigkeit, Liebenswürdigkeit und sorgenfreier Lage tröfteten.

Die Hochzeit war auf Taporow's Bitten schnell angesetzt worden, die Vorbereitungen dazu wurden getroffen und die junge Braut nahm Geschenke und Glückwünsche von allen Seiten an. Zwei Tage vorher traf der Bräutigam ein und wuede von seiner neuen Verwandtschaft mit Freude und aller der zuvorkommenden Herzlichkeit empfangen, die, wie dem deutschen Volke im Allgemeinen, so insbesondere der Familie, in die er jetzt trat, eigen waren. Dies war ihm auffallend und in Rußland nicht so vorgekommen. Abermals fuhr ein schwarzes Mißtrauen durch seine Seele, er fing an, Falschheit zu muthmaßen, er konnte an keine so innige Theilnahme glauben. Er argwöhnte, irgend ein geheimer Grund bewege diese fremden Menschen ihn auszuzeichnen, ihm ihre Liebe zu beweisen. Cölestinens Neigung war ihm unerklärlich, seine Eifersucht erwachte, die Verbindung mit ihm, meinte er, solle der Deckmantel für die Folgen eines zu verhüllenden Lasters sein und seine gemeine Seele, durch ein sittenloses Leben in schmuzigen Erfahrungen bestärkt, setzte eine gleiche Gemeinheit überall voraus.

Ein unbefangenes Auge, das ihn hätte beobachten wollen, hätte schon jetzt die Wahrheit erkennen mögen. Seine ganze Erscheinung war ärmlich und seinen Versicherungen von Wohlhabenheit keineswegts angemessen. Sein Anzug war verbraucht, wenn gleich bei dieser Gelegenheit sorgfältig aufgeputzt. Auch über sein Alter konnte ein scharfer Blick sich nicht täuschen. In unbewachten Augenblicken fielen seine in künstlichem Leben erhaltenen Züge schlaff und verlebt zusammen. Die tiefste Verstellung ebnete dies Gesicht, das alle Spuren entnervenden Verderbnisses trug, zu jugendlicher, wohlwollender Glätte. Eine so vollendete Gewalt hat der vollendete Heuchler über seinen Leib, und so vieles übersieht verblendete Gutmüthigkeit!

So rückte der Hochzeitsabend heran, der die Gränzscheide bilden sollte, jenseit welcher Cölestinen die Augen über die schrecklichste Wirklichkeit aufgingen. Eine schwere Ahnung lag drückend auf ihrem Herzen. Ihr Stolz kam ihrer wankenden Zuversicht zu Hülfe, und der russische Pope, im asiatischen Talare, mit Rauchfaß und Wachskerzen, segnete unter eintönigem Gemurmel, das wie eine schauerliche Beschwörungsformel klang und Cölestinens ungewohnte Sinne erschreckte, den unauflöslichen Bund ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das neueste Werk von Charles Seatsfield *).

Der Verfassee des Legitimen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären u. s. w. hat ein anzweifelhaft neues Romangenee erfunden, worin nicht die romanhaften Intriguen, Verwickelungen, Abenteuee in Leben, Liebe und Tod, und alle noch sonst gebeäuchlichen Zuthaten eines Romans im gewöhnlichen Sinne die Hauptsache sind, sondern das bloße Reise- und Tagejournal, der locale Vor- und Hintergrund, die Menscheneacen, die Stände, die Nationen und die Charakteee, insofern sie eine Nationalität eepräsentieen. Diesee Art sind auch die gegenwäetigen Land- und Seebilder. Der Verfassee hat sein americanisches Bewußtsein und seine republicanische Ueberlegenheit in hinlänglichem Maße bewahet, um auf die kleinlichen Institutionen der deutschen Länder und Ländereien, Völker und Völkerchen, Staaten und Staatchen verachtend herabzublicken, aber füe das geoße leidende, so aeme und doch so reiche Herz dee deutschen Nation, das im Mitteipuncte Eueopas sehnsüchtig schmerzlich klopft, fühlt und offenbart er die innigste Sympathie. Es gelang ihm, in die heezlichste, gemütheeichste und treu ehrlichste Speache, in die deutsche, so sich hineinzuleben, daß er bis zu einem

*) Neue Land- und Seebilder. Eeftee und zweitee Theil. Die deutsch-ameeicanischen Wahlverwandtschaften. Vom Veefassfer des Legitimen, des Virey u. s. w. Zürich, Schultheß.

Digitized by Google

gewissen Grade seinen exclusiv americanischen Stolz von sich streifte und ganz wurde wie Unsereiner — ein deutscher Schriftsteller, mit Vorbehalt der vorzüglichen Gaben, die ihn als das Mitglied einer großen und mit freien Institutionen gesegneten Nation auszeichnen. Dieser Americaner achtet und liebt uns, nicht unsere äußere Form, sondern unser Herz und unser Gemüthsleben, und das ist viel von dem Gliede einer freien Nation, welche unter ihren Gegnern Deutsche kämpfen sah, die wie Leibeigene an den König einer auswärtigen Nation verkauft waren, und noch jährlich Deutsche in Haufen bei sich ankommen sieht, welche um des bloßen Lebens willen Alles dulden, weil sie nichts haben als das bloße Leben, und von nichts Anderem wissen und zu nichts Anderem erzogen und geboren sind. In gegenwärtigem Buche ist die Hauptrolle einem jungen Manne aus Nordamerica zugefallen, dessen reiches Gemüth von den egoistischen Formen seines Vaterlandes nur verdeckt ist; es spiegelt sich in seiner Schilderung viel nordamericanisches Selbstgefühl, er ist vom Verf. mit jener stereotypen Vorliebe und jenem stolzen Pinsel gemalt, womit englische Romanschreiber ihre vornehmen, interessanten Lords, die edleren Dandies der modernen Zeit darzustellen lieben; etwas besonders Charakteristisches findet man da nicht mehr; der junge moderne Held hat einen vornehmen Habitus, etwas düster Schmerzliches, Kaltes, selbst Zurückstoßendes, gekräuselte Lippen, einen spöttischen Zug, Kaegheit in der Rede, aber ein reiches und edles Herz; so sind diese Helden bei Bulwer, wie bei unserm Anonymus; ganz dieselbe Mischung! — Rambleton, der reiche Nordamericaner, ist ein Verächter der Deutschen, der „Sauerkrautesser", und er bekundet diese Verachtung aufs deutlichste bei seinem Aufenthalte am Züchersee, wo er mit einer deutschen, aus jungen und alten, weiblichen und männlichen Personen bestehenden Familie zusammentrifft. Sie kommen ihm insgesammt wie Bediente, Bauern und Bäuerinnen vor, und eben ist er im Begriff, sich verachtungsvoll von ihnen abzuwenden, als eine süße melodische Stimme und der liebliche Anblick der beiden Luitgarde ihn zurückhalten. Von jetzt an ist seines Herzens Sympathie entschieden; er entsagt seinem nationalen Vorurtheile, er gehört Luitgarden und durch sie der deutschen Nation. Verhältnisse zwingen ihn zur Rückkehr nach der Heimath; Meer und Wind tragen ihn nach dem Westen, seine Gedanken nach dem Osten, nach Luitgardens Vaterland. Seltsames Zusammentreffen! Der junge Baron Schochstein, Luitgardens Bruder, kommt zu derselben Zeit in Boston an; Rambleton schwärmt für den jungen, anmuthigen und lebensfeischen Deutschen; in nicht geringerem Grade die jungen Bostonerinnen, aber Schochstein ist ein Deutscher, ein Sauerkrautesser, sein Name so schwer auszusprechen; was thut's? Dougaldine Rambleton läßt ihren „Sgogstaing" leben und ruft ein Hurrah! ein Heigho den Deutschen! — Diese einfache Geschichte ist indeß in diesen zwei Theilen der Wahlverwandtschaften noch nicht zu Ende; die Doppelrennbahn der Liebe mit Hindernissen wird eben erst eröffnet, aber sie wird, wie man hoffen darf, von beiden Paaren glücklich überwunden werden. — Die pralle, farbenreiche Darstellungskraft des Verf. ist bekannt; künstlerisches Bewußtsein leitet ihn nicht, viel eher ein gewisser natürlicher Instinct, durch den er häufig das Ueberraschendste und Größte vollbringt, dem er sich jedoch zu behaglich überläßt, so daß er an andern Orten das Rechte verfehlt und sogar das Unrechte trifft. So wird er oft kleinlich, unendlich breit und langweilig. Auffallend ist zugleich die Virtuosität, die er in der deutschen Sprache erlangt hat, und doch wieder der Zwiespalt, in welchem er mit den Anforderungen eines echt classischen deutschen Styls begriffen ist. Vieles Manierirte, das bei ihm stehend geworden ist, scheint ihm darum für schön zu gelten, weil er als Ausländer nicht ahnt, noch ahnen kann, wie manierirt es ist. Bei alledem hat sich ihm die Herrlichkeit der deutschen Sprache erschlossen; und niegends bekundet sich diese Obmacht über das angeeignete Sprachidiom glorreicher, als in seinen über Alles vortrefflichen Naturschilderungen. Man lese in gegenwärtigem Buche die Schilderung eines Sommerabends am Züchersee, die Beschreibung der Meerstrenen, des Seesturms, der Windstille, der Sonnenuntergänge, des phosphorescirenden Meeres in der Golfströmung, des Auftauchens der Schiffe oder des Landes am fernen Horizont u. s. w. Man fühlt, sieht und erlebt aufs innigste mit, was der Verfasser aus seinem farbigen Pinsel hier auf das Papier geschleudert hat. In der Schilderung nordamericanischer Zustände und Charaktere ist, wie man weiß, der Verfasser zu Hause; auch in seinen Raisonnements glänzt und brennt es; der Verf. ist geistreich, aber wiederum nur aus Instinct; man könnte sein Geistreichsein ein körperliches, fleischliches nennen, nicht ein durch Abstractionen gewonnenes und durch langwierige Denkprocesse abdestillirtes; bei ihm entscheidet Alles der rasche volle Griff, kein behutsames Umhertasten. — Der Verf. ist kein Freund der „großen Nation," und indifferent gegen die National-Engländer. Er meint, daß die Fünfundzwanzig-Millionenfrage den Franzosen, die sich dabei so jämmerlich benommen, einst noch bittere Früchte bringen werde; denn das nordamericanische Volk verhalte sich in vielen Dingen wie die Könige; gute ihm geleistete Dienste vergesse es wohl, aber keine schlechten. H. M.

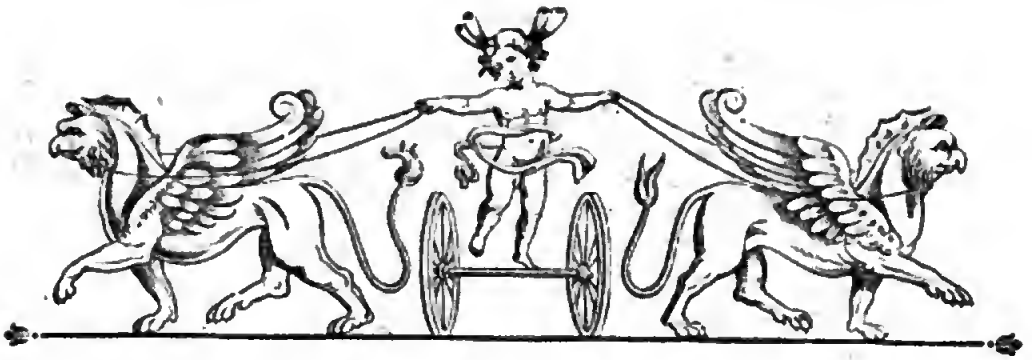
Notiz.

[Dante, übersetzt von Kopisch.]

Nach langer Zeit erschien die dritte Lieferung; kürzlich auch die vierte. Der unglückliche Brand der Hänel'schen Buchdruckerei in Magdeburg hat eine ganz fertige Auflage von 8 Bogen mit verzehet und alles, selbst das Manuscript mußte erst neu geschaffen werden. Die Lieferungen werden sich nun schneller folgen. — Mit der dritten ist die „Hölle" beschlossen, mit der vierten beginnt „das Fegefeuer." Zugleich liefert die Buchhandlung Enslin in Berlin (F. Müller) den ersten Bogen umgedruckt nach, indem der Uebersetzer seinem Kommentare mehrere Verbesserungen und Erweiterungen zugefügt hat. Die Anmerkungen, die Kopisch dem Originaltext beigibt, sind sehr dankbar aufzunehmen. Die Uebertragung ist ohne Reime, eben so wie die, welche den Prinzen des sächsischen Königshauses zum Verfasser hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 6. — den 8. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Cöleſtine.

(Fortſetzung.)

Seit dem folgenden Morgen war Cöleſtine düſ. und ſchwermüthig. Ein Geheimniß, das ſie allein kannte, lag auf ihr. Ein fallendes Blatt machte ſie eebeben. Alle Welt glaubte, der bevoeſtehende Abſchied von der Heimath deücke ſie ſo ſchwee. Sie gab Mefen Grund ſchmeezlich lächelnd zu. Sie ſchmiegte ſich zärtlich an iheen Mann, und dies war nicht Veeſtellung; ſie konnte den Gedanken weiblicher Hingebung nicht aufgeben. Aber Taporow's Inneee kochte um ſo mehr, ihee Zäetlichkeit ſchien ihm unnatürlich und beſtärkte ſeinen Verdacht. Er betrieb die Abeeiſe.

Sein Mißteauen bezeichnete einen jungen Mann, den Cöleſtine entfernt kannte, als Mitſchuldigen der verſteckten Pläne ſeinee Gattin. Das köeperliche Unvermögen, ſeine eigene Neigung zu befriedigen, ſteigeete ſeinen Ingrimm und bereitete ihe die ſcheeckhafteſten Quaalen. Schon damals ſcheint ſeine eohe Natur in Mißhandlungen und ſinnloſen Voewürfen ausgebeochen zu ſein; er wählte dazu Augenblicke des Alleinſeins und erſchien dann wiedee mit dee Miene des feeundlichſten Gleichmuthes. Ueber Cöleſtinens Lippen kam kein Laut. Zu leiden und duech ihre Unſchuld zu ſiegen, war vom erſten Augenblicke an ihe unglückſeliger Gedanke.

Nach einem unter Tanz und Spiel verbrachten Abend ſtand bei Einbeuch der Nacht der Schlitten vor dee Thür, der beide Gatten nach Petersbueg beingen ſollte. Beim Abſchiede beach Cöleſtinens ſtolze Haltung zuſammen, ſie hing ſchluchzend am Munde ihrer Theueen, beim Hinausgehen übeeſiel ſie ein Krampf, ſie mußte halb ohnmächtig in den Schlitten gehoben weeden. Auch dieſe heftige Bewegung veemehrte Tapoeow's üble Stimmung. Als Cöleſtine zu ſich ſelbſt kam, glänzten ihr in der Dunkelheit der Nacht zwei glühende Augen wie Dolche entgegen, und eine keaftloſe, aber ſchreckliche Stimme rief: „Schlange, es iſt aus mit Deinen Lügen, Du biſt in meiner Gewalt. Geſtehe, geſtehe! ich halte Dich und laſſe Dich nicht los. Zerteeten werd' ich Dich, veewoefene Heuchlerin. Geſtehe, oder ich weefe Dich auf die Straße, daß die Wölfe Dich zerfleiſchen." Seine krampfhaften Nägel faßten ihre Hand wie mit Zangen, und ſein unreiner Athem ſteeifte an ihee todtenbleiche Wange, wie der Gifthauch der Wüſte au die Lilie. „Geſtehe," donneete er. „Geſtehe," wiederholte er mit wimmernder Erſchöpfung. Cöleſtine konnte nichts als ſchluchzen. „Du dachteſt zu lachen, Du ſollſt meinen. Du ſollſt weinen, bis Du voe Wahnſinn lachſt. Du dachteſt klug zu ſein, aber ich bin noch klüger. Deine Schande ſollſt Du geſtehen, meine Zäetlichkeit ſollſt Du annehmen, wie viel ich will, wenn ich will und wie ich will. Mit ihm beachteſt Du wollüſtige Nächte zu, aber mich magſt Du nicht. Du magſt mich nicht! Du ſollſt." Ee warf ſich auf ſie und bedeckte ihr Geſicht mit zitternden Küſſen. Das geaue Haae ſeines Kahlkopfes bewegte ſich auf ihrer Stirn, als wenn Spinnen darüber hinkröchen. Daeauf

Digitized by Google

sank der Greis ermattet in seine Ecke zurück und fiel gleich darauf in Schlaf.

Jetzt war es still in dem engen Raume. Noch tönten in Cöleſtinens Ohr die freundlichen Stimmen ihrer Theuren; war es ein schrecklicher Traum, daß ſie durch die Nacht mit jedem Augenblicke ferner fortgeführt wurde? und an ein furchtbares Weſen gekettet, gleich der zitternden Taube, die der Geier in wilde unzugängliche Felſen fortführt. Sie ſchauderte vor ihm, aber ſie beſtrebte ſich, ihn zu lieben, durch Güte und Milde, durch die ſüße Ueberredung der Unſchuld ihn zu gewinnen. Sie begriff nicht, daß zürnender Stolz die einzige Waffe gegen den Ruſſen iſt.

Es war eine Märznacht, ſchon rauſchten die geſchwollenen Bäche, auf der gefrorenen Fläche des Sees brach der Schlitten plötzlich ein. Cöleſtine ſchele auf. Taporow eewachte, es galt ſchleunige Rettung. Die Pferde vermochten den Schlitten nicht zu heben, er ſchien zu ſinken. In dieſem entſetzlichen Augenblick, dem Cöleſtinens eeſchütterte Nerven zu erliegen drohten, wo Todesdunkel nahe vor ihren Augen ſchwamm, ſprang ſie empor, und ohne zu wiſſen, was ſie that, und ihren Gemahl nach ſich ziehend, wollte ſie auf die waſſerbedeckten Eisſchollen hinaus. Aber Taporow riß ſie zurück und abermals rief er wie wahnſinnig: „Geſtehe, Verworfene. Geſtehe, denn wir ſterben Beide.“ Er erſtickte ihr Scheeien durch Verwünſchungen und Drohungen. Seine krampfhaften Umarmungen dauerten fort, ſchon drangen Waſſerſtröme bis an ihre Füße, da half eine letzte Anſtrengung der angetriebenen Pferde, und weiter ging es über die trügeriſche Fläche.

In der nächſten Herberge wurde auf einige Stunden Halt gemacht, und die durchnäßten Reiſenden wechſelten die Kleider. Cöleſtine ſchnüete ihres Mannes Mantelſack auf, um nach Wäſche für ihn zu wühlen. Der Zuſtand derſelben fiel ihr aufs Herz; ſie erinnerte ſich, daß Taporow von ihren Verwandten beim Abſchiede ein Sümmchen hatte borgen müſſen, um die Reiſe zu beſtreiten. Ach, wenn er ſie ſogar der Armuth entgegenführte! Noch eine ſcheeckliche Wahrheit ſollte ihr in dieſer Nacht offenbar weeden. Ee ſprach dem Branntwein, um ſich zu erwärmen, ſo ſtaek zu, daß ſeine Heftigkeit in lallende Zärtlichkeit und lächelnde Röthe überging. In Gegenwaet fremder Leute war er auch diesmal gegen ſeine Frau die Liebe und Sanftmuth ſelbſt.

In Petersburg angelangt, fand Coleſtine eine armſelige wüſte Wohnung im deitten Stocke zu ihrer Aufnahme vor. An der Schwelle der Thür ſaß ein häßliches altes Weib und ſann über verruchten Gedanken. Die ſtechenden Augen waren geſchloſſen, das widrige Geſicht lag in Falten verſteckt, ein gelbſeidenes Tuch umwand nach ruſſiſcher Weiberſitte den Kopf. „Marfa, da ſind wir!“ rief ihr Taporow entgegen. Die Alte blieb ruhig ſitzen, während Taporow auf ſie zueilte und ſie in die Arme ſchloß. Sie ſtieß ihn mit dürren Armen zurück. „Was willſt Du von mir,“ rief ſie zürnend, „warum bliebſt Du ulcht, wo Du ſo lange warſt? Marfa hat Dich vergeſſen, Du brauchſt ſie nicht mehr und glaubſt nicht, was ſie ſpricht. Was willſt Du von mir?“

„Marfa, biſt Du böſe? ich habe an Dich gedacht — o, ich habe Deiner Worte gedacht!“

„Und das iſt Deine Frau?“

„Sieh ſie an, Marfa.“

Cöleſtine fühlte, wie die Alte einen langen unheimlichen Blick auf ſie warf, von dem ſie mit Schauder gefeſſelt wurde, wie der Vogel von dem Blick der Klapperſchlange. Marfa lachte.

„Du lachſt!“ rief Taporow in Leidenſchaft.

„Führe ſie hinein,“ ſagte Marfa, mit dem Finger winkend.

Taporow riß ſeine Gattin ins Zimmer. „Hier wirſt Du wohnen,“ ſagte er.

„Ach, hier wird Alles beſſer ſein,“ erwiederte Cöleſtine, „hier wirſt Du mich kennen lernen und Keiner ſoll uns trennen.“

In der That legte ſie ſogleich Hand an und traf häusliche Anordnungen. Taporow entſchuldigte allen Mangel, überall hatte er Geräth beſtellt, überall ſollten ihm Summen zufließen, und er ſchien ſich ſelbſt über den Widerſpruch zu ſchämen, in dem ſeine frühern Verſicherungen mit dem Anblick ſeiner Wohnung ſtanden.

„Wer iſt dieſe Marfa?“ fragte Cöleſtine.

Taporow lächelte bedeutungsvoll. „Du ſollſt ſie ehren, wie mich,“ ſagte er, „ſie wied Deine Geſellſchaft ſein, wenn ich nicht da bin.“

„Aber wer iſt ſie denn?“ fragte Cöleſtine nochmals.

„Meine — Freundin,“ antwortete er nach einiger Zögerung.

„Deine Freundin? ach, mir graut vor ihr.“

„Ja, ich glaube, daß Du ſie fürchteſt,“ erwiederte er, und ſeine Augenbeauen zogen ſich zuſammen, „ſie kennt Dich, ſie durchſchaut Dein Herz, in dem der Trug wohnt. Hier ſollen Dich zwei Hüter bewachen und wehe Dir, wenn Du Deine Maske ablegſt und ſie Dich finden.“

Digitized by Google

Er verließ sie und schritt durch eine Hinterthüe eine dunkle Treppe hinauf, die in ein kleines Zimmer führte, das an der Mauer angebracht war. Hier wohnte Marfa, jenes Weibsbild, das Taporow seit langen Jahren unterhalten. Sie gab sich im Alter mit Zaubereien, Sprüchen und Tränken ab, und hatte eine unbegreifliche Herrschaft über den entnervten Wüstling gewonnen, der als solcher zugleich abergläubisch und grausam war. Sie saß im Zwielicht auf der Asche des Herdes und murmelte ein unverständliches Gebet, wäheend sie mit der Hand von Zeit zu Zeit das Kreuz schlug. Als Taporow eintrat, schluchzte sie laut und wischte sich die Augen.

„Was kommst Du zu mir," sagte sie, „ich weine und bete und habe keinen andern Gedanken, seit die im Hause ist."

„Marfa, ich liebe Dich, wie immer, Du bist klug und treu und sollst meine Hülfe sein." Er schloß sie in die Arme, zog sie fort und ging mit ihr auf und ab.

„Bleibe bei ihe," sagte Marfa zugleich zärtlich und sich sträubend, „bleibe bei ihr, die so schön und jung ist. Laß Dich von ihrem Lächeln, ihren Schmeichelreden bethören, das ist süß zu hören und zu sehen, abee wenn Du den Rücken wendest, dann lacht sie Dich betrogenen Tropf aus."

Taporow ließ sie los und ging finster auf und ab.

„Und wenn sie sich allein weiß, dann läßt sie heimlich den Liebhaber herein."

„Weib, was unterstehst Du Dich," donnerte er und blieb vor ihr stehen. „Woher weißt Du das? was weißt Du von ihr?"

„Was ich von ihr weiß?" sagte sie ruhig und setzte sich auf den Herd in dee Mauer. „Glaubst Du, daß sie gegen Dich zärtlich ist, weil sie Dich liebt? daß sie sich so schnell in Dich Fünfundsechzigjährigen verliebte? daß sie Dir gefolgt ist, um Dir treu zu sein? Glaubst Du, daß Dein Alter ihr genug ist und Kraft hat, ihr Feuer, ihre Leidenschaften zu dämpfen? Sie hat Dich geheirathet, damit sie Freiheit hat, zu genießen ohne Schande. Du kamst ihr gelegen. Je zärtlicher, desto falscher, je sanfter, desto heuchlerischer. Ist sie nicht zärtlich? welnt sie nicht, beredet sie Dich nicht mit rührenden Bitten? Duldet sie nicht alles? wie?"

„Ja, das thut sie. Unbegreiflich ist ihre Gelassenheit —"

„Ihre Familie — war sie nicht erfreut, voll Gefühl, voll heißee Freundschaft? Und er — ist er nicht blond, hat er nicht blaue Augen?"

Taporow's Augen glänzten. „Marfa, das weißt Du Alles?"

„Ich wußte es, eh' Du ihn gesehen. Nachher habe ich es in ihren Blicken gesehen, in ihren Fußstapfen auf dem Sande dee Treppe gelesen."

„Marfa, da Du Alles weißt — sie betrügt mich also?"

„Sie betrügt Dich aufs schändlichste. Sie ist ein wollüstiges, tückisches Weib, das sein Spiel mit Dir treibt!" — Diese Worte sprach sie mit der feierlichen Zuversicht einer Seherin.

Er ging in Wuth hin und her. „Zerreißen will ich sie, das Herz will ich ihr ausschneiden. Eh' soll sie sterben, als es mit mir machen, wie meine beiden frühern Frauen —"

„Und mich wird sie aus dem Hause jagen."

„Das soll sie nicht, bei Gott, das soll sie nicht."

„Willst Du nicht ein Tränkchen, das stärkt und beruhigt?"

Schweigend und ehrfurchtsvoll setzte sich Taporow nieder. Marfa machte auf dem Heerde ein Feuer an, über das sie einen Kessel hing. Sie langte aus einem staubigen alten Schranke allerlei trockene Kräuter und Flüssigkeiten, die sie in bestimmten Zeiträumen unter Zeichen des Kreuzes und Hexengebeten in den Kessel warf. Sie stand, vom Feuer zur Hälfte beleuchtet, voe dem Heerde und muemelte und beugte sich zur Erde. Endlich war Alles fertig.

Während er trank, stand sie vor ihm und begleitete ihren Trank mit noch bessern Worten. „Sei nicht schwach und blind! Traue ihren Reden nicht! Beuge und demüthige sie, lasse sie nicht los, bis sie gesteht und die Verstellung aufgibt."

(Der Beschluß folgt.)

Schriften für und über die Jugend.

(Aus einem Briefe von weiblicher Hand.)

— Hrn. Hlecke's „Handbuch deutscher Prosa" füe obere Gymnasialclassen und sein „Lesebuch" für mittlere Classen (beide in Zeiz bei Webel erschienen) dürften auch füe Privatlectuee geeignet sein. Von Hen. Hiecke, Subconrectoe in Zeiz, ist auch manche ästhetische Abhandlung, untee andern eine über Goethe's Iphigenie, bekannt. — Zwei Naturgeschichten sind neu abgefaßt. Eine kleinee in einem mäßigen Bändchen von Dr. Franz (Magdeburg, Rohrahn) und eine größeee in zwei Bänden von Heinrich Rebau (Stuttgaet, Welse) untee dem Titel „Volks-Naturgeschichte," auch das

Digitized by Google

Pflanzen- und Mineralreich umfassend, mit 40 ausgezeichnet schönen Steintafeln. — In demselben Verlag erschien: der physikalische Jugendfreund, eine Reihe von Kunststücken aus verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, herausg. von W. F. A. Zimmermann. — In Glogau bei Flemming erschien in zwei Bdn. ein „Briefwechsel für die Jugend," von Henriette v. Hackewitz, soviel wir wissen Erzieherin in Berlin. — In Aarau bei Sauerländer zwei Bde. „dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht," von Rosette Niederer, Vorsteherin einer Töchteranstalt in Genf. Beide Bücher suchen reflexionsweise auf das Gemüth der Jugend zu wirken. Ob sich dies nicht gesprächsweise, also durch lebendige Mittheilung, mehr bezwecken lässt? Lectüre sollte von Seiten der Phantasie den innern Menschen erfassen und bilden; ein einziges Mährchen wirkt moralischer und nachhaltiger als lange Discurse über Moral und theoretische Darlegung von Lebensmaximen. Jedermann erinnert sich, daß er als Kind im Robinson die Gespräche überschlug, um die Geschichte ungetrübt zu genießen und sich in die Zustände des Insellebens ganz und gar zu verspinnen. Man fürchte nicht, daß sich die Phantasie der Kinder durch Mährchenlecture allzu sehr in Traumwelten festsetze; mündliche Conversation muß das reelle Bereich der Pflicht, der Schicklichkeit und des Anstandes anbauen, damit in der Bildung die Einseitigkeit vermieden werde. — Als ein sehr werthvolles Werk, um die erwachsende Jugend in den Bereich des Wissenswerthesten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner einzuführen, nenne ich Ihnen das alte tüchtige Handbuch des halleschen Domprediger Blanc (Halle, bei Schwetschke), das in drei Bänden in dritter Ausgabe erschienen ist. Es ist besonders für Familien auf dem Lande empfehlenswerth. Die Summe des Wissens ist sehr zweckmäßig vertheilt und alles aus verwandten Fächern herbeigezogen, was das Studium der Geographie schmackhaft macht. Hrn. Dr. Vogel's Atlas mit den hübschen Randzeichnungen aus der Natur- und Menschenwelt ist sehr gut hierbei zu gebrauchen. Und hier ist denn auch eines trefflichen Werkes vom Prof. Berghaus in Berlin Erwähnung zu thun, das freilich zu umfangsreich ist, um der Jugend zu dienen, ich meine die „allgemeine Länder- und Völkerkunde" (Stuttgart, Hoffmann). Der dritte Band mit dem schönen Stahlstich, der uns den See von Egerdir mit dem eisernen Thor in Kleinasien vorführt, gibt uns einen Umriß der Pflanzengeographie, eine Darstellung der geographischen Vertheilung und Verbreitung der Thiere und Umrisse einer Statistik des Mineralreichs. Hierbei ist der physikalische Atlas von Berghaus zu benutzen, ein Atlas, der den ersten Versuch abgibt, Alles, was sich auf die Physik der Erde bezieht, übersichtlich darzustellen. —

Will man in Bezug auf weibliche Bildung neben „Sophiens Reisen" und mancher trefflichen Schrift von Fanny Tarnow noch nach einem anleitenden Buche sich umsehen, so wird wohl die Wahl auf die „Gemälde weiblicher Erziehung" von Caroline Rudolphi fallen, die jetzt eben in Heidelberg bei Winter, fast dreißig Jahre nach dem Tode der Verfasserin, eine dritte Auflage erleben. Freilich wird hier in der Erziehung weiblicher Wesen einem Ziel nachgerungen, das ein Ideal alter Zeit ist. Schon die Vorrede des Hrn. Schwarz, die vom J. 1815 datirt, weist auf die Eigenthümlichkeit der würdigen Frau hin, die hier die Schätze ihrer eignen Herzenserfahrung zu sehr als Norm gibt für die Erziehung jedes Naturells. Caroline Rudolphi hatte eine gedrückte Kindheit, dies deuten ihre Briefe selbst an, eben so auch ihre Gedichte, die in drei Bdn. erschienen. Ihre ganze Jugend war auf sich selbst und auf Gott verwiesen. Die Bibel war das einzige Lesebuch in ihrem Mädchenalter, das Christenthum wurde die Religion ihres Herzens, Klopstock ihr Lieblingsdichter, Märtyrerleiden eine Fügung des Himmels, mit der sie fast liebäugelt. Hier liegt nun die Gefahr sehr nahe, daß aus dem Kampfe mit den Eitelkeiten des Lebens, den die Verf. so schön malt, sich eine Sentimentalität entwickelt, die auch nichts anderes ist als eine Selbstgefälligkeit, wenn auch in edlen Empfindungen. Dies ist eine Krankheit alter Zeit, eine Klippe in den Erziehungsschriften der früheren Jahrzehende. Weiblicher Pharisäismus ist fast noch schlimmer als männlicher und ein Tugendbild, das sich im Spiegel besieht, eine Frömmigkeit, die sich im Beten gefällt, ist von dem echten Christenthum sehr fern. Das echte Christenthum lehrt Menschenliebe, es tödtet den Egoismus, auch den noblen und gebildeten, der eine exclusive fromme Kaste will, das echte Christenthum lehrt Demuth, und somit hilft es nur der Natur des Weibes zum Bewußtsein.

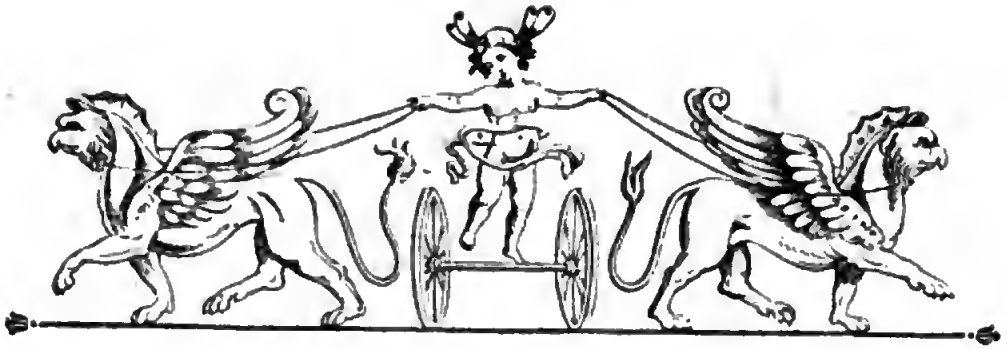
Da ich Ihnen bereits so viele Schriften namhaft machte, die in das Gebiet der Lectüre für die Jugend und über die Jugend einschlagen, so nenne ich Ihnen auch noch eine Zeitschrift „der Jugendfreund," die in Brieg bei Schwarz erscheint und eine hübsche Sammlung belehrender Erzählungen, Gedichte, Anekdoten und Räthsel, auch Musterblätter zum Schreiben und Zeichnen bringt. Unter andern las ich neue Mährchen von Julius Krebs, recht hübsch erzählt. Und um auf Mährchen zurückzukommen, als zur Bildung des jugendlichen Sinnes ganz vorzüglich geeignet, so nenn' ich auch die Sammlung von alten guten Feen-Mährchen, die in Stuttgart bei Köhler herauskam. Hier haben sie den Däumling, den gestiefelten Kater, den Blaubart, das Rothkäppchen und manches aus 1001 Nacht. Die alte Geschichte vom König Sprudelbart, die man vom Munde alter Ammen sonst hörte, hat mir noch Niemand zu Danke erzählt, d. h. schriftlich, und doch wäre es gut, auch sie der Literatur zu übergeben, denn die alten Muhmen sterben aus in der neuern Zeit und nichts ersetzt sie.

Zum Schluß blättere ich noch in einem Sonntagsblatt von Friedrich Fröbel. Es erscheint in Deutschland, in der Schweiz und in Nordamerika zu gleicher Zeit, (Leipzig, in Commission bei Dörffling). Es bringt auch kleine Musikstücke für Kinder, bespricht auch die Spiele der ersten Jugend und verdient die Beachtung der Erzieher.

So eben kommt mir auch das beliebte Büchlein von Eberhard: „Hannchen und die Küchlein" zu Gesicht (Leipzig, Volckmar) in siebenter Auflage mit 10 sehr hübschen Bildern von Otto Speckter, dessen geschickter Griffel die freundliche Idylle recht glücklich zeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 7. — den 10. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sohn der Zeit.

Lieder von Theodor Creizenach.

I.

Vorspiel.

Durch diese Felsen will ich kühn einher
Zur Höhe steigen.
Ein Wetter zieht herüber trüb und schwer;
Die Lüfte schweigen. —

Ich saß im engen Haus und träumte gut,
In jungen Jahren;
Wo all mein Lieben, wo mir Freud' und Muth
Berechnet waren.

Noch hatt' ich kaum gesehen und gehört,
Wozu das tauge;
Da hat mich aus der ganzen Ruh gestört
Ein blaues Auge.

Nicht halten können diese Waffen, Kind,
In Sturmgefahren,
Die so gebrochen und erlegen sind
Vor blonden Haaren.

Ein Wetter zieht herüber trüb und schwer,
Die Blitze sausen.
Es ist doch wunderschön, im Sturm einher
Mit Macht zu brausen!

Will's Gott, erbau' ich mir ein bess'res Haus —
Dies ist zerschmettert —
Wenn mich der heil'ge Geist in Sturmes Braus
Erst noch durchwettert.

O welche frische, volle Farbenpracht
Uns neu begegnet!
Sieh hin, die Wolke hat sich aufgemacht
Und hat geregnet.

Die Blume weint, die Rebe gährt im Schlauch;
Ich darf nicht säumen.
Mein junges Blut, und sei's in Thränen auch,
Jetzt magst du schäumen!

II.

Ein blasser Jüngling sitzt allein
Am dunklen Wald, im Abendschein.

Er sieht sein eignes Leid und Weh
In seiner Zukunft grauem See.

Drei Schiffe mit erhob'nem Mast
Sieht er vom wilden Sturm erfaßt.

Die Liebe sank, der Glaube brach,
Vom dritten Schiff die Hoffnung sprach:

Ich geh' durch Klippen und Gestein
Noch in den sichern Port hinein.

Nicht ewig bleibt der Zier beraubt
Ein kranzbedürftig stolzes Haupt.

Da sprach der thränenmüde Gast:
O wie du mich betrogen hast!

Versäumt ist schon der Kränze Zeit,
Mein Haupt so früh dem Gram geweiht.

Und wenn verschwunden Tag und Jahr,
Was soll der Kranz ums graue Haar?

O würde mir nur jetzt gesandt
Ein Veilchen aus des Mädchens Hand!

Digitized by Google

O Murmelbach, o Nachtigall,
Wie sehn' ich mich nach Eurem Hall'.

O grüne Laube, voller Strauch,
Wie sehn' ich mich nach Eurem Hauch'.

Nie wird das Haupt, so schwer gedrückt,
Mit jungem Rebenlaub geschmückt.

Nie schmiegt die Wange bleich und todt
Sich an das feische Rosenroth.

Bin ich ein schlechter Botenmann,
Der keine Sendung finden kann?

Bin ich ein Krieger wild und rauh,
Der nicht darf seh'n die Blüthenau?

Bin ich ein Opfer leidenvoll,
Das fremde Sünden tragen soll?

So drängt sich ein der Zweifel Schaar;
Die Lösung kommt bei grauem Haar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cölestine.

(Beschluß.)

Aber mehr noch als diese Worte wirkte das Getränk auf ihn. Er wurde wild und wahnsinnig, aus seinen Augen sprühte ein irres Feuer, Rachedurst und wollüstige Begierden erwachten in ihm. Er stürzte fort, um seiner Frau eine jener schrecklichen Stunden zu bereiten, die sie schon seit dem ersten Hochzeitsabend kannte.

Es gab Augenblicke, wo sie noch an ein künftiges Glück glaubte. Aber ihre Leiden mehrten sich von Tag zu Tage und überstiegen zuletzt ihre Kräfte. Der schwärmerische Glaube an die bis auf den äußersten Fall heilig zu haltende eheliche Pflicht des Weibes wurde ihr Verderben. Ihre äußere Lage besserte sich nicht, sie mußte sich gestehen, daß sie in tiefer Armuth schmachte. Ja Entbehrungen aller Art stellten sich ein. In der großen Stadt, ohne mitfühlendes Herz, ohne Erlaubniß, das Haus zu verlassen, saß die Unglückliche in einsamen Thränen, die sie schnell trocknete, wenn ihr Gatte nach Hause zurückkehrte. Er schloß sie ein, wenn er fortging, er gestattete keinen Besuch, jeden Brief musterte er zuvor, den sie aus der Heimath erhielt, den sie dorthin schrieb. Ach, die Briefe hätten ohnehin keine Klage enthalten; das war gegen Cölestinens Pflicht, gegen ihren Stolz. Für ein trostloses Herz ist die große Stadt um so öder. Das Gewühl brauste unverständlich an ihr Ohr, es kam von einer kalten und fremden Welt, in deren Abgrund sie nicht hätte flüchten mögen. Unzählige jagten an ihren Fenstern den Strom des Lebens besinnungslos hinab. Wenn sie aus der hohen Wohnung in die weite Stadt sah, kehrten ihre Blicke wie die Taube ohne grünen Zweig aus einer Wüste wieder heim. Selbst der Flügel, der ihr nachgesandt war, stand unbenutzt. Er war verstimmt, denn die Unruhe des Leidens erträgt das süße Band der Kunst nicht. War Taporow zu Hause, so überhäufte er sie immer mehr mit Ausbrüchen des Zornes, seine drohenden Geberden näherten sich ihrem zitternden Leibe. Er ging stampfend im Zimmer auf und ab, seine Fäuste ballten sich, die Thüren flogen krachend vor ihm auf und hinter ihm zu. Bei dem schmutzigen Schimpf, mit dem er sie täglich bedeckte, verging sie vor Scham; die Scham überwand zuweilen Angst und Zartheit, und wenn sie sich dann in einem Augenblicke empörter Würde der Mißhandlung entgegensetzte, ward er plötzlich ruhig, er küßte sie voll Entzücken, er wand sich zerknirscht vor ihren Füßen. Sprach der Branntwein aus ihm, so war er mehr lustig als wild, aber noch verächtlicher. Am schrecklichsten waren Cölestinens Nächte. Der Schlummer war seit lange wenig über ihre Augen gekommen. Mitten in der Stille der Mitternacht schreckte sie eine rohe Hand aus dem Schlafe; er faßte sie, er donnerte ihr zu, ihre Laster zu gestehen. Er riß seine Frau vom Lager, er führte sie in die Ecke des Zimmers, wo ein Licht vor dem Heiligenbilde brannte. Dort mußte sie knieen, vor dem vergoldeten byzantinischen Heiligen ihre Unschuld betheuern. Einst schleppte er sie durch die Kirchen der Stadt, vor jedem Altare in Gegenwart Gottes Beichte zu thun.

Im Hintergrunde, unbemerkt und sich wenig zeigend, saß Marfa, wie eine Spinne im Mittelpuncte ihres Gewebes. Ihre Fäden umspannen Cölestinen immer dichter. Einst als die junge Gattin allein und weinend da saß, trat Marfa mit schleichendem Schritt herein. „Püppchen weint," sagte sie, mit den der russischen Sprache eigenen Diminutiven, „Püppchen ist traurig, will nicht ein Mittel von stärkenden Kräuterlein?"

Cölestine antwortete nicht, sondern drehte ihr schweigend den Rücken.

„Püppchen," sagte sie darauf, „hat sich hier eingedrängt in unser Haus, ist nicht gut bekommen. Thürchen verschlossen, Liebhaber nicht eingelassen, Mann böse, Mann schlau, nicht Ball, nicht Spazierfahrt, nicht Hut, noch Mantel. Hat Liebhaber auch geschrieben?"

„Unverschämtes Weib!" rief Cölestine in edlem Zorn, „was erfrechst Du Dich mir zu sagen? Fort aus meinen Augen, häßliche Hexe! Ach, bin ich so tief versunken," schluchzte sie händeringend, „daß diese Creatur mich ungestraft beleidigen darf!"

Digitized by Google

„Warte, mein schönes Kind! Nenne mich Hexe! Wollen sehen, wer länger leben wird, Du bist jung und ich bin alt, wollen sehen! Ich habe hier zwei Frauen bedient und beide gehaßt, und sind auch zu Grabe gegangen. Du bist die dritte, die letzte. Nenne mich Hexe! Marfa hat geschworen, länger zu leben, als Du."

Sie schlüpfte fort und ließ Cölestinen in bleicher Erstarrung. In derselben Nacht erscholl plötzlich der Ruf: Feuer! in ihrer Straße. Es brannten mehrere Häuser der Nachbarschaft. Eine furchtbare Angst überfiel Cölestinen, sie stürzte auf die Treppe, um das Freie zu gewinnen, einige Kostbarkeiten in der Hand. Aber wuthentbrannt warf sich Taporow ihr entgegen. „Zurück!" rief er, „zurück, woher Du kamst. Wohin wolltest Du? mit wem sprachst Du? Gestehe, Schändliche, Verworfene, gestehe!" — Er schleuderte sie hinauf. Sie warf sich flehend vor ihm auf die Knie und faltete die Hände. Indem schallte der Feuerruf immer lauter; verworrene Stimmen und wüste Bewegung auf der Straße. Ein rother Schein fiel in die Nacht des Zimmers; aber schrecklicher glänzten Taporow's Augen. Im Hintergrunde erschien Marfa's Gestalt, schwankend im Schatten des durch die Straßen schwebenden Rauches, gleich der Hexe vor den qualmenden Dämpfen des Zauberkessels. Da kam Taporow zu sich, er legte mit Hand an, die Wohnung zu räumen, das Feuer wurde aufgehalten, aber Cölestinens Nerven befchlich immer größere Zerrüttung.

In St. Petersburg war Cölestine noch in einer großen gesitteten Hauptstadt, sie war von der Heimath nicht allzufern. Eines Tages kündigte ihr Taporow an, er werde mit ihr in der nächsten Woche auf sein Gut ins innere Rußland ziehen. Diese Nachricht erschreckte sie aufs tiefste. Die äußerste Mittellosigkeit hatte ihm diesen Entschluß eingegeben. Cölestine verschwieg ihre Bewegung und ordnete Alles zur Abreise. In einem leichten Fahrzeuge setzten sie über den weiten Ladogasee. Es war schon im September, man sah die Gränze des Wassers nicht, graue Wolken wogten, wie ein zweites Meer, über dem trüben Spiegel des nordischen Sees. Die nähern Gestade waren eine öde Wüste, unwirthbaren Ansehens und traurige Fichten tragend. Cölestinens Blick schweifte nach Osten, denn dort lag ihre Zukunft. Ach, sie war trübe, wie der Blick, der sie suchte. Aber kaum war die Mitte des Sees erreicht, als sich ein herbstlicher Sturm erhob; der Mast brach, die Wellen drohten den Untergang, die Bootsleute bekreuzten sich und fielen auf die Knie, die Ruder entsanken ihren Händen. Cölestine stürzte entseelt hin, und als sie die Augen wieder aufschlug, befand sie sich in einer finstern Schenke am Ufer und erfuhr, daß sie gerettet sei. Vor ihrem Strohlager stand Marfa und reichte ihr einen Trank. Cölestine schleuderte ihn voll Schauder von sich. „Von Dir nichts!" rief sie mit bebenden Lippen. Man kehrte fürs Erste nach Petersburg zurück. Cölestine genas nicht wieder, zwar ging sie aus, aber ein schleichendes Fieber verzehrte sie, ihre Leiden hatten ihren Geist zerrüttet, sie fing an, irre zu reden. Unterdeß begannen ihre Verwandten in Liefland Besorgnisse zu hegen. Cölestinens Briefe enthielten keine bestimmte Meldung, ihr Ton klang indeß schwermüthig. Jetzt erst liefen von allen Seiten Nachrichten über Taporow ein. Man erfuhr, daß er ein liederliches, dem Trunk und der Wollust geweihtes Leben geführt und schon zwei Gattinnen ins Grab gebracht habe. Sein Vermögen, hörte man, war völlig zerrüttet, sein Landgut tief verschuldet, er selbst ein Lügner und Heuchler. Seit einiger Zeit war kein Brief von Cölestinen eingelaufen. Man schickte einen ihrer Vettern nach Petersburg, um über sie Gewißheit zu erlangen. Bei seiner Ankunft stellte sich Taporow höchlich erfreut, verbarg aber eine lebhafte Sorge nicht. „Seine Frau," äußerte er, „sei seit einiger Zeit bedeutend unwohl und ihr Zustand flöße ihm die größte Unruhe ein." Cölestine glich in der That einem Schatten, sie zerfloß in Thränen beim Anblick ihres Verwandten. Taporow selbst schlug vor, sie nach Liefland zu bringen, die Landluft, hoffte er, werde ihr heilsam sein. Schon den Tag darauf verließ sie Petersburg, auf der Reise befand sie sich immer übler, und bei der Ankunft erkannte sie Niemand mehr. Das Nervenfieber, das in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende machte, hatte einen furchtbar heftigen Verlauf. Die wildesten Phantasien quälten sie immerfort, deren Gegenstand immer noch Taporow war. Bald bat sie ihn rührend, ihrer zu schonen, betheuerte ihre Unschuld und beschwor ihn, berauschende Getränke zu meiden, bald floh sie schreiend und zitternd vor ihm, bald rief sie: ich vergebe Dir, mein Geliebter. Nach ihrem Tode langte noch ein Brief von ihrem Mörder an, der die zärtlichste Sorge athmete.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Raupach's Maria von Schottland.]

Wir sind jetzt mitten in der Region der Concerte, welche sich ununterbrochen folgen, und wahrscheinlich diesmal auch eine ungewöhnliche Dauer versprechen, da Thalberg angekommen ist und Lipinsky erwartet wird. Diese Concerte werden uns mindestens theilweise für die verkümmerten Opern-

Digitized by Google

genüsse entschädigen, welche durch den langen Urlaub der Löwe bewirkt werden, der seltsamer Weise gerade in die besten Theatermonate fällt. Es ist dies eben kein Beweis, daß die leitende Behörde des königl. Theaters einen bedachtsamen Calcul zu machen versteht. Statt der Löwe den ganzen Urlaub abzukaufen, wobei jedenfalls der größte Vortheil auf Seite der Direction gewesen wäre, läßt man sie reisen und bringt Plunder auf den Markt, abgestandene Gerichte, mittelmäßige Neuigkeiten des Schau- und Trauerspiels, oder ein paar jener berolinisirten Possenreißereien von Angeli oder Louis Schneider. Statt der Oper setzt man uns Fanchon vor, oder den reisenden Studenten und wenn's hoch kommt den Freischütz und Fra Diavolo. Um jedoch kein Verläumder zu heißen, muß ich dabei bemerken, daß vor einigen Tagen auch Euryanthe in Scene ging. Zufällig war es möglich, auch ohne die Löwe eine Besetzung hervorzubringen und Fräul. v. Faßmann strengte sich an, die Nebenbuhlerin vergessen zu machen. Die Berliner sind von jeher dankbar gewesen, und blonde Locken begeistern eben so wohl, als schwarze. Der Beifall blieb nicht aus, Fräul. v. Faßmann wurde gerufen, und einige Male wird die Euryanthe sicher gegeben werden. Dann aber kehrt die alte Leere zurück, die in der Oper nicht eher weichen kann, bis Fräul. Löwe wieder ihren unersetzlichen Platz einnimmt. —

Weil Neuigkeiten von Raupach gebracht werden müssen, da er Theaterdichter ist, Stücke schreibt und diese contractmäßig zuvörderst dem Hoftheater zukommen, so ward uns vor einiger Zeit ein neues Trauerspiel geboten: Maria von Schottland, ein Werk, welches, wie es hieß, Raupach's angefochtene Dichterreputation herstellen und den glänzendsten Beweis seines Talentes liefern sollte. — Man hörte viel von diesem Meisterwerke, welches einstimmig von der Prüfungscommission angenommen, die Zungen der Künstler zum Voraus in Bewegung setzte. Unglücklicher Weise hat man es sich aber in den Kopf gesetzt, daß Stücke, welche von jener Commission einstimmig als würdig zur Aufführung bezeichnet werden, und solche, von denen Schauspieler des Lobes voll sind, gewöhnlich das tragische Schicksal haben, durchaus ungenießbar gefunden, und von der Kritik hart mitgenommen zu werden. — Wir wollen nichts gegen eine Commission sagen, welche aus den sämmtlichen Regisseuren, dem Intendanten, einem andern Kammerherrn, und dem geleheten Bibliothekar Dr. Spieker besteht, und mit Recht durchaus keinen Literaten oder Dichter in ihrem Kreise duldet, weil diese Leute gewöhnlich nur vom poetischen Werthe der Stücke fabeln und dafür nichts von Bühneneffecten verstehen; aber seltsam bleibt es immer, daß regelmäßig das Publikum ganz anderer Meinung ist, als das Gericht haltende Comité, und die Aufnahme dieses neuesten Raupach'schen Stückes bestätigt diese Geschmacksverschiedenheit vollkommen.

Herr Raupach hat es sich diesmal wirklich blutsauer werden lassen, eine recht durch und durch historische Maria aufzustellen, und er, der die Schiller'schen Tragödien für die Darstellung auf der Hofbühne zuschnitt, und unter Anderem diese arme Königin Schiller's herzlich schlecht finden soll, mußte besonders an eine classische Vollkommenheit denken. — Herr Raupach soll daher Alles studirt haben, was bedeutend für Mariens Schicksal ist, den Laing, Campbell und Chalmers, vielleicht auch Whitaker, ganz vorzüglich aber die Schriften seines Freundes, Friedr v. Raumer, dessen historische Kenntniß wohl auch noch persönlich in Anspruch genommen wurde.

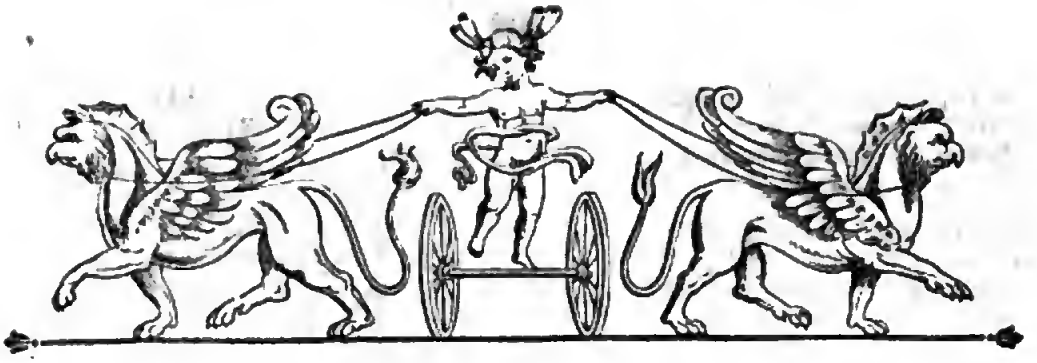
Aber wie, nach dem alten Sprichwort, viele Köche den Brei am leichtesten verderben, so haben die mancherlei historischen Studien auch mehr als nachtheilig auf diese dichterische Schöpfung gewirkt, welche unter den ängstlichen Händen einer bedächtigen Geschichtskrämerei zu einer wahren biographischen Komödie, und in dem Bestreben, etwas recht Vorzügliches zu liefern, etwas ganz Verfehltes geworden ist.

Es ist für unsere Zeit im Ganzen eine mißliche Sache, das Drama selbst in der leichten Seite, im Lustspiel, blos durch Situation zu halten; das Trauerspiel aber erfordert vor allen Dingen Charaktere, die durchgebildet zu poetischen, geschlossenen Gestaltungen, die Träger eines großen Schicksals werden, dessen Weg der Dichter verfolgt, bis es unabwendbar das schuldige Opfer trifft, und der Tod eine menschlich erhabene Versöhnung bewirkt. Es muß die Aufgabe des Dichters sein, bei aller Schuld, allen Verbrechen seines Helden, diesen doch mit so edlen und hohen Gaben auszustatten, daß ein reges Interesse für ihn lebendig bleibt. Shakspeare's Richard der Dritte zeigt z. B. den nichtsscheuenden Bösewicht, aber sein Ziel ist eine Krone, seine Bluthaten keine gemeinen Verbrechen, er selbst ein tapferer, wunderbar schlauer Mann voll Heldenkraft und hoher Fähigkeit. — Man bindet sich ferner mit Recht nicht mehr an jene altclassischen Diderot'schen Regeln von Zeit und Ort, an die alberne Beschränkung eines einzigen Tages, der ein Schicksal ausspinnen soll, an dessen dunklen Fäden lange Jahre gewebt haben; aber man verlangt eine innige Verknüpfung aller einzelnen tief eingreifenden Momente, keine oberflächlichen Andeutungen, sondern motivirte Uebergänge; kein waltendes Ungefähr, sondern eine klare Sicherheit, die in poetischer Kraft und Kühnheit zur idealen Wahrheit wird. — Alles das hat Hr. Raupach nicht geleistet. Sein Trauerspiel umfaßt einen Raum von vier Jahren aus dem Leben Marias, und dieser reiche wechselvolle Stoff ist dicht neben einander aufgehäuft ohne innere Verbindung und Gestaltung, ohne eine poetische Nothwendigkeit, die aus einer durchgreifenden Charakteristik hervorgehen müßte. Es rauscht That an That, Effect an Effect bei dem Zuschauer vorüber, der mitleidig auf diese Marionetten sieht, zu denen er kein Herz fassen kann. Da gibt es keine Entwickelungen, keinen Grund des Handelns, die Menschen sind fertig, der Augenblick stößt sie fort und sie folgen der inneren Brutalität, die Verbrechen ausbrütet, in deren Blute sie ersticken. — Wie unbedeutend und nichtssagend ist dieser Rizio, wie unliebenswürdig roh und dumm Darnley, den Maria, die feine, gefühlvolle, leichtsinnige, aber geistvolle Frau, die am Hofe der Medizäerin erzogen ist, aus leidenschaftlicher Liebe wählt: wie gemein verbrecherisch ist der lastervolle Bothwell gezeichnet und wie einseitig und lammartig der wüthende fanatische Knox. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 8. — den 11. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sohn der Zeit.

(Fortsetzung.)

III.

Gedanken, die das Leben stören,
Gleich einem wüsten, bangen Traum;
Die nur den Tiefen angehören
Und nicht des Tages heiterm Raum:

Sie jagen sich, bis sie ermatten,
Durch mein gequältes, wüstes Hirn
Und treiben ihre schnellen Schatten
Vorüber auf der bleichen Stirn.

Ein Klausner sieht der Geist der Lieder
Verstoßen in der Wüsteney
Und kehrt zu seiner Andacht wieder,
Sobald die wilde Jagd vorbei.

IV.

Seht, das Schifflein macht sich auf
Zu der weiten Reise.
Spuren sind von seinem Lauf
Jene feuchten Gleise.

Und es wird dem Ziele zu
Leise fortgezogen.
Sanfte Streifen siehest du
Schwellend in den Wogen.

Und mir wird es bang und weh,
Wie sie sich erweitern;
Denn ich wähne, daß ich seh
Schon das Schiff zerscheitern.

Ruder geben sanften Ton
Und die Winde hauchen.
Jetzt, o Fahrzeug, mußt du schon
In die Ferne tauchen.

Und das Weh, das mich ergriff,
Muß noch länger weilen,
Seh' ich so mein Lebensschiff
Nach der Brandung eilen.

Hatte schon mich angelehnt
An geliebte Wangen;
Aber was ich mir ersehnt,
Ist im Strom vergangen.

Und es hat der Liebe Spur
In des Lebens Wogen
Kaum sich hebend, leise nur,
Sich auch schon verzogen.

V.

Einem Mädchen ins Stammbuch.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt."

Es blüht ein jeder Baum und Strauch,
Ein Leben voller Frühlingshauch;
Die stille Blüthe knospt und träumt
Von einer Zukunft, die noch säumt.

Es treiben in des Herzens Schacht
Viel Edelstein' in echter Pracht;
Es strahlt von oben wunderbar
Der Stern der Liebe hoch und klar.

Digitized by Google

Es bleicht der Stern, es rollt die Zeit;
Wie iſt das Leben ſchon ſo weit!
Wohl Myrtenzweig und Blüthenſtaub,
Darunter auch Cypreſſenlaub.

Die Frucht erſchwillt, die Blüthe fällt;
Die Leute ſagen: Lauf der Welt!
O, glücklich dann, wer fromm und zart
Die Edelſteine treu bewahrt!

VI.

Auf ein Begebniß.

In die Ferne kann ich ziehen
Und im Wandern bin ich frei;
Wohl geliebte Bilder fliehen
Meiner Seele raſch vorbei.

Aber öde bleibt der Dichter
Tief im Innerſten; und nichts
Iſt der Abglanz aller Lichter
Vor dem Strahl des einen Lichts.

Und ich denk' in ſolchem Leide
An den Mann voll Heldenkraft,
Dem ein Freund an ſeiner Seite
Ward vom Blitz hinweggerafft.

Als der Gute ſank zur Erde,
Da erkannte jener Mann,
Daß er Blitze ſchleudern werde,
Doch kein Blitz ihn treffen kann.

Liebe zündet ihre Kerzen
An dem nächſten Altar an;
Liebe fand zu Freundesherzen,
Hart an meinem, ihre Bahn.

Kann ich mein Geſchick ergründen,
Zeigt es mir nicht ahnungsvoll,
Daß ich Liebe wohl verkünden,
Doch nicht Liebe haben ſoll?

VII.

O, laue Lüfte, heißes Blut!
Die Bruſt iſt mir ſo weh.
Mit leiſem Rauſchen wälzt die Fluth
Sich nach dem ſtillen See.

Die Blumen koſen abendlich
In ihrer dunklen Pracht.
Des Hauſes Pforten öffnet' ich
Und ſchaue durch die Nacht.

Dort unter Bäumen wandelt ſtill
Ein junges Paar allein;
Und jeder grüne Raſen will
Ein Pfühl der Liebe ſein.

VIII.

Regenbogen.

Es liegt die tiefſte Seele
Mir lange ſchon gepreßt,
Daß ſich aus voller Kehle
Kein Ton mehr hören läßt.

Das Forſchen und das Wiſſen
In tiefem Schacht verwahrt;
Ich will nicht länger miſſen
Den Stoff von höh'rer Art.

In Schriften und in Blättern
Bleibt jener Geiſt gebannt;
Ich hab' in wilden Wettern
Den Hauch des Herrn erkannt.

Ich hab' des Himmels Segen
In Strömen fließen ſeh'n;
Dann ſah ich aus dem Regen
Das Sonnenlicht erſteh'n.

Da ſchickt ein Regenbogen
Die Farben mir ins Haus,
Und hat mich hingezogen
Ins weite Feld hinaus.

Hier ſind des Herzens Pforten
Mir herrlich aufgethan,
Hier ſpricht in klaren Worten
Der Geiſt des Herrn mich an.

Ich war ſeit dieſer Stunde
Durchtönt von ſeinem Wort;
Nun ſtrömt es in die Runde,
Nun wirkt es fort und fort.

Und bin ich eingegittert
Nach altem Bücherbrauch,
So werd' ich noch durchzittert
Von jenem freien Hauch.

Und in die engſte Zelle
Beim düſtern Lampenſchein
Dringt in mein Herz die Helle
Der ſieben Farben ein.

Und was ich thun und wirken
Mag auf der Lebensreiſ',
In weiteſten Bezirken,
Wie in dem engſten Kreis:

Es knüpft ſich von der Pforte
Bis zu dem Schluß der Bahn
An Strahlen, Hauch und Worte
Der großen Gottheit an.

IX.

Pſyche.

Der helle Reif bekränzt das Laub,
Die Blüthe wird des Sturmes Raub

Der Winter naht, und mir ist bang
Vor seinen Nächten trüb' und lang.

O, glücklich ist ein jeder Mann
Der seiner Liebe denken kann;
Der, wo er einsam steht und schweigt,
Von Herzen träumt, die ihm geneigt.

Er weiß es in der Winternacht,
Ein liebes Kind hat sein gedacht;
Der Liebe Sehnen voll und reich
Erwacht in ihm und ihr zugleich,
So wie der Sterne leiser Strahl
Auch glänzt in ihr entlegnes Thal.

Und bin ich einsam und verstört,
Was hab' ich, das mir angehört;
Das, wenn vorüber ist der Tag,
Mir um die Stirne fächeln mag?

Der Träume hätt' ich wohl genug,
Die ich mit Schmerz zu Grabe trug;
Es war in meinem Leben so,
Daß, wo ich kam, die Liebe floh;
Und daß, wo sie mir selber rief,
Ich stets in wüstem Taumel schlief.

Doch ob ich nie zur Blüthe kam
Und kaum noch Liebe gab und nahm,
Von Rosen und vom Liebesstern,
Von blauen Augen sprach ich gern,
Und habe freundlich und vertraut
In manches Busens Grund geschaut.

Und was auch bringt die trübste Zeit,
Hat einen Strahl der Ewigkeit;
Und der verläßt den niedern Hauf
Und tritt hervor, und schwingt sich auf:
Das sind die Lieder voller Mark,
Das sind Gedanken, frei und stark.

So soll denn hier in diesem Schrein
Was ich erlebt, gesammelt sein:
Von meinem Flügelkleid ein Saum,
Verwelkte Blüthe, schwacher Traum.
Doch was verwelkt, erblüht auch neu;
Der Geist des Lebens bleibt mir treu.

Und eines sinkt und schwächt sich nie;
Das ist der Hauch der Poesie,
Der aus dem Aschenkruge steigt,
Wenn sich der Staub zur Erde neigt.

Drum hab' ich Psyche das genannt,
Was ich in meinem Leid erkannt
Und was mir von dem Traum der Lieb'
Für alle Lebenszeiten blieb.

Und diese Psyche ist geweiht
Als Votiv einer schönen Zeit.
Vielleicht gesellt, bei bess'rer Ruh',
Sich ihr der Gott der Liebe zu.

Ich aber, dem ein neuer Sang
Sich aus der edlen Urne schwang:
Ich habe mich nach Jugendbrauch
Geregt in freier Lüfte Hauch,
Und bring' Euch nun ein Lebensjahr
In diesen kleinen Liedern dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Raupach's Maria von Schottland.]

Nur einen Charakter hat der Dichter durchzuführen versucht, den seiner Heldin, Maria, aber dieser ist ihm vor Allen mißrathen. — Es kommt hier nicht darauf an, was die Geschichte sagt. Es mag in Wahrheit Rizio ein übermüthiger, unbedeutender Günstling, Darnley ein roher Schwelger, Bothwell ein gemeiner Verbrecher gewesen sein, der Dichter durfte sie nicht so widrig wirkend aufnehmen, er mußte sie poetisch durchdringen, um seine Heldin zu erheben, die Achtung und Theilnahme zugleich verliert. Er mußte ihnen wenigstens die Mittel lassen, um ein edles schönes Weib zu gewinnen, die bei allen Schwächen eine Königin, bei allen Fehlern und allem französischen heißblütigen Leichtsinn voller Geist und hohen Sinnes war. Es scheint jedoch, als habe der Dichter absichtlich Alles hervorgesucht, Maria jeder Hoheit zu entkleiden, um ihr nichts zu lassen, als einen wollüstigen sinnlichen Trieb, der sie von einer Thorheit zur andern treibt, und mit Zugabe glühender Rachsucht Verbrechen und Elend auf ihr schuldiges Haupt häuft. So entwickelt sich eine Kette von schwarzen Thaten und Sünden, die Maria der Verachtung Preis gibt und jedes Mitgefühl verbannt. Aber durfte der Dichter so die nackte Wirklichkeit walten lassen, durfte er, alle poetische Auffassung entfernend, ein sinnlich verbrecherisches Weib zum Mittelpunkte seiner Schöpfung machen, die, jedes edlen und hohen Gefühles entfremdet, in gemeiner Lust sich selbst zerstört? Es gehört gewiß ein großer Dichter dazu, aus diesem Gewühl von Leidenschaften und Irrthümern eine Tragödie zu schaffen, nach Hrn. Raupach's Plane ist dies dichterisch unmöglich. — Man hat Hrn. Raupach oft vorgeworfen, daß er weit mehr ein Held in Worten als im Handeln sei; daß seine Gestalten daher sich mit allem Flitterkram des Dialoges behängen und in unendlichen Reden wohlfeile Weisheit auf den Markt bringen. Man ist noch weiter gegangen und hat die Erklärung des jedesmaligen Vorspiels zu einem fünfactigen Drama einzig aus dem Grunde herleiten wollen, weil Hrn. Raupach jeder Act mit funfzig Thalern contractmäßig honorirt wird, und sechs Acte daher besser sind, als fünf. Möchte das Alles so sein, wir würden den Dichter nicht tadeln, der auf jede Weise den jammervollen Lohn seines Talentes, welchen Deutschland ihm reicht, zu vermehren strebt, wäre nur das dichterische Streben dem materiellen Wollen angemessen. Aber die Verlängerung eines Trauerspiels von Raupach ist nichts als eine Vermehrung schönklingender Tiraden, langweiliger Declamationen und jener

Digitized by Google

süßliche Brei von Reflexionen, die, größtentheils ohne Kraft und poetischen Hauch, wahrhafte Trivialitäten enthalten.

Wollte Herr Raupach die ganze Geschichte Maria's bis zu ihrer Thronentsagung in ein großes Drama verflechten, so waren fünf Acte und ein Vorspiel keineswegs zu viel, aber er verstand es nicht, die nöthige Einheit und Entwickelung hinein zu bringen, und statt der kunstvollen Gliederung ordnete er blos die Thatsachen und füllte den Raum mit Declamation.

Das Vorspiel zeigt Maria im Landleben, als Gärtnerin umringe von ihren Damen und Cavalieren, die wie ihre Gebieterin sich aller Hoheit entkleidet haben und muntere Scherze treiben. Elisabeth's Gesandter, der im Namen seiner Gebieterin verlangt, daß Maria jeden Gedanken einer Heirath mit ihrem Vetter Darnley aufgebe, unterbricht diese Metamorphose und bewirkt, daß die beleidigte Königin um so schneller dem jungen schönen Vetter ihre Liebe eingesteht. Dieser Daenley, welcher im ersten Acte nun als Gemahl Maria's erscheint, ist nicht wie ein feuriger, leichtsinniger und roher Edelmann seiner rohen Zeit, sondern wie ein plumper Bauer gezeichnet, der nicht Entrüstung, sondern weit eher Ekel erregen kann. Sein ausbrechender Haß gegen Rizio führt zu deutalen Scenen, in welchen die Königin Schottlands ihren Gemahl mit Vorwürfen über sein Leben überhäuft, die geradezu gemein genannt werden müssen und in ihrer historischen Wahrheit aller Poesie den Kopf abbeissen. — Die Zwischenscenen mit Rizio, Douglas und Knox sind ebenfalls weit weniger charakteristisch als rhetorisch, plötzlich findet man im zweiten Acte eine Verschwörung gegen Rizio unter Darnley's Leitung; der Mord wird historisch treu vollstreckt und Maria schwört Rache den Mördern, als Graf Bothwell, dessen Anblick ihr bisher die größte Qual verursacht, plötzlich hereinstürzt und sich ihr als Werkzeug anbietet. — Er wird angenommen und im dritten Acte Darnley in die Luft gesprengt, sein erklärter Mörder aber, jener Mann des Abscheues, plötzlich von der Königin mit der heißesten Leidenschaft geliebt. — So geht es im vierten Acte fort. Bothwell hat inzwischen die Königin entführt, was man nur durch Relation erfähet, es bildet sich eine Verschwörung unter Leitung des Grafen von March, Maria läßt sich in Stirling mit Bothwell trauen. Im fünften und letzten Act rücken die vereinten Lords auf Stirling los, und Bothwell von plötzlicher Angst um seinen Kopf ergriffen. die er wahrhaft entwürdigend zur Schau trägt, flieht übers Meer, Maria aber reitet kühn ins Lager der Rebellen und befiehlt ihnen, die Waffen zu strecken. Hier aber werden ihr die Briefe an Bothwell gezeigt, durch welche sie des Mordes an Darnley überführt wird. Sie soll der Krone entsagen und weigert sich; nun brechen bewaffnete Haufen herein, welche die Mörderin verlangen, Maria unterschreibt in Todesangst, und der Graf von March hält die Abdicationsacte mit den Worten empor: Sie hat entsagt! — So fällt der Vorhang.

Es würde zu weit führen, wollten wir diese ganze zusammenhanglose Masse näher beleuchten. Der einzige unverzeihliche Fehler eines Trauerspieldichters, sagt Lessing, ist der, wenn seine Gestalten kein Interesse erregen, wenn er uns theilnahmlos und kalt läßt; er interessire uns und mache mit den kleinen mechanischen Regeln, was er will. — Diesen unverzeihlichen Fehler hat Hr. Raupach begangen. Er ist vor der Masse des Stoffs gar nicht dazu gekommen, einen Charakter auszuführen, und den seiner Heldin hat er mit der kalten Hand der Geschichte von aller Poesie entblößt. Diese hat ein ganz anderes Richtschwert, als die historische Wahrheit, aber selbst ihr ist nicht ganz Genüge geleistet. Selbst die Geschichte hat keinen vollen Beweis, daß Maria um Darnley's Mord wußte, ihre Briefe an Bothwell unterliegen noch immer des Zweifels an der Echtheit, um so weniger mußte der Dichter sie als Verbrecherin hinstellen. Maria war vielleicht dichterisch nur als eine leichtsinnige, üppige Frau voll Genußsucht und liebenswürdiger Galanterie zu schildern, die von dem schwelgerischen Hofe Frankreichs nach Schottland versetzt, verleitet durch schlechte Günstlinge und Schmeichler und durch ihr heißes Blut, Fehler auf Fehler beging, die erst durch die Parteien zu Verbrechen wurden, und ihr trauriges Schicksal herbeiführeten. Hr. Raupach hat jedoch nicht die Mittel, eine so leichtsinnige, schöne Frau darzustellen, die in Lust und Tanz nicht begreift, daß sie Glauben Recht und Sitte ihres Volkes zertritt und sich ganz zum Spielwerk ihrer Anhänger macht. — Es ist übel, wenn Dichter für bestimmte Schauspielerinnen schreiben, deren Leistungen ihnen vorschweben. So hat Raupach bei seinen Heldinnen Madame Koelinger im Sinn, und diese Künstlerin der Declamation würde schwerlich eine zwei- und zwanzigjährige Königin, jung, coquett und witzig, darstellen können. So muß Maria denn sich in heftigen Leidenschaften, tief empfindungsvoll, nachdenkend und in rhetorischen Declamationen bewegen. Sie muß die französische Natur abstreifen, in welcher sie das Vorspiel zeigte und bei allen sinnlichen Gelüsten sentimental wie eine Deutsche schwärmen. —

(Der Beschluß folgt.)

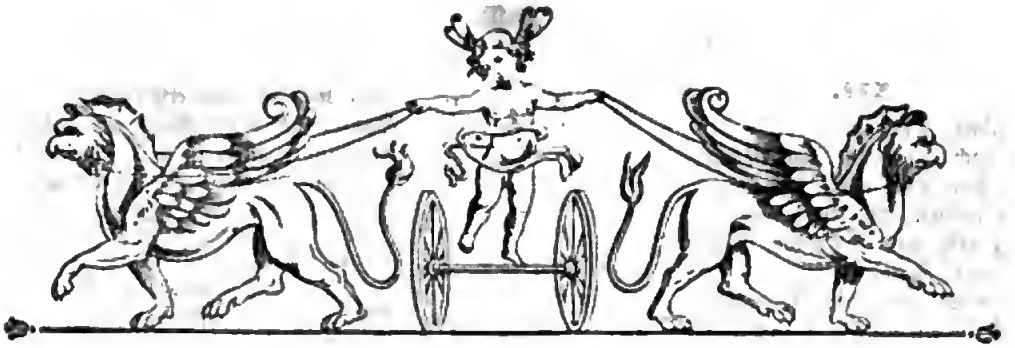
Notiz.

[Astor, ein Ungeheuer von Reichthum.]

Viele unserer Leser werden das Buch von Washington Irving: „Astoria" kennen. Es enthält die Geschichte einer Expedition, die der Pelzwaarenhändler Astor in den Jahren 1812 und 1813 nach dem Norden Amerikas unternahm. Dieser Astor ist in einem Alter von achtzig Jahren gestorben und hat nicht weniger als 68 Millionen Dollar hinterlassen. Den Dollar zu einem Speciesthaler gerechnet, macht etwa ein Summe von 90 Millionen Thaleen. Dieser Astor war ein Würtembergee von Geburt, wanderte als armer Kürschnerjunge aus, zuerst nach London, dann nach Neu-Orleans und machte meist in Pelzwaaren jene enormen Geschäfte. In Neu-Orleans besaß er ein ganzes Stadtviertel mit achtzehn Häusern. Wahrscheinlich machte er auch Bankspeculationen. Seatsfield hatte vielleicht in seinen „Lebensbildern aus beiden Hemisphären," als er den alten Lommond schilderte, ein solches Ungeheuer von Reichthum vor Augen. Seinen Tod erfuhr man in Leipzig durch Handelsnachrichten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 9. — den 12. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sohn der Zeit.

(Fortsetzung.)

X.

(1837.)

Ich saß in eines Zimmers engem Raume
Und dachte an den schweren Kampf der Zeiten,
Und ihre Bilder sah ich wie im Traume
An meinem trüben Blick vorüberschreiten.
Und hier gedacht' ich auch der letzten Stunde
Von einem Mann, der starb in fremden Landen;
Der mit der Wahrheit und dem Recht im Bunde
Wie eine feste Eiche stets gestanden.
Und gerne weih' ich meinen besten Segen
Dem Armen, der in Traurigkeit geschieden;
Der, bis man mußte in das Grab ihn legen,
Nicht finden konnte seiner Hoffnung Frieden;
Doch wollen wir nicht senken unsre Fahnen,
Sie sollen höher ragen in die Lüfte;
Denn aus der Tiefe tönt ein leises Mahnen
Ins Reich des Lebens aus der Nacht der Grüfte.
Wir haben All' vom Quell des Lichts getrunken
Und unsre Hoffnung liegt noch nicht begraben,
Wenn eine auch der Fackeln ist gesunken,
Woran wir unser Licht entzündet haben.
Nur ihn beklag' ich, der sich in dem Golde
Der heimathlichen Felder nicht mehr sonnte;
Der jenes Land, das er erobern wollte,
Kaum von den höchsten Gipfeln schauen konnte;
Und da wir nun an seine Grube treten,
Will sich der Himmel nicht versöhnt erweisen;
Will keiner der Propheten und Poeten
Ihm einen Trost, ihm einen Lohn verheißen;
Und sollen wir jetzt Spiel und Feste halten
Und Kränze führen in den jungen Haaren,
Wenn selbst die edlen, sturmerprobten Alten
Am Ende nur mit Leid zur Grube fahren?

XI.

Und als ich dieses Lied gedichtet,
Sprach eine Seele liebevoll:
Ist das, worauf dein Geist sich richtet,
Ein Loos, das man sich wünschen soll?
An keiner milden Brust erwarmen,
In keines Mädchens Auge seh'n
Und endlich mit verschränkten Armen
Auf seines Ruhmes Säule steh'n?

Ich aber sprach: mit Stein und Erze
Deckt nie mein moderndes Gebein;
Ich will in Freuden und im Schmerze
Ein Hauch des großen Geistes sein.
Ich kämpfe durch mein ganzes Leben
Nur für den edelsten Altar
Und will den Meinen übergeben
Ein Schwert, das hochgeschwungen war.

Und war der Kampf nicht schwach und eitel,
So nimmt wohl eine liebe Hand
Noch einst den Helm vom grauen Scheitel
Und löst des Harnischs Eisenband;
Und führt uns zu erhöhten Bühnen
Des Lebens ein an jenem Tag,
Wo uns nach wohl vollbrachten Sühnen
Die neue Sonne leuchten mag.

Digitized by Google

XII.

Freiheit, Freiheit!
Wie war doch Alles still und Nacht!
Der Herr hat Alles wohl gemacht.
Der Arm erstarkt, die Kette reißt,
Das Herz gebrochen, hoch der Geist,
Freiheit, Freiheit!
Die Liebe kam, die Liebe schwand;
Noch hab' ich eine starke Hand.
Die Fahne weht, es dröhnt das Erz.
Nun sei auch still, gebrochnes Herz,
Freiheit, Freiheit!

XIII.

O, Mensch, nun sei vergessen
Das Leid und Weh der Nacht;
Es ist dir zugemessen
Ein Theil der großen Schlacht.

Wie auch die Seele schmachten
In trüben Nächten mag:
Dein Dichten und dein Trachten
Gehört dem hohen Tag.

XIV.

Losung.

Die Zeiten rollen, und die Vesten schwanken;
Stellt euch in Reih' und Glied, ihr Lichtgedanken!

XV.

Laßt uns ernst und nicht vergebens,
Wie der Sturm auch rüttelnd weht,
Pflücken von dem Baum des Lebens,
Der in vollen Kräften steht,
Trotz dem Schwarm von Wurmgezüchten,
Der sich an der Wurzel zeigt,
Jetzt mit Blüthen, einst mit Früchten,
Strebend nach der Sonne steigt!

Mögen wir den Segen finden,
Daß in allen deutschen Gau'n
Enkel, die die Garben binden,
Froh nach unsern Kränzen schau'n;
Und dann singt man wohl auch wieder,
Soll es doch nicht anders sein,
Deutsche Blumen, deutsche Lieder,
Deutsche Frauen, deutschen Wein,

Wo die Kluft am tiefsten nachtet,
Liegt das edelste Gestein;
Wo sich Stoll' auf Stolle schachtet,
Muß das Erz vergraben sein.
Aber wo der Tag erschienen,
Hat der Demant seinen Strahl
Und am liebsten in der Sonne
Hellstem Blitzen saust der Stahl.

Magst du nicht das Dunkel scheuen,
Wenn du still und einsam bist,
Aber dich des Tages freuen,
Wenn er neu erstanden ist:
Daß das Schöne, erst gestaltet,
Nicht verliert an seiner Pracht
Und die Rose, kaum entfaltet,
Nicht vergeht im Frost der Nacht!

XVI.

In einer Capelle.

Die Säulen, die hohen,
Sie schwellen hinan;
Es lehnt sich die ragende
Kuppel daran.
Die Strahlen der Sonne,
Wir sehen sie nicht;
Hier lebet und webet
Ein anderes Licht.

Die Heiligen liegen
Im Winkel des Baus,
Am steinernen Busen
Ein grünender Strauß;
Im Kranze die Rose,
Die weiße, verdarb;
Sie neigte das Köpfchen
Und welkte und starb.

XVII.

So stand ich sinnend in der feuchten Gruft
Und fühlte leise nur den Zug der Luft;
Hier ziemt es wohl, das ernste Haupt zu senken
Und an vergang'ne Zeiten zu gedenken.

Und keiner hier, der an der Pforte lauscht!
Nur an dem Gitter flüstert es und rauscht.
Da spielt das junge Laub und schmiegt mit Kosen.
Sich sehnend an das Grab der weißen Rosen.

XVIII.

Im Dom.

Wenn wir sonst zum Dome kamen,
Denkend an der Jahre Lauf,
Keimten in uns edle Samen
Aus vergang'nen Zeiten auf;
Knieten hier die frommen Recken,
Dort die Frauen, gläubig zart
Und wir wollten kühn erwecken
Deutsche Sitte, deutsche Art.

Digitized by Google

Wenn wir jetzt im Dome wandeln,
Denken wir an beff're Gut;
Und es drängt uns, groß zu handeln,
Und es wallt das junge Blut:
Freund, noch immer, sollt' ich meinen,
Blüht für uns ein edler Strauß;
Aus den sinkenden Gesteinen
Führen wir den Geist heraus.

Wenn ich einst um Dome schweifen
Noch mit meinem Freunde soll,
Will ich seine Hand ergreifen
Und ihm sagen freudenvoll:
Was sich immer mag gestalten,
Unser Streben hat's geweiht;
Und im Bau der edlen Alten
Weht ein Hauch der neuen Zeit.

XIX.

Am Ufer, wo die Berge sind,
Liegt dämmerklar die grüne Flur:
Es trägt zu mir der Morgenwind
Ein fernes, volles Rauschen nur.
Das Rauschen ist Prophetenart,
Du kannst es an dem Flusse seh'n;
Er murmelt in den nassen Bart
Vom Untergeh'n, vom Aufersteh'n.

Er denkt wohl an so schweres Eis,
Das hart auf seinem Nacken lag;
Doch unten schlug so voll und leis
Der Wellentakt, sein Herzensschlag.
Er hat geseh'n des Winters Schnee
In grauen Bergen angehäuft;
Ein Guß nun von zerfloß'nem Weh
In sein erlöst'es Bette träuft.

So rieselt aus entlegner Bucht
Mein Redestrom im neuen Stolz;
Er fühlte, wie des Eises Wucht
Vom Sonnenblick im Lenze schmolz,
Nun seht ihr, wie sein Trotz entstand,
Wie er die Art so ganz vertauscht
Und weithin durch das grüne Land
Nun in Prophetenweise rauscht!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Maria von Schottland, „die Unbelesene," Journalistik, die Association der Schneider.]

Am übelsten aber ist der Sentenzenkram, diese endlosen Reflexionen, in welchen sich Königin und Ritter, Stallknecht und Mörder umhertummeln. Da kann Niemand guten Morgen sagen, ohne daß der Begrüßte sogleich anhebt: Was ist der Morgen? und nun eine Definition dieses Begriffes gibt, in welcher Abendröthe, Sonne und Tag und der Einfluß auf das Menschenleben unendlich lang und nichtssagend besprochen wird. Sogar die Mörder, welche Darnley umbringen sollen, und denen es noch nicht an der Zeit dünkt, müssen sich erst philosophisch unterhalten, was denn Zeit und Tod sei? und plaudern ganz gemüthlich von der Nichtigkeit des Seins, so daß man gar nicht glauben sollte, es sei was Rechtes an der ganzen Sache. — Die Leere der Raupach'schen Poesie versteckt sich hinter dieser tönenden Breite, die ihren Faden bis zur Erschöpfung ausspinnt, um mit dem Bombast die mangelnden Gedanken zu ersetzen. Endlich muß man auch bekennen, daß die Besetzung des Stückes unvortheilhaft wirkte. Hr. Rott, der den Bothwell spielen sollte, hatte in Folge vermeinter Kränkungen seinen Abschied gefordert und sämmtliche Rollen zurückgeschickt. Hr. Raupach war darüber sehr böse und erklärte, keinem Künstler gute Worte geben zu wollen, der eine Rolle seiner Stücke zurücksende. So erhielt Hr. Grua den Bothwell, und den Darnley mußte Hr. Krüsemann spielen, der sonst nur im Lustspiel thätig ist, keine Verse sprechen kann und im Drama überall ans Lustspiel erinnert. — Vielleicht würde eine bessere Besetzung dies Trauerspiel wenigstens zu einer vermehrten Zahl von Darstellungen verholfen haben; das ästhetische Gefühl mag so dem Mißgriffe Dank schuldig sein, denn hoffentlich ist diese Maria nun für immer vom Repertoir verschwunden.

Von einem neuen Lustspiele der großen Unbekannten, die Lüge und Wahrheit zum Pseudonym gewählt hat, läßt sich leider eben so wenig Gutes sagen. Das Talent der Verfasserin bewegt sich auf einem kleinen Felde von Gestalten, deren Charakteristik sich so häufig wiederholt, daß man fürchten muß, es sei nahe daran, erschöpft zu heißen. Ein gediegener ernster Mann, der über moderne glänzende Lustigkeit triumphirt, ist der gewöhnliche Inhalt einer Reihe von Stücken, die zwischen Lustspiel und Schauspiel schwanken, und, neben manchen neuen und glücklichen Momenten und einem eleganten weichlichen Dialog, viel Empfindelei und den Drang nach poetischer Gerechtigkeit enthalten. Es geht darin zu, wie im Paradiese; die Bösen werden gestraft, die Guten belohnt, und aus allen Nöthen hilft die Einfachheit des Herzens und der Glaube.

Auch in diesem Lustspiele „die Unbelesene," machen sich dieselben Elemente geltend. Es ist ein Stück Einfalt vom Lande und ein Rest vom Oheim zusammengethan. Bedientenverkleidung, gierige Heirathscandidaten, ein betrügerischer und betrogener Vormund und ein edler gelehrter Graf sind die Hauptingredienzien und Charaktere, welche wenigstens durchaus nichts Neues bieten. Billiger Weise hätte dies Lustspiel weniger den geschraubten Titel „die Unbelesene" als den: der seligen Mutter tragen sollen; denn diese gute Selige wird unzählig oft angerufen, theils von der verwahrlosten Unbelesenen, deren naive Einfalt oft unbegreiflich einfältig wird, theils von dem betrügerischen Vormund, der sich auf den Willen der Seligen beruft, um sein reiches Mündel zu heirathen. — Das ganze Stück ist jedenfalls eine der schwächsten Leistungen der Verfasserin und wird nach wenigen Vorstellungen verschwinden.

Digitized by Google

Im Kreise der Literatur geht es sehr still zu, und der Journalismus läuft seinen gewöhnlichen Schlendergang. Nur der Freimüthige erfährt eine Umgestaltung, da der bisherige Redacteur zwar dem Namen nach das Blatt weiter führt, in der That aber dasselbe der witzige Glasbrenner übernommen hat, der es nun versuchen will, diesem abgestandenen Gericht eine neue pikante Würze zu geben. — Die Landzeitung, dies Seitenstück zum berliner politischen Wochenblatt, hat zwar seine Probeblätter in der enormen Zahl von 25,000 über das Land ergossen, aus welchen man deutlich ersehen konnte, wes Geistes Kind sie sein werde, indeß ist die Zeitung selbst nicht erschienen. Sie wird wahrscheinlich auch den Undank der Welt für diesmal ganz vermeiden, wenn es wahr ist, daß eine höchste Person sich sehr mißbilligend über die Tendenz dieses Blattes ausgesprochen hat, und nicht, wie man anderseits erzählt, nur der Widerstand der übrigen privilegirten Zeitungen und deren Beschwerde zu überwinden bleibt. Sei es, wie es sei, man kann fast sicher behaupten, daß ein Blatt von solchen Grundsätzen schwerlich seine Rechnung findet, und wenn nicht diesmal, doch nächstens, um so sicherer entschlafen wird. — Unter neu erscheinenden Journalen zeichnet sich besonders ein Centralblatt für Gewerb- und Handelsstatistik aus, das, von tüchtigen Männern redigirt, in seiner Art Vorzügliches leisten möchte. Sonst ist es schwer, die Concession für eine Zeitschrift und ganz besonders für eine ästhetische zu erhalten. — Es ist ein polizeiliches Sittengericht vorhanden, welches, freilich gegen die zugestandene völlige Gewerbefreiheit, nicht allein die Concessionisten streng purificirt, sondern auch die Redacteuren, deren curriculum vitae besonders keinen Zweifel der Gesinnung bieten darf. — Tant de bruit pour une omelette! Was ist ein verantwortlicher Redacteur, wo die Censur jeden Buchstaben bewacht! Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man diese Sorgfalt betrachtet und den Zustand unserer Tagespresse damit vergleicht, die in keinem Staate Deutschlands, wo Redacteur heißen mag, wer irgend Lust und Beruf fühlt, und Vertrauen oder Geld besitzt, auf so niedriger Stufe steht, wie bei uns. — Das ist ein trübes, langes Capitel, und wer den Ekel unterdrücken will, wendet sich so weit fort, als möglich. — Doch bei allem Unwillen muß man bekennen, daß wenn die Literatur Fußtritte empfängt, sie rechtschaffen beiträgt, diese zu verdienen. Wozu mit dem Gesindel Umstände machen, das rabenartig sich gegenseitig zerhackt, und im tiefsten Pfuhl der Gemeinheit seine Lust in pöbelhaften Schmähungen findet, die die Verachtung aller Besseren erzeugen müssen. — Wie viel höher zu ehren die Schneider sind, sollen Sie nun zum Schlusse vernehmen.

Es gibt hier einen Verein der Kleiderkünstler, die wöchentlich sich versammeln, ihre Kunstansichten austauschen und nebenher ein schwarzes Buch über ihre Schuldner führen. Sobald ein Mitglied des Bundes einen neuen Kunden erhält, macht er es bekannt, und da die meisten Künstler von der Nadel hier vereint sind, erfährt er bald, ob er vorgen kann oder nicht. Diese Modisten ergrimmten gewaltig gegen die wasserdichten Regenröcke, die gummigetränkten Palletots, welche ihren Verdienst verkümmerten. Sogleich war der Entschluß gefaßt, dreißig unserer berühmten Eckensteher in diese Mäntel zu kleiden und sie den Elegants bis zum Abscheu zu verleiden. Man erinnerte sich, daß in früheren Zeiten dies Mittel gute Dienste geleistet und z. B., als vor vierzig oder funfzig Jahren das Jou-Jou-Spiel allgemein üblich war, der Schinder plötzlich in den Straßen mit einem solchen Zeitvertreibe erschien, worauf sogleich jede Hand leer ward. — Aber ach! wie haben sich die Zeiten geändert. Die Eckensteher stolziren in ihren Mackintoshes einher und Jeder lacht und trägt seinen Mantel weiter. — Ein Literat, der Redacteur des Modenspiegels, wagte es, die noble Coalition lächerlich zu machen und die Mackintoshes zu empfehlen. Das war Oel ins Feuer gegossen; der Zorn der Kleiderkünstler wendet sich gegen ihn, und mit Energie und Brudersinn beschließt man, diesen Verwegenen zu strafen. An einem Tage verliert der Modenspiegel zweihundert Abonnenten und sein geschlagener Redacteur muß sich entschließen, diese Regenmäntel zu verdammen, um schweren Verlusten zu entgehen. — Welche Ausdauer, welche Einigkeit, welche Kraft der Beschlüsse! Die Schneider Berlins zeigen der Welt, was eine Coalition vermag, die einig und stark ist; spiegelt Euch darin, Ihr zerrissenen Elemente. Solche Thaten sind des Sieges würdig, die Palletots werden untergehen, ihre Sache ist verloren! —

Notiz.

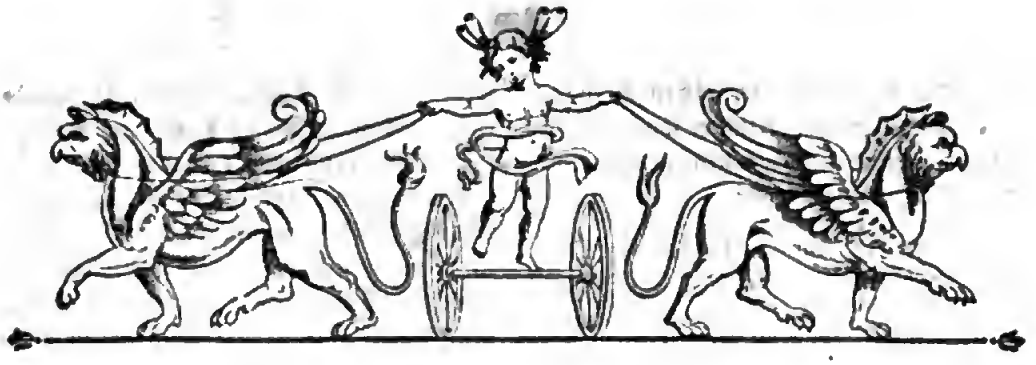
[Mundt über die Jesuiten in Freiburg.]

Bereits Zschokke hatte auf den Centralsitz des Jesuitismus in der Schweiz hingewiesen. Jetzt lesen wir von Mundt einen interessanten Artikel über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg, im Freihafen, von welchem das erste Heft des Jahrgangs 1839 erschien. Mundt hatte bei seinem Besuch in Freiburg nicht, wie Victor Cousin, das Glück, das Institut selbst zu betreten, allein sein Aufenthalt in der Gegend war von genügender Dauer, um die Zustände des schweizerischen Jesuitismus aufzufassen. Der Rector der berühmt gewordnen Erziehungsanstalt ist gegenwärtig ein Fürst Gallitzin, der selbst Jesuit geworden und im Hause des Pensionats seine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Merkwürdig waren die Differenzen des Instituts mit dem Zofinger Verein; in den darüber erschienenen Broschüren kam die Casuistik der Jesuitenschule zum Vorschein und Mundt theilt hierüber Ergötzliches mit. Die Jesuiten, welche den schweizerischen Patriotismus mehrfach verletzten und verhöhnten, hatten unter anderen den historisch zweifelhaft gewordenen Herold der Freiheit, den Tell, einen bloßen Mörder gescholten. Um deswillen war ihr Ansehen schnell bedroht, und ihrer Sophistik gelang es nur spärlich, sich aus den Gefährnissen dieser Behauptung herauszulaviren. Was übrigens die hier von Mundt mitgetheilte Dialektik der Schule betrifft, so ergibt sie deutlich, wie weit zurück der heutige Jesuitismus gegen den früheren Zeit steht. Im dritten Bande seiner „Weltfahrten und Spaziergänge," der zu erwarten ist, verspricht Mundt noch einen zweiten Bericht über Freiburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 10. — den 14. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alice.

Novelle von d. Fe. v. W.

Der einzige Sohn einer angesehenen englischen Familie näherte sich dem vorgesteckten Ziele, einer deutschen Stadt, wohin ihn der Wille seines Vaters sandte, um dort ein Jahr lang dem Studium der Landessprache sich zu widmen. Der alte Darnley hatte in seiner Jugendzeit durch seltsame Verknüpfung der Umstände, zuerst mit Wohlwollen, dann mit inniger Herzensneigung, einem Deutschen sich angeschlossen, und beide Männer waren später im Briefwechsel sich nahe geblieben. In das Haus dieses Freundes, des Geheimeraths v. Walling, sandte er jetzt den Sohn, für den er die Kenntniß der deutschen Sprache für um so nöthiger erachtete, als er ziemlich entschieden war, demselben ein Handlungsgeschäft in Deutschland zu begründen.

Georg Darnley legte die Reise mit den Gefühlen eines jungen Mannes zurück, welcher zum ersten Mal im Leben von allen Banden der Neigung und Gewohnheit losgerissen, dennoch aus der Neuheit des ihn Umgebenden ermuthigende Heiterkeit schöpft. Gleichwohl dem Ziele nicht ohne einige Befangenheit nahend, sich bewußt, die ungebundene Freiheit der Reise gegen die beengenden Fesseln eines Familienlebens vertauschen zu sollen, versprach er sich von diesem jene Annehmlichkeit nicht, welches dasjenige ihm gewähret, dem er jetzt für lange ein wehmüthiges Lebewohl gesagt. Seufzend sah er den Wagen nach der Stadt hin einlenken, und als dieser, durch die Hauptstraßen rollend, in entlegener Gegend vor einer einfachen Wohnung hielt, stieg der junge Mann so langsam aus, als ob in der augenblicklichen Verzögerung wirklicher Gewinn liegen könne. Noch bevor er das Haus betrat, sah er sich schon von dem Eigner desselben freundlich bewillkommnet. Des Vaters Freund schloß den Jüngling in die Arme und führte ihn sodann in zwei kleine für ihn bereitete Zimmer, wo er ihn nach liebreich wiederholter Begrüßung sehr bald der Sorge überließ, seinen Reiseanzug zu ordnen.

Sobald er sich allein fühlte, sank er auf einen Sessel, weniger von der Anstrengung der Reise ermüdet, als von einem leisen Heimweh seines Herzens durchdrungen. Er war nun todt, ein Fremder unter Fremden, und in eine Wohnung versetzt, welche auf ein fast kleinstädtisches Leben deutete, für welches er nicht erzogen, wofür der Sinn ihm gänzlich mangelte. Von Jugend auf an jenen, wenn auch verschwenderischen, doch soliden Luxus gewöhnt, den der Engländer, mit dem Worte Comfort bezeichnend, als etwas Einfaches, fast Unentbehrliches erachtet, fiel sein Blick mit einer Art Grausen auf den blendend reinen, mit linnenem Teppich belegten Fußboden, betrachtete er Stühle und Tische, das Sopha, welches geringe Bequemlichkeit verhieß, und endlich, besonders kritisch, den Waschtisch, an dem er, durch die Umstände gezwungen, wahrhaft trostlos den Reisestaub in so weit beseitigte, als so unvollkommene Anstalten es ihm zuzulassen schienen. Nie im Leben waren ihm in einem Privathause so durchaus mittelmäßige Einrichtungen vor

Digitized by Google

Augen gekommen, und der Gedanke, in solchen Verhältnissen ein Jahr verleben zu sollen, erfüllte ihn mit einem Aerger, von dem er durch leise gemurmelte Verwünschungen in etwas sich zu erholen suchte.

Nach einer Weile erschien ein Diener, den Fremden zum Thee einzuladen, und er folgte diesem in ein Wohnzimmer, welches durch einfache Zierlichkeit der Geräthe und den Schmuck schöner Blumen in Deutschland für sehr wohnlich gelten durfte. Der Hausherr trat dem jungen Manne freundlich entgegen, ihn seiner Gattin und beiden Töchtern vorzustellen, von denen er, als nunmehriger Hausgenosse, sich aufs beste begrüßt sah. Georg sprach nur wenige Worte deutsch, und dies, so wie seine nicht ganz bemeisterte Verstimmung, liehen dem Gespräche nur geringen Aufschwung. Nachdem man ihm höflich von Allem geboten, ihn nach Allem, was passend schien, befragt, ließ man ihn ruhig gewähren, und die kleine Familie sprach und lachte bald so völlig unbefangen, als ob kein Fremder zugegen sei. Nach dem Thee nahm auf einen freundlichen Wink des Vaters die jüngere Tochter am Fortepiano Platz, ein wahrhaft gediegenes Spiel mit einer Stimme begleitend, deren tief melodischer Klang zum Herzen ging.

Darnley horchte den anmuthigen Alttönen nicht ohne innige Theilnahme, woneben er jedoch, der innern Mißlaune nachgebend, mit stiller Ironie diese Bestissenheit hervorhob, ihn sogleich mit den Talenten des Hauses bekannt zu machen. Seinen Augen vermochte er indessen das Zugeständniß nicht zu verwehren, wie sehr die Damen der Hervorbringung angenehmer Eindrücke gewiß sein durften. Frau v. Walling's Matronenantlitz zeigte noch einnehmende Spuren ehemaliger Reize, in ihrem Wesen lag wohlthuende, ruhige Würde. Marie, die ältere Tochter, der Mutter gleichend, blond, mehr anmuthig als blendend, zeigte überwiegenden Ausdruck sanfter Liebenswürdigkeit, vor welchem für viele Männer selbst der offenbare Ausdruck des Geistes mehr als zweifelhaft in den Hintergrund tritt, wogegen aus den Augen der jüngeren Tochter, der schönen Alice, Geist, Leben und Fröhlichkeit feurig hervorblitzten. Diese war hoch und schlank gewachsen, eine Fülle des schönsten braunen Haares umfloß die edlen Formen des Kopfes, ein wahrhaft blendendes Colorit noch mehr hervorhebend; Fräulein Alice v. Walling würde für vollkommen schön haben gelten können, hätte ihr Mund die gesetzliche Größe nicht um etwas überschritten, aber eben aus dieser Unvollkommenheit schienen neue Schönheiten hervorzublühen, denn wer dürfte so frischer Lippen, so wundervoller Zähne, eines solchen Liebreizes beim Lachen sich rühmen! —

Der Abend war verflossen und Darnley befand sich wieder in den ihm bestimmten Räumen, welche er auch jetzt ohne Billigung musterte. Gewohnt, sich spät zur Ruhe zu begeben, ließ er, in eine Sophaecke nachdenklich gelehnt, so eben Erlebtes an sich vorüberziehen. Von seinem Vater zu einer Art Philosophen herangebildet, frühzeitig gewöhnt, von jedem Lebensereignisse, von jedem empfangenen Eindruck sich Rechenschaft abzulegen, überdachte er, was ihm im Zeitraume weniger Stunden begegnet, Betrachtungen daran knüpfend, welche nur aus einer ernsten Gewüthseichtung so tiefsinnig hervorgehen konnten. Seine Lage erschien ihm unerwünscht, fast bedenklich, ein junger, bemittelter, bei den Damen wohlgelittener Mann, sah er für lange Zeit in einen Familienkreis sich versetzt, wo sein Erscheinen nicht ohne bedeutende Einwirkung vorübergehen konnte. Entweder, sagte er sich, werde sein Herz nicht frei bleiben, oder — er stockte bei dieser Betrachtung und fuhr dann in seinem Gedankengange fort, oder er werde, gegen Wunsch und Willen, die Ruhe dieser schönen Mädchen gefährden, denn die Annahme eines völlig passiven Zustandes erschien seiner Eitelkeit als Thorheit, da ein solcher in der Welt nicht vorkomme. Sich auf diese Weise auf alle Fälle vorbereitend, beschloß er, jedenfalls als Mann von Ehre handeln zu wollen. — Meine Leserinnen lächeln über meinen Helden, finden ihn aber nicht unangenehm.

Darnley's Zimmer hatten die Aussicht auf den am Hause gelegenen Garten. Durch die geöffneten Fenster strich milder Frühlingshauch, in den nahen Gebüschen schlug die Nachtigall, und zum ersten Male im Leben entschlief der junge Mann, fern vom lärmenden Getriebe der Weltstadt oder eines geräuschvollen Gasthofes, in ruhiger, fast ländlicher Behausung. Von der Reise ermüdet, von der Neuheit des Eindrucks überrascht und bewegt, schloß er die Augen unter dem melodischen Flöten der Nachtigall, wie etwa ein Kind mit dem seligen Bewußtsein sie schließt, daß der einlullende Gesang auch dann nicht sogleich verstummen werde, wenn seine Augenwimper sich bereits gesenkt.

Der junge Mann hatte fest beschlossen, eine innere Einrichtung seiner Zimmer auf eigene Kosten ganz seinem Geschmack gemäß anschaffen zu wollen, und schwieg in den ersten Tagen nur deshalb darüber, um nicht sogleich ein ungünstiges Vorurtheil gegen sich zu wecken. Nach Verlauf einer Woche hatte er indessen leidlich an Alles sich gewöhnt, es am Ende männlicher

Digitized by Google

erachtend, Entbehrungen zu tragen, welche doch immer auf irgend eine Weise in jedem Leben einmal vorzukommen pflegen. (D. F. f.)

Sohn der Zeit.

(Beschluß.)

XX.

Sonnenaufgang.

Blasser Dämmer in der Ferne,
Zeigst du, daß die Sonne naht?
Träumt ihr thauig feuchten Sterne
Von vollbrachter Segensthat?
Alle Blumen, alle Wogen
Flüstern scheu und ahnungsvoll,
Denn es kommt herangezogen,
Die dem Tage leuchten soll.

Rausche Fluß nach alter Weise,
Rausch' im Felde, grüner Halm;
Singet und verkündet leise
Ahnungsvoller Morgenpsalm;
Singet, wie ein kräftig Leben
Schwellend aus dem Steine fließt;
Kündet, wie's mit zartem Beben
Aus dem grünen Kerne sprießt.

Wasser, deine lieben Wogen
Falten sich und schwellen breit;
Ueber Felsen, unter Bogen
Wälzt sich deine Herrlichkeit.
So wie du möcht' ich mich neigen
Zu des Lebens tiefstem Raum;
So wie du auch möcht' ich zeigen
Klar des Aethers Flammensaum.

Sonnenball, die blassen Streife
Sendest du zum Berg hinan;
Bald erscheint die Kraft, die reife
Auf derselben Siegesbahn;
Wie Raqueten wohl verkünden,
Daß entsteht des Kampfes Braus;
Wie die Kugeln, eh' sie zünden,
Leichte Flammen senden aus.

Mond und Sterne müssen trauern,
Bis die Sonne sich verbarg;
Steigen dann aus dunkeln Schauern,
Wie aus schwarzem Todtensarg.
Von der Sonne mußt du lernen,
Wie man tödtet solchen Feind;
Nimmer kämpft sie mit den Sternen;
Sie erhebt sich nur und scheint.

XXI.

Die Sonne kommt im Morgenhauch,
Ihr Weiheduft der Berge Rauch;
Es liegt das Volk nach altem Brauch
Auf Polstern des Gelags.
Wer ihr die besten Grüße bringt,
Wer ihr die schönsten Lieder singt,
Wer sich in ihre Nähe schwingt,
Sei König dieses Tags.

Sie geht am Himmel hoch hinan;
Was gafft ihr all' die Sonne an,
Und zu beschreiben ihre Bahn
Hat Keiner sich gerührt?
Ein Vogel kam von weiter Fahrt;
Er war von scheu und wilder Art,
Doch war der Weg ihm offenbart,
Der nach der Höhe führt.

Er hob sich von der niedern Spur,
Er eilte von der grünen Flur
Zu Klüften, wo der Geier nur
Gehorstet und der Greif;
Da hat gehaus't des Sturmes Kind,
Bis in der Berge freiem Wind
Die Flügel ihm gewachsen sind
Und seine Schwinge reif.

Und jene, die am Fluß gesäumt,
Von leichten Wogen angeschäumt,
Und von dem Genius geträumt,
Der noch sein Wort nicht sprach:
Sie fühlen, wie die Luft erbraus't,
Und merken, daß die Schwinge saus't,
Und ahnen, wo der Adler haus't,
Und sehen staunend nach!

Correspondenz.

Vom Neckar.

[Die religiösen Kämpfe. Strauß.]

Ich habe vor kurzem wieder einige Streifzüge durch unser Ländchen gemacht, und, wie die vielverlachte Idee einer Einheit Deutschlands für mich immer noch die alte Anziehungskraft hat, konnte ich nicht umhin, mir eine fortwährende Parallele zwischen unserm Süden und Ihrem Norden zu ziehen. Ich bin nun keineswegs gesonnen, zu den zwei Aufsätzen, welche von dem tübinger Professor Vischer in den halleschen Jahrbücher, und zu dem, der anonym in Ihrem Blatte über diesen Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung erschien, einen weitern hinzuzufügen. Doch ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, wenn ich Ihnen meine Beobachtungen über einige Zeitinteressen, nämlich die religiösen und kirchlichen, mittheile. Ist auch Ihr Blatt zunächst der Gesellschaft, der Conversation, wenn ich so sagen darf, gewidmet, ist daher eigentlich Politik und Wissenschaft von seinem Bereiche ausgeschlossen, so kann ja doch die Gesellschaft selbst nur dann eine geistvolle, eine interessante, le-

Digitized by Google

bendige sein, wenn sie sich auf die allgemeinen, seien es politische, seien es kirchliche oder wissenschaftliche Fragen, einläßt. Sind doch der Kasten und Zünfte in unserer Zeit nur noch sehr wenige. Daß ich aber die religiösen und kirchlichen Verhältnisse besonders beachtete, hat seinen Grund einfach darin, weil diese überhaupt in unserer Zeit wieder in den Vordergrund treten. Und meiner Ansicht nach darf weder der echte Politiker, noch der wahre Gelehrte, oder wen man sonst nennen will, die religiösen Bewegungen außer Acht lassen. Haben doch, so lange die Welt steht, tiefgehende religiöse Veränderungen immer eben so tiefe politische nach sich gezogen. Ein Mohammed hat die ganze politische Gestalt des Orients verwandelt. Das Christenthum war für das Abendland die Taufe der politischen Wiedergeburt. Die Reformation endlich, wer wollte leugnen, daß sie die Wurzel aller modernen — dieses Wort in gutem und umfassendem Sinne genommen — politischen Regungen und Geistesrichtungen ist? Würde es nicht schon der Ingrimm und der tödtliche Haß ihrer Gegner beweisen, wenn sie selbst nicht noch lautere sprache? Was von der politischen Gestaltung der Völker und Länder gilt, das gilt, und ich brauche es nicht weiter auszuführen, von der Wissenschaft, von der Kunst ꝛc. Umgekehrt, wenn wir von der politischen Seite ausgehen, so zeigt sich überall, wie jede tiefgreifende politische Bewegung sich zugleich religiös gestaltete. Soll ich anführen, wie dem politischen Synkretismus der alten Römer der religiöse zur Seite ging? Soll ich an die religiösen und antireligiösen Auftritte, Bestrebungen und Kämpfe der französischen und englischen Revolution erinnern? Mit einem Worte, der Mensch ist ein Ganzes und nicht zerschnitten in unzusammenhängende Theile; der Mensch ist Geist, ein Organismus, eine gegliederte Einheit, oder wie man sonst sagen will. Kurz, im Menschen, in der Menschheit gedeiht das Eine mit dem Andern, und verdirbt das zweite, wenn es vom ersten losgerissen wird. Und das Losungswort unserer Zeit, was ist es anders als: Freiheit? So uneinig unsere Zeit über den Inhalt dieses Wortes ist, so wird doch Keiner, wenn er nicht für ganz roh gehalten zu werden Gefahr laufen will, die Unfreiheit als Ziel des menschlichen Geistes angeben. Wie aber die Freiheit zweierlei in sich schließt, Unabhängigkeit von dem Fremden, nur Aeußerlichen, Reingegebenen, und Selbstständigkeit, eigene Erfüllung mit dauerndem Gehalt, so sind diese beiden Momente im Begriff der Freiheit gleichmäßig in unsern politischen wie in unsern religiösen und kirchlichen Bewegungen sichtbar. Daß das negative Moment sich geltend macht, brauche ich nicht auszuführen; daß das positive Moment in unserem Liberalismus, wenigstens in unserm süddeutschen, eigentlich die tiefere Wurzel jener Negation ist, kann nur eine oberflächliche Betrachtung leugnen, welche schon die einfache historische Reflexion widerlegt, daß wir schon seit so vielen Jahrhunderten Landstände und ein ausgebildetes Städtewesen besitzen. Gehen wir über zu den religiösen Verhältnissen, so ist die Negation am entschiedensten und am tiefsten eingreifend von Strauß geltend gemacht worden. Und in der That, dieser Kampf ist noch nicht geendet. Wie wohl jetzt in ganz Deutschland, so dreht sich auch bei uns die religiöse nicht nur, sondern die wissenschaftliche Debatte überhaupt um den Complex von Fragen, welche Strauß angeregt hat, wenn auch nicht um das Leben Jesu selbst, — denn in die Einzelnheiten der historisch kritischen Untersuchung zu folgen, sind im Ganzen nur wenige Berufen, die am Kampfe Theil nehmen, fähig — aber doch um den historischen Standpunct überhaupt, um die Principien. Man wird allmälig anfangen, man wird nach und nach geneigter, das Strauß'sche Werk als Glied im Organismus unserer Wissenschaft, somit als ein nothwendiges, als ein organisches Product unseres wissenschaftlichen Processes anzusehen. Darin sind alle Vernünftigen einig, daß dieses Werk nicht Product der Willkür und der Leichtfertigkeit eines Einzelnen ist, sondern man begreift, daß es eine der significantesten Erscheinungen einer Hauptrichtung unsers ganzen geistigen Lebens ist. Freilich die Mehrzahl hält diese Richtung für die reinverderbliche. Nur wenige Tiefergehende verstehen, daß es sich bei diesem Kampfe überhaupt darum handelt, ob der Mensch sich mit dem rein Gegebenen, mit dem, was nicht sein ist, befriedigen könne, oder ob er sein Heil, seine Seligkeit nur in sich finde, und sie aus sich selbst produciren müsse. Dieser Letztern sind freilich wenige, doch hoffe ich, sie werden kräftig genug sein, um den Kampf zu einem erfreulichen Ende hindurchzuführen. Ganz hieher gehört auch der lebhaft bei uns wieder erwachende Streit um das Studium der Classiker in den gelehrten Schulen. Wird man es glauben, daß in dem wegen seiner classischen Bildung berühmten Würtemberg eine mächtige Partei sich erhebt, welche die Classiker mit Stumpf und Stiel ausrotten will? Nachdem so lange unsere Nation am Mark der Classiker sich genährt hat, nachdem die Geschichte aller unserer großen Männer gezeigt hat, daß sie in schlechten Zeiten — und ist etwa unsere Zeit für eine gute zu achten? — nur in den Alten eine Stütze, nur in ihnen Vorbild und Ermunterung gefunden, während die Gegenwart sie überall im Stiche ließ, — jetzt hat man endlich entdeckt, wie durch die Classiker die Jugend vergiftet, wie sie durch sie zum Egoismus herangezogen, durch die Classiker Gott und dem Christenthum entfremdet werden! Die Religion soll der ausschließliche Unterrichtsgegenstand in allen unsern gelehrten Schulen sein, und daneben gemeinnützige Bücher in lateinischer und griechischer Sprache verfaßt und gelesen werden! Das ist also jene Frömmigkeit, die es nicht weiter als bis zum „Nutzen" bringt! das ist also jene Frömmigkeit, die nur in Gott sich versenken will, die nur im Göttlichen ihr Heil und ihre Seligkeit zu finden vorgibt — in den materiellen Interessen, im „Nutzen" endigt sie! Ist dieses nicht ein Kampf um die geistige Freiheit, um die Würde des Menschen, der sich hier wieder entzündet? Und wir wollen hoffen, daß die gesunde Natur der Schwaben solchen Krankheitsstoff bald und kräftig wieder ausstoßen möge. (D. F. f.)

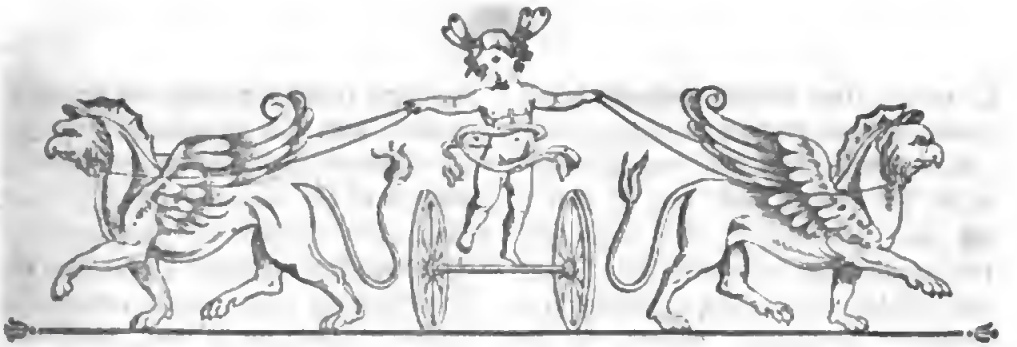
Notiz.

[H. Koenig.]

Koenig's Novelle „Shakspeare," über deren Bruchstück im Freihafen wir berichteten, wird in zwei Bdn. erscheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 11. — den 15. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alice.

(Fortsetzung.)

Als bestimmte Beschäftigung nahmen Erlernung der deutschen Sprache und Mathematik einen großen Theil seines Tages hin, und zu seiner Zerstreuung lesend und zeichnend, wurde er, durch die Schönheit der Gegend verlockt, ein eifriger Spaziergänger. Dies war Ein Schritt zur Romantik, der manche kleine Härten in einem Gemüthe ausglich, welches edel und treu, nur an einer gewissen Einseitigkeit der Erziehung und Beschäftigung noch zu leiden hatte, deren Gepräge sich ihm als Engländer aufgedrückt. Aus dem Gebiete der Speculation und Rechnenkünste verlor er sich, ein freier unbeschränkter Mensch, in das unberechenbare Poetische der Natur. Seine streng religiöse Bildung verlieh diesen Eindrücken Festigkeit; er wurde im Bewundern milder und durch tiefe Anschauung, wo möglich, bestärkter im Glauben.

Im häuslichen Kreise hatte sich Alles aufs Beste gefügt. Georg's eigenthümliches Wesen, die Art der Hülfsbedürftigkeit, in welche seine Unkenntniß der deutschen Sprache ihn versetzte, trugen dazu bei, ihn zu seinen Hausgenossen höchst zutraulich und herzlich zu stellen. Sich überzeugend, wie wenig planvoll von allen Seiten daran gedacht ward, ihm gefallen, ihn fesseln zu wollen, fühlte er zugleich, wie alles Gute, welches ihm zu Theil wurde, aus einem Wohlwollen, aus jener absichtlosen Neigung hervorgehe, die, um ihres reinen Ursprungs willen, wohl unschätzbar zu nennen ist, und so streiften sich von ihm jene pedantischen Maximen mehr und mehr ab, welche Lehre und Beispiel ihm im Vaterlande zu eigen gemacht. Zwangloser trat alles Edle in seinem Gemüthe hervor, er wurde in eben dem Maße liebenswürdiger, als er weniger ernst über das Handeln, über die Beweggründe Anderer nachzusinnen sich geneigt fühlte, man könnte sagen, er ward in eben dem Verhältnisse jugendlicher.

Von jedem Mitgliede der kleinen Familie abweichend behandelt, war er gleichwohl allen ein lieber Hausgenosse, ein theurer Freund. Der Geheimerath gehörte zu den Männern, bei welchen gründliche Kenntniß und Ausübung der Berufspflicht einen Mangel an Scharfblick ersetzen, und die durch ein gewisses Selbstgefühl einen ihre Fähigkeit überwiegenden Ruf erlangen. Als Mentor des jungen Freundes sich betrachtend, widmete er diesem ein wahrhaft rührendes Wohlwollen, sehr geneigt sich fühlend, jede günstige Veränderung im Wesen desselben als Resultat seiner verschwenderisch gespendeten Lehren zu betrachten. Die Geheimeräthin, eine sanfte Frau, die, durch das eigene Loos beglückt, Andern das Beste gönnte, war mit hausmütterlicher Sorge bemüht, für den lieben Gast alles nach Willen zu ordnen. Allmälig sah dieser, fast zu seiner Beschämung, die innere Einrichtung seiner Zimmer sich umwandeln, und auf der Sonntagstafel die Nationalgerichte seines Vaterlandes.

Schwerer würde es sein, Darnley's Verhältniß zu den Töchtern des Hauses schildern zu wollen, da hier

Digitized by Google

Gränzen vorlagen, welche beide Mächte, obwohl höchst friedlich gegen einander gesinnt, dennoch zu verletzen nicht wagen durften. Marie hatte viel, wie vom Aeußern so auch vom Gemüthe der Mutter, und von ihr wurde Georg, einen Tag gleich dem andern, mit milder Zutraulichkeit, mit ruhiger Vorliebe behandelt; sein Benehmen entsprach dem ihrigen, es war in unwandelbarer Anerkennung unbefangen freundlich. Anders war es mit Alice. Die ganze Lebendigkeit ihrer südlichen Natur sprach sich in Beziehung zu Darnley aus, ihm, dem Glücklichen, war es vorbehalten, die feinste Leidenschaft, die ungetheilteste Liebe zu wecken, welche nur im Anblick des Geliebten, in der Beschäftigung mit demselben, athmet und lebt.

Aehnliche Charaktere werden nicht selten völlig unrichtig aufgefaßt, denn Frauen, welche vom Impulse des Augenblicks, vom jugendlich überschwellenden Gefühl hingerissen, Empfindungen unbesonnen an den Tag legen, pflegen häufig, dem eigentlichen Sinne nach, reiner, keuscher zu sein, als Andere, welche, überlegte Zurückhaltung behauptend, niemals dem Tadel der Welt sich aussetzen, und obwohl Neigung das ganze Wesen jener mit lebendigem Hauche beseelt, hält es dessen ungeachtet oft schwer, das Geständniß derselben von ihnen zu erlangen. Es scheint, als ob die reinste Weiblichkeit in ihrem Innern sich um so unverletzter erhielte, als sie äußerlich nicht immer im Stande sind, augenblickliche Gefühlserregung zu verhehlen, als ob sie solcher Sühne als Ausgleichung bedürften.

Alicens Neigung war ihr selber ein reizendes Räthsel, von welchem die Lösung unbegehrt blieb, und ihrer ganzen Natur getreu, sprach dieselbe auf so mannichfache Weise, in so vielen Abstufungen sich aus, daß die Angehörigen darin die Anregung einer stets rastlosen Phantasie, den Jugendmuth ihres Alters, nicht aber ein tieferes Gefühl wahrzunehmen meinten. Die Musik, welche Georg liebte, mit Leidenschaft treibend, seine Wünsche und Gedanken aus geheimnißvoller Magie errathend, tadelte, plagte, neckte sie ihn nebenbei mit unermüdlicher Lebendigkeit. Ein mangelhaft von ihm ausgesprochenes Wort hatte er im Laufe des Tages hundert Mal zu hören, wobei nicht allein seine Stimme, sondern auch seine Mienen auf allerliebste Weise nachgeahmt, und sein etwas philosophischer Anstrich scherzhaft verhöhnt wurde. Georg liebte so stete Neckereien nicht, besonders da ihm die Biegsamkeit des Geistes fehlte, solche unbefangen aufzunehmen, oder mit Feinheit zu erwiedern, dennoch aber vermochte er sich derselben, wo sie zur vollendeten Grazie wurden, nicht mit Unfreundlichkeit zu erwehren.

Darnley kann nur richtige Beurtheilung erlangen wenn man die natürliche Gemüthsanlage als der Erziehung, dem Beispiel und langgenährten Gewohnheiten des häuslichen englischen Lebens unterworfen betrachtet. Er gehörte zu denen, welche vorzugsweise dazu bestimmt scheinen, geliebt zu werden, ohne daß eben bei ihnen eine besondere Liebebedürftigkeit, oder der lebhafte Wunsch, sich Neigung zu erwerben, entschieden hervorträte. Unbetheiligte müssen in ähnlichen Fällen voraussetzen, daß so Bevorzugten die Gabe wenigstens verliehen sei, auf einnehmende Weise Zuneigung zu erwiedern. Von Natur ernst, durch Bildung und eigenes scharfsinniges Nachdenken in sich abgeschlossen, besaß er etwas von jener vornehmen äußern Indolenz, welche sehr unabhängige Verhältnisse zu verleihen pflegen; immer war in moralischer wie in geistiger Beziehung viel von ihm begehrt, und so forderte auch er, in natürlicher Rückwirkung, viel von Andern, besonders von den Frauen, über welche sein Vater höchst strenge, etwas ungewöhnliche Ansichten hegte, und namentlich jede Gefallsucht aufs tiefste verachtete.

Unter solchen Umständen mußte in Alicens Benehmen gar Manches für Darnley Befremdliche liegen; so groß war indessen der Zauber ihrer äußern Erscheinung, so siegreich die Einwirkung ihrer unverstellten Herzensgüte, daß er es nicht über sich zu gewinnen wußte, kalt und abweisend zu erscheinen, was er, seiner Ueberzeugung nach, hätte sein müssen und sollen. Es war der Kampf von Erziehung und Grundsätzen gegen den unnachahmlichen Zauber der ersten Jugendliebe, die sich für ihn, gegen ihn aussprach, mit allen ihren süßen Banden ihn umstrickte, und von seiner ganzen Seelenstärke nur diejenige ihm nicht raubte, die immer mehr aufkeimende Neigung mit ernster Fassung zu verbergen. — Der Geheimerath lebte in großer Zurückgezogenheit von der Welt, und schon aus der Einsamkeit eines ganz häuslichen Lebens entsprang ein innigeres Anschließen des kleinen Kreises an den verehrten Gast, der Talente, gesellige Bildung und offenen Sinn für alles Gute demselben zubrachte, und so von allen Seiten durch Neigung gehoben und getragen, verlebte Georg, vielleicht ohne sich dessen in dem Maße bewußt zu sein, eines der glücklichsten Jahre seines Lebens.

Allgemach rückte die Zeit näher und näher, welche Darnley diesem traulichen Kreise wieder entziehen, in sein geliebtes England ihn zurückführen sollte, und mit Vorliebe dorthin sich sehnend, fühlte er dennoch sein Herz

Digitized by Google

voll Unruhe schlagen, so oft er der Trennung gedachte. Ein Brief seines Vaters, der ähnliche Bestimmungen sich nicht nehmen ließ, setzte den Tag der Abreise auf den Jahrestag seiner Ankunft fest. Wieder schmückte frisches Leben die Natur, wieder schlug die Nachtigall wie damals, als sein Fuß, unwillig zögernd, dies Haus betrat, aus dem er jetzt noch zögernder sich losriß.

Darnley hatte seine Abreise mit Tagesanbruch bestimmt, weshalb er sich genöthigt sah, schon am Vorabend Abschied zu nehmen. Diese Trennung war rührend; wiederholt betheuernd, daß er schreiben und einst wiederkehren werde, umarmte Georg Alle, den Vater, die Mutter, beide Töchter, und kein fremder Zeuge würde an solcher Vertraulichkeit Anstoß genommen haben, um der tiefen Traurigkeit willen, welche Alle beseelte.

Als Darnley in der Frühe das Haus verließ, blickte er bewegt noch einmal zu den Fenstern desselben empor, und Alicen gewahrend, welche bleich, halb verborgen, hinter den Vorhängen lauschte, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zurück. Erschrocken, sie wußte selber kaum weshalb, eilte sie ihm entgegen, wenige Stufen trennten sie noch von einander, da — breitete er die Arme gegen sie hin! glitt ihr Fuß aus und sank sie willenlos an seine Brust? — keine Erinnerung vermochte darüber Auskunft zu ertheilen, aber ihr Köpfchen ruhte an seiner Schulter, seine Arme hielten sie umfangen, und ihre Lippen flüsterten in der Selbstvergessenheit des Schmerzes: „Georg! o Georg!“ — Nahende Tritte scheuchten Beide empor, noch ein Abschiedsblick, dann ging Darnley langsam die Treppe hinab, floh Alice in ihr Gemach zurück. — Später wollte sie dieses Abschieds gegen ihre Lieben gedenken, so oft aber ihre Lippen dazu sich öffneten, schloß unüberwindliche Scheu ihr den Mund; Darnley hatte in der Eltern Gegenwart sie in seine Arme geschlossen, ihre Schwester desgleichen, und so mußte über diesem letzten Abschied wohl ein eigener Zauber ruhen, da es unmöglich schien, desselben zu gedenken.

Nach einigen Wochen langte ein Brief des jungen Mannes an, der neben der Aeußerung herzlicher Dankbarkeit einen flüchtig entworfenen Umriß seiner Verhältnisse enthielt, von dem Versprechen begleitet, umständlichere Nachrichten nachfolgen lassen zu wollen. Dieser Brief war ein Ereigniß, welches Heiterkeit verbreitete, und neuen Anlaß gab, dem lieben fernen Freunde viel Gutes nachzusagen, seiner mit Sehnsucht zu gedenken.

Drei Monate später traf dies verheißene, an den Geheimerath gerichtete, Schreiben zu einer Zeit ein, wo eben Marie zum Besuch bei einer Tante sich abwesend befand. Wissend, daß ein Brief aus England eingetroffen, harrte Alice mit fieberhafter Erregung, mit unruhigem Sehnen der Mittheilung des Vaters, welcher endlich, einen Brief in Händen, zu Mutter und Tochter eintrat. „Nachricht von Darnley!“ sagte er feierlich Alice vernahm vor ungestümem Herzpochen diese Worte kaum, der Geheimerath schwieg während einiger Augenblicke, als ob auch er nach Fassung ringe, und fügte dann, mit von Rührung gebrochener Stimme hinzu: „Er ist jetzt kein Fremder mehr für uns, für immer gehört er hoffentlich uns an, denn er bewirbt in diesem Briefe — sich um Mariens Hand.“

Alicens Haupt sank an die Lehne des Sessels zurück, sie war nicht ohnmächtig, aber betäubt, wortlos und wie zu Stein erstarrt. Die bereits tief herabgesunkene Dämmerung gestattete ihr, sich unbemerkt wieder aufzurichten, und bei ihrer ersten Rückkehr zu deutlichem Bewußtsein vernahm sie das leise Weinen der gerührten, hocherfreuten Mutter, die Wechselreden der beglückten Eltern. Mühselig, wie nach schwerer Krankheit sich emporraffend, ging sie schwankend die wenigen Schritte zur Mutter hin, welche ihr liebevoll die Arme entgegenbreitete. Der Geheimeräthin konnte Alicens Vorliebe nicht unbemerkt geblieben sein, in ihrem schlichten Wesen aber lag kein Maßstab für jene Leidenschaft, welche der Tochter Herz bewegte; sie dachte sich alles jetzt beglückend ausgeglichen, da beide Schwestern mit unendlicher Innigkeit an einander hingen, und sagte liebkosend: „Die liebe glückliche Marie! willst Du ihr schreiben, theures Kind?“ — Alice wollte antworten, die zu Eis erkalteten Lippen versagten ihr den Dienst, da versicherte glücklicherweise der Vater, daß er diese Freude sich nicht werde nehmen lassen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Vom Neckar. (Forts.)

[Hengstenberg über Vischer; die protestantische Kirche.]

Neuen Zunder für diesen Kampf um geistige Freiheit lieferte neuerdings Strauß's bekannter Aufsatz im Freihafen, die treffliche Charakteristik von Strauß, welche dessen Jugendfreund, Prof. Vischer in Tübingen in den halleschen Jahrbüchern gegeben hat, und die halleschen Jahrbücher überhaupt. Großen Spaß hat mir dabei Hengstenberg's Capucinade gegen Vischer gemacht. Wir haben zwar einen solchen kritischen Donnerer in Stuttgart, und sind daher solcher Verdrehungen und Pöbelhaftigkeiten schon gewohnt. Ich hätte aber nicht erwartet, daß ein deutscher Gelehrter sich durch die Leidenschaft so weit könne hinreißen lassen. Hat

Digitized by Google

doch dieser Gottesgelehrte — ein Mann, der das Wort Gottes zu predigen vorgiebt — nicht genug daran gehabt, einem Fuhrmanne gleich, mit Schimpfwörtern auf seine Gegner loszugehen, sondern er hat sich auch der Verläumdung nicht geschämt. Sie erinnern sich vielleicht, wie stark Vischer, Strauß und Ruge sich theilweise gegen Heine, Gutzkow ꝛc. aussprachen, wobei sie freilich andere achtungswerthe Seiten an diesen Männern gebührend anerkennen. Hengstenberg nur entblödet sich nicht, trotz des Widerspruchs der erstern beide in eine Classe zusammen zu werfen, und die Fehler, welche die erstern an den letzteren tadelten, nichts desteweniger auch jenen ersten aufzubürden. Hengstenberg schämt sich nicht, eine Lüge drucken zu lassen, wie die: Vischer habe an Heine (oder Gutzkow — des Namens erinnere ich mich nicht mehr genau —) nur das getadelt, daß er in seiner Frivolität und Immoralität nicht energisch genug gewesen sei. Er schämt sich nicht, um seiner Anklage Glauben zu verschaffen, Worte Vischer's zu zitiren, welche sich doch in dem Vischer'schen Aufsatze weit und breit nicht finden. Der Angegriffene hielt es unter seiner Würde, einem solchen Gegner zu antworten; da ich aber einmal von diesen Dingen sprach, so hielt ich es für meine Pflicht, ein solches Verfahren an den öffentlichen Pranger zu stellen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich dieser Partei in ihrem löblichen Bestreben, sich selbst vollends zu blamiren, irgendwie behülflich sein kann. Nur noch eins. Da diese Herren immer damit groß thun, wie es ihnen rein nur um die Sache zu thun sei, so werden sie ihrem Gegner die gleichen, hier die persönlichen Waffen erlauben. Denn was thun sie? Da hat Ruge den gläubigen Tholuk, — einen Mann von vielem Schreibtalent, gutem Gedächtniß, einigem Gefühl, großer, aber oberflächlicher Belesenheit, ohne alle gründliche Bildung, der das Privilegium zu haben glaubt, nach Belieben in jedes Fach hinein zu pfuschen, so wenig er auch davon versteht — charakterisirt, freilich nicht auf ganz günstige Weise, doch immer noch in den Grenzen des Anstandes, die Persönlichkeit nur so weit berührend, als es die Sache erforderte. Darüber aber erhebt nun Hengstenberg ein Geschrei, wie man diesen würdigen Mann auf so kränkende Weise verletzt habe. Freilich einem Mann, der nichts Besseres und Eiligeres zu thun weiß, als seinem Gegner jede Behauptung, welche er wissenschaftlich zu widerlegen unfähig ist, ins Gewissen zu schieben, der bereit ist, jede abweichende Meinung als eine unmoralische zu brandmarken, wird man noch gute Worte geben, ob er's denn erlaube, ihm die Wahrheit zu sagen! Schonung haben wir in der That von diesen unseren Gegnern nicht gelernt, wir erwarten sie von ihnen nicht, mögen sie sie aber auch von uns nicht erwarten. Aber noch etwas können wir von unseren Gegnern lernen — Einigkeit. Alle, denen es um geistige Freiheit zu thun ist, mögen kräftig zusammenhalten, ihre eigenen Differenzen vergessen, und gegen jeden geistigen Despotismus, am allermeisten aber gegen den religiösen, als gegen den gehässigsten und verderblichsten, gemeinsam zu Felde ziehen.

Gehen wir über zu unsern kirchlichen Verhältnissen, so kann ich über unsere protestantische Kirche eigentlich gar nichts sagen. So viel wissenschaftliche Regsamkeit sich in derselben zeigt, so wenig kirchliche. Auch die Pietisten haben keinen kirchlichen Sinn; ihre einseitige, ausschließliche Religiosität läßt sie nicht dazu kommen, praktisch ein Ganzes aufzuführen, und sie vergessen über dem jenseitigen Reich Gottes ganz, ein diesseitiges zu organisiren. Unsere Verfassung spricht von einer Autonomie der Kirche; aber — Worte sind keine Thaten, und Papier ist nicht Leben.

Wir haben eine Synode, welche aber nur aus von der Regierung ernannten Prälaten und Beamten, welche die Laien repräsentiren sollen, aber statt von der Gemeinde, von der Kirche ernannt werden, zusammengesetzt ist. Unsere Prälaten haben zwar Sitz in der Standekammer, aber sie sind nichts anders als Regierungsbeamte, und bei ihrer Ernennung sind die politischen Motive nicht die letzten. Warum wurde der selige Steudel nicht Prälat? Weil er zu Zeiten und bei Veranlassungen, wo es der Regierung mißfiel, die Verfassung erwähnt hatte. Kurz, unsere Kirche ist ganz verwaist, oder sie ist eigentlich gar keine mehr. Früher konnten unsere Landstände als eine Repräsentation der Kirche gelten, weil unser Land ausschließlich protestantisch war, und nur Protestanten Sitz in der Kammer hatten. Seitdem aber Würtenberg seine jetzige Verfassung hat, sitzen Katholiken und Protestanten zugleich in der Kammer und diese hat dadurch ihren kirchlichen Charakter verloren. Eine selbstständige Repräsentation der Kirche einzuführen, ist unsere Regierung um so weniger geneigt, als die evangelische Geistlichkeit, wenn man sie um ihr politisches Glaubensbekenntniß fragen würde, zur überwiegenden Mehrzahl sich auf die Seite der Opposition neigen würde.

Unser Würtemberg, war, wie schon gesagt, seit Einführung der Reformation durch Herzog Ulrich durchaus protestantisch und mehrentheils bekannten sich auch die regierenden Herzöge zur protestantischen Confession; einige wenige Ausnahmen verloren sich nach kurzer Zeit wieder.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts dagegen trat dadurch eine wichtige Veränderung in unsern kirchlichen Verhältnissen ein, daß von den bei Erhebung unseres Würtemberg zum Königreich neu hinzugekommenen Landestheilen der größere Theil sich zur katholischen Confession bekannte. So namentlich Oberschwaben, das Gebiet um Ellwangen und andere. Politisch stehen jetzt beide Confessionen einander völlig gleich. Nach unserer Verfassung steht den Katholiken jedes Gemeinde- und Rechts-Amt offen: auch der Regent des Landes kann Katholik sein. Ein Landesbischof und sein Domkapitel in Verbindung mit dem katholischen Kirchenrath stehen an der Spitze der Geschäfte, und, wenn man auch nicht in die Zukunft sehen kann, so muß man doch gestehen, daß die höheren Beamten so ziemlich der liberaleren Richtung in der katholischen Kirche folgen. Auf der andern Seite muß jeder billige Katholik anerkennen, daß unser jetziger protestantischer Hof den Katholiken soviel Berücksichtigung zu Theil werden läßt, als nur immer möglich ist. So hört man denn auch selten Klagen über Hintansetzung der Katholiken bei Aemterbesetzungen, und in der That, wenn man das Verhältniß der Zahl der Bekenner der beiden Confessionen bedenkt, so erscheinen die wenigen Klagen, die vorkommen, als ungerecht. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 12. — den 17. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alice.

(Fortsetzung.)

Im ersten freien Augenblicke eilte Alice auf ihr Zimmer. Allein, völlig allein und einsam zu bleiben, und Keinen wiederzusehen, war der erste bewußte und unausführbare Wunsch ihrer Seele. Indem sie die Treppe erstieg, zögerte ihr Fuß an jener Stelle, wo Georg in stummer Zärtlichkeit Abschied genommen, und auf den Stufen niedersinkend, den Kopf gegen das Geländer lehnend, flüsterte sie leise, leiser noch als damals: „Georg! o Georg!" — Bis zum Tode betrübt und dennoch fast gedankenlos, verweilte sie in dieser Stellung, bis ein Geräusch sie veranlaßte, ihr Zimmer aufzusuchen.

Alice richtete nach so schmerzlicher Prüfung mit fast übermenschlicher Kraft sich empor, religiöse Ueberzeugung, ein Gefühl weiblicher Würde und Freude am Glück ihrer Schwester, welche das dargebotene Loos mit ruhiger Zufriedenheit hinnahm, verliehen ihr den Muth, das Unvermeidliche zu tragen. Sie, sie mußte über Darnley's Gefühle sich getäuscht haben, denn liebte er sie, was hätte ihn bewegen können, um Marie zu werben? Diese Täuschung aber, wie süß überzeugend war sie gewesen, wie ähnlich der Wahrheit! — Darnley's jetzt häufig eintreffende Briefe kündigten seine Ankunft für den Herbst an; gegen früher gehegte Absicht war ihm ein Handlungsgeschäft in England übergeben, und er gedachte nur wenige Wochen in Deutschland zu verweilen, um dann seine junge Gattin in die Heimath zu führen.

Eine solche Frist verlieh Alicen Zeit, sich zu sammeln. Mit leidlicher Ruhe sah sie Darnley endlich eintreffen, der, selber tief bewegt, auf gleiche Weise empfangen wurde. Marie führte den jungen Verlobten der Schwester zu: „Nun ist er Dein Bruder," sagte sie zärtlich, „nenne ihn nun auch Georg!" — Alice begegnete Darnley's Augen, in diesem Blicke lag ein wunderbares Gemisch von Erinnerung, Unruhe und Schmerz, seine sichtliche Verwirrung hob sie über den peinlichen Augenblick hinweg. „Laß mich ihn Darnley nennen," entgegnete sie ruhig. Ein tief forschendee Blick traf jetzt ihr Auge, sie begegnete demselben mit anscheinender Gelassenheit, und behauptete, durch so glücklichen Erfolg ermuthigt, während dieses ersten Wiedersehens auf erwünschteste Weise ihre Fassung.

Dies an sich unbedeutende Begebniß gab Alicen Stoff zu nie endenden Betrachtungen, wunderbar hatte Darnley's Blick sie aufgeklärt, ein bis dahin verworrenes Räthsel gelöst. Er hatte für sie empfunden, er wußte, daß sie ihn liebe, und doch, unbegreifliches Menschenherz! flüsteete sie leise, was begehrtest du denn mehr, als zu lieben und Erwiederung zu finden? Unfähig, Georg's Entschluß zu fassen, unfähig, ihn anzuklagen, beschloß sie, ihm ferner mit stiller Innigkeit anzuhängen, ihm jedenfalls Alles zu vergeben.

Darnley's Bleiben war von kurzee Dauer, er zeigte sich während desselben liebenswürdig ernst, sehr zufrieden, aber ohne jene überwallende Innigkeit des Liebhabers, welche auf lange gehegte, endlich befriedigte Sehnsucht

Digitized by Google

deutet. Zwischen Alieen und ihm lag jene scheidende Kluft, welche kein menschliches Auge gewahrt, und die trennendee ist, als Länder und Meere, sie sahen sich stündlich, waeen freundlich mit einander und fühlten sich entfremdet und geschieden für diese ganze weite Welt.

So nahte der Hochzeitstag, welcher ohne Gepränge begangen weeden sollte, und mit dem Nahen desselben loste Alieens Standhaftigkeit in jene weiche Stimmung sich auf, welche ein Nichts zu Thränen anregt. Die Geheimeräthin eeteug es nicht, die liebe fröhliche Tochter zuerst im Leben so tief gebeugt zu sehen, liebreich redete sie deeselben zu, die Geschwister nach England zu begleiten, dort ein Jahr mit ihuen zu verweilen, und dann von dem jungen Paare sich nach Deutschland zueückführen zu lassen. Dieser gütige Vorschlag eegte Alieens Muth wieder auf, und solchen entschieden ablehnend, bestrebte sie sich von dem Augenblicke an, wieder heitee und ruhig zu scheinen.

Die Neuvermählten reisten sogleich nach der Trauung ab, Marie riß unter tausend Thränen sich los. Wunderbar mußte der Blick erscheinen, mit dem Georg und Aliee sich teennten; so scheiden zwei Menschen füe immer von einander, welche, wenn auch in unausgesprochenee, doch innig bewußtee Zärtlichkeit einst sich angehöeten. Und als der Wagen nun fortrollte, welche Oede in dem friedlichen Häuschen, wo Mariens stilles liebliches Walten entbehet wuede, wo auch Geoeg fehlte, welche Oede für Alice, die im Garten, im Hause umherirrte und die Schweside zwar nicht suchte, aber überall vermißte. — Die erste Bitterkeit ungewohnten Entbeheens wurde nach und nach durch die Zeit gemildert; Marie scheieb oft und ausführlich, ihee Briefe athmeten, wie ihe ganzes Wesen, Milde und Frieden; ein ruhiger peaktischee Sinn, herzliche Anhänglichkeit an alle ihee Lieben, sprachen auf wohlthuende Weise sich daein aus. Darnley durfte bei einem ausgebreiteten Wiekungskreise an eine Reise nach Deutschland so bald nicht denken, wiedeeholt aber wurde die Familie seiner Feau zu einem Besuche in England von ihm eingeladen, welchee Vorschlag von den Elteen aus Reisescheu, von Aliee aus tiefee liegenden Gründen stete Ablehnung fand.

Alieens blühende Schönheit konnte selbst in der Zurückgezogenheit, worin sie lebte, wedee unbewundert noch unbeachtet bleiben, und gegen den Wunsch der Elteen wurden sehr annehmliche Heieathsanträge von ihr zurückgewiesen. — Zwei Jahee waren seit Maeiens Vermählung verflossen, da meldete sich ein Jugendfeeund des Geheimeraths, und traf bald nach dieser Ankündigung ein. — Ein ernster Mann, über die Sechzig hinaus; ohne diejenige Freundlichkeit, welche das Alter jünger erscheinen läßt, füe sich mehr Achtung als Theilnahme in Anspeuch nehmend, vermehrte ee den kleinen Kreis als eine bedeutende, aber nicht erheiternde Erscheinung. Die Eefahrungen seines Lebens hatten ihm einen Anstrich jener vornehmen Zuveesicht verliehen, welche, im Bewußtsein des eigenen Weethes, um äußern Beifall wenig sich kümmert, zugleich aber auch etwas von dee ruhigen Kälte, welche im Allgemeinen aus sehr gesicherter ökonomischer Lage zu entspringen pflegt. Niemals unbeschäftigt, auch mit dee neuern Literatur wohl veeteaut, knüpfte er eben daeaus die Verbindungsfaden, welche ihn mit dee Jugend zusammenhielten. Baron Steineck hatte einige Wochen veeweilen wollen, welche zu Monden sich ausdehnten, und am Schlusse diesee Zeit hielt ee mit dee ihn bezeichnenden, ihm nie ungeteeu werdenden Ruhe um Alieens Hand an.

Auf den Geheimenrath wirkte diese Mittheilung gleich einem betäubenden Schlage, erstaunt, schmerzlich von dem Unveesstande des geschätzten Freundes getroffen, theilte er dessen Antrag so befangen mit, als ob ee dee Wünschende, Bittende sei. Aliee veenahm die nicht eewaetete Kunde mit großee Fassung, sodann ohne weiteees Besinnen mit einee Art Freudigkeit ihre Einwilligung gebend, welche dee Vater mit sehr getheilte Empfindung, die Mutter mit unverhehlter Betrübniß entgegennahm. „Meine Aliee, mein liebes blühendes Kind!“ rief sie bewegt, durch Bitten und Liebkosung von einem so seltsamen Entschlusse abmahnend, wogegen jene sanft erwiedeete, daß eben dies ein Geschick sei, wie sie es sich gewünscht.

Baeon Steineck blieb in dem neuen Verhältniß sich völlig gleich, ruhig, mild, feen von der Schwachheit, welche Männee in ähnlichee Lage so leicht bewegt, jünger erscheinen zu wollen, sein Glück als ein erwünschtes, keineswegs als ein übeeaschendes entgegennehmend. Unbedachte Fröhlichkeit und Jugendübermuth hatten sich bei Alieen bereits verflüchtigt, die teübe Eefahrung ihres Lebens war nicht ohne Rückwirkung geblieben, und das eensie Loos, welches ihr bevoestand, fest ins Auge fassend, eeschien sie allmälig immer besonnener und in fast mateonenhafter Kleidung, welche ihrer anmuthigen Eescheinung, dem Verlobten und spätee dem Gatten zur Seite, etwas Rüheendes veelieh.

Wenige sehen die Sonne über den Tag aufgehen, welcher das Glück oder Unglück ihres Lebens bestimmt, Alieen aber traf das eeste Früheeth ihees Hochzeitmor-

Digitized by Google

gens bereits wach und am Fenster ihres Stübchens in den Garten blickend. Halb besonnen, halb träumend, alle Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen lassend, lag ihr die Kindheit nicht fern, war die schönste Jugendzeit noch für sie vorhanden, aber ihr Loos war geworfen, und für sie gab es keine Gegenwart, keine Zukunft, voll jener Liebe, von der sie einst geträumt. — „Georg!" flüsterte sie leise in überwältigender Erinnerung; — „o Georg!" In dem einen Namen lag die Entscheidung ihres Geschicks, Alles, Alles, was ihr Leben entzückt und getrübt hatte, der Anfang und das Ende der wahren Jugendzeit.

Baron Steineck legte das feierliche Gelübde mit Ruhe ab, sein Blick haftete fest auf Alieen, welche bleich, aber mit würdevoller Fassung den Schwur der Treue und Hingebung sprach. Nach der Trauung sagte er leise und sie gütig anblickend: „Ich habe gelobt, glücklich sein zu wollen, diese Verpflichtung ist nur zu leicht zu erfüllen; die von Dir übernommene ist schwerer, aber ich erkenne das, und werde es nie vergessen." — Es waren die ersten und letzten auf die Verhältnisse sich beziehenden Worte, welche jemals von ihm geäußert wurden. Tief bewegt beugte sich Aliee auf seine Hand herab, ihre Thränen benetzten dieselbe; eine düstere Empfindung schien ihn zu durchzucken, eine Wolke flog über seine Stirn, dann aber führte er die junge Gattin in die Arme der Eltern, von denen sie mit Wehmuth gesegnet wurde.

Der Baron geleitete Alieen auf seine schönen Güter in Schlesien, wo er, allen Stadtfreuden ziemlich abhold, inmitten einer reizenden Natur in ununterbrochener Folge zu leben gewohnt war. Beschäftigung mit diesem ausgedehnten Besitzthume, und ein rein menschliches Theilnehmen am Geschick der Gutsuntergehöreigen, boten ihm, verbunden mit den besten Schriften aller Nationen, hinreichende Zerstreuung; damit es indessen in dieser Einsamkeit auch für seine junge Gemahlin an vermittelnden Elementen nicht fehle, umgab er dieselbe mit Allem, was ein Leben auf dem Lande zu verschönern im Stande ist. — Eine größere Ausdehnung des ohnehin großartigen Parks wurde mit Thätigkeit betrieben, weitläufige Treibhäuser lieferten die schönsten Blumen und Früchte, und neben vortrefflichen Büchern und allem zur Förderung der Musik sich Eignenden, fehlte es auch nicht an schönen Thieren jeder Art, das Haus und die nächste Umgebung damit zu beleben. In den Blumenhäusern befanden sich, als besondere Aufmerksamkeit des Barons, Käfige mit Nachtigallen, unter den zierlichen Sträuchen ferner Zonen anmuthig verborgen; was aber Alieen vorzugsweise erfreuen sollte, erfüllte ihr Herz mit Wehmuth. Lieblich schmeichelnd erlangte sie die Erlaubniß, die armen, wenn gleich unter Blumen gefangenen Vögel befreien zu dürfen, und erst als sie dieselben fröhlich in die Gebüsche hinflattern und sich verbergen sah, athmete sie leicht und befriedigt auf. — Tief beraubte Herzen, welche sich scheuen, ihr ganzes Geschick mit Klarheit zu übersehen, empfinden dasselbe in leisen Ahnungsschauern, die verwandte Beziehungen erblicken lassen, wo kein fremdes Auge solche gewahrt. —

So vergingen einige Jahre in jener ruhigen Zufriedenheit, ja in jener Einförmigkeit, welche man in späteren Jahren, mit dem Leben fast fertig, als den besten Schatz desselben zu erkennen weiß. Voll Aufmerksamkeit gegen seine Schwiegereltern, führte der Baron die liebe Tochter denselben oft und freundlich zu, allgemach aber, die Last der Jahre empfindend, fand er sich veranlaßt, jene Reisen aufzugeben und die Eltern zu sich einzuladen. Mit unendlicher Wehmuth sah die Geheimeräthin Mann und Schwiegersohn neben einander, den ersten lebenskräftiger, lebensfroher noch als jenen, welchem die schöne, blühende Frau wie eine Lichtgestalt zur Seite stand. Sie hatte einst ein anderes Loos für das Kind ihres Herzens vorhergesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Vom Neckar. (Forts.)

[Katholicismus; Möhler, Baur, Pfizer.]

Unsere protestantische Regierung verdiene gewiß alle Anerkennung, daß sie die verschiedenen niederen Convicte und das höhere zu Tübingen für die Bildung der katholischen Theologen errichtete und würdig ausstattete; sie verdient gewiß alle Anerkennung, daß sie für die katholische Fakultät zu Tübingen auf eine Weise sorgte, daß sie lange Zeit eine der berühmtesten war; ist dieses seit mehreren Jahren nicht mehr der Fall, so ist das nicht ihre Schuld. Aber unserem katholischen Klerus ist durch diese Anstalten ein hoher Grad von wissenschaftlicher Bildung zu Theil geworden, so daß er sich mit dem eines jeden andern Landes messen darf. Aber nicht nur, was die Regierung, sondern auch was das protestantische Volk, Geistliche und Laien betrifft, so können sich die Katholiken gewiß nicht über Intoleranz beklagen; wenigstens war Friede allenthalben, bis vor wenigen Jahren. Mir sind viele Orte bekannt, wo Bekenner beider Confessionen in einem Orte einträchtiglich zusammenwohnten, wo sie sogar gemeinschaftlich eine Kirche für ihren verschiedenen Gottesdienst benutzten, ohne daß je das gute Vernehmen wäre gestört worden; gemischte Ehen waren in den Gegenden, wo sich die Bevölkerung zu verschiedenen Confessionen bekennt, gar

Digitized by Google

nicht selten; in bürgerlichen Verhältnissen wurde nach dem Confessionsunterschied gar nicht gefragt; in unserer Ständeversammlung kamen die verschiedenen Religionsverwandten ganz friedlich mit einander aus. Aber auf einmal änderte sich die Sache, und in Wahrheit ging die Veränderung nicht von den Protestanten, sondern von den Katholiken aus. Sie datirt sich von dem Auftritt Möhler's an unserer Landes-Universität. Möhler war das überlegenste Talent und auf jesuitische Weise der thätigste Mann in der katholisch-theologischen Fakultät, und so kam es, daß seitdem seine freisinnigen Collegen mehr und mehr einlenken. Seine Symbolik, je mehr er Geist und Kenntnisse mit einer falschen Dialektik und historischer Untreue verband, hatte um so schlimmere Wirkung; sie regte den Fanatismus wieder auf.

Baur's zwar würdig gehaltene, aber kräftige, treffende und einschneidende Antwort goß, wie es bei einmal erregtem Kampf zu gehen pflegt, Oel ins Feuer. Möhler ging zwar von hier nach München, aber der von ihm gestreute Samen wucherte fort, und es wäre in der That zu verwundern, wenn nicht von Baiern aus geschäftige Hände das Feuer im geheimen auch bei uns genährt hätten. Doch würden wir ungerecht sein, wenn wir nicht auch die Thatsache anführen würden, daß es eine würtembergische katholische Zeitschrift war, welche das Möhler'sche Verfahren gebührend zurechtwies, und Baur's Gegenschrift als ein Gemeingut der gesammten christlichen Kirche, welches nicht das Eigenthum einer Confession allein sei, anerkannte. Es geschah dieses in Pflanz's freimüthigen Blättern, dem Organ der liberalen katholischen Partei in Würtemberg, Baden und einem Theile der Schweiz, neuerdings fast das einzige liberale katholische Blatt in Süddeutschland. Wie sich nun seit alter Zeit in der katholischen Kirche zwei Parteien entgegenstehen — die eine, welche die Einheit und Universalität der katholischen Kirche äußerlich faßt, so daß sie alle Völker und Länder hätte umfassen (und daß alle Gegenstände des weltlichen Regiments auch Gegenstände der Fürsorge der Kirche seien), so daß die Kirche concentrirt, gegenwärtig in der Person des Papstes, ja der Papst der gegenwaetige Gott seidst, das Ganze der Kirche die gegenwäetige Weltregierung, der Klerus die Werkzeuge und Boten derselben hätten sein sollen, mit einem Woete die ultramontane Partei, welche die ganze Welt mit dem gleichen Joche belasten will — ihr gegenüber die andere, wenn ich so sagen darf, nationale Partei, welche die Einheit und Unveränderlichkeit der Kirche auf das Dogma, die Disciplin, d. h. die äußere Organisation, für veränderlich nach Zeit und Ort, nach Individuen und Nationen, den Papst für den ersten unter den ihm gleichen Bischöfen erklärt, die Aussprüche der Kirche in den Beschlüssen der Concilien sucht und die Kirche selbst sich theilen lassen will, gleichsam in verschiedene Unterkirchen — diese beiden Parteien stehen sich auch in unserem Ländchen gegenüber und haben starke Verzweigungen, wie bekannt, in den Nachbarländern, die ultramontane in Baiern, die liberale in Baden, beide in der Schweiz. Fragen wir, warum hat der liberale Katholicismus so viele Anhänger gerade hier? warum die ultramontane in Baiern? Offenbar liegt der Grund davon vielfach in politischen Verhältnissen. Schwaben, gleichwie die Schweiz, war vielfach zertheilt in kleine Staaten, Rittergüter, namentlich bildeten sich außerordentlich viele Reichsstädte. Dadurch wurde ein vielbewegtes politisches Leben, eine große Mannigfaltigkeit der Lebensformen hervorgerufen; insbesondere gestaltete sich in den Reichsstädten ein organisches, nationales Leben; die Persönlichkeit, die Individualität mußte in den mannichfachen Bewegungen und Kampfen, wie die Geschichte der alten Reichsstädte sie uns darbietet, kräftig ausgebildet werden. Kurz, der Einzelne lernte auf sich selbst stehen, und wo Selbstständigkeit sich findet, kann der Ultramontanismus nicht Platz greifen. In der neuern Zeit ist zwar die Zahl der selbstständigen Staaten bis auf wenige verringert; die Städte sind zu den andern Landestheilen geschlagen. Allein einestheils gibt unsere Communalverfassung dem Bürger, wenn auch nicht allzuviel, doch immer manche Gelegenheit zur öffentlichen Thätigkeit, und das constitutionelle Leben, das, wenn auch für den Augenblick niedergedrückt, doch mit unserem ganzen Sein und Treiben verflochten, muß durch seine vielfachen Gegensätze kräftige Individualitäten herandilden. Die politische Freiheit muß aber nothwendig auch kirchliche Freiheit zur Folge haben.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die Christmesse in England.]

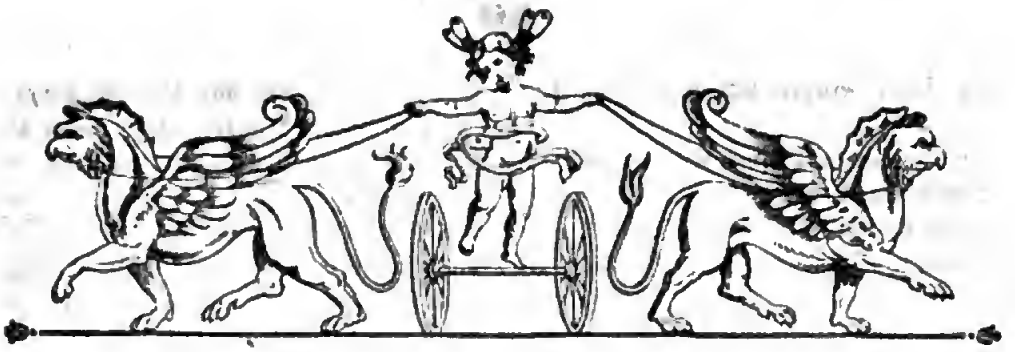
Die Sitte, am Christabend geputzte Bäume anzuzünden, ist in Altengland, das sonst so streng am Alten hält, seit vierzig Jahren ausgestorden: nur bei einfachen Dorfbewohnern, besonders in den Gebirgsorten, hat sie sich erhalten, wie ein londoner Correspondent in der Leipz. Allg. Zeit. schreibt. Dagegen sind die Kirchen mit den grünen Zweigen des sogenannten Elderbaumes, einer Art Flieder, geschmückt, und die Kinder, große wie kleine, freuen sich in England auf die lustige Christmeßpantomime, die in den Theatern aufgeführt und oft vier Wochen hintereinander wiederholt wird. So hat Drurylane in London diesmal einen Harlekin und Jakob Frost, Coventgarden ein Stück: Harlekin und die schöne Rosamunde, Haymarket O'Flannigan und die Feen, Adelphi Harlekin und die silberne Taube, zum heiligen Christ gespielt. In diesen Feenstücken sind natürlich die politischen Beziehungen des Tages lustig eingewebt. Drurylane hat jetzt an einem Schauspieler, Namens Wieland, einen beliebten Clown.

[Spontini. Briefstich aus Berlin.]

Spontini hat aus Rom geschrieben, daß ihm der Papst den heil. Gregorius-Orden ertheilt, und ihm dabei geklagt habe, daß die Kirchenmusik in Italien so sehr in Verfall gerathe, daher der heil. Vater ihn gebeten, desfalls mit dem Kardinal Staatssekretair Rücksprache zu nehmen. — Spontini wollte sich bald nach Neapel begeben, um sich dort nach Marseille einzuschiffen, und über Paris im Mai nach Berlin zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 13. — den 18. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alice.

(Fortsetzung.)

Alicens Leben gestaltete sich in dem Grade ernster, als der Baron sich untheilnehmender und mehr in innere Betrachtung versunken zeigte; einsam, fast nur auf sich gestützt, stand sie in einem Wirkungskreise, in welchem es immer zu schaffen und zu sorgen gab und wo sie unter diesen Verhältnissen jede Befriedigung nur aus moralischer Ueberzeugung zu schöpfen im Stande war. Von Marien, mit welcher sie im fortgesetzten Briefwechsel stand, trafen stets die besten Nachrichten ein, sie war Mutter zweier Knaben und lebte in völlig erwünschten Verhältnissen, nur die Trennung von Eltern und Schwester betrauernd; es schien als ob sehr entscheidende Beweggründe Georg von einer Reise nach Deutschland zurückhielten, da er immer neuen Anlaß fand, eine solche aufzuschieben und zu unterlassen, und so waren die Schwestern bereits zehn Jahre getrennt, als Baron Steineck nach langem Kränkeln starb. —

Alicens Thränen flossen mit aufrichtiger Trauer um den sehr verehrten Gatten; so scheiden zwei Freunde, welche in steter Einigkeit mit einander lebten, wo von einer Seite warme Neigung, von der andern ein Festhalten an Pflicht und Dankbarkeit die heiligste aller Verbindungen rein und heilig erhielten. Des Barons Güter fielen als Lehn an Seitenverwandte, und Alice kehrte mit reichem Witthum in das väterliche Haus zurück, dort neue Pflege, neue Pflichten wieder zu übernehmen. Mariens dringende Einladungen wurden mit blutendem Herzen, mit trüber Ahnung von ihr abgelehnt, und oft erschien es Alicen, als sei sie mit den Jahren nicht besser geworden, als habe jenes wehmüthig zärtliche Gefühl für Georg einer fast unmuthigen Abneigung Platz gemacht, welche es sie als Unmöglichkeit betrachten ließ, ihn freiwillig wiederzusehen, indessen ihre ganze Seele zu der Schwester sie hinzog. Diese Kämpfe fanden unerwartete Lösung. Kaum zwei Jahre nach des Barons Tode brachte ein Schreiben Darnley's Alicen die Nachricht von Mariens unerwartetem Hinscheiden. Dieser Brief enthielt nur wenige Zeilen, als getreuen Abdruck des Schmerzes und der tiefsten Bestürzung; in einem zweiten, der einige Wochen später nachfolgte, wurden alle nähern Umstände mitgetheilt und diese Zeilen waren von Andenken begleitet, wie Angehörige aus dem Nachlaß sehr geliebter Wesen sich wünschen mögen. Von sich redete Darnley nur in Beziehung zu Marien, welche er den beglückenden Engel seines Lebens nannte. —

Unsäglich wurde die geliebte Tochter, die Schwester betrauert; weinend, schmerzlich weinend, prüfte Alice ihr Herz, ob auch jemals eine Empfindung der Mißgunst in demselben Raum gewonnen, ob sie sich, ob sie Georg, mehr geliebt, denn jene? — Durch Thränen beantwortete sie solche Fragen, denn wer vermag zu bestimmen, wo die Liebe ihre Gränzen findet, und ob sie mit anderen Interessen verschmelzend, und diesen eine augenblickliche Uebermacht einräumend, dadurch für immer an ihrer reinen, wahren Bedeutung eingebüßt. — Wohl

Digitized by Google

den Herzen, welche solche Fragen sich niemals stellen durften! —

Georg schrieb von da an nur seinen Schwiegereltern, und erst einige Monate nach Ablauf des Trauerjahres bat er Alicen in einem ernsten, tief wehmüthigen Briefe, und ohne jede Anspielung auf frühere Gefühle, um ihre Hand. Wohl hatte ein ähnlicher Ausgang ihrer Seele ahnend vorgeschwebt; nun er zur Wirklichkeit wurde, fühlte sie sich tief ergriffen, wie vernichtet; ihre Antwort war gleich ernst, aber zusagend, und kurze Zeit darauf traf Georg in Deutschland ein.

Nach fast vierzehn verflossenen Jahren sahen zwei Wesen sich wieder, welche einander zuerst in der vollen Blüthe des Glücks und der Jugend begegnet waren. Darnley hatte das sechsunddreißigste, Alice ihr einunddreißigstes Lebensjahr angetreten, die Jugend war dahin, das Glück sollte neu beginnen. — Abgesehen von jedem andern Rückblicke mußte dies Wiedersehen tief erschüttern, dennoch aber war es von einer gewissen äußern Kälte nicht frei, welche nur die Erinnerung an Marien mit ihrer Wehmuth verscheuchte, und in der Liebe zu ihren Kindern unterging, die den Vater begleiteten. Durch seine Trauer fand Georg den Weg zu dem Herzen, welches immer für ihn geschlagen, die erste Thräne, welche er vergoß, forderte Alicen auf, ihn zu trösten, ein Blick in sein benetztes Auge machte allem Voreehmen besonnener Zurückhaltung ein Ende. Nach und nach gestaltete zärtlichere Annäherung sich zwischen Beiden, ohne daß der Vergangenheit gedacht worden wäre; nimmer hätte Alice Darnley über ein Verhältniß befragen können, über welches auch er schwieg, und worin ihre Schwester auf so zarte Weise betheiligt gewesen.

Nicht ganz gegen Erwarten fand Georg von Alicens Anblick sich tief ergriffen; dahin war der kindlich fröhliche Ausdruck der Züge, die fast ätherische Flüchtigkeit jeder Bewegung, ihre Schönheit hatte jetzt etwas von jenem melancholischen Anstrich, der auf empfundene Seelenleiden schließen läßt, und selbst die glühenden Rosen der Gesundheit waren auf ihren Wangen nur als anmuthiger Hauch zurückgeblieben. Ihre Kleidung erschien für ihre Jahre fast zu einfach, zu verhüllend, und so sah er, ohne jeglichen Uebergang, das lieblichste aller Mädchen in eine noch jugendliche Matrone umgewandelt, deren Anblick ihn rührte und hinriß. — Mit reinem Zartgefühl, mit ernstem Bedenken jede Aeußerung bewachend, welche den Glauben hätte an den Tag legen können, daß er in früherer Zeit sich geliebt gewähnt, fühlte er gleichwohl eben dadurch zu einer Zurückhaltung sich veranlaßt, der alle Gefühle seines Herzens widersprachen. Georg's äußere Erscheinung schien dagegen für Alicen ganz dieselbe zu sein, wie vor vierzehn Jahren; der poetische Zug um den Mund, der mild düstere Blick, das ihm eigenthümlich wohlstehende, gedankenvolle Zusammenziehen der Augenbrauen, Alles, Alles fand sich in dem lieben Antlitz wieder. Der Georg, welcher damals sich von ihr getrennt, war jetzt zurückgekehrt, derselbe, der er früher war, und sie beklagte um seinetwillen, aus reiner, seelenvoller Neigung, nicht mehr so jung, so schön, so lieblich zu sein, als ehemals.

Von seinen Schwiegereltern sah Darnley sich mit Herzlichkeit empfangen, obwohl er gekommen, ihnen den liebsten Schatz ihres Lebens zu rauben; durch Alicens und seine eigene Fürsorge zog eine Verwandte ins Haus, jene zu zerstreuen und zu pflegen, worneben Georg feierlichst gelobte, seine Frau während der Eltern Leben jedes Jahr zum Besuch nach Deutschland geleiten zu wollen.

Mit feierlichen Gefühlen legte Darnley zum zweiten Male dieselben Gelübde ab, aber diesmal an ein frei erwähltes, ersehntes Glück, um welches früher vorgefaßte Meinung, kein Wandel der Gesinnung, und doch Schwäche, ihn gebracht. Bei seiner ersten Rückkehr nach England waren alle Empfindungen seines tief ergriffenen Herzens offen von ihm dargelegt, und den Mittheilungen des Sohnes volle Aufmerksamkeit schenkend, gab der alte Darnley erwünschten Anlaß zu immer neuen Schilderungen. Es lag etwas in der feurigen Darstellung des jungen Mannes, welches die Eltern eine weniger günstige Meinung von Alicen fassen ließ; ihre schalkhafte Fröhlichkeit, ihr Jugendübermuth mochten in der Uebertragung den Anstrich bewußter Gefallsucht gewinnen; Mr. Darnley aber besaß zu viel besonnene Klugheit, solcher Wahrnehmung sogleich Worte zu gestatten. Immer Theilnahme für jene überströmenden Herzensergießungen zeigend, verstand er durch geschickte Fragen das Gespräch auf Marien zu lenken, deren Georg ohne Leidenschaft mit überzeugender Wärme gedachte. Das einfache Lob, welches besonders sein Vater der als so liebenswürdig gepriesenen Güte Mariens spendete, diente mir, Georg's Eifer zu erhöhen, er war sich bewußt, aus Vorliebe für die eine Schwester gegen die andere oft minder gerecht gewesen zu sein, und arglos gewannen seine Mittheilungen eine immer lebhaftere Färbung. Der alte Darnley wußte in speculativen, wie in socialen Verhältnissen auch den geringsten Vortheil mit Geschick zu benutzen und voll Wärme jener Gemüthsrichtung des Sohnes gedenkend, durch welche er für häus-

Digitized by Google

liches Glück wie geschaffen erscheine, verstand er zugleich, dem holden Ideal desselben einen Siegeskranz nach dem andern zu entreißen. —

Georg war nicht ohne Eifersucht, an welche die strengsten Begriffe von Ehre sich knüpften; der Gedanke, eine gefallsüchtige Frau zu besitzen, würde ihn vernichtet haben, und auf diese Kenntniß seines Herzens fußend, stellte Mr. Darnley in sehr behutsamen Uebergängen die arme Alice als coquett aus Unbesonnenheit, aus natürlicher Neigung, aus Absicht dar, zugleich das mißliche Loos eines Mannes schildernd, der mit vielleicht überspannten Begriffen von Ehre dem von ihm nicht gebilligten Benehmen seiner jungen schönen Frau zusehen müsse, ohne im Stande zu sein, dasselbe ändern zu können; denn wer, schloß Mr. Darnley seine Betrachtung, wer hat jemals verstanden, jener Coquetterie Schranken zu setzen, welche im Bewußtsein, das Schlimme nicht zu wollen, über kleine Ungehörigkeiten sich um so sorgloser beruhigt.

Lebhaft aufgeregt, bis ins innerste Herz verletzt, betheuerte Georg, daß Alice ihn liebe, daß sie die Neigung, welche er, vielleicht im tiefen Bewußtsein der Erwiederung, mit zu lebhaften Farben geschildert, einzig für ihn empfinde, und daß nimmer ein Anderer ähnlicher Zeichen ihrer Huld sich werde zu rühmen haben.

Mr. Darnley blickte den Sohn sehr ernsthaft an: „Also bezeigte sie Dir nicht gleich Anfangs eine so bezaubernde Theilnahme?"

Georg erröthete, denn der Wahrheit getreu, hätte er einräumen müssen, daß Alice, wenige Tage nach seiner Ankunft, jenen Antheil ihm gewidmet, der vor dem Auge seines strengen Vaters so wenig Billigung zu finden schien. „Sie glauben nicht," entgegnete er ablenkend, „an eine Neigung, welche weder Zeit noch Jahre jemals zu verlöschen im Stande sind, obwohl ein einziger Augenblick dieselbe entstehen sah!"

Mr. Darnley zuckte lächelnd die Achsel: „Und doch gab es eine Zeit, wo ich an allen Wundern der Liebe nicht zweifelte! Kannst Du wünschen, von Deiner künftigen Gattin aus Phantasie, aus Impuls des Augenblicks geliebt zu werden, kann eine solche Neigung Dir Sicherheit gewähren, so muß ich die Gründung Deines Glücks Dir gänzlich überlassen, hat gleich die Erfahrung, und ich darf sagen, die ernste Erfahrung meines Lebens, mich gelehrt, daß im Fluge entstandene Neigung nur gleicher Erwiederung werth ist. Treue, Glaube und Dauer haben damit wenig zu schaffen." (D. B. f.)

Correspondenz.

Vom Neckar. (Beschl.)

[Ultramontane und liberale Katholiken; Pflanz.]

In unserem Nachbarstaate fehlen alle jene politischen Bedingungen, während in Baden das rege constitutionelle Leben die gleiche Folge in dem kirchlichen hat. Nach allem diesem ist das erste, was diese liberale Partei zu erstreben sucht, ein tüchtiges christliches Leben, welches nicht in äußerlicher Werkheiligkeit, noch in den Satzungen und Gebräuchen der römischen Curie besteht, sondern welches in der Gesinnung wurzelt. Dieses ist der erste und folgenreichste Gegensatz gegen den Jesuitismus, dem consequenten Ausdruck des Ultramontanismus, daß nicht ein einzelnes, noch ein äußerliches Werk den Menschen gerecht mache, sondern daß ihn nur eine von christlichem Geist ganz durchdrungene Persönlichkeit Werth gebe. Damit ist aber gesetzt, einestheils daß die Kirche diese Persönlichkeit achten muß, anderntheils, daß, wer diesen Glauben hat, auch andere Persönlichkeiten achten muß. Das äußerliche Bekenntniß, wie jedes äußere Werk wird daher von dieser Partei bei weitem nicht so hoch angeschlagen, sondern man findet bei ihnen so viel Toleranz gegen andere Confessionen, als nur bei einem Protestanten. So ist es ein ganz characteristischer Satz in Pflanz's Schrift über die cölner Angelegenheiten, daß, die eigene Gewissensfreiheit, welche die Bischöfe für sich selbst anzusprechen haben, ihnen nicht erlaube, die Gewissen Anderer zu bedrücken. Aus dem gleichen Grundsatz, daß nur eine von christlichem Geist durchdrungene Persönlichkeit Werth habe, folgt ferner, daß diese Partei besonders auf die praktische Tüchtigkeit des Klerus dringt, daß nach ihnen nur der ein tüchtiger Geistlicher ist, der seine Gemeinde zu einem wahrhaft christlichen Leben in Gesinnung und That anzuleiten vermöge. Darum sind sie so entschiedene Gegner des Cölibats, gegen den sie alle alten Vorwürfe mit erneuerter Stärke wieder vorbringen — wie sich das ganze Institut auf eine falsche Ansicht von Werkheiligkeit gründe, wie es gegen die Ordnung der Natur streite, wie die Folge nur Immoralität, und, weil doch der Priesterrock des Heiligenscheins nicht entbehren könne, Heuchelei sein müsse, wie daher das Cölibat dem Geistlichen die Achtung der Gemeinde raube, und wenn er noch ein Gewissen habe, seine eigene; ja wie er ganz untauglich werde, ein tüchtiger Seelsorger zu sein, da dem Cölibatär die eigene Erfahrung in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens abgehe. Mit dieser Tendenz, den Einzelnen zu einem tüchtigen christlichen Leben zu erziehen, verbindet sich aber die andere — und sie wären keine Katholiken, wenn sie diese Richtung vernachlässigten — die Kirche auch in ihrer äußeren Verfassung zu reformiren, und hier gilt das oben Gesagte, daß sie neben der Universalität der Kirche eine Theilung der allgemeinen Kirche in National-Kirchen und Provinzen verlangen. In diesen beiden sollen durch freie Synoden die kirchlichen Angelegenheiten berathen und darüber entschieden werden. Aber, wie bei der Cölibatsfrage, so haben sie auch hier an der römischen Curie einen viel hartnäckigern und schwerer zu besiegenden Gegner, als an unserer Regierung. Zwar auch unsere protestantische Kirchenverfassung ist in einem jämmerlichen Zustande, und, so wenig die Verwaltung

Digitized by Google

unseres jetzigen Ministers v. Schlaver geneigt ist, die betreffenden Paragraphen unserer Verfassung zu einer Wahrheit zu machen, so wenig scheint sie geneigt zu sein, durch Einführung katholischer Synoden einestheils sich mit Rom in einen Kampf einzulassen, anderntheils in unser öffentliches Leben ein neues demokratisches Element einzuführen. Dazu kommt noch, daß ein großer Theil der Stimmführer dieser Partei zur Opposition gehört, wie z. B. Pflanz Mitglied der entschiedensten Opposition in der Kammer ist. Von Rom aber ist bekannt, daß es nie und niemals, auch in den billigsten Forderungen nachgegeben, wenn ihm nicht das Messer an den Hals gesetzt wurde. Sagt doch Görres: Katholiken wollen wir sein, wie wir seit 18 Jahrhunderten gewesen sind, d. h. mit andern Worten: alle Anmaßungen, welche seit 18 Jahrh. der römische Stuhl aufgestellt, sind darum, weil sie so lange bestehen, göttlich, und wir haben daher, weil wir es so lange gethan, das Recht, es auch in Zukunft zu thun. Rom wird nie nachgeben, denn jede Nachgiebigkeit würde sein Untergang sein. Jene freisinnigen Männer wissen dieses auch wohl, aber obwohl eine bessere Zeit erst in ferner Zukunft steht, lassen sie doch nicht ab, zu hoffen, und für ihre Hoffnung zu wirken. Neben freien Synoden ist ein Gegenstand ihres Strebens die Errichtung einer deutschen Nationalkirche, so daß diese die verschiedenen Diöcesen des Vaterlandes zu einem Ganzen vereinigen würde, doch so, daß dieses selbst wieder ein Glied der allgemeinen Kirche bildete. Ein Vorschlag Wessenberg's auf dem wiener Congreß ist wie bekannt ohne Erfolg geblieben. Auch in diesem Puncte liegt die Verwandtschaft dieser Partei mit dem süddeutschen Liberalismus klar vor Augen. Gleich wie der letztere neben den Particular-Constitutionen der einzelnen Länder als letztes Ziel eine allgemeine deutsche Constitution und eine Ständekammer aufstellt, in welcher die einzelnen Theile unseres Vaterlandes einen Mittelpunkt finden, so streben auch diese liberalen Katholiken nach einer Nationalkirche, welche neben und über den Provinzen und Provincial-Synoden steht. Römisch-katholisch, oder ultramontan ist freilich dieses Streben nicht. Aber, ich muß gestehen, wahrhaft empört hat mich die schulmeisternde, wegwerfende Art, mit welcher Hr. Carové in den halleschen Jahrbüchern die Pflanz'sche Schrift über die cölner Angelegenheit beurtheilt. Mag es sein, daß aus der Errichtung einer Nationalkirche zuletzt die völlige Lostrennung von Rom folgen würde, ein ehrenwerthes und kräftiges Streben verdient immer Anerkennung. Und auf welche Weise will denn Herr Carové eine Reformation im Katholicismus bewerkstelligen! Auf dem Wege der Wissenschaft? Diese ist immer nur die Sache Weniger. Auf dem Wege einer religiösen Reformation? Allein die Religion bildet nicht mehr das ausschließende, ja nicht einmal mehr das vorherrschende Lebenselement und Bewegungsprincip unserer Zeit. Die Reformation hat gethan, was sich von der Religion aus thun ließ. Jetzt kommt es auf die Praxis, auf die politische Praxis, auf das öffentliche Leben an. Nicht der Widerspruch, in welchem Rom mit der wahren Religiosität steht, wird es jetzt stürzen, sondern der Widerspruch, in welchem es mit der politischen Freiheit, mit der nationalen Selbstständigkeit jedes Volkes steht. So lange die Katholiken unserer Zeit sich nicht bewußt werden, wie jede eigne Entwickelung Deutschlands in jeder Hinsicht durch den Ultramontanismus unmöglich gemacht wird, werden sie ultramontan bleiben, und Preußen würde nicht in seine jetzige Verlegenheit gekommen sein, hätte es die Zeit von 1815 bis 1838 dazu benutzt, um die jetzt wieder verschollene Idee einer Einheit und Freiheit Deutschlands ins Leben einzuführen.

Wie schon erwähnt, ist Pflanz ein Hauptstimmführer der liberalen katholischen Partei, und ein einflußreiches Mitglied der Opposition in der Kammer. Pflanz ist ein Compromotionaler von Möhler, aber von früh auf in Gegensatz mit demselben. Bis vor kurzer Zeit war er Professor an einem niederen Convicte; seit einiger Zeit ist er einfacher Landpfarrer. Er ist ein Mann von durchaus edlem, offenem, geradem und tüchtigem Charakter, ohne Winkelzüge und Sophistik. Er hält niemals zurück mit seiner Ueberzeugung und kennt in dieser Hinsicht keine Rücksicht auf andere, auch nicht auf seine politischen Freunde. Darin ist er zwar mit diesen einig, daß ein Verfahren, wie das des Erzbischofs von Cöln, unverantwortlich sei, aber wenn seine politischen Glaubensgenossen in der Wegführung des Erzbischofs eine unglückliche Härte sehen, so tritt Pflanz dieses Mal in Gegensatz gegen sie, obwohl er sonst kein Freund des preußischen Regierungssystems ist. Pflanz hat seinen Geist in den Classikern und in der Geschichte gebildet; der neuen Philosophie ist er fremd, und gesteht es offen ein, wie er sich selbst für keinen philosophischen Kopf halte. Seine Sache ist das Leben, und wie er ein tüchtiger Seelsorger ist, so ist er auch in der Kammer ein tüchtiger Redner, geachtet von allen Parteien. Kurz er ist, wie mir letzthin ein Bäuerlein sagte, ein „gewaltiger Mann," und fast in allen Stücken das gerade Gegentheil von seinem Compromotionalen Möhler.

Notizen.

[Friedrich Halm's neuestes Drama.]

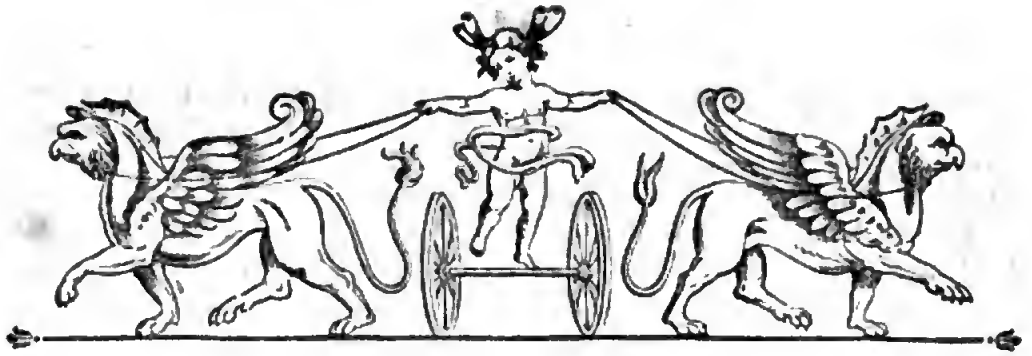
Wie die lieben Vierfüßer nach gewohnter Krippe, wenden sich die deutschen Bühnen stets nach dem pariser Neuigkeitsmarkt. Die Kritik, welche Halm's Griseldis zerpflückt und die gespreizte Unnatur des Stückes mit Recht und mit Glück nachgewiesen, hat die Directionen keineswegs abgeschreckt, denn das Drama hat genug die Casse gefüllt, es ist der faule Trieb der Gewohnheit, der sie abhielt, den Kamoëns und den Adepten zu geben. Jetzt lieferte Halm's unbezweifeltes Talent ein neues Werk: Imeloa Lambertazzi, und es ist kein Grund da, dies Stück zu ignoriren.

[Voltaire und Talleyrand.]

Man kennt den Talleyrand'schen Ausspruch, das Wort sei nur dazu da, um den Gedanken zu verbergen. Jetzt hat ein aufmerksamer Leser Voltaire's, wie das Magazin f. Lit. d. A. sagt, die Entdeckung gemacht, daß sich dieser Ausspruch schon in Voltaire's Unterredungen zwischen Hahn und Henne findet: Les hommes ne se servent de la pensée que pour autoriser leurs injustices, et n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabend's — 14. — den 19. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alice.

(Beschluß.)

Georg besaß, was man im Allgemeinen einen ernsten, festen Sinn zu nennen pflegt, dennoch reichte dieser für eine solche Prüfung nicht aus. Alice bedünkte ihn nicht minder herzgewinnend, weil sie, und er gestand es sich seufzend, einen nicht unbegründeten Tadel erlitt, er selber erschien sich indessen in der bedenklichen Lage eines Mannes, der auf jene hingebende, unendlich gewissenhafte Treue nicht zählen zu können glaubt, welche über Blick und Wort sich selber Rechenschaft ablegt. — Alle strengen abgeschlossenen Maximen, alle Vorurtheile seiner Erziehung traten, so geweckt, aus jenem Hintergrunde wieder hervor, in welchen der süßeste Liebeszauber sie gebannt. — Nach langen, nach den schmerzlichsten Kämpfen beschloß er endlich, Alicen aufzugeben, zu ihrem, zu seinem Glück, wohl wissend, daß seine Eifersucht, einmal angeregt, nimmer wieder vertrauen würde.

Mr. Darnley vernahm diesen Entschluß mit sichtlichster Zufriedenheit: „So wünsche ich mir Glück zu einer lieben, herzlich willkommenen Tochter."

Sehr befremdet blickte Georg den Vater schweigend an, welcher mit Ernst und Wärme fortfuhr: „Wozu Dir erst sagen, daß es reelle, wie ideelle Verpflichtungen der Ehre gibt, welche gleich heilig gehalten sein wollen? Nein, mein Freund, so rauh und unbefangen ist Dein Verhältniß zu jener Familie nicht zu lösen. Du bist dort im Hause mit Neigung, mit Wohlwollen überschüttet, hast, beides erwiedernd, die unzweideutigste Theilnahme an den Tag gelegt, und die Welt, welche in alle Verbindungen sich unberufen mischt, hat längst in Dir den Gatten eines dieser schönen Mädchen erkannt. Die erfreulichste Lösung liegt Dir nahe; Verblendung von einer, Mangel an Eitelkeit von der andern Seite haben Dich Mariens stille weibliche Neigung übersehen lassen, welche, Dir unbewußt, in fast jeder Deiner Schilderungen mit idyllischem Zauber sich ausspricht; der Einen gefielst Du, die Andere liebte Dich; jene Andere, welcher Du, ungerecht wie Du bist, alle Eigenschaften der holdesten Weiblichkeit nicht abzusprechen vermagst. — O, einem Vater, der gleich mir die Verbindung seines Sohnes mit einem durchaus unbegüterten Mädchen zu fördern, mit allen Kräften seiner Seele zu fördern sucht, muß das wahre Glück desselben wohl tief und innig am Herzen liegen!" —

Georg war kein gewöhnlicher Mensch, im Gegentheil in mancher Beziehung ein sehr ungewöhnlicher, und nur ein tiefer und deshalb gerechter Kenner des menschlichen Herzens wird ihm vergeben können, daß er endlich auch in dieser letzten Beziehung nachgab. Als Mariens Zusage anlangte, entstürzten Thränen, schmerzliche Thränen seinem Auge; so wird ein für immer dahingeschwundener Jugendtraum beweint, und so ist, was die Welt als Schwäche erkennt und verdammen muß, nicht selten ein Werk heroischer Ueberwindung. Die Handlungen der Menschen liegen am Tage, die Motive der-

Digitized by Google

selben gehen nicht selten unerläutert, wie unverstanden, mit ihm ins Grab.

Zögernd wurde endlich die Reise nach Deutschland angetreten. Seufzend, befangener denn das erste Mal, betrat Georg jene Schwelle, welche er damals mit reinem Gewissen überschritt — jetzt — er wollte das Gute, er hatte sein Herz demselben zum Opfer gebracht, und doch würde er in jenem Augenblicke Alles darum gegeben haben, in dies Haus, eben wie früher, als ein Fremder eingehen zu können. — Ein nicht mehr zu vermittelndes Geschick trieb ihn vorwärts, und so ging er seinen Weg entschlossen und als Mann von Ehre. Bei Alicens erstem Anblick drohte seine Standhaftigkeit ihn zu verlassen, jene herrlichen Augen voll Leben und Wahrheit, jener schalkhafte und doch weiche Zug um den Mund, der jetzt in milden Ernst übergegangen, wie mahnte ihn so alles an seinen Verlust, an seinen Unglauben! Entfernt hatte er Schmerz empfunden, Alicen gegenüber fühlte er tiefe unabweisbare Reue. — Darnley fand in der Verbindung mit Marien jedes Glück, welches ein vernünftiger Mann zu erwarten berechtigt ist, aber noch sehr jung und nicht ganz frei von einem Anstrich schwärmerischer Sehnsucht entbehrte sein Herz jene zauberischen Mittheilungen, wozu nicht allein Seele, wozu auch mehr Geist gehört, als Marie besaß. — Leider wußte er, daß es eine auf Erden gab, welche ihn immer verstanden, immer errathen hatte, und so wurde, obwohl diese Ehe musterhaft zu nennen war, ein Mangel an geistiger Sympathie dennoch schmerzlich fühlbar. Marie blieb über diesen Punct in glücklichster Unwissenheit, von allen Seiten mit Liebe gehegt, und die Zuneigung der Ihrigen voll Herzlichkeit erwiedernd, floß ihr Leben so ruhig dahin, daß man, als ihre holden Augen für immer sich schlossen, mit Wahrheit sagen durfte, kein tiefer Kummer habe ihr friedlich beglückendes Dasein getrübt.—.

Nicht ohne Rührung führte Darnley Alice seinen Eltern zu, auch sie fühlte beim Eintreten in Georg's väterliches Haus sich tief ergriffen, und der Anhauch sehr begreiflicher Wehmuth ließ sie in Mr. und Mrs. Darnley's Augen liebenswürdiger, ja selbst schöner erscheinen, als diese sie zu finden erwartet hatten. — In der eigenen Wohnung angelangt, übernahm Alice mit freudigem Eifer alle Sorgen einer guten Hausfrau, einer liebevollen Mutter, und in diesen Beziehungen untadelhaft, fehlte ihr nur in einer Hinsicht besonnene Klarheit. — Im Besitz des Glücks blühte die einzige Liebe ihres Lebens wieder frisch und jugendlich empor, und dem Gatten mit wahrhaft bräutlichen Gefühlen anhangend, versuchte sie, den verödeten Frühling ihres Daseins jetzt in spätern Jahren zu erleben. Solche Gefühle aber sind den Bäumen zu vergleichen, welche nachträglich im Sommer ausgrünen, die Frühlingssonne fehlt, sie zu bescheinen, der Feühlingsboden, sie zu beleben, und von den Wirkungen einer späteren Jahreszeit getroffen, geht ihr improvisirtes Jugendleben nur zu bald spurlos, unbeachtet, unerfreuend vorüber. — Alle Quellen des Frohsinns, wie eines leisen, der eigenen Anmuth bewußten Uebermuths, sprudelten wieder lebendig aus Alicens Wesen hervor, ihre Kleidung erlitt gänzliche Umwandlung und keine Spur des Matronenhaften mehr zeigend, mußte dies Alles, verbunden mit einem Anhauch tändelnder, fast mädchenhafter Schalkhaftigkeit, welche sie auch jetzt noch anmuthig erscheinen ließ, einem richtenden Blick als bedenklich auffallen.

Mr. Darnley sah mit schwer zu schilderndem Erstaunen, mit immer wachsender Mißbilligung, der Umwandlung seiner Schwiegertochter zu, sehr bald zu der Ueberzeugung gelangend, wie jene sich bis dahin nur verstellt, ihn und Georg in Sicherheit zu wiegen. Je mehr Heiterkeit diese entfaltete, um so viel mehr finsterer Ernst wurde von ihm an den Tag gelegt, welcher zuletzt gegen den Sohn mit ziemlich schonungslosem Unwillen sich aussprach.

Georg vertheidigte seine Frau mit beredtsamer Ueberzeugung: „Wem sucht sie zu gefallen als mir!“ fragte er eifrig.

„Vorläufig, allerdings nur Dir,“ entgegnete Mr. Darnley kalt.

Georg liebte seine Alice mit seelenvoller Wärme, ihre Tändelei entzückte ihn, dennoch war er gegen den Tadel seines Vaters um so weniger gleichgültig, als darin Manches lag, womit er sich einverstanden fühlte. Diese Sympathie betraf Alicens Kleidung, er liebte alles Einfache vorzugsweise, sie war ihm in der dunklen, verhüllenden Witwentracht entzückend vorgekommen, und gewährte jetzt ihre kleine Putzsucht ihm Gelegenheit, sie auf mannichfache Weise zu erfreuen, so hatte gleichwohl die Anwendung seiner Geschenke nichts ihm Zusagendes. Die Anschuldigungen seines Vaters verdrossen ihn über jede Beschreibung, und wie es wohl zu geschehen pflegt, daß lange verschwiegener, im Stillen getragener Unmuth plötzlich, ohne dringenden Anlaß, rücksichtslos sich kundgibt, so war es auch Georg vorbehalten, den seinigen nicht ohne rauhe Betonung an den Tag zu legen.

Digitized by Google

Alice ging völlig ahnungslos ihren Weg, die kleine Verstimmung, welche ihr jetzt an Georg manchmal auffiel, so nachsichtig tragend, daß ihm eben dadurch jeder Anlaß zu einer fast gewünschten und doch auch eben so sehr gefürchteten Erklärung gänzlich benommen wurde. Der Zufall führte diese herbei. Eines Tages, wo Alice, ganz in Rosa gekleidet, anmuthiger, reizender aussah, denn seit lange, blieb Darnley's Blick beim Eintreten in ihr Gemach mit einer Verwunderung an ihr hangen, welche sie durch seinen Ausdruck getroffen bewog, das Auge fragend, fast schüchtern auf ihn zu richten, wogegen er, den Anlaß ergreifend und das Kleid seiner Frau betrachtend, lebhaft ausrief: „Aber, liebste Alice, Du vergißt Dein Alter wirklich gänzlich! Das ist doch am Ende eine Thorheit!"

Erbleichend, mit hinsterbendem Blick, sah sie unbeweglich auf ihn, und das linfreundliche seiner Uebereilung fühlend, hätte er diese auf der Stelle gut machen mögen. Zu zartfühlend, um augenblicklich durch Widerruf oder Schmeichelei versöhnen zu wollen, und mißvergnügt über die Wirkung seiner Worte, verließ er schweigend das Zimmer, in den Gaeten hinabgehend, von wo er Alicen ungesehen beobachten konnte. Lange verharrte diese in derselben Stellung, nur zuletzt sank ihr Kopf auf den Tisch herab; Georg empfand die lebhafteste Unruhe, bis er sie das Haupt wieder erheben, die Händr zusammenschlagen und gen Himmel blicken sah, spätrr gewahrte er, daß sie weinte. Nach einer Weile wieder zu ihr eintretend, sagte er sanft: „Meine Alice!" Sie schlug das seelenvolle Auge schwermüthig zu ihm auf, ihm die Hand reichend, welche er mit Innigkeit nahm: „Gibst Du sie mir auch von Hrrzen?"

Unter Thränen lächelte sie ihn an: „O, Georg, kannst Du so fragen? — Wenn ich meine Jahre vergesse, wenn ich thöricht bin, geschieht es nicht einzig, Dir mehr zu gefallen, und im seligen Bewußtsein des Glücks? — Für Dich möchte ich jung und schön sein."

Die einfache Wahrheit dieser Worte mit überwältigender Rührung empfindend, kniete Darnley, zum ersten Male im Leben, vor seiner Frau: „Alice, denkst Du so gering von mir? Gibt es nichts Bessres, nichts Höheres auf Erden, als Jugend und Schönheit? Du gefällst mir immer, wirst mir ewig gefallen, denn ich habe keine geliebt als Dich, nur Dich, Dich allein!"

Ueberrascht, halb erschrocken blickte sie ihn an: „Nur mich!" flüsterte sie leise mit dem Ausdruck des Entzückens und sanfter Wehmuth. „Nur mich?" wiederholte sie fragend, und Georg's Antwort brachte, in die Vergangenheit zurückführend, Alles zur Sprache, was bis dahin in Beider Herzen geruht. Nie vielleicht haben zwei Menschen sich herzlicher versöhnt, mit innigerer Liebe einander angehangen, als Georg und Alice. Marie war glücklich gewesen, dennoch beweinte die Schwester ihr Geschick.

Als Mr. Darnley einige Tage nach dieser Unterredung das Haus seines Sohnes betrat, lächelte er bei Alicens Anblick sehr befriedigt, und einige Monate später schloß er, dem ähnliche Gefühlsaufwallungen ziemlich fremd waren, seine Schwiegertochter, zum Erstaunen aller Anwesenden, mit der väterlichsten Zuneigung in seine Arme.

Notizen.

[Schiller als Uebersetzer von Robertson's Geschichte von Amerika.]

Dr. Karl Hoffmeister, in seiner geistreichen und allgemein empfehlenswerthen Schrift: „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang," (Stuttgart, 1838. 2 Thle.), stellt die obige Behauptung auf, von deren Richtigkeit er gleichwohl selbst nicht völlig überzeugt zu sein scheint. „Der Uebersetzer, sagt er (Th. 2. S. 8.) hat seinem Werke aus sich gar nichts beigefügt, weder in den Anmerkungen, noch in der Vorrede, so daß es sich aus der Uebersetzung schwer entnehmen läßt, wie viel Antheil Schiller an derselben hatte. Es könnte leicht sein, daß sie nur unter seiner Aufsicht und Leitung veranstaltet wurde, und daß er ihr seinen Namen lieh, um ihr einen guten Absatz zu verschaffen. Wenigstens vermißt man in dieser Uebersetzung Schiller's ausgearbeiteten und schwungvollen Styl, so daß er auf jeden Fall diese Arbeit nicht sowohl sein Talent, als seinen Fleiß gewidmet zu haben scheint. Sie ward ihm vielleicht vornehmlich ein Mittel zur Abtragung seiner mannheimer Schulden und zur Verbesserung seiner äußern Lage überhaupt."

Das sind bloße Conjecturen, zu denen Dr. Hoffmeister blos durch den Namen auf dem Titel des obenerwähnten Buchs geführt worden zu sein scheine. Die erste Ausgabe von „Robertson's Geschichte von America, übersetzt von Johann Friedrich Schiller," erschien zu Leipzig 1777, also zu einer Zeit, wo der damals achtzehnjährige Schiller noch Zögling der Carlsakademie zu Stuttgart und mit der Abfassung seiner Räuber beschäftigt war. Die Kenntniß der englischen Sprache fehlte ihm damals noch so gänzlich, daß er seinen Lieblingsdichter Shakspeare nur aus Eschenburg's Uebersetzung kennen lernte. Von mannheimer Schulden konnte keine Rede sein zu einer Zeit, wo Schiller jenen Ort noch gar nicht gesehen. Aber auch die drückendsten äußern Verhältnisse, wenn er sich wirklich darin befunden, würden seinen jugendlichen Feuergeist schwerlich vermocht haben, sich zu einem sklavischen Uebersetzer herzugeben. — Schiller hat in der That auch nicht den mindesten Antheil an jener Uebersetzung. Der auf dem Titel des Werkes genannte Johann Friedrich

Digitized by Google

Schiller, dessen Todesjahr nicht auszumitteln ist, war Buchhandler in Mainz, früher in London, und hat außer jenem Werke noch mehrere andere aus dem Englischen übersetzt: „Hawkesworth's Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere." Berlin, 1774. 3 Bde. „Adam Smith's Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern." Leipzig, 1777—1778. 2 Bde. u. a. m. Man findet diese Schriften in Meusel's gelehrtem Deutschland und in dem von Jördens herausgegebenen Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten verzeichnet. An beiden Orten wird dieser Johann Friedr. Schiller ein Bruder des Dichters genannt. Bekannt aber ist, daß Schiller zwar mehrere Schwestern hatte, doch der einzige Sohn seiner Eltern war und blieb. Mit der Schiller'schen Familie war jener Buchhändler aber so wenig verwandt, als die übrigen Individuen, die unter dem Namen Schiller in Meusel's gelehrtem Deutschland erwähnt werden. — Der Vorwurf, den Hr. Dr. Hoffmeister in seinem Werke (Thl. 1. S. 266.) mir, dem Unterzeichneten, macht, daß ich in meiner Nachlese zu Schiller's Werken (Zeitz, 1835) auch jene Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika hätte aufnehmen sollen, kann mich nicht treffen. Irrthümer dieser Art dem Verfasser eines Werks nachweisen zu müssen, das wie wenig andere mit großer Umsicht und sorgfältiger Benutzung und Sichtung zahlloser Quellen abgefaßt ist, thut mir zwar wahrhaft leid; allein der Literargeschichte glaubte ich diese Mittheilung schuldig zu sein.

Jena, im Decbr. 1838. Dr. Heinrich Döring.

[Schiller und Sophie Albrecht.]

Als Nachtrag zu den in No. 220 befindlichen Notizen erlaubt sich der Unterzeichnete noch folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's an seinen Schwager, den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, mitzutheilen. In diesem Schreiben, datirt aus Mannheim vom 5. Mai 1784, heißt es: „Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Mad. Albrecht. Gleich in den ersten Stunden kletteten wir uns fest und innig an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin. Nun, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen, und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun — und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates, mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt sein würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das, mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine Actrice bestehlen."

Diese Bemühungen Schiller's, sie von ihrer Lieblingsidee abzubringen, müssen ohne Erfolg geblieben sein, wie sich aus den in No. 220 mitgetheilten biographischen Notizen über Sophie Albrecht klar ergibt. Als sie späterhin (1786) eine der ersten Zierden der Bühne in Dresden war, erneuerte Schiller, während seines dortigen Aufenthalts, ihre Bekanntschaft. Sie ward zugleich die Vertraute seines Glücks und seiner Leiden, als ihn eine heftige Leidenschaft zu einer der ersten Schönheiten Dresdens, einem Fräul. v. A... ergriff. Denn in Sophiens Wohnung hatte er Zusammenkünfte mit seiner Geliebten. Er verzehrte sich im Kampf mit einer unseligen Leidenschaft, die keine Erwiederung fand, vielleicht nicht finden konnte, bis eine Ortsveränderung, zu der seine Freunde wiederholt und dringend riethen, ihn von jenen Fesseln befreite, und ihn im Juli 1787 nach Weimar führte. Kein Biograph Schiller's, selbst der neuste, Dr. Karl Hoffmeister in seiner sehr ausführlichen Schrift: „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke" (Stuttgart, 1838, 2 Theile), hat bisher über dies höchst interessante Liebesverhältniß Schiller's genügende Auskunft ertheilen können. Das Wenige, was wir darüber wissen, verdanken wir Schiller's Schwägerin, der Frau v. Wolzogen, in ihrem Leben des Dichters (Stuttgart, 1830. Thl. 1. S. 220. u. f.) Wer anders könnte genügendere Auskunft darüber ertheilen, als die vertraute Freundin des Dichters, die von ihm einst so verehrte Sophie Albrecht. Möchte sie sich durch die Beschwerden des hohen Alters nicht von einer öffentlichen Mittheilung abhalten lassen. Auf den innigsten Dank aller Verehrer des großen Dichters könnte sie sicher rechnen.

Jena, im Decbr. 1838. Dr. Heinrich Döring.

[Gutenberg-Album.]

Am Johannistage 1840 soll die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst gefeiert werden. Zu diesem Jubelfeste wird Dr. Heinrich Meyer in Braunschweig, Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst, ein Gutenberg-Album ediren, und bittet um Beiträge, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede, „sei es auch nur eine Sentenz, ein selbstständiger Gedanke in Bezug auf die Kunst, ihre Erfindung, Ausbreitung oder Wirkung." Es werden zwei Ausgaben bezweckt, eine einfache, Jedem zugänglich, und eine auf das opulenteste ausgestattete, die zugleich das Beste geben soll, was die Technik zu leisten im Stande ist.

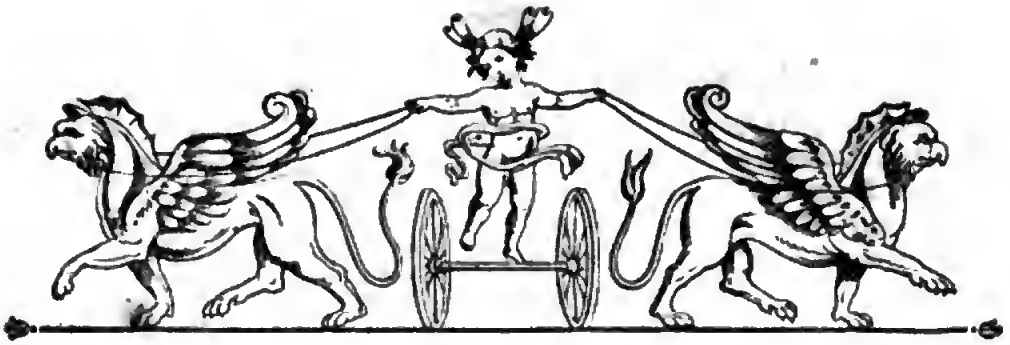
[Heinrich Dorn.]

Von Dorn in Riga wurde dort eine neue komische Oper in 2 Acten: „der Schöffe von Paris," mit vielem Beifall aufgeführt. Der Bericht darüber in der Allg. musikalischen Zeitung war ziemlich oberflächlich, macht aber begierig, die Oper in Deutschland kennen zu lernen. Schon weil sie eine deutsche ist, sollten deutsche Bühnen sie den musikalischen Misèren von Thomas vorziehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von J. J. Weber in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 15. — den 21. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Tag in Muskau.

„Morgen fahre ich nach Muskau, willst Du mit?" Mit diesen Worten trat ein Freund, auf dessen lausitzer Rittergute ich mehrere Wochen des letzten Sommers verlebte, eines Morgens in mein Zimmer. „Gewiß, lieber Junge," rief ich, „Du kommst mit Deinem freundlichen Anerbieten einem längst genährten Wunsche zuvor, die Residenz unsers liebenswürdigen Verstorbenen, das grüne Muskau, kennen zu lernen." — Vierundzwanzig Stunden später hatten wir schon die Hälfte des Weges überwunden und befanden uns inmitten des düstersten Kiefernholzes auf muskauer Grund und Boden. Hier genießt man die Haide in ihrer Vollendung, welche so auch nicht ohne Reiz ist. Das todte Leben der Natur, die gedrückte angstvolle Stille, welche diese Wildniß durchdringt, der beengte Gesichtskreis, welcher immer den nächsten und immer denselben Gegenstand erfaßt, selten nur durch die Aussicht auf einen Moorbruch erweitert wird, geben einen unheimlichen Eindruck. Bei allem Schweigen der Natur fühlt man doch keine Ruhe, eigene Spannung ergreift unsere Phantasie, welche stets irgendwoher eine unbekannte Erscheinung sich hervorruft, und bei aller Erwartung eines Lebenszeichens durch jede Begegnung eines Wanderers mehr als anderswo überrascht wird. Stimmt mit diesem Bilde der Erde noch der Himmel, hängt er mit seinen grauen Wolken bis in die Wipfel der schwindelnd hohen Föhren hinein, und strömt mit pfeifenden Zügen starkbewegte Luft durch die weiten Reviere, so kann eine Stimmung nicht ausbleiben, die bei aller Unbehaglichkeit einen eigenen Zauber mit sich führt. Von überraschender Wirkung in dieser schweigsamen Natur sind die aufschreckenden Schalllaute, wie sie der Knall der Büchse, der Anschlag der Axt, des geschickten Waidmanns Jagdruf in langem, dröhnendem Tone, durch die Waldungen fortpflanzen, während jeder menschliche Tritt klanglos auf den tiefen Sand gethan wird. Es ist eine wahre Landschifffahrt, wo, wie die Strömung des Wassers die Furchen des Schiffes alsbald wieder ebnet, so hier der freie Sand jede Wegspur, welche die rollenden Räder sich brechen, wieder verschüttet. Wenn Abwesenheit aller und jeder Abwechslung, kolossale Eintönigkeit, traurigste Unfruchtbarkeit, und eine undurchdringliche Waldung voll von Nadelholz den erschöpfenden Begriff einer Haide geben, so kann sich diese niederlausitzer Steppe getrost mit jeder andern, wenigstens in Deutschland, zusammenstellen lassen. Dörfer, aus den ärmlichsten Hütten bestehend, werden an einzelnen lichten Stellen sichtbar, Hunde und Jäger, berechtigte, noch mehr unberechtigte, bevölkern sie, und der größte Theil dieser Waldmenschen lebt noch in reinem Naturzustande, wie etwa unsere Vorfahren im grauen Alterthume. Nur langsam schleppten die muntern Polen die leichte Droschke durch diese deutsche Wüste. Eine Stunde vor Muskau bessert sich die Straße, der Boden wird fester, je näher man dem Städtchen kommt, desto mehr Spuren von Cultur offenbaren sich, das Colorit wird bunter, die Einfarbigkeit ver-

Digitized by Google

schwindet, zur rechten Hand erhrben sich einige Hügelketten, die Aussicht wird ferier, der Horizont weiter, es entsteht eine Landschaft mit Schatten und Licht, sribst der Himmel warf seinen Regenmantel ab und lächelte mit Sonnenblicken hernieder. Freundlich ist die Einfahrt in den Ort, man eekennt auf den eesten Blick drn wohlthätigen Einfluß drs Gebieters. Die Stadt selbst ist unbedrutend, abrr meist regelmäßig und nicht ohne nette Privatgebäude, auch bewegte sich eben eine zahlreiche Volksmenge in den Straßen, da Sonntag und zugleich Jahrmarkt war. Die hiesige Menschenrare grhört zu den Uebrrresten des wendischen Völkerstammes, der besonders in den beiden Lausitzen die herrschende Bevölkerung bildet. Wenn auch die geistige Reife noch ungeweckt in ihr liegt, muß man doch ihre Befähigung für Ackrrbau und ihre körperlichen Vorzüge rühmend erwähnrn. Letzteres gilt insbesondere von dem weiblichen Theilr, dessen frische Farben, gesunder, markiger und elastischer Körper selbst vor des Fürsten gesättigtem Auge östere Anerkennung finden. Ihr Anzug ist, wenn auch nicht so verunstaltrnd für Wuchs und Haltung, als die altenburgischen Teachten, doch immer noch häßlich genug, um die Figur mehr zu verdecken als zu heben. Schwer wird darin eine Aenderung zu treffen srin, da drm Wenden nichts höher gilt, als seine durch die Länge der Zeit grhriligte Sitte. Im Uebrigen liebrn sie ihre Herrschaft und fangen allmälig an, sich auf dirselbe etwas einzubilden. Der Füest weiß dies wohl, und versäumt keine Gelegenheit, sich populair zu machen, weshalb er bei seinem Dasein die Honoratioren des Städtchens nicht ungern um sich vrrsammelt; dafür ist sein Contrrfei an fast allen Orten anzuteeffen. Die Stadt Berlin, welche sich jetzt im Besitze eines weiland hallenser Demagogen befindet, ist allen Reisenden zu empfehlen, auch sind die Gesinnungen des Wirthes gar sehr loyal geworden, und nur in den Preisen etwas liberal geblieben. Landwehrofficiere, mit und ohne Schnurrbart, nebst einigen recht artigen Damen bildeten die zufällige Tischgrfellschaft und sprachen mit Andacht und Ehrfurcht von dem zur Zeit an deutschen Höfen herumreisenden russischen Kaiser. Sie hatten denselben eben in eine höchst frrudige Zusammenkimft mit dem König von Hannover gebracht, als die Damen die Gaststube verließen, wir ihrem Beispiele folgten und in freudiger Erwartung dem langersehnten Parke zueilten. Derselbe beginnt hart an dem Städtchen, welches er, wie ein breiter Gürtel, fast ganz umschließt. Sein dermaliger Umfang kann wohl 3 bis 4 Stunden betragen, und es steht ihm, nach dem ursprünglichen Plarr, noch eine größere Ausdrhnung bevor. Die Anlage wurde schon von den Vorfahren des jetzigen Besitzers begonnen, unbestreitbar gebührt aber diesem der Ruhm, ihm das Gewand, worin er jetzt erscheint, angelegt zu haben. Denn schon, ehe er nach England ging, noch mehr, als er von da zurückkehrte, ließ rr das ganze vorige Jahrhundert, welches mit all der steifrn französischen Manier in srinrm Packe sich breit machte, unbarmherzig hinauswrrfen, und schuf nach rigenem, frei gebildetem Geschmack unter glücklicher Benutzung englischer Modelle diesr grüne Oase mitten in eine Wüste hinein. Der Eintritt in den Park gewährt mit der Aussicht auf das entgegruliegende Schloß eben keinen großartigen Anblick, letzteres darf sogar als Bauwerk auf besondrre Anerkennung keinen Anspruch machen. Seine Gründung fällt in jene charakterlose Zeit, wo das Ritterthum in den letzten Zügen lag, das Faustrecht aufhörtr, und sich der Uebergang zu einer neuen Epoche gestaltete, wozu noch kommt, daß jene flachen, von Wenden bevölkerten Gegenden von früher Zeit an unter der Botmäßigkeit mächtiger Landesherren standrn, welchr solche einzelne kleinr Tyrannen nicht aufkommen ließen, und auch überhaupt unser nördliches Deutschland dieses romantischen Stoffes so ziemlich baar und ledig ist. Wenn sich auch am gedachten Schlosse noch Spuren früherer Befestigung entdecken lassen, so tragen dieselbrn doch keineswegs den ausgeheilchrn und consequenten Charakter, wie wir an andern Burgen berühmter Geschlechter wahrzunrhmen gewohnt sind, sondern man hat sir mehr des Herkommens als des Bedürfnisses halber angebracht, und sie gewähren daher, nachdem die verschiedenen Heeren ihren und ihres Zeitalters Geschmack nach Laune hineingebaut haben, einen verworrrnen und unsichern Anblick. Doch wie unser Verstorbener Bizarres und Außergewöhnliches liebt, so hat er auch das Schloß seiner Ahnen bis jetzt ziemlich unverändert gelassen, und nur in seine innere Einrichtung den besten englischen Comfort gebracht. Eine doppelte Auffahrt, von beiden Seiten mit Orangerie gefaßt, führt zum Eingang in den Schloßhof, dessen drei Seiten von dem Corps de logis und drn beiden Flügeln eingenommen werden, während die vierte offen ist und die Aussicht in den Park erlaubt. Zur Linken ist der Teich, den mehreee Schwäne beleben, in einzelne Bassins vertheilt, die durch Canäle mit einander sich verbinden, rechts steht ein Gebäude, dessen Bestimmung zu verschiedenen Zeiten verschieden war, jetzt nach Befinden zum Schauspielhause dient, worin einheimische Dilettanten nicht ohne Glück

Digitized by Google

sich versuchen sollen. Die nächste Umgebung des Schlosses trägt mehr das Gepräge eines Gartens, wie ihn nur die üppigste Laune der Natur hervorzurufen im Stande ist. Da sind keine langen schmalen, in Drei- und Vierecke abgezirkelte Beete, mit einzelnen aus der offen daliegenden Erde herausprossenden Gewächsen, nach symmetrischen Formen geordnet, sondern glatte, saftig grüne Rasenplätze, pleasure-grounds, bosquetähnlich mit einem wahren Walde der buntesten Georginen umgürtet, aus welchen, gleich einfachen Grasblumen, die verschiedenartigsten Rosen in allen Farben hervorbrechen, und in den blendend grünen Teppich wie eingewoben sich ausnehmen. Einige Kiosks, mit den farbigsten Blumen und Gesträuchen umstellt, laden an entsprechenden Puncten, am Wasser und den darauf schwimmenden Inseln, zu schwelgerischer Ruhe ein. Wohin das Auge fällt, wird es durch irgend eine liebe Kleinigkeit überrascht, und der ganze Gesichtskreis, der von diesen Stellen aus nur die nächste Entfernung erfaßt, ist so sinnig und harmonisch ausgedacht, wie es nur ein aus dem Herzen quellendes, reines Naturgefühl sich zu versinnlichen vermag. Auch die Kunstgärtnerei ist nicht vernachlässigt, denn in der Nähe liegt der botanische Garten mit einem Gewächshause, das die reichsten Schätze der Blumistik enthält. Doch alle diese lieblichen Details verschwinden gegen den Totaleindruck, welchen der Park, als eine einzige Landschaft betrachtet, hervorruft. Wenn man das Wesen der allein wahren Gartenkunst angeben will, so besteht sie nur in einer glücklichen Nachhülfe der Natur, und schließt jene französische Manier, welche, wie eine alternde Coquette, mit lauter gemachten Reizen und Flitterstaat sich umhängt, in die jugendliche Frische, die anmuthige Einfachheit der Natur ein widrig aufgeputztes Zerrbild eindrängt, und aus der lebenden Schöpfung eine schlechte Theaterdecoration pinselt, gerade aus. Der würdige Gegenstand der Gartenkunst ist Vervollkommnung einer wenig fertigen Natur nach naturgemäßer Wahrheit, und kann mit Recht, wie ein englischer Autor schreibt, lebendige Landschaftsmalerei heißen. Wenn wir einem Maler, welcher auf todter Leinwand mit seinen Farben eine schöne Gegend herstellt, unsere Bewunderung gewähren, so weiß ich nicht, um wie viel größer Dessen Verdienst sieht, der mit dem lebendigen Material der Natur selbst in eine öde Wildniß keine gemalte, sondern eine wirkliche Landschaft hineinpflanzte, wie sie die Natur an andern Orten aus eigenem Antriebe geschaffen hat. Und solches Gemälde hat Fürst Pückler entworfen und ausgeführt. Dabei ist noch eine kleiner Unterschied, ob solche Schöpfung auf Englands grünem Eilande unter der Natur hülfreicher Leitung, oder in der sandigen Steppe, in der kieferbewachsenen Haide der Niederlausitz geschieht. Wo jetzt die ehrwürdige Eiche ihre zackige Blätterkrone breitet, sich die Buche in ihren grünen Mantel schlägt, die italienische Ulme im Vaterlande sich träumt, und die schlanke Esche den mastähnlichen Stamm unaufhaltsam in die Höhe treibt, wo der weiche, fette Boden die seltensten Schlingpflanzen und Gesträuche nährt, und im hohen Grase die buntesten Waldesblumen sich verstecken, wo jetzt geebnete Pfade den Wanderer durch diesen Hain geleiten, da wucherte vor dreißig Jahren noch die rothe Blüthe des Heidekrautes, die schwarze Frucht der Heidelbeere, da reckten, gleich Polypen, schwarzgrüne Föhren ihre harzigen Aeste in die Höhe, in langjährigen Lagen bedeckten verwitterte Nadeln und Tannzapfen die Erde, und nur des Wildes und Jägers Fuß schlug sich durch das Dickicht einen Weg. Setzen wir uns nieder auf diese weiße Bank, welche den Stamm einer alten Linde umklammert. Vor uns ein leichter Abhang, in das herrlichste Wiesengrün gekleidet, an seinem Ende der Strom der Neiße, welche den Park in seiner ganzen Länge durchfließt, als Hintergrund die Hauptfaçade des Schlosses mit den Eckthürmen auf jeder Seite, links die Mühle mit dem breitgedehnten Wehre, rechts das englische Haus in seiner einfachen Construction, und im Vordergrunde die coulissenartig sich vor- und rückwärtsschiebenden Baumwände, dazu eine Beleuchtung, welche die effectreichen Schatten und Lichter hineinlegt, und ein offener Sinn für Naturschönheit, — dann 10 Minuten mit geschlossenen Augen zurück, und bei ihrem Oeffnen der Anblick einer Wildniß obiger Art, so wird es in dem Wechsel der Empfindung klar werden, welch' Genie dazu gehörte, solche Uebergänge zu erzeugen. Der ganze Park gleicht einem Gedichte, welches die aus den vollen Brüsten der Natur gesogene Milch mit begeisterten Worten in einer edlen, schönen Form ausströmt, und wie der Dichter durch die Rede seine Gefühle ausdrückt, so hat Pückler dieselben in einer lebendigen, äußerlich fühlbaren Schöpfung verkörpert. Hier konnten sich seine Gedanken frei ergehen von den Fesseln, welche ihm im Leben Etiquette, Rang, Stand, Verbindungen auferlegen, und da er ursprünglich Sinn für Schönheit, Productivität, mit einem Worte, ein dichterisches Gemüth besitzt, so strömte es in aller Fülle eben in dieser Richtung aus. Poetische Begeisterung muß sich nicht immer gerade in Worten aussprechen, den Maler brennt, wie den Dichter, dasselbe Feuer, wenn er zum Pinsel, den Bildhauer, wenn er zum Meißel greift,

Digitized by Google

die göttliche Kunst drückt sich auch in Tönen aus, warum kann sie sich nicht unmittelbar in Hacke und Spaten verlieben, und auch mit diesen gewöhnlichen Werkzeugen, wie hier, ihren Zielpunct erstreben? Alle diese divergirenden Strahlen strömen von der Sonne aus, welche, als Urquell aller Schönheit, jedes begabte Individuum beleuchtet, erwärmt, befruchtet. Und in diesen Sonnenkreis unsers ästhetischen Himmels gehört auch er, nicht als ephemerer Schriftsteller unserer Zeit, sondern als Schöpfer einer in vollendeter Schönheit durch Kunst ausgedrückten Natur. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

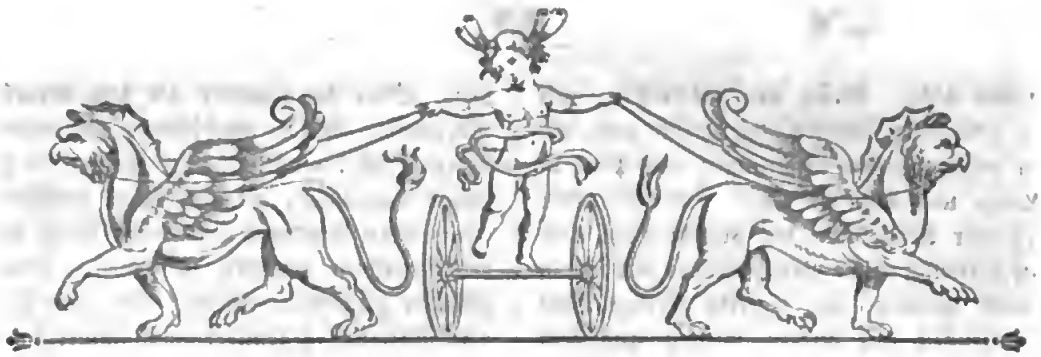
[Die politischen Exercitien.]

Kaum ist es mir möglich, aus dem politischen Gewühl herauszukommen, um nur ein Mal auch wieder literarische, rein literarische Luft zu schöpfen. Fast gebrauche ich Münchhausens Mittel, der sich beim Schopfe und sein Pferd beim Schweife packend, beide mit einander aus dem Morasse zog, ich nehme mich beim Schopfe, ziehe mich mit Gewalt aus der politischen Waschküche, und siehe, ich hätte mir beinahe die Gedanken mit ausgerissen. Woher aber auch hier Gedanken nehmen, hier, wo alles auf dem Resultate, auf der Materie fußt, wo die sogenannten ersten Staatsmänner — Dupin z. B. — nur den Sieg einer Partei abwarten, um dann zu sagen: auch ich bin dieser Meinung! — und wo der größte Charakter darin besteht, keinen bestimmten Charakter zu haben! Man hat in der That in Deutschland keinen Begriff von dem hiesigen öffentlichen politischen Treiben, ich sage keinen Begriff, vielweniger eine Meinung von den Personen, die die ersten Rollen darin spielen. Alle die politischen Correspondenten von hier aus sind nicht im Stande, den Deutschen ein Gemälde von einer repräsentativen Regierung zu geben. Dies Treiben, dies Intriguiren, dies Manövriren, die geheimen Minen und Finten, die Versprechungen, Verläumdungen, Täuschungen, Zusammenkünfte und Verhandlungen, und dann das Artikelschreiben, das hier in einer solchen Krisis schnell wie Wasser und heiß wie Feuer ist, das Laden und Losschießen von allen Seiten, und alles dies nur um die Frage, ob Thiers oder Molé Minister wird, wahrlich, ein solches Schauspiel ist dem Deutschen fremd, der sich wenig in seinem Leben bekümmert hat, wer Minister in Oesterreich, Preußen oder Baiern war oder wird, und nur den Wissenschaften oblag und Untersuchungen anstellte, ob Cato an die Unsterblichkeit der Seele wirklich glaubte oder nicht. Man wird lächelnd mir antworten: was ist des großen Lärmes Ende? Was ist der Unterschied, ob Molé oder Thiers die Ordonnanzen des Königs unterzeichnet? Richtig, der ruhige Deutsche hat Recht, dies zu sagen, der Berg gebärt nicht selten eine Maus nach langen Kindeswehen, ich sage der ruhige Deutsche, der nur in der Vergangenheit und in der Zukunft lebt, der sogar Lustspiele schreibt, um rein unsterblich zu werden, das heißt, indem er sich nicht um die Gegenwart bekümmert, aber diese Gegenwart, den Augenblick, der Leben zeigt, die Zeit endlich, findet er nur hier in Paris. Die Person stellt sich hier in ihrem ganzen Werth heraus, man beschäftigt sich um sie, man vergißt das gewöhnliche Alltagsleben, das Theater, die Literatur, ja die Geliebte sogar, wenn sie keinen politischen Einfluß hat, und fragt nur, ob die Adresse der Kammer friedlich oder feindlich ist, ob Thiers Molé ersetzen wird, ob Dupin Charakter habe, ob der König die Kammern auflöse, und obschon meiner Meinung nach die Sache am Ende gleich ist, obschon der kluge Mann besser thut, sich gar nicht damit zu beschäftigen, so ist es doch die größte Thorheit, immer klug sein zu wollen und sich nicht mitreißen zu lassen, besonders da solche außerordentliche Fälle zeigen, was eine Nation im Stande ist, zu thun, wenn es etwas Rechtes gilt. Dies sind nur die Exercitien, die die parlamentarische Legion von Zeit zu Zeit vornimmt, um nicht ganz außer Uebung zu kommen, aber da ist doch Leben, da ist doch Kraft und Wille, man sagt heraus, was man will, und darf es sagen, man drückt sich die Hand und greift sich gleich darauf mit dem Wort auf Tod und Leben an. Welcher lebendige Geist wird da fragen: Wozu dies? wäre es nicht besser, zu Hause hinter dem Ofen sich an den Reden Demosthenes' und Cicero's zu ergötzen? — Nein, das Wort belebt und erfreut Alles, Funken sprühen von allen Seiten, es flackert und flammt Geist und Talent aufwärts, und ohne den schönen Anblick eines moralischen Gewitters, eines geistigen Sturmes zu rechnen, so kann man doch darauf zählen, daß der folgende Sonnenschein um desto reiner, frischer und erquickender sein wird. Ich habe mir daher seit einiger Zeit vorgenommen, Studien über die gegenwärtigen Staatsmänner in Frankreich zu machen, und sie rein subjectiv, das heißt, nach meinen Ansichten zu behandeln, und werde nicht ermangeln, diese meine Bemerkungen Ihnen mitzutheilen, wenn Sie damit einverstanden sind, obschon sich Vieles dagegen einwenden läßt, da dem Deutschen zu rathen wäre, sich um sich selbst zu bekümmern und um seine eigenen Redner und Staatsmänner, deren viele in dem Conversationslexikon der Gegenwart so trocken verzeichnet sind. Leider ist dies fast unmöglich, und wir müssen uns schon wieder mit dem Auslande befriedigen. Doch soll dies nur von einem deutschen Gesichtspuncte ausgehen, und diesen werde ich stets festhalten. In Frankreich ist dies durchaus zum Leben nöthig, ich sage zum Leben, zum täglichen Brote sogar, und immer gilt hier noch Mirabeau's Satz: sans le gouvernement on ne rirait plus en France, denn wirklich wird die französische Literatur immer ernster, und neulich sogar warf ein Professor seinen Zuhörern vor: qu'on ne sait plus rire en France et que les comédies s'en sont aliées avec la révolution, freilich, denn mit ihr fingen die Tragödien an, ja ich möchte behaupten, dies sei auch die Ursache, warum alle Lustspiele mit einer Heirath endigen. Sapienti sat!

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 16. — den 22. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Tag in Muskau.

(Beschluß.)

Ich erwähnte die Mühle, das Wehr und den Fluß, welche Pückler mit weiser Oekonomie in höchst überraschende Anschauungen gebracht hat. Sind auch die Ufer des Flusses, wie in dieser Gegend nicht anders zu erwarten, niedrig und flach, so wird ihnen doch durch die bis hart an das Wasser streifende üppige Vegetation, durch die an beiden Seiten in wilder Dickung sich herandrängenden Bäume, welche in ihrer Höhe bei jeder Biegung des Wassers dem Auge einen grünen Vorhang entgegenziehen, ein so fremdartiges Ansehen beigemischt, daß, wenn man von der aus rohen Stämmen gezimmerten Brücke in diese Baumschluchten hineinsieht, unwillkürlich das Bild einer americanischen Wildniß erscheint. Diese unordentliche Zusammenstellung in- und ausländischer Bäume, die verschiedene Mischung des Grüns, die langen Gräser, Schilfe und Rohre, welche gleich scharfkantigen Schwertern am Ufer herausstarren, dies in einander gewachsene, dicht verschlungene Gebüsch, dies Selbstüberlassensein der Natur, das die Urwälder der neuen Welt charakterisirt, sind eben so wahr als plaquant wiedergegeben. Mit den unsäglichsten Kosten hat der Fürst, um dies Gemälde auszuzeichnen, von fernher die ältesten und seltensten Bäume, worunter vorzüglich prächtige Eichen und Platanen, bestellt, und es sind dieselben im Winter mit den Wurzeln und der daran hängenden Erde ausgegraben, nach Muskau gefahren und in den durch fortwährendes Düngen gebesserten Boden, wie junge Reiser eingesetzt worden. Es ist enorm, wie viele Summen der Park verschlungen hat, und wie viel seine Erhaltung und Erweiterung noch kostet, nicht nur die bedeutenden Einnahmen der schönen und umfänglichen Herrschaft, sondern noch Manches darüber ist schon aufgegangen. Und dabei findet man nicht, wie in Wörlitz, Schwetzingen, Schönhof u. s. w. künstliche Ruinen, Einsiedeleien, Tempel, chinesische Häuschen, Capellen, Kaskaden, Wasserkünste und derartiges Spielwerk, wie jene Orte es in überladener Pracht darbieten, dafür findet man, was in jenen nicht ist, oder, wenn es ja da war, was man hinauswarf, Natur. Man kann nicht zwanzig Schritte gehen, ohne auf eine von der letzten verschiedenen Aussicht zu stoßen. Nicht aber wird man, wie in jenen Parken, erst durch in das Gebüsch eingehauene Fenster oder durch Ersteigung von Pavillons dazu vorbereitet, und sieht wie durch ein Schlüsselloch durch langweilige Pappelalleen, nur auf einen scharf abgegränzten Gegenstand, nein, sie sind oft so natürlich, daß man, ohne sie zu bemerken, an ihnen vorübergeht. Da der Park an einigen Orten ein hügeliges Terrain erhält, so sieht man sich oft plötzlich in einem engen, stillen Thale, welches die reichste Vegetation erfüllt und ein künstlicher Bach durchströmt. Der Wanderer wird durch ihre unerwartete Erscheinung freudig überrascht. Als besonderes Merkmal der muskauer Anlagen ist zu erwähnen, daß man keinen einzigen, geradlinigen Weg findet, die beste Art, wodurch sich Einförmigkeit der

Digitized by Google

Ansichten vermeiden läßt. Außer den zahlreichen, mit größter Umsicht geführten Gängen durchzieht noch ein Fahrweg in den verschiedensten Richtungen den Park in seiner ganzen Länge und Breite. Nach seiner Rückkehr wird unser fürstlicher Abenteurer die Runde wohl nach Caravanenart in Kleidung eines Beduinenchefs auf einem Dromedare reitend machen, wie dasselbe wenige Tage vor meiner Anwesenheit mit andern Bestien aus dem Morgenlande als Vorläufer angekommen war. Diesen Hang zu Abenteuern und Umherschweifen nebst Leidenschaft für Pferde, schöne Frauen fremder Leute und Pistolenschießen theilt Fürst Pückler mit Lord Byron, wenn dieser ihn auch in Bezug auf Tiefe des Gemüths, Gluth der Einbildungskraft, schwärmerische Begeisterung, freie, rücksichtslose Aufopferung aller Vortheile des Standes und Lebens für geträumte Ideale, weit übertrifft. Ein großer Theil der Zerrissenheit des Byron'schen Charakters liegt in der Schuld einer verkehrten englischen Erziehung und in der Macht einer engherzigen Politik und Moral, wie sie sein freiheitssprudelnder Kopf, seine zügellose Sinnlichkeit, sein wilder Unabhängigkeitshang nimmermehr auszuhalten vermochte. Daher sein Auseinanderwerfen aller gewöhnlichen Lebensverhältnisse und Bande, sein jählinger Sturz und Uebergang in die verschiedensten Leidenschaften, seine rittle, bizarre Wagbalsigkeit, sein unbeugsamer Eigensinn, daher aber auch seine herzzerspringende Sehnsucht, seine hochherzige Gesinnung, seine erhabene Wildheit, seine aufopfernde Liebe. Man hat Pückler, wenn ich nicht irre, mit Thümmel verglichen, ich meine, hätte er unter einem ähnlichen Einfluß drückender Verhältnisse in seiner Jugend gelitten, er wäre zwar kein Byron, aber ein Anhang zu ihm geworden. Seine ersten Jünglingsjahre ließen sogar befürchten, daß er sich in die Bahn eines gewöhnlichen, vornehmen Müßiggängers werfen wolle, dessen Ausschweifungen mehr das Ergebniß der Gewohnheit und moralischen Schwäche, als einer von allen Nebenzwecken freien, unwiderstehlichen Leidenschaft sind. Doch schon bald sprach sich in seiner Methode zu genießen die originelle Richtung aus, welche zu so vielen Anekdoten über seine tollen Geniestreiche veranlaßte, obgleich sie mehr oder minder in einer unbegränzten Eitelkeit die Quelle hatte. Er besuchte zuerst die leipziger Universität, ging dann zum Militair über, lebte in Dresden, dann in Berlin, später auch in Weimar, wo er Adjutant des Großherzogs war und dem Feldzuge nach Frankreich beiwohnte, machte schon zu jener Zeit mehrere weite Reisen und lernte das Leben in seinen mannichfachen Farben kennen. Eben so gewandt als sein Benehmen war seine Redeweise. Reich, unabhängig, vornehm, schön, dieser Vorzüge sich bewußt, und bei ihrer steten Anwendung vom Glück begünstigt, gelangte er zu der Sicherheit, welche einen jeden Ausdruck gebrauchen kann, ohne zu fürchten, den unrechten ergriffen zu haben. Das timide, abgeschmackt bescheidene Wesen, das uns Deutsche den andern Nationen gegenüber noch immer in keine feste Stellung kommen läßt, ist Pückler'n ein völlig fremdes Element, und eben darin liegt auch der Grund, weshalb er in fremden Landen als Deutscher so unerhörtes Glück gemacht hat. Rechnet man hierzu noch die Uebung, welche er durch den Besuch der vornehmsten Cirkel, in denen richtiger Takt, feine Sitte, glänzende, witzige Unterhaltung doch einmal zu Hause sind, und den Umgang mit so vielen geistreichen Männern in seiner Ausdrucksweise erlangen mußte, so läßt sich leicht erklären, wie er als Schriftsteller ein so großes Publicum erhalten konnte. Er ist einer der wenigen Autoren, die nur wenig Anfeindung erfahren haben, er ist bei aller Anmaßung bescheiden, bei allem Spotte nicht beleidigend, bei allem Aristokratismus liberal und umgekehrt, kurz ein Schelm, auf den man nicht böse werden kann, und dies gibt er in einer Sprache, die bei aller Nachlässigkeit der Stylisirung doch piquant ist, der schlagende witzige Vergleiche zur Hand sind, die auch die Kleinigkeiten des Lebens zur Schilderung zu benutzen weiß, und in die heterogensten Gegenstände fließende Bewegung bringt; seine Bücher sind eine gedruckte Conversation. Doch seinen Talenten jede Gerechtigkeit, bleibt er als Schriftsteller immer eine vorübergehende Erscheinung, die man aus persönlichem Interesse und zur bloßen Unterhaltung beachtet, und vielleicht bald wieder vergißt, wofür sich die Gründe wohl aus dem Gesagten hernehmen lassen. Das edle Saamenkorn einer dichterischen Befähigung, welches in ihm keimte, ist aber nicht in todte Buchstaben übergewachsen, dies blüht in der grünen Schöpfung, welche sein Genius sich gebildet hat. War es verkehrte Scham, war es Unvermögen, in Worten seinen Gefühlen äußerliches Leben zu geben, immerhin, er strebt auf seinem Wege nach dem Ziele, welches für jeden Künstler ein und dasselbe ist. Die Wahrheit dieser Behauptung wird Jeder unterschreiben, der seinen Park besucht und mit der geistigen Befähigung betreten hat, um diese künstlerische Weihe herauszufühlen, die sich freilich nicht greifen läßt, wie eine Statue, und hören, wie eine musikalische Composition, daher auch für gewöhnliche Naturen unempfunden bleibt.

Digitized by Google

Unter solchen Betrachtungen dürften wir auf unserer Wanderung wohl vorgeschritten und am englischen Hause angelangt sein. Dies ist außer dem Schieß, dem Bade und dessen nächsten Umgebungen das einzige Gebäude in dem weitläufigen Parke. Den Namen rechtfertigt seine Bauart und innere Einrichtung, den Sommer über dient es zur Restauration. Nicht weit davon befinden sich die Schießstände, wo der Fürst seine gefürchtete Geschicklichkeit im Pistolenschießen sich erworben hat. Von hier aus, als dem einen Ende des Parks, schlagen wir die entgegengesetzte Richtung ein, und durcheilen denselben in seiner größten Länge. Auf Wegen, welche die reizendsten Ansichten gewähren, kommen wir an das Ufer des Flusses, überschreiten die beiden Arme desselben, verweilen einen Augenblick auf einer Bank der von denselben umströmten Insel, erblicken vor uns die Mühle, das Wehr und den breiten Wasserspiegel, hinter uns die Vereinigung der getrennten Kanäle, und betreten sodann einen Theil des Parkes, welcher mehr einem öffentlichen Spaziergange gleicht, und durch dessen grüne Bäume der zierliche Bau des Herrmannsbades entgegenleuchtet. Diese Benennung hat es nach dem Vornamen des Fürsten erhalten, welchem es auch seine ganze dermalige Einrichtung verdankt. Wenn sich auch nur wenige Kranke aus seinen Schlammbädern die gehoffte Gesundheit holen dürften, so ist es doch für die gesellige muskauer Welt und die ganze Nachbarschaft ein sehr angenehmer Sammelplatz. Es liegt auf einem erhöhten Plateau, dessen letzten Absatz man durch einige Stufen ersteigt, und ist so günstig situirt, daß es, woher man auch immer komme, sich in seiner ganzen Ausdehnung präsentirt. Das Curgebäude selbst besteht nur aus einer langen Façade, an deren eines Ende die Bäder stoßen, während an das andere sich eine lange, im Halbzirkel laufende, bedeckte, mit Moos ausgeschlagene Galerie anschließt. Hart hinter den Badehäusern erheben sich mehrere der steilen Alaunberge, welche, nachdem das Mark ihnen ausgesogen, dem Parke einbezirkt und zu den geschmackvollsten Anlagen verwendet worden sind. Entzückend ist die Aussicht von den Pavillons, welche auf den Gipfeln dieser Hügel sich erheben, und nun den Ueberblick über eine weite Fläche des Landes und über alle die Orte gewähren, welche man so eben einzeln besucht hat. Da lacht uns das Städtchen mit den rothen Dächern zu, aus grünen Wiesenmatten hebt sich das Schloß, über die Wipfel der Eichen und Platanen sieht von weiter Ferne das englische Haus her, durch die dunkeln Laubgänge flimmert hier und da das Wasser der Neiße auf, deren schnell über das Wehr sich stürzende Fluth bis zu uns herüberbraust, während die niedergesenkten Augen in einen gähnenden Abgrund fallen, dessen Kanten schwanke, durch Regengüsse unterwaschene Bäume bilden, und durch ihren jähen Sturz eine natürliche Brücke zu dem gegenüberliegenden Bergkegel schlagen. Man wird um so dankbarer für den Genuß, wenn man das Gegenstück zu dieser anmuthigen Landschaft durch eine kleine Wendung des Auges, welchem dann die Haide bis an den hintersten Horizont entgegenstarrt, sich vorführen kann. Kein Haus, kein Thurm, kein Feld, kein Wasser, das diese schwarzgrüne Ebene unterbricht, nur die Landeskrone bei Görlitz, und an hellen Tagen die blauen Streifen des Riesengebirges, bis zu dessen Fuß sich diese Haiden hinzukehren scheinen, können den irrenden Blick fixiren. Der offene Platz, welcher zwischen dem Cursaal, dem Badehause und den Galerien mitten inne liegt, ist mit den frischesten Rasenplätzen durchzogen, worauf Springbrunnen strömen, deren Bassins wieder mit Blumen garnirt sind. Durch eine blühende Wand der schönsten Hortensien werden die Stützen, worauf die hohe Galerie ruht, dem Auge entzogen, zierliche, aus Eisenstäben gefügte Barrieren mit weiten Flügelthüren gränzen den Garten gegen die vorüberführende Landstraße ab, und vollenden durch ihre leichte Eleganz diese geschmackvolle Anlage. Die innern Localitäten des Bades sind wenig sagend, ein kleiner, von korinthischen Pilastern getragener Saal nimmt nebst Nebenzimmer das Parterre ein, und sieht Jahr aus Jahr ein in seinen engen Räumen eine zahlreiche und heitere Gesellschaft. Concerte, Bälle, Liebhabertheater, wozu sich in Muskau schöne Talente finden, nebst Spiel sind, wie für jedes Bad, so auch für dieses, in verhältnißmäßiger Abstufung, die stehenden Vergnügen. Was das letztere anlangt, so wetteifert Muskau mit manchem großen Bade, und der Fürst, dessen frühere Leidenschaft es war, hat dadurch die ohnedies ärger als anderswo grassirende Spielwuth nur noch mehr geweckt. Der dritte August ist wie für das ganze Land, so insbesondere für Muskau ein hoher Festtag, da sich an diesem Tage aus der ganzen Provinz und noch weiter her zahlreicher Besuch einfindet. Ueberhaupt verbreitet sich der Ruf des Ortes immer weiter und weiter, und läßt manchen Fremden eine Reise durch diese Sandsteppen nicht verdrießen, um eine freudige Entschädigung dafür zu finden.

Und dem Manne, dessen Bestrebungen dies kühne Wagstück so wunderbar gelang, das ihn unendlich höher stellt als alle seine Reisen und literarischen Arbeiten,

Digitized by Google

die verdiente Würdigung zu geben, die ihm in dieser Beziehung nur von wenigen seiner Verehrer gezollt wird und ihn eigentlich erst verehrungswürdig macht, war der Zweck dieser Zeilen. H. S.

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Die Gazette über deutsche Philosophie; la popularité.]

Die Philosophie der Geschichte, dies unerschöpfliche ernste Thema, das man besonders deutsch nennen kann, beschäftigt jetzt unsere französischen Gelehrten am meisten. Man sollte es nicht glauben, daß es sogar in Paris Leute gibt, die wie Gefangene und blos den Wissenschaften leben. Der deutsche Gelehrte fängt jetzt an zu reisen, der französische reist nicht, Frankreich, das heißt Paris, ist ihm die Welt. Er besucht wenig Cirkel, lebt einsiedlerisch und still. Bei alledem hat auch die strenge Gelehrsamkeit in Frankreich noch den Vorzug, daß sie gratis ist und populär ohne Pedanterie. Was aber den unparteiischen höhern psychischen, oder besser psychologischen Weltblick betrifft, da hat unstreitig die deutsche Gelehrsamkeit den Vorrang. Einen neuen Beweis davon liefert ein merkwürdiges Werk von dem Abbé Frère, das ich um so lieber erwähne, da eine Kritik in der Gazette de France bei dieser Gelegenheit fast alle deutschen Philosophen berührt und so manövrirt, daß es jedem Deutschen interessant sein wird, zu sehen, wie weit ein einmal angenommenes System führen kann, und wie der menschliche Geist sich in Alles fügt.

„Der Mensch, sagt die Gazette, ist nicht mit der Wahrheit zufrieden, er braucht Systeme." — (Welches Geständniß!) „So entstand der Rationalismus, der Materialismus, der Dualismus und der Pantheismus. Seiner Methode getreu und blindlings consequent, setzt der Rationalismus ein inneres Princip bei dem Menschen voraus, einen Keim, der sich nach und nach entwickelt und alle Erscheinungen der Civilisation hervorbringt. Kant, Condorcet, Lessing gehören zu dieser Schule." — (Ich überspringe die Auseinandersetzung des Materialismus, dessen berühmtester Vertreter, nach der Gazette, Herder ist, indem er alle Thaten der Geschichte durch die geographische Lage der Völker motivire und den Menschen so wie die Pflanze als lokal und nur durch Klima und Nahrung bedingt darstelle. — So viel ich weiß, ist dies die Meinung Herder's nicht in seiner Geschichte der Menschheit.) — „Michelet, der Franzose, erblickt in der Materie das Princip des Bösen, dem der Geist mit aller Gewalt, aber vergebens, entrinnen will. — Hegel endlich, der deutsche Pantheist, liefert uns Erklärungen über die menschliche Geschichte. Hegel hat eine Geschichte der Philosophie a priori geschrieben, welche eben sein System auseinandersetzt." — Bis hierher geht alles gut. Einem jeden ist erlaubt eine Kritik auf seine eigene Kosten zu schreiben, aber wenn dies auf die Rechnung Anderer und zwar auf die der größten deutschen Männer geht, so muß man diesen Herrn höflich auf die Finger klopfen. Die Gazette fährt fort und setzt Friedrich Schlegel über alle andere Philosophen, blos weil er katholisch war und in diesem Sinne schrieb. Nun haben wir doch Land, wissen wo wir sind! En Allemagne Frédéric Schlegel — hier weiß die Gazette den Vornamen — traitait la philosophie de l'histoire avec plus d'ensemble et de suite qu'aucun autre de ses prédécesseurs. St. Augustin, Bossuet, Demaistre nous révèlent de hauts principes, mais aucun d'eux ne s'est attaché à systématiser tout un ordre d'idées et de faits pour en faire un corps complet de philosophie. Cette gloire était reservée au célèbre professeur de Vienne. Zugleich aber gesteht die Gazette doch, daß nach Schlegel es noch erlaubt ist, über die Philosophie der Geschichte nachzudenken und bringt das Wort Baco's zum Beweis: Multi pertransibunt et augebitur scientia. Ich fürchte nur, daß durch ihre Kritiken die wahre Scientia nicht vermehrt wird.

La popularité von Delavigne*) ist nun endlich einige Mal gegeben worden. Wie ich Ihnen sagte, das Stück ist perrückenartig, das heißt Perrückenphantasie aus Mangel an eigenen Haaren. Aber Delavigne ist classisch, er macht schön geschniegelte Verse, sucht der Regierung zu gefallen und hat daher das Vergnügen, daß das Theater français die Billete vertheilt, um ein volles Haus zu machen. Was ich Ihnen da sage, ist buchstäblich wahr; denn die Popularität ist gänzlich durchgefallen und dennoch war zum dritten Mal das Haus besetzt. Als jedoch die Manipulation durch den Kritiker „en gnac" entdeckt wurde, blieb das Haus leer. Hugo sagte ein Wort über die Popularität, das mehr werth ist als das ganze Stück Delavigne's: la popularité c'est la gloire en gros sous! Dumas und Hugo sind immer noch gespannt. Was Dumas diesem nie verzeihen wird, ist, daß er ihn nachahmte. Die Sache scheint sonderbar, aber sie ist so. Dumas könnte in einem besondern Genre der erste sein, statt dessen ahmte er Hugo nach und fand Beifall, jetzt aber, da er seinen Weg gehen will, findet er denselben Beifall nicht mehr als mit jenen Stücken, die er jetzt selbst verbannen möchte. Dumas will anfangen, für sich zu schreiben, da er glaubt, genug für das Publicum geschrieben zu haben. Unterdeß schreibt er beständig Romane und impressions de voyage, die sehr vielen Beifall finden, obschon sich die Franzosen einige Zeit über sein Bären-Beafsteak, das er in der Schweiz gegessen haben will, lustig machten. (D. B. f.)

*) Comédie en cinq actes et en vers, représentée sur le théâtre français le premier décembre 1838. Leipzig, chez Brockhaus et Avenarius, 1839.

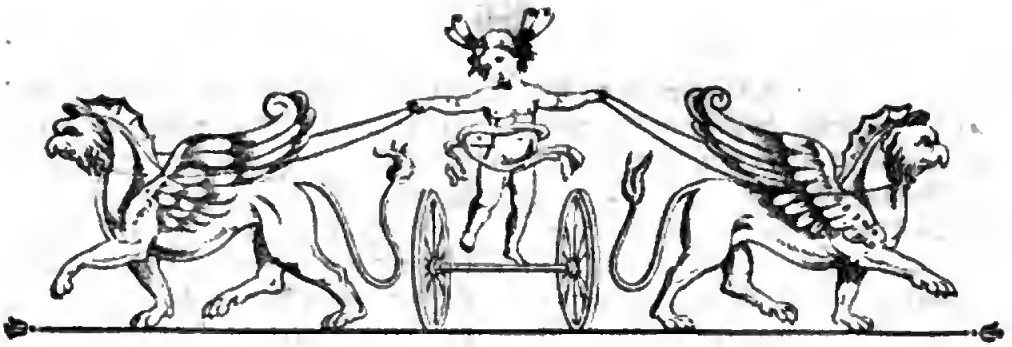
Notiz.

[Nikolaus Lenau.]

Lenau hat die Albigenser zum Stoffe und Titel eines Epos gewählt (s. Freihafen Heft I. 1839); also wieder eine Kirchenspaltung, wo religiöse Themata zur Sprache kommen. Nimbtsch von Strehlenau hat sich längst mit Lenau als identisch bekannt, neuerdings jedoch von neuem angefochten, hat er sich für nächstes Frühjahr abermals zu einer Reise nach Amerika entschlossen, um sich für immer dort anzusiedeln und auf den dort angekauften Besitzungen zu leben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 17. — den 24. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

XI.

Wie ich bisher Schwaben vorzugsweise vom fränkischen Standpunete betrachtete, so werde ich nun fränkisches Leben und Treiben zu zeichnen versuchen, wie es sich Schwaben gegenüber ausnimmt. Auch hier will ich blos Umrisse geben, auch hier will ich es blos auf die Vergleichung abgesehen wissen. Damit sei zum Voraus wiederholt und ausdrücklich Verwahrung eingelegt gegen Suppositionen jeder Art: ich will nicht tadeln, nicht herabsetzen, ich will gleichsetzen, indem ich die Ungleichheiten aufzeige. Dann wird sich ergeben, wie ein Stamm den andern ergänzt, und der eine in dem andern findet, was ihm selber fehlt. Ist's doch überall im Leben, daß Eigenthümlichkeit mit Einseitigkeit Hand in Hand geht, nicht als ob die andern Seiten absolut ausgeschlossen wären, sondern sie treten nur zurück, um eine zur eigentlichen Charakterseite hervorzukehren. Wenn ich also Schwaben so Manches, was sich auf Herausarbeitung des Gehaltes in die freie Form der Erscheinung bezieht, absprechen zu müssen glaubte, so ist damit nicht gesagt, als ob letzteres ganz und gar fehlte, und dem schwäbischen Geiste unerreichbar sei, wenn ich in Franken die Gediegenheit und Innerlichkeit gar häufig über der Erscheinung verloren sehe, so soll damit die erstere so wenig absolut aufgehoben sein, als jemals eine Form ohne Inhalt denkbar ist.

Wer hasset sein eigen Fleisch? Ich aber, in Franken geboren und erzogen, in Schwaben gebildet und seit vielen Jahren heimisch geworden, müßte mich selber hassen, wenn ich fränkisches Blut verleugnen, schwäbisches Wesen verrathen sollte. Es hat mich die Mühe langer Jahre gekostet, in diese geschlossene Substantialität mich hineinzuleben, fast größere Kämpfe erforderte es, das Angeborne loszubrechen von dem, was die andere Geburt, die Geburt aus dem Geiste, die Bildung wie das Leben, das Kloster, die Akademie sie gab, unbewußt und unvermerkt gezeugt und gezeitigt. So stehe ich in freiem, liebevollem Verhältniß zu den beiden Nachbarn, mit Bewußtsein in und außer mir einen am andern ergänzend — in Franken ein Schwabe, in Schwaben ein Franke erfunden in Wort und Sinn, und so in freiem Wechselverkehr einer innerlichen, brüderlichen Einheit mich freuend. Was ich daher sagte und sagen werde, geschieht nicht aus reisenovellistischem Fürwitz, es war mir Bedürfniß, das in den Kämpfen des Lebens und Geistes Erübrigte von mir abzulösen.

Darin liegt auch meine Befugniß. Ob ich Alles gesehen und erkannt, überall und immer zugegengewesen? Nein! und doch ja! — im Geiste, diesem alten Ueberall und Nirgends, diesem ewigen Immer und Niemals. Oder wollten Sie, wie es mir sonst wohl geschah, dem Geiste das Recht streitig machen, sich unsichtbar ins Unsichtbare zu vertiefen und allgegenwärtig mit leisen Schwingen über die Erscheinung hinzurauschen, um den tiefern Athemzügen des Lebens zu lauschen? Ich wenig-

Digitized by Google

stens vindicire dem Geiste seinen freibeschwingten Blick in Sphären, die sich dem Sinn empirischer Gegenwart zufällig oder nothwendig entziehen; es gibt, denke ich, einen höheren Tastsinn, als der in Euren Fingerspitzen, und ein träger Jünger muß wie Thomas erst die täppischen Hände in die Nägelmale legen, ehe er den Geist seines Freundes erkennt! Gern aber gebe ich zu, nicht Alles in Allem zu sein und zu wissen — man ergänze, verbessere, restituire und modificire, wie es immer am Platze ist; aber nur, wer Alles besser weiß, habe das Recht, meine liebe Seele ganz todt zu schlagen — nämlich, wenn er kann, denn leicht möglich, daß wenn er sie bei einem Flügel erhascht, sie mit dem andern über die Grenze schlüpft.... Geschwind, ihr sieben Hasenjäger, Epple von Gailingen rennt euch über Köpfe und Häuser hinweg in seine fränkischen Gaue! — Nur sachte, sachte, Herr Ritter, Euer Roß hat in jähem Sprunge das Eisen verloren, da ist ein schwäbischer Grobschmied, er bringt Euch gewiß zum Stehen und beschlägt Euch den Huf — Ihr kennt seine Streiche!...

Und nun noch eine Barriere! Warum ich gerade über Schwaben und Franken briefe. Redlich gestanden, weil ich keinen Stamm so gut kenne, als diese, übrigens sind sie ja Nachbarn, vor Allem in mir selber und was die Hauptsache ist, sie prägen ihre Eigenthümlichkeit besonders charakteristisch aus, in ihnen sind zwei wesentliche Momente des deutschen Culturlebens. Es ist wahr, auch Baiern mit seinem Biere und seinen Mönchen, auch Oesterreich mit seinen Knödeln und Hähneln, auch Baden mit seinen Liberalen, auch Sachsen mit seinen Rationalisten und Leinwebern u. s. f., alle haben in diesen Dingen et quibusdam aliis ihr Eigenes; allein gerade diese quaedam alia verwischen und vermischen zu viel; die Eigenthümlichkeit tritt entweder zu wenig hervor oder ist an sich kein so wichtiges Moment in der Constituirung des deutschen Nationalcharakters. Sei dem nun so oder nicht, erwünscht wäre es jedenfalls auch von andern, besonders den nördlichen Stämmen Charakteristiken von Eingebornen geliefert zu sehen, wie es von den südlichen geschehen ist und erst neuerdings von der Schweiz in dem anziehenden Büchlein über die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen nach ihrem Einfluß auf Leben, Schule, Literatur (Frauenfeld 1838). Es sollte jeder Stamm sich zum Bewußtsein bringen, was er dem deutschen Culturgeiste für wesentliche Elemente verdankt und abgibt, damit der kleinmüthige Hochmuth gegenseitiger Bevorrechtung aufhöre und nicht immer und immer wieder die alte Fabel des Menenius Agrippa von einem Stamm dem andern aufgetischt werde. Nur wenn ein Jedes in seinem Wesen sich erkennt und erkennen läßt, mag es seinen Zusammenhang mit dem großen Organismus seines Vaterlandes beachten und wahren. Wir Deutsche kennen einander noch viel zu wenig, sonst könnte nicht mehr tagtäglich der Gegensatz von Nord und Süd in seiner Schroffheit geltend gemacht werden. Verstand und Gemüth, Kopf und Herz sind anerkanntermaßen vage Allgemeinheiten und doch muß man sich immer wieder solcher Kategorien bedienen, weil man keine Einzelkenntniß hat und der Einzelne auch bei dem besten Willen nie das vielgestaltige Detail in Art und Sitte, Sprache und Literatur kennen lernt.

Alles hat seine Uebergänge und den Uebergang vom Süden zum Norden mögen Sie im Verfolg in dem Frankenstamm erkennen. Sie sollen sehen, wie Verstand und Gemüth, wenn wir einmal bei diesem Schiboleth bleiben wollen, hier sich zu gleichem Rechte herausbilden wie Geist und Natur, Idee und Erscheinung, in welche der südlichere Schwabe und die nördlichern Stämme sich einseitig theilen, zu schöner Einheit zusammengehen, wie das ästhetische Element über das ethische des Nachbarstammes hervortritt, ohne darum alsbald der Kritik des Doctors Philosophiä, der Recension des Magisters zu verfallen, ohne zum Zweck oder zur Sache gemacht zu werden — und sei es auch nur zur Hauptsache eines ästhetischen Thee-Zwecks. Der Verstand ringt sich los von dem weichen Grunde des fluctuirenden Gemüthes, aber er trennt sich noch nicht, es kommt noch nicht zur Abstraction; er grübelt und sinnt, er bildet sich und die Verhältnisse, aber er geht nicht darin auf, er bleibt concret und spitzt sich nicht zu der abstrakten Kategorie zu, nicht zu dem Schematismus der Formen und Maßstäbe, nicht zur Gedankenkette der Staats- und Gesellschaftsraison. Soll ich Ihnen im kürzesten meine Anschauung dieses Verhältnisses darlegen, so sehen Sie mit mir im schwäbischen Stamm den Geist als noch nicht ausgelegten, die ganze Fülle des Lebens und Denkens noch in sich befassenden Begriff, im fränkischen das sich sondernde, auseinanderlegende, die Seiten und Theile ermittelnde Urtheil, in den jenseitigen Stämmen endlich den Geist als zusammenfassenden, in die Allgemeinheit und Einheit sich fixirenden Schluß. Da haben Sie in Schwaben die Kritik der reinen Vernunft, ganz wie das Kant'sche Werk sie ausführt, den Versuch und das Bestreben — das freilich nicht gelingt —, Denken und Anschauen, Geist und Natur, die ansichfeiende Idee und die

Digitized by Google

empirische Erscheinung auseinander, dieses Ineinanderweben und Dämmern des Gemüthes zur Krisis, zum Bewußtseln zu bringen — daher das Kritisch-skeptische in dem tiefgemüthlichen und substanziellen Wesen des Schwaben; daher das Leben Jesu von Strauß, daher die Dialektik Hegel's. In Franken lesen Sie die Kritik der Urtheilskraft, in welcher Idee und Erscheinung auseinandertreten, um sich zur schönen, zur künstlerischen Einheit zu vermitteln; weiterhin endlich die Kritik der praktischen Vernunft — kritisch sind die Deutschen einmal durchaus, sie müssen überall auf den Grund gehen und daraus erst in ernster Mühe zu klarem Bewußtsein emportauchen — was die südlicheren Volksgeister erübrigt haben, das erfaßt der norddeutsche Genius und gibt ihm Zweck und Ziel und Schluß; hier wird Alles zur Sache und der industrielle, politische und sociale Verstand weiß jedem die Pointe, die praktische Handhabe abzugewinnen. Die Reihe der Vermittlung schließt sich in raschem Entschlusse zur schnellen und vorschnellen, fix und feetigen That ab, daher das kecke, eilige und voreilige, das knappe und gemessene Sprechen und Absprechen unseres Nordens. Die süddeutsche Substanzialität findet sich da wie unter die Luftpumpe gesetzt, sie erstarrt und gefriert, sie fühlt sich kalt, leer, so schön es auch für den Augenblick anzusehen sein mag, wie in dem luftleeren Raume so blitzschnell die tausend Krystalle zur glatten, glänzenden Eisfläche anschießen, und noch dazu geht ja der Proceß nicht ohne beißenden Vitriol von Statten!.... Productiv ist dieser adstringirende Geist nicht, seine Meisterschaft besteht darin, das Fremde zu erobern, Koterien aus allen Reichen hereinzuziehen, alle Kräfte um sich zu vereinigen, rastlos die Schätze auszubeuten und in Umlauf zu setzen. Diese centralisirende und zersetzende Thätigkeit kann aber auch nicht genug in ihrer Wichtigkeit und Verdienstlichkeit anerkannt werden: die Masse der Erzeugungen müßte sich selbst zerstören, wenn sie nicht umgetrieben würde.

Merkwürdig übrigens, wie dieser Geist, um in höchster Potenz sich geltend zu machen, wieder nur im Süden sich ein nachhaltiges Organ holen konnte. Sie wissen, wo Hohenzollern liegt, und vielleicht ist es mehr als Zufall, mehr als eine philosophische Grille, wenn der deutsche politische Geist im Süden entsprossen, in der Mitte Deutschlands gewiegt und genährt (Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg), im Norden endlich heimisch geworden sein sollte, um vielleicht das zu vollführen, was den Hohenstaufen inmitten ihres weichen, üppigen Südens nicht gelang. Es ist keine Frage, der norddeutsche Geist findet seinen Centralpunct im Preußischen, und Preußen konnte sich nur darum zur Herrschaft über die nördliche Hälfte Deutschlands aufschwingen, weil es geistig dasselbe in sich zusammenfaßt und repräsentirt. Der Süden ist centrifugal, der Norden centripetal. Der körnigere, kraftschwerere Süden bleibt fest auf seinem Fleck, der leichtere, weniger innerlich gefestete Norden sucht nach einem äußern Mittelpunctr, an dem er einen Halt gewinne; ist dieser gefunden, so gruppirt sich Alles herum und leiht ihm Namen und Kräfte, und geht einzig darin auf, seinen Ruhm zu verbreiten, sein Reich zu vermehren. So ist es mit der politischen wie mit der wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeit. —

In der äußern That geschah jener Krystallisationsproceß, durch den die verschiedensten Gebiete und Stämme in den preußischen zusammengegangen sind. In der That hat sich Preußen wieder als die Macht deutscher Existenz in den Befreiungskriegen erwiesen. So sehen wir in Preußen, als dem Repräsentanten des Nordens, die „praktische Vernunft" in der Realisirung politisch-socialer Zwecke begriffen, mit der Macht der Intelligenz jede Offenbarung des deutschen Geistes herbeizuziehen und seiner universellen Bildung einverleiben. Wir sehen Norddeutschland in Preußen, Preußen in Berlin, — ist es nicht so, so mögen die übrigen norddeutschen Stämme darthun, worin ihr eigenthümliches Leben bestehe, mit dem sie ergänzend und erfüllend ein wesentliches Gewicht in die Schale des deutschen, des norddeutschen Geistes legen.

Als Repräsentant des süddeutschen Geistes steht Schwaben da. Charakteristisch genug hat sich der Stamm langsam, von innen heraus, zu seiner jetzigen Gestalt entwickelt. Nichts Plötzliches, auf einmal Fertiges, sondern stete Kämpfe, Käufe, Schenkungen, Erbschaften, Verträge, Theilungen und Erwerbungen. Ganz auf dem Wege jenes kritischen Herausarbeitens aus der gemüthlich in sich beschlossenen Enge auf ethischer Grundlage, mehr auf privatrechtlichem als völkerrechtlichem Wege, nicht sowohl durch einen Act kriegerischer That, als durch die Passivität friedlicher Unterhandlung. Darum hat es auch einen festen Boden, der ihm eine Zukunft sichert. Ich weiß wohl, Baiern ist größer, Baden industrieller, aber beide bestehen aus heterogeneren Elementrn; beide haben nicht den innern geistigen Halt, den das in seinem kraftvollen Kerne protestantische Würtemberg hat.

Aber nun Franken! Wo suchen, wo finden wir es? Ist rs nicht nach allen Winden zerstreut, unter alle

Digitized by Google

Kronen vertheilt? Würtemberg, Baiern, Baden, Hessen, Preußen selbst — gebt heraus mein Vaterland! Doch nein, wir wissen uns schon darein zu schicken, wir sind von Alters her das Hin und Her gewohnt, wir sind frei und unterthänig, diesseits und jenseits der Gränzen gewesen, wir haben freie und unfreie Städte, Ritter und Grafen, Markgrafen und Fürsten, Fürst-Primasse und Herzöge, Großherzöge und Deutschmeister, Aebte und Bischöfe, Statthalter und Könige unter uns gesehen. Wahrhaftig, das nationalisirte „Urtheil" des deutschen Geistes in dieser Uebertheiltheit! Sie können sich denken, wie dieser Unterschied in der Einheit durch Sprache, Dialekt, Sitten und Gebräuche durchgeistet, wie durch diese Mannichfaltigkeit ein Princip der Beweglichkeit und der Bildung gegeben ist, welches einerseits dem schwäbischen Stamme gänzlich fehlt, andererseits im Norden erst abstrakt dargestellt wird.

In letzterm Betracht verschwimmt freilich auch Manches, was dem Schwaben gegenüber eigenthümlich ist, und ich werde auf meinem Standpuncte vielfach darauf hinzuweisen haben, daß nur weiterhin gegen Norden der fränkische Anflug zum vollen Wald, der Gegensatz zum Extrem, das schwebende Urtheil zum fertigen Schlusse wird. Das ist überhaupt der Entwickelungsgang des deutschen Geistes von Süden gegen Norden, daß je weiter, desto mehr der Geist zu einem festen wird, zur fixen Form sich bestimmt und zur unflüssigen Pointe sich abschließt. Was also in Schwaben noch gar nicht auseinander ist, was in Franken zu einem heitern, selbst im Gegensatz genüßlichen Nebeneinander sich herausgestaltet hat, das ergreift der Norden mit prüfender, keuscher Hand, ordnet es speculirend der Welt seiner Zwecke unter, und fügt es als festes Glied in den intelligenten Organismus seiner übergreifenden Bildung ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Gisquet. Rahel.]

Luther's Lebensgeschichte ist erschienen. Bis jetzt haben die verschiedenen Blätter noch nichts darüber berichtet, Gisquet hatte den Luther verleiden. Indeß findet das Buch bedeutenden Absatz und enthält Ansichten und Dinge, die sogar für Deutsche sehr interessant sein möchten. Der Constitutionnel hatte übrigens fast ein Drittheil davon vorgedruckt.

Und nun ein Wort über den famösen Gisquetproceß. Ich werde Ihnen keine Details darüber schreiben, die Sache ist zu schmutzig, schmutziger, als man in Deutschland weiß, denn dort weiß man wahrscheinlich nicht, warum Foucaut, der intime Freund des ehemaligen Polizeipräfecten, plötzlich so sein Todfeind wurde, aber hier weiß man es und erzählt es sich, wenn die Frauen sich entfernt haben. Man hätte aber die Gesichter unserer Flaneurs sehen sollen, wenn Abends die öffentlichen Ausrufer schrien: Hier ist zu haben der famöse Gisquetproceß en gros et en détail mit Erlaubniß des Polizeipräfecten, Messieurs le fameux procès Gisquet, trois sous, il vaut en tous cas mieux que lui même, achetez, Messieurs, vous n'avez jamais rien lu comme ça, c'est à mourir de rire et de colère, ou si vous ne voulez pas le procès Gisquet, voilà du cirage! — Nun lache man nicht. Ein Glück für Gisquet, daß die Adresse so nahe auf ihn kommt, sonst könnte er sich vor dem Charivari hüten, der ihn nur le frère Gisquet nennt.

Ein fünfactiges Stück: „Goethe ou l'eldorado de Francfort" wird hier einstudiet. Trotz allem Spioniren konnte ich noch nicht erfahren, was dieses Stück enthalte, doch werde ich Ihnen bald darüber berichten können. Sollte Bettina eine Rolle darin spielen?

Es ist jetzt Mode hier, eine Soirée auf die Rahel zu geben, la petite Rahel, wie sie heißt. Wenn sie alsdann einige Verse recitirt hat, so erfordert es der Gebrauch, daß man ihr ein bedeutendes Geschenk macht, wovon man den andern Morgen in Blättern liest. Mit dem großen Geschenk Rothschild's ist es jedoch nicht ganz so, der Baron ließ ihr zwar einiges Möbel kaufen, aber dies ist Alles. Rahel ist sehr arm, plötzlich sahen nun Fürstinnen und Gräfinnen bei ihr vor und das arme Mädchen konnte niemand empfangen: daher jenes Geschenk. Chateaubriand soll sie neulich in einer Gesellschaft vor Entzücken umarmt haben. So sagt man, ja man riß sogar einen Witz darauf: Il faut que Rahel soit legitimiste, car Chateaubriand n'a jamais embrassé que ce parti là! — Hier wird nächstens ein Artikel über die Miserabilität der deutschen Theaterintendanten erscheinen. Es ist dem Franzosen übrigens kaum denkbar, daß der Schauspieler jeden Abend bezahlt wird und der Dichter nicht: et voilà le pays de civilisation par excellence! sagte neulich das Journal des Debats! —

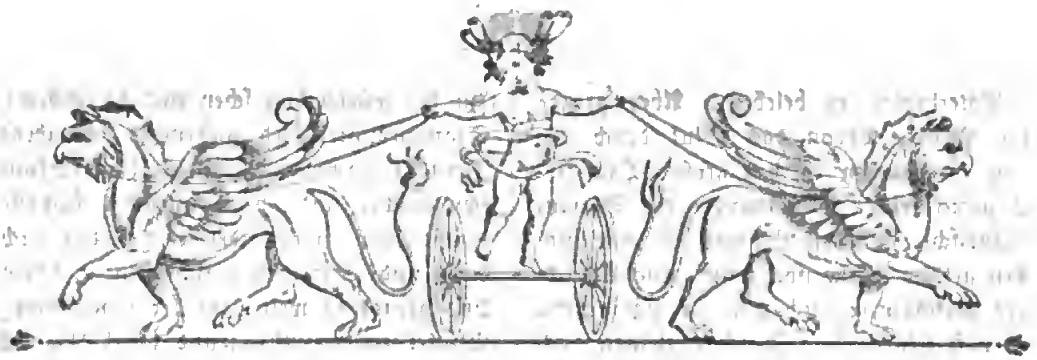
Notiz.

[Mrs. Alfred Shaw.]

Es stand zu erwarten, daß der Beifall, den diese classische Sängerin in Leipzig erlebte, sich nur steigern konnte, daß der Zauber dieses gediegenen Gesangtalentes, der anfangs mehr intensiv wirkte, auch die Menge langsam und sicher ergreifen würde. Am 28. Januar wird Mistreß Shaw in ihrem Benefiz-Concert zum letzten Male in Leipzig singen; sie wird bereits in Berlin erwartet. Im 14. Gewandhausconcert sang sie eine Arie von Mercadante und zwei Lieder von J. Benedict, das eine englisch aus der Oper: die Warnung der Zigeunerin, das andere italienisch mit Hornbegleitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 18. — den 25. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Doch noch einmal: was und wo ist Franken? In der heutigen Geographie finden Sie es so wenig als Schwaben, und der Franke nennt sich officiell so wenig einen solchen als der Schwabe. Das gute heilige römische Reich deutscher Nation mit seinen zehn Kreisen ist dahin, und ihre Namen kommen dem jüngern Geschlechte kaum fremder als die der Präadamiten vor. Nun, so schlagen wir etwa die Homann'sche Charte des fränkischen „Krayses" von 1482 auf. Sie finden ihn östlich von Böhmen und Oberpfalz, nördlich von Thüringen und Hessen, westlich vom Erzstift Mainz und der Unterpfalz, südlich von Schwaben und Baiern begränzt. Die wichtigsten Städte sind Bamberg, Baireuth, Würzburg, Eichstedt, Ansbach, Windsheim, Rothenburg, Werthheim, Mergentheim, Schweinfurt, Coburg, Nürnberg. Einen bedeutenden Theil nimmt Hohenlohe ein. Das Land liegt genau in der Mitte von Deutschland und wird fast allein von dem Stromgebiete des Mains gebildet. Es war einer der kleinsten aber schönsten und fruchtbarsten Kreise. Jetzt besitzt Baiern den größten Theil, und so ist glücklicherweise durch den interessanten, von „echt monumentalem" Geiste eingegebenen Gedanken des jetzigen Königs, die Provinzen seines Landes nach den alten Namen zu nennen und einzutheilen — der Zukunft ein Stammes-Name gerettet, der ohnehin keine zu lange Vergangenheit hat; denn vor dem elften Jahrhundert kommt der Name nicht vor. Erst da hatte sich der Name und Stamm bestimmt abgelost aus dem großen fränkischen Collectivum, welcher das ganze niederrheinische Stromgebiet umfaßte.

Austrasien, Franconia orientalis oder superior, hieß diese Provinz, Neustrien, der Franconia occidentalis oder inferior, gegenüber. Francofurdum ad Moenum war Hauptsitz des austrasischen Frankenthums. Ludwig der Deutsche baute dort den „Römer." Als villa regia, als palatium, stach Frankfurt, die jetzt noch feeie Stadt, immer etwas vornehm über ihre Schwesterstädte hervor. In der Mitte des Reiches gelegen, hatte es ja nicht blos seine Könige zu krönen, sondern auch einen Goethe hervorzubringen — was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.... Obwohl Frankfurt nie zum fränkischen Kreise gehörte, gehört es dennoch zu Franken, und in der That, an dem Goethe ist mir viel gelegen, wenn Sie mir den nicht ließen, wäre ich, wie der Franke sagt, übel petschirt! — übel heimgeschickt. Am Ende, meinen Sie, gehört auch Frankfurt an der Oder dazu? Nun, es hat ja bekanntlich seinen Namen auch von der Ueberfahrt der unter König Sunno II. im Jahre 140 aus Sythen gekommenen Franken. Diese zogen freilich weiter und gaben den verlornen Posten fremden Stämmen Preis.

Das Franken, von dem ich Ihnen schreibe, erstreckt sich, wie gesagt, wesentlich über das Stromgebiet des Mains. Und so strömen denn bei jener Stadt alle Arterien des fränkischen Landes zusammen, um das größte

Digitized by Google

Dichterherz des Vaterlandes zu beleben. Aber gerade hier ist auch der Punct, wovon das Blut durch die Venen nach allen Richtungen in den großen Organismus des Lebens zurückfließt. Hier mündet der Stamm in weitere vaterländische, ja Welt-Bezüge aus, und mögen Sie auch den gelben Main noch eine gute Strecke im grünen Rhein verfolgen, endlich muß er sich vermischen. — Görres ruft seinen rheinischen Landsleuten auch den Frankennamen zu, und so könnten wir den grimmigen Alten selber mit in Kauf bekommen, und wahrlich, keine übeln Gesellen hätte er an einem Immermann und Beethoven, an Düsseldorf und Heine! Ja wohl, nur herein, Du liebenswürdiger Tagedieb, den ich gar nicht verschmähe, dem ich Angesichts meiner schwäbischen Freunde recht gern den goldenen Loebeerkranz — natürlich mit einigen Dornen darunter — aufsetzen möchte. Aber ich darf nicht. Die rheinischen Franken sind andere, als die am Main, mögen daher Andere jene Geister der Ebene prüfen, und in ihnen vielleicht die Vereinigung des oberdeutschen, mittel- und niederdeutschen Wesens finden; ich halte mich an meinen Mann, an seinen J. Paul, seinen Fr. Rückert und W. Goethe. Wie sich in ihnen ihr Stamm repräsentirt sieht, sollen Sie später sehen.

Der größte Theil des fränkischen Landes ist eine Hochebene, im Durchschnitt tausend Fuß über dem Meere; eine Fortsetzung der baierschen von Süden nach Norden, eine Fortsetzung der schwäbischen von Südwest nach Nordost, indem sich der Aalbuch und das mächtige Keupergebilde von Welzheim und Löwenstein an den Main hinübersenkt. Das Fichtelgebirge mit den Quellen des weißen und rothen Mains (3350 Fuß über dem Meere), der Frankenwald mit Rodach und Itz, der Henneberg mit der fränkischen Saale, und weiter westlich die Höhenzüge bis zum Vogelsberge mit seiner Nidda, namentlich das Rhöngebirge mit seiner Kinzig und seinem 2830 Fuß hohen Kreuzberge bilden die östliche und nördliche Umgränzung des Hochlandes, der Odenwald die westliche, durch die er sich wie mit einem Wall gegen die Länder der untern Terrasse und des Flachlandes abschließt.

Auf die markanteste Weise ist Franken schwäbischer Seits abgeschlossen. Steigen Sie aus den Thälern des Neckar auf das Keuper-Plateau des welzheimer Waldes, der löwensteiner Berge, so weht bereits eine ganz andere Luft und Art Sie an. Das Fleisch wird auf diesem Sandboden schmächtiger, der Teint weicher, die Architektur des Körpers geschmeidiger, regelmäßiger, die Kleidung gewählter, reicher, die Sprache heller, modullirter. An der würtembergischen und baierschen Gränze tritt der Stammesunterschied mehrmals schneidend hervor. Im Jaxthale namentlich gränzen die Markungen (katholisch-) schwäbischer und (protestantisch-) fränkischer Ortschaften unmittelbar an einander, und bilden nach Sprache, Kleidung und Sitte den entschiedensten, schroffsten Gegensatz. Und gerade so weit zieht der schwäbische Stamm seinen Winkel in den Virngrund herab, bis sich das Thal bei dem Städtchen Crailsheim in der hohenloheschen Ebene auszuweiten beginnt, welche von der Jaxt und dem Kocher durchschnitten wird. So unterscheidet sich Franken als Hochebene wesentlich von dem gebirgigen Schwaben, und wo die Keupergebirge sich nördlich und nordöstlich abzudachen beginnen, beginnt auch das ebnere Frankenland. Wellenförmig zieht sich der Keuper hin, über den Kocher, die Jaxt, welche in den Neckar, die Tauber, welche in den Main, die Wörnitz und Altmühl, welche in die Donau, die Retzat, welche mit der Pegnitz als Regnitz in den Main fließt. Die Ebene wird fast nur durch die tief bis zum Muschelkalk, ja zum rothen Sandstein einschneidenden, schroffen Thalgründe jener Flüsse unterbrochen. Wo die Thäler der Jaxt und Tauber, des Kocher und Main in den Muschelkalk eingesprengt sind, tragen sie einen meist trefflichen, etwas säuerlichen, aber nicht sehr haltbaren Wein. Die Tauberweine sind namentlich in Schwaben zu dem raschen rothen Landwein sehr gesucht, und der würzburger Stein- und Leistenwein mißt sich mit dem besten Traubensaft. Nicht umsonst ist Würzburg ein Bischofssitz.

Jene Tiefthäler bieten dem Auge eine Fülle von Schönheiten; fast nie grotesk, häufig idyllisch, oft wahrhaft romantisch, besäet mit gewerbsamen Städten und Dörfern, mit einsamen Weilern und rauschenden Mühlen überall zugänglich und oben von dem Rande der Ebene, von der die Wände jäh abstürzen, leicht überschaulich sind sie reich an malerischen Effecten. Das Plateau bietet weniger Reiz und Frische dar. Die wenigen aufgesetzten Bergzüge, wie der fränkische Landrücken, welcher als Wasserscheide zwischen Rhein- und Donaugebiet sich zum Steigerwalde gegen Würzburg hinzieht, heben sich zu wenig heraus und sind zu wenig gegliedert, als daß sie pittoreske Mannichfaltigkeit zu geben vermöchten. Ohnehin ist der Keupersandstein mit seiner Neigung zu weicher und sanfter Abrundung für Scenen, wie der schroff zerklüftete Jurakalk der schwäbischen Alp sie bietet, durchaus ungeeignet.

Statt der majestätischen Schwarztanne oder der üppigen Buche hüpft gern die schlottrige Föhre über den Sandboden hin, bis sie auf den Wellen des eigentlichen

Digitized by Google

Hügellandes, des Spessart, des Steigerwaldes, des fränkischen Landrückens, der nürnberger Schweiz, oder in den bedeutendern Thalgängen der kräftigern Eiche, der schattigen Buche und der stämmigen Fichte wricht.

Auf der Nordseite des Mains bieten die Thäler der Rodach, Itz, Saale ꝛc. gar viel Schönes, doch ist die interessanteste Partie die sogenannte fränkische Schweiz im wiesent- oder streitberger Thale, mit seinen grotesken Felsmassen und seiner muggendorfer Höhle. Von den Geistern des Fichtelberges aber mögen Sie sich die alten Mährchen erzählen und die Gänge zeigen lassen, welche die Vorzeit nach Gold und Silber aufgeschlossen hat. So reich gegliedert und erfreulich ist übrigens das kahlere Fichtelgebirge nicht, wie der schwäbische Schwarzwald; der böotische Boden, die kahlen Gänge, die unnachbarliche Abgeschlossenheit sollten nicht den freien Gesang und die treuherzige Handthierung der stämmigen schwarzwälder Flößer und Uhrmacher beherbergen, sie sollten dem schwärmerischen Geiste eines K. Sand, eines J. Paul zur Wiege dienen. Der Schwarzwald streckt seine Tannen und seine Holländerflöße weit ins Schwabenland herein, der Ochsenkopf des Fichtelgebirges schaut düster und einsam in das heitere Leben zu seinen Füßen, das sich darum auch wenig um den alten Steinernen bekümmert.

Wenn Schwaben vom Granit bis zur Molasse innerhalb weniger Quadratmeilen fast alle Formationen in schönster Folge darbietet, so zerschlägt sich in Franken das Vorkommen derselben in eine ärmlichere Weise. Es hat Granit und Süßwasserkalk, es hat Letten-, selbst Spuren von Steinkohlen, aber es fehlt die Stetigkeit der Zwischenglieder, welche die ganze Reihe zu einem anschaulichen und überschaulichen Organismus verbände. Und was auch da ist, weicht an Masse, Mannichfaltigkeit, Regelmäßigkeit durchaus dem einförmigen Keupersandstein. Keuper ist selbst ein fränkisches Wort, mit dem die Arbeiter eben diesen bunten Sandstein bezeichnen, aus dem sie ihre Werk- und Mühlsteine gewinnen.

Sand und Ebene also, aber Hochebene mit Tiefthälern, und so doch noch festen Grund und Boden, doch noch Stein, und zwar einen recht geschmeidigen, arbeitsfähigen, doch noch Gebirg, und mit ihm Gliederung, Bestimmtheit, Halt, Gränze und Gestalt — das ist die Physiognomie des fränkischen Landes. Schwaben hat noch keine Ebene, im Norden Frankens, jenseit des deutschen Mittelgebirges, gibt es keine Berge mehr. Gleich hierin erkennen Sie wieder die Mittelstellung Frankens. Es ist gerundeter, flüchtiger, geebneter, gefälliger als Schwaben, concreter, geschlossener, plastischer, belebter als das niedere Land. Haide und Feld, Garten und Wald, Ebene und Hügel, Fläche und Thal, Sand und Grün bewegt sich in bunter Mannichfaltigkeit darüber her, und stellt selbst in seiner Gegensätzlichkeit ein harmonisches Gesammtbild dar.

Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit ist Grundcharakter des Landes. Sei die Ebene noch so groß, dort am Horizont ist sie von einer stattlichen Hügelreihe umzogen; sei sie noch so breit, überall durchfurcht sie ein tiefgeschnittenes Flußbett; scheint der Berg noch so isolirt, zu seinen Füßen gleitet eine grüne Ebene hinunter, und der lustige Main trägt wohlgemuth sein ganzes Reich in die freie Niederung hinab. Er durchschneidet das Land in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen, und bildet während seines vielgekrümmten, 80 Meilen langen Laufes, durch die nur 34 Meilen geraden Weges enthaltende Strecke, die reichsten und weitesten Fäden in sein Netz verschlingend, die lebendigste Mitte für das gesegnete Franken. Die vielen Krümmungen stauen das Wasser zum Vortheil der Schifffahrt — der Main trägt Schiffe von 2400 bis 3000 Centner Ladung, was dem raschern Neckar innerhalb Schwabens unmöglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die leipziger Bühne.]

Vom Inspicienten des leipziger Theaters, Hrn. Barthels, ist ein neues lithographirtes Blatt erschienen, das die Leistungen dieser Bühne im Laufe des vorigen Jahres zusammenstellt. Man kann daraus ersehen, was solche Institute zweiten Ranges in Deutschland durchschnittlich leisten und was nicht. Unter den 253 Vorstellungen finden wir 33 Opern und davon 4 neue von Lortzing, Adam, Thomas, 18 Trauerspiele und Dramen, darunter 2 zum ersten Male wie Andreas Hofer, aber kein neues, 30 Schauspiele und sogenannte Gemälde, davon 6 z. t. M. meist französische, 44 Lustspiele, davon 16 z. t. M. meist französische, 15 Possen und Zaubermährchen, davon 7 z. t. M. entweder französisch oder wienerisch. Die größte Anzahl von Aufführungen erlebte das „Haus der Temperamente," 12mal, die geringste Lear, Don Carlos, Clavigo, Käthchen, Maria Stuart, Leben ein Traum, Clavigo, Emilia Galotti u. a. classische Sachen, die sämmtlich nur ein Mal im Jahre sich schüchtern hervorwagten, meist auch nur bei Gelegenheit von Gastspielen, welche jedoch Hamlet, die Räuber, Wallenstein's Tod, Fiesko, den Kaufmann, Nathan, Tell und Faust zweimal veranlaßten. Raymund's Verschwender erlebten wir 5mal, den Vater der Debutantin 7mal. Von Opern hörten wir die Hugenotten 9mal im Jahre, dagegen nur einmal Don Juan, Fidelio, Vestalin, Figaro's Hochzeit, Entführung u. a. Bei-

Digitized by Google

linische Opern erlebten im Durchschnitt 2 oder 3 Darstellungen, Freischütz, Hans Heiling, Templer und Jüdin, Mehul's Jakob, Jessonda wurden 2mal gegeben, die Zauberflöte 4mal, Oberon 5mal. Hieraus ergibt sich, daß die ältere gute Oper doch mehrere Darstellungen erleben kann; das ältere classische Drama aber nicht, es wird nur Anstands halber gegeben und, wie gesagt, wenn ein fremdes Talent ihm neuen Reiz gibt. Ob aber einer Universitätsstadt für die akademische Jugend ein perennirendes classisches Drama nicht von Heil wäre, ist die schon oft aufgeworfene Frage, auf welche höheren Ortes bejaht werden muß. Die Oekonomie des Theaters kann sich diese Frage nicht stellen, sie hat sich zu ihrem Bestehen an das Nächste, an die vorüberrollende Gunst des Augenblicks zu halten. Eben so wenig kann man es den Theaterdirectionen verdenken, wenn sie die frivole komische pariser Oper mehr cultiviren als das ernste deutsche Drama, das nur Wenige noch spielen können, weil es nur Wenige sehen mögen, und nur Wenige sehen mögen, weil es nur Wenige noch zu spielen verstehen. Publicum und Kunst bringen sich immer wechselseitig und gleichzeitig herunter.

[Ferdinand David's Quartettmusik in Leipzig.]

Am 19. d. gab Concertmeister David nach langer Unterbrechung wieder eine Quartettunterhaltung. Haydn, Mozart, Beethoven sind hier an der Tagesordnung, Mendelssohn-Bartholdy und Onslow wechseln mitunter ab. Einen besondern Genuß gewährten das letzte Mal das Mozart'sche G-moll-Quintett mit dem geisterhaften Schwung der Phantasie und das A-dur-Quartett von Beethoven mit dem prachtvollen, gigantischen dritten Satz. Aus der Quartettmusik lernt man die geheimen Lieblingsideen der Componisten kennen, man genießt hier la crême de la musique. Es ist die Frage aufgeworfen, warum die Componisten selbst, wie es von mehrern Seiten bestätigt ist, auf ihre Quartettspiele vorzugsweise Werth legen; mir scheint dies aus dem angeführten Grunde begreiflich. — Hrn. David's meisterhaftes Violinspiel ist recht eigentlich dazu geeignet, uns in der stillern Gedankenwerkstatt jener Geister heimisch zu machen.

[Mr. W. Sternedale Bennett.]

Bennett spielte im 14. Gewandhausconcert zu Leipzig. Das Publicum hatte schon im vorigen Jahre seine musikalischen Leistungen liebgewonnen. Seine Compositionen neigen zum Theil nach jener Richtung der Naturemalerei hin, der auch Mendelssohn-Bartholdy früher in seinen Ouvertüren huldigte; das Geflüster, das Gekose der Naturgeister kommt hier wie in Mährchendichtungen zur Sprache. Diesmal spielte Bennett ein neues Concert für das Pianoforte, ein Allegro maestoso, eine wunderschöne, den zauberhaften Gondolierliedern Italiens abgelauschte oder nachempfundene Barcarole als Andante und ein Presto „agitato." Dem letzten Satze, vielleicht der ganzen Composition, fehlte die „Agitation;" als Elegiker ist der Componist sehr liebenswürdig. Nicht minder als Spieler; sein Spiel ist einfach, zart, aber weder physisch, noch geistig durch Kraft hinlänglich unterstützt, um es für Technik ersten Ranges gelten zu lassen. Nicht genug anzuerkennen ist, daß sich in Bennett, nach seinem Muster Mendelssohn-Bartholdy, ein Techniker entwickelt hat, bei dem das Spiel nicht um des Spieles, sondern um der Composition willen da ist. Wo wirklich tiefe Musik ist, wird sich das Verhältniß nie ganz umkehren.

[Clara Wieck.]

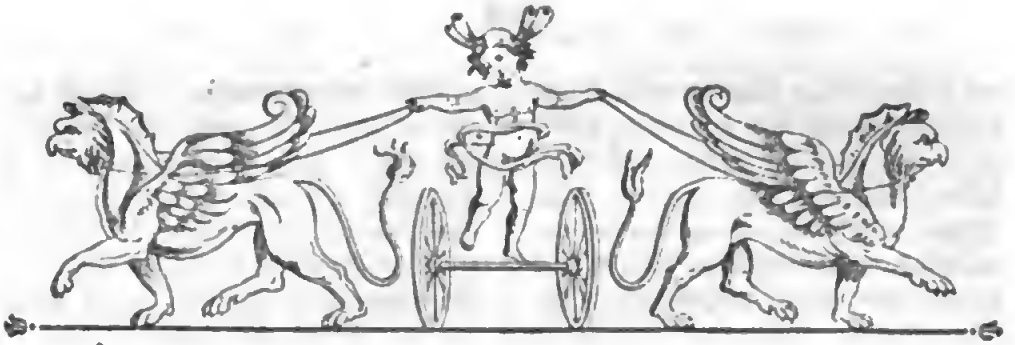
Clara Wieck gab am 16. d. in Nürnberg ein Concert; sie spielte eine Variation von Henselt, eine Phantasie von Thalberg, den Hexentanz, mehrere Etuden, Capricen, und wiederholte unter rauschendem Beifall die beliebte Henselt'sche Vögelein-Etude. Musik scheint die einzige Kunst, die in heutiger Zeit auf unumschränkte Hingebung zu rechnen hat. Wie sehr auch hier Parteien sich geltend machen, das wahrhafte Talent zündet hier am allgemeinsten, weil es im Moment den ganzen Menschen erfaßt, und kann im musikalischen Gebiet am sichersten auf einen unbestrittenen Triumphzug zählen. In der Literatur wäre es noch eben so möglich, wenn sich diese wieder der Bühne bemächtigen könnte. — Clara Wieck wird in Anspach, in Stuttgart, dann in Straßburg spielen. Paris ist das Ziel, wo sie erwartet wird. Es bedarf nicht des zufälligen Umstandes, daß Liszt und Thalberg dort nicht anwesend sind, sie würde auch neben diesen in Paris Sensation erregen.

[Die belgische Bank.]

In No. 139. der von E. P. Pons redigirten „Allgemeinen Zeitung des Geld-, Staatspapier-, Wechsel- und Actien-Wesens" (Leipzig, bei Günz) lesen wir nachträglich einen vortrefflichen Artikel über die Verhältnisse der belgischen Bank, welche der Verf. desselben schon sehr frühzeitig richtig übersahlickte. Der Verf. erklärt jene Bankverlegenheiten als ganz natürliche, aus der Besorgniß vor kriegerischer Bewegung entstandene. In dieser Besorgniß sucht jedermann plötzlich das Baare an sich zu ziehen; jede Bank ohne Ausnahme verausgabt mehr Noten, als sie baares Geld vorräthig hat; dem Uebelstande augenblicklicher Nichtzahlbarkeit kann die Regierung, die selbst zu ihren Rüstungen Geld braucht, nicht abhelfen; die alte Bank des Königs der Niederlande ergreift in patriotischer Erbitterung die schöne Gelegenheit, präsentirt so viel Banknoten, als sie aufzutreiben vermag, und entzieht der verhaßten Nebenbuhlerin noch mehr und absichtlich das baare Geld, und die Anstalt, die mit einem Capitale von 20 Mill. Franken in 20,000 Actien soviel Credit hatte, daß ihre auf 1000 Fr. gestellten Actien 1400 Fr. galten, muß, aus Mangel an flüssigem, klingendem Geldwerth, ihre Zahlungen einstweilen einstellen. Hier ist nichts Unsolides, nichts Betrügliches, nichts, was gegen Actenunternehmungen irgendwie einnehmen könnte. Es wird der bekannten „Frankfurter Obeepostamtszeitung" schwerlich gelungen sein, viel Leichtgläubige zu finden, die in jenem einfachen Ereigniß eine Warnung gegen Actenvereine sehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 19. — den 26. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

Hiedurch wie durch seine ebenen Straßen stellt sich Franken auf unendlich leichtere und ausgedehntere Weise als Schwaben mitten in den Weltverkehr und daher kein Wunder, daß die Berührung und Begegnung so mannichfach, Handel und Wandel so belebt sind. Eine Provinz ohne Fluß ist ein Körper ohne Adern. Und zwar ganz muß ein Fluß seinem Lande gehören von der Quelle bis zur Mündung, wenn er wahrhaft von Bedeutung sein soll. Dann ist er die eigentliche Bedingung der Produktionskraft, alles drängt sich in ihm zusammen, und gibt und nimmt aus ihm Leben um Leben. Das Wasser war schon den Alten Prinzip des Lebens. Wenn dagegen die Ströme nur hindurchrauschen, so mögen sie Lust, Freude, Genuß, Beweglichkeit, industrielles und soziales Leben in Fülle zurücklassen, am Ende bleibt den Anwohnern doch nur das Nachsehen übrig. Die lustigen Wellen eilen vorüber, „da ist nichts als der Winter, der geht, der Frühling, der kommt und die Langeweile, die bleibt..." Ich denke an Baden, Oesterreich, Baiern; ich vergleiche das genüßliche Oberschwaben, welchem die Donau alles tiefere, schöpferische Leben mitzunehmen scheint, mit dem Neckargebiete, in dessen Tiefe die Geister herniedersteigen und zu einem substanziellen Flusse geistigen Lebens sich vereinigen. Was für Schwaben der Neckar ist, das ist in größerem Maßstabe noch für Franken der Main.

Natürlich fassen die größeren Ebenen, durch welche die reicheren Flüsse sich verzweigen, größere Städte als die engen Thalbecken Schwabens, in ihnen schlägt das fränkische Leben den Heerd seiner nach außen gehenden Bestrebungen auf; die Hauptstädte Frankens liegen am Main, oder dessen bedeutenden Seitenflüssen; was wäre Stuttgart, wenn es am Neckar läge! Und was ist Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Frankfurt gegen Heilbronn, Ulm, Eßlingen oder Kanstadt? Damit ist der Patriarchalismus der Familie, der Monarchismus der Residenz, die ganze schwäbische Partikularität, für Franken mit der Wurzel abgeschnitten. Alles liegt bunter unter- und weiter auseinander, eine Abschließung in die eigene Traulichkeit und Heimlichkeit wird durch den nothwendig gesteigerten Wechselverkehr unmöglich, dagegen liegen darin die Bedingungen und Elemente der vielseitigsten Bildung.

Die größere Bewegtheit und Vielfältigkeit des fränkischen Daseins zeigt sich schon in der größern Mannichfaltigkeit der Ortsnamen. Wie dagegen in Schwaben die Geschlechtsnamen meist auf le, lin, len (Gmelin, Kölle, Scheuerlen) ausgehen, so endigt die Mehrzahl von Orten auf „ingen." Allein in der Umgegend Tübingens können Sie wohl über hundert solche Namen zählen (Reutlingen, Hechingen, Pfullingen, Eßlingen, Ehingen, Mössingen ꝛc.).

Auch das trägt zur Mannichfaltigkeit bei, daß die verschiedenen Confessionen viel bunter durch einander leben, während sich das katholische Oberland Schwabens von dem protestantischen Theile so streng abscheidet,

Digitized by Google

daß viele Hunderte sterben, ohne entweder einen Protestanten oder einen Katholiken auch nur gesehen zu haben.

Der Handel, zu dem Franken geschaffen ist, weist die errungenen Kräfte nach außen und zieht das Mangelnde herein. Daher eine Fülle von materiellen und ideellen Culturbedingungen, daher größere Wohlhabenheit, während in dem landbauenden Schwabenlande die Capitalien durch die unendliche Vertheilung des Bodens nur hier und da sich bedeutender ablagern. Wie sparsam wird daher in Schwaben mit dem Boden umgegangen! Während zwischen den großen fränkischen Ackerfeldern ansehnliche Raine, zwischen den schmalen Beeten breite Furchen gezogen sind, bestehen in Schwaben die Feldgüter meist in einem einzigen breiten Beete, ohne durch den luxuriösen Rain von dem Nachbar geschieden zu sein. Was sind die mächtigen Vorrathskammern, die großen Scheunen und Gebäude, die man selbst in weniger gesegneten Gegenden Frankens antrifft, gegen die meist engen, niedern und schmalen Häuschen schwäbischer Dörfer! Nirgends kann ein fränkischer Gau eine Uebervölkerung aufweisen, wie das schwäbische Remsthal und die Gegend der Albtraufe, wo keine größern Städte sind, und doch 15 bis 20,000 Einwohner auf die Quadratmeile kommen. Daher braucht Franken seine besten Kräfte, Menschen, nicht in fremde Länder und Welttheile auswandern zu lassen aus Mangel an Boden und Arbeit, im Gegentheil nimmt es fremde, namentlich auch schwäbische Colonien auf. Die Armuth findet in der ausgedehntern Industrie leichter Beschäftigung, und die Lebensmittel sind wohlfeiler und reicher zur Hand. Die schwäbischen Bauern sind selten, welche wir die fränkischen im Herbste ins Weinland fahren, um sich den Keller zu füllen; welche alljährlich das Fett ihrer Heerden der Bäuerin übergeben, um aus der gespickten Küche und dem vollen Keller sich einen vergnüglichen Winter zu bereiten. Welche Metzelsuppen werden da gehalten, wie hat der Pfarrer und Schulmeister einen so saftigen Theil daran! Weiß ich doch ein Städtchen, das alljährlich seinen Sauerkrautball hat, und außerdem noch ein öffentliches Metzelsuppenfest neben den häuslichen feiert. Und dann ihr edlen nürnberger Bratwürste! Du treffliches blaues Glöcklein, dessen sich kein Schwabe, und sei es selbst ein Prinz von Geblüte, schämt!....

Franken ist, wie schon bemerkt, nicht ohne Wein, doch ist er bei weitem seltener als in Schwaben. Wenn hier auch die ärmste Familie diesen Hausirunk sich wenigstens symbolisch durch einen wässerigen Obstmost zu entschädigen sucht — der etwaige Ertrag des Weinberges muß zu Geld gemacht werden — so gibt es in Franken Gegenden, deren Bewohner vielleicht in ihrem Leben keinen andern Wein sehen, als den im Abendmahlskelche. Das Obst wird nicht gemostet, sondern gedörrt zu einem erquicklichen Winterschmause, wie Sie sich aus dem anmuthigen Grübel'schen Gedichte erinnern, in welchem zwei alte Bauersleute ihre Särge zum voraus machen lassen, auf die Bühne des Hauses stellen und sie einstweilen mit dem gedörrten Segen des Herbstes füllen. Die Frau stirbt, man leert den einen Sarg für sie, aber der Knecht, der Schelm, weiß es so zu lenken, daß der Tischler Morgens in der Geschwindigkeit den falschen Sarg zunagelt, und so der Bauer, als er nach einigen Tagen „Hutzeln" zum Essen bestellt, zu tödtlichem Schrecken erfährt, wie man vorigen Sonntag statt seiner Bäuerin seinen Sarg voll Hutzeln begraben.

Der Wein also ist in Franken seltener und theurer, mit Recht fühlte der gute Schwabe, der mir unlängst so viel Schönes von Nürnberg zu sagen wußte, allein dadurch sich unglücklich, daß er sein Schöppchen Rothen — er sei kein Trinker, versicherte er — durch alle die theuern fremden Weine nicht erkaufen konnte. — Dafür braut und genießt man aller Orten ein gutes Bier, namentlich auch „weißes", das man in Schwaben gar nicht kennt. Hat doch selbst Ulm, wo nun das beste inländische Bier erzeugt wird, diesen Genuß erst seit kaum zwei Jahrzehnden von Baiern überkommen. Das Bier, dieses „flüssige Brot", gewährt auch dem Aermsten eine nahrhafte Erquickung um ein Billiges, daher wird in Franken im Durchschnitte viel weniger Branntwein getrunken, als in Schwaben, wo namentlich die geringere Classe an einem Kelche dieses narkotischen Giftes den versagten Genuß des Weines sich ersetzen muß.

Doch was charakteristischer ist, Franken baut selbst seinen Hopfen, und versieht von Hersbruck, Spalt, Altdorf aus halb Deutschland mit dem trefflichsten Gewächse. Dieses hat mit dem Weinstock gar Vieles gemein, und doch, wie verschieden sind beide. Dieser — stämmig, feurig, saftig, süßen Blutes, verlangt einen hitzigen, guten Boden und die zarteste Aufmerksamkeit von Gott und Menschen; der Hopfen, an langer Stange seine schmächtigen Reben hinaufrankend, unmalerischen und unpoetischen Anblicks, bittern, adstringirenden Geschmacks, bietet seine unscheinbaren, klebrigen Dolden einer nicht geringen Mühe und Arbeit als Ertrag eines magern, zähen, kalten Bodens. Und wenn der Wein, wie er süß und mundlich aus der Traube spritzt, ohne

Digitized by Google

weiteres Zuthun aus seinem Innern frei die Lebensgeister zu glühendem Feuer entzündet, bedarf es einer endlosen Reihe von Thätigkeiten, bis die Kunst, mit Wasser und Feuer verbündet, und nie ohne die Zufälle eines launischen Himmels scheidend und mischend, siedend und kühlend den Hopfen zu einem genießbaren Tranke verwendet. — Hieran mögen Sie den specifischen Unterschied fränkischen und schwäbischen Wesens erkennen. Hier die einfache Natur, dort die Kunst, hier die Gebundenheit an die Scholle, dort die freie Fertigkeit und Verständigkeit des Thuns, hier die Unmittelbarkeit des Arbeitens und Genießens, dort die vielseitigste Vermittlung.

Auch der übrige Feldbau ist in Franken ein mehr künstlicher, und besonders auf den Handel berechnet. Gemüse, Handelspflanzen verschiedener Art, viel Hanf, und vorzüglich Flachs, einige Theearten und Tabak sind Gegenstände der Cultur. Das einzige Bamberg verschickt jährlich über 300 Centner Sämereien aller Art; ein besonderer Culturzweig ist das Süßholz und der Meerrettig, der Gartenbau wird in jener Stadt von nahe an 400 Meistern gewerblich betrieben. Im Allgemeinen hat der humusreichere Boden Schwabens eine größere natürliche Fruchtbarkeit; zwar hat auch Franken in einzelnen Strichen, wie in Hohenlohe, im ansbacher Lande, im Tauber- und Maingrunde wahre Schmalzgruben, und versieht mit dem Fett seiner Heerden die weite Welt, wenn ich aber z. B. das überreiche Krautland der Filder, diesen fetten, schwarzen Lössboden mit den magern Sandfeldern Frankens vergleicht, so muß das Urtheil zu Gunsten Schwabens ausfallen. Aber was die Natur nicht thut, vermag die Kunst. Da ist das sogenannte Knobles-Land um Nürnberg — die sorgfältigste Pflege hat den sterilen Sand in den üppigsten Krautgarten umgewandelt, dem an Reichthum und Fülle des Ertrags nicht leicht ein schwäbischer Gau gleich kommt. Ich möchte wissen, wo die „Knobles-Bauern" Schwabens wären, welche im stattlichen Tuchrocke, die sammetne Weste mit engen Reihen großer silberner Knöpfe besetzt, zur Stadt fahren.

Dem Weinbau geht in Schwaben der Mais zur Seite, diese nahrhafte, für Mensch und Thier überaus nutzbare Frucht. Auch äußerlich sind die großen, gelben, schöngereihten, traubenförmigen Früchte ungemein lieblich und appetitlich, und bieten in langen Reihen an den Häusern zum Trocknen aufgehangen, einen freundlichen Anblick. Wenn aber erst der feste, schmackhafte, aus dem körnigen Mehl bereitete Brei recht geschmalzen auf dem Tische dampft!.... Leider habe ich selber noch nicht davon gekostet, und kann also nicht beurtheilen, mit welchem Rechte meine schwäbischen Freunde sich nichts Besseres und Kräftigeres denken können als dieses edle Gericht. — Dagegen vegetirt neben dem fränkischen Hopfen die gleich unpoetische, düstere, genußlose Tabaksstaude, deren häßliche Blätter an Schnüre gereiht die Häuser verunzieren, und nur nach langwieriger, vielgestaltiger Mühe, durch Aetzen und Beizen ihrer Schärfe etwas vergessen, um endlich der zerfressenen Zunge einen unnatürlichen, widrigen, giftigen Genuß zu bereiten.

Also auch hier wieder statt des unmittelbaren, unschuldigen natürlichen Wachsens und Genießens bereits die Raffinerie der Vermittlung, die künstliche Bildung in Production und Consumtion; wie wahr Dein Ausruf, Du guter Grübel, bei Gelegenheit des blinden Schweines, das von seinem Jungen sich führen ließ:

Dau mahnt mer, dói senn alli dumm;
Mee sieht doch oder deutlich droh,
Wói Alles raffinóiren koh!

Notizen.

[John Cockerill.]

Das 6. Heft des Brockhaus'schen Conversationslexikons der Gegenwart bringt einen interessanten Artikel über John Cockerill. Was die Familie Rothschild in der Finanz, ist die Familie Cockerill in der Industrie. Das Haus in der Judengasse zu Frankfurt, aus dem die großen Barone hervorgingen, die mit ihrem Gelde wichtigeren Einfluß auf das Geschick der Staaten und Völker errungen haben, als alle ritterlichen Barone mit dem Stahle ihrer Lanzen, ist nicht interessanter, nicht historisch wichtiger als Seraing, diese Welt im Kleinen, in der John Cockerill zuerst seine gigantischen Schöpfungen entwickelt und von wo er später nach den entferntesten Ländern Colonieen ausgeschickt hat. John Cockerill ist am 3. Aug. 1790 in dem gewerbreichen Städtchen Haslington in Lancastershire geboren. Sein Vater verließ bald nach seiner Geburt England und begab sich nach Verviers, wo er für einen Fabrikherren jene damals auf dem Continente noch unbekannten Spinnmaschinen verfertigte, welche der ganzen Fabrikation einen neuen Schwung gaben und deren Ausfuhr aus England deshalb verboten war. In Seraing, dem großen Centralsitz der Cockerill'schen Fabrikwerke bei Lüttich, sind über 2000 Menschen beschäftigt, werden wöchentlich 80 Tonnen Eisen verbraucht, wird in derselben Zeit ein Lohn von 70,000 Fr. ausgezahlt. Außer Seraing besitzt John Cockerill gegenwärtig noch in Lüttich eine Fabrik für feinere Maschinen, deren Arbeiterzahl nächstens von 500 auf das Doppelte gebracht werden soll, eine Baumwollen- und eine Flachsspinnerei mit neuerfundenen Maschinen, eine Kamm-

Digitized by Google

wollenspinnerei, eine Mousseline-Laine-Fabrik und eine Eisengießerei; bei Val-Benoit unweit Lüttich eine Dampfmahlmühle und eine Maschinenfabrik; in Jemappes eine Eisengießerei; in Val St. Lambert eine Glasfabrik; in Ardennes eine Papierfabrik mit drei Maschinen für Papier ohne Ende, eine Baumwollendruckerei und eine Fabrik von terre plastique; bei Namur eine Baumwollenspinnerei; bei Charleroi Hohöfen; in Spaa eine Krapfenfabrik und eine Baumwollenspinnerei; in Verviers eine Metallspindelfabrik für die verschiedenen Spinnmaschinen; bei Aachen eine Kammwollenspinnerei; in Stolberg bei Aachen Zinkgruben und eine Fabrik; in St. Denis eine Kammwollenspinnerei; in Decazeville eine Maschinenfabrik; in Bezeche eine Maschinenfabrik; in Spanien Eisenwerke; zu Cottbus in Preußen eine Tuchfabrik; in Polen eine Tuchfabrik; in Petersburg eine Maschinenfabrik und in Surinam auf seinen eignen Plantagen eine Maschinenfabrik. Außerdem beabsichtigt derselbe, in diesem Augenblick ein großes Etablissement in Stolberg bei Aachen anzulegen, das er zu einem zweiten Seraing erheben will und dessen Anlagekosten auf 1½ Mill. Thaler angeschlagen werden. Rechnet man dazu die vielen Kohlenwerke und Erzgruben, die er zur Versorgung seiner Anstalten betreibt, so läßt sich kaum ein Begriff von den Capitalien machen, die durch alle diese Unternehmungen in Betrieb gesetzt werden, und man muß den Geist bewundern, der im Stande ist, diesen über die ganze Erde verbreiteten Anstalten einen Impuls zu geben, der zu immer neuen Unternehmungen führt.

[Eine Silvesterbetrachtung in England.]

Ein englisches Blatt, der True Sun, gab dem scheidenden Jahre folgenden Abschiedsgruß: „In einem katholischen Lande müßte man das Meßglöcklein läuten und das Miserikordia anstimmen für die scheidende Seele des alten Jahres. Wir möchten gern freundlich Abschied nehmen von dem armen Kinde der Zeit, das zu seinen Brüdern hinübergeht in die große Fluth der Vergangenheit. Warum seine letzten Augenblicke stören? Gehe hin in Frieden! Nur eine Frage, ehe wir deinen Nachfolger begrüßen: Achtzehnhundertachtunddreißig, was hast du gethan für das Volk? Um wieviel hast du es besser gemacht? Was hast du beigetragen zur Sache der Reform, die des Volkes Sache ist? — Es hat das Volk wunderbar von dem loyalen Fieber geheilt, wovon es befallen wurde bei der Thronbesteigung einer jungen Königin in der Zeit seines Vorgängers. Ohne gegen Ihre Majestät geringschätzend zu sprechen und trotz der großen Raritätenschau der Krönung hat uns das alte Jahr gesagt, daß eine blühende Königin noch kein goldenes Zeitalter macht. Sie hätte in der That einen neuen Grundsatz aufbringen, Einfachheit statt Pomp, Sparsamkeit statt Vergeudung versuchen, durch ihren Schutz Glanz auf einheimische Kunst und volksthümliche Belustigungen werfen, das Verdienst in wissenschaftlicher Forschung oder nützlicher und heldenmüthiger Thätigkeit ehren und so, obgleich persönlich ohne die Macht, morsche Staatseinrichtungen neu zu beleben oder schlechte Gesetze zu verbessern, hätte sie den gesellschaftlichen Zustand neu mit Reiz, Leben und Schmuck begaben und dem Königthum eine neue Folie verleihen können. Aber sie hat den alten Plan des Pompes, der Hofetiquette und des Günstlingthums vorgezogen und wir klagen nicht über ihr unbezweifeltes Recht dazu, wir sagen nur, daß die alte Ehrfurcht für den Schimmer des Königthums nicht mehr stark genug ist, um sich auf ihn zu stützen. Wenn ein Lord (Brougham) der Welt in einem Briefe sagt, das Königthum liege in den letzten Zügen, so ist dies freilich nur ein einziger Lord, der dies behauptet, aber wir für unsern Theil behaupten, in einer Zeit zu leben, die alles, und also auch die Monarchie im Schmelztigel der Nützlichkeit prüft."

[Willkomm's „Seher des Todes."]

Willkomm hat einen eigenen Trieb, die kleinen Züge in der Mystik des Naturlebens zu belauschen. Man erinnert sich seines „Geisterfühlers", wo sich diese Richtung zu breit machte; aber auch im Drama „Erich" schilderte er, wenn mir recht ist, einen Geisterseher, der eine Art Heimchenfängerei treibt. Jetzt lesen wir im ersten Hefte des Freihafens 1839 eine Skizze von ihm: „Der Seher des Todes," wo sich dies eigenthümliche Element der Willkomm'schen Muse auch geltend macht. Die Skizze gehört in die Reihe seiner böhmisch-launigen Gränzbilder, und gibt eine Parallele zu der schottischen Sage vom „Zweiten Gesicht." Im Belauschen solcher geheimen Falten des Naturlebens zeigt Willkomm, wie gesagt, einen glücklichen Takt; die Beziehungen der Menschen zu einander zeichnet er weit weniger sicher, als den Rapport zwischen Seele und Natur. So hat er hier seinem liebenswürdigen Uhrmacher, der die Gabe, den Tod überall zu wittern, in sich cultivirt, einen profan orthodoxen Alltagsmenschen an die Seite gestellt, aus dessen Widerspruch weder eine erkleckliche Logik, noch die bezweckte poetische Wendung hervorgeht. Die Unterhaltung zwischen Beiden verwischt mehr das Thema, als daß uns die Gegensätze beider Naturen klar herausträten. Der Widerpart des Mystikers mußte ein radicaler Skeptiker sein, der durch die Wendung der Ereignisse plötzlich erschüttert, über seinen Zweifel an dem geheimen Ineinanderweben räthselhafter Einwirkungen zwischen Natur- und Seelenleben selbst irre wird. So hätte sich die Skizze dialektisch und poetisch gehoben und gelöst. Jedenfalls liest man sie aber mit vielem Interesse.

[Troxler.]

Troxler eifert in einem Artikel des Freihafens (denn von ihm sind die Berichte über Vorgänge und Zustände der Schweiz) kräftig gegen den starren und kleinlichen Cantonalismus, in welchen sich die Schweiz auflöst, er dringt auf Bundesreform und Herstellung der Eidgenossenschaft, welche die Zersplitterung tilgt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 1. — den 26. Januar 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Wie Herr Gutzkow über Preisherabsetzungen im Buchhandel faselt.

Karl Gutzkow, der vielseitige Schriftsteller, der das Unglück hat, in nichts etwas Rechtes zu wissen, was mir herzlich leid für ihn thut, der wahre, „Er mengt sich in Alles," der es darauf abgesehen hat: Parforce-Jagden in der Literatur zu halten, aber mit der Nase in der Luft über manchen Stein stolpert, hat in No. 195 des Telegraphen für Deutschland (ein Journal, das weit eher einen Gutzkowgraphen vorstellt als einen Telegraphen) einen Artikel „Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel" mitgetheilt, und fängt diesen damit an, daß er Folgendes erzählt:

„Der Buchhändler Hoff in Mannheim verlegte vor „einigen Jahren von dem talentvollen Schauspieler und gewand„ten Schriftsteller Jerrmann eine Streitschrift, die ihm durch „persönliche Begegnisse abgenöthigt wurde. Kürzlich erzürnten „sich aus Ursachen, die nicht hierher gehören, Verfasser und „Verleger, und der letzte rächte sich an jenem dadurch, daß „er die erwähnte Brochüre für 3 Kreuzer öffentlich ausbot „und bei zwei Exemplaren, die der Käufer nehmen wollte, „sogar für 2 Kreuzer."

Herr Gutzkow hat sehr unklug und täppisch gehandelt, diese literarische Anekdote, seinen Freund Jerrmann betreffend, den er zu einem talentvollen Schauspieler und gewandten Schriftsteller stempelt, mit zur Grundlage seiner Erörterungen über Preisherabsetzungen im Buchhandel zu machen, deren Verderblichkeit und Schädlichkeit jeder verständige Buchhändler und überhaupt Jedermann einsieht, denn er konnte wohl wissen, daß diese Anekdote dazu gar nicht paßt. Er hätte über diese wichtige Angelegenheit im Allgemeinen seine Meinung sagen können, ohne auf einzelne Personen, wie er es thut, respect. deren Verlagsfirmen und namentlich die meine, ein falsches Licht zu werfen, und sie bei dem Publikum und der Gelehrtenwelt verdächtigen zu wollen.

Obschon nun eigentlich Karl Gutzkow dies nicht zu thun im Stande ist, ich also dieser Rücksicht halber die Sache auf sich beruhen lassen könnte, so will ich doch, da sie einmal so zur Sprache gebracht ist und die betreffende Nummer des Telegraphen in Masse als Probeblatt ausgegeben wird, sie wenigstens ein Bischen aufklären, da ich bekanntlich nicht zu denjenigen Verlegern gehöre, die Bücher willkürlich herabsetzen und G. sich, um so an ihnen zu experimentiren, 100 andere passendere hätte heraussuchen können. Ich habe die berüchtigte Schrift:

Reue und Bekenntnisse

von

E. Jerrmann.

Ein Karnevals-Schreiben an den Ex-Compagnie-Chirurgen Dr. Rave in Cöln. brosch. 8 Gr.

die ich im Frühjahr 1836, als ich den Verfasser noch nicht hinlänglich kannte, das Unglück hatte zu verlegen, und in der Herr Gutzkow sicher darum den gewandten Schriftsteller erkannt hat, weil darin ein herzbrechendes Votum über das junge Deutschland vorkommt, nicht für den Buchhandel, sondern speciell nur für die Stadt Mannheim in der mannheimer Stadtpost im Preis herabgesetzt, und zwar nur für die Monate August und September d. J., auch nicht auf 3 Kreuzer das Exemplar, das wäre ja lumpig gewesen und hätte ausgesehen, als wollte ich noch viel daran verdienen, sondern hören Sie, Herr Gutzkow, auf Einen Kreuzer, bei 3 Expl. das 4te gratis, bei Partieen an Colporteure noch bedeutenden Rabbat. Es ist doch erstaunlich — nicht wahr — solchen Preis?! Die Auflage verkaufte sich auch bei ungeheurem Zudrang von Menschen in einer schönen Morgenstunde, und der Trödel hat mich sehr amüsirt.

Der liebenswürdige Verfasser der saubern Schrift hatte mich durch Quälereien, deren Mittheilung viel zu langweilig und umständlich wäre, die aber Jedermann erfahren kann, wenn er die mannheimer Stadtpost No. 31 beziehen will, nach endlich erschöpfter Langmuth, zu diesem Schritt gewaltsam getrieben und ich that ihn, um den Verfasser so wie Alles, was mich an ihn erinnern konnte, mit einem Schlage los zu werden. Uebrigens war besagte Schrift, welche ihrer Zeit nur für Cöln Interesse gehabt hatte und ein Conglomerat von schlechtem Styl und Schimpfereien enthält, längst Maculatur, und auch ihrem Inhalt nach nicht mehr als 1 Kreuzer werth, weshalb ich mir, sie ein-

Digitized by Google

mal losschlagend, nicht getraute, mehr dafür zu verlangen. Der ganze Vorfall ist also nur eine allerdings sonderbare literarische Farce, ein eigenthümlicher nur durch die Umstände bedingter Fall, der sonst mit den gegenwärtig leider so üblichen Preisherabsetzungen, die auch ich höchlich beklage, gar keine Aehnlichkeit hat, und bei Erörterungen über diese Frage gar nicht in Betracht kommen kann.

Herr Gutzkow meint nun, die Literatur müsse auf das Entschiedenste gegen ein solches Verfahren protestiren, ich habe mir an Herrn Jerrmann eine Injurie erlaubt ꝛc. Herr O. Wigand in Leipzig, der zwar auch ein Buch von Joel Jacoby auf 8 Gr. herabgesetzt, möchte noch eher zu entschuldigen, obgleich nicht zu rechtfertigen sein, da sein Verfahren gegen einen allgemein discreditirten Autor gerichtet gewesen, dessen Glück oder Unglück keine Theilnahme finde.

Das alles ist sehr komisch, lächerlich und falsch, denn weder ist Herr Gutzkow der Literateur, noch hat die Literatur etwas mit dem Jerrmann'schen Wisch gemein. Und was kümmert es Herrn Gutzkow oder das, was er die Literatur nennt, wenn ich nach dem Injurien-Retorsions-Recht Jemanden injuriire, der mich zuvor injuriirt hat. Haben nicht Herr Gutzkow schon Leute genug injuriirt, und haben sich Andere darum gekümmert? Was nun ferner den fabelten Unterschied zwischen Jerrmann und Joel Jacoby betrifft, so steht Letzterer, was das Talent betrifft, noch viele Klafter höher als der Erstere; seine politischen Meinungen und sonstigen Gesinnungen sind eine Sache für sich.

Das ganze Experiment ist ein falsch losgegangener Schuß, der nicht einmal knallt und dem Herrn Gutzkow höchstens die Nase verbrennt.

Uebrigens mag er nun über mich gutzkowgraphiren und die bei mir erscheinenden Bücher so schlecht recensiren und nach seiner Art herunter reißen, als er nur will, mich wird dies wenig rühren, ich werde darüber nur herzlich lachen, wie ich über den Pufferschuß lachte, und bin nebenbei mit vielen andern Leuten überzeugt, daß wenn man viele seiner Schriften auch auf den 6ten Theil des Preises herabsetzte, sie doch nicht gehen würden, trotz aller seiner Parforce-Jagden.

Mannheim im Decbr. 1838.

Buchhändler Heinrich Hoff.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte

von Dr. C. H. Ebermaier,

Kreis-Physicus in Düsseldorf.

Ir. Theil. Enth.: Einleitung, Fieber, Entzündungen, Exantheme. 634 S. in 8. Pr. 2 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift versucht, die gegenwärtige Richtung der Heilkunde durch das Gebiet der einzelnen Krankheiten, von dem Standpunkte eines praktischen Arztes aus, zu verfolgen und die höchste Achtung vor der Naturheilkraft mit consequenter Benutzung der allgemeinen Heilmethoden, der Diät und der äußeren Verhältnisse zu verbinden.

So eben erscheint:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft, 1839.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, Adalbert v. Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Prutz, Stephan Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm u. A.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Thlr.

Unter Mitwirkung der **berühmtesten Schriftsteller Deutschlands** begann der **Freihafen**. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an dieser höchst wichtigen literarischen Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor; die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig, kein Gebildeter wird es versäumen, **dem Freihafen** seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Rudolph Weigel's Kunstkatalog, 7te Abtheilung. Nebst einem Register über die 1 bis 7. Abtheilung. — Preis: 6 Ge.

Die Fortsetzung dieser Kunstkatalege erscheint hinfüro bei den Münchner Jahrbüchern für bildende Kunst.

Leipzig, den 2. Januar 1839.

Anstalt für Kunst und Literatur.

(R. Weigel.)

In allen namhaften Buchhandlungen ist zu haben:

Das Verzeichniss

einer

außerordentlichen reichhaltigen Sammlung

der

vorzüglichsten Romane, Novellen, Schauspiele u. s. w.

von A. Bronikowski, H. Clauren, C. W. Contessa, Fr. Fouqué, Th. Hell, W. Irving, Fr. Laun, W. A. Lindau, R. Roos, G. Schilling, St. Schütze, W. Scott, A. v. Teomlitz, Fr. v. d. Weide, C. Weisflog u. s. w, welche von jetzt an bis Ende dieses Jahres zur Einrichtung und Ergänzung von Leihbibliotheken, so wie zum Besten aller Freunde schöngeistiger Erzeugnisse, zu ungemein niedrigen Preisen durch alle namhafte Buchhandlungen von uns bezogen werden können.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden u. Leipzig.

Digitized by Google

Polytechnisches Centralblatt

4. Jahrg. f. 1838. No. 68—73, mit 51 Abbildungen.

Whitelaw's verbesserte Steuerung für Expansionsmaschinen. — Versuche über die Feuersicherheit der Dächer aus Dorn'scher und anderer Masse. — Ueber die Entdeckung der Verfälschung des Weizenmehls mit Kartoffelstärkmehl oder Mehl von Hülsenfrüchten, von Cavalié. — Preise englischer Spinnmaschinen für Flachs und Wolle. — Baumwollproduction der vereinigten Staaten. — William Harrold's Verbesserungen in der Papierfabrication. — Schmelzbare Pfropfen als Sicherung gegen Explosionen an Dampfkesseln. — Ueber das Sengen baumwollener Zeuge. — Fabrikmässige Darstellung der Schmierseife in Schweden und Russland. — Ueber einige Verbesserungen in der Eisenfrischerei, von Gueny-veau. — Ueber Vorbereitung des Kienrusses zu Darstellung der Druckschwärze, von Hergt. — Chronik der Eisenbahnen. — Jacob Perkin's patentirte Luftsaugmaschine und Gebläse. — W. Jones's Fahrmaschine. — Ueber boraxsäurehaltiges Bleiglas, für optische Zwecke, nach Faraday. — Ueber die Fabrication der Stearinkerzen. — Ueber den Gebrauch von Steinkohlen und Torf in Stubenöfen, von Degen. — Berliner Gasbeleuchtungsanstalt. — Ueber die Anwendung des Anthracits statt der Steinkohlen. — Ueber das Zerspringen der mit Dampf geheizten Lauterkessel in Runkelrübenzuckerfabriken. — Ueber das Bohnen der Fussböden. — Literarische Nachweisungen. — Lanel-Limeacey's Sicherheitstinte. — Dochte für Talglichte. — Moses Poole's mechanischer Jacquardstuhl. — Ch. Titton's und George Collier's Verbesserungen an den mechanischen Webstühlen. — George Cottam's patentirte Wagenräder für Eisenbahnen und gewöhnliche Strassen. — Robert Carton's patentirte Keilschraubenpresse. — W. Palmer's mechanischer Drucktisch für Papiertapeten. — J. C. Esche in Chemnitz über die elberfelder Brochirlade. — Chronik für Eisenbahnen. — Ueber Appretur baumwollener Zeuge im Allgemeinen und eine Streckmaschine insbesondere. — James Whitelaw's Schleifmaschine für eiserne Scheiben und Trommeln. — O. Autenrieth's in Ulm kleine Handluftpumpe mit doppelt wirkendem Cylinder. — S. Batchelder's verbesserte Aufschlagschütze. — John Melling's von Liverpool Verbesserungen an Dampfwagen und Dampfmaschinen. — Cooper's patentirte Eisenbahnconstruction. — C. A. Henschel über Constructionsverbesserung der Eisenbahnen. — Robert Wilson's in Edinburgh Verbesserungen am stehenden und am Handschraubstocke. — Chronik der Eisenbahnen. —

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 2. Januar 1839.

Leopold Voss.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Pet. Deleschamps: Vollständiges Handbuch der

Gravirkunst,

enthaltend gründliche Belehrungen über die Aetzwasser, die Aetzgründe, die Platten und die Gravirmaschinen. Für Kupfer- und Stahlstecher, Lithographen, Graveurs, Holz-, Schrift- und Stempelschneider ꝛc. Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen versehen von Dr. Christ. Heinr. Schmidt. Mit 8 Tafeln Abbildungen in Steindruck. 8.

Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

menschliche Stimme

und ihr Gebrauch

für

Sänger und Sängerinnen

dargestellt

von

Giacomo Bisozzi.

Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen.

12. 1838. brosch. 12 Gr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hermann, der Cheruskerheld,

Vernichter der römischen Legionen und Wiederhersteller der deutschen Freiheit. Erinnerung an seine Thaten bei Gelegenheit des ihm zu errichtenden Denkmals. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. geh. 8 Gr.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutschlands

jüngste

Literatur- und Culturepoche.

Charakteristiken

von

Hermann Marggraff.

ge. 12. brosch. 2. Rthlr.

Als ein sehr geschätztes Hausbuch ist zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fünfhundert

der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, — wie man einen schwachen Magen stärken kann, und dazu:

Hufeland's Haus- und Reise-Apotheke.

190 Seiten. broch. 15 Sgr. od. 54 Kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen, man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, und so kann man seinen leidenden Mitmenschen durch dieses Buch Hülfe oder mindestens guten Rath ertheilen.

Digitized by Google

Neue Musikalien

bei

Friedrich Kistner in Leipzig.

Bach, J. S. Concerto per il Cembalo con Accompagn. di 2 Violini, Viola, Violoncello e Violine. Nr. 1. Partitura. (Dmoll.) 2 Thlr.

Cherubini, L. Trois Quatuors p. Violon, arrangés p. Piano à quatre Mains par Fr. Mockwitz.
Nr. 1 in Es. 1 Thlr. 16 Gr. Nr. 2 in C. 1 Thlr. 18 Gr. Nr. 3 in Dmoll. 1 Thlr. 16 Gr.

David, F. Op. 4. Concertino pour Trombone de Basse avec Orchestre. (Es.) 2 Thlr. 4. Gr.
— Op. 4. Duo pour Piano et Violoncelle arrangé du Concertino. (D.) 20 Gr.

Genischta, J. Op. 8. Deux Pièces détachées pour Piano. (Cmoll. A.) 16 Gr.
— Op. 9. Sonate pour Piano. (Fmoll.) 20 Gr.

Gesänge, auserwählte, der Loge „Minerva zu den Drei Palmen" in Leipzig, mit Begleitung des Pianoforte. Heft 1, 2 à 22 Gr., brochirt à 1 Thlr.

Leonhard, J. E. Op. 4. Sechs Gesänge für eine Baritonund drei Bass-Stimmen. Partitur und Stimmeo. 1 Thlr. 6 Gr.

Moscheles, J. Op. 70. Studien für das Pianoforte zur höhern Vollendung bereits ausgebildeter Clavierspieler, bestehend aus 24 charakteristischen Tonstücken in den verschiedenen Dur- und Moll-Tonarten, mit beigefügtem Fingersatz und erklärenden Bemerkungen über dem Zweck und Vortrag derselbea (F. D. Weber gewidmet). Neue vom Verfässer varbesserte Ausgabe. Heft 1. 2 Thlr. 8 Gr. Heft 2. 2 Thlr.

Mozart, W. A. Sechs grosse Sinfonien für das Pianoforte zu vier Händen eingerichtet von Carl Czerny.
Nr. 1 in Es. 1 Thlr. 8 Gr. Nr. 2 (Jupiter) in C. 1 Thlr. 16 Gr. Nr. 3 in Gmoll. 1 Thlr. 8 Gr. Nr. 4. in D. 1 Thlr. 8 Gr. Nr. 5 in C. 1 Thlr. 8 Gr. Nr. 6 in D. 1 Thlr.

Onslow, G., Op. 57. Quintetto Nr. 22 p. Violon, arrangé pour Pianoà quatre Mains par Fr. Mockwitz. (Es.) 1 Thl. 16 Gr.
— Guise oder die Stände von Blois (Guise ou les Etats de Blois). Lyrisches Drama in 3 Aufzügen von Pinnard und von St. Georges, deutsche Uebersetzung von O. L. B. Wolff. Clavierauszug.
Nr. 1a. Romanze (Guise): Ich harre dein (J'attends ici). 4 Gr.
Nr. 1s. Lied (Larchand): Es hat so Jeder (Chacun son goût). 6 Gr.
Nr. 3. Quintett (die Marquise, Guise, der König, Pericart und Larchant): Kommen Sie, Frau Marquise (Venez, belle Marquise). 16 Gr.
Nr. 4. Duett (Paulette und Pericart): Ei lass du mich nur (Eh! laisse-moi donc). 12 Gr.
Nr. 5. Virelay (die Marquise und Guise): Dort am Rande des Flusses (Le long de la rivière). 8 Gr.
Nr. 6. Arie (der König): Doch wenn er hier zugegen (Ah! du moins en présence). 8 Gr.
Nr. 7. Canzonette (Paulette): Als der König naht' (Quand le roi passa). 4 Gr.
Nr. 8. Duett (die Marquise und Guise): Freundlicher Aufenthalt (Quel paisible séjour)! 8 Gr.
Nr. 9. Grosse Arie (Guise) Ich höre schon die Kriegsdrommete (J'entends déjà la marche triomphale). 8 Gr.
Nr. 10. Terzett (die Marquise, Paulette und Pericart): Lass mich demüthig beten (Ah faisons ma prière). 12 Gr.
(Der vollständige Clavier-Auszug und andere Arrangements sind bereits in Arbeit.)

Onslow, G. Ouvertare da l'Opéra: Guise ou les Etats de Blois, à grand Orchestre. (H.) 2 Thlr. 8 Gr.
Duplir-Stimmen hierzu à Bogen 4 Gr.
Partitur hierzu, in sauberer Abschrift.
— La même Ouvertare arrangée pour Piano par H. Potier. (H.) 12 Gr.
— La même Ouverture arrangée pour Piano avec Flûte ou Violon (ad libitum) par H. Potier. (H) 14 Gr.
— La même Ouverture arrangée pour Piano à quatre mains, par. Fr. Mockwitz (H.) 14 Gr.

Panofka, H. Op. 15. Duo concertant pour Piano et Violon sur des Motifs de l'Opéra: „Guise" de G. Onslow. (A.) 20 Gr.

Neues Werk in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht? Geschichte der Wasser-Heilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers, Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen nebst ihrer zweckdienlichsten Behandlung. Als zweckmäßiges Hülfs- und Hausbuch für alle Stände nach den besten und neuesten Quellen und nach eigner mehrjähriger Erfahrung von Dr. K. A. Koch, prakt. Arzte. Nebst systemat. Inhaltsverzeichniß und alphab. Register. 20 Bog. gr. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Hiermit überliefern wir dem Publikum die Frucht jahrelangen Studiums, sorgfältigen Sonderns und eigner Beobachtung. Belehrt wird der Laie über die Symptome der Krankheiten und darüber, wo ein nichtskostendes und doch so köstliches Mittel zuverlässig, das oft allein die Gesundheit wieder herstellt, noch mehr aber sie erhält.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bastenaire Daudenart:

Die Kunst,

das ächte Porzellan zu fabriciren,

die Porzellanmalerei und die Porzellanvergoldung. Aus dem Französischen und mit Zusätzen vermehrt von Dr. Chr. Heinr. Schmidt. 2 Bände. (Nebst erläuternden Lithographien.) 8. 1 Thlr. 12. Gr.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 20. — den 28. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe.

Am 9. October 1835 sollten im Hafen von Danzig die von Kalisch zurückkehrenden Landtruppen nach Rußland eingeschifft werden. Eine Flotte von zweiundzwanzig Kriegsfahrzeugen lag vor Anker, dieses Geschäft zu vollziehen. Ich selbst hatte mich noch nie am Bord einer dieser schwimmenden Festungen befunden. Das Anerbieten meines Freundes, des preußischen Ingenieur-Offiziers F., in Begleitung mehrerer anderer Offiziere seines Corps, auf einer zwölfruderigen Schaluppe hinauszufahren, kam mir deshalb sehr gelegen, und ich ergriff die mir sich bietende Gelegenheit mit wahrem Eifer. Am obenerwähnten Tage holte mich F. früh Morgens um 7 Uhr ab, und versprach meiner jungen Frau, die sich erst wenige Tage in der fremden Stadt und noch obenein in den Flitterwochen befand, mich spätestens um zwei Uhr Nachmittags wieder wohlbehalten abzuliefern, — was eben so leichtsinnig als wetterarrogant von ihm war. Es ist schon nicht leicht, den Frauen alles, was man ihnen versprechen und betheuern muß, auf festem Lande zu halten, und man wird gleich sehen, wie viel schwerer, ja unmöglich dies auf dem offenen Meere wird, wo man, ganz unzurechnungsfähig, von Wind und Wetter abhängt. Es war ein klarer und kalter Herbstmorgen, Feld und Bäume waren mit einem weißen Reife bedeckt, als wir hinausgingen ans Ufer der Weichsel, wo die Schaluppe, mit zwölf kräftigen Pionieren bemannt, unser wartete. Die Gesellschaft bestand Anfangs aus drei Capitainen vom Corps de Genie, meinem Freunde und einigen jüngern Offieieren von demselben Corps, einem Feldpredlger, einem Juristen aus Pillau und mir. Wir stiegen ein, zwölf Ruder starrten erwartungsvoll in die Höhe, F., der das Steuer führte, gab mit der Schiffspfeife das Signal ..... die Ruder sanken ins Wasser, und so fuhren wir die Weichsel hinnnter nach dem Hafen. Die halbe Bevölkerung Danzigs war auf den Beinen, um diesem großartigen Embarquement zuzuschauen. Draußen bei den Molen, am Strande, fanden wir bereits das ganze russische Armeecorps versammelt; der General Islenieff leitete das schwierige Geschäft, wobei ihn der preußische Generallieutenant von Natzmer unterstützte. Die Soldaten waren, so viel ich bemerkte, gegen Wind und Wetter sehr gut verwahrt, und munter und guter Dinge, denn an Branntwein fehlte es nicht, und tüchtige Präservative gegen die Seekrankheit waren natürlich erlaubt. Das Embarquiren hatte bereits begonnen und geschah auf folgende Weise. Drei bis vier sogenannte Bordinge (große, geräumige Fahrzeuge, ohne alle Takellage) wurden voll Militair gepackt, an einander gekettet, ein Dampfboot vorgespannt — und nun ging's hinaus nach den Schiffen, von denen einige mehrere Seemeilen entfernt lagen. Eine Eisenbahnfahrt gibt das richtigste Bild von diesem Manöver, wozu man sich zweier großen russischen, und eines eigens engagirten lübecker Dampfbootes bediente, das beiläufig die andern an Schnelligkeit übertraf.

Digitized by Google

Mittlerweile hatte sich ein sehr schaefer Wind erhoben, der vom Lande in die See wehte. Unsere Schaluppe hatte Ballast eingenommen und lag segelfertig an den Molen, wo es von Schaluppen, kleinen und größern Fahrzeugen aller Art wimmelte. Da wir nun befürchteten, auf einem Schiffe, das bereits seine Ladung Landsoldaten voll hätte, störende Gäste zu sein, so hielten wir es fürs Beste, keine Zeit weiter zu veelieeen, sondern in See zu gehen. Drei oder vier von der Gesellschaft, die mit Fernröheen hinaus nach den gefährlich tanzenden Bordingen gesehen hatten, wollten nun aber nicht weiter von der Partie sein, schützten Zahnweh und dergleichen vor, und blieben zurück. Sie bewunderten meinen Muth, den sie für einen echten Berliner hielten. Ich ließ mir diese Bewunderung gefallen, und verschwieg, daß ich, aus einer Hafenstadt gebürtig, als Knabe oft genug bei tolleeem Wetter in See gestochen, und daß vier Jahee voll berliner Staub und Weißbier noch nicht im Stande wären, einen herzhaften Musikanten zur furchtsamen Landratte zu machen. Die Takellage wae klar gemacht, die Segel aufgebraßt, F. gab das Signal — und wir flogen die Molen hinunter, auf deren äußerster Spitze der Generallleutenant von Ratzmer stand und den Vorbeifliegenden feeundlich nachdrohte.

Wir waren kaum in der offenen See, als wir die Segel reffen mußten, da der Wind viel heftiger war, als wir Anfangs geglaubt. Wie ein Pfeil schoß die Schaluppe dahin. Ha! welch ein Leben! welch eine Feische des Daseins auf diesem wundervollen Element, wo alles so rein und geoß und urkräftig ist. Ich hätte mich gleich über Boed stürzen mögen, wenn ich nicht an einigen nassen Ohrfeigen, die uns die Wellen bei einer halben Wendung versetzten, gemerkt hätte, daß das Wasser verzweifelt kalt, und daß mein Flausrock und meine rothwollene Matrosenkappe äußeest gemüthliche Kleidungsstücke wären. Unsere Absicht war, bei dem Admiralschiff „la belle Champenoise" anzulegen, einmal, weil es in jedem Bezuge das erste und voenehmste Schiff der Flotte war, und dann auch, weil wir glaubten, daß es wahrscheinlich gar keine Landtruppen aufnehmen würde, wenigstens im Veelaufe des Voemittags nicht. Wir befanden uns vielleicht noch zweihundert Wellenschläge von dem schönen Schiffe, und unsere, Matrosendienst versehenden Pioniere, von denen einige seekrank geworden, trieben alleelei Tollheiten und Neckereien mit einander im Boedertheile der Schaluppe. F. gab das Signal, die Segel einzuziehen. Wir hatten schlechte Manneszucht, und es waed überhört; auf ein zweites Zeichen und lauten Zuruf eines unserer Capitaine geschah es, — aber zu spät. Die Schaluppe hatte noch so scharfe Fahrt, daß sie mit dem Bugspriet hart auf Steuerbordsseite des Linienschiffes auflief, Bugspriet und Gaglione zersplitteten und leck wurden. In solchem Schreck und Wirrwarr thut kein Mensch das Rechte, man vergaß, sich mit dem Bootshaken an der Schiffswand anzuklammeen — die äußern Steickleiteen und Treppen waeen eingezogen — und im Nu waren wir von dem immer heftiger werdenden hohen Seegang hinter den Spiegel des Schiffes getrieben. Nun wollten unsere Pioniere wieder gut machen, was sie verboeben; mit größter Schnelligkeit und seemännischem Aplomb legten sie die Ruder aus und arbeiteten mit verzweifelter Anstrengung, um die kleine Distance, die wir vom Schiffe abgetrieben waren, wieder zu gewinnen, aber — vergeblich. Nun warf man uns auch vom Bord der la belle Champenoise Taue zu, aber sie waren eben so wenig zu erreichen, wie die verlorene Steuerbordseite. Wir trieben immer mehr ab, die Schaluppe zog durch den erhaltenen Leck bedenklich Wasser, und als auf dem Spiegel das Admiralschiff, das auf unsere keuchende Schaluppe mit wahrhaft erhabener Ruhe herabschaute, der Vice-Admiral Heer v. Ricort selbst erschien, und uns durch ein Speachrohr bedeuten ließ, unsere Leute nicht vergeblich anzustrengen, sondern nach der nächsten Fregatte „Alexander Newski" zu halten, so wandten wir die Schaluppe, braßten das Großsegel auf und suchten das bezeichnete Schiff zu gewinnen, das vielleicht 4000 Scheitte entfernt lag. Diesmal gelang es uns besser, wie legten gut bei, vom Boed der Fregatte wurden uns Taue zugeworfen, die Schaluppe befestigt, und nun ging's ans Aussteigen. Das war aber gar nicht so leicht, denn man konnte die aushängende Strickleiter nur erreichen, wenn die Schaluppe durch eine Welle in die Höhe gehoben ward. In solchem Momente mußte man, auf dem äußersten Bord des Boots stehend, mit ausgestreckten Armen die letzte Sprosse der Strickleiter zu packen suchen, — dann senkte sich die Schaluppe, — man hing einen Augenblick zwischen Himmel und Wasser, — mit der nächsten Welle bekam man von dem Nachfolger einen hülfreichen Stoß unter die Beine, mußte geschickt eines davon in die Leiter bringen, um dann auf der Bogenfläche der glatten Schiffswand hinaufzuklimmen. Diese gefäheliche Asceusion dauerte, ehe alles auf dem Deck der Fregatte stand, über eine halbe Stunde. Nur wenige waeen so feematt, daß sie mit einem Gurt um den Leib durch einen Flaschenzug aufgehißt werden mußten, was den Russen viel

Digitized by Google

Vergnügen zu machen schien. Ich für meinen Theil war durchaus wohl geblieben, wahrscheinlich, weil ich nichts als den Morgenkaffee, und einige Gläser Madeira auf der Schaluppe, aber ohne das Geringste zu essen, zu mir genommen hatte. Es war 11 Uhr, als wir alle am Bord des „Alexander Newski" waren, und ich fühlte nun den quälendsten Hunger, dessen ich mich je erinnere. Als daher der Commandant des Schiffes erschien, und uns durch einen Dolmetscher fragen ließ, was wir am Bord wollten, sagte ich ohne Weiteres: „Essen!" Die Herren Offiziere waren zwar mit um- und umgekehrtem Magen artig genug, mein „Essen" in ein bloßes „Schiffansehen" zu redressiren, aber Herr Michail Andriewitsch — so hieß der Ehrenmann — sagte lakonisch durch den Dolmetscher: „nachher!" — nämlich erst „essen", und dann „das Schiff ansehen." Wir wurden in die große Officiercajüte im zweiten Raume geführt, und man trug sofort eine außerordentlich gute kalte Küche auf, nebst mehrern Flaschen Madeira und Portwein, Porter und Arrac. Der Wein ward aus Biergläsern getrunken, wie dies auf allen Schiffen üblich. Ich für meine Person richtete eine beispiellose Verwüstung unter dem hamburger Rauchfleische und dem westphälischen Schinken an, wobei ich denn auch dem Portwein und Porter so gut zusprach, daß Herr Michail Andriewitsch seine Freude daran hatte und mir auf die Schulter klopfend auf Russisch etwas sagte, was wahrscheinlich: „ich wünsche wohl zu bekommen!" oder so etwas Aehnliches heißen mochte; ich antwortete mit vollem Munde: „yes, Sir!" worüber er in ein schallendes Gelächter ausbrach. Diese beiden Worte waren, wie ich später erfuhr, das einzige Englisch, was der Commandant der Fregatte Alexander Newski verstand, er mußte daher wohl auf Russisch etwas Anderes zu mir gesagt haben. Wenn die schöne neue Fregatte mit ihren 80 Kanonen nicht eine sehr verständliche Marinesprache gesprochen hätte, so würde ich mich wirklich mit meinen Gesellschaftern gewundert haben, daß ihr Commandant weder Deutsch noch Französisch, noch das auf dem Meere sehr übliche Englisch sprach, und daß fast alle Offiziere und Cadetten des Schiffes bis auf einen jungen Lieutenant, der Französisch, und einen jüdischen Marinesoldaten, nämlich den Dolmetsch, der gut Deutsch verstand, ebenfalls nur Russisch sprachen. Nachdem wir gefrühstückt, führte uns der Commandant selbst in Begleitung des jüdischen Dolmetsch durch das ganze Schiff. Es würde zu weit führen, alles Einzelne beschreiben zu wollen, und ich werde mich nur auf das beschränken, was an einem russischen Schiffe charakteristisch sein mag. Vor allem ist der Lärm und Tumult merkwürdig, der in allen Theilen des Schiffes herrscht, und den man bei der furchtbar strengen Manneszucht gar nicht erwarten sollte. Auf englischen Schiffen ist es todtenstill. Dann, daß die Matrosen hinsichtlich ihrer Tüchtigkeit gar keinen Vergleich mit denen der dänischen, englischen und französischen Marine aushalten, am wenigsten mit der dänischen, welche die besten Seeleute der Welt bildet. Man schickt nämlich diejenigen Rekruten in Rußland, die zum Landdienste zu klein und schwächlich befunden werden, auf die Marine, wo denn diese Menschen, die aus dem innern Rußland kommen und in ihrem Leben kein Schiff gesehen haben, in Zeit von drei Jahren den schweren Seedienst erlernen müssen. Hierbei ist zu bemerken, daß die eigentlichen Marinesoldaten gar nicht in die Matrosendienste eingeweiht werden, was namentlich auf der englischen Marine der Fall ist, die alle ihre Mannschaft für die Kriegsschifffahrt von den Kohlen- und Kauffahrteischiffen bezieht, wo sie von Kindesbeinen an das Seewesen praktisch kennen lernen und liebgewinnen. Reinlichkeit und Ordnung herrscht übrigens dennoch auf den russischen Schiffen bis zum äußersten Grade.

Wir befanden uns, glaube ich, im zweiten Deck (die Fregatte war natürlich ein Dreidecker), als der Commandant befahl, eine etwa vier Fuß hoch vom Boden befindliche Wandthür aufzuschließen. Er fuhr mit einem Stocke und einem Zuruf hinein, wie man etwa in einer Menagerie eine wilde Bestie aufschreckt, und ich trat wirklich einige Schritte zurück, da ich glaubte, es würde sich mindestens ein Eisbär emporrecken. Statt dessen ward ein krankes, jammervolles Menschengesicht bemerkbar. Diese Reihe von Wandspinden bildete nämlich das Schiffslazareth. Es wurden noch einige aufgeschlossen, die Kranken mußten sich präsentiren, es wurde uns die Krankheit genannt, die Thür wieder zugeschlossen und der Schlüssel abgezogen. Dies letztere fiel mir auf, und ich erkundigte mich, in wessen Händen sich die Schlüssel zu diesen schrecklichen Behältern befänden.

„Die behält der Commandant und der Doctor."

„Wenn nun aber ein Kranker etwas verlangt?"

„Muß er warten, bis Stunde kommt, wo Doctor nachsieht alle."

„Wenn nun aber einer stirbt, ehe die Stunde und der Doctor kommt?"

„Is das recht gut — wird gleich über Bord gebracht, und kommt gleich anderer in sein Stell, der noch im Raum krank liegt, weil zu wenig Platz ist für Lazareth."

Digitized by Google

Dies war mein Gespräch mit dem Dolmetsch. Man denke sich nun die Kranken in einem Behälter, so lang und breit wie ein gewöhnliches Bett, und so hoch, um gerade aufrecht darin sitzen zu können, hermetisch verschlossen! (D. F. f.)

Die Correspondenten der Augsb. Allgem. Zeitung.

Im zweiten Hefte der „Studien und Kritiken der deutschen Jouenalistik", welche man den Herren Beurmann und Dingelstedt zuschreibt (Hanau bei König), finden wir die Correspondenten der A. A. Z. demaskirt. Wir theilen auszugsweise das Resumé der scharfsinnigen Beobachtungen mit. „Die mit dem Zeichen †† versehenen Correspondenzen aus Paris, London, Preußen, Turin, vom Main u. s. w verdienen hauptsächlich wegen der feinen Weise, mit welcher sich Oesterreich in die deutsche Jouenalistik mischt, Beachtung. Der Correspondent dieses Zeichens ist nämlich, mit wenigen Ausnahmen, die leicht zu erkennen sind, derselbe. Wir werden ihn nicht in der Gegend zu suchen haben, die zufällig an der Spitze des Berichts steht, wohl aber stets in dem österreichischen Interesse, das hier freilich nur schwach und gleichsam in Nebel gehüllt zur Anschauung kommt, das aber von einem scharfen Auge selbst ohne diplomatisches Fernrohr leicht wahrgenommen werden kann. Dieser Correspondent zeichnet sich duech seine Umsicht und die geschickte Operationsweise auf jedem Terrain vortrefflich aus, und da er — wie gesagt — das österreichische Interesse nur im Hintergrunde entfaltet, im Vordergeunde aber lediglich conservative Tendenzen anbringt, so mag man diesen Berichterstatter als den treuesten Maßstab der österreichischen Politik betrachten. Wer möchte es nämlich bestreiten, daß Oesterreich keine isolirte Politik befolgt, sondeen erst im Nothfalle, wenn es gezwungen wird, also vertheidigungsweise nur, seine speciellen Interessen berücksichtigt. Ruhe und Friede ist der Beweggrund österreichischer Politik; um diesen Preis wird man freilich nicht zu Aufopferungen bereit sein, aber man wird sich auch nie zu Wagnissen verstehen, die diese Tendenz gefährden könnten. Wenn man somit von Correspondenzen im österreichischen Interesse spricht, so liegt es eben in diesem Interesse, daß darunter in keiner Weise eine scharfe und abgesonderte Richtung verstanden wird, sondern eine milde und allmälige Annäherung an jenes System, eine unmerkliche Ideenverbindung zwischen der allgemeinen Politik und der besondern Oesterreichs. Kuez, jener Berichterstatter scheint beauftragt, allen Vorfällen und Ereignissen, die auf der Oberfläche des Tages auftauchen, zu folgen, dieselben, wo es genügt, vom conservativen Gesichtspunete überhaupt zu betrachten, wo es aber nicht genügt, Fingerzeige zu geben, wie Alles, ohne Oesterreich in Vereigenheit zu dringen, in dem ebenen Gleise des Bestehenden zu erhalten oder dorthin zurückzuleiten sei" u. s. w. „Gewiß, dieser Correspondent ist sehr gut unterrichtet und seine Manier ist so fein und gleichgültig, daß man kaum eine Absicht durchschimmern sieht. Wenn man der Meinung wäre, der Legationsrath Pfeilschifter schriebe diese Correspondenzen, so müßte man sich doch zuvor über die Beweggründe solcher Ansicht Rechenschaft geben; denn Herr Pfeilschifter hat wenigstens in früherer Zeit seine Partei viel zu absichtlich und schroff vertreten, als daß man ihm eine so ruhige Betrachtung der Dinge zutrauen könnte."

Der Mann in Paris mit dem Venuszeichen ♀ ist allgemein bekannt als der Baron v. Eckstein, ein politischer Schriftsteller, den bereits Ludwig XVIII. den „besten Administrateur bei vieler Phantasie" nannte. „Obwohl ein getaufter Jude," sagt Beurmann von ihm, „ist das hierarchische Moment doch in seiner Corr. scharf genug ausgedrückt; aber Herr v. Eckstein schreibt in Glacéhandschuhen Grundsätze der Haller'schen Doctrin in die A. Z. und in modernem Styl; er greift die Verfassungen, ja die Republiken im Allgemeinen nicht an, aber er macht sie in den besondern Fällen lächerlich und verächtlich; er verwirft nicht den Geist der Zeit, aber wohl die Thatsachen, die derselbe hervorruft. Somit gewährt Herr v. Eckstein seiner Partei den Nutzen, daß er nie mit der öffentlichen Meinung in Conflict geräth, obwohl er sie doch fortwährend bekämpft. In einer solchen Operationsweise müssen ihm allerdings die französischen Zustände sehr dienlich sein. Die Juliusrevolution ist hier so ganz und gar von den Persönlichkeiten verdrängt worden, die aus ihr hervorgingen, daß man die Hauptsache, ich meine die Sache, sehr wohl übergehen kann, und sich nur an jene zu halten braucht, um diese zu verdächtigen. Mit einem Worte, Herr v. Eckstein schlägt den Liberalismus mit den Personen, die ihn vertreten, er erkennt das System an, aber er schneidet alle Fäden ab, die dieses System in das Leben gesponnen hat." Schließlich widerlegt Beurmann die Behauptung, Eckstein stehe in unmittelbarem Mandatsverhältniß zu einem Cabinett, er sei zu sehr Phantast, um sich die Hände binden zu lassen, aber auch viel zu sehr Welt- und Lebemann, um nur aus Princip jene vortrefflichen Berichte zu schreiben. Die fortwährende Persiflage des Bürgerkönigthums bringe ihm jedenfalls von einer Seite her Dank; von Herrn v. Cotta erhält er ein monatliches fixes Honorar von 600 Franes.

(Der Beschluß folgt.)

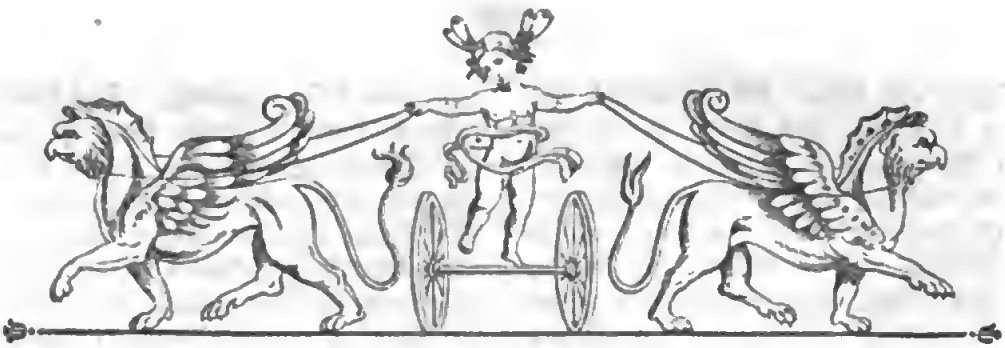
Notiz.

[H. Fortoul über München.]

In den ersten beiden Heften der Revue de Paris von diesem Jahre lasen wir interessante Briefe über München von Fortoul, demselben noch sehr jungen und unbekannten Autor, der über die Krönungsfeierlichkeiten der Königin Victoria berichtete. Seine Feder ist noch sehr neu, die ivresse de coeur, von der sein Styl überströmt, ist oft enfantile, aber es ist interessant, auf französischer Seite soviel Emsigkeit und Neigung zu finden, um eine in architectonischen Liebhabereien großartige deutsche Stadt auch in ihren religiösen und politischen Zuständen aufzufassen. Die Gegensätze in den Zuständen unter Maximilian Joseph und dem jetzt regierenden König von Baiern hat Fortoul ganz vortrefflich bezeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 21. — den 29. Januar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe.

(Fortsetzung.)

Wir kamen an die große Treppe, die zum Außendeck hinaufführt. Einige gemeine Marinesoldaten standen uns betrachtend mit dem Rücken gegen die Treppe gewandt, die eben ein fußkranker Lieutenant des Schiffes an Krücke und Stock hinabkletterte. Die Soldaten standen ihm im Wege, sahen und hörten ihn nicht kommen. Mit einem Worte hätte er sie entfernen können; der Officier zog es jedoch vor, seine Krücke aufzuheben und den einen der armen Kerle dergestalt damit auf den Kopf zu schlagen, daß er gleich in die Knie sank. Der andere prallte auf die Seite, und nun ging der Officier kaltblütig und freundlich auf uns zu, und der Commandant, der alles mit angesehen, sagte ihm kein Wort über seine Brutalität. Mir kochte das Blut dermaßen, daß ich gleich aufs Deck stürzte, um mich in der scharfwehenden freien Luft abzukühlen.

Das Wetter hatte sich verschlimmert. Der Himmel war rings von grauen Wolken umzogen, und schien in einiger Entfernung sich mit dem Meere zu vereinigen, der Wind wehte noch stärker nach Südwest als vorher, und man bemerkte bereits auf dem Vorder- und Hintertheile der Fregatte, daß die hochgehende See auch auf sie nicht mehr ohne Einfluß war; das Schiff machte eine leise aber großartige Bewegung, als ob es athmete, wovon man indeß in der Mitte am Hauptmaste so gut als nichts spürte. An allen Ausgängen des Deckbords stand, das Gewehr im Arm, eine Schildwache, deren Zweck ich nicht erfahren habe. Vielleicht sollen sie Acht haben, daß sich Niemand aus Lebensüberdruß über Bord stürzt! Hinten beim Compaß, auf dem Spiegel des Schiffes, stand ein Soldat, in einen kurzen grauen Mantel gehüllt, unter dem er ein gutes Fernrohr vor Wind und Wetter sorgfältig verbarg. Einen andern Zweck hatte der Mantel nämlich nicht, wohl aber der Mensch, der jedem nahetretenden Officier, und auch uns, das Rohr präsentirte, sich dann umkehrte und seine gebückten Schultern als Stütze für das im Winde schwer zu haltende Rohr darbot, — gar keine üble Invention, denn es war in der That nicht möglich, bei der leisen aber doch fühlbaren Schwankung des Schiffes und dem immer heftiger werdenden Winde auch nur einen Augenblick ein sicheres point de vue zu halten. In der andern Hand hielt diese lebendige Fernrohrstütze das Flaggenbuch, worin nämlich die Bedeutung aller Signale verzeichnet steht. Dieses Buch wird sehr oft von dem wachthabenden Lieutenant, nachdem er mit dem Rohre nach dem Mastkorbe des Admiralschiffs gesehen, nachgeschlagen, um die Befehle zu entziffern und dem Commandanten Bericht abzustatten. Ich hatte mir das Fernrohr geben lassen, um nach den Dampfbooten und den Bordingen zu sehen, auf denen die armen Teufel von Landsoldaten wie Heringe neben einander gepackt, bei diesem Wetter jetzt in den gräßlichsten Seenöthen liegen mußten, — und entdeckte zwei dieser schwerfälligen, mastlosen Fahrzeuge in einer Entfernung von mehreren See-

Digitized by Google

meilen in der Gegend von Hela. Sie hatten sich von den Dampfbooten losgerissen und trieben nun hülflos auf dem offenen Meere umher, und jeden Augenblick stand zu befürchten, daß sie kentern (umschlagen), oder doch aus dem Gesichtskreise kommen würden, wo sie denn jedenfalls verloren gewesen wären. Ich meldete meine Besorgniß dem Wachhabenden; er nahm das Fernrohre, sah nach der Richtung, schüttelte dann lächelnd den Kopf und sagte: „Ha, Kaiser hat noch mehr Landsoldaten! wenn's Marine wäre, da wär's Schade!" Und er setzte wieder seine Promenade rund um das Deck mit größter Ruhe fort. Ich sah mich nach den Schiffen um, die alle in einer Entfernung von mehreren tausend Schritten auseinander lagen, ob nicht von irgend einem ein Boot den unglückseligen Bordingen nach und zu Hülfe eilen würde, — aber nein! Endlich, als ich sie mit dem auf die höchste Schärfe gerichteten Fernrohre nur noch wie einen Punct am äußersten Horizont erblickte, schnaubte das lübecker Dampfboot wie eine Furie bei der Fregatte vorbei und hinter den Bordingen her, die denn auch nach einigen Stunden in höchst jammervollem Zustande aufgebracht wurden. Mittlerweile kam die ganze Gesellschaft mit dem Commandanten aufs Deck, um die Haverie unserer Schaluppe zu untersuchen. Der Commandeur erklärte, daß das Boot jedenfalls erst ausgebessert werden müßte, da wir so auf ihm schwerlich das Land erreichen dürften. Er gab Befehl, es auf das Deck zu nehmen, was mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit in kaum 15 Minuten geschah, und sogleich machten sich die Schiffszimmerleute an die Reparatur. Nun war es aber Mittag geworden, der Sturm raste mit wilder Macht, die See leckte mit ihren aufschäumenden Wellen bis in die Kanonenluken, — und ich dachte an die Unmöglichkeit, um zwei Uhr zu Hause bei meiner armen jungen Frau zu sein. Ich theilte F. meine Besorgnisse mit, er zuckte die Achseln und meinte, wenn alle so viel Courage hätten, wie ich, so wollten wir gleich nach Tisch, und wenn die Schaluppe wieder hergestellt und ausgesetzt, in See gehen. Leider kam alles anders. Doch wir wollen nun der Einladung des Commandeurs Folge leisten und uns in die große Cajüte zum Diner begeben.

An einer langen und breiten Tafel nahmen etwa dreißig Personen Platz, und da leider keine Damen zugegen waren, so mußten wir dadurch eine bunte Reihe effectuiren, daß jeder von uns sich zwischen zwei Marineofficiere setzte. Jede Unterhaltung ward dadurch ziemlich beseitigt, und wir daher ganz auf den reellen Genuß, aufs Essen, verwiesen. Das Licht fiel in diese salonartige Cajüte von oben durch ein großes kreisförmiges Marienglas, und man konnte von dem Tischplatze, den der Commandeur eingenommen, bequem nach der Windflagge des Besanmastes sehen. Ringsum an den Seitenwänden des Saales befanden sich Glasthüren, die zu den kleinen Schlafcajüten der Officiere führten, wo natürlich außer dem Bett wenig Raum war.

Für einen wißbegierigen Marineofficier ist es daher sehr schwer, ja unmöglich, irgend ein Studium zu treiben, denn wenn er selbst in seiner Cajüte, im Bett liegend, ein Buch vornehmen wollte, so würde ihn doch die Anwesenheit seiner Cameraden, die sich fortwährend in der unmittelbar anstoßenden Hauptcajüte befinden und sich ziemlich laut unterhalten, gar sehr stören. Ich habe daher außer dem erwähnten Flaggenbuche kein anderes Buch auf dem Schiffe bemerkt, und die Officiere vertrieben sich die Zeit durch Tabakrauchen und Kartenspielen. Das Tabakrauchen aus Pfeifen nach türkischer Art ist eine Lieblingsunterhaltung, und ich bemerkte schon Morgens, als ich zuerst in die Cajüte trat, einen höchst eigenthümlichen lebendigen Tabakskasten. Dies war nämlich ein Mensch, der an einem über die Schulter geworfenen breiten Bandeliere einen großen messingenen Behälter vor der Brust hängen hatte, der reichlich mit Tabak versehen war. In der Rechten hielt er eine brennende Lunte, die er wie ein Gewehr bei Fuß gesetzt hatte, und so in regungsloser, militairischer Stellung verharrend, seine Blicke fortwährend auf die rauchenden Officiere richtete, und so wie einer, der ausgeraucht, ihm dies mit einem Blick bedeutete, herantrat, die Pfeife stopfte, die Lunte darauf brannte, militairisch Kehrt machte, und wieder an seinen Platz zurückging, der nicht weit vom Hauptausgange war. Ich habe während zwölf Stunden nicht bemerkt, daß diese Maschine abgelöst wurde, die so regungslos dastand, daß die Officiere, wenn sie bisweilen schnell auf das Deck eilten, wo nicht geraucht werden darf, ihre langen Pfeifen an ihn wie an einen Balken anlehnten. Doch ich will nicht vergessen, unser Diner zu beschreiben, das in vieler Hinsicht höchst merkwürdig und viel appetitlicher war, als der servirende Bediente des Commandeurs, der, in einen langen grauen Commisüberrock gehüllt, in seinem confiscirten Gesicht von derselben grauen Farbe ein großes schwarzes Pflaster trug, und dessen Haar so kurz abgeschnitten war, daß man überall die schmutzige Kopfhaut durchsah. Er trat, die Schüssel auf der Hand, mit militairischem Anstande auf Jeden zu, verweilte etwa so lange, als man

Digitized by Google

bequem Fünf zählen konnte, und ging ohne Weiteres zum Nachbar über. Wer in diesem Moment nicht eine gehörige Portion aufgetellert hatte, bekam die Schüssel nicht wieder zu sehen. Zuerst kam eine sogenannte Suppe mit Kapusiri (Weißkohl), an der man deutlich merkte, auf welchem Elemente man sich befand, denn die großen weißen Kohlblätter, die sich noch im schönsten Naturzustande befanden, schwammen, überschüttet mit Pfeffer, trostlos und ungenießbar in der ungeheuern Terrine herum. Dem Portwein und Madeira wurde nun schon bei dieser Suppe tüchtig zugesprochen. Was danach kam, und namentlich der Rehbraten, war ausgezeichnet. Dies darf ich zur Ehre des Schiffskochs nicht verschweigen. Eine Suppe halte ich übrigens auf der See für ein hors d'oeuvre, und für ganz überflüssig, glaube auch nicht, daß sie auf englischen Schiffen gebräuchlich. Der Commandeur ließ uns bei Tische fortwährend sein Bedauern ausdrücken, daß kein Champagner am Bord wäre, der jeden Augenblick mit einer Ladung Proviant von Danzig erwartet würde. Er saß nicht weit von mir, und als Jemand von unserer Gesellschaft die Rede auf Navarin brachte, sprang Michail Andriewitsch auf, schob eine dicke braune Haarlocke zurück und zeigte mit dem lächelnden Ausruf: „Ha, Navarino!" auf die Stelle, wo sein rechtes Ohr gesessen hatte, das ihm in jener Schlacht oder in türkischer Gefangenschaft höchst sauber und vollständig dicht am Kopfe abgeschnitten war. Die jüngeren Marineoffiziere, die dieses Merkmal seiner Bravour wohl schon öfters gesehen hatten, lachten für sich darüber, was ich in unserer Gegenwart mindestens sehr ungeziemend fand. Ueberhaupt hatten sie nicht viel Respect vor dem Commandeur, und einer versteckte sogar einmal seine Mütze, die er, wenn er in die Cajüte trat, immer auf eine Thürklinke aufzuhängen pflegte. Als er nun auf das Deck wollte, und deshalb nach seiner Mütze verlangte, entstand ein sehr komisches, forcirtes Suchen an Orten, wo sie unmöglich sein konnte, z. B. in dem messingenen Tabakskasten des lebendigen Pfeifenhalters. Endlich fand sie sich in seiner eigenen Cajüte, wo er behauptete, gar nicht gewesen zu sein. Gleich nach dem Dessert kam Caffee mit Rum, und mein Freund F., der geschickt in Kartenkunststücken und dergleichen ist, erregte durch sein Talent unbeschreiblichen Beifall. Ich hatte keine Ruhe mehr in der Cajüte, lief aufs Deck und freute mich, daß die Schaluppe wieder vollkommen segelfertig gemacht worden, aber an ein Nachhausefahren war nun nicht mehr zu denken. Der Himmel war gänzlich verfinstert, es hagelte und regnete, der Sturm raste, die Wellen spielten mit der hintenaushängenden Wachtschaluppe wie mit einer Nußschale. Bald kam unsere Gesellschaft und der Commandeur aufs Deck, und man berathschlagte, ob es für uns möglich und räthlich sei, in See zu gehen. Das Fahrwasser vor einbrechender Dunkelheit durch Kreuzen zu gewinnen, ward für unmöglich erachtet; ich und F. stimmten dafür, seitwärts auf die Küste von Zoppot zu steuern, denn es war jedenfalls die höchste Zeit, das Schiff zu verlassen, da uns der Commandeur versichert hatte, er erwarte nun jede Stunde seine Ladung, und glaube wohl, daß der Admiral dann sofort das Zeichen zum Ankerlichten geben werde. Auf unsere unselige Anwesenheit würde dann auf der Fregatte nicht weiter Rücksicht genommen werden sein, und wir wären ohne Weiteres nolentes volentes nach der Czaren-Residenz abgesegelt. Wahrlich, hätte nicht ein armes Herz am Lande für mich geschlagen, und zwar gewiß mit jeder Minute bänger und bänger, ich hätte mich irgend wo im Schiffsraume versteckt, um mitgenommen zu werden. Einen Freund hatte ich mir unter den Lieutenants bereits ausfindig gemacht, der, im Besitze einer Guitarre und einer angenehmen Baßstimme, mich gern zum Musiklehrer gehabt hätte. Das wäre unter andern Umständen kein übler Plan gewesen, jetzt aber eben so unstatthaft und unmöglich, als unsere Heimfahrt, die mit jedem Augenblicke bedenklicher wurde. Keiner hatte zuletzt mehr den Muth, die Schaluppe zu besteigen, und so wurde nun der Plan gefaßt, zu warten, bis das Dampfboot anlegen würde, um dann mit ihm zurückzufahren. Wir stiegen, da das Wetter nach gerade wirklich weltuntergangsmäßig geworden, wieder in die Cajüte hinab, wobei ich Gelegenheit hatte, im zweiten Raum das Mittagsmahl des Schiffsvolks mit anzusehen. Um einen großen hölzernen Kübel, der mit einem dicken harten Erbsenbrei gefüllt war, standen die armen hungrigen Teufel, jeder einen hölzernen Pot und Löffel in der Hand. So wie einer nun seine Portion weg hatte, trat er zu einer Tonne mit Saure, in der ich hier und da etwas Speckartiges schwimmen sah, das aber wohl nur zur Verzierung dienen mochte, denn es wurde immer sorgfältig bei Seite geschoben während des Schöpfens. Hier erhielt er nun außer der Sauce auch ein Stück hartes Brot und zog seelenvergnügt von dannen. — Unsere Pioniere sollten Anfangs auch auf diese Weise abgespeist werden, da sie aber auch nicht, obwohl sie sehr hungrig waren, einen Bissen von diesem Gericht hinunterbringen konnten, war man human genug, ihnen was Besseres vorzusetzen.

Digitized by Google

Hier im zweiten Raume befindet sich auch der Schiffsaltar, wo jeden Morgen nach dem Reveilleschuß ein allgemeines Gebet Statt findet.

(Der Beschluß folgt.)

Die Correspondenten der Augsb. Allgemeinen Zeitung.

(Beschluß.)

„Der pariser Correspondent mit dem Zeichen Δ ist Hr. Adalbert v. Boenstedt, der mehr wegen seiner drolligen Manier, als wegen der Theilnahme, die seine Berichte vielleicht hier und da, etwa bei Schneidern und Modehändlern, erregen könnten, in der Reihe der Correspondenten der Allgem. Zeit. anzuführen ist. Er schreibt nämlich: „Die legitimistische Welt gibt diesen Winter elegante Bälle, wozu kein Justemilieu eingeladen wird.“ Er schreibt: „Die Salons des Grafen Latour du Pin zeichnen sich besonders aus.“ Er schreibt: „Dieser Tage hat ein anonymer (?) Ball bei einer Mad. D. zwei russische Fürsten, drei französische Herzöge ꝛc. ꝛc. versammelt. Dergleichen soirées sans gêne werden immer mehr Mode.“ Er erzählt Deutschland von den Kleidern und Spitzen der Prinzessin Helene. Kurz, Hr. v. Bornstedt spricht von den gleichgültigsten Dingen von der Welt, er liest gleichsam die Stecknadeln des gesellschaftlichen Lebens von dem Boden des Salons auf und verwaltet das Amt einer Kammerzofe, die nur Augen für die Anzüge hat und die Grafen und Vaxone, die darin stecken, und die die Gebieterin beim Auskleiden auf alle kleine Details, die ihr im Vorsaale, oder in der Bedientenstube, vom Balle zugefallen sind, aufmerksam macht“ u. s. w.

„Außer den Genannten — sagt Beurmann — correspondirt aus Paris in die Allgem. Zeitung Hr. Donndorf. Sein Gesichtspunct ist kein besonderer; er meldet Neuigkeiten in bunter Reihe, Tagescheonik. — Der Correspondent mit dem Zeichen † ist ein alter franz. Legitimist, vielleicht Hr. Capefigue, der mit sorgfältigen Spaheraugen über die jetzigen franz. Zustande wacht, um ihnen, wo sich nur Gelegenheit bietet, eine Blöße abzugewinnen, oder doch dem Bürgerkönigthum zu beweisen, daß es ein Spielball der Parteien werden müsse. Mit ungemein gewandter Sophistik zieht er insbesondere diesen letztern Schluß aus allen nur möglichen Thatsachen und Vorfällen, die Ludwig Philipp selbst keine schlaflose Minute verursachen mögen, und gewahret allenthalben Schreckgespenster, die Niemand außer diesem Sonntagskinde der Legitimität wahrnehmen wird.“ — Uebrigens fehlt der pariser Correspondenz der Allg. Zeit. die Berichterstattung im Sinn des Justemilieu und der Opposition. Es ist allerdings auffallend, daß Louis Philipp, der doch sonst einen guten Ueberblick über die Verhältnisse besitzt, nicht auch für eine Vertretung seiner Interessen in der Allg. Zeit. sorgt, wie früher Ludwig XVIII. Die Opposition aber würde statt der Meinung die Partei herauskehren und somit Tendenzen entwickeln, die nicht in dem Plan des Instituts liegen. — Die Corresp. aus London, in den Händen des Hrn. Woldemar Seyffarth, steht der pariser Correspondenzführung sehr nach. Der Corresp. aus Brüssel mit dem Zeichen †, Hr. Dr. Friedländer, berichtet im Interesse der dortigen Regierung, aber ruhig und in soweit ohne Absicht, als es ihm überlassen ist, die einfache Sachlage zu schildern. — Die madrider Corresp. des Herrn Dr. jur. Lembke aus Göttingen betrachten die Angelegenheiten der spanischen Halbinsel aus dem englischen Gesichtspuncte. Die Corresp. aus Pau, im liberalen Sinne und ohne Nebenzwecke, werden von Hrn. v. Aichen geschrieben, einem Oesterreicher, der bekanntlich an der Donau- und Neckarzeitung unter Seydold lebhaften Antheil nahm. Die lissaboner Corr. haben Hrn. v. Eschwege zum Verf. Als berliner Corresp. werden die Herren Lehmann und Küper angeführt, eine Vermuthung, die wir für unrichtig halten.

Notizen.

[Allgemeines Theater-Lexikon.]

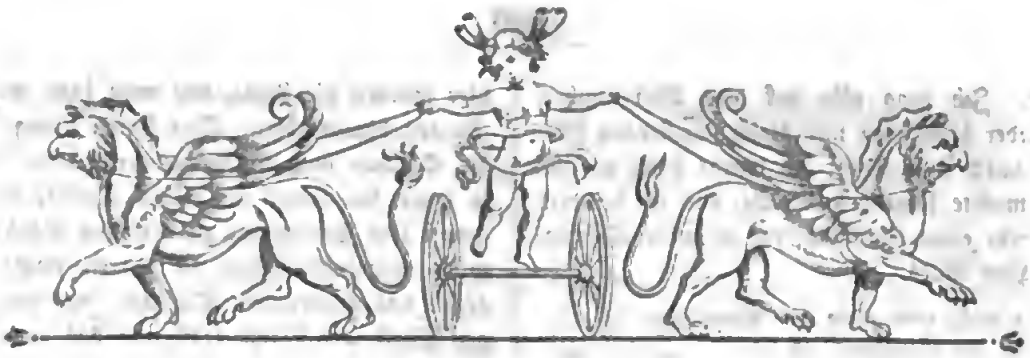
Von dieser Encyklopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler und Theaterfreunde, herausgegeben von R. Blum, Herloßsohn und H. Marggraff, erschien bereits das erste Heft. Sie erstreckt sich ziemlich weit in die Gebiete der Historie, wie wir z. B. von Dr. Götte sehr genaue Abhandlungen über die alte Bühne lesen, denen zwei lithographirte Zeichnungen beigefügt sind. Auch die Aesthetik scheint mit Sorgfalt bedacht zu sein, was um so mehr noth thut, da unter den Schauspielern heutigen Tages, bei der Zurücksetzung, die das ernste Drama erfährt, manche Verwahrlosung und Unculture einreißt. Durch Kritik kann allerdings nicht der Zustand der Bühne, wohl aber der Zustand des Schauspieles verbessert werden; ein Lexikon, das sich hiermit befaßt, verdient alles Lob. An biographischen Artikeln und solchen, die uns die Geschichte der einzelnen Bühnen kurz vorführen, ist im ersten Hefte manches Erfreuliche geboten, und das Unternehmen erfreut sich vielfacher Beihülfe von mehreren Seiten. Die in die Technik des Schauspielwesens einschlagenden Artikel scheinen L. Storch in Gotha zum Bearbeiter zu haben. — Das Ganze ist auf 12 Hefte berechnet, jedes zu 8 Bogen.

[Anastasius Grün.]

Der Zeitgeist von 1839 brachte unter anderem einen umfassenden Bericht über literarische Leistungen Oesterreichs im verflossenen Jahre. A. Grün, heißt es daselbst, wird jetzt seinen Pfaffen am Kahlenberge schreiben. Dieser war Begleiter Herzog Otto's des Fröhlichen, oder des Rosenumkränzten, † 1339, welcher auf dem Kahlenberge residirte. Der Glatzkopf war ein Art Abraham a Sancta Clara, und die Historie bewahrt manch treffliches Wort aus seinem Munde. Graf Auersperg sammelt auch krainerische Volkslieder. Er hat sich jetzt bekanntlich bei der Behörde als identisch mit A. Grün bekannt. Die Strafe, welche bei dem erstmaligen Uebertreten des Gesetzes besteht, setzt eine Pön von 25 Ducaten für jeden ohne inländische Censur gedruckten Bogen fest. Diese wurde dahin ermäßigt, daß Graf Auersperg für Alles nur 25 Ducaten Strafe zu erlegen hat, wogegen er jedoch ebenfalls appellirt hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 22. — den 31. Januar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe.

(Beschluß.)

Es war etwa 5 Uhr Nachmittags geworden und in der Cajüte wurde nun Thee von der vorzüglichsten Qualität servirt, wobei man auch die Quantität nicht gespart, denn es sah fast so aus wie scharzer Caffee. Die Tassen waren sehr groß und wurden nur halb voll geschenkt, die andere Hälfte füllte man mit Arrac und Zucker. Doch nun kommt eine partie honteuse unserer Gesellschaft. Der Commandeur schlug eine Whistpartie vor, und zwar den Point zu einem Rubel Papier (etwa 1 Francs). Daß unsere preußischen Cassen auf solche tours de force nicht eingerichtet waren, kann man denken. Die Partie unterblieb natürlich, denn die Russen waren artig genug, nicht allein zu spielen.

Es war finster geworden, die Leuchtthürme von Danzig (Neufahrwasser) und Hela warfen ihre leitenden Blicke über die Wasser, auf den Schiffen rund umher wurden die Laternen aufgehißt, — und das rettende Dampfboot kam noch immer nicht. In der Cajüte konnte ich's nicht mehr aushalten, und ich trieb mich, in den Pelzmantel des Lieutenants mit der Guitarre und Baßstimme gehüllt, auf dem Deck umher. Die Wolken waren zerrissen, und der Mond beleuchtete hier und da in unendlichen Lichtstreifen das tobende Meer. Das Kreisbild einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist eine kleinliche Allegorie der Ewigkeit gegen den Anblick dieses Elementes. Das Meer allein gibt ein sprechendes Bild des Ewigen, Unendlichen — es ist der höchste Ausdruck des Pantheismus, es erweckt die sublimste Begeisterung. Aufgewühlt vom Sturme, in wilden Wogen daherschnaubend, hat es indeß noch so etwas von irdischer Leidenschaft, — es ist ein großartiger, ungeheurer Zorn, der aus diesen schaumbedeckten, gen Himmel zischenden Rossen des Poseidon spricht. Aber ich erinnere mich eines Abends, wo ich einen jungen Polen, einen Maler aus Warschau, der noch nie das Meer gesehen, auf die Höhe des Strandes von Oxhöft führte. Ich wußte es einzurichten, daß er vorher beim Hinausfahren nicht einzelne Blicke von der Landstraße auf die See werfen konnte; und daß sich plötzlich und unerwartet auf einer steilen Anhöhe von zweihundert Fuß über der Meeresfläche das großartige Schauspiel seinen Blicken darbot. Er schrie laut auf, sank in die Kniee und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mich selbst überkam eine wunderbare Andacht, eine Religion des stummen Entzückens vor diesem unendlichen Bilde der erhabensten Ruhe, der großartigsten Einfachheit. Kein Lüftchen regte sich, und wie ein Spiegel der Ewigkeit lag das Meer unter uns. Hier konnte man erkennen, daß das wahrhaft Schöne, das Erhabene und Großartige gerade in dem Allereinfachsten besteht. Sehr tief und wahr hat Nikolaus Lenau diesen Eindruck, den das stille Meer macht, in seinem Faust aufgefaßt. Dem aufgestürmten Elemente sind die Stürme der Leidenschaft in seiner Brust sympathetisch, aber vor der unendlich erhabenen Ruhe schmilzt seine Fassung dahin, und er ver-

Digitized by Google

gießt Thränen. Ich ging alſo auf dem Deck umher, Heine's Meerlieder ſchwirrten mir gleich ſchrillenden Mövenſchwärmen durch den Kopf, ich wurde ſelbſt poetiſch productiv und machte folgendes Gedicht, das ich bei dem ungewiſſen Schein einer Schiffslaterne in mein Taſchenbuch ſchrieb. Hier iſt es.

Ich ſtehe nackt und allein am Strand
Und warte die Sturzwell' ab —
Sie peitſcht herauf den weißen Sand,
Nun ſchnell in die Fluth hinab.
Hinab! Heil! — ſo, nun iſt es gut;
Wie kühlt und labt die ſalz'ge Fluth!

Ich theile die Woge mit kund'gem Arm,
Sie hebt mich hoch empor,
Und über mir ein Mövenſchwarm
Scheilt ſeinen heiſern Chor.
Und vor mir her das Fiſcherboot,
Das ringt wie ich mit Müh' und Noth.

Die Waſſer ſie reden ſo dringend laut,
Und doch ſo geheimnißvoll —
Ha! wer den tückiſchen Wogen traut,
Iſt überkühn und toll.
Mir graut's — ſie trugen vor einem Jahr
Mein bleiches Lieb auf naſſer Bahr.

Kaum waren dieſe Verſe niedergeſchrieben, ſo hatten die Wellen, vielleicht um mich für die Beleidigung zu beſchämen, die in der letzten Strophe lag, das Dampfboot mit fünf angehängten Bordingen voll Landtruppen herbeigeführt. Alles rilte auf Deck, um der Ueberladung beizuwohnen. Ich glaube, es waeen 500 Mann oder noch mehr, die in kurzer Zeit alle Räume der Fregatte anfüllten. Es war 9 Uhr Abends und wir wollten nun Abſchied nehmen von dem gefälligen Commandeur, und uns ſofort an Bord des Dampfboots begeben um heimzufahren, aber — nichts davon! Der Admiral hatte befohlen, das Dampfboot ſolle nicht mehr nach den Molen zurückkehren, ſondern für diesmal vor Anker gehen. Da ſaßen wir nun, und hatten die ſchöne Ausſicht, uns die ganze lange Nacht auf dem Schiffe umherzutreiben, wo nun in der That ſehr wenig oder rigentlich gar kein Platz mehr für uns war, und wo man uns im Stillen gewiß weit wegwünſchte, da wir von nun an nur ſtörende Gäſte ſein konnten. In weniger als einer halben Stunde waren indeß die Soldaten zur Ruhe gebracht, und Deck und Räume wie ausgekehrt. Die Art der nächtlichen Beherbergung der Landſoldateska war eben ſo praktiſch ausgeſonnen als drollig mit anzuſehen. Zwiſchen je zwei Kanonen nämlich waren Stücke Segeltuch gleich Laken ausgeſpannt, und hier wurden die Leute, wie man ſagt, mit Stiefeln und Sporen hineingelegt. Das Laken ſchlug natürlich, durch die Schwere nach unten gezogen, oben zuſammen, und ſo lagen die armen hungrigen Teufel, die auf der See gewiß ihre Eingeweide zu verlieren glaubten, gleich Mumien eingeengt. Aber ſie waren noch beneidenswerth gegen das grauenvolle Schickſal, das uns für den übrigen Theil der Nacht traf, und das gewiß mein ſchlechtes beleidigendes Gedicht auf die tückiſchen Wogen verſchuldet hatte. Ich zeigte das Gedicht auch niemand von der Geſellſchaft, noch weniger las ich's jemand vor, denn das wäre in der Situation, in der wir uns nun bald befanden, wahrhaft teufliſch geweſen. In der großen Cajüte nämlich hatte man die Offiziere der Landtruppen einquartiert und jeden Winkel benutzt, ſo daß wir unmöglich uns länger darin aufhalten konnten. Auch nahm man nun ferner wenig oder gar keine Notiz von uns, und ſchon die Ehre und die Dankbarkeit für die bis hieher ausgezeichnete Aufnahme gebot uns, das Schiff zu verlaſſen. Wir wollten uns auf das Dampfboot begeben, allein dies hatte ſich bereits näher am Lande Ankergrund geſucht; uns blieb alſo weiter nichts übrig, als uns an Bord eines der Bordinge zu begeben, der einige hundert Klafter von der Fregatte Anker geworfen. Wir nahmen Abſchied, riefen dem Commandeur Herrn Michael Andriewitſch in allen Sprachen, die wir wußten, „gute Nacht" zu, beſtiegen unſere Schaluppe und ruderten hinüber zu dem Bording. Die See ging noch ſehr hoch, aber der Sturm hatte ſich etwas gelegt. Auf dem Bording befanden ſich außer einigen Weibsleuten, die Lebensmittel an die Ruſſen verkauft hatten, zwei Bootsmänner aus Fahrwaſſer. Die Qualen, die wie hier ausſtanden, und die Dante Alighieri in ſeinem Inferno leider zu beſchreiben vergaß, werde ich kaum im Stande ſein nur annähernd zu ſchildern. In der Cajüte, einem länglichen Viereck von etwa 6 Quadratfuß Raum, brannte auf einem eiſernen Heerde ein Kohlenfeuer, bei dem die Weiber und die beiden Kerle Platz genommen hatten und Kaffee zu kochen verſuchten. Der Wind drückte den Rauch zurück, der das ganze Reſt bis zum Erſticken erfüllte. Hier war alſo nicht Fuß zu faſſen, und man mußte ſich in den Raum begeben, wo die ausgeſchifften Ruſſen gelegen hatten, denn auf dem Deck konnte man, der vehementen Schwankungen des Fahrzeuges und des beſchränkten Raumes wegen, nicht weilen. So waren wir denn auf einen Ort angewieſen, wo über hundert Menſchen in den furchtbarſten Seenöthen gelegen, und gräßliche Spuren ihres Uebelbefindens zurückgelaſſen hat-

Digitized by Google

ten. Nirgends fand man einen trocknen Fleck am Boden, sein müdes Haupt niederzulegen, und außerdem fürchteten wir uns vor dem kleinen Heere Aegyptens, das die, die diesen Raum vor uns einnahmen, zurückgelassen haben mochten. Also liegen konnte man nicht, und das Stehen war unmöglich, denn der Bording kämpfte zu fühlbar mit den Wogen, und unsere armen Leiber waren zu müde und matt, diesen immerwährenden Schwankungen auf lange zu widerstehen. Ich seufzte zurück nach dem „Alexander Newski", nach der schönen stolzen Fregatte, deren Laterne ich aus dem furchtbaren Raum unseres Jammerschiffes hoch oben am Hauptmast schimmern sah, — ich seufzte noch mehr nach einigen Quadratellen festen Bodens und, ach! — nach meinem armen jungen Weibe, die mich nun längst für ein Opfer der wüthenden Wellen halten mochte, und die vielleicht händeringend mit den Frauen unserer Capitaine auf den Molen stand und starr hinausfah in die wilde See. Uebrigens hatte ich längst das klügste Theil erwählt, und mich, da ich den Ekel, mich an den glitscherigen Boden zu legen, nicht überwinden konnte, mit einem Tau an einen Strebebalken, gegen den ich mich mit dem Rücken anlehnte, festgebunden. So schlief ich denn stehend und hangend wirklich ein, wurde beneidet und fand Nachahmer. Mir träumte von dem berühmten Bilde, wo Christus, auf den Wogen einherschreitend, Petrus und den Fischern erscheint, und zuletzt wandelte mich der schöne Traumgott selbst in einen zauberischen Wassertreter, und ich spazierte Arm in Arm mit F. und andern meiner Leidensgefährten zwischen den Schiffen hindurch dem Lande zu .... und die Frauen winkten mit den Tüchern, die wie weiße Hoffnungsflaggen im frischen Morgenwinde wehten .... da wachte ich auf — und hing wie ein Taschenmesser umgeklappt, kopfüber in der Schlinge, die mich indeß doch vor gänzlichem Umfallen geschützt hatte. Nun war aber auch die Erlösungsstunde gekommen. F. rief uns zusammen, der Wind hatte sich gänzlich gelegt, die See ging weniger hoch. Wir bestiegen die Schaluppe und ruderten nach Neufahrwasser zurück. Als wir dicht auf Backbordsseite bei der Fregatte vorbeifuhren, donnerte eben der Reveilleschuß über uns hin. Wir riefen ein lautes vive l'Empereur! — Der Commandeur und mehrere Officiere erschienen auf dem Deck und erwiederten unsern Zuruf mit einem vive le Roi de Prusse! Viele Adieus mit obligater Begleitung von Mützenschwenken wurden gewechselt, und so verließen wir die schöne Fregatte, wo man uns wirklich, so lange es ging (und es war lange genug), mit größter Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen hatte. In zwei Stunden erreichten wir die Molen und das Fahrwasser, wo eben ein Lootsenboot in See stechen sollte, um uns aufzusuchen, denn es war während Einbruchs der Nacht ängstliche Nachfrage nach uns gewesen, wie man wohl denken kann. So begrüßten wir denn wieder festen westpreußischen Boden mit ungeheuchelter Freude und unverhehltem, enormem Hunger, den wir zunächst zu beschwichtigen eilten. Während des Frühstücks wurde uns eine Anekdote von dem Wirth erzählt, die so witzig war, daß man glauben sollte, sie wäre von Louis Schneider oder von Glaßbrenner in Berlin erfunden, und die wir hier zum Schluß unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Ein Matrosoldat nämlich hatte sich eines Vergehens schuldig gemacht, das die Strafe des Sackknutens nach sich zog. Dieses gemüthliche Verfahren besteht aus einem Sack von Segeltuch, einem Menschen, der in den Sack hineingesteckt wird, einem, der darauf schlägt, und einem, der ihn dann und wann umwendet, damit überall etwas hinkomme. Nachdem also ein paar Dutzend Hiebe auf den Sack, oder vielmehr durch den Sack, auf den, der darin steckte, gefallen, regte und rührte sich's nicht mehr — nämlich das Wesen im Sack. Der Officier, der die Strafe inspicirte, fürchtete, der Kerl habe einen gefährlichen Schlag bekommen und schickte nach dem Schiffschirurg. Dieser kommt, der Sack wird aufgebunden, und siehe da, der Mensch ist — eingeschlafen. Er sagte aus, es wäre zu schwach und zu langsam geschlagen worden, er habe sich gelangweilt und sei eingeschlummert.

Die Angst, die am Lande ein gewisses Herz meinetwegen in diesen vierundzwanzig Stunden empfunden, kann und mag ich nicht beschreiben. H. T.

Notizen.

[Fürst Odojeffskii.]

Zu den bedeutendsten Novellisten der jetzigen russischen Literatur gehört Fürst Wladimir Odojeffskii, von dessen „Irrenhaus," einer Reihe von Erzählungen, die künftig ein Ganzes bilden sollen, Varnhagen v. Ense im neuesten Freihafendefte (1839. Heft I.) unter dem Titel: „die Sylphide" eine Pièce mittheilt. Diese Erzählung ist im Hofmann'schen Styl und verräth viel Vertrautheit mit der mährchenhaften Traumwelt deutscher Meta- und Hyperphysik. Nehmen wir die Bildung des russischen Naturells als fortschreitend, das dämmernde Bewußtsein jener Nationalität als

thatsächlich an, so werden wir es begreiflich finden, daß die russische Literatur einen Standpunct erfaßt, wo sich eine Stimmung laut macht, die halb Byron, halb Jean Jacques Rousseau oder Werthern eigenthümlich und in den westlichen Ländern mit diesen Namen getauft wurde. Elemente dieser Art scheinen jeder modernen Bildung vorbehalten und im Russen prägt sie sich bei versagter Entwickelungsfreiheit vielleicht um so tiefer und innerlicher aus, oder sie bleiben versteckter hinter der Glätte weltmännischer Politur geborgen, ohne den gewaltsamen Durchbruch zu wagen. Beim Russen ist am wenigsten daran zu denken, daß eine Hamletsschwermuth den Fluch des Herkommens beugt und sühnt; deshalb vielleicht flüchtet sie sich hinter die Maske des lächelnden Hofmanns und bekleidet sich mit dem Flittertand der äußern Eleganz; darum in der russischen Literatur der merkwürdige Verein von Elegie und Satyre, der sich auch in Odojeffskii findet. In dem „Russischen Hundert und Eins" (Berlin, 1835 — 36) lasen wir von ihm die Erzählung: „Die Fürstin Nanni," das Erste, was von der Feder des geistvollen Fürsten in Deutschland bekannt wurde; Hr. Varnhagen v. Ense erwirbt sich das Verdienst, der deutschen Lesewelt zur weitern Bekanntschaft mit diesem Autor zu verhelfen. Zugleich erinnern wir an den Abschnitt über ihn in Koenig's „Literarischen Bildern aus Rußland." Fürst Odojeffskii gab, noch sehr jung, im J. 1824 zu Moskau eine Zeitschrift „Mnemosyne" heraus, in welcher er sein Publicum mit deutscher Philosophie bekannt zu machen suchte. Zwei Jahre darauf ging er nach Petersburg, wo er sich dem Staatsdienste widmete. Inzwischen lieferte er fortgesetzt Novellen und philosophische Mährchen. Am meisten Hofmann'sche Manier sollen die unter dem Titel: „Bunte Mährchen" erschienenen Erzählungen verrathen.

[Mrs. Frances Trollope.]

Mrs. Trollope, diese geschwätzige medisante Torystin und Touristin hatte, wie bekannt, eine Entdeckungsreise nach Wien unternommen und ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Resultate ihrer Reise in jeder nur denkbaren Form zu verarbeiten, einmal ethnographisch und topographisch in ihrem Buche „Wien und die Oesterreicher," jetzt romantisch in ihrem Roman „Vater, Mutter und Sohn," der stehenden Fußes von einem Geschwindübersetzer, Dr. Bärmann, in das Deutsche übertragen und in Braunschweig bei Westermann erschienen ist. Diese englische Dame hat von dem wiener Leben die sonderbarsten Begriffe; das Volk zu Wien ist ihr gleichbedeutend mit der exclusiven Gesellschaft, der sogenannten crême; und wie sich diese crême kleidet, tanzt und schwätzt, das sind die Geheimnisse, welche die Trollope in ihrem Buche über Wien ihren Landsleuten offenbarte; sie ist, wie es irgendwo hieß, der Lord Londonderry für Wien, wie Londonderry die Trollope für das petersbueger Leben ist; diese Personen glauben das Land nur in der Hauptstadt und das Volk nur in den exclusivsten Cirkeln zu finden; sie überspringen muthwillig das Plateau der Nationalitäten, um sich auf den frostigen, mit ceremoniellem Eise bekleideten Gipfel der Aristokratie niederzulassen und an den matten Sonnenstrahlen ihrer zweideutigen Gunst sich zu erquicken. Die eigenthümlichen Kenntnisse, welche sich Mrs. Trollope von den gutmüthigen Wienern verschafft hat, prägen sich in ihrem Romane auf das vollständigste aus; ein österreichischer Graf, Adlerberg, läßt seine Gattin, mit der er sich heimlich in England trauen ließ, in ein Schloß einsperren, welches seinem jüdischen Banquier gehört. Dieser Roman ist mithin nur ein entfernter Abzweig der deutschen Burgverließliteratur. Auch die Umgebungen von Hallein und Salzburg, der Gollingfall u. s. f., spielen in diesem Roman eine Rolle, seiner eine Kellnerin, die, obgleich sie der naiven Bevölkerung von Hallein angehört, durch ihre derbe Coquetterie das Herz des Grafen seiner Gemahlin entfremdet. Das engl. „Athenäum" wünscht daher mit Recht, daß dieser Roman „like a brotherless hermit, the last of its race," sein möge; die Ansichten der Schriftstellerin von dem Volke, dem politischen Treiben und besonders den Juden in Wien seien so lächerlich, daß sie nur eine tonyistische Betschwester, welche nie über Westminster-Square hinausgekommen, erbauen könnten; es sei zwar an dem Gewäsche der Trollope etwas, was böse gemeint sei, aber nichts, was böse wirken könne.

M.

[Savoye's Panorama de l'Allemagne.]

Die fünfte Lieferung des trefflichen Panorama bringt einen Aufsatz von St. Marc Girardin über den Zustand des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich, namentlich über die untern Schulen; hoffentlich folgt die Fortsetzung des Artikels und bringt des Autors Schilderung der österreichischen Gymnasien und Hochschulen. St. Marc Girardin ergänzt die bekannten Berichte von Cousin über deutsches Unterrichtswesen; dieser lernte z. B. Baiern nicht kennen und jener hat bereits über die baierschen Schulen seinen Landsleuten Mittheilungen gemacht. — Dieselbe Lieferung des Panorama bringt auch unter dem Titel: Les Villes Allemandes eine Skizze über Frankfurt a. M., von dem deutschen Skizzenzeichner der Hansestädte, Eduard Beuemann. Savoye selbst lieferte eine Schilderung vom Dürrenstein, dem Donau-Felsenschlosse, wo Richard Löwenherz gefangen saß. Diesen beiden Aufsätzen sind schöne Stahlstiche beigegeben. Für die nächsten Hefte werden die Monumentalstatuen von Goethe, Schiller und Dürer versprochen.

[Garcia's Don Juan.]

Man will wissen, daß jener berühmte Baryton'st Garcia, der dem Verf. der Phantasiestücke in Callot's Manier bei seiner Schilderung des Don Juan vorschwebte, der Vater der Malibran und der jungen Pauline Garcia war. Er gründete in Newyork und in Mexico eine italienische Oper und starb vor einigen Jahren. So berichtet das Magazin f. L. d. A.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Heyn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les mennaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqo'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. Ister Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. Ister Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena einer künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 6 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 18 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schumacher. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 1.

Der Zigeunerkönig. Von Karl Beck.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 2.

Der gelbe Domino. Nach Capt. Marryat von M. Beühl.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 3.

Der gelbe Domino. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 4.

Aus Johannes Falk's Nachlaß.
Der gelbe Domino. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Mainz.

No. 5.

Cölestine. Ein Frescogemälde aus der Wirklichkeit, von Megas Basileus.
Das neueste Werk von Charles Seatsfield.
Notiz.

No. 6.

Cölestine. (Fortsetzung.)
Schriften für und über die Jugend.

No. 7.

Sohn der Zeit. Lieder von Theodor Creizenach.
Cölestine. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 8.

Sohn der Zeit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 9.

Sohn der Zeit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 10.

Alice. Novelle von d. Fe. v. W.
Sohn der Zeit. (Beschluß.)
Correspondenz. Vom Neckar.
Notiz.

No. 11.

Alice. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Vom Neckar. (Fortsetzung.)

No. 12.

Alice. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Vom Neckar. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 13.

Alice. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Vom Neckar. (Beschluß.)
Notizen.

No. 14.

Alice. (Beschluß.)
Notizen.

No. 15.

Ein Tag in Muskau. Von H. S.
Correspondenz. Aus Paris.

No. 16.

Ein Tag in Muskau. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 17.

Briefe über Schwaben und Franken.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 18.

Briefe über Schwaben und Franken. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 19.

Briefe über Schwaben und Franken. (Beschluß.)
Notizen.

No. 20.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe. Von H. T.
Die Correspondenten der Augsb. Allgem. Zeitung.
Notiz.

No. 21.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe. (Fortsetzung).
Die Correspondenten der Augsb. Allgem. Zeitung. (Beschl.)
Notizen.

No. 22.

Besuch auf einem russischen Kriegsschiffe. (Beschluß.)
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neunundd reißigster Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt.

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 23. — den 1. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dickens, genannt Boz,

der Verf. der Pickwickier.

Wäre der Ausspruch, daß der Erfolg die beste Kritik sei, eine Wahrheit, so ist in jüngster Zeit kein Schriftsteller günstiger kritisirt worden, als Dickens, der Verf. der Pickwickier. Von seinem Nikolas Nickleby waren am Abend der Ausgabe in London 17,000 Exemplare abgesetzt. Dieser glänzende Erfolg läßt sich aus der Wechselseitigkeit verwandtschaftlicher Gefühle, welche zwischen einem Schriftsteller, wie Dickens, und einem Publicum, wie das englische, besteht, wohl erklären. Der englische Schriftsteller ist und fühlt sich als unmittelbares Mitglied seiner Nation, er ist von Klein auf dazu erzogen, ja geboren, ein Bürger Alt-Englands zu sein, da ist kein Tropfen Blutes in ihm, welcher nicht ein Tropfen Nationalblut wäre; die Verhältnisse um ihn her sind so faßbar, so unverdeckt, so großartig und schwungvoll, daß er sich gern als ihr Geschöpf anerkennt und sich berufen fühlt, für ihre Erhaltung mitthätig zu sein; es kann bei ihm nur eine partielle Opposition gegen vaterländische Institutionen Statt finden, nicht gegen die Institutionen im Allgemeinen, und um diese partielle Opposition durchzuführen, hat er wiederum echt nationale Waffen zur Hand, den Sarkasmus und den Volkshumor. So bleibt der englische Schriftsteller im Volke und das Volk in ihm. Ganz im Gegentheil steht der deutsche Schriftsteller von edlerer Race halb außer dem deutschen Volke, oft über ihm, nicht selten in vollkommenster Opposition mit ihm; die Realität ist zu kleinlich, die Verhältnisse zu wenig markirt, der Volkscharakter zu wenig ausgesprochen, als daß er sich dabei beruhigen und stehen bleiben könnte; er findet nirgends in seinen umgebungen wahrhaften Nahrungsstoff, er muß ihn anderwärts suchen, er jagt einem Ideale nach, er wühlt sich in sein Innerstes hinein oder verkriecht sich in das Gespinnst metaphysischer oder ihnen verwandter Träume, die Form entlehnt er von auswärts, er bettelt bei den Griechen, den Spaniern, den Franzosen, den Engländern; er macht und schafft sich seine Charaktere, während sie anderwärts gegeben sind. Der deutsche Autor edlerer Gattung wird daher einem großen Theile des Publicums immer unverständlich bleiben, und das, worauf er zu rechnen hat, muß er sich erst zuziehen und heranbilden. Wer aber den Bedürfnissen des gemeinen Leseeirkels entgegenkommt, verzichtet auf den Beifall und die Theilnahme des edleren Theiles der Nation; er kann zu einer dauernden Gültigkeit nicht gelangen, weil ihm die edlen und großen Motive und der nationale Vorrath an Begriffen und Charakteren mangelt, welche dem britischen Roman- und Volksschriftsteller zu Gebote stehen. Der deutschen Nation fehlt überhaupt eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bildung, da sich diese bei uns mehr standesmäßig vertheilt. Abgesehen von der schulgelehrten Bildung eines Lords, so bleibt den niedrigsten Ständen in England immer eine gewisse Summe von Kenntnissen, welche ihnen durch die Landesinstitutionen zugeführt werden und dem Deutschen immer unzugänglich

Digitized by Google

bleiben. Der Fachgelehrte, der Handelsmann, der Fabrikant, der Oekonom, der Civil- oder Militairbeamte haben bei uns wenig Bedürfnisse, von einer andern als der fachbetrefflichen Literatur Kenntniß zu nehmen. Auch gibt es gar keine einige deutsche Nation in dem Sinne, wie es eine einige britische Nation gibt. Womit ein Schriftsteller dem Baier, dem Schwaben, dem Oesterreicher genügt, damit genügt er nicht dem Preußen, dem Sachsen oder Hannoveraner. In Frankreich ist die Volksbildung die von Paris, in England die von London. Bei uns zersetzt sich alles in Besonderheiten, provinzielle Launen und kleinstädtische Angewöhnungen und Bedürfnisse. Hierzu kommt das in republicanisirten Monarchien raschere pulsirende Blut, die geweckteren Theilnahme an neuen Erscheinungen, die größere Gemeinsamkeit nach allen Seiten hin. Daher die Thatsache, daß in London allein von Nikolas Nickleby in einem Tage 17,000 Exemplare abgesetzt und von Bulwer's durchaus verfehltem Drama siebzig Aufführungen hinter einander Statt finden konnten. Auf solche Triumphe muß der unendlich schlimmer situirte deutsche Dichter oder Schriftsteller von vorn herein verzichten lernen.

Ich habe hier besonders von des Verfassers der Pickwickier jüngsten Romanen zu sprechen, dem Nikolas Nickleby und dem Olivee Twist. Jener erschien unter dem Titel: „Leben und Schicksale Nikolas Nickleby's und der Familie Nickleby," von H. Roberts übersetzt, bei J. J. Webee in Leipzig (eine zweite Uebersetzung bei Westermann in Braunschweig), dieser unter dem Titel: „Oliver Twist, odee die Laufbahn eines Waisenknaben," von Diezmann übeesetzt, bei Westermann. Vollständig übersetzt sind bis jetzt nur die Pickwickier, 5 Bände (Leipzig, Weber). Die Pickwickier rühmen sich zwar kein Kunstwerk, aber ein echt komischer Roman, eine gesunde Speise zu sein, der man vielleicht nur ein zu großes Maß Beefsteaknatur voezuwerfen hat. Dieser Roman machte in Deutschland größeres Glück als in Frankreich; die Franzosen tadeln ihn als zu grobkomisch und caeikirt, es beweist sich hier abermals, daß ein viel innigeres Verhältniß zwischen Engländern und Deutschen, als zwischen jenen und Franzosen besteht; der Humor bildet eine Hauptseite im Gemüthsleben der Germanen, aber seine feurigen Dünste konnten sich in dem freien England rascher und vollständigee entwickeln, während sie im germanischen Stammlande niedergehalten wurden; der engangepaßte Deckel der Verhältnisse gestattete ihnen bei uns kein freies Spiel; denn der Humor strebt, wie das Feuer, nach oben; bei uns schmoern inten die Hölzer nur und entwickeln höchstens den Rauch der Sentimentalität und der elegischen Wehmuth. Aber wir haben wenigstens einzelne Wundenmaale aufzuweisen, welche uns der Humor geschlagen hat; in unsern alten Volkssagen, Fastnachtsspielen und Romanen ist viel keck Humoristisches, und eine wenn auch spärliche Ader von Humor zieht sich durch die Gebirgsschichten unserer Literatur hindurch und scheint jetzt an Mächtigkeit wieder zu gewinnen. Bei Dickens steht der Humor in vollster Blüthe, weil ee in einem tief empfindenden Gemüthe wurzelt, und die ihm nothwendige Verbindung von Laune und Wehmuth in innigster Verschmelzung darstellt. Dickens' Komik ist übeehaupt weniger äußerlich als die der meisten früheen englischen Humoristen, z. B. Smollet's, bei dem zum Theil die eigentlich komischen Effeete in gemüthlosen Späßen, lächerlichen Zufälligkeiten und Alles über einander werfenden Zwischenvorfällen zu suchen sind. Bei Dickens ist selbst in den groteek komischen Scenen immer das Gemüth betheiligt; nicht der Zufall spielt eine Rolle, sondern der menschliche Wille; die Charaktere sind viel mannichfaltiger und lebenswahrer, und wenn Ungeschick und Dummheit einen lächerlichen Streich zu Stande bringen, so geschieht es immer auf dem Wege einer gemüthlichen Dummheit, welche gar nicht weiß, wie gemüthlich und dumm sie ist. Das Gemüth des Verfassers, den man der Mannichfaltigkeit der von ihm geschilderten Charaktere und Situationen wegen wohl einen Dichter nennen kann, überwältigt im Fortgange des Romans den bloßen Spaß in dem Maße, daß der drollige Herr Pickwick, dessen gutmüthige Einfalt in der ersten Hälfte so viele lächerliche Purzelbäume schießt, als ein ganz gescheidter und verständiger Mann erscheint, der nicht im entfeentesten mehr unsere Lachlust kitzelt, und nue unsere innigste Theilnahme und selbst Rührung in Anspruch nimmt. Oder hat Dickens, der sonst kein Dichter nach den Regeln der Kunst ist, den wahren Begriff des bürgerlichen und komischen Romans geahnt? Dies scheint mir die wahre Art des Romans zu sein, daß er wesentlich biographisch verfahre, und an irgend einem Individuum das Exempel eines Läuterungsproeesses, eines Reinigungsproeesses der Leidenschaften aufstelle und durchführe. Der Roman hat bedingterweise eine didaktische Tendenz, wie gewissermaßen jedes Kunstwerk, indem es unsere Begriffe vom Schönen oder Erhabenen, von Form und Gestalt erklären hilft. Diese didaktische Tendenz spricht sich schon in dem „Simplicissimus", dem vortrefflichen deutschen Roman aus dem 17ten Jahehundert aus, und findet

Digitized by Google

sich in dem Urtypus des raisonnirenden und belehrenden deutschen Romans, dem Wilhelm Meister, wieder. Der Held des Romans soll sich reinigen und abklären, bis er von seinen Schlacken gesäubert dasteht. Dieser Proceß darf in keinem einseitigen oder beschränkten Sinne gefaßt werden, er hat viele Verfahrungsarten, die sich nur scheinbar widersprechen, und man wird ihn in allen unsern guten Romanen nachweisen können, selbst im Werther, der, um zur Reinigung zu gelangen, sich selbst negirt; denn der Selbstmord edlerer Art ist die freiwillige Negation, die gesuchte Versöhnung und Auflösung eines verwüsteten oder räthselhaft gewordenen Daseins, worüber man aus eigener Machtvollkommenheit den Stab bricht. In historischen Romanen findet dieser Reinigungsproceß so gut Statt wie in historischen Tragödien, eben darum, weil sie historisch sind; die reinigende und läuternde Gewalt der Historie in jedem ihrer Momente ist unzweifelhaft. Und um auf den Verf. der Pickwickier zurückzukommen, so hat Dickens eine zu große Liebe zur Menschheit und ist so innig von ihren Schwächen und Schlechtigkeiten überzeugt, als daß er sich bei der bloßen Komik beruhigen könnte. Hiervon zeugt die Tendenz der Pickwickier im Allgemeinen, wie die vielen eingeflochtenen ernsten Episoden, die oft wahrhafte kleine Meisterstücke sind, obgleich sie nicht aus der ironischen Schule Tieck's herrühren.

Diese oft sogar schwermüthige, zuweilen bis zum Crassen ausschweifende ernste Auffassung der Menschen und Dinge, Lebensmomente und Handlungen bekundet Dickens auch in vielen seiner londoner Genrebilder, die unter dem Titel „Humoristische Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben" von Diezmann übersetzt und bei Westermann in Braunschweig erschienen sind. Eine andere sorgfältigere Auswahl gab Roberts (Leipzig, bei Weber.) Zu diesen Nachtstücken gehören die Bilder „im Hospital" und „des Trinkers Tod." Unter den Deutschen lieferten Castelli und Glasbrenner hauptstädtische Genrebilder; jener schilderte die in den Tag hineinlebende magen- aber nicht herzstärkende Gemüthlichkeit der Wiener, dieser die berliner nach Witz schnappende Misere, die an den Straßenecken ein kümmerliches Dasein fristet; wie weit beide von dem gedrungenen Lebensernste des britischen Genrebildners entfernt sind, darf wohl nicht erst gesagt werden. Vieles in den londoner Bildern von Boz ist zwar auch von leichtem Baumwollenzeuge gefertigt, statt von haltbarem Stoffe; die Mehrzahl davon jedoch treffliche Nachbilder des wirklichen Lebens, wie durch das Fenster nachgezeichnet, Darstellungen herzloser, capriciöser und mit mancherlei Spleen behafteter Charaktere, Lebensbilder voll Humor und Satire auf einheimische Institutionen des auch nicht in allen Dingen unsträflichen und probehaltigen Alt-England, oder voll sprudelnder komischer Kraft oder einschmeichelnder Rührung. Auch die von H. Roberts übersetzten „Erzählungen und Skizzen" von den Verfassern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen, des Hadschi Baba, Ralph Rattlins u. A. (Leipzig, Weber) enthalten eine vortreffliche humoristische Skizze von Boz: „das öffentliche Leben Mr. Tulrumble's, vormaligen Mayors von Mudfog."

Nikolas Nickleby und Oliver Twist spielen beide in einer mehr ernsthaften Sphäre und jenen tragischen Conflicten, deren das moderne Leben in der Höhe und Tiefe und den Gegenden, welche im Mittel zwischen beiden liegen, so unzählig viele und furchtbare darbietet, unzählig mehr und unglaublich furchtbarere, als sich ein geglättetes, auf dem parkettirten Fußboden des Vor- und Putzzimmers aufgezärteltes Bewußtsein einbilden mag. Es scheint fast, als habe Dickens selbst eine traurige Lebensschule durchgekämpft oder sie in seinen nächsten Umgebungen durchkämpfen sehen, wenigstens hat er die glänzendsten, unermüdlichsten und tiefsten Studien gemacht, um sich für die genaue Darstellung alles nur gedenkbaren menschlichen Jammers das reichhaltigste Material aufzusammeln. Es ist in Dickens ein unendlich schönes menschliches Gefühl, welches sich in seiner Entäußerung oft bis zur Herbheit und concentrirtesten Essigsäure steigert. Nikolas Nickleby ist mehr eine einfache, fast zu nackte Lebensgeschichte, während Oliver Twist seine bloßliegenden Glieder in das schöne Gewand romanhafter Einkleidung zu hüllen sucht. Nickleby hat die Schicksale einer verarmten Witwe und deren beiden Kinder zum Gegenstande, edler Menschen, welche von boshaften Verwandten und Principalen und dem scheinbar noch boshafteren Schicksale gepeinigt werden; aber wir hoffen, daß das Schicksal dem guten Geschwisterpaare im Fortgange des Romans gerecht, die Bosheit bestraft und dir Tugend belohnt werden wird. Die Schwester begleiten wir im fünften Hefte bis zu ihrem Eintritte in ein Putzmachergeschäft; der Bruder hat bereits eine Phase durchlaufen, er ist Hülfslehrer in einer Erziehungsanstalt gewesen, hat, entrüstet über die an den Zöglingen ausgeübten Grausamkeiten, an seinem Principale mit dem Werkzeuge seiner Tyrannei ein nachdrückliches Vergeltungsrecht ausgeübt, und ist gegenwärtig wieder in London als französischer Lehrer bei vier kleinen Mädchen mit einem wöchentlichen Honorar von 20 gGr. angestellt.

Digitized by Google

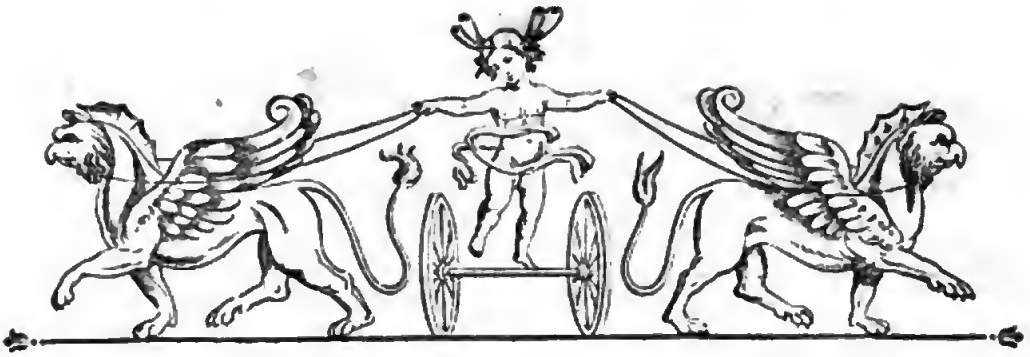
Es sind freilich dürftige Verhältnisse, in denen sich das Buch bewegt, Verhältnisse, die sich in der niedern Atmosphäre der Menschheit abtummeln, aber doch Verhältnisse, in denen es gestattet ist, die Schäden, Schwächen und unverdeckten Leidenschaften des menschlichen Geschlechts und den Jammer des Lebens so recht aus der Hefe des unlauteren Getränkes kennen zu lernen. Jene fortlaufende Darstellung der Grausamkeiten und Schändlichkeiten, welche an den Zöglingen von dem würdigen Ehepaare, dem grausamen Mr. Squeers und seiner geizigen Gattin, verübt werden, hat ihr Peinigendes, aber sie ist schwerlich so carikirt, als die Mehrzahl der Leser glauben mag. Ref. nimmt keinen Anstand, zu erklären, daß er in einer durch ihre Bildung berühmten norddeutschen Hauptstadt in denselben Verhältnissen wie Nickleby und von ähnlichen Grausamkeiten Zeuge gewesen ist, wobei ihm das Herz geschaudert hat. (D. B. f.)

Chinesische Schauspiele.

Bazin der Aeltere, Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, hat ein Théatre Chinois herausgegeben, eine Uebersetzung ausgewählter chinesischer Schauspiele, welche unter den mongolischen Kaisern gedichtet worden sind. Diese Stücke erscheinen eben so wichtig für die Kenntnißnahme der Literatur, als der Sitten dieses merkwürdigen Volkes, welches alt geworden ist, ohne je jung gewesen zu sein, und doch wieder einen Beisatz ewiger Jugend bewahrt, wodurch es vor gänzlicher Altersschwäche und Absterben geschützt wird. China ist wie eine einbalsamirte Culturleiche, welche Jahrtausenden widersteht und widerstanden hat. Auch seine Schauspielkunst ist bis zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelangt; eine Fortentwickelung findet natürlich nicht Statt; China athmet wohl, aber es schlaft. So formell die dramatische Dichtkunst der Chinesen gerathen ist, so findet man in ihr doch ein wahrhaftes Talent, eine ziemlich tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, einen bemerkenswerthen Aufwand von Intriguen, wahrer komischer Kraft und den Mitteln, eine Handlung zu schürzen und zu entwickeln. Bazin's Sammlung besteht aus vier Stücken. Das erste hat den Titel Tchao-meï-hiong" oder die Ränke einer Zofe, ein Lustspiel von Tching-Tè-Hoei, welches mehrere ziemlich gefällige Scenen enthält und auf einer Heirath beruht. Pé-min-Tchong ist ein junger Gelehrter, welchem Peï-tou, Fürst von Tsin, sterbend seine Tochter zur Gemahlin versprochen hat. Die beiden jungen Leute lieben sich auch, aber Frau Han, Mutter des Mädchens, hat ehrgeizigere Absichten und sucht den Liebhaber zu entfernen. Die Zofe Fan Sou komme den Liebenden zu Hülfe und bewerkstelligt ein Rendezvous; aber Frau Han entdeckt Alles, überrascht sie zusammen und treibt den armen Pé-min-Tchong aus ihrem Hause. Dieser begibt sich an den kaiserlichen Hof, wo er sich bald so auszeichnet, daß der Kaiser selbst befiehlt, Siao-Man solle seine Frau werden. Pé-min-Tchong kehrt zu Mutter Han zurück, und das Stück schließt mit den Ceremonien der Hochzeit. Es ist in diesem Stücke, wie in den chinesischen Dramen überhaupt, Sitte, daß die Personen bei ihrem Auftreten sich fast immer selbst beschreiben, wer, wessen Sohn oder Tochter sie sind, wo sie geboren wurden und wie sie heißen. Oft wiederholt ein und dieselbe Person diese Formel drei oder vier Mal in demselben Stücke — eine Eigenheit, an welcher man die Kindheit erkennen mag, in der befangen die dramatische Poesie der Chinesen liegt. Den Hauptwerth des genannten Stückes suche man in den darin aufgewandten listigen Kunstgriffen. Frau Han, um das von ihrem Gemahl dem Herrn Pé-min-Tchong gegebene Versprechen zu umgehen, befiehlt ihrer Tochter Siao-Man, daß sie ihn wie ihren Bruder grüßen möge, und dieser einfache Gruß reicht hin, um den beiden Liebenden die grausamsten Qualen zu verursachen. Sodann wirft Siao-Man, um den jungen Gelehrten wissen zu lassen, wie sehr sie ihn liebe, in den von ihm bewohnten Pavillon einen Beutel mit Wohlgerüchen, auf welchen sie Sinn-Bilder gestickt und einige Verse geschrieben hat. Nichts ist einfacher als diese heiße Liebe, so bedrängt durch Etikette und Formalitären. Wenn man diese Scenen liest, so begreift man das gesammte chinesische Dasein, und was ihr je auf chinesischem Porzellan gemalt gesehen habt, geht vor eurem Auge vorüber und gewinnt Leben und Bedeutung. — Das zweite Stück, Ho-Han-Chan gibt interessante Daten über die chinesische Gastfreundschaft ꝛc. — Das dritte Ho-Lang-Tan, oder „die Sängerin," zeigt uns eine Buhlerin, welche mit ihren Liebhabern spielt und einen nach dem andern ruinirt, um ihren leichtfertigen Grundsätzen genug zu thun. Es befindet sich darin ein kostbares Document, das Formular eines Contrakts, betreffend den Verkauf eines Kindes, ein überaus charakteristischer Sittenzug. — Das vierte Stück Téoungo-Youan oder „die Rache der Téoungo" ist ein tragisches hinlänglich schwarzfarbiges Drama, von jenem Genre, welches heutzutage die französische Bühne in Besitz genommen hat, aber trotz der Längen, der Wiederholungen und anderer Fehler, welche die chinesische Dramenform verunstalten, von ziemlich lebendigem Interesse. Téoungo ist einer von ihr angeblich verübten Mordthat angeklagt; die Sentenz deutet auf Hinrichtung und wird an der Unglücklichen unerbittlich vollzogen. Später erscheint sie als Schatten und deckt in dieser Form von Jenseits das gegen sie geschmiedete Complot auf. Es scheint überhaupt, als ob die Schatten auf der chinesischen Bühne eine große Rolle spielen, denn es befindet sich unter den Vorrichtungen des chinesischen Theaters eine Pforte, welche man „die Pforte der Schatten" nennt, einzig dazu bestimmt, um die Schatten ein- und ausgehen zu lassen. — Der Uebersetzer hat eine Einleitung hinzugefügt und den Text mit Noten begleitet. Auch eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten scheint uns darum wichtig, weil die Kenntniß des chinesischen Dramas bisher der Geschichte der dramatischen Poesie gefehlt hat, weil sie innerhalb derselben einen bemerkenswerthen Platz einnimmt, und nichts einen geeignetern Maßstab zur Kenntniß einer Nationalität an die Hand gibt, als die Bühne eines Volkes, vorausgesetzt, daß sie, wie in China, eine nationale ist. M.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 24. — den 2. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Adolf Böttger.

I.

Wie knisternd, gleichen Taktes, ohne Stocken
Im Stundenglas des Sandes Körner rinnen,
Und andre stets den gleichen Lauf beginnen,
Und so die Zeit ins ew'ge Nichts verlocken:

So hält auch, wenn sich von des Winters Rocken
Des Schnees Gewebe dicht hernieder spinnen,
Die weiße Schaar nicht ehr' zu fallen innen,
Bis Wald und Feld erstickt in ihren Flocken.

Doch wenn des Sandes Körner abgelaufen,
Der Himmel nicht mehr kalte Boten sendet,
Des Winters Spuren von den Dächern traufen:

Dann ist die Jahr- und Stundenuhr gewendet,
Ein Sonnenregen muß die Erde taufen,
Wozu der Lenz als Zeuge Rosen spendet.

II.

Im Nonnenschleier liegen Hain und Pfade,
Wie eine Schaar von weißvermummten Frauen
Starrt geisterhaft der Wald auf Thal und Auen,
Als Silberberg verkappt sich die Kaskade.

Geharnischt schmiegt der Strom sich ans Gestade,
Den Wolkenmädchen möcht' er sich vertrauen,
Die thränenschwer zu ihm herniederschauen —
Kurz, Erd' und Himmel spielen Maskerade:

Da seh ich Dich, mich ganz Dir zu verbünden, —
Wie auch zu lieben dieses Herz verhehle,
Dein schöner Blick vermag es zu entzünden.

Du bist die zauberstrahlende Juwele,
Die bunt sich spiegelnd auf den starren Gründen
Den Frühling ruft in meine trunk'ne Seele.

III.

Ob Alles todt — Du lebst ja noch mein Leben,
Die schönsten Rosen blüh'n Dir auf den Wangen,
Die, wenn sie auch ein Nebel hielt umfangen,
Doch blendend noch als weiße würden beben.

Die blonden Locken ranken sich wie Reben,
Daran so manche Blicke schon gehangen,
Und manche Herzen schon ins Netz gegangen,
Die nur zu rasch sich ganz Dir hingegeben.

Mich aber hat der Augen Glanz getroffen,
Die blauen Flammen, die aus ihnen schießen,
Sie lassen nur sich todtzuschauen hoffen.

Ja müßten selbst die Augen einst sich schließen,
Ich säh' sie dann noch lebensfrisch und offen
Als blaue Veilchen aus dem Grabe sprießen.

IV.

Nicht bitt' ich Dich, mich wiederum zu lieben,
Nur Dich zu lieben, sollst Du mir gewähren! —
Doch was der Geist noch eben mochte nähren,
Das seh' ich jetzt als nichtig schon zerstieben.

Digitized by Google

Fast möcht' ich's aufs Aprilenwetter schieben,
Wo launenhaft die Wolken Stüeme gähren,
Die dann minutenlang den Himmel klären,
Bis sie als Regenbogen sich vertrieben.

Ich lauf' im Wald, als könnt' ich Dich erjagen,
Ich balle Schnee, als wollt' ich mit Dir spielen,
Schneeglöckchen pflück' ich, Dir sie heimzutragen.

Doch riß ich all' die Blumen von den Stielen,
Wollt ich vor Liebe jauchzen oder klagen —
Was würd' ich, armer Narr, damit erzielen?

V.

Die Drossel schlägt und Nachtigallen flöten,
Erwachend rauscht der Fluß in seinem Bette,
Der Frühling sprengte des Gefang'nen Kette
Und den Tyrann, den Winter ließ er tödten.

Die Blumen, die sich allgemach erhöhten,
Begehen feierlich die Osteremette,
Die Wiesenknaben mit dem Sammtbarette
Die Rosen, die wie Mädchen keusch erröthen.

Und naht die Nacht mit ihren Sternenschatten,
So steigen Elfen aus den Kelchen nieder
Und schweben tanzend auf den grünen Matten.

Sie schlüpfen dann zu Menschen hin und wieder,
Daß Jedem, auch dem Lebensübersatten,
Ein holder Frühlingsrausch belebt die Glieder.

VI.

Der Flieder klopft mit duftig weißen Trauben
Des niedern Kirchenfensters blanke Scheiben,
Als wollten seine grünen Händchen scheiben,
Ins fromme Glas auch ihren frommen Glauben.

Und an der Thüre flatteen weiße Tauben,
Als liebten sie ein gottesfürchtig Treiben,
Und möchten teeu auch beim Gebete bleiben
Den Dorfbewohnern in den Sonntagshauben.

Die Orgel rauscht in mächtigen Accorden,
Andacht verklärt sich brünstig im Gesange,
Des Gottes voll ist jede Brust gewoeden:

An Dich, du Holde, denk' ich seligbange,
Und betend fluthen in des Herzens Borden
Der Liebe Melodien im reinsten Klange.

VII.

Johanniswürmchen leuchten duech die Rüstern,
Des grünen Waldes gold'ne Wandelsterne,
Ich lieg' im Grase hingestreckt und lerne,
Wie man der Brust versagt, wonach sie lüstern.

Wenn Zweige mir die Aussicht auch veedüstern —
Zum blauen Himmel blickt ich gar zu gerne,
Doch der ist fühllos, ach! und mir so ferne,
Daß kaum ich mag von seiner Schönheit flüstern.

So spielt nur fort ihr kleinen Feueegeister,
Den größten Himmel sollt' ihr mir ersetzen,
In eurer Mitte bin ich Herr und Meister.

Doch wollt ihr recht ein liebend Herz ergetzen,
So flammt und schwärmt und regt euch immer dreister,
Denn nur an Gluthen kann die Gluth sich letzen.

VIII.

Du machst dem tollsten Schwarm die Tage golden,
Mich aber soll die Eifersucht derücken,
Denn Hand und Nacken gönnst Du schnöden Mücken,
So vampyraet'gen kleinen Trunkenbolden.

Sternblumen auch und zartgeformte Dolden
Willst täglich Du mit Deiner Huld beglücken,
Und reißt Dein loses Spiel sie auch in Stücken,
Ist süß der Tod doch von der Hand der Holden.

Ach! scheuch' hinweg das tückische Gelichter —
Ein Heer von Küssen Deines Vielgetreuen
Nimm lieber für den Schwarm der Bösewichter.

Ach! laß die Blumen sich des Lichtes freuen —
Und nimm die Liederchen von einem Dichter,
Du kannst sie ja wie Blätter auch verstreuen!

IX.

Ein klarer Stern erglänzt am Himmelsbogen —
Im Kahn mich schaukelnd saug' ich seine Strahlen,
Ich blick' auf ihn mit wonneteunk'nen Qualen,
Von seinen Reizen magisch angezogen.

Es malt der Steen sich in den blauen Wogen
Und spiegelt sich daein zu tausendmalen!
Wie kannst du Heez mit dem Genusse prahlen,
Das Bild der Schönheit hast du eingesogen. —

Und Du, Geliebte, spielst im heitern Wahne
Vielleicht daheim mit heiligen Gefühlen,
Ganz unbekümmert um den Mann im Kahne.

Du läßt Dir in den goldnen Locken wühlen,
Ladst glühend dich im Liedesoceane —
Indeß mich Wellen feucht und kalt umspülen.

X.

Der Traube Blut im blankgeschliffnen Glase
Trink' ich Dein Wohl in raschen wilden Zügen,
So trinkt der Heimath Wohl aus vollen Keügen
Der Pilger in des Wüstenmeers Oase. —

Digitized by Google

Wär's Nektar selbst im funkelnden Topase,
Nicht könnt' er mich minutenlang betrügen —
Nur Du allein, Du könntest mir genügen,
Wenn ich Dich küssend wild in Liebe case.

Zu Boden schleudr' ich dann die volle Schaale,
Daß sie zertrümmert blinkt in tausend Scherben,
Doch aus dem Glase speicht's mit feuchtem Steahle.

„Was läßt dich, Thor, so schmählich uns verderben,
Wähnst du aus leichtzerstücktem Trinkpokale
Ließ sich der Liebe Rosenkelch erwerben?"

XI.

Es flammen hell im Saal die Girandolen,
Musik durchströmt den Raum mit süßen Tönen.
Begeistert lauscht die Reihe junger Schönen,
Ein buntes Flor von Tulpen und Violen.

Der Blick des Jünglings schweift indeß verstohlen
Auf diesen Blumen, die das Leben krönen,
Sein Inn'res möchte mit der Flöte stöhnen,
Verhaucht ihr Ton in leisen Lebewohlen.

Wohl mag ich gern den holden Klängen lauschen,
Die sich gestalten in so schöner Runde,
Doch mit noch süßren könnt' ich sie vertauschen.

Ach nur ein Wort aus Deinem lieben Munde,
Und all' die Töne müßten hier verrauschen,
Das ist Musik, von der ich ganz gesunde.

XII.

Um Pfingsten, als die jungen Lüfte lose
Mit Blättern buhlend nach den Blumen schauten,
Als sich ergoß in reinen Silberlauten
Die Nachtigall, des Frühlings Virtuose:

Da stand ich unter Schmetterlings Gekose
Am Tannenbaum, daß Aeste schön sich bauten,
Mich herzlich freuend, daß ich meiner Trauten
Aus frischem Strauß entwendet eine Rose.

Zwar jene Zeit ward rauher Lüfte Beute,
Und kalt und festlig blicken nun die Sterne,
Doch thöricht wär's, wer einen Tag bereute:

Weihnachten glänzt — die Tanne steht nicht ferne —
Und nähm' ich nie auch keine Rose heute —
Dein liebes Herz nur hätt' ich gar zu gerne!

Dickens, genannt Boz.

(Beschluß.)

Geht der Staat einmal darauf aus, Alles durch seine Behörden beaufsichtigen zu lassen, warum beaufsichtigt er nicht das Disciplinarverfahren in den Schul- und Erziehungshäusern? Wie will man da Menschen bilden, wo Rohheit und Unmenschlichkeit, Laune und Willkür jeden menschlichen Keim in der jugendlichen Brust zu ersticken und zu vernichten drohen? — Gehen wir auf Oliver Twist über. So weit die beiden ersten Bände ein Urtheil über das Ganze erlauben, so verspricht Oliver Twist das gerundetste und kunstmäßigste Product zu werden, welches Dickens bisher geliefert hat. Auch hier sind die Scheußlichkeiten der von ihrem Gottesbewußtsein abgefallenen Menschennatur bis zum Abstoßenden aufgedeckt; ihnen gegenüber macht sich aber die zarteste und süßeste Auffassung menschlicher Gefühle geltend, die durch den schneidenden Contrast noch wirksamer hervortritt. Oliver ist in einem Arbeits-, Armen- und Waisenhause geboren worden; seine unglückliche Mutter starb gleich nach der Geburt. Der Arzt bog sich über ihren Leichnam und hob die linke Hand empor. „Die alte Geschichte," sagte er kopfschüttelnd, „ich sehe keinen Trauring." Die arme Waise wächst unter Zwang und Drang im Arbeitshause auf. Der ihm angeborene adelige Sinn läßt den kleinen Oliver in seiner zartesten Jugend überall bei seinen rohen Vorgesetzten schlimm anlaufen; er hat große Martern auszustehen, wird als unverbesserlich an einen Leichenbestatter verkauft, um diesem bei seinem traurigen Geschäfte behülflich zu sein, vergreift sich thätlich an dem ihm vorgesetzten Dienstburschen, Monsieur Noah Claypole, weil dieser von Oliver's unbekannter Mutter böse gesprochen, läuft davon, geräth nach London und in die Hände junger Spitzbuben, dazu abgerichtet, Taschendiebstähle zu machen und die Beute in die Diebsherberge abzuliefern, wird er von einem gutmüthigen reichen Herrn aus den Armen der Polizei befreit, an Kindesstatt aufgenommen, aber durch die Schliche der Räuber entdeckt und durch ihre Ränke in ihre scheußliche Höhle zurückgebracht. Dickens beschreibt die jungen und alten Räuber, ihre rohen Späße, ihre Pfiffigkeiten, ihre verschiedenen Racen, die jungen Frauenzimmer, welche sie in ihrer frühesten Jugend aufgefangen und eingelernt haben, ihre wüste, dumpfe und im Ganzen freudelose Lebensart so anschaulich, daß man glauben möchte, er sei einmal selbst stehendes Mitglied in einer solchen londoner Räubertaverne gewesen. Aber mit derselben lebendigen Anschaulichkeit, wie hier, weiß Dickens alle Lebensverhältnisse, welcher Art sie auch seien, darzustellen. Kenntniß des menschlichen Herzens und die vollendetste Beobachtungsgabe sind britisches Nationalgut, während wir Deutschen uns am liebsten damit beschäf-

Digitized by Google

tigen, was uns gerade für Gedanken über diesen oder jenen Gegenstand, der uns in den Weg kommt, durch den Kopf hin und wiederfahren. Dahee beschuldigt uns ein scharfsichtiger Britr mit Recht, daß wir, in so vielen Dingen demüthig und kriechend im Uebermaße, das stolzeste und eitelste Volk seien, wo es das eingebildete Recht des Kopfes und Verstandes ans Licht zu stellen und zu behaupten gälte. Es ist wahr, so wenig Recht und Rechte wie haben, so rechthaberisch sind wir — und gerade diese Eigenschaft ist unser Unglück. — Um wieder von Oliver Twist zu sprechen. Bei einem nächtlichen Einbruch in eine einsame Villa, wobei der gute Junge gebraucht wird, durch ein schmales Fenster hindurchzukriechen, wird Oliver durch einen Schuß im Arme verwundet; man findet ihn und trägt ihn in das Haus; man bringt ihn zu Bett. Das Haus wird von zwei Damen, einer alten und einer jungen, bewohnt; die letztere, Rosa, ist wie Rosenduft hingehaucht, eine jener fußathmigen jungfräulichen Gestalten, wie sie uns in englischen Romanen so häufig begegnen, und wirklich auch nur in England so zart und süß zu finden sein sollen. Rosa sieht statt des schwarzen Bösewichts, den sie zu erblicken erwartete, ein Kind auf dem Lager; der Kopf liegt auf dem verwundeten Arme, der durch das lange Haar, das über das Kissen fließt, fast ganz verdeckt wird. Rosa streicht Oliver das Haar aus dem Gesichte und läßt, als sie sich über ihn bückt, einige Thränen auf seine Stirn fallen. „Der Knabe bewegt sich und lächelt in seinem Schlafe, als weckten diese Zeichen des Mitleids und der Theilnahme in ihm einen freundlichen Traum von Liebe und Zuneigung, die er nie gekannt, wie dir Töne einer sanften Musik oder das Rauschen von Wasser an einem stillen Plätzchen, oder der Geruch einer Blume, ja, nur die Erwähnung eines traulichen Wortes bisweilen dunkele Erinnerungen an Scenen hervorrufen, die in diesem Leben nicht vorgekommen sind, wie ein Hauch verschwinden und auf ein längst verflossenes, glücklicheres Dasein deuten." Es ist kaum daran zu zweifeln, daß zwischen dieser jungen Dame, deren Geburt, wie wir später erfahren, auch zweifelhaft ist, und dem Knaben eine verwandtschaftliche Beziehung Statt findet, eben so zwischen Oliver und dem alten freundlichen Herrn in London; gewiß aber ist, daß der unheimliche Monks ein besonderes Interesse an Oliver, dessen Mutter und Geburt nimmt, und daß er nicht umsonst mit den Räubern und dem diebshehlerischen Juden umgeht. So freundlich sich auch am Schlusse des zweiten Bandes Oliver's Schicksal gestaltet hat, und so rührend seine kindliche Hingebung an seine beiden Beschützerinnen ist, so schreckt uns doch der finstere Monks, der dem Kleinen auflauert und als dunkle Macht in sein Schicksal heeinzuragen droht. Hoffentlich wird die Gutmüthigkeit des Verf. diese dunkle Macht beseitigen und der gute Knabe nur momentan aus seinem Glück herausgestört werden. — Die den Boz'schen Werken beigegebenen Zeichnungen, von Seymour und Phiz, zu den londoner Skizzen von Cruikshank, übertreiben zum Theil den Dichter, sind aber lebendig, originell und ungemein charakteristisch aufgefaßt; man muß sich indeß mit ihnen zu verständigen wissen, um die Gutmüthigkeit und den Seelenadel des Verfassers auch in ihnen überall wiederzufinden. H. M.

Notizen.

[Victor Hugo's Ruy Blas.]

Von diesem Drama, über welches seiner Zeit unser pariser Correspondent berichtete, ist bereits eine Uebersetzung von Deßler-Manfred erschienen, als 17. Bochn. der in Frankfurt bei Sauerländer herausgekommenen Uebersetzung sämmtlicher Hugo'schen Schriften. Wir machen auf die Namen einiger Uebersetzer aufmerksam: Laube überlieg in dieser Ausgabe Bug Jargal, Prof. Wolff le roi s'amuse, Macion de Lorme, die inneren Stimmen und mit Freiligrath gemeinschaftlich andere lyrische Sachen des Dichters; von dem Letztgenannten sind auch die Dämmerungsgesänge, von Beurmann Ymbert Gallois, Dovalle und die Artikel über Voltaire, Scott, Byron, Lamennais und zur Literatur und Philosophie, von Duller Angelo, von Kortenkamp Notre-Dame und Kromwell, von G. Büchner Lucretia Borgia, von Lewald Mirabeau übersetzen; von Adrian ist die Biographie und Charakteristik des französischen Dichters im ersten Bändchen verfaßt.

[Rudolph Weigel's Kunstcatalog.]

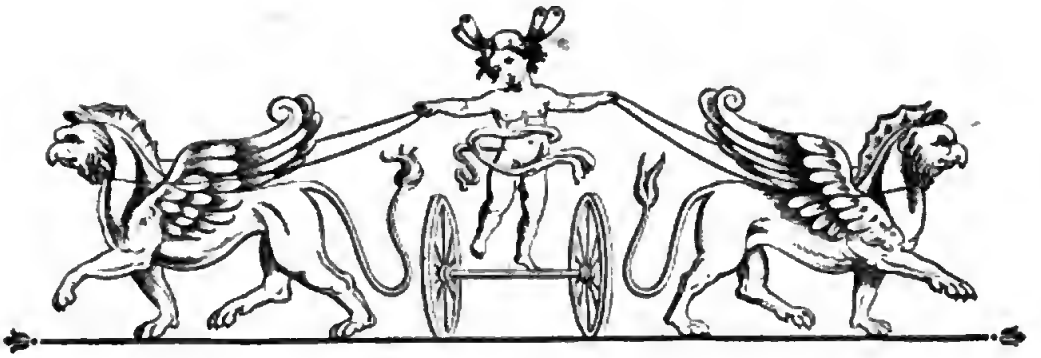
Eine sehr willkommene Gabe sind Kunstkennern und Freunden Hrn. Weigel's Cataloge, die nun, 7 an der Zahl, zu einem Bande zusammengefaßt sind, und mit einem höchst sorgfältig gearbeiteten Register versehen, ein unentbehrliches Handbuch bilden, um über die Literatur, Geschichte und Kritik der Kunst, als auch über Galerieverzeichnisse und einzelne Werke selbst sich augenblicklich Rath zu erholen. Die Fortsetzung dieser Cataloge wird ferner in den Heften der „Münchner Jahrbücher" erscheinen.

[Strauß über Schleiermacher.]

Mit No. 13. beginnt in den Hallischen Jahrbüchern ein Aufsatz von David Strauß über Schleiermacher und Daub, auf den wir das Publicum aufmerksam machen. Sonstige geistvolle Beiträge nicht gerechnet, wie Vischer's Bericht über die Literatur zum Goethe'schen Faust u. a., ist jene Abhandlung eine besondere Zierde dieser Jahrbücher.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 25. — den 4. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria.

Ein deutsches Lebensbild von L. Alpen.

In der Dämmerstunde eines langen Sommertages befand sich der Herr eines großen kaufmännischen Geschäfts ganz allein in seinem Comptoir. Er entwarf, wie es schien, große Pläne, während er bald sitzend vor sich hinstarrte, bald mit starken Schritten umherging, bald heftig seine Stirn rieb. Er bestand eine Krisis, die alle seine Kräfte in Anspruch nahm, und befand sich eben im Speculirparoxysmus. Er fieberte und rang nach großen Projecten; aber die Combinationen seines speculativen Verstandes gaben immer noch nicht das befriedigende Resultat. — Die von außen vergitterten Fenster ließen nur noch spärlich das letzte Licht des scheidenden Tages in das Comptoir. Die leeren Sessel der Commis, die ruhenden Federn, die vielen großen Bücher, und die säuselnde Stille, zuweilen von dem schallenden Schritte des Kaufmannes unterbrochen, gaben dem Comptoir einen beängstigenden Ausdruck, wie jeder Einsamkeit, der man eine vorangegangene Belebtheit ansieht. — Der Kaufmann fand sich plötzlich dadurch bedrückt, als er auf den Schlag der Uhr horchte, und diese ihm die vorherige Stille, in die ihre Stimme drang, scharf markirte. — Es trieb ihn, das Comptoir zu verlassen, und aus der Angst, es noch uneinig mit sich verlassen zu müssen, entsprang ein klarer Plan. Ja, sagte er ganz erfreut, 30,000 Thaler mehr in meinen Fond, und ich kann die Commandite bequem errichten. Ich kann meinem Sohne die ganzen Vorzüge meiner Geschäftsstellung übertragen, ohne mich dadurch zum Invaliden zu machen. Ich werde den Kreis meiner Wirksamkeit erweitern, und als der beste Vater ihm den Seinen schaffen. Der gute Vater, Herr Wallberg, meinte damit, daß sein erster ihm unentbehrlicher Commis aus seinem Geschäft treten wollte, und daß er ihn als Compagnon weiter zu fesseln wünschte. Dieser Compagnon aber hielt seinen Sohn für einen höchst unvollkommenen Kaufmann, und vertrug sich nicht mit ihm. Herr Wallberg mußte die Vaterliebe und die Leidenschaft für den Flor seines Geschäfts vereinen. Das war seine große Bemühung! Natürlich dachte er sich das Glück seines Sohnes als Kaufmann, und suchte es so zu gestalten, wie seine eigenen stets kaufmännischen Wünsche es ihn begreifen lehrten. Genug, er verließ seine Einsamkeit mit dem Beschluß: Fritz muß heirathen; Rosa erhält unbedingt die nothwendige Mitgift; sie ist hübsch, jung, ihr Vater und ich sind Freunde; Alles geht vortrefflich! Und er schnalzte, aufs höchste vergnügt, mit seinen Fingern.

Herr Wallberg war einer jener Köpfe, die stets in der vollkommensten Ordnung sein müssen, in denen es wie in einer vortrefflichen Hauswirthschaft immer aufgeräumt, immer arrangirt aussehen muß, wenn sich die Contenance erhalten soll. Herr Wallberg machte sich aus Herzenserschütterungen wenig, wenn nur nicht die Speculationen und Pläne, die er sich in seinem Kopfe zurechtlegte, zerrissen wurden. Er wußte sie stets zur rechten Zeit zu erfassen, anzuwenden. Für alle zu er-

Digitized by Google

warteuden Ereigniſſe hatte er Vorräthe von Abwendungs- und Annehmungstheorien in ſeinem Verſtande aufgeſpricherr. Nichts durfte ihn überraſchrn. Für Alles ſorgte er im Voraus. Nur wenn ſich ihm Befürchtungen für den oder jenrn möglichen Fall aufdrangen, die er ſich nicht gleich durch Arrangements unſchädlich zu denken vermochte, dann faßte er ſeinen Kopf mit beiden Händen, und fühlte ihn mit Todesangſt dem Zerſpringen nahe. Er lebte nur, wenn er, wie eine Spinne, mitten in einrm Netz von intrigantrn Ideen, gegen feindliche Einwirkungen von außen grſichert war. Störten oder zerriſſen Begebenheiten ſeine künſtlichen Fädrn, ſo erſetzte ſie neuer Fleiß. Lücken litt er nie, und arbeitete, bis er wieder von allen Seiten umſponnen und geſichert war.

Herr Wallberg betrat ſrinen am Hauſe gelegenen Garten. Er liebte es, für einen reichen Mann von Bildung und Geſchmack zu gelten, und ſich dem Amuſement hinzugeben, wenn er ſich recht fertig, recht einig mit ſich ſelbſt fühlte. Er gab deshalb Abendgeſellſchaften, als reicher Mann, er gab ſie in ſeinem Garten bei Lampenlicht und Sternenſchimmer, als ein Mann, der ſogar Gefallen am Phantaſtiſchen findet. In ſeinen Geſellſchaften ward Thee in einem decorirten offenen Sommerhauſe getrunken, wrlches man die Säulenhalle nannte. Bei alle dem ſuchte Herrn Wallberg's Stolz jede Vermuthung von ſich abzuwenden, als könne er den Willen haben, ein vornehmeres Haus zu führen, als einem Manne des Comptoirs zukomme. Er wiedrrholte oft: Ich bin nur ein Bürgerlicher, und ſchließe Steifheit und Ceremoniel, ſo viel es der Anſtand erlaubt, von meinen Geſellſchaften aus. Man hatte es mit der Abſchaffung des Ceremoniels gerade ſo weit gebracht, daß die Herren Tabak rauchten. Die Jüngern verſuchten dadurch die Mücken zu vertreiben, die Aeltern thaten es ohne Nutzanwendung; ſie gingen ſchon weiter, und unternahmrn rs rein des Vergnügens wegrn. Dieſe Geſellſchaften beſtanden übrigens aus allen den Vornehmen der Stadt, die ſich, während ſie immer lächeln, das Anſehen des Liberalismus geben wollen, aus reichen Kaufleuten, die den Ariſtokratismus mit Worten verachten, indem ſie ihn thätlich üben, aus ſorgenden Müttern mit heirathſüchtigrn Töchtern, aus jungen Weltmännern, die ſich überall verſuchen, und aus Schmarotzern. Herr Wallberg war Wittwer. Die Honneurs machte eine im Hauſe lebende Couſine. Dirs alte vortreffliche Mädchen verdankte die ſteife noble Haltung, welche man Tournure nannte, der alten Gewohnheit, eine feſte Halskrauſe zu tragen, und dem ſaubern, matronenartigen Anzuge das ſo anerkannt Decente ihrer ganzen Erſcheinung, wodurch ſie immer von neuem den Ruf einer charmanten Dame befeſtigte. Ich ſagte: Herr Wallberg betrat den Garten. Er ſah, daß man die Säulenhalle zum Empfang der heute geladenrn Gäſte bereitetr. Er bemerkte, daß man den ſämmtlichen Bäumen Lampen vorgeſteckt hatte, und murmelte zufrieden: zauberhaft, hübſch wird ſich das machen. Dem Bedienten gab er den Auftrag, ihm ſogleich ſeinen Sohn zu ſchickrn, ſobald er komme. Er eilte dann in eine Winkellaube des Gartens, wo er, Friedrich erwartend, gemüthlich Platz nahm und Figuren in den Sand zeichnete. Sehr vortheilhaft nahm ſich darunter ein gut portraitirter Geldſack aus, mit der Deviſe: 30,000 Thaler, und einer Blumenumkränzung. Nachdem Herr Wallberg ſich mehrmals geſtanden: „Ein prächtiger, vortrefflicher Junge iſt mein Sohn," kam dieſer außer Athem, ſrinen Vater ſuchend, an. „Mein lieber Vater," ſagte er, zärtlich ſeine Hand küſſend, „Sie wünſchen mich zu ſprechen, und ich eile, Ihren Wunſch zu rrfüllen."

„Ja in der That, ich habe Dir viel und Wichtiges zu ſagen."

„Mein Gott, Ihre bedeutungsvolle Miene erſchreckt mich. Wie? hätten Sie ein Unglück zu beklagen?"

Herr Wallberg beruhigte Feiedrich durch rinige Orakelſprüche, und ſagte dann: „Mein Sohn, ich habe mich nie in Deine Angelegenheiten gemiſcht, ich habe Dir meine Diſcretion bewieſen; aber heut, vergib mir, forrdere ich Dein Vertrauen." Friedrich fühlt ſich beſchämt, daß er nie bemerkt, wie diſcret man mit ihm umgehe, obgleich ſein Vater bis jetzt nicht Zeit gehabt, an Diſcretion zu drnken. Er eröffnet vertrauungsvoll ſein Herz, und bringt eine unbändigr Reiſeluſt an den Tag, die ihn, wie er ſich ausdrückt, in die weite, weite Welt zieht. Herr Wallberg merkt den Riß ſehr ſchmerzlich, den Friedrich mit ſeiner Reiſeluſt in die wohlgeordnetrn Anlagen ſeines Beglückungsſyſtems bringt. Er kann nicht glauben, daß das, was ihm ſo ſchön und gut erſcheint, nicht wirklich das Beſte und Schönſte iſt. Wir ſollte er ſich dann bequem mit der Sorge um ſeinen Sohn befaſſen, wenn dieſer weit rntfernt, wenn die Ungewißheit übrr ſein Ergehen ſich zwiſchen alle Gedanken an ihn drängte. — Genug, Frirdrich erfährt den Plan ſrines Vaters, und die Verſicherung, daß nur ſeine Erfüllung zum Heile für ihn führt. Die beweglichen veränderlichen Züge des jungen Mannes nahmen im erſten

Digitized by Google

Augenblick den Charakter der Erschrockenheit an, als er seine Bestimmung hört. Wie! er soll eine Commandite übernehmen, mit dem Gelde und der Person einer schwachen, sensiblen Frau, die er bis jetzt immer mitleidig als Patientin berücksichtigte? Er, dem das Geschäftsterrain stets der unangenehmste Tummelplatz gewesen, wo er sich nie ohne Anstrengung, ohne Abneigung, ja selten ohne zu straucheln bewegte, sollte nun die Zukunft eines jungen, von den Verzärtelungen des Reichthums verwöhnten Mädchens mit seinen Geschäftsoperationen verbinden? Er ist sehr erschrocken über das, was man von ihm wünscht. Herr Wallberg seinerseits ist schwer getroffen von dem Schreck seines Sohnes, der ihn aus seinen Plänen reißt, und der momentanen Unmöglichkeit gegenüber stellt, sogleich Ersatz zu schaffen. Er faltet die Hände und blickt mit bleichen Zügen verlangend zum Himmel. Friedrich aber kann Niemanden leiden sehen, am wenigsten seinen Vater; er ist ein guter Mensch. Sein Herz, zu weich, um nicht sogleich das tiefste Mitleid zu empfinden, und zugleich zu zart für das Mitleid, ist stets, um sich zu erleichtern, zum Helfen genöthigt. Friedrich liebt außerdem die Tugend so leidenschaftlich, wie ein Spieler seine Karten, ein Trinker seinen Wein. Er erlaubt sich keine Erläuterung dessen, was er seinen schwachen Schultern aufbürdet, indem er den Kummer seines Vaters tilgt. Er fühlt nur das Entzücken einer großen Handlung, indem er über seine Größe erstaunend ausruft: „Mein Vater! ich werbe noch heute um Rosa Felden; ich übernehme die Commandite — Sie dürfen, Sie sollen keinen Kummer haben. Nun lassen Sie uns die Gäste empfangen." Und Beide begaben sich beglückt in die Säulenhalle. —

Herr Wallberg, Friedrich und die Cousine empfingen die Gäste, welche bereits die erleuchtete Säulenhalle zum Theil füllten. Es war kein Feenreich, von ätherischen Luftgebilden belebt, kein magischer Götterkreis, diese Gesellschaft von hübschen und häßlichen Frauen, in modernen Theeostüms, von Männern in Uniform mit steifen Kragen, und andern in Fracks und Cravatten, aber es war ein leidlich hübscher Anblick. Den Gegensatz zwischen Natur und Theezirkel, die Romantik des dunklen Gartentheiles gegen den geputzten Menschenhaufen, das dort so zügellos vergnügte Schwirren der Insecten gegen das Eintönige der geselligen Redensarten, dies waren Contraste, die Niemand bemerkte. Sobald jeder der Angekommenen schuldigermaße Freude geäußert über den Genuß des Theetrinkens unter dem freien Himmel, hatten sie der Natur den nöthigen Tribut gezollt, und dachten nicht mehr daran, ob sie sich in den Mauern eines Hauses befänden, oder unter'm Sternenzelt. Friedrich genügte seinen Pflichten als Wirth auf etwas übertriebene Weise. Er rückte so viele Stühle herbei, daß er die Leute incommodirte. Er nimmt dem Bedienten die Beschäftigung, indem er Hüte, Tücher und Schleier der Ankommenden auf seinem Arme zusammenhäuft, und das Ganze zuletzt nicht zu placiren weiß. Er ist bei den letzten Gästen schon so oft aufs Höchste, Außerordentlichste erfreut gewesen, sie hier zu sehen, daß er seine Freude nun nicht mehr ausdrücken kann, als der Herr Commerzienrath Felden mit seinem blassen Töchterchen erscheint.

„Ach," sagt eine hübsche, noch ziemlich junge Witwe zu ihrer noch sehr jungen Tochter, „welch ein guter Mensch, dieser Wallberg! Wäre ich noch jung und hübsch, nur er könnte mein Herz gewinnen. Wie zärtlich er seinen Vater anblickt, welche Güte in jedem Worte! Er hat die charmanteste Anlagen zum Ehemann." Das junge Mädchen erröthet und schlägt die Augen nieder. Töchterchen," flüsterte zufrieden die Mutter, „ich werde daran denken müssen, mich mit der Einsamkeit zu befreunden."

Herr Wallberg fühlt sich sehr lustig; er sieht, daß Friedrich Rosa auf das Angelegentlichste unterhält, und sagt: „Der göttliche Junge denkt mir zu Liebe nicht mehr an seine Reisen." Rosa spricht von dem Zauber der Dämmerstunde, vom Magnetismus des Mondes, und verwickelt sich und Friedrich in die wohlthätigste Rührung. Da erinnert sich Friedrich eines großen Werkes, das er diesen Abend zu vollbringen entschlossen war. Man hatte zwei Feinde eingeladen, zwei Männer, deren frühere Freundschaft sich durch die beiderseitige Ueberzeugung aufgelöst, daß sie sich besser so weit als möglich entfernt ständen. Man sprach in der Stadt so viel von dem gelösten Freundschaftsbunde, daß Friedrich seine edlen Gesinnungen auf das Wohl dieser Männer ausdehnte, und sich ihre Versöhnung zur Aufgabe machte. Er hatte sie eingeladen. „Mein Herr Doctor," sagte er dem Ernstesten der Beiden, „es wünscht Sie Jemand zu sprechen; Sie erlauben doch, daß ich diese Person zu Ihnen führe?" Und er fühlt sich schon im Voraus von der Scene gerührt, die er hier vorbereitet. „Ich bitte," antwortet der Doctor. Friedrich eilt an das andere Ende der Halle. Er spricht den zweiten an, für dessen Wohl er sich so lebhaft interessirt, und durch welchen er die Seligkeit einer guten That zu empfinden hoffte. „Mein Herr,

Digitized by Google

Sie erlauben mir, Sie einem Manne zuzuführen, der Ihre Bekanntschaft, Ihre Freundschaft auf das Innigste wünscht." Der Advokat erlaubt das gern. Er überläßt sich der Leitung des jungen Mannes, von dem er rasch durch das Gewühl gezogen wird. Unterdeß bemerken eine Menge Leute den Vorsatz Friedrich's, und die gewöhnliche Theilnahme der Neugier versammelt sie, so artig es die Raschheit gestattet, um die Scene. Die feindlichen Männer stehen sich nun plötzlich gegenüber, und finden sich zum Gegenstand einer Neugier erhoben, welche sie tief verletzt. Sie haben sich nicht gehaßt, nur getrennt, um dem Hasse auszuweichen. Jetzt wird ihnen die Trennung zur Caricatur gemacht, und während Friedrich mit dem Lächeln eines Genius ihre Hände ineinanderlegt, während ein Theil der Zuschauer da Capo rufen möchte, der Andere sich gerührt amüsirt, gibt Jeder der beiden neu Vereinten dem Andern die Schuld der bittern Kränkung. (D. F. f.)

Notizen.

[Musik in Leipzig, Mrs. Shaw, Mr. Bennett.]

Wir hörten in den letzten Tagen unter anderem die beiden Ouvertüren von Bennett, zur Waldnymphe, und zu den Najaden. Jene zum ersten Male. Sie ist reich an kleinen Neckereien für das Orchester, verlangt eine Menge höchst eigenwilliger Kalkulandos und die gewissenhafteste Beobachtung aller leisen Nüancen, belohnt aber auch den darauf verwendeten Fleiß in der Execution. Die jugendfrische Lieblichkeit dieses Musikstücks, dieses Scherzen, Kosen und Tanzen in lauer Frühlingsluft, dann wieder das tiefe Aufathmen, ein Besinnen auf sich selbst und den höhern Zusammenhang der Dinge — dies macht die Ouvertüre zu dem Besten, was wir von Bennett hörten, er tritt mit diesem Stück aus der Schule heraus, die man ihm noch anfühlte. Die Ouverture zu den „Najaden" ist noch ganz seinem Vorbilde Mendelssohn-Bartholdy und dessen Lieblingseigenheiten abgelauscht, — vor allen Dingen ist sie für das darin Dargebotene viel zu lang und mancher wenig ergiebige Gedanke kehrt zu oft wieder. Dagegen steigert sich an Mendelssohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum" fortgesetzt das Wohlgefallen bei jedesmaliger Wiederholung, selbst wenn man über die Art und Weise, wie hier die Elfen musikalisch eingeführt werden, anderer Meinung ist und Weber's Elfen in Oberon für ganz andere, höhere, mehr aus Luft und Licht gewobene Wesen hält.

Ein Hr. Hafner aus Wien spielte Variationen von Mayseder. Glatt, sauber, ohne weitere Eigenthümlichkeit.

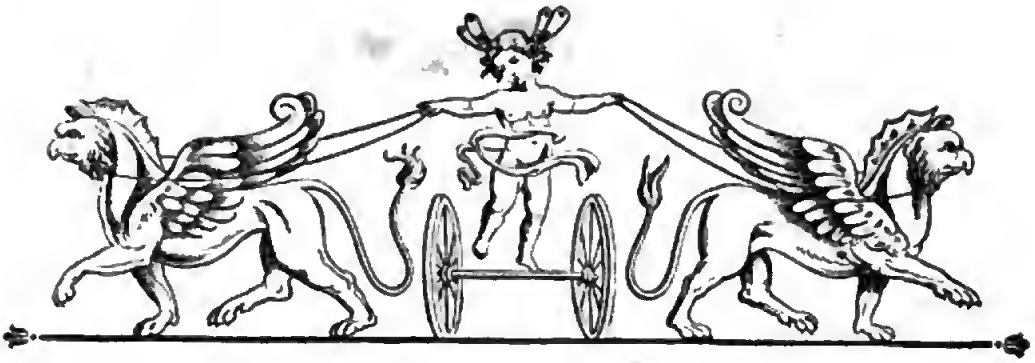
Mrs. Shaw sang auf Verlangen abermals die Arie aus dem Messias. In diesem Tonstück entfaltet sich am vollständigsten die Eigenthümlichkeit dieser gediegenen, ausgezeichneten Sängerin. So ganz erfüllt von inniger Frömmigkeit, von so zarter, tiefer Trauer über das Loos des wahrhaft Großen ist dieser Klagelaut vom Altmeister Händel gedacht und gefühlt. Nicht minderen Werth hat Mrs. Shaw's Vortrag der Mendelssohn'schen Arie aus dem Paulus: „Der Herr verläßt die Seinen nicht." In diesen beiden Stücken feiert Mrs. Shaw ihren Triumph. — Zu ihrem glänzend besuchten Benefizconcert, am 28. Jan., hatten sich unsere besten musikalischen Kräfte vereinigt; Mendelssohn spielte eine Beethoven'sche Sonate, David ein neues Concertstück eigner Composition u. s. w. Mrs. Shaw sang eine Arie von Mercadante, schottische Balladen, das Addio von Mozart u. a. unter stürmischem Beifall.

[Byron-Uebersetzungen.]

Die Uebersetzung Byron's vom Professor Adrian schien eine Fabrikarbeit zu sein, zu der der genannte Herausgeber mehrere junge Leute gewonnen, die sehr ungleich arbeiteten. Von Adolph Wagner besitzen wir eine höchst sorgfältige, in vieler Beziehung ausgezeichnete Uebertragung des Manfred. Jetzt übersetzt Ortlepp Byron (Stuttgart, Hoffmann), d. h. Ortlepp läßt Byron durch sein Gehirn laufen, und obschon Ortlepp's Gehirn einem Siebe gleicht, durch das schon Mehreres hindurchgetrieben, so kommt aus diesem Siebe doch nichts ungefährdet weg, bei diesem Durchschlagsprocesse bleibt von Byron nichts übrig, von diesem durch Ortlepp übersetzten Byron ist jeder Zoll Ortlepp geworden. Eine beklagenswerthe Auflösung und Verwässerung, diese Uebertragung, die als erster Band sämmtlicher Werke des englischen Dichters angekündigt ist. Der Titel sagt: „Nach den Anforderungen unserer Zeit neu übersetzt von Mehreren." Daß Ortlepp's Dolmetschung eine den Anforderungen unserer Zeit entsprechende genannt wird, ist wahrscheinlich auf diese unsere Zeit satyrisch gemeint. — Dagegen können wir mit wahrhafter Freude auf die Uebersetzung Byron's von Adolf Böttger (Leipzig, Otto Wigand) aufmerksam machen, in vier Lieferungen, von denen die erste mit dem lithographirten Bildniß des Dichters vorliegt. Hier bekundet sich ernster Beruf, ein tüchtiger Wille, das Verständniß klar und geschmackvoll an den Tag zu legen, der Deutlichkeit den Tiefsinn des Originals nicht aufzuopfern, und eben so wenig diesem jene. Auf die Darstellung der Lebensschicksale folgt Harold's Pilgerfahrt. Der talentvolle Uebersetzer, von dem wir unsern Lesern einige Sonette mittheilten, hat sich gleich an das schwierigste Gedicht gemacht, und seine Arbeit verdient gegen die Zedlitz'sche, oft harte, triviale und platte Uebertragung in jeder Beziehung den Vorrang. Es fehlt uns an Raum, sonst würden wir einige der sinnschwierigsten, wortverschlungensten Stellen, z. B. den Anruf an Janthe, den Anfang des dritten Gesanges, oder die leidenschaftlich elegischen Verse 120 fg. im vierten Gesange, mit der Zedlitz'schen Uebersetzung zum Vergleich mittheilen. — Da die schwere Spenser-Stanze so gelungen ist, können wir auch in Bezug auf Don Juan und die übrigen Dichtungen Werthvolles hoffen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags . — 26. — den 5. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria.

(Fortsetzung.)

Sie drücken sich als gebildete Leute, die Skandal vermeiden, krampfhaft die Hände, und die, welche sich gleichgültig und fremd geworden, vereinen sich nun zur erbitterten Freundschaft. „Solche guten Thaten sind wuchernde Giftpflanzen!" sagt geäegeet ein sehr imponirender junger Mann zu seiner Nachbaein, einem Mädchen von Unschuld, Häßlichkeit und naiver Dummheit. „Himmel!" flüstert diese ihrer Mutter zu, „der Baron ist gewiß ein Atheist!"

Fräulein Rosa Felden zerdrückt eine Thräne in ihrem blauen Auge, die ein junger Hauptmann mit kleinem Gehalt, Heirathslust, brauner Gesichtsfaebe und schwarzem Schnurrbart sogleich für die köstlichste Perle erklärt. — Friedrich tritt jetzt mit der Miene eines Triumphators zu Rosa. Er hebt, bewegt von dem Wohlwollen, welches ein guter Mensch immer in dem Augenblicke, wo alle Blicke auf ihm ruhen, wittert, eine Blume auf, die Rosa's Händen entfallen. Er überreicht sie ihr und ihre zusammenteeffenden Blicke knüpfen zwischen Beiden ein Band von sentimentaler Sympathie. Er hält seine Verliebtheit für den Segen seines Vaters, und fürchtet nur, er könne von ihm so reich mit Glück überschüttet werden, daß ihm das Größte, die Ueberzeugung, ein Opfer der Kindesliebe zu sein, ganz verloren geht. Friedrich eilt, von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt, in die Gänge des Gartens. In dem dunkelsten Theile lassen sich zwei Stimmen vernehmen. „Alfred," flüsterten sehr bewegt die Lippen einer Dame, „Alfred, Sie wollen mich wirklich verlassen?" — „Ja, Madame; ich liebe Sie nicht mehr." — „Aber wir sind so glücklich gewesen in unserm Verhältniß!" — „Eben deshalb, Madame. Das Glück war unser Zweck, Sie können es mir nicht mehr gewähren, deshalb ich Ihnen nicht. Lassen Sie die Erinnerung an unsere Bekanntschaft rein bleiben, frei von Aerger und Bitterkeit, trennen wir uns!" — „Wie könnte ich jetzt gleichgültig mit Ihnen zusammenkommen, mich und Sie quälen, weil wir uns einst liebten?" seufzte diese Elvira. — „Leben Sie wohl, Madame," ertönte nochmals die männliche Stimme, „ich liebte Sie sehr, und will Sie nur geliebt haben." —

„Welch ein Tyrann, welch grausamer Egoismus!" sagte Friedrich, nachdem er dies Gespräch mit angehört. „Wie kann man so abscheulich sein, immer nur sich selbst zu berücksichtigen!"

Die Gesellschaft gestattete sich nun, in verschiedene Gruppen getheilt, Bewegungen im Garten. Man fand sich zusammen, wie es Höflichkeit, Pflicht, Interesse und Absichten erforderten. Wallberg und der alte Felden gehen Arm in Arm. Alfeed, ein bleicher schlanker Mann mit der interessanten Schroffheit der vollkommensten Selbstständigkeit in seinen Zügen, geleitet seine Dame von dem Platze zurück, der ihren letzten Kuß belauscht. Madame, eine allerliebste Brünette von dunklem Teint und verlangenden Augen, mustert, von der Gewißheit durchdrungen, Alfred aufgeben zu müssen, die junge Män-

Digitized by Google

nerwelt, die ſich breilt, ihr zu gefallen. Friedrich ſieht von weitem den Hauptmann mit Roſa auf eine illuminirte Laube zuſchreiten. Er kann ſich's nicht veeſagen, neuglerig auf ihr Geſpräch zu ſein, und poſtirt ſich, mit Regungen der Eifeeſucht, unbemerkt hinter das dichtr Laubweek. „Rein Feäulein," beginnt der Hauptmann mit ſonorer Stimme, und von kränkenden Voeſtellungen überwältigt, die ihm das Angenehme rines Mädchens mit 30,000 Thaleen Mitgift genügend malen. „Rein Feäulein, wie rs ſchrint, wird Hymen Sie bald der Verehrung derjenigen unzugänglich machen, die ſtets bereit waren, ihr Leben um ein freundliches Lächeln Ihres ſchönen Mundes zu geben." Und er küßtr ehefuchtsvoll ihre Hand, von einem tiefen Seufzer begleitet. Roſa, für die Harmonie der Seufzer keankhaft eingenommen, waed auf der Stellr davon angeſteckt. Sie dachte mit vollem Liebesgefühl an Friedrich und ſeufzte, der Hauptmann ſeufzte wirder, und Friedeich, die melancholiſchr Melodie dieſes Seufzeeduetts vernehmend, bekam einen Mitleidskeampf für das Ilnglück dieſer beiden Perſonen. Er ließ ſich auf der Stelle von dieſem Gefühl ſo ganz einnehmen, daß ihm nur das Eine gewiß etſchien: Roſa und der Hauptmann lieben ſich, und er darf nicht zwiſchin ſie treten. Ja, er muß ſie aufgeben, bringt ihm doch das kleine Weh im Herzen, welches er dabei überwältigt, ein Stück Himmel ein duech die Befriedigung ſeines zarten Gewiſſens. —

Später, nachdem die Geſellſchaft ſich längſt rntfernt hat, und Friedeich ſich eben dem Schlaf überlaſſen will, fällt ihm der ganze Plan ſeines Vatees wieder ein, und daß er Roſa ja eigentlich um des Vaters willen zu ſeiner Braut zu machen gedachte. Himmel! wie ſoll er morgen den Kummer, den Schmerz dieſes Mannes ertragen. Zu ſchwer dünkt ihm die Laſt, ein Leiden vor ſich zu ſehen, welches er heebeiführt. Die Fuecht, morgen die Unbequrmlichkeit ſchmerzliche Vorwüefe retragen zu müſſen, raubt ihm faſt die Beſinnung. — Da grlangte er zu einem Entſchluß. Er wied den Vater zufriedrn ſtellen, Roſa dem Hauptmann überlaſſen, und ſich mit der Tugend noch enger veebinden! Berauſcht von dee kindlichen Seligkeit ſeines Entſchluſſes eegibt ee ſich dem Schlafe.

Am andern Tage eilt Friedrich mit der Vollſtreckung ſeinee Entſchlüſſe. Er rilt, ſich recht bald mitten in der Eefüllung ſeinee Wünſche zu befinden. Grdanken an Roſa vrrſcheucht er, denn was kann er thun, als entſagen? Unmöglich kann ee mit ihe ſpeechen! Die Sache iſt zu zart, nein, ſie mag glauben, was ihe einfällt! — Feiedeich iſt auf dem Wegr zu einer jungen Dame, welchr ſchön, reich und coqueit, von vielen Feauen gemieden, von vielen Männern geliebt, von Andern gefüechtet oder geſchmäht, in der Stadt mit ihrer Mutter lebt. In dem Beſteeben, ſich zu helfen, fiel ihm geſteen das Abenteuerlichſte als das Leichteſtr ein. Er hirlt den Einfall feſt, und begab ſich zu Marien, um ihr, die ihm einige Male Beweiſe des Wohlwollens gegeben, ſeine Hand anzubieten. Man ſchlug ihr Vermögen nur um wenig geeinger an, als das Roſa's. Frirdrich hatte nie umherlaufenden Geeüchten über Marien Glauben geſchenkt; er widecegtr ſie ſtets, indem er als unmöglich frſtſtellte, daß rin Mädchen, die wohlthätig, hülferich für Armr, andächtig in dee Kirche, beſonders bei ſchöner Muſik, zugleich einen Liebhaber nach dem andern haben kounc. — Ihr zweideutiger Ruf macht ihm Kummer — er liebt ſir deshalb nicht; er verwahet ſich ſogar gegen das Intereſſe, das rr für ſir fühlt; denn dir Ileſache dieſes Intereſſes, ihre Wildheit, ihre Ungenirtheit nimmt er ſich vor, ihr abzugrwöhnen. — Auf der Straße begegnet ihm ein Bekannter. Blaß und mager trägt rr Spueen von Keänklichkeit. „Rein Gott," ſagt Feiedeich, „Sir waern keank? wie? und ich wußte nichts? Welcher Arzt behandeltr Sie? iſt Alles vorüber? befinden ſie ſich wieder vollkommrn wohl?" — „Rein," wae die Antwort, „ich habe eine Schwäche zurückbehalten, die mich an den Aebeiten zu meinem Examen verhindert. O, das macht mich ſehr unglücklich; denn ich rrwartete ſo ſehnſüchtig meinen Termin," ſetzte der junge Juriſt höchſt traurig hinzu.

„Freund! daean iſt der verdammte Doctor ſchuld. Ich kennr ihn ſchon, dieſen Mackiſchreier, dieſen Taugenichts. Hätten Sie mich Ihee Krankheit wiſſen laſſrn, — mein Arzt iſt ein Wundermann — geſund wir ich ſtünden Sie hiee. Rein, ich kann mich nicht beruhigen, Sie von dem Quackſalber ſo zugerichtet zu ſehen, es iſt himmelſchreiend." Der gutmüthigr Feiedeich jammerte ſo lange über die etwas bleichen Wangen ſeines Bekannten, daß dirſer, von Einbildungen und Reue übrr die Wahl ſeines Aeztes ergriffen, ſchwächer als je voe drm Troſt nach Hauſr geht.

Wäheend drſſen ahnt Marie den Beſuch nicht im Entferneſtrn, der ihr bevorſteht. Das junge Mädchen iſt in der übelſten Laune aufgeſtanden, Wolken des Unmuths lageen auf iheer ſchönen Stirn. Sie befindet ſich in einem Gemache, in welchem ſie daduech, daß ſie die Rouleaux herabgezogen, dasjenigr Halbdunkrl her-

Digitized by Google

vorgebracht hat, welches ihe füe ihre Stimmung allein passend dünkt. Sie hatte sich vorgenommen, nichts zu thun, um ihre Traurigkeit zu vertreiben; denn sie fühlte sich zu schwach und muthios, diese Trautigkeit vollkommen los zu weeden. Nach einigen Minuten jedoch vermochte sie nicht mehr, unthätig zu bleiben. Der große Trumeau des Zimmers zeigte ihre Gestalt, von dem Dunkel des Gemaches umflossen, ähnlich der einer Kranken. Dee Reflex des Lichtes, welches durch die verhangenen Fenster drang, gab im Spiegel den Zügen Mariens etwas Vrrdämmerndes, und das junge Mädchen freute sich des hinfälligen Spiegeibildes ... so weit brachte sie ihre Traurigkeit! Sie löste ihr üppiges dunkelblondes Haar, und ließ es über die Schultern fliegen, dann kreuzte sie die Arme über ihre Brust, um ihre stille Verzweiflung, ihre Ergebung sich selbst im Spiegei vorzuführen, und während sie sich mit Schmerz so betrachtete, mußte sie doch zugleich im Abbilde die hinreißende Schönheit ihrer plastischen Gestait bemerken. Unwillkürlich eilte sie, dem Lichte mehr Zugang in das Zimmer zu verschaffen, plötzlich aber mit festen Blicken auf sich selbst, füllen sich die schönen Augen mit hellen Thränen, das Bild vor ihr verwirrt sich und sie schluchzt heftig. Ich bin doch unglücklich, seufzt sie, ob schön odee nicht. Und wer weiß, ob mich meine Augen nicht täuschen, ob nicht alles blos Täuschung, blos Eiteikeit ist!

So wunderlich war Maria. Jugend, Liebreiz, Eigensinn und Coquetterie, alles war in ihr ein seltsames Gemisch. Tausendfältige Nüancen des Temperaments, unendliche Tiefe des Gefühls, Eigenheiten, Stimmungen, geistige und physische übeetriebene Forderungen, geben ihrem Charakter so viele verschiedene Farben, daß man ihn unmöglich schildern kann, ohne nur halb wahe zu bleiben. Maria verdankte ihre heutige Ermattung einer Sucht nach Illusionen, die ihr Herz stets aufsuchte und ihr Verstand stets wieder zerstörte. Sie hatte sich gestern von der Lächerlichkeit eines Mannes überzeugt, den sie sehr verehrte um seines Stolzes willen, der aber diesen Stoiz gestern als Maske, höchstens als Arroganz gezeigt. Das junge Mädchen will, muß lieben, so fordert es gebieterisch die Wärme ihres Herzens, aber sie muß bewundern, anbeten, um liebrn zu können. So will es eine unbezwingbare Macht, die nie befeiedigt wird; denn Maria sieht immer wieder von neuem Aufschlüsse sich ihr zudrängen, welche sie fortreißen vom Ziele. Ihr Herz will lieben, und ihr Verstand zeigt ihr da Schwächen, wo sie lieben wollte. „Ach," sagt sie sich heute, „ich will mich meinem Schicksale überlassen, ich will nichts mehr. Mögen die Tage an mir vorübergehen, wie Schattenbilder, ich werde nichts von ihnen verlangen, darum wird mich keiner mehe täuschen." Damit nahm sie in der Ecke ihres Sophas Platz, verfolgte die Linien der Tapetenmalerei, betrachtete ihre so hübschen, weißen Hände, ihre kleinen Füße, den Ueberzug des Sophas und konnte eben die Langeweile ihres Zustandes nicht mehr ertragen, als ihr Mädchen Herrn Wallberg meldete. „Er ist mie angenehm," sagte Maria, der Unterbrechung sehr froh; — schon warf ein mädchenhaftes neugieriges Interesse ihre Vorsätze gänzlich um. Sie erwartete außerordentlich viel von dem überraschenden Besuch, und gab geen die Leerheit des vorigen Augenblicks darum hin. Ideen um Ideen drängten sich in ihrem Kopf, was Wallberg wohl herführe? Die sonderbarsten sind ihr die angenehmsten. Friedrich, dem auf der Treppe das Außergewöhnliche seines Besuchs erst recht einleuchtet, ermannt sich hereisch, er tritt verlegen, aber entschlossen ein. „Mein Herr," sagt Maria, „Sie wünschen mich zu sprechen. Mein Gott, sie zittern ja! Nehmen Sie Platz; ich bitte." Sie geleitet ihn zum Sopha.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Schweizerskizzen vom Verfasser des Deutschen in Paris, des deutschen Studenten u. s. w. Leipzig, Hartknoch.

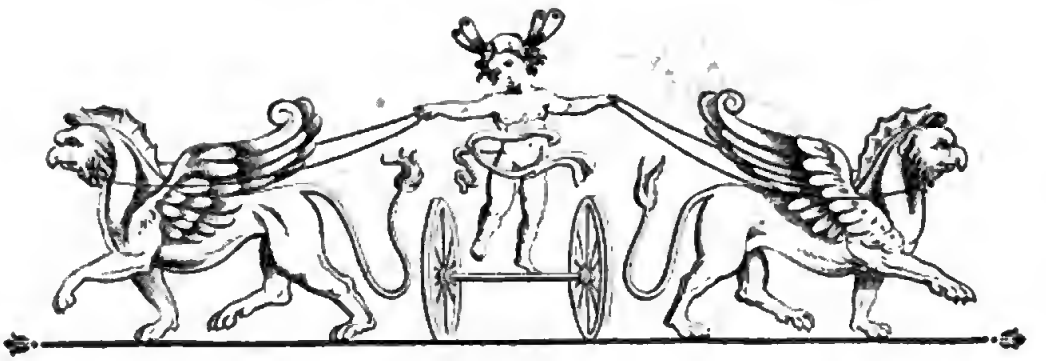
Zu den angenehmsten Erlebnissen unseres Lebens gehören die Anagnosen oder Wiedererkennungen, und die Erde vermag vielleicht keine seligern Momente zu bieten, als wo wir nach langer schmerzenvoller Trennung den geliebten Jugendgespielen, den Freund unsres Herzens wiederfinden und wiedeerkennen. Diese Bemerkung macht Referent in Bezug auf den Vrefasser, den ee nach längerer als zwölfjähriger Trennung, während welcher er um dessen Schicksal häufig besorgt war, plötzlich in Leipzig wiedersand. Das neuere Leben hat bei größerer Beweglichkeit das Eigenthümliche, daß es diejenigen, welche dasselbr Hand in Hand betreten, leichter auseinandre reißt, aber leichter führet es aus dem nämlichen Grunde auch wieder zusammen. Die Bewegungen der neuesten Zeit, seit dem Ende des vorigen Jahrhundrets, wo dee ruhig stagnirende aber unreine Wasserspiegel durch den hineingeworfenen Stein der Revolution aufgeregt wurde, in immre geößeren Kreisen um sich greifend, haben Jeden mit und ohne seinen Willen mehr oder minder hineingezogen; jede Persönlichkeit, mochte sie keck vortretrn, oder sich schru zurückziehen, mochte sie muthig und wagend oder scheu und furchtsam, mochte sie handelnd rasch und thatig oder mochte sie theoretisch und der Beschaulichkeit und Speculation ergeben sein, ist mehr oder minder davon ergriffen und fortgerissen worden, und selbst wee es gewollt hätte, konnte es

Digitized by Google

nicht ändern. So muß man Vieles von dem auffassen, was die Jugend in unserer Zeit that und erstrebte, nicht richten, nicht anklagen, nicht verdächtigen. Da alle Verhältnisse geändert, alle Zustände umgewandelt worden, konnte man von denen, auf welche die ersten und nächsten Folgen fallen mußten, erwarten, daß sie im gewohnten Gleise der alten Bahn ruhig fortgingen? Drückt nicht gerade die Krisis, welche die civilisirten Nationen Europas leider noch nicht überstanden haben, auf die Jugend am schwersten und namentlich auf die, welche wir die studirende Jugend nennen? Ist sie es nicht, welche unter den unentschiedenen Zuständen am meisten leidet und bei den strengsten Anforderungen, welche an sie von der andern Seite gemacht werden, ohne andere Hoffnung als auf die eigene Kraft dasteht? Und diese eigene Kraft sollte die junge Generation nicht gebrauchen, der Alles genommen, nichts gelassen wurde? Man würde verlangen, was weder in der Natur der jungen aufstrebenden Generation, noch in der der Umstände liegt, wenn man diese Forderung erheben wollte. Zur Zeit der Reformation, wo der Druck von Karls V. harter Hand und geistlicher Verfolgungsgeist auf Deutschland lastete, gingen Tausende seiner Söhne, besonders aus den ritterschaftlichen Familien nach Frankreich, um in der bande noire oder in andern Corps gegen Karl zu fechten; die Verhältnisse waren drückend, die Zeit mit einer Regeneration im Kreisen. Aehnliches wie damals ist in unserem Jahrhundert der Fall; man wundere sich daher nicht, wenn ähnliche Ursachen ähnliche Erscheinungen hervorbringen! Nicht alle übrigens, denen es in neuester Zeit am heimathlichen Heerd zu enge ward und die sich deshalb dem Auslande zuwandten, sind Flüchtlinge: das ist ja gerade die eigenthümliche elektrische Wirkung, welche die aus dem Bedürfniß der Zeit hervorgehenden Begebenheiten auf lebhafte Gemüther ausüben, daß diese der Ruhe und der Heimath entsagend, frei und freudig dem Strome derselben folgen und dadurch entsteht gerade jene Durchmischung der Geister, jenes bunte Spiel mannichfacher Kräfte, jene Vielgestaltetheit des Lebens, jener Reichthum der Erscheinungen in Zeiten, wo Jeder, der Kraft in sich verspürt, dem Bewußtsein dieser Kraft und dem inneren Drange folgend, nicht theilnahmlos zurückbleiben, sondern sich regen und thätig mit eingreifen will, wie es Solon für seinen Staat verordnete. So wurde der Verfasser, den Viele von denen, welche vor einem Decennium sich auf den deutschen Hochschulen befanden, als den heiteren und liebenswürdigen Gesellschafter, als treuen und aufopfernden Freund, aber auch als wackeren Gegner auf der Mensur kennen werden, in einem Augenblick fortgezogen, wo Thatlust sich so vieler Wackern bemächtigte. Wie einst Seume, mit dem wir ihn übrigens nicht vergleichen wollen, weil Seume eine mehr stille, in sich gekehrte, durch den Druck des Lebens zu trübem Ernst gestimmte Natur war, wandte er sich zunächst nach Frankreich; wie Seume für England in Amerika fechten mußte, so focht er für Frankreich in Afrika, darin glücklicher als der philosophische Fußwanderer, daß dieser zum Soldaten gepreßt den liebsten Bestrebungen entrissen und jenseit des Oceans wie später in Polen gegen die Freiheit zu fechten genöthigt war, unser Jäger aber, denn so ist der Name des Verfassers, frei der eigenen Neigung folgen, frei den jugendlich stürmischen Drang nach Handlung befriedigen durfte. Der wilde Most ist ein guter Wein geworden, die Fremde hat ihn gereift und ein achtjähriger Aufenthalt in derselben ist für ihn eine Schule gewesen, aus der er als gediegener Mann, gesund an Leib und Seele und, was selten ist, unverbildet, ohne alle Affectation, mit offenem deutschen Gemüth, keine Copie des Fremden, kein Repräsentant vornehmer Lebensformen zurückgekommen. Naturen, wie die des Verf., haben zum Reisen und zum Beschreiben von Reisen ganz besonderen Beruf: offen und mittheilungslustig sehen wir ihn überall leicht heimisch werden, überall Vertrauen und Eingang finden. Redlich, frei von Sucht zu glänzen und unparteiisch, sucht er allenthalben nur die Eindrücke wiederzugeben, welche die Dinge auf ihn machten und entstellt diese so wenig, wie er sich verstellt. Seine Mittheilungen tragen daher eben so sehr den Stempel der Wahrheit, wie sie durch Einfachheit und Natürlichkeit ansprechend und durch die munterste Laune, durch eine nicht bloß ungetrübte, sondern frische und lebhafte Auffassung der Gegenstände, durch raschen Wechsel der Scenen, Gruppen, Situationen und Begebenheiten die angenehmste Unterhaltung gewähren. Mit dem Feuer der rastlos weiter eilenden Jugend verbindet der Verf. die Gabe der Unterhaltung, er dringt nicht in die Tiefe der Gegenstände, aber leicht und angenehm berührt er ihre Oberfläche und gern folgt man dem Strome seiner sich jagenden Gedanken. Mit einem Worte, Alles ist bei dem Verf. Abdruck seines Wesens, und wenn es selten ist, eine Schreibweise zu finden, in welcher der Charakter sich auf eine ungezwungene Weise ausspräche, so leidet dies auf den Verf. keine Anwendung, da sein Styl seine ganze Eigenthümlichkeit wieder gibt. Rasch, lebhaft wie er spricht, bestimmt entschieden und männlich wie seine Manieren, ungestüm wie sein ganzes Wesen, so ist seine Darstellung. Daß dieselbe noch Vieles von dem übermüthigen burschikosen Tone des Studenten an sich trägt, ist die Schuld der Jahre, in denen der Verf. die Schweiz bereiste (es geschah vor 5 Jahren) und ebenso muß der sich hin und wieder regende Geist der Leichtfertigkeit entschuldigt werden. Auch läßt sich nicht leugnen, daß derselbe dem Verf. gar nicht übel steht und ganz zu seinem Wesen zu passen scheint. Doch wie dem auch sein mag, hinlänglich wird man mit diesen Excessen seiner überreichen Laune durch die gesunde Beobachtungsgabe entschädigt, welche er überall offenbart. Durch sein Buch über Paris hat der Verf. dasselbe hinlänglich beurkundet und „die Schweizerskizzen" liefern einen neuen Beleg dafür. Die Verhältnisse dieses in der neuesten Zeit so vielfach besprochenen, so vielfach angefochtenen, von Manchen auch, die dort ein Asyl erhielten, mit Undank belohnten Landes sind mit Klarheit und Besonnenheit aufgefaßt, Leben und Zustände, wie der Verf. 1834 und 35 sie fand, treu geschildert. Dankenswerth sind seine Mittheilungen über den Savoyerzug, welche den von der Allgem. Zeit. veröffentlichten vielfach zur Berichtigung dienen können. M. G.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 27. — den 7. Februar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria.

(Fortsetzung.)

Feirdeichen fällt bei drm Anblick des schönen Mädchens sein Vorsatz wie rine ungeheuee Last auf das Hrrz. Speechen muß ee, ee kann nicht mehr zurück, aber rr muß das Ganzr so rasch als möglich beendrn. Von Angst und Schwachheit getrieben, dir ihm, was ee thut, unpassend, närrisch nrnnen, rrgibt rr sich den rrsten brstrn Worten, dir ihm in den Mund kommen. Er richtet sich wir ein Soidat und beginnt: „Mein Fräulrin, ich bin hergekommrn, — Sir um Ihrr Hand zu bitten." — „Wie, Herr Wallbeeg! versteh' ich Sie recht? Sie lirben mich?" — „Mein Fräulrin, ich hoffr, Sie lieb zu gewinnen." — „Das ist allerliebst, originrll. Dirser Antrag ist köstlich!" ruft Marir, indem sie in ihre Hände klatscht, „das find' ich ehrlich und kräftig; Sie scheinen mir wirklich ein Mann. Aufrichtigkeit um Aufrichtigkeit. Sie gefallen mir, mein Herr, weil Sie mich heirathen wollrn, ohne mich zu liebrn. Sagen Sie mie treu und ehelich: Lirben Sie mich wirklich nicht?" Als Marie ihm bri dirser Frage trruherzig ins Augr sieht, ist Feiedeich berrits vreliebt, aber rr ist zu frige, um das, was er vorher gesagt, für Lüge zu erkläeen, und brthruert: „Rrin, wieklich nicht!" — „Run dann, mrin Herr," sagt Marie mit Pathos, „wenn Sie mir vrrsprechen, mich nie zu lirbrn, will ich mich mit Jhnrn verheirathrn. Nicht wahr, Sie brauchen mrin Vermögen? O, schweigen Sie! krin Nein mag ich hören! ich finde das sehr vrnünftig von rinem Kaufmanne, von jedem Manne. Ich, mein Herr, mag mrine Mutter nicht länger duech meine Bizaereeien incommodirrn, denn ich liebr sir sehe. Ich beläftigr sie aber, die aeme stille Frau; ich veedeehe ihe alle Tage ihern euhigen Kopf. Gewiß, ich muß sir verlassen; genug, ich muß hrirathen. Sir mögen aber höern, daß ich nue heieathe, um keinen Mrnschen mehr zu beläftigen; mir ist das so höchst fatal. Liebt mich mein Mann nicht, so kümmert er sich nicht um mich; ich darf unausstehlich sein, so virl es mir beliebt. O, mrin Herr, ich bin zuwrilrn unrrträglich, böse, dämonisch, auch gut, abrr Alles geht nicht anders; es ist mir angeboeen, so gut mir Athemholen und Schwatzen. — Run, wollen Sie mich noch zur Frau?"

Friedrich kommt von einem Erstaunen zum andern. Diesr Coquetterie der Offenheit hat seinen Sinn, sein Heez wunderbar umstrickt, er wriß nicht, was er denken soll. Endlich wird es ihm klar, sie ist rine Romanheldin, sir macht sich deshalb schlimmer, als sie wirklich ist, das sind solchr romantische Passionen. Sie muß unbedingt gut srin. Nein, nein sir ist unmöglich böse, sonst würdr sie zu ihrem Bestrn lügen. Ich werde sie schon ändeen, o, sie soll anders wreden, denn ich meine es gut, srhr gut mit ihr. — Dies sind in der Reihenfolge Feiedeich's Urthrilr und Brstimmungen über Marien. Seine Liebe brsirhlt ihm Betrug. Er gibt die Versicherungrn, welche Marir vrrlangt, hrstrt einen langen Blick auf sie, und grht, um des Nachmittags der Mut-

Digitized by Google

ter seinen Besuch zu machen und seinen Vater jetzt von demselben zu unterrichten. Maria steht lange in tiefes Nachdenken versunken, eine Hand preßt die Stirn, die andere das Herz. Also heirathen werde ich? fragt sie sich, — nun es muß gut werden. Man greift mich mit Blicken, Worten, Beurtheilungen so vielfach an, und ich, die ich mich gegen jede Beleidigung zu schützen verstehe, kann mich doch vor Verletzungen nicht bewahren, die mir wehe thun. Meine Verheirathung wird mich der Welt ganz anders gegenüberstellen. Die Männer erlauben sich jetzt kaum noch, mich zu lieben, die Frauen wenden sich von mir ab, ich mag sie auch nicht, aber meine Eitelkeit erleidet heftige Kränkungen. Ich mag, ich kann ohne Eitelkeit nicht existiren. O, warum habe ich zu wenig Selbstvertrauen, um ohne Empfindung der Welt entgegenzutreten und meine Einsamkeit auszuhalten! — Marie geht heftig auf und ab. Plötzlich glänzen ihre Augen, und sie ruft: Wie! könnte ich nicht vielleicht Friedrichen lieben? Das wäre hübsch, sehr hübsch! Ich will ihn fragen. — Marie eilt zum Schreibtisch und entwirft hastig folgenden Brief:

Maria an Friedrich.

„Mein Herr!

„So eben verließen Sie mich, nachdem wir uns über unser Vorhaben ganz geeinigt. Kaum fünf Minuten liegen zwischen Ihrem Fortgehen und diesem Augenblick, aber schon habe ich Ihnen wieder viel zu sagen. Es geht mir sehr schlimm mit mir, Marie von vorhin ist nie die von jetzt. O, ich kann nie Frieden schließen mit dem Leben, kaum halte ich die Anordnungen, welche ich für mich treffe, für die besten, heilbringendsten, als mein ruheloser Geist auch schon wieder andere an ihre Stelle setzt, deren Vorzüglichkeit vor den vorigen ich genöthigt bin, einzusehen. Ich kämpfe stets um neuen Kampf, aber ich muß den Kampf ertragen, denn er nur gibt mir Leben. — Vergeben Sie, wenn ich ohne Ordnung schreibe, ich kann nicht anders. Mein Geist ist ohne Schwerpunct, er wogt nur stets über Stoffen voll unendlichen Inhalt, er entschieiert sie nicht ganz! Ach, ich suche stets so viel, und mir immer zu wenig. — Doch was ich sagen wollte! Sie hörten von mir, daß ich eine Verheirathung für mich wünsche. Ich mag meine Mutter nicht länger quälen, ich wünsche für die Welt eine neue Stellung, weil meine jetzige mich sehr ermüdet; ich will mir ganz überlassen sein, und ich mag Niemand mehr täuschen. Wer mir bis jetzt lieb gewesen, täuschte mich, wie ich ihn. Ich thue Alles, um den Menschen begreiflich zu machen, wie ich bin; aber man hält das für Spiel, für Coquetterie, und wenn man sieht, daß ich nicht gelogen, schreit man über Betrug, zeiht mich des Betruges, während man sich selbst betrog oder täuschte. Ich aber schmücke mir die Menschen so schön mit meinen Ansprüchen aus, ich will nicht nur Ideen, meine Ideen, lieben, sondern verkörperte Ideen; — aber sie sind nicht zu finden. Man bringt mir Scham und Reue auf über meine Versuche, diejenige göttliche Liebe zu finden, die ich ahne. Man mißhandelt meine Poesie, meine Neigungen, man beschmutzt mit abscheulichen Erklärungen meine Bestrebungen, und gräbt marternde Zweifel an meinem Werth in mein Herz. Mein Freund, ich ertrage dies Leben nicht, es hetzt mich durch meine eigenen Wünsche, durch tausend Täuschungen, durch Glückessehnsucht, durch Verachtung und Liebe zu Tode, ohne mich sterben zu lassen. Ich muß Etwas für mich festsetzen, Resignation oder Sieg über die Feindschaft des Glückes. Ich sagte Ihnen, daß ich Sie heirathe, um mir allein zu gehören. Mein Herr! dabei dachte ich, wie ich jetzt glaube, an den Tod. Nein! ich kann nicht einsam sein, meine Seele kann nicht selbst mir angehören. Was meinen Sie, ob ich Sie nicht lieben könnte? Ja! ich habe eine unbezwingbare Sehnsucht nach einer durchdringenden Liebe, die mein verzweifelter Scharfsinn nie ins Leben treten läßt, denn ich kann diese Liebe nur mit dem Weethe eines Wesens verbinden, welchen ich erst vollkommen einsehen muß. Solcher Werth darf nicht in Gutmüthigkeit, Wohlthun und Gelehrsamkeit bestehen, denn Ersteres achte ich nur unter gewissen Umständen, das Zweite versteh' ich nicht, nein, er muß in den Eindrücken liegen, die ich empfange. Ich muß durch einen Mann ein unbändiges Gefühl des Stolzes erhalten, welches mich ihn als Gott anbeten läßt, und mich aufrecht erhält mitten in der Verachtung der Leute, in dem Zweifel an mir selbst."

„Ich habe versucht, Männer als göttliche Menschen zu erkennen, die der Ruf geistreich, erhaben nannte, Andere, welche Engel hießen, Andere, deren Aeußeres alle Schönheit offenbarte: o, mein Gott! und immer vernichteten entsetzliche Aufklärungen die Illusionen, denen ich mich ganz hingegeben. Ich sah meine unendliche Muthlosigkeit, ferner für mein Glück zu kämpfen, gestern ganz ein, als Ihr origineller Vorschlag, Ihr naiver Besuch, Ihr Antrag, der mir so allerliebst sonderbar erschien, meinen Wünschen eine neue Perspective eröffnete. Ueberlegen Sie, was ich Ihnen hier sagte, meinen Sie dann, daß ich Sie vielleicht werde lieben können, meinen Sie

Digitized by Google

wenigstens die Macht zu haben, mir stets ein interessantes Räthsel zu bleiben, dann, mein Herr, hoffe ich noch auf Freude in meinem Leben. Uebrigens glauben Sie, daß ich Sie sehr quälen werde, wenn Sie sich nicht mit einigen Sonderbarkeiten meines Wesens befreunden, und eilen Sie mit der Beantwortung dieses Briefes.

Maria."

Marie sprach in diesem Schreiben so klug sie konnte, aber sie sprach, wie es oft den geistreichsten Leuten zu gehen pflegt, dumm für den, an welchen sie das Geschriebene richtete, weil es ihm nach Kräften verwirrt und unsinnig erschien. Friedrich empfing den Brief, als er bereits seinen Vater von seiner neuen Verbindung unterrichtet, und von diesem eine Umarmung für das Opfer erhalten hatte, aus Kindespflicht eine etwas riskante Verheirathung einzugehen. „Mein guter, theurer Sohn," sagte Herr Wallberg, „Du bist zu gut für diese Welt. Wenn man es auch im Allgemeinen anerkennt, wirst Du doch nie den Lohn ernten, der Dir gebührt; denn die Menschen sind undankbar. Rosa Felden, die Dich vielleicht zum Manne, den Hauptmann zum Hausfreund wünschte, ist vor Aerger krank geworden, weil Du sie gestern zuletzt ganz auffallend vernachlässigt hast; sie erkennt nicht Deine Sorgfalt für ihr Bestes, und nennt Dich falsch. Der Doctor aber, dieser Unverbesserliche, war eben hier, um Dich zum Zeugen aufzufordern gegen seinen Freund. Er will ihn verklagen, wegen einer Injurie, die Du gehört haben sollst, und schimpfte über Deine Heuchelei, die ihn gezwungen, den Andern an sich kommen zu lassen."

„O, Menschen, Menschen," seufzt Friedrich, „ihr Undankbaren, ihr Unerkenntlichen!"

Herr Wallberg reibt sich die Hände und legt dann sinnend den Zeigefinger an die Stirn. Irgend etwas ist ihm bei der neuen Heirathsgeschichte noch nicht so ganz recht, sie kommt ihm noch nicht sicher vor. Marie, zu bekannt wegen ihrer Launen, ihrer konsequenten Veränderlichkeit, muß gebunden werden, um ihr Wort zu halten. Auch könnte Friedrich wieder Freund zum Ehrenmuthe finden, — und doch läßt sich die Hochzeit nicht herzaubern. Aber wie? so geht es! — „Friedrich, mein Junge, Du thust viel für mich," sagt sein Vater zärtlich, „ich will mich erkenntlich zeigen. Sobald heute Deine Verlobung mit Marien fest gemacht, erhältst Du ein brillantes Reisegeld, und reisest bis zu Deiner Verheirathung. Unterdeß befasse ich mich mit der jungen Dame, meiner künftigen Schwiegertochter, ich hoffe sie etwas zur Hausfrau zu modeln." — Friedrich bliebe gern, sehr gern bei seiner Braut, indeß kann er die große Güte nicht zurückweisen. Er hatte sich vorgenommen, sie auf den Ehehimmel vorzubereiten, den er ihr zu schaffen gedachte. O, er wollte jede Minute mit Gefälligkeiten, mit Aufmerksamkeiten erfüllen, um ihr erweichtes Herz dann in beliebige Formen zu bringen. Er kann das unendlich gütige Anerbieten Herrn Wallberg's nicht ausschlagen! Damit verschließt er Marien jeden Weg, die Uebereilung ihres Versprechens einzusehen, — sie wird ihn erst kennen lernen, wenn sie verheirathet sind. — Als ihn sein Vater verlassen, nimmt er nochmals den Brief vor, aber er langweilt ihn; er liest ihn nicht bis an das Ende. Mein kleines Herz, sagt er im Selbstgespräch; ich werde Dir die romantischen Grillen austreiben. Lauter Ueberspanntheit, lauter Redensarten! Zum Leben braucht man das Alles nicht. Du sollst von mir behandelt werden: zart wie eine Blume, geachtet wie eine Prinzessin, geliebt, geehrt wie eine Königin. Mehr kann man doch wahrhaftig nicht thun! Wir wollen einig leben wie Tauben. Ich werde mein Glück durch dies so hübsche Geschöpf finden, und will ihr das Ihrige nicht schuldig bleiben. —

Marie empfängt mit ihrer Mutter, einer schwachen, zurückgezogenen Frau, am Nachmittag Friedrich mit seinem Vater. Sie hat voll Ungeduld die Antwort auf ihr Schreiben erwartet, und eilt ihm begierig und böse über das, was ihn davon abgehalten, entgegen. Beide Herren sehen jedoch die Verheirathung als etwas Bestimmtes an, und Marie hat kaum Zeit, hierüber frappirt zu sein, so daß sie mit fortgerissen wird, als man sie auch schon von neuem mit der Nachricht von Friedrich's Abreise überrascht.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Aus der Gesellschaft. Novelle von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Duncker und Humblot.

Der Titel „aus der Gesellschaft" hat etwas so Unbestimmtes, daß er im Kopfe eines ehrlichen Recensenten einige Verwirrungen anrichten könnte. Hierzu kommt der schwankende Begriff, den wir Deutschen an „Gesellschaft" knüpfen, denn wir haben keine Gesellschaft im französischen Sinne, wir haben nicht viel mehr als Familienzirkel; einen Salon, eine eigentliche Gesellschaft mißräth uns in der Regel; wir können die Vorzüge der französischen Gesellschaft nur durch den grunddeutschen gemüthlichen Familienton ersetzen, welcher zwischen den verschiedenen Mitgliedern eines Zirkels seine engeren Verbindungslinien zieht. „Aus der Gesellschaft!"

Digitized by Google

Aus welcher? — Aus keiner andern als der aristokratischen, welcher die Gräfin angehört; denn so sehr in diesem Romane Dudevant'sche Elemente verarbeitet sind, so ist doch ein bedeutender Unterschied zwischen der demokratischen Französin und der aristokratischen deutschen Gräfin. Das Standesmäßige ist den Deutschen wie eingebrannt und läßt sich an keinem Puncte vollkommen bewältigen. „Die aristokratischen Frauen," sagt die Verfasserin, „haben eine nur ihnen eigenthümliche Eigenschaft: es ist ihr Aplomb im Sichgehenlassen. Es fehlt bürgerlichen Frauen; sie sind unendlich viel steifer und förmlicher, oder gehen auf der andern Seite leicht in ungeschickte Lustigkeit über. Die Gewohnheit der guten Gesellschaft, mit den runden, abgeglätteten Formen gibt jenen diesen Aplomb; wo hingegen diese oft in Berührungen mit Personen kommen, deren Herkunft, Erziehung oder Stand sie nicht fähig macht, in einen leichten Ton einzugehen; sie würden plump oder zudringlich werden" u. s. w. Dieser Aristokratismus durchweht das reinliche und glänzende Boudoir des Romans auf eine fühlbare Weise. Die Gräfin will die Conflicte schildern, in welche die Frauen der höhern (bei ihr gleichbedeutend mit adligen) Gesellschaft, deren Convenienzen zu unverrückbaren Gesetzen geworden sind, mit ihren natürlichen Gefühlen, besonders ihren Zuneigungen zu bürgerlichen Männern gerathen müssen, wenn sie dem Strome ihrer Empfindungen in dem einmal gebrochenen Bett ihren ungehemmten Lauf lassen. In der Schilderung dieser Conflicte, dieses Ringens und Gegenringens, wie in der Anlage des Ganzen trifft sie häufig mit George Sand zusammen, ja, einzelne Motive benutzt und copirt sie förmlich von der Französin. Dagegen ist hier die Tendenz eine andere; die deutsche Gräfin will an dem, was besteht, nichts gemindert, nichts verrückt wissen; jede auch nur entfernte Verletzung des ehelichen Verhältnisses zieht die Nemesis nach sich; und da diese Verletzungen nur in Gedankensünden bestehen, nicht in Thatsachen, so ist der Roman sehr streng und keusch. Alle kommen zuletzt zur Besinnung; von der einen Seite ein Bürgerlicher, Herr Otto, welcher auf die Hand der Gräfin Schönholm verzichtet, aus keinem anderen Grunde, als weil die Gräfin in das bürgerliche Leben nicht passen werde, „denn das bürgerliche Leben," heißt es, „sei wie ein Hühnerhof;" und obgleich er sich durch diesen Streich, durch welchen die reinste Liebe dem Standesunterschiede geopfert wird, viel Qual bereitet und die Gräfin selbst unglücklich macht, so sagt doch ein Freund der Gräfin von seinem adligen Standpunct aus, dieser, wie ich denke, mehr eigensinnige als verständige Mensch sei ein „edler Mann." Eine Liebe aber, die so viel bedenkt, ist schlimm bedacht und ist nicht Liebe mehr. — Auf der andern Seite haben sich Gräfin Regina und der Bildhauer Poiydor, armer tyroler Landleute Sohn, gegenseitig mit ihrer Liebe grausam gequält, sie hat ihn, auf eine traurige Weise coquettirend, durch ein hartes Wort von sich gestoßen, und als sie sich ihm wie eine Halbwahnsinnige, um Liebe bettelnd, naht, ist die Reihe des Zurückweisens an ihm. Regina besinnt sich jedoch und geht endlich „eine glänzende" Vermählung aus herzlicher gegenseitiger Neigung ein, und Polydor hat sich längst besonnen und seine Kunst ausschließlich zu seiner Geliebten gemacht. So ist auch auf dieser Seite das bürgerliche Element von dem adligen in respectvolle Entfernung gebracht. Eine dritte Aristokratin dagegen, Ondine, stirbt am gebrochenen Herzen. Sie hat ihren Gemahl, durch ihre Liebe zu einem polnischen Heern von Adel, wie es scheint zum Selbstmorde gebracht; und als sie nach Italien kommt, um mit ihrem Geliebten zusammenzutreffen, sieht sie sich schändlich verlassen. — Jedenfalls ist der Roman voll feiner und treffender Bemerkungen, gut componirt und sehr gut geschrieben, wenn auch der festgehaltene vornehme Conversationston die Verf. verführt, sich französischer Phrasen und Ausdrücke öfter zu bedienen, als recht und nöthig war. Eine reiche Lebens- und Liebeserfahrung scheint diesen Roman dictirt zu haben. Indeß schadet ihm die sich oft aufdrängende Erinnerung an den Dudevant'sche Romangenre. Von vielen andern führe ich nur ein Sand'sches Motiv an, welches von der Gräfin Hahn-Hahn fast wörtlich wiederholt ist. George Sand schildert im „Geheimschreiber," wie Julien von Ermüdung, Sonnenhitze und Staub arg gequält, seines Weges zieht. Er erblickt einen schönen und geschmackvollen Reisewagen. Julien springt hinten auf, aber der Postillon entdeckt die Silhouette des Delinquenten, welche neben dem Schatten des Wagens und der Pferde auf dem Sande des Weges herläuft und befiehlt ihm gebieterisch abzusteigen. Man weiß, daß die Prinzessin ihn in ihren eigenen Wagen aufnimmt und spätee sein Glück begründet, indem sie ihn in ihrer unmittelbaren Nähe duldet und zu ihrem Geheimschreiber erhebt. Ganz ähnlich bei der Gräfin Hahn-Hahn. Polydor hat sich nach Rom auf den Weg gemacht. Auch er ist durch Hunger und Hitze ermüdet. Ein Reisewagen rollt an ihm vorüber; Polydor springt hinten auf den Koffer. Da entdeckt das wachsame Auge des Bedienten am Schatten, den der Wagen wirft, den verdächtig aussehenden Mitreisenden, und der Postillon schlägt nach ihm mit der Peitsche, bis er absteigt. Indeß wird später die Gräfin Schönholm so gut die Protectorin von Polydor, wie Quintilia die Protectorin des Julien. Daß aber die Dudevant viel mehr Grazie, Feinheit und Delicatesse in der Schilderung dieser und ähnlicher Situationen beweist, kann nicht geleugnet werden. Es ist offenbar, daß die deutsche Gräfin wenigstens das Gerüst ihres Romans dem Vorbilde der Dudevant zu verdanken hat.

M.

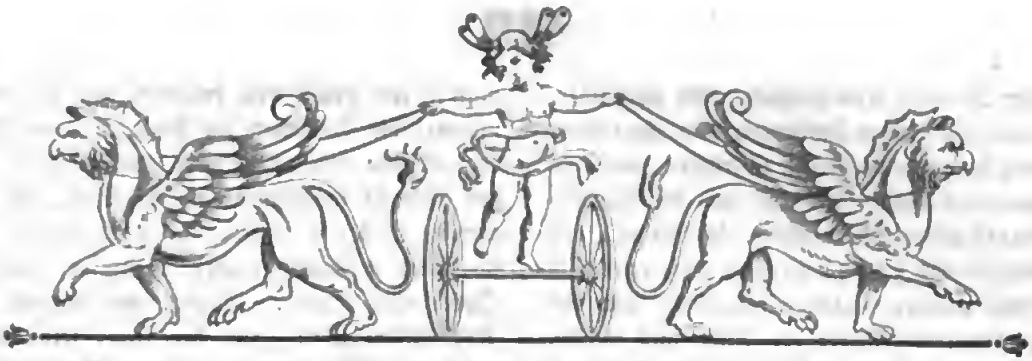
Notiz.

[Erklärung des Hrn. v. Rittersberg.]

Hr. Ludwig Ritter v. Rittersberg in Prag, der sich in „Ost und West" und im „Humoristen" für seine Aufsätze der Chiffre L***. zu bedienen pflegt, findet sich veranlaßt, seinen Unwillen darüber an den Tag zu legen, daß eine in unserer Zeitung im December v. J. erschienene peager Correspondenz die Unterschrift L** führte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 28. — den 8. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Briefe über den deutschen Styl in neuester Zeit.

4.

Sie haben an Duller einen Autor kennen gelernt, der auf dem Felde des Romans eine große Richtung, aber für diese Richtung nicht den rechten Styl gefunden. Absolute Schönheit des Styls gibt es nicht, sie ist relativ, und um schön zu sein, ist es vor allen Dingen nöthig, daß der Styl der rechte, der seinem Inhalte angemessene sei. Der Duller'sche Dithyrambenstyl ist um deswillen unschön, weil er für eine historische Entwickelung des Menschenlebens, wie doch seine Romane diesen Stoff haben, der falsche ist, er könnte vielleicht mehr für einen schönen gelten, wenn er das Gefäß für andern Inhalt abgäbe, wenn er Zauberformeln, Bannflüche, Spukgeschichten und derlei Ungeheuerliches faßte. Es ist auffällig, daß ein Zeitalter, welches mit so vielen Teufeln, mit so vielen alten und neuen bösen Elementen ringt, nicht noch mehr dergleichen sich aufbäumende Stylarten zu Tage fördert. In der großen Sturm- und Drangperiode der deutschen Genies schrieben unsere Altvordern sämmtlich in einer Sprache, die furchtbar mit allen Gliedern um sich schlug, Himmel und Hölle wie ein Taschenmesser zusammenschlug, Erde, Mond und Sterne tollköpfig in den Rock steckte und schreiend durch das Weltall lief. Der „Weltschmerz" von damals war gigantisch. So ein Styl, wie ihn Schiller's Räuber kolossal gestalteten, kommt heut zu Tage nicht mehr vor. Vielleicht weil dir Gemüther zahmer sind, als sie scheinen, das ganze Zeitalter energieloser, als es Miene macht? Wer einen glatten Salonstyl schreibt, glauben Sie mir, der ist zum Revolutionsmanne verdorben, vorausgesetzt, daß ihm dieser auf dem Parquetboden geglättete, in gepolsterten Fauteuils abgesessene Styl zur zweiten Natur geworden ist. Manche von den sogenannten literarischen Bewegungsmännern schreiben sogar einen frauenhaft weichen Styl. Sie flüstern so schmachtend wie ein liebesieches Mädchen, thun schön mit der Hinfälligkeit der Zeit und athmen eine überwache Weisheit, die sich rednerisch über den Verlust der Thatkraft täuscht. Ich kenne deren, die so sind. Sie schreiben einen sehr lustigen Styl. Sie tröpfeln einem verweichlichten Jahrhundert die Gewalt spartanischer Ueberzeugung homöopathisch ein. Mögen sich diese in Acht nehmen, daß das Jahrhundert, welches sie gewinnen wollen, sie nicht selbst überrascht. Aber irgendwie muß der Autor seiner Zeit tributpflichtig sein, will er es erfassen, oder nur verstehen. Merkwürdig, daß die germanische Kraft, welche sich nach den Befreiungsjahren von fremder Ohnmacht in deutscher Jugend regte, theils mißleitet, theils mißachtet und verkannt werden mußte. Schreckhaft, daß diese Kraft, als sie literarisch wurde, wie in Grabbe und Andern, bettelnd ging von Thür zu Thür, kein Terrain gewann und wirkungslos blieb.

Ich möchte wissen, wie dir Welt aussieht, wenn wir alt sind, eben so gern, welchen Styl wir dann schreiben, einen freieren oder noch versteckteren. Wird das

Digitized by Google

Jahrhundert unsere Träume verwirklichen, oder noch überfliegen, wird es uns mit großen Instituten, mit einer freieren Herausbildung der Nationalkraft überholen, und uns dann alt und mürbe finden? Werden uns die Verwirrungen des Jahrzehends abschwächen, so daß wir den Sinn für die Größe des Jahrhunderts verlieren? Ich fürchte nicht. Aus unserer Jugendzeit nehmen wir verschwiegene Tugenden mit hinüber ins Alter und werden mit ihnen jung bleiben. Deshalb wird uns das Jahrhundert nicht überflügeln, wie es den alten Herren widerfuhr, es wird uns nicht matt finden, wir werden freier werden, weil wir im Stillen frei geblieben. Von der Jugend her wird unsere Schreibart frisch bleiben, denn aus ihr blüht alles, was das Leben adelt, der Jugend gehört die Begeisterung.

Kennen Sie einen deutschen Autor, der außerordentlich viel gute Eigenschaften hat, viel Lebenserfahrung, weil er alle seine Weisheit nur aus dem Verkehr mit Menschen schöpfte, ein fühlendes Herz, das vielleicht eben so viele Niederlagen als Siege zählt, einen offenen Sinn, um die geistigen Schätze harmlos zu genießen, einen Autor, dem der Salonwitz des Hofmannes zu Gebote steht, der die Geheimnisse der Toilette, die Mysterien des Boudoirs, die Coquetterien der Schürze und der Schleppe genau studirt zu haben scheint, um all' die Reize, und all' das Elend, die Unschuld und die Schminke der modernen Gesellschaftswelt mit sicherem Takt, mit Bewußtsein und Grazie, Ernst und Satyre zu schildern, einen Autor, dem unter hundert guten Eigenschaften nur die Eine fehlt, die alle andern am Ende aufwiegt: germanische Jugend! Ich meine den Baron A. von Sternberg. Er ist seinem Innern nach weder Russe noch Deutscher, obschon jenes von Geburt, dieses nach der Abstammung seines Geschlechtes und nach dem Organ der Rede, das seine dichterischen Schöpfungen überliefert. Er gehört zu den innerlich heimathlosen Deutschen, denn auch die große Welt, die überall dieselbe ist, überall dieselben Götter anbetet, der Salon der bevorzugten Gesellschaft, welchem seine Darstellungen entlehnt sind, ist ihm kein Capua, kein Pays de Cocagne, kein Herzensasyl. In Paris ist der Salon die Reverbère des großen ganzen Lebens, man braucht nur im Salon zu leben, und man fühlt alle Pulsschläge der Zeit lebendig mit. In Deutschland nicht ganz in dem Grade; man kann sich absperren, sich in Gemächlichkeit und Herkommen eine Welt aufbauen, die, wenn sie nicht so stark parfümirt wäre, fast eine Art von Idylle abgäbe. Die schreienden Töne der Zeit klingen auch herein, aber abgedämpft, so daß man sie wie Musik von draußen, wie Carnevalslärm, hinnimmt; die Causerien im Fauteuil, die Plaudereien auf dem Sopha werden dadurch nur gewürzt, die Etiquette des Besuchs wohlthuend unterbrochen, die coquette Langeweile in der Assemblée, die gern gähnen möchte, wenn sie nicht geschnürt wäre, bekommt Farbe, sei's aus Spott oder Aerger. Genug, man entgeht auch zwischen Sophakissen nicht ganz der Zeit, selbst wenn man sich wie französische Emigrés zwischen Spiegelwände einschlösse, um nichts als sich und an der eigenen Gestalt das ancien régime festzuhalten. Im eigenen Herzen werden Dissonanzen laut. Dies ist aus Herrn v. Sternberg's Novellen ersichtlich; er begann die Reihe seiner Darstellungen mit „Zerrissenen." Ich meine nicht, daß dies Buch oder seine Fortsetzung „Eduard" den geheimen Nerv des Zeitleidens erfaßte oder mit Muth und Entschiedenheit zum Ausspruch brachte; ich behaupte nur, die Gesellschaft wittert selbst, wovon man glaubt, es sei blos Machwerk der zerstörungslustigen oder lärmbetrunkenen Jugend, die sich noch nicht eingezäumt hat in die Behäbigkeit der in ihrem Gott vergnügten Gewohnheit. Aber so in ihrem Gott vergnügt ist der Gesellschaftskörper eben nicht, auch nicht die Sphäre, wo man sich mit Essenzen die Schläfe reibt. An einem Autor, der weder Organ einer Partei, sie sei wissenschaftlich oder social, weder Agent einer Richtung, noch Redner einer Gesammtheit, bei einem Autor, der nichts als der Pulsschlag der Gesellschaft ist, kann man den Zuständen einer Epoche recht eigentlich in die Karten blicken. Auf eine Zeit lang entfloh Hr. v. Sternberg den Einflüssen einer unbehaglichen Zeitatmosphäre, sein bildnerisches Talent wählte sich Situationen entfernter Art, Molière's, Lessing's Verhalten zu ihrem Jahrhundert; mit der „Galathee" griff er von neuem in das Gewebe der socialen Bildung unserer Gegenwart. In den Briefen des Romanhelden glaubt man Anfangs eine Art „Werther am Hofe" zu hören. Daneben laufen die Bekenntnisse eines Blasé, außerordentlich dreist und wahr. Aber Robert, der Held der Geschichte, ist selbst ein Stück von blasirtem Vornehmling. Sein Anflug von Werther'scher Luft ist auch nur eben ein Hauch der Seele, der über die Glätte des kalten Spiegels fährt. Dies Naturgefühl tritt bange zurück, die Lüge des Lebens um ihn her bewältigt ihn bis in sein innerstes Herz, und ohne es zu wollen und zu wissen, heuchelt er sich in ein Doppelverhältniß zu Galathee und Relicerten hinein. Die Lüge der großen Welt ist das Thema des Buches; sie wird uns bis zum Widerwillen treu aufgedeckt. Neben dem

Digitized by Google

Blasé ist der Jesuit Jerome die hervorstechendste Figur. In Beiden geht die ursprünglich gute Menschennatur an den Satzungen des gegebenen Daseins bis zur Verwoesenheit unter. Beide Gestalten sind auch am meisten fertig gezeichnet. Galathee wenigee, Melieerte, die romantische Dame mit der paradirenden glänzenden Schulter und der allezeit verführeeischen Lust zur Reue, ist eben so wenig eine fertige Schöpfung. Der Autor hat keinen stetigen Pinsel, seine Novellen schwanken zwischen Memoiee und Eefindung, halb Copie aus der Wirklichkeit, wie sie sind, bieten sie keine förmlichen Portraits und keine fertigen Geburten der dichterischen Schöpferkeast. Die Unsicheeheit dee Zeichnung geht so weit, daß man bei einzelnen Gestalten nicht weiß, wo Schein und Wahrheit ineinandeelaufen, Coquetterie und Aufrichtigkeit geänzen. So sehr ist der Autor mit seinen Figueen in sein Thema verfunken. Und wie über dem Schein der Inhalt des Lebens verloren geht, übee der eekünstelten oder spieleeisch gepflegten Neigung die wahre stiebt, dies Schauspiel, das sich die moderne Gesellschaft tagtäglich vorspielt, ist in diesem Romane mit ergreifender Wahrheit entfaltet. (D. B. f.)

Maria.

(Beschluß.)

Herr Wallberg macht ein gewisses Uebergewicht geltend, indem er nicht fragt, ob es so oder so sein weede, sondern handelt, als habe man ihm beeeits die nöthige Vollmacht gegeben. Es kommt eine gerichtliche Verlobung zu Stande. — Als Marie, eingenommen von den sich rasch folgenden Begebenheiten, die sie beschäftigen, ohne sie zu belästigen, ihren Namen untee die Verlobungsakte geschieben, fühlt sie einen Schreck, eine plötzliche Beängstigung. Hastig zieht sie Feiedrich in ein Seitenzimmer. „Mein Heee, wir sind verlobt, wir weeden unsere Zukunft in einem Hause verleben, in einee gegenseitigen Nähe"....

„Ja, meine Theure," entgegnete er. — „Abee noch beantwoeteten Sie den Beief nicht. Es liegt mie Viel, unendlich Viel daran. Sie wissen doch, was ich foedere? Sie wissen, daß ich gern meine Neigungen änderte, daß mich jede Stunde umschaffen kann, daß ich die Welt liebe, daß ich ein Dualgeist sein kann unter gewissen Umständen?" Feiedeich lächelt. Er sieht ein sanftes reizendes Gesicht, einen Mund zum Küssen, der sich selbst anklagt. Wie, diese Engel böse? Friedrich ist zu gut, um daran glauben zu können.

Marie klagt sich vieler Dinge an, die iheem Bräutigam entsetzlich wären, wenn er sie glauben könnte. Er lächelt blos mit dem vollsten Ausdruck dee Güte, und indem Marie ihren heiligen Ernst verstanden glaubt, indem sie Friedrich sicheen will voe Täuschungen, sie, die weiß, daß sie sich nie ändern wied, bleibt er bei dem Lächeln, und bei dem Glauben, dies seien Passionen vortrefflicher Leute, die sich immer schlimmer machen, als sie sind.

Und dieser Glaube wae oft schwankend geworden, hatte ihn wie ein Irrlicht heeumgeführt, ihn in die Gefahr gebracht, sich der Verzweiflung zu übeelassen, hatte sich abee doch in allem Gewölk als teeue Lebenssonne bewährt. Es war ein Kampf der Naivetät gegen die Macht der Coquetteeie gewesen, in welchem sich hier Mann und Weib gegenübergestanden. Auf der einen Seite eine Unschuld, die an Unwissenheit grenzt, auf der andern der Uebermuth des geistreichen Eigensinns, mußte der Sieg sich oft auf die Partei der weiblichen Kräfte neigen, aber dort kämpfte ein kindlich treuer Instinct, eine lächelnde Zuversicht, ein unversiegbares Gefühl von der Gesundheit der Seele, hiee waren eben soviel Unschuld des Heezens, aber überreizte Nerven, deeen Lebensäußerung sich bald dämonisch steigerte, bald matt zusammenbrach. Blieb es geistig oft unentschieden, wer den Andeen überflügelte, und welche Natur, ob die männliche oder die weibliche, hier die Oberhand gewinnen sollte, so glich sich alles durch den natürlichen physischen Verlauf wieder aus, den ein Verhältniß zwischen Mann und Weib mit sich führt. In diesem natürlichen Verlauf, wie es die allweise Natur geordnet, ist der Mann das gebietende, den Streit der Elemente unverletzt überdauernde Princip, und das Weib das duldende, das nur in Hingebung mächtige. Das Weib wird Mutter und der Organismus im Verhalten beider Geschlechter, ist er iegendwie gestört, stellt sich auf das wohlthätigste wieder her.

Wie werfen nach fünf Jahren einen Blick in die Häuslichkeit Friedrich's. An Maeiens Busen schwelgt ein Säugling in der ersten Wonne des Genusses, zwei älteee Kindee sitzen ihr zu Füßen. Feiedeich sieht mit verschlungnen Aemen vor dee Geuppe der Seinigen, sein Blick ist sehr eenst geworden, mitten im Glück seines Lebens hat ihn ein Eenst beschlichen, wie ihn sonst nur das durch Unglück geeeiste Bewußtsein gibt; er hat sich dies Glück erkämpft, und dieser Kampf mit den Geistern der Laune, des Unbestandes und Eigensinnes hat ihn

Digitized by Google

geistig alt gemacht; ein Kind, seinem Innern nach, trat er voll kindischer Zuversicht an die Seite dieses schönen Weibes, das an allen Wechsel der Nigungen gewöhnt schien, mit diesem Hange zum Wechsel ihm drohte und seine unbefangene Seele oft genug an Mitteln, sie zu fesseln, arm und verlegen machte. Das Gefühl, er sei ihr geistig nicht ebenbürtig, hatte alle seine Kräfte rasch entwickelt und ihn schnell zum Mann gereift, es war die dauernde Ruhe seines Wesens, die ihren Unbestand besiegte. Wie viel er im ersten Jahre seiner Ehe gelitten, als sie, er wußte nicht, ob aus Uebermuth oder Angewöhnung oder wirklichem Drange, sich von ihm abwandte, sich in großer Gesellschaft gefiel und im Schwarm geistreicher Flatterns ihm fast den Glauben raubte, daß ihre flatterhafte Seele das heilige Gefühl, Frau und Mutter zu sein, in sich pflegen könne; wieviel er dabei gelitten, brachte er nie in Anschlag, nicht einmal vor sich selbst in stillen Stunden. Sein glückliches Naturell schien im Stande zu sein, sie gewähren zu lassen, und so fand sie sich wieder zu ihm und war nun durch die innigsten Bande für die Ewigkeit an ihn gefesselt. Man wollte wissen, sie sei nicht mehr so schön, jener ätherische Glanz eines blassen Lichtes war von ihren Wangen verschwunden, jener Zauber der Unruhe in ihren Augen lockte nicht mehr so magisch, wie man ihn im Uebermuthe ihrer Mädchenjahre unwiderstehlich gefunden. Eine weiße, gefährlich zarte Rose, hatte sie sich in eine dunkelrothe volle Centifolie verwandelt, von ihren Wangen und ihrem ruhig gewordenen Auge strahlte das Behagen eines sichern Glückes.

Friedrich's Geschäfte waren ausgedehnter geworden. Sein Vater war gestorben; auch das hatte ihn gereift. Auf seiner Stirn saß der ewig wache Gedanke, der wohl um sein Glück weiß, aber eben deshalb die Bedingungen desselben behütet. Er wußte, daß dies Weib sich von ihm abwenden konnte, er wußte, daß über seine äußern Zustände der Zufall gebieten konnte, dies hatte ihm den stillen Ernst aufgedrückt, das üppige Lächeln von seinen Lippen gescheucht, aber tief im Herzen lachte ihm doch ein Genius, auf dessen Altar er freudig opferte.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Kleine Chronik.]

Mr. St. Aubin, von der französischen Schauspielergesellschaft, nicht Mr. Isidore, wird als der Gegner Thalberg's in der Gunst des Fräul. von Hagn genannt. Er rächte sich, indem er die Freundschaft aufkündigte. Bestürzung über den Verlust des Freundes trieb die schöne Dame zu einer Erholungsreise nach Dresden; allerdings hatte sie Urlaub dazu auf vierzehn Tage eingeholt und unter der Bedingung erhalten, auf der Reise nicht zu spielen. Daß Rußland hierbei kompromittirt sei, indem bei dem Zusammentreffen zwischen Hrn. Thalberg und Mr. St. Aubin in der Wohnung des Fräul. v. Hagn einige kostbare Vasen, Geschenke aus Petersburg, zertrümmert wurden, hat sich nicht bestätigt. Dem letzten Verlauten nach, hat die moderne Helena einen anderweitigen Urlaub auf sechs Monate und bedeutendes Reisegeld erhalten. — Wie tolerant wir hier sind, ersehen Sie daraus, daß bei einer Maskerade, welche neulich ein Mitglied des hiesigen diplomatischen Corps veranstaltete, der junge, hier studirende Baron von Rothschild den „allerchristlichsten" König, Heinrich IV. von Frankreich, darstellte. — Man spricht jetzt viel von den Offizieren, die nach Constantinopel gehen werden, um dem Sultan bei der Bildung eines Normal-Bataillons und einer Normal-Escadron behülflich zu sein. Der Sultan hat sich von der hiesigen Garde zwei Stabsofficiere und mehrere Hauptleute und subalterne Offiziere auf drei Jahre erbeten. Jeder derselben muß unverheirathet und der französischen Sprache vollkommen mächtig sein; auch das Italienische wird gewünscht. Jeder erhält jährlich 3000 Thlr. Sold und für die Hin- und Zurückreise jedesmal 800 Thlr. Die Anzahl derjenigen, die sich gemeldet haben, ist nicht gering.

Notiz.

[Sarsena.]

Wohl wenig Schriften machten solche Sensation in bestimmten Kreisen als vor 22 Jahren in der Welt des Freimaurerordens das Buch „Sarsena." Selten ist einem Pseudonymus so eifrig und so vergeblich nachgeforscht; die Anzahl der Schriften für und wider war außerordentlich zahlreich. Hr. Z. Funk, der Biograph Iffland's und Hoffmann's, gibt uns eine kurze Geschichte des Buchs nebst einem bisher noch ungedruckten Manuskripte des verstorbenen Wetzel über diesen Gegenstand. Wetzel's Aufsatz ist gegen die Geelach'sche Schmähschrift, die über Sarsena erschien, gerichtet.

Erklärung.

„Der Schwabenspiegel," ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur" von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.

Paris, d. 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 29. — den 9. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über den deutschen Styl in neuester Zeit.

(Beschluß.)

Der Styl ist in diesem Romane nicht der beste. Was ich guten Styl nenne, wissen Sie schon. Jede Feder hat ihren Styl, jeder Inhalt verlangt seinen Styl. Le style c'est l'homme, Buffon's Spruch, ist nur halb wahr. So weit der Styl Ausfluß der Persönlichkeit ist, und diese sich mit ihrer ganzen Eigenheit in ihm darlegt, ist jener Satz richtig. Aber der Romandichter gibt nicht sich, sondern eine Welt, mithin muß der Styl das Abgepräge dieses Inhalts sein, und nur wenn die Persönlichkeit des Darstellers diese ihre Welt ganz erfaßt, ganz in sie aufgeht, zeichnet der Styl Beides richtig und genau ab, den Mann und die Sache. Will ich die feine Gesellschaft schildern, ist sie meine Welt, in deren Zuständen ich heimisch bin, so muß mein Styl der Ausdruck des high life sein. Ich kann nachlässig schreiben, aber nicht eckig, geschwätzig, aber pikant, wahr, aber nicht offenherzig, scharf, aber nicht grob, ich kann alles sein, nur keine ehrliche Unbeholfenheit, die sich wie ein Handschuh umkrempele, — man verzeihe dies salonwidrige Wort. Dergleichen passirt Herrn v. Sternberg noch in der Galathee. Die „Bekenntnisse des Blasé" unter anderm sind ehrlich unbeholfen, anderes, wie die Mittheilungen des Jesuiten über sich und sein Leben, furchtbar ergreifend, entsetzlich wahr, aber crass und aus dem Rahmen des Gemäldes heraustretend; es ist dies keine Geschichte mehr, die man auf dem Sopha vor dem Theetische liest, man muß mit ihr einsam sein und das Labyrinth der menschlichen Seele still bedenken.

In der „Psyche"*), einem neueren Romane, ist der Autor ganz in seiner Welt, hier hat er ganz seinen Styl gefunden, der ihm und seinem Stoffe gemäß. Auch ist er hier, wo er abermals die hohe Gesellschaft schildert, weniger Mitpatient, wie in der Galathee, ob er schon nicht Arzt ist und kein Heilmittel weiß zur Beschwichtigung der krankhaft aufgestörten Ruhegeister. Der erste Band bringt fast nur Mendiement, um sich auf dem Terrain einzurichten; auch die Menschen, die hin und her laufen, der alte, den Herrn spielende Diener, und sein zum Bedienten geeigneter Herr, die altjüngferliche Cottin, die in der Familie so unentbehrlich ist bei jeder „Katastrophe", der weibische Minister mit der Tapisseriearbeit, jene parfümirten Pinsel, welche die Bourgeoisie auf dreißig Schritte wittern, alle jene weichlichen Verwahrlosungen, jene lächerlichen Gecken und intriganten Coquetten, sind nur der Hausrath der sogenannten feinen Gesellschaft. Erst mit dem zweiten Bande beginnt das Seelenleiden der vornehmen Welt. Herr v. Sternberg sieht es in der Ehe. — Weil ihre Bande fester sind, als die Beseligung der Liebe dauert, so erwächst allerdings daraus jenes Gewirr von Unglück, jenes System von Gebrechen, jener Abgrund von Knechtschaft, Heuchelei und geheimer Verwilderung, vor dem

*) Psyche. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., bei Sauerländer.

Digitized by Google

der Freigebliebene erscheickt. Aus diesen Gefühlen stellt sich das Glaubensbekenntniß der Maequise zusammen, und was der Lauf unserer Tage an Widerwillen gegen die Idee der Treue und ewigen Angehörigkeit zur Sprache gebracht hat, ist in ihr zum Ereigniß, zum Erlebniß geworden. Sie fühlt sich geliebt von einem Manne, aber die Furcht, mit dem festen Abschluß eines ehelichen Bundes werde die Gewohnheit und die lähmende Macht der Sicherheit die Liebe tödten, diese vorgebliche Furcht hält sie ab, aus dem schwebenden Verhältniß eine Ehe werden zu lassen. Es ist der Egoismus des modernen Weibes hier zur Gestalt geworden, wie er sich als Contrast gegen die Tyrannei des Mannes im Denken und Fühlen unserer Zeit zum Bewußtsein gebracht hat und mit seinem Schimmer von Freiheitslust eine täuschende Gewalt übt. Die Marquise will geliebt sein, ohne selbst zu lieben. Hierin liegt der verführerische Reiz, das glänzende Elend und der armselige Irrthum ihres ganzen Glaubensbekenntnisses. Mit dem Moment, wo das Weib im Stande ist, zu lieben, stürzt das ganze hohe Gerüst von erheuchelter Selbstständigkeit zusammen, wo das Weib liebt, will es auch dienen, ganz Hingebung sein, ganz aufgelöst in die allwaltende Macht der irdischen Gottheit, die über den freien Willen hereinbricht. Das ist die Mystik der Frauennatur in der Liebe. Wo die Frau liebt, will sie dienen, und nur wo sie liebt, kann sie Hingebung sein. Der Rationalismus, der den Vortheil und das Arrangement der Zustände bedenkt, mag erfinderisch sein, die Verhältnisse der Ehe, ihre Lösbarkeit freier oder enger nach dem zeitgemäßen Gesichtspuncte der gesellschaftlichen Wohlfahrt zu gestalten: jene Mystik, die in der Liebe des Weibes liegt, hebt kein Rationalismus auf. Und mit der Liebe lösen sich alle Skrupel, an denen die klügelnde Zeit sich den Kopf zerbricht. Wo keine Liebe ist, ist auch keine Ehe, und wo sie ist, da durchzittert die Seele das Gefühl einer ewigen Angehörigkeit wie die Ahnung des unsterblichen Lebens. Deshalb der Glaube, die eigentliche Ehe sei im Himmel geschlossen, und um deswillen war es keine Tyrannei der katholischen Kirchensatzung, wenn sie die Ehe für immerdar geschlossen, für unauflösbar hielt. So lange nämlich die Kirche das Leben beherrschte, trat dieser Glaubenssatz ganz harmlos und naturgemäß aus den Zuständen hervor. Sobald das freigewordene Ich seine Herrschaft unter den Menschen gewonnen und seine Gewissensunabhängigkeit errungen, schloß das Ich die Ehe, gab der freie Wille sich hier an eine ewige Gemeinschaft. Ergibt sich dies Gefühl als eine falsche Illusion, die ihre Endschaft erreicht, so muß der freie Wille ungefährdet zurücktreten können, denn der Banquerott des Lebensglücks ist damit ausgesprochen, und der Staat, die Anstalt der bürgerlichen Wohlfahrt, schreitet als Executor ein, um den Bruch zu mildern, die verworrenen Verhältnisse zu schlichten. Mehr als die Function des Executors hat der Staat dabei nicht. Aber ohne die Lust eines ewigen Angehörens, ohne die Ahnung der Unsterblichkeit des Gefühls, gibt es keine Liebe, keine Ehe. Und hier stoßen wir auf die weltgeschichtliche Wahrheit, daß der Begriff der Treue ein Kleinod des germanischen Lebens ist. Mag dieser Begriff momentan selbst aus dem Staate verschwinden können, im germanischen Seelenleben ist er unvertilgbar.

Ich wollte über den Styl des Herrn v. Sternberg schreiben und gerathe in eine Abhandlung über die Ehe. Aber es ist eben Styl, so über die Ehe zu denken, wie der Verf. seine Marquise darüber denken läßt. Nur weil man nicht den Muth hat, dies Thema zu Ende zu denken, bleibt man in dem Widerspruch zwischen der Freiheit des Willens und der Gebundenheit des ehelichen Verhältnisses befangen, stößt mit der Stirn gegen die Formen und vergißt, daß die Form nur dann hemmend ist, wenn sie den Inhalt verloren hat. Auch was man politische Freiheit nennt, ist nicht jene isolirte Abstraction von jedem besondern Verhalten. Nach Freiheit lechzt die Weltgeschichte, sie ist der Sehnsuchtsdrang aller Creatur. Absolut ist sie in keiner Staatsform vorhanden, in jeder aber relativ, sobald sie der nothwendige Ausdruck vom Lebensinhalt ihrer Zeit ist. Meint ihr, wenn plötzlich die Demokratie über die Welt hereinbräche, die Welt würde dann frei sein? Wenn euch die demokratischen Tugenden fehlen, die Römerkraft der Seele, die spartanische Keuschheit des Gemüthes: ihr bleibt Sklaven wie unter dem Despotismus der Knute. Erst forschet nach dem Inhalt, er schafft sich seine Form, und er schafft sie wie mit einem Zauberschlag. Das Jahrhundert nagt an den Formen, statt sich um den Inhalt zu kümmern. Das ist der Beweis, daß es unfähig bleibt, neue Lebensformen herauszubilden. Und so ist es auch mit dem coquetten Geschwätz über die Ehe. An den Formen will man bessern, und bedenkt nicht, daß man den Inhalt zu gestalten hat. Der Inhalt der Ehe ist aber die Liebe. Was sich die Liebe physisch und geistig als Gesetz auferlegt, das wird wohl binden an Leib und Seele. Alles Andere ist Arrangement, mehr oder weniger mit Verstand und zur Bequemlichkeit geordnet, jedenfalls aber die Nebensache. Jene Maequise Clementine,

Digitized by Google

die der Roman schildert, ist ein Weib, das geliebt sein will, ohne im Stande zu sein, selbst zu lieben. Sie kennt blos das stolze Gefühl der Verherrlichung, nicht die Leidenschaft der Hingebung, sie hat Saintsimon studirt, statt an sich selber die Natur des Weibes zu studiren, sie weiß nur von den Coquetterien der Liebe, aber nichts vom Glück des Genusses, sie setzt sich an die Lebenstafel ohne Hunger und Durst, und will eine klügelnde Kritik der Speisen liefern. Bis zu dieser Lüge ist die moderne Gesellschaft gekommen, in diesem Gemisch von eben so viel Prüderie als Frivolität schwelgt die sogenannte feine Bildung. Der Verfasser hat diese schmerzliche Dissonanz in der Gesellschaftswelt gefühlt, mit Beredsamkeit dargestellt, aber weiter nichts. Sein Roman ist ein Fragment aus der Wirklichkeit, ein Memoirenstück aus der großen Welt, aber kein Dichtwerk, kein Product der Poesie, denn die Poesie soll mehr sein. Sie soll die Dissonanzen lösen. Kann sie keine Harmonie hervorrufen, so soll das Bild der Zerrüttung in sich selbst fertig sein; auch die „Wahlverwandtschaften" wissen kein Heil zur Gestaltung eines freien und doch gehaltenen Lebens, aber sie geben eine in sich fertige Tragödie der modernen Gesellschaft. Wie sehr Herr v. Sternberg eigentlich nur in dem Spiegel seiner Beobachtungskraft das Leben auffängt, statt daß der Dichter es schafft, beweist auch der Umstand, daß alle seine einzelnen Figuren nur Copien aus der Wirklichkeit sind, entweder aus der Masse der Gesellschaftssphäre um ihn her herausgegriffen, oder bestimmte Abbilder einzelner Gestalten, denen nur noch der letzte Strich fehlt, um sie Portraits zu nennen.

Wer die Dissonanzen der Gegenwart nur aufzudecken weiß, ohne auch nur in der Ahnung auf eine Harmonie zu deuten, der bedarf von Zeit zu Zeit der Flucht. Solche Flucht ist für Hrn. v. Sternberg seine Wanderung durch die Mährchenwelt. Wie schön weiß er die Fabeln der Seeleute zu erzählen, wie anmuthig, wie plastisch fertig, durchsichtig hell ist seine Darstellung im „Fortunat*)!" Wieland's Feen werden aus dem Exil wieder hervorgeholt, ein buntes, loses Spiel der Grazien soll die Zeit über ihren Gram hinwegtäuschen, man soll sich auf Augenblicke in den Gaukeleien der Phantasie berauschen, um nur nicht immer dem harten Ernst des Lebens, den man nicht auszudenken vermag, ins Angesicht zu schauen. — Wer wollte sich nicht freuen können an den zarten Spielereien der alten Mährchenwelt! Selbst der Millionär aus Lombard-Street, der über gar nichts mehr staunt, weil er auf künstlichen Bahnen mit der Schnelligkeit des Blitzes hinfährt und seine Taubenpost absendet, selbst der muß lächeln, wenn er sieht, wie die kleine Fee Babiliotte in ihrer Nußschaale von einem Ende der Welt bis zum andern in wenigen Secunden reist. „Das ist heutzutage der Punct, wo Wirklichkeit und Mährchen sich berühren," sagt Sternberg in seinem Fortunat. Verriethe nur sonst sein Buch irgendwie das Bewußtsein, das Mährchen sei die Ironie der Wirklichkeit. Allein er baut uns die Camera obscura blos zum müßigen Behagen auf, wir sollen uns fliehen, und Flucht kann Klugheit, aber nie Tapferkeit verrathen. Hinwegträumen läßt sich auf Minuten auch das verlorenste Leben, auch die römische Kaiserzeit hatte ihre Ergötzlichkeiten, und der Türke seinen Opium. Und mit den alten Göttern kehrt auch die alte Lüsternheit zurück. Crebillon ist wieder da, und hilft die böse neue Zeit mit den Freuden der guten alten Zeit parfümiren. Hier ist allerdings kein junges Deutschland, aber altes Frankreich, nicht offne naive Unart, sondern geheime Entartung und versteckte Sünde.

*) Fortunat. Ein Feenmährchen. Von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus.

Deutsche Romane.

Venetianische Novellen von Franz Freiherrn v. Gaudy. Zwei Bände. Bunzlau, Appun.

Gaudy's Talent, welches besonders im Malerischen glücklich ist und zugleich einen ziemlich ergiebigen Glücks- und Farbentopf des Humors zur Verfügung hat, ist in jüngster Zeit zu verdienter Anerkennung gelangt. Die leichte spielende Persiflage, welche seine Lieder satyrischer Gattung auszeichnet, hat einen berliner Recensenten, ich glaube E. Meyen, veranlaßt, ihn den deutschen Beranger zu nennen, was er auch wohl in dem Maaße ist, in welchem die heimischen Verhältnisse erlauben, die Rolle eines Beranger auf der lyrischen Bühne des Vaterlandes zu spielen. Gaudy ist auch der Gesinnung nach Freiherr, d. h. ein freier Herr seiner Meinungen, dem man es gewiß nicht zum Bösen anrechnen wird, wenn er zuweilen auf die zertrümmerten Herrlichkeiten des Freiherrenstandes im feudalen Sinne einen eigenthümlichen Blick wirft. Man möchte in Gaudy noch den alten schottischen Unabhängigkeitssinn zu finden meinen, den seine Vorfahren — als Gowdie's in altschottischen Balladen gefeiert — nach Deutschland mitbrachten. Diesen Unabhängigkeitssinn gab er zwar eine Zeit lang, wie ihm vorgeworfen wurde, in seiner Eigenschaft als Lyriker, Heine gegenüber, auf; indem er sich aber dem Zuge seines Talents späterhin freier überließ, hat er sich desto selbstständiger entwickelt und ist zu einer lyrischen und novellistischen Unabhängigkeit gelangt, die ihm Niemand bestreiten wird. Laube machte an ihm die Entdeckung, daß er einen gewaltigen Schnurrbart trägt, aber es läßt sich an Gaudy noch viel mehr entdecken, was in der Literatur eine wichtigere Rolle zu spielen berufen ist, als ein Schnurrbart. — Vorliegende

Digitized by Google

Novellen bekunden eine gewandte Handhabung der Sprache und große Beweglichkeit der Phantasie. Der Humor, nie gesucht und hier und da sehr ergötzlich, könnte an andern Stellen für trivial gelten, wenn man nicht wüßte, daß diese Novellen einem öffentlichen Erzähler von der Riva degli Schiavoni in den Mund gelegt sind. Man muß sich hier überall einen öffentlichen Erzähler aus Venedig und ein italienisches Auditorium hinzudenken, um den Reiz dieser Novellen in ganzer Fülle auf sich einwirken zu lassen. Die Behandlung ist stets glücklich und anziehend, nicht so die zuweilen dürftige Erfindung, so daß man diesen Novellen nicht durchgehends einen gleichen Werth zugestehen kann. Der erste Theil enthält die schönsten. Gleich in der ersten Novelle „Antonello der Gondolier" ist ein reiches Spiel der humoristischen Phantastik, welches sich in der Novelle „Villa Tornaquinci" bis zu unheimlichen Effekten steigert, und in der Erzählung „Frau Venus" in das Grauenhafte der Mährchenwelt hinüberstreift. Diese Novellen, wie im zweiten Bande die Erzählung „Canaletta," sind glückliche Erfindungen. Feurig und lebendig ist die Novelle „die Braut von Ariccia," und die Novellen „die Brenta-Blume" und „Giannettino l'Ingrese" von romanhaftem Gefüge; dagegen unbedeutend „das Modell" und „die Gefangenen." Ein farbiger Schmelz ist über diese Erfindungen ausgegossen; das glühende Blau des südlichen Himmels wölbt sich darüber und die gewürzreiche Luft Italiens spielt mit goldstrahligen Klängen und klingenden Sonnenstrahlen und wühlt hastig in dem ordnungslosen aber mannichfaltigen Blumenflor der Dichtung. H. M.

Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde v. Heinrich Smidt. 3 Thle. Altona, K. Aue.

See-Novellen. Erzählungen Burkhardt's des Steuermanns. Mitgetheilt von Heinrich Smidt. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Unser deutscher Marryat oder Sue gab früher eine Sammlung Schiffer- und Seemannssagen heraus, die eine freundliche Aufnahme fanden. Jetzt debutirt er mit einem Romane, der als Nachahmung der Cooper'schen Seeromane glücklich zu nennen ist. Es wäre unbillig von einer leichten Unterhaltungsschrift etwas mehr als Unterhaltung fordern zu wollen, wenn nur die Anlage der Erzählung spannend, die Ver- und Entwickelung natürlich ist, und die Charaktere, ohne gerade den Reiz der Neuheit zu besitzen, eine derbe Kost für gesunde Magen sind. Das Alles findet der leicht zu befriedigende Leser in dem genannten Buche, dem in sofern noch ein besonderes Interesse innewohnt, als die Blokade von Glückstadt durch die Engländer im J. 1813 zum Anknüpfungspunct der Fabel benutzt worden ist. Rührende Liebesgeschichten, gewaltsame Trennungen, abenteuerliche Seezüge, glückliches Wiedersehen — Verrath, Täuschung, unverhoffte Rettung, seemännische Derb- und Geradheit, Vaterlandstreue und Aufopferung. Alles das kommt in möglichst buntem Wechsel vor, beschäftigt die Phantasie, spannt und wird den für solche Bücher immer vorhandenen Kreis von Lesern gewiß reichlich finden. — Die „See-Novellen" sind eine Reihe bald längerer bald kürzerer Skizzen aus dem seemännischen Leben, die mit vieler Frische und sicherer Hand entworfen sind. Jedenfalls ist die Person des erzählenden Steuermannes Burkhardt niemand anders als der Verf., der mit Odysseus, dem Polytropos der alten Welt, wenigstens das Vielgewandte zur See gemein hat. Der Ton in der Erzählung trauriger und heiterer Lebensbegegnisse ist von der Art, daß wir keine Ursache haben, die Wahrhaftigkeit derselben in Zweifel zu ziehen. Am interessantesten, durch lebendige Frische der Erzählung und bestimmte Zeichnung der handelnd auftretenden Personen besonders gelungen, heben wir die beiden längeren Bilder: „Das Werft" und „das Erbschiff" hervor. In beiden macht sich neben dem Reiz der Erzählung noch besonders eine praktische Moral recht annehmbar geltend, was in Erzählungen nicht immer wohl gelingen will, wird es aber so ungesucht und natürlich mit dem Leben selbst und dem unabwendbaren Verlauf desselben in Verbindung gebracht, immer angenehme Eindrücke bei den Lesern zurückläßt. W.

Notiz.

[Taschenbücher.]

Ueber die Urania, den Delphin und die Tieck'sche Novelle in der Helena haben wir unsern Lesern berichtet; wir halten noch eine kurze Nachlese, uns auf Angabe des Inhalts einiger Taschenbücher beschränkend. Das beliebte „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft" ist auch diesmal nicht ganz glücklich mit seinen Bildern nach Sonderland, obwohl Ed. Schuler einige davon gestochen. Von den literarischen Gaben nennen wir vor allen die Erzählung von St. Schütze, deren Humor im guten derben Spaß unserer Altvordern gehalten ist, ferner eine Novelle von Storch, von Bernd v. Guseck, Gedichte von Gabriel Seidl u. a.

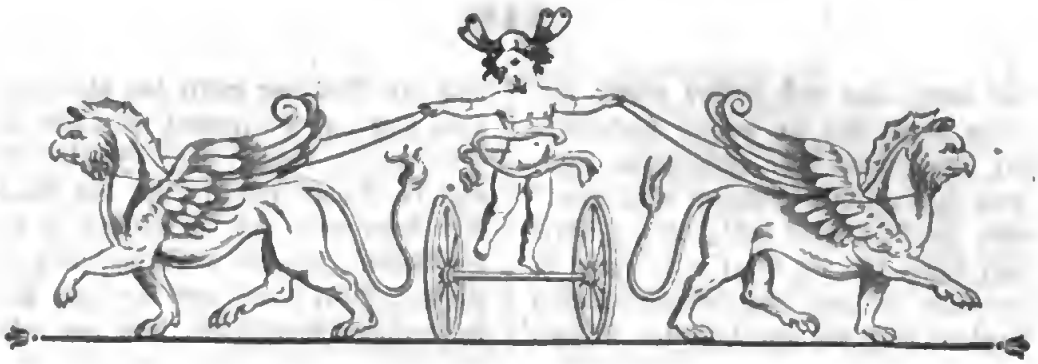
Vortreffliche Stahlstiche hat die „Cornelia" für 1839 (Heidelberg, Engelmann), besonders sind die weiblichen Portraits, die Herzogin von Orleans und der schöne Mädchenkopf, Laura, zu einer Erzählung von Curio gehörig, interessant. Außer diesem Hrn. Curio lieferten Lina Reinhardt, Blumenhagen, Janinski und der Herausgeber Aloys Schreiber Erzählungen, meist im leichten historisch romantischen Genre.

„Huldigung den Frauen" (Wien, Tendler und Schäfer) bringt mit einem Sonettencyclus von Johann N. Vogl eine Reihe Stahlstiche, die das Leben der Frauen in mehrern Momenten vorführen. Darunter zweimal ein betendes Weib. Man sollte mit der Frömmigkeit nicht coquettiren. Außer Vogl finden wir noch eine Menge wiener Lyriker, die sich hier nach diesen kleinen Gaben nicht charakterisiren lassen. Die Novellistik der „Huldigung" ist auch wienerisch, wir finden E. Straube, Franz Xaver Told, J. Retwald, Louise Beck und H. Meynert.

„Des Bettlers Gabe," von Wilhelm Müller, (Cößlin, Hendeß) gibt sich trotz seinem grauen Gewande auch als Taschenbuch. Der geschätzte Verf. gibt darin eine fortgesetzte Reihe seiner russischen und orientalischen Lebensbilder, bei denen wir nur die allzu emphatischen Ouvertüren fortwünschten. Die drei Darstellungen tragen den Titel: Rußlands Hochverräther, Omar, Khasi.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 30. — den 11. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Das Leben ins Blaue hinein.

Anfang eines komischen Romans von Ernst Willkomm.

1.

Mein erstes Jugendleben kann ich ein glückliches nennen. Es fehlte mir an nichts. Ich hatte Gespielen, Zeit zum Spielen, brave, einsichtige Eltern, die das Kind gern Kind sein ließen, und nicht gewillt waren, einen frühreifen Vielwisser aus mir zu bilden. In der That, zum Vielwissen schien ich in früher Jugend keine großen Anlagen zu haben. Meine Geschwister, deren, glaub' ich, außer mir noch siebzehn waren, neigten sich alle mehr zur Vielwisserei hin. Ich zeichnete mich in der Hinneigung zur Nichtvielwisserei aus, und trieb mich deshalb auch gern im Freien herum, wenn meine Brüder im Zimmer auf dem Fensterbrette saßen und lernten, daß ihnen so zu sagen der Kopf brummte. Mir sang der Kopf immer, und dies scheint mir der Grund meines immerwährenden Umherschwärmens gewesen zu sein.

Mein Vater ließ sich dies lose Umhertreiben so lange als möglich gefallen. Ich machte keine dummen Streiche, wenn auch nicht gerade kluge, und fiel Niemanden beschwerlich. Gegen Mittag, wenn ich die Schulstunden überstandrn hatte, lief ich hinaus, legte mich ins grüne Gras und sah unverwandt in den tiefblauen Himmel. Damals hatte ich noch den schönen Glauben, das blaue Gewölbe sei wirklich eine feste Wohnung, in der sich der liebe Gott aufhalte. Die Sterne hielt ich bald für seine unzähligen Augen, was ich mir mit seiner Allwissenheit und Allgegenwart zusammenreimte, bald auch für Diamanten an seinem prachtvollen Gewande. Das Falsche in dieser Vorstellung fiel mir damals nir auf. Ich glaubte Alles, was mir gefiel, und hielt Alles für wahr, was mich froh machte. Daher konnte ich mich oft über zwei meiner Brüder ärgern, die mich meines Kinderglaubens wegen auslachten. Sie waren älter als ich und legten es aufs Vielwissen an. Immer schleppten sie ein Paar Bücher mit sich herum, und lernten und lasen, wenn ich mich im Grase herumkollerte, oder die Blumen betrachtete, und dazu lauter albernes Zeug sang. Denn ich machte immerfort Gedichte, aber so dumm, daß alle Welt darüber lachte. Auch hatte ich eine Art Talent zum Possentreiben. Mein Gesicht konnt' ich in zehnerlei Fratzen verziehen und aller Menschen Physiognomie, Sprache und Gang nachahmen. Die Nachahmung der Sprache sollte einer unverbürgten Sage nach in unserer Familie erblich sein. Ich habe mich nicht genauer darnach erkundigt, gewiß aber ist, daß mir dies unglückselige Talent verliehen war. Ueberhaupt hatte mich der Himmel mit lauter unglückseligen Talenten überschüttet, die mir in der Folgr Noth genug gemacht haben.

So lange ich ein sogenannter dummer Junge war, ließ man mich gewähren. Ich ergetzte die Gesellschaft mit meinen Possen, und hieß der liebenswürdige Schelm. Späterhin fand man das Liebenswürdige unausstehlich, was mir zu scharfsinnigen Betrachtungen über die Launenhaftigkeit der Menschen Anlaß gab.

Digitized by Google

Da ich leicht lernte, aber noch leichter wieder vergaß, ließ man mir genug Zeit zu meinen Kindereien. Sobald ich aber das neunte Jahr zurückgelegt hatte, wurden, wie man sagte, „andere Saiten aufgezogen." Ich verstand diesen Ausdruck nicht recht. Wozu andere Saiten aufziehen? dachte ich. Es klingt ja so genug in meinem Kopfe; wenn sie mir noch besondere Saiten über den Kopf ziehen, wird das ein doppeltes Klingen geben, und daraus kann unmöglich eine erträgliche Musik entstehen. Doch tröstete ich mich mit meinen älteren Brüdern, an deren Köpfen ich durchaus keine Saiten entdecken konnte.

Eines Tages rief mich der Vater zu sich und eröffnete mir, daß es nun nöthig sei, mein possenhaftes Wesen zu lassen. „Du mußt ein ernsthafter Mensch werden," sagte er, „wie Deine Brüder. Laß die Kindereien, sie schicken sich nicht mehr für Dich. Von morgen an magst Du in die lateinische Stunde gehen, und ich bitte mir's aus, lerne was und treibe Dich nicht immer zwecklos herum. Werde hübsch gesetzt, damit einmal ein brauchbarer Mensch aus Dir wird."

Mir ward bei dieser Anrede ganz elend zu Muthe. Ich glaube, es war dies der erste Augenblick in meinem Leben, wo ich mir bewußt wurde, ein sündhafter Mensch zu sein. Ich schlich aus dem Hause nach dem Garten, legte mich wieder ins Gras, und sah den blauen klaren Himmel an. Mein kindliches Herz ward mir schwer, es fing an, krampfhaft zu klopfen und heiße Thränen rannen mir die Wangen herab. Ich sollte ein brauchbarer Mensch werden, und deshalb in die lateinische Stunde gehen! Diese Worte zertrümmerten den ganzen Himmel meiner Jugend. Ich hatte im Sinne gehabt, so frisch weg in die Welt oder ins Blaue hineinzuleben, und glaubte mit meinem Himmelanschauen dabei ganz auf dem rechten Wege zu sein. Und nun sollte ich ein brauchbarer Mensch werden, und zu diesem Zwecke Latein lernen!

Die lateinische Stunde war mir immer wie eine Art Folter vorgekommen. Ich dachte an meine Brüder, die schon seit ein paar Jahren Latein lernten. Sie saßen oft Stunden lang über dem halb zerrissenen, befleckten Buche, das sie die Grammatik nannten, stemmten beide Arme unter und lernten, daß ihnen die Thränen vor lauter Angst aus den Augen perlten. Sie verloren dabei alle Heiterkeit, konnten kaum einen Scherz mit anhören, und waren so ernsthaft wie Pastoren in Ueberschlägeln und Priesterrock. Mir ward zu solchen Zeiten in ihrer Nähe seelenangst. Ich lief hinaus, legte mich ins Gras und guckte den blauen Himmel an. Nun aber, nach der Unterredung mit dem Vater, suchte ich einen meiner Brüder auf. Ich traf ihn eben wieder über der Grammatik. Er kniete auf dem Stuhle, stemmte beide Arme unter und las halblaut in dem gottverdammten Buche. Ich trat neben ihn, schob einen Stuhl ans Fenster, kniete drauf und sah bald das Buch mit den wunderlichen Buchstaben, bald den armen Bruder an. Am besten gefielen mir die Ritter und Helme, die auf die noch leeren Spalten in der Grammatik mit großer Geschicklichkeit gezeichnet waren.

Endlich seufzte mein Bruder, kratzte sich im Kopfe und ward mich gewahr. „Was willst Du?" fragte er finster. „Geh', Du störst mich!" —

Ich sah dem Bruder gutmüthig in die Augen, streichelte ihm die heiße Wange und sagte: „Lieber Bruder, ist denn das Lateinische schwer?"

„Freilich ist es schwer," versetzte er. „Siehst Du nicht, wie ich mich abmartere?"

„Muß man denn aber Lateinisch lernen, um ein Mensch zu sein?" fragte ich. „Wir sind doch Deutsche, langt denn dabei das Deutsche nicht aus? Deutsch ist doch auch eine Sprache, wozu sollen wir doch so mühsam das Lateinische erlernen und dabei alle Munterkeit des Lebens verlieren?"

„Wenn Du ein Bauer bleiben willst, brauchst Du nicht Lateinisch zu lernen," antwortete mein Bruder, „ein Gelehrter aber muß durchaus Lateinisch und Griechisch lernen, und wenn er auch alle Munterkeit darüber verlieren sollte."

„Was ist denn ein Gelehrter?" fragte ich. Mein Bruder lachte, sah mir halb wehmüthig, halb verächtlich ins Gesicht und sprach: „Ein Gelehrter ist ein Mensch, der Alles weiß! Nun geh'," setzte er hinzu, „laß mich in Ruhe; Du wirst doch in Deinem Leben kein Gelehrter werden!" —

Ich verließ meinen Bruder, und trieb mich wieder ganz allein im Freien herum. „Ein Gelehrter ist ein Mensch, der Alles weiß." Diese Worte wiederholte ich wohl hundert Mal in Gedanken und dachte angestrengt darüber nach. Ich schloß in meiner Unwissenheit weiter und fand, daß Gott ein Gelehrter sein müsse, und ein Gelehrter von Gott wenigstens nicht besonders weit entfernt sein könne.

Darüber war es Abend geworden. Mein Bruder kam auch ins Freie, wir liefen mit einander um die Wette, und ich erreichte allemal früher als er den bestimmten Ort. Darüber ward er ungeduldig. Ich suchte

Digitized by Google

ihn zu beruhigen und fragte: ob er denn, da er mehr wisse, als ich, nicht ein Mittel besitze, wodurch er es mir im Laufen zuvorthun könne? Er hielt diese Frage für Hohn und gab mir einen Schlag; ich schlug wieder, bald entstand eine ordentliche Balgerei, und der Sieg blieb auf meiner Seite. Mein Bruder nannte mich einen dummen Bauer und ging stolz ins Haus. — Ich blieb im Garten, bis der Mond aufging, die Sterne am Himmel sich entzündeten, und die Stimme meiner Schwester, mit der ich immer sehr vertraut war, mich zum Abendessen rief.

Am Morgen darauf ging ich mit meinen älteren Brüdern in die lateinische Stunde. Sie sagten ihr Pensum auf und der Lehrer lobte sie, dann nahm er mich vor, und ließ mich die lateinischen Buchstaben lesen. Ich stockte manchmal und der Lehrer pufte mich erst leise, dann stärker in den Rücken. Mir ward angst, die erste Lection ging sehr schlecht. Der Lehrer gefiel mir nicht, er sah finster aus, wie ein Mensch, der nichts vom blauen Himmel weiß.

Es war Sitte, jedesmal einen Zettel aus der Schule mit nach Hause zu bringen, worauf die Conduite verzeichnet stand. Ich bekam auch einen solchen Laufpaß, auf dem ich nicht sehr einnehmend portraitirt war. Mit Zittern und Beben ging ich nach Hause. Meine Brüder lachten und machten sich über meine Dummheit lustig. Ich ließ es mir gefallen, entwarf aber im Stillen einen Plan, auf den ich bauen zu können glaubte und zeigte dem Vater ruhig meinen Zettel.

„Nun, Du fängst hübsch an," sagte der Vater, der eben eine Pfeife Tabak rauchte, und zerbrach sich die thönerne Röhre durch eine rasche Bewegung der Hand, die seine Verwundeeung über die Dummheit seines hoffnungsvollen Söhnchens ausdrücken sollte. „Daß Du albern bist, wußte ich," fuhr er fort, „aber für so gar dumm hätte ich Dich doch nicht gehalten. Mensch, was soll denn aus Die werden?"

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Ich trat schnell einen Schritt näher und sprach „Ich weiß, daß ich zum Gelehrten nichts tauge; darum will ich auch nicht erst die schweeen Sprachen lernen. Ich will lieber einer von denen werden, die ins Blaue hineinleben. Dazu habe ich Luft und Talent, und ich weiß auch, wie ich es anfangen muß. Ich mag kein brauchbarer Mensch werden!"

„Mein Vater, der sich eben eine neue Pfeife stopfte, ließ auch diese vor Schreck fallen. Meine Brüder kicherten und schmiegten sich an den Vater. Die Mutter lachte laut auf, und meine Schwester Cöleftine ergriff mich bei der Hand und fragte, ob ich nicht mit ihr Erdbeeren suchen wolle?

„Dummer Junge," sagte endlich der Vater, sich von seinem Staunen erholend, „kostet mich der Esel heut' schon zwei Pfeifen, und ist nicht eine halbe werth! Allerdings hast Du Deine Talente sehr gut erkannt, sie sind aber alle von der nichtsnutzigen Sorte. Ins Blaue hinein willst Du leben? Weißt Du denn, was das heißt? Das heißt, ein vollkommener Taugenichts, ein Thunichtgut, ein Vagabond, ein Auswurf von Menschen werden! Meinst Du denn, mit Deinem Leben ins Blaue hinein in der Welt fortzukommen? Da nimm Dir doch ein Beispiel an Deinen Brüdern. Das sind Jungen, wie sie sein müssen, die studiren und martern sich ab, um etwas in den Kopf zu kriegen, aber Du legst Dich auf den Rücken, sperrst den Mund auf und denkst, die gebratenen Tauben werden Dir nur so hineinfliegen. Da kannst Du lange warten. Wer sich nicht rührt, muß verhungern."

Der Vater hatte Luft, noch lange so fortzureden, aber die Mutter unterbrach ihn und hieß mich fortgehen. Meine Schwester gab mir den Arm und wir schienderten ins Freie. Im Weggehen hörte ich die Mutter noch sprechen: „Laß ihm nur Zeit, der wird sich schon zurecht finden, aber auf dem gewöhnlichen Wege läßt sich nichts mit ihm anfangen."

„Das wär' ein Unglück," sagte mein Vater. „Gott behüte uns vor der Ungewöhnlichkeit!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Der moderne Lazarus. Eine moderne Zeitnovelle von Karl Eitner. Leipzig, Brockhaus.

Die arme Zeit! Es ist wirklich hohe Zeit, daß sie sich wieder auf die Beine mache, bevor das „tintenkleckfende Säculum" sie bis zur Unkenntlichkeit angeschwärzt. Sie sitzt so lange, so geduldig: jedoch gelingt nur Wenigen ihr wahres Conterfei. Hier aber naht ein doctrinairer psychologischer Arzt, der die geduldige Dame für närrisch hält. Er redet ihr in wohlmeinenden Predigten zu, verschreibt ihr Recepte, die übrigens nicht neu sind, und stellt sie so schnell, als es in einem Octavbande von 414 S. geschehen kann, wieder her. — Der Held der Novelle, Julius Werden, scheint wahrlich, seinem omenösen Namen nach, Niemand anders als der menschgewordene Zeitgeist zu sein. Der frivole Kleinert, der tückische Scheineck, der literarische Charlatan Paschee u. s. w. sind oder sollen die modernen Ideen und Bestrebungen sein, die unsern Zeitgeist hetzen und verführen — nicht ein achtungswerther Charakter, lauter Gesindel, das

entweder auf die Festung kommt, landesflüchtig, oder im besten Falle verrückt wird. Um die Männer der Bewegung lächerlich zu machen, sind diese Figuren aber viel zu witzlos und vorlaut. Man muß blind oder sehr befangen sein, um unter den Vorkämpfern unserer socialen Kreuzzüge keine ehrenwerthere Gestalten zu finden. Unsere Zeit hat im Raisonnement etwas von Faust, im öffentlichen Leben von Hamlet, dieser Werden aber ist höchstens ein gebildeter deutscher Michel. — Werden hat leider lange sein Brotstudium vernachlässigt, und sich einem planlosen, humanistisch-literarischen Treiben ergeben. Er arbeitet an einem Epos: „Paulus und Magdalene;" dabei hegt er einen geheimen Liebeswechsel mit einer Courtisane von fast gewöhnlichem Schlage, Therese, die er mit Gewalt zu einer zweiten, büßenden Magdalene machen will. Nebenbei liebt er sie und verspricht ihr sogar schriftlich die Ehe. Endlich überzeugt er sich tartisch von ihrer Treulosigkeit und reißt sich gewaltsam von ihr los. Echauffirt darüber, und unmuthig, daß es mit seinem Epos nicht vorwärts gehen will, krank, überspannt, und verzweifelnd, öffnet er sein schwaches Herz den modernen socialen Ideen. Der Unglückselige Pascher benutzt diese Stimmung. Werden schreibt für dessen Blatt, den „Renovateur," zwei bittere Artikel gegen die Prüderie und Heuchelei des Frauengeschlechts. Es folgt ein dritter, von Scheineck fabricirter Artikel, der aus den ersten beiden die empörendsten Folgerungen systematisch entwickelt. Dieser dritte Artikel wird ebenfalls dem armen Werden zugeschrieben. Man sieht, unser Zeitgeist ist in sehr schlimme Gesellschaft, auf sehr schlimme Wege gerathen. Die bösen Feuchte und die bittere Moral bleiben nicht aus, vorerst soll es aber noch schlimmer werden. Bendhrim und Arnt, Werden's gute Engel, und Arnt's Schwester, Hedwig, welche die stumme Liebe unseres Helden bereits stumm zu erwiedern anfing, wenden sich mit gerechtem Entsetzen von ihm. Zuletzt mischt sich die ultima ratio der Zeitnovellisten, Regierung und Police in die Sache. Der Renovateur wird confiscirt, Pascher muß fliehen, Werden seine Papiere ausliefern. Da faßt ihn die lang unterdrückte Reue. Ein Brief aus seiner Vaterstadt meldet ihm, daß der heimkehrende Arzt Kleinert, den er selbst an seine Schwester empfohlen, dieselbe verführt hat, seine Mutter aus Kränkung über den verlorenen Sohn im Sterben liegt, und daß sein guter Ruf in seinem Geburtsorte gänzlich ruinirt ist. Endlich wird Therese einer gemeinen Diebsgeschichte wegen eingezogen, wobei Werden kompromittirt werden kann. Nach so vielen Schicksalsschlägen trifft ihn der Schlag. Drei Tage, wenn ich nicht irre, ist er scheintodt, Bendheim's und Arnt's Bemühungen bleiben fruchtlos. Hedwig aber erweckt ihn durch einen Kuß und einen unvorsätzlichen Stich mit ihrer Busennadel. Physisch und moralisch erhebt er sich von den Todten und beginnt eine friedliche Restaurationsperiode. Daher der moderne Lazarus. Es ist rührend zu lesen, wie er sich mit Allem versöhnt, was Autocität und Philisterium heißt. Denn so wie der Verfasser die eine Partei so viel als möglich stiefväterlich behandelt, so zeigt er die Restaurationsperiode nur von der Lichtseite, im Glanze der löblichsten und lieblichsten Verklärung. Vom Chef-Präsidenten selbst unterstützt, geht Werden auf Reisen, sein guter Ruf wird offiziell durch die Zeitungen wieder hergestellt, kurz, er wird Staatsdiener und heirathet, ich glaube zu Weihnachten, seine geliebte Hedwig. — Man sieht, die Novelle ist eigentlich eine Parabel: die Handlung ist trotz der Menge kleinlicher Intriguen und Episoden so wenig organisch, fleischig, daß die dürren Tendenzen überall durchscheinen. Man kann ihr die Rippen zählen, wie einem magern Pferde. Allerdings ist der Knoten gut geschürzt und natürlich gelöst. Wir machen scheinbar zufällig auf der Gasse, im Vorübergehen, uns mit einem Häuflein Figuren bekannt, die der Autor aber, wie ein Schachspieler die unscheinbaren Pions, schlau zu benutzen weiß, um sein Spiel zu gewinnen. Leider sind alle diese Figuren Bauern. Da ist kein kühner Ritter, kein felsenfester Thurm, der König selbst, Hr. J. Werden, um den sich die Geschichte dreht, ist gleich Anfangs matt; ein gutmüthiger, aber hypochondrischer Studengelehrter. Arnt und Bendheim, der sich vornehm äußert, daß er nichts von Politik verstehen wolle, mögen im Leben ziemlich liebenswürdig sein, gebildete, solide Menschen. In der Dichtung sind sie prosaisch, und vollends, wo sie über moderne Fragen, im Sinne einer fruchtsamen Reaction, und mit abgedroschenen Gemeinplätzen absprechen, unausstehliche Pedanten. Der einzige markirte Charakter ist der satyrische Merker, und der riecht nach Hoffmann'schem Branntweingeist. In den häufigen Dialogen befleißigt sich der Autor jener Tieck'schen Gesinnungsanonymität, welche in die Behauptungen beider Parteien einen großen Theil Wahrheit legt, ohne die eigene Meinung zum Durchbruche kommen zu lassen. Viele werden dies Objectivität nennen. Objectivität aber raisonnirt gar nicht. Der Styl ist im Ganzen sehr klar und gewandt. — Hoffentlich wird Hr. J. W. an unserm Zeitgeist keinen Proselyten machen. Oder soll' es ihm wirklich so ergehen, wie dem Helden dieser Novelle? —

Kfm.

Notizen.

[Miß Landon.]

Von der als Miß Landon (L. E. L.) bekannten Mistreß Maclean, deren räthselhafter Tod an der Küste von Guinea die englischen Zeitungen beschäftigte, lesen wir eine ihrer letzten Erzählungen: „Rebecca" in der Bibliothek der neuesten englischen Novellen und Gedichte, dritten Bandes Heft 1 und 2. (The Library of the newest english novels etc. Leipzig, Wunder.)

[Dr. Franz Lorentkamp.]

Von dem Verf. des werthvollen Buchs über England und die Engländer ist ein Supplementband zu Ernst Münch's Geschichte der neuesten Zeit erschienen, der den Unabhängigkeitskampf der spanisch-amerikanischen Colonien darstellt. Diese Zugabe erhalten die Käufer von Münch's Geschichtswerke gratis.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 31. — den 12. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Leben ins Blaue hinein.

(Fortsetzung.)

Ich ging mit meiner Schwester in drn nahen Wald. Untrrwegs schüttete ich mein Herz aus. „Schwester," sprach ich, „es ist doch nicht recht, daß wir zu Dingen gezwungen werden, die so gar nicht angenehm sind. Was meinst Du?"

„Es gefällt mir auch nicht," versetzte die Schwester, „aber es muß doch wohl zu irgend etwas gut und nützlich sein."

„Zu nichts ist es gut," fiel ich ein, „man will uns blos zu brauchbaren Menschen machen; das ist mir entsetzlich! Denke Dir nur, Schwester, wie unedel es für einen Menschen ist, wenn rr nun so gebraucht wird wie eine Bratpfanne. Ist das nicht abscheuiich? Und grade so will man uns erziehen. Das ist eine brauchbare Sache, hör' ich alle Tagr sagen, das ist eine brauchbare Gabel, rin brauchbares Messer, einr brauchbare Kanne, und nun soll ich auch ein so brauchbarer Mensch werden? Da will ich mich schön bedanken! — Nein, Schwester, ich habe mir vorgenommen, kein brauchbarer Mensch zu werden, ich will blos ein Mensch sein. Ehrlich gestanden, Schwester, kommen mir die unbrauchbaren Menschen sehr rhrenwerth vor. Sie sind frei und ihrr eigenen Herren, und in den Religionsstunden lehrt man uns ja immer, daß der Mrnsch ein Geist sri, und eben deshalb auch frei. Soll sich denn nun ein soicher Geist brauchen lassen, wir einr Gabel oder Kanne? Heut' zum Spießen, morgen zum Schöpfen und Trinken? Sieh nur, Schwester, das kommt mir ganz ungereimt, aibern und ungerecht vor. Ich mag im Leben kein so brauchbarer Mensch wrrden."

Meine Schwester schüttelir das Lockenköpfchen und reichtr mir Erdbeeren. „Du hast wunderiiche Einfälle," sagte sir lächelnd, „dir Großen werden Dich einen kindischen Narren schelten."

„Laß sie mich schelten, Schwester, ich will es ihnen schon beweisen, daß ich keiner bin."

„Es ist aber doch nicht eriaubt, solche Einfälle zu haben, Bruder," versetzte sie; „das heißt, seinen Eitern ungehorsam sein."

„Behütr Gott!" sagtr ich. „Wenn ich nicht thue, was ich für thöricht halte, so bin ich nicht ungehorsam. Das ist nur die Stimmr Gottes in mir, und es heißt ja, Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Meine Schwester schwieg und hörte mir noch lange zu, denn ich sprach sehr viel über das Leben ins Biaue hinein, und hielt das nun ein- für allemal für das Rechte. „Denke nur," sagte ich unter Anderem, „wie schön es ist, wenn man immer tiefer in den biauen Himmel hineinsieht. Je länger man sich damit beschäftigt, desto lichter wird es im Augr, man guckt dem lieben Gott gerade ins Gesicht, ins Herz hinein. Da sieht man denn alle seine guten Gedanken, weiß, was er will, wie er die Weit regiert, und was er aus den Menschen zu machen gedenkt. Man liest ihm Alles aus dem Herzen heraus, sieht es ihm, wir die

Digitized by Google

Mutter sagt, an dem Herzen ab, und wird gut und fromm. Ist denn das nun so etwas Böses? Ich kann nicht begreifen, warum die Menschen solch Wesen von dem ins Blaue Hineinleben machen, und alle diejenigen, welche diesem Leben ergeben sind, wie Ausgestoßene behandeln. Ich halte diese so verachteten Menschen für ganz besonders glücklich, und will eben so glücklich werden. Denn lebe ich nur so fort ins Blaue hinein, wie bisher, so muß ich einmal noch ganz glücklich werden."

So schwatzte ich fort, und Lotestine hörte mir geduldig zu. Sie nahm mir nichts übel und ich ihr nichts. Wir waren ganz offen gegen einander, und theilten uns Alles das mit, was wir Andern nicht zu sagen wagten. Ich kann nicht behaupten, daß wir dadurch zu besonderer Weisheit gelangt wären, aber wir waren als Kinder gewiß sehr glücklich, und mehr wollten wir nicht. Gegenseitiges Vertrauen band uns an einander, und so lebten wir Beide ins Blaue hinein, ohne daß Jemand den echten Zweck dieses Lebens begreifen konnte. Das machte mir vielen Kummer, und jemehr die Leute von brauchbaren Menschen sprachen, desto unbrauchbarer erschienen sie mir.

2.

In meiner Jugendzeit plagten sich die Leute viel mit neuen Methoden zur Verbesserung des Schulunterrichts. Manche behaupteten, bisher sei gar keine Methode im Unterricht gewesen, und schimpften auf alles Alte, Andere waren der Meinung, man habe schon längst viel zu viel Methode, nicht allein im Schulunterricht, sondern auch im ganzen lieben Leben.

Mir kam dieser Streit im Anfange sehr närrisch vor. Früher hatte ich mich um die Unterhaltung der Erwachsenen oder der „Großen", wie man gewöhnlich sagte, gar nicht gekümmert, seit ich aber die lateinische Stunde besuchte, hatte ich einen großen Schritt vorwärts im Leben gethan, und ich mußte nun, wenn Gesellschaft bei meinem Vater war, oft Theil an der Unterhaltung nehmen, oder vielmehr auf einem besondern Stuhle sitzen und still und aufmerksam zuhören. Meine älteren Brüder genossen dies Vorrecht schon seit längerer Zeit, und verhielten sich bei solchen Unterredungen mäuschenstill, wie es sich für wohlerzogene Jungen schickt. Offen gestanden, machte ich mir aus diesem neuen Vorrechte nicht besonders viel, gehorchen aber mußte ich doch einmal, und so nahm ich denn meinen Stuhl ein und lauschte, tief in mich versenkt, auf die Gespräche der „Großen."

Die Gesellschaft meines Vaters bestand gewöhnlich aus dem Pfarrer des Ortes — mein Vater war Gutsbesitzer — und etwa noch einem oder zwei Pastoren von benachbarten Ortschaften. Natürlich wandte sich in einer solchen Gesellschaft das Gespräch immer nur auf religiöse oder mindestens sehr gelehrte Gegenstände, über die sich mein Vater sehr gern belehren ließ, ob er gleich seine eigene Meinung zuweilen sehr hartnäckig geltend zu machen wußte. Da es nun damals zum guten Tone gehörte, Methoden zu construiren, vorzuschlagen, zu prüfen, oder wenigstens darüber zu sprechen, so bildete gleich in der ersten Unterhaltung, der ich beiwohnen mußte, dieses Thema den Hauptgegenstand. Man sprach zu jener Zeit mit eben so großem Eifer über Methoden, wie etwa heut zu Tage über Eisenbahnen, und hätte nur das kaufmännische Publicum mehr Notiz davon genommen, so zweifle ich gar nicht, daß man zuletzt Methoden auf Actien gemacht haben würde. Leider war man aber so weit noch nicht vorgeschritten. Wir lebten noch in dem luftigen Zeitalter.

„Es ist ein närrisch Ding mit den Methoden," sagte der Pastor Pfnorr, „man kommt gar nicht recht dahinter. Auch kann ich den Nutzen davon nicht recht einsehen. Warum nun immer Neuerungen machen? Das Alte ist auch gut, hat uns bis hieher gebracht, und uns recht wohl conservirt. Oder sieht man mir den Mangel an?"

„Nein, nein, lieber Amtsbruder," versetzte der Magister Windrich. „Ach ja, die guten alten Zeiten!"

„Methoden! Was Methoden!" fiel der hitzige Pastor Zunder ein. „Ich mag nichts davon wissen, ich nicht! In mein Kirchspiel sollen die neuen Methoden nicht kommen, dafür steh' ich! Habe mich lange genug mit den Methoden herumgemartert und gefunden, daß es ohne Methode noch am allergescheidtesten geht. Wenn ich nur wüßte, wer auf die dummen Erfindungen gekommen ist?"

„Offenbar ein Mensch, der nichts weiter zu thun hat, als zu denken," sprach Pfnorr. „Wer für das allgemeine Beste arbeitet, verfällt nicht auf solche Extreme."

„Man will aber doch fortschreiten," sagte mein Vater, „und das geht nun einmal ohne Denken nicht. Das Denken müssen Sie also doch wohl bestehen lassen."

„Natürlich," versetzte Pfnorr; „man soll's nur nicht auf die Spitze treiben oder gar das sogenannte Philosophiren loslassen. Glauben Sie mir aufs Wort, die Methoden kommen nur vom Philosophiren her, wie alles Unheil in der Welt. Würden wir erst das Philoso-

Digitized by Google

phiren los, so hätten wir den Teufel besiegt, und der ewige Friede begönne in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen.

„Am Ende ginge dann der Teufel los!" fiel ich ein, erschrak aber über meine Bemerkung dermaßen, daß ich vom Stuhle purzelte und fast den Arm gebrochen hätte. — Der dicke Pfnorr lehnte sich erschrocken zurück, kreuzte die Hände über dem Bauche und schnappte nach Athem. Magister Windrich machte sich mit einigen Hm's! Luft, Pastor Zunder aber fuhr vom Sitze auf, um auf mich loszustürzen. Mein Vater hielt ihn zurück und lachte.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Pastor," sagte er. „Der Junge hat die verrücktesten Einfälle von der Welt, und kann den Mund eben so wenig halten, wenn er soll, als ihn aufthun, wenn es ihm geboten wird. Er ist ein ganz extraordinairer Junge, an dem keine vernünftige Faser. Wenn er so fortfährt, kann noch einmal ein extraordinairer Professor aus ihm werden."

Zum Glück für mich trat die Mutter ein und brachte Kaffee. Darüber vergaßen die „Großen" den Vorfall und konnten sich von ihrem Schreck erholen. Ich nahm unterdeß meinen Sitz wieder ein, und suchte mit den Brüdern in ein leises Gespräch zu kommen, was aber absolut unmöglich war. Die Brüder hatten eine Art Abscheu vor mir. Sie konnten nicht begreifen, wie ich die geistreichen, belehrenden Unterhaltungen der „Großen" so höchst freventlich zu unterbrechen wagte. Mir selbst kam der Auftritt nach überstandener Gefahr komisch vor, im Herzen aber freute ich mich doch meines Muthes und triumphirte in kindischer Ausgelassenheit, daß ich die Hochgelehrten Herren in Unordnung gebracht hatte.

Mein Vater hatte sich die Pfeife angezündet. Dies war allemal das Zeichen zu lebhafteren Debatten. Er winkte dem Pastor Pfnorr, und dieser knüpfte das abgebrochene Gespräch wieder an.

„Ja," sprach er, „ja, wie gesagt, mit dieser Methodenwirthschaft geht alle Gelehrsamkeit zu Grunde. Was nutzen alle unsere Kenntnisse, wenn man neue Methoden erfindet? Nichts, gar nichts! Ich stimme also für völliges Ignoriren. Meine lieben Amtsbrüder, was soll aus der armen Menschheit werden, wenn wir uns ihrer nicht annehmen? Das sogenannte Aufklären nimmt entsetzlich überhand; es wird Sucht, Aufklärungssucht, die so schlimm ist, wie die Schwindsucht. Zum Aufklären braucht man Geist. Pumpt man aber immer und immer, so muß er abnehmen, dünn werden. Das Gehirn wird gleichsam das Röcheln bekommen, der Geist im Sterben liegen, — in Summa, es wird eine Schwindsucht des Geistes erfolgen. Dem müssen wir entgegenarbeiten, wir, das Salz der Erde! Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" —

„Sehr wahr, hm, sehr wahr!" sagte Windrich. „Sie haben Recht, lieber Amtsbruder. Es geht so nicht, wir müssen uns dagegen verwahren. Ein philosophisches Zeitalter, wie weiland zu Kant's Zeiten, darf nicht wieder aufkommen! Das wäre unser Untergang. Die Methodenwirthschaft aber ist eine solche philosophische Erziehungsart, eine Incarnation der Philosophie in Alles, was Mensch heißt. Dadurch wird die Jugend angesteckt, und lassen wir nur einmal die Materie Platz ergreifen, dann haben wir schon verloren. Denn die Zeit, dünkt mich, ist wirbelig geworden. Das Tanzen muß ihr in den Kopf gestiegen sein. Sie bekommt Congestionen des Geistes im Geiste, was eine vermaledeite Krankheit ist. Bewahre uns davor der heilige Geist!"

„Der mag wohl eine Congestion des Geistes im lieben Gott sein," murmelte ich für mich, doch laut genug, um verstanden zu werden.

„Bewahre der Herr die Seele des Knaben!" seufzte Magister Windrich. Pfnorr hatte keine Worte, Zunder zitterte vor Aerger, denn er glaubte, ich habe seinen Amtsbruder persifliren wollen. Mein Vater mußte sich wieder ins Mittel legen. „Beruhigen Sie sich, meine werthen Gäste," sagte er, stand ganz gemächlich auf und schritt auf mich zu. Ich krümmte mich auf meinem Sitze zusammen, „wie ein Häufchen Unglück", und schwieg. Der Vater trat vor mich, legte die thönerne Pfeife geschickt und sicher über den linken Arm, mit dessen Hand er mich wörtlich beim Kopfe nahm, und gab mir mit der Rechten eine — ich hätte wetten wollen — ganz methodisch applicirte Ohrfeige.

„Was war das, mein Herr Naseweis?" —

„Eine Congestion der Vaterliebe in die Hand," sagte ich — denn ich wußte, daß den Vater nichts mehr erbittern konnte, als eine gethane Frage nicht zu beantworten.

Der Vater mußte laut auflachen, ließ mich in Ruhe und wandte sich zu seiner Gesellschaft. „Da sehen Sie's," sprach er, „mit dem Jungen läßt sich auf gewöhnlichem Wege nichts anfangen. Gibt es viele Kinder seines Schlages, so muß man am Ende die Erfindung der Methoden noch preisen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutsche Romane.

Gallerie weiblicher Nationalbilder. Herausgegeben von Fanny Tarnow. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Durch Charakteristik der Natur des Weibes hat die jüngere Literatur dem Felde der Novellistik eine bedeutende Bereicherung gewonnen. Originelle Erscheinungen im Leben der deutschen Gemüthswelt, wie Rahel und Bettina, machten bedeutsame Uebergangsfiguren von alter zu neuer Zeit, in Liebe und Haß schied sich die Literatur und das Publicum; und der Zwiespalt mag sich noch eine Zeit lang hinfristen und die deutsche Welt beschäftigen. Fanny Tarnow gehört zu den Wenigen der ältern Autorenwelt, welche die neuen Erscheinungen vorurtheilslos auf sich wirken ließen, sich nicht abschlossen im alten Revier und für neue Offenbarungen des Geistes noch Lebenskraft und Herzenswärme in sich erübrigten. Sie schrieb vor mehrern Jahren einen schönen Aufsatz über Rahel und Bettina, beider Frauen Denk- und Fühlweise gegeneinander abwägend. Diesen finden wir hier in der Gallerie wieder, er eröffnet den zweiten Band. Er ist mehr kritischer als novellistischer Art, aber dennoch mag er die Veranlassung geboten haben, auch fremde Nationalitäten in weiblichen Bildern vorzuführen, und somit entstand diese Gallerie, die wir als eine sehr interessante literarische Gabe begrüßen. Seit ihrem ausgezeichneten Werke: „Zwei Jahre in Petersburg," worin sie treffliche Charakterbilder von Kaiser Alexander, Klinger und der Krüdener gab, mehr und mehr und fast ausschließlich der Uebertragung französischer Werke, nicht immer von unbezweifeltem Werthe, zugewandt, erhielten wir von der geschätzten Schriftstellerin erst in der „Chloeinde" einige selbstständige Federzüge, auch von kritischer Art, Ansichten über die literarische Gegenwart, über die moralische Stimmung der Zeit, ja sogar über Hegel'sche Philosophie. Die Kritik hat mit der Verfasserin, wahrscheinlich aus Galanterie, hierüber nicht rechten wollen, jetzt aber freut sie sich, auf die productiven Leistungen ihrer Feder in dieser Gallerie hinweisen zu können. Manches Novellistische, das seinem Ursprung nach auch hier entlehnt zu sein scheint, ist doch mit so viel eigenem Lebensstoff versetzt, daß wir es als Selbstempfundnes, mithin Selbsterzeugtes aufführen. Hierzu gehört namentlich die Novelle: „Ein Besuch in Frugården," das schwedische Lebensbild, das die Leser bereits in diesen Blättern gelesen zu haben sich erinnern. Uebrigens liefert die Gallerie, die wahrscheinlich noch fortgesetzt wird, von den hauptsächlichsten Nationen weibliche Portraits. Trägt das Weib oft weit mehr als der Mann die treuen Spuren bestimmter Volksthümlichkeit an sich, so ist eine novellistische Darstellung der Frauencharaktere gar sehr geeignet, uns die eigenthümlichen Züge der Nationalitäten zu schildern. Deutschland wird im ersten Bande durch „Bettina's Jugendjahre" repräsentirt, wobei man jedoch nicht an das Goethe'sche Kind zu denken hat. Man liest mit großem Interesse dieses Bild eines häuslichen Stilllebens, aus dem dieser Charakter hervorging. An Begebenheiten ist diese Skizze ziemlich arm und simpel; trefflich und wahr ist die S. 24 mitgetheilte Bemerkung über Dresdens Noblesse. Nicht mit so entschiedenem Beifall möchte ich den zweiten Aufsatz dieses Bandes: „Lavinia und ihre Mutter" aufnehmen. Wenn Lavinia ein französischer Charakter ist, so ist es doch kein umfassender, kein eigenthümlicher, die ganze Nation vorstelligmachender. Dieses geduldige Ertragen unverdienter Schmach, dieses Hingeben an einen Mann, der wenig mehr, als ein gewöhnlicher Wüstling ist, mag wohl einer Französin zuzutrauen sein; doch charakterisirt solche demüthige, bei allen Stürmen des Schicksals sich gleichbleibende Tugend mehr das Weib Deutschlands, als das Frankreichs. Von ganz entgegengesetzter Art ist der letzte Artikel dieses ersten Bandes: „Duschinka." Duschinka ist Russin durch und durch, fast mehr noch als ihre Mutter, die mit jener schwärmerischen, Alles opfernden Leidenschaft liebt, die die russischen Frauen so achtungswerth macht. Leider schließt dies Lebensbild so unbefriedigend, wie nur immer möglich.

Der zweite Band beginnt mit dem schon erwähnten Aufsatze über Rahel und Bettina, und enthält auch den „Besuch in Frugården." Die in zwei Abtheilungen zerfällte Erzählung: „Elisabeth und Marie," die weniger Interesse bietet, kurz übergehend, spende ich dem spanischen Charakterbilde: „Die Marquise von Spinarosa" ein unbedingtes Lob. Der Charakter des Advocaten Brissot ist so gemessen gezeichnet, daß man der Verfasserin auch die Kenntniß der Männerwelt in hohem Grade beizumessen genöthigt ist.

Gl.

Notizen.

[Eine neue fürstliche und eine vermuthete gräfliche Autorschaft.]

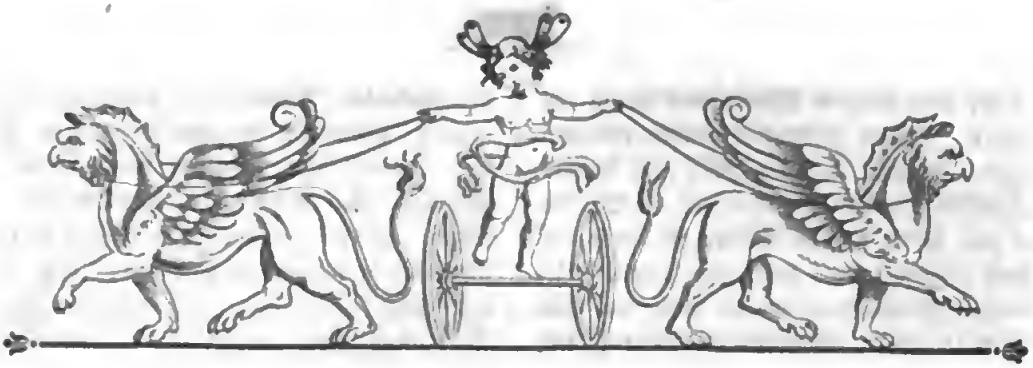
In Rudolstadt bei Froebel erscheint eine Zeitschrift unter dem Titel „Helios," in Verein mit einem kritischen „Mittwochblatt." An diesem Helios sind Dilettanten aus den höhern, ja aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Mitarbeiter. No. 1. des laufenden Jahrgangs enthält z. B. zwei Recensionen über englische Lehrbücher, von einer jetzt in Rudolstadt wohnenden deutschen Prinzessin (K)aroline. Daß die Kritik des Helios — mancher Artikel sind sehr gut geschrieben — sehr ungleich ausfällt, erscheint erklärlich, wenn wir sie in den Händen vornehmer Dilettanten wissen. Merkwürdig ist die Vermuthung eines Kritikers im Helios, hinter Julius Hammer, dem Verfasser der Novelle „Adelig und bürgerlich," stecke gewiß eine verkappte Gräfin!

[Spanische Lectüre.]

In Braunschweig bei Leibrock ist eine Biblioteca portatil española, in einer Auswahl der neuesten Erzeugnisse, eröffnet; jährlich werden zwei oder drei Hefte erscheinen. Als Herausgeber wird ein junger deutscher Gelehrter angegeben, der seit einigen Jahren in Madrid lebt. Das erste Heft enthält lyrische Gedichte von Martinez de la Rosa, von Alonso, Diaz, Lopez Pelegrin, Julian Romea u. A. und ein Lustspiel von Don Mariano Josè de Larra, das 1831 in Madrid vielen Beifall erhielt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 32. — den 14. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Das Leben ins Blaue hinein.

(Fortsetzung.)

Die Pastoren waeen sämmtlich vor Indignation verstummt. Das Gespräch stockte und wollte nicht mehr recht in Fluß kommen. Meine Beüdee rückten näher zusammen und flüsterten leise mit einander. Ich saß allein wie von Gott und dee Welt verlassen auf meinem Stuhie. So ein duummer Junge ich auch sein mochte und zuveriäßig war, so schmerzte mich dies Mißachten meiner innern Natue doch tief, ob ich mie gleich selbst keine Rechenschaft von dem waheen Geunde ablegen konnte. Ich fühlte, daß ich nicht gefehit hatte, und doch war ich verlacht, besteaft worden, ja das Zurückziehen meiner eigenen Brüder von mir gab mir zu erkennen, daß ich in ihren Augen ein Geschöpf sei, mit dem man keine Gemeinschaft haben dürfe. Der Befehl des Vaters war gewesen, genau auf die Gespräche „der Groſſen" Acht zu geben. Das hatte ich nun gethan, und es duech mein etwas voriautes Dazwischenfahien zur Genüge bewiesen. Meine Brüdee saßen wie zwei zusammengedeückte Schiafmützen da und muckſten nicht. Wer konnte wissen, ob sie in gleichem Maße auf die Gespräche „der Geoßen" geachtet hatten, wie ich? Dennoch wurden sie stillschweigend belobt, wäheend ich hart besteaft und noch dazu mit Abscheu betrachtet ward. Ich zog mein Taschentuch hervoe und trocknete mir veestohlen die Thränen ab. Dann kroch ich mit meinen Gedanken recht tief in mich hinein und sehnte mich aus der Gesellschaft „der Groſſen" ins Freie zu den schmetternden Leechen, dem Gezirp der Insecten, die mir weit vernünftiger zu sein schienen, ais die vor mie sitzenden ehrwürdigen Gestaiten. Ich lechzte mit ganzer Seele nach meinem früheren Leben ins Biaue hinein, und nahm mir abermals ganz eenstiich vor, dies zu meinem eigentlichen Steeben zu machen. Nebenbei dachte ich über das Gehöete nach, und fand, daß die vor mir sitzenden Geoßen sehr klein, wahee Wichtiein seien, von denen mir die Kinderfrau mancheriei Lächerliches eezählt hatte. Dabei beruhigte ich mich. Es waed iicht und hell in mir, als schiene die Sonne in mein Heez. Ein wundeebarer Feühling sproßte in mir auf, ich sah schöne Gegenden mit Beegen, Felsen, Flüſſen und flüsternden Baumgruppen; ich hörte die Vögel die reizendſten Melodien ſingen, und daeüber spannte ſich der tiefbiaue Himmel wie die durchſichtige Schwinge eines Nachtfaiters aus. Da ward ich wieder ruhig und glücklich; denn ich begann ja abermals das schöne Leben ins Blaue hinein.

Aus dieſen kindiſchen Teäumereien ſtörte mich ein leiſes Rufen meines Namens. Ich blickte auf und gewahete meine Schweſter mir gegenüber an der haibgeöffneten Thüe ſtehen, wie ſie aus einer zerbrochenen thönernen Pfeifenröhre Seifenbiaſen in die Luft blies. Das war nun recht meine ſchwache Seite! In meinem Leben habe ich nie mehr wieder etwas mit ſo geoßer Luſt getrieben, als das Seifenblaſenmachen. Ich warf einen Blick auf „die Groſſen", und da ſie noch immer in tiefem Geſchräch über die Methodenſucht begriffen waren,

Digitized by Google

so schlüpfte ich sacht von meinem Stuhle und schlich ins benachbarte Zimmer. Meine Schwester reichte mir mit der liebenswürdigsten Grazie von der Welt ein schönes Pfeifenrohr, und stellte das Seifenwasser auf die Ecke des Tisches, worauf wir Beide um die Wette die farbigsten Blasen in die Luft bliesen. Wie bunte Weltkugeln flatterten die zerbrechlichen Ballons in die Luft und um unsere Köpfe, bald kugelrund, bald in länglicher Form, aber immer in die brennendsten Farben getaucht. Wir waren vergnügt wie Könige, aber still wie Diebe!

Anfangs ging Alles ganz gemächlich und langsam, wie das geregelte Leben eines soliden Hausvaters vor sich, bald aber begeisterten wir uns an unserer eigenen Schöpferkraft. Wir stießen heftig mit den schaffenden Röhren in das Schöpfungselement und hauchten dem todten Nichts unsern lebenden Odem ein, daß eine bunte Kugel nach der andern dem nachgeahmten Schöpfungsmunde entrollte, und ihren Lauf durch die Luft antrat. — In unserm Eifer bemerkten wir nicht, daß unsere Welten fast im Augenblick des Entstehens schon wieder zerplatzten. Wir schufen ja immer neue, immer schönere, glänzendere, und je länger wir damit beschäftigt waren, desto bunter wurden die Blasen, desto brennender ihr Farbenspiel. Endlich entquollen unsern Röhren zu gleicher Zeit zwei unvergleichlich schöne, ungewöhnlich große Kugeln. Wir zeigten sie uns gegenseitig, hoben mit leuchtendem Auge die Röhren und ließen die Ballons flattern. Wie zwei sich suchende Seelen rollten die leichten farbigen Welten zweier Kinder durch die Luft, wir hauchten ihnen leis' nach, um sie im Fluge zu erhalten, und die bunten Kugeln schifften anmuthig wogend und immer heller glänzend durch die offene Thür in das Gesellschaftszimmer. Meine Schwester konnte ihre Freude nicht mehr bergen. „O, wie schön! wie herrlich!" rief sie, und beide glitten wir den segelnden Seifenblasen leis hauchend nach in das Zimmer. „Die Großen" sprachen noch immer von ihren Methoden, nur der Ausruf meiner Schwester hatte die Aufmerksamkeit meines Vaters auf uns gelenkt. Er wendete sich von seinen Gesellschaftern ab, sah seine Kinder in tanzender Glückseligkeit hinter den Gebilden ihrer Phantasie einherschweben und sie sorgsam pflegen, um ihnen das Leben zu erhalten. Barsch fragte er: „Dummer Junge, was machst Du denn wieder?"

Ich hatte nicht Zeit, mich auf eine lange Erörterung einzulassen, es galt das Leben meiner farbenschimmernden, vor mir herfliegenden Welt; ich antwortete kurz: „Methoden!" und blies etwas heftiger nach dem sich senkenden Balle — er zerplatzte, und riß auch den meiner Schwester in unabwendbaren Untergang fort. Ein gemeinsamer Seufzer bekundete unsern großen Schmerz. Wir standen gesenkten Blickes, die Schöpfungsröhren in den Händen, und hätten uns gewiß weinend umarmt, wenn wir uns nicht vor den „Großen" schämten. Auch brachte uns der Ausruf der Brüder: „Was das für Kinder sind!" zu uns selbst; dennoch aber antwortete ich mit Stolz: „Wir wollen immer Kinder bleiben," und zog mich mit meiner Schwester wieder in die Werkstätte unserer Schöpfungen zurück. Allein auch der Materie war die Kraft entnommen, und alle unsere Anstrengungen wollten keinen lustigen Ball mehr hervorbringen.

Die Stimme des Vaters rief mich zurück zur Gesellschaft. Erschrocken folgte ich dem Rufe, die Pastoren hatten ihre Gesichter mit der Amtsmiene maskirt, und sahen mich mehr finster als ernst an.

„Komm," sagte der Vater, „tritt hieher." — Ich näherte mich und wartete ruhig dessen, was da kommen sollte.

„Hast Du uns näreu wollen?" fragte Pfnor.

„Nein, Herr Pastor," antwortete ich dreist und der Wahrheit gemäß.

„Warum gabst Du solche stechende Antworten?"

„Weil sie mir nicht anders einfielen."

„Was bist Du?"

„Ein Knabe." — „Ein dummer Junge!" sagte mein Vater.

„Was willst Du werden?" fragte Pfnorr weiter.

„Ein Mensch." —

„Nun, das ist noch die vernünftigste Antwort, die ich von ihm gehört habe," sprach mein Vater. „Wahrhaftig, Junge, es ist Zeit, daß Du dazu thust, denn jetzt bist Du dem Thiere wirklich näher als dem Menschen."

„Wie wir Alle," sagte ich. — Die Pastoren falteten die Hände, Zunder fuchtelte mit seinem Stocke die Luft, um den Grimm los zu werden, Pfnor hatte sich wieder gesammelt und fragte weiter: „Was willst Du lernen?"

„Ich will blos leben."

„Blos leben! sehr gut gesagt. Das Leben lernen will jeder, aber was für ein Leben?"

„Das Leben ins Blaue hinein." —

„Sehen Sie's," fiel mein Vater ein, „der Bursche ist incorrigibel, und ich meine, er hat große Talente dazu."

„Sehr große!" sagte Pastor Windrich. „Er kann ein vollendeter Taugenichts werden, ein Mensch, den kein Mensch gern „Wohlgeboren" tituliren wird."

Digitized by Google

„So gibt's einen ordinairen Schuft," sprach Zunder und fuchtelte noch immer die Luft mit seinem Stocke. „Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten!"

Pfnorr hatte eine Prise gemächlich verdaut. Er nieste. „Sie beniesen's, Heer Amtsbeuder," sagte Zunder, „meine Rede wird in Esfüllung gehen."

„Sie sind Peophet," sprach Pfnorr und zerarbeitete sich, sein Taschentuch zu finden. Er winkte mir, näher zu treten. Ich gehorchte, zwar schüchtern, aber ohne große Furcht; denn ich war in meinem kleinen Heezrn sehr erbittert und schwur wenigstens, daß ich niemals ein Pastor werden wollte!

„Hat Dich einmal eine Natter gestochen?" fragte Pfnorr.

„Nein!"

„Oder hast Du beim Barfußlaufen auf eine Blindschleiche getreten?"

„Nein."

„Nun, so hast Du einmal eine Kröte gesteinigt und bist von ihrem Gifte bespritzt worden."

„Auch nicht!"

„Ei, so soll Dich — wo hast Du denn das Gift her?"

„Vom Vater!"

„Vom — Vater?" schrie der entsetzte Pastor. „Bist Du verrückt?" —

Ich wollte die Antwort verbessern und setzte hinzu: „Und von der Mutter auch!" —

„Immer besser!" sagte mein Vater. — „Immer malitiöser!" seufzte Magister Windrich. — „Nur mit Nesseln gepeitscht," sagte Zunder, „so wird sich das Gift schon verlieren," und dabei fuchtelte er abermals die Luft, daß es sauste.

„Willst Du Deinen Vater eines Verbrechens anklagen?" fragte mich Pfnorr von neuem.

„Nein."

„Liebst Du Deinen Vater?"

„Ja."

„Wie sehr? Wie stark?"

„So viel ich kann."

„Wie viel kannst Du?"

„Nichts." —

„Das ist wieder sehr richtig," bemerkte mein Vater. Der Junge ist wirklich, bis auf sein Bischen Mutterwitz, ganz dumm."

„Und ich habe doch ohne alle Methode gefragt," sprach Pastor Pfnorr, „aber ich glaube, „bei dem Bürschchen spricht weder eine noch keine Methode an."

„Lassen Sie ihn laufen," sagte der Vater. „Er ist eingeschüchtert, und da ist vollends nichts aus ihm zu bringen. Ich will sehen, wie er sich ändern wird; wo nicht, wag er ein Hirt oder sonst was werden, damit er sich satt ins Blaue hineinieben kann!" —

Man erlaubte mir, mich aus der Gesellschaft der „Großen" zu entfernen. Ich war sehr erfreut darüber und bemerkte kaum das verächtliche Lächeln meiner Brüder, die wie ein paar Katzen neben einander hockten und auf die tiefsinnigen Gespräche hörten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das neueste Werk von Mrs. Anna Jameson.

Die berühmte Darstellerin der Shakspeare'schen Frauencharaktere hat nach langer Zeit in drei Bänden ein neues Werk dem Publikum übergeben, das recht eigentlich nach seinem Inhalte und seiner Abfassung ein Product zweier Continente, ein Kind alter und neuer Welt ist. Es führt den Titel: Winter Studies and Summer Rambles in Canada, es bringt uns die Winterstudien und die Sommerstreifereien der edlen Dame, ihre Erinnerungen an Deutschland und ihre Anschauungen ganz neuer Völker und Zustände, deren Schilderung hier zum Theil zum ersten Male dem Publicum von Altengland übergeben wird. Ihr Gatte war bekanntlich bei der Präsidentschaft von Canada in Thätigkeit und so erhalten wir hier über das in politischer Beziehung ebenfalls in Entwickelung begriffene Land Berichte eines Augenzeugen; daß dieser Augenzeuge weiblichen Geschlechts ist, thut der liebevollen Treue, der Sorgsamkeit in Auffassung der kleinern und leisern Charakterzüge der indischen Völkerstämme auf keine Weise Abbruch, und welcher Scharfsinn sich mit der nervenzarten Gefühlsempfänglichkeit zu verbinden vermag, bekunden schon die frühern Schriften der Verfasserin zur Genüge. Ihre Winterstudien füllten in Canada meist deutsche Bücher. Man weiß, daß der mehrmalige Aufenthalt in Deutschland eine Vorliebe für unser Land und Volk erweckt hat, daß Mrs. Jameson eine begeisterte Kennerin des deutschen Genius ist, daß sie die freiere Geselligkeit, die fesellose Gemüthshingebung deutscher Umgangssitte liebgewann, daß sie in Weimar den Manen Goethe's opferte, in den Ateliers von München ihr Skizzenbuch bereicherte, in Wien beim Fürsten Metternich zur Tafel gezogen wurde. Vor Allem hat sie in Canada Goethe gelesen und wiedergelesen, sie schreibt in ihr Tagebuch über Iphigenie, Tasso, Clavigo, Egmont, nicht minder Schiller, und in ihren Blättern findet sich unter anderen eine vortreffliche Auseinandersetzung vom Charakter der Königin in Don Carlos, indem hier ein edles Weib, mit dem Heiligenschein des Märtyrerthums, mannichfache Gedanken über die Stellung der Weiblichkeit zue Welt hervorzurufen im Stande war. Was noch sonst von deutschen Menschen und Büchern in den Winterstudien erwähnt wird, sei hier kurz angeführt: Grillparzer's Sappho und Medea, Nikolaus Lenau werden einzeln besprochen, Ecker-

Digitized by Google

mann, Sternberg, Mendelssohn-Bartholdy beiläufiger, Graf Auersberg im Vorübergehen, als sei er in England bekannter, als er wohl ist. Von Interesse für deutsche Leser muß auch die Erwähnung von Theodor Körner's Braut, Mad. Arnet, sein. Schafft sich in diesen Tagebuchblättern das bequeme Geplauder einer geistreichen Frau nach Zufall und Belieben Raum, und kann es für Deutsche im Allgemeinen nur von dem Werthe sein, als man daran den Spuren der Verbreitung unseres eigensten Lebensgeistes nachgeht, so stellt sich der dritte Band, der die Summer Rambles enthält und ausschließlich von den Canadiern handelt, als historisch wichtig dar. Unter diesen Rambles sind die Streifereien der Verf. unter den Ansiedlern zu verstehen, ihr fast zweimonatlicher Aufenthalt unter den sogenannten wilden Indianern. Mitunter zeigt ein Motto von Rahel und Bettina, daß deutsche Erinnerungen sie auch hier nicht verlassen. Wie aber die Verfasserin auch schon in jedem ihrer frühren Werke Veranlassung zu nehmen gewohnt war, bald mit Scharfsinn, bald mit tiefer Gemüthsregung die falsche Stellung der Geschlechter zu einander in dem socialen Verhalten zu beleuchten, so verfolgt sie auch hier, mitten unter den feindlichen Horden, die aller Coquetterie der Civilisation enthoben sind, dies für unsere Zeit verhängnißvolle Thema Wir theilen ihre Betrachtungen mit:

„Im Gespräche mit dem Bischof von Michigan und den Missionärs über den geistigen und moralischen Zustand seines Kirchsprengels und der neuen Ansiedlungen im Allgemeinen, lernte ich Vieles, was mich sehr interessirte, und eine Sache wurde hin und her besprochen, die mich besonders verwunderte. Sie sagten nämlich, daß zwei Drittheile all des Elendes, das zur Beachtung eines beliebten Geistlichen käme oder bei welchem seine Mitwirkung in Anspruch genommen würde, aus dem Unglück ehelicher Verhältnisse entstehe. Es war hier von keiner öffentlichen Immoralität und Uneinigkeit die Rede, sondern einfach von Unglück und Mangel an Uebereinstimmung. (Mrs. Jameson sagt unfitness.) In jedem Lande und in jeder Gesellschaft, in der ich mich aufgehalten und ein Beobachter gewesen bin, ist mir dies aufgefallen; ich glaubte aber nicht, daß es sich mir hier in Amerika so klar darstellen werde, wo der moralische Zustand der beiden Geschlechter verhältnißmäßig rein ist, wo man frühzeitig heirathet, die Stände gleich, die Mittel des Unterhalts reichlich und die Frauen von den Männern geachtet und — sogar sehr verzogen werden."

„Für eine so allgemeine Wirkung muß es daher eine allgemeine Ursache oder Ursachen geben, die weder von besondern Gebräuchen und Sitten, noch von religiösen oder politischen Einrichtungen abhängen. Und welches sind diese Ursachen? Viele Dinge verwirren mich in dieser unserer wunderlichen Welt — viele, in denen die alte und die neue Welt gleich unbegreiflich sind. Ich kann nicht verstehen, warum ein überall anerkanntes und empfundenes Uebel nicht auf irgend eine Art verbessert oder von einigen des Verbesserns wegen untersucht wird; — berühret man es aber, so ist als stecke man die Hand ins Feuer, — es ist die allgemeine Wunde, der allgemeine Schaden, auf den ihr nicht den Finger legen dürft, ohne daß euer Patient, d. h. die Gesellschaft, schreit, widerstrebt, trotzt und den Arzt mit Füßen stößt, wie ein krankes Kind."

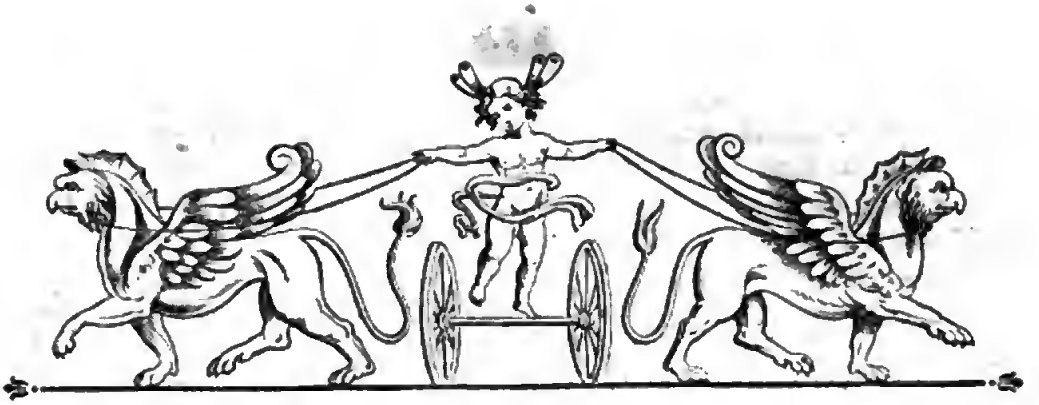
„Sonderbar und mehr als sonderbar, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern, kurz, die Leidenschaft der Liebe von unseren Lehrern und Gesetzgebern nicht in ernsterer Betrachtung gezogen wird. Die Leute erziehen und machen Gesetze, als sei kein Ding der Art in der Welt; — fragt aber den Geistlichen und den Arzt — sie mögen den Verlauf der moralischen und physischen Folgen dieser einzigen Ursache offenbaren. Muß die Liebe immer in Jamben abgehandelt werden, als sei sie eine Sache, die man in Tragödien abspielen oder in Liedern singen kann, — ein Gegenstand zu hübschen Gedichten oder frivolen Romanen, als hätte sie nichts mit dem prosaischen Laufe unseres alltäglichen Lebens, unserer moralischen Wohlfahrt und ewigen Seligkeit zu thun? Muß die Liebe immer unehrerbietig als bloße Täuschung, oder mit Gemeinheit als bloßer Trieb, oder mit Furcht als bloße Krankheit, oder mit Beschämung als bloße Schwäche, oder mit Leichtsinn als bloßer Zufall behandelt werden, während sie doch ein großes Geheimniß, eine große Nothwendigkeit ist, die den Grund zum menschlichen Dasein, zur Moralität und Glückseligkeit legt, geheimnißvoll, allgemein, unvermeidlich wie der Tod? Warum denn sollte die Liebe weniger ernsthaft als der Tod behandelt werden? Sie ist eben so ernsthaft als er. Liebe und Tod, Anfang und Ende des menschlichen Lebens, Ursache und Vollendung des Daseins, um beide dreht sich Gottes Weltall, und beide hat unser Vater und Schöpfer unserer Willkür, unserer Wahl, unserem freien Willen enthoben, insofern beide unentfliehbare Nothwendigkeiten sind. Tod und Liebe müssen uns überkommen; — der Zustand aber, in dem sie uns treffen? — ob geblendet, bestürzt, erschreckt, unwissend, oder gleich vernünftigen Wesen beschützt, vorbereitet, und fähig, unsere eigenen Gefühle zu beherrschen? — Dies, denk' ich, hängt von uns selbst ab. Betrachtet die Uebel, die aus Mangel an dieser Selbstbeherrschung entstehen! — Eilige, unvorsichtige, unpassende Heirathen, eine widerstrebende, kränkliche oder lasterhafte Ehelosigkeit, une auslöschliche Schande, — unheilbare Tollheit, — frühzeitiger Tod, — jedenfalls ein verfehltes Leben, verlorene Kräfte, unsagbare Dummheit des Daseins. Daß in Amerika bei dem Mangel an Standesunterschieden eine Menge conventioneller Hemmungen fortfällt, befreit also auch noch nicht von mißgestalteten Ehen, wenn die Empfindungen, die hier anziehen und vereinigen, die Verbindlichkeiten und Beziehungen, die aus diesen Gefühlen entstehen, nicht von beiden Theilen gleich gut verstanden werden, wenn sie nicht gleich heilig, gleich bindend für beide sind und die Idee der Treue wankend ist."

Hier brechen die Gedanken der Mistreß ab. Findet sie selbst den Schlußpunct nicht in ihren Betrachtungen?

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 33. — den 15. Februar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Leben ins Blaue hinein.

(Fortsetzung.)

In der freien Natur ward mir wieder wohl. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich unter die säuselnden Bäume zu legen und den blauen Himmel anzusehen. Dabei lauschte ich auf das Leben der Vögel und Insecten, und horchte den Gesprächen der vorübergehenden Menschen. Wie eine sanfte Musik fielen oft einzelne abgebrochene Worte in mein Herz und machten es ebenfalls klingen, und mir ward wundersam selig dabei. Ich wußte mir dies nicht zu erklären; erst späterhin, als ich im Shakspeare von dem „Musikhaben in sich selbst" las, glaubte ich dies Räthsel der innerlich tönenden Seele zu verstehen.

Dies war die Zeit, in der ich ein recht armer Junge unter meinen Gespielen war. Bald hatte ich gar keine mehr. Ich mußte versuchen, ob ich für mich allein spielen könne, und fand auch hier wieder keinen andern Ausweg, als in meinem verachteten Leben ins Blaue hinein. Dieses Leben ins Blaue hat mich immer gestärkt; es ist mein Erlöser, der Christus meiner Kindheit geworden. Wenn ich ein armer Knabe gekreuzigt lag auf der Meinung der „Großen und Kleinen"; wenn man mein armes Herz mit Spott und Mißachtung an den Stamm der Welt nagelte; wenn man meiner nach eigener Erkenntniß dürstenden Seele den Isopstab der Schmerzen bot, um sie zu tränken; wenn man mich mit dem Speer ihrer armseligen Christenliebe zum vernünftigen Leben aufstacheln wollte: da wandte ich den Blick ins Blaue hinein, und ich war wieder glücklich.

In diesem Leben nun bildete ich mir meinen innern Menschen zurecht. Ich formte ihn aber leider nach einem Modell, das die halbe, wo nicht die ganze übrige Welt nicht kannte. Das Modell war meine Phantasie; meine Welt war die bunte flatternde, leicht in den Lüften segelnde der Seifenblasen. Ich war ein rechter Luftschiffer, dessen Schifflein aber glücklicherweise nicht leck ward. In den Lüften war ich wohl bekannt. Sandbänke, Klippen und Korallenriffe gab es nicht, höchstens Luftströmungen, und diesen wußte ich geschickt auszuweichen. Meine Phantasie war unerschöpflich in Erfindungen, die sie nichts kosteten, weil sie sich immer ganz von selbst ergaben, und so befand ich mich, trotz meiner Einsamkeit, doch nicht allein. Ich hatte in mir eine neue Welt entdeckt, und mit dieser pflegte ich häufiger als je unablässigen Verkehr. Aber die Menschen nannten mich damals nur den blauen dummen Jungen. Ich hörte es, seufzte, wischte mir die Augen, und ging fort, um ein immer blauerer dummer Junge zu werden.

3.

Bei allen diesen Unannehmlichkeiten blieb ich doch harmlos, und fuhr fort, auf meine Weise Welt und Menschen zu betrachten. Durch das immerwährende Spotten gleichaltriger Knaben ward ich sogar veranlaßt,

Digitized by Google

mehr Fleiß als sonst auf das Lernen zu verwenden, und so sehr auch meiner Natur das Trockene, blos Verständige zuwider war, so strengte ich mich doch an, es meinen Brüdern im Erlernen der lateinischen Sprache zuvorzuthun. Dies gelang mir insofern, als ich meine Aufgaben richtig und pünctlich erlernte, da ich aber sehr schnell alles Mögliche meinem Gedächtnisse einprägen konnte, so blieb es mir selten lange treu, und am Ende war ich doch immer der Unwissende.

Mein Vater blieb bei seiner ihm angebornen Geduld sehr ruhig bei dieser Entdeckung, doch konnte ich mich keiner so wohlwollenden Blicke erfreuen, als meine Brüder. Diese Vernachlässigung trieb mich dann wieder in mein früheres Leben und Weben zurück. Ich suchte das Freie, Ungebundene; der Garten mit den beredten Bäumen und Blumen war meine Welt. Dort bettete ich mich ins Gras, betrachtete die nickenden Halme, die sumsenden Bienen, hörte den Vögeln zu und verlor mich in Ahnungen und Träumen, so oft meine Blicke die Tiefe des blauen über mir hängenden Himmels ergründen zu wollen schienen.

Die Indier haben eine Sage, deren wunderbare Tiefe mich immer gefesselt hat. Sie betrachten die Welt als eine Lotosblume, schwimmend auf dem durchsichtigen Blau des Meeres. Und aus dieser Lotosblume steigt das heilige Geheimniß ihrer gesammten dunklen und räthselhaften Mythologie empor. Der Kelch des Lotos ist der Mutterschooß ihrer Weltanschauung. Aus ihm erhob sich ihr Gott, ihr Glaube, ihr Wahn. Was sie Herrliches besitzen, das stäubte aus den Blüthenfäden des geöffneten Lotoskelches, so wie sie gleichermaßen alles Verschrobene, Wüste und Ungeheure, die ganze Phantastik eines in kolossale Komik verkehrten Geisteslebens, in Blume und Blatt dieser poetischen Pflanze fanden.

Ich wußte als Knabe kaum, daß es einen Lotos gab. Aber so oft ich hingestreckt ins Gras mein Auge in die blaue Himmelswölbung schweifen ließ, erschien mir der Himmel selbst wie eine wunderbare Blume, die auf mich herabzublühen schien, und mich ganz bedecken wollte. Meine Sehnsucht, meine Träume, meine kindischen Hoffnungen, Alles fand ich in dieser unverwelklichen Blume. Die Sterne nahm ich für Staubfäden und knüpfte daran meine anderweitigen oft recht geschmacklosen Gedanken. Ich lebte eben wieder ins Blaue hinein.

Eines Tages, wo ich ein besonders unglückliches Gedächtniß gehabt hatte, suchte ich mich über das Ausgestandene eben wieder auf meine Weise zu trösten. Ich lag im Grase und dachte nichts. Da hörte ich mich von einem meiner Brüder rufen. Ich gab keine Antwort. Es ist doch nur, um mich wieder schelten zu lassen, dacht' ich still. Mag er sich die Lunge ausschreien! Ich blieb liegen und die Stimme meines Bruders verlor sich bald in die Ferne. Kurz darauf aber hörte ich den Vater selbst sprechen, der offenbar in einer verdrießlichen Stimmung war. „Wo wird der Tölpel anders sein als im Garten?" sagte er, und befahl meinem Bruder, mich dort zu suchen. Ich wollte mich verbergen, und legte mich ins tiefste Gras, das ich geschickt über mich zusammenschlug.

Bald hörte ich meinen Bruder heranschleichen. Er entdeckte mich und rief den Vater. Ich blieb liegen wie ein Todter, und glaubte durch diesen Kunstgriff mich zu sichern. Der Vater hielt jedoch nicht viel von Kunstgriffen, wahrscheinlich, weil er der Kunst nicht sehr hold war. Das Letztere konnte ich ihm nicht verdenken. Er verstand schlechterdings gar nichts davon. „Was soll's," pflegte er zu sagen, „bringt mir keine thönerne Pfeife ein, diese Kunst!"

Kaum hatte mich der Vater in meiner neuen Verpuppung erblickt, als er mich mit der Fußspitze anstieß und sprach: „Tölpel, steh' auf!" Die Anrührung war so kräftig, daß eine Verstellung von sehr üblen Folgen hätte sein können. Ich erhob mich daher seufzend von meinem Lager. „Was machst Du?" fragte mein Vater. „Ich lebe," gab ich lakonisch zur Antwort.

„Ja, das sehe ich," erwiederte er, „Du lebst wie die Raupen und Schnecken. Hast Du nicht Lust, nach und nach ganz zur Raupe zu werden? Du zeigst gute Anlage dazu."

Ich gab keine Antwort, sondern stieß meinen mich spöttisch anlachenden Bruder zur Seite, daß er hinfiel, und folgte dem Vater, der ohne viele Worte dem Hause zuschritt.

Im Wohnzimmer war die gewöhnliche Gesellschaft versammelt. Die drei Pastoren saßen beim Kaffee um den Tisch, und bliesen stark aus ihren thönernen Pfeifen. Hätte ich damals etwas von Theologie verstanden, so hätt' ich die damaligen Hauptrichtungen der Gottesgelahrtheit in den Tabaksrauchwolken der drei Pastoren genau studiren können, denn jeder blies auf seine Weise. Pfnorr hielt die Pfeife majestätisch in die Höhe und gab lange und dicke Rauchwolken über die aufgeworfene Lippe in die Luft. Es war der rationalistische nach oben steigende Dampf, die Rauchsäule, welche jetzt als Führer vor dem Christenvolke einhergehen soll, wie weiland in der Wüste vor den Kindern Israels. Auch ringelte

Digitized by Google

sie sich langsam vorwärts, vermischte sich aber zuletzt mit dem aufsteigenden Kaffeedampfe, und ging mit diesem eine höchst frivole Ehe ein. Sie wurden ein Dampf und ein Dunst.

Magister Windrich paffte mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit lauter kleine Dampfringe in die Luft, die sich geschickt zu einer Kette verflochten, und gewöhnlich auf höchst wunderbare Weise die gerad' aufsteigenden Rauchsäulen Pastor Pfnorr's schlangenartig umwanden. Diese Dampfketten ließen sich mit der supernaturalistischen Schule der Theologen vergleichen, die ja auch Alles auf eine merkwürdige Weise zusammenzunesteln versteht, und die heterogensten Dinge zur Kettenverwandtschaft verbindet. Vielleicht ließ sich das ringartige Ineinanderschlingen auch auf das Kettenanlegen der Supernaturalisten beziehen. Die Fesseln der Autoritäten bildeten immer eine feste Gliederkette, in die jeder Ungläubige wie in einer Schnürbrust für die Schule zurechtgekettet wird. Sie wollen blos dem Mißwachs und Auswuchs der Seelen vorbeugen.

Zundel endlich blies fast ganz unsichtbare Dampffäden von sich, die Anfangs nur mit Mühe zu erkennen waren, und erst später in abenteuerliche Gestalten zusammenflossen. In diesen Rauchphantasmagorien konnte man finden und sehen, was einem beliebte. Sie konnten eben so gut Wallfische als Wiesel vorstellen, und Polonius würde in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden sein, wenn ihn ein neuer Hamlet seine inquisitorischen Fragen vorgelegt hätte. Ich kann mich noch recht wohl erinnern, daß mir die Dampfgebilde, welche Zunder's reichbegabtem Munde entströmten, immer entweder als Fratzengesichter oder Narrenkappen erschienen sind. Es mochte wohl an meiner verdorbenen Phantasie liegen, die sich zu sehr mit dem Leben ins Blaue hinein beschäftigte, um die tiefsinnigen Rauchgebilde Zundel's im wahren Lichte, in Geist und in der Wahrheit aufzufassen. Zundel behauptete in allen seinen Dampfmalereien den heiligen Geist zu erkennen, immer in Taubengestalt, bald fliegend, bald fressend, bald sich schnäbelnd — denn auch zwei heilige Geister nahm er an — bald Eier legend oder brütend, bald endlich schlafend. Den schlafenden heiligen Geist hielt er für den besten. „Er ist der mystische," pflegte er zu sagen. „Der schlafende heilige Geist ist ein ganz aparter, das ist mein heiliger Geist!" Dabei fuchtelte er die dicke Dampfluft mit seinem Stock, daß sie zusammenfuhr wie ein Rudel Rehe.

„Da ist der Junge," sagte mein Vater, als er mich in die Gesellschaft der heiligen Geister führte. „Er lag wieder im Gras."

Alle drei Pastoren sahen mich mit schlecht verhehltem Abscheu an und arbeiteten ihre Schulsysteme in die Luft.

„Du willst Dich also nicht bessern?" fragte Pfnorr, seine Pfeife auf dem Kaffeebret ausklopfend. „Was soll denn aus Dir werden? Wenn Du so fortfährst, wirst gar nichts aus Dir, mein Junge, Du bleibst dumm wie eine Schnecke, deren Gesellschaft Du zu lieben scheinst."

Ich gab keine Antwort auf diese Anrede des Pastors. Windeich schüttelte den Kopf. Zundel fuchtelte seinen heiligen Geist.

„Er ist verstockt," sagte mein Vater, indem er sich aufs Neue seine Pfeife anzündete. „Ich halte es fürs beste, man schafft ihn fort, damit er nicht die Andern verdirbt."

„Ja, ja, Sie haben Recht," antwortete Pfnorr. „Hm! Der Junge hat eine malitiöse Physiognomie angenommen."

„Aber wo soll ich ihn hinthun?" sagte mein Vater. „Ich kenne keinen Menschen, dem ich ihn anvertrauen könnte. Und der Schafskopf will ganz eigen behandelt sein."

„Ja, wo soll er hin!" wiederholte Pfnorr; „'s ist ein närrischer Junge!"

(Der Beschluß folgt.)

Das neueste Werk von Mrs. Anna Jameson.

(Beschluß.)

Die Studien des großen Sprachforschers Wilhelm von Humboldt erleben manche Bereicherung durch das, was Anna Jameson über die Grammatik der Nordwest-Indianer mittheilt. Wir geben Folgendes wieder:

„Die Sprache, welche eigs um mich her gesprochen wird, ist die Chippewa-Sprache, die mit Veränderungen gleichfalls die Ottawas, die Pottowottomies, die Missisaguas sprechen; sie ist über die ganze Gegend der Seen, über eine Bevölkerung von ungefähr 70,000 Menschen verbreitet. Sie ist in diesen Gegenden das, was die französische in Europa, die Sprache des Handels und der Diplomatik, auch von den Stämmen verstanden und gesprochen, bei denen sie nicht einheimisch ist. In dieser Sprache spricht Mrs. Shoolcraft gewöhnlich mit ihren Kindern und ihrem indianischen Gesinde. Sie ist mit ihren sanften Beugungen und verlängerten Selbstlauteen für das Ohr sehr wohlklingend, in ihren Bedeutungen sehr zusammengesetzt und künstlich, und strengen grammatischen Regeln unterworfen. Dies scheint

mir sehr merkwürdig für eine ungeschriebene Sprache, denn sie hat kein Alphabet. Die umständlichen Einzelnheiten, die nun folgen, habe ich von Hrn. Shoolcraft, der die Chippewaspracheund das, was er nicht ohne Grund die Philosophie ihrer Syntax nennt, gründlich studirt hat."

„Die große Eintheilung aller Wörter und der durchgreifende Grundsatz der Sprache ist die Unterscheidung der Gegenstände in belebte und unbelebte; nicht nur Nennwörter, sondern auch Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter beugen sich in Uebereinstimmung mit dieser Regel. Die Eintheilung scheint jedoch eben so willkürlich, als die der männlichen und weiblichen Nennwörter in einigen europäischen Sprachen. Bäume z. B. gehören zu dem belebten Geschlechte; die Sonne, der Mond, der Donner und Blitz, eine Pfeife, ein Wasserfall, sind alle belebten Geschlechtes. Das Zeitwort wird nicht nur abgeändert, damit es mit dem Hauptworte übereinstimmt; es muß ferner geändert werden, damit es dem Gegenstande, über welchen gesprochen wird, gemäß sei, ob dieser nämlich belebt oder unbelebt ist. Ein Indianer kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich esse; das Wort muß durch seine Beugung einschließen, was er liebt, was er ißt, ob es zu dem belebten oder unbelebten Geschlechte gehört."

„Wunderlich genug ist es, daß das Nennwort oder der Name gleich einem Zeitworte conjugirt werden kann. Das Wort Mann z. B. kann man beugen, um auszudrücken: ich bin ein Mann, du bist ein Mann, er ist ein Mann, ich war ein Mann, ich werde ein Mann sein u. s. w. und das Wort Ehemann kann so gebeugt (!) werden, daß man durch eine Veränderung in den Sylben bezeichnet: ich habe einen Mann und ich habe keinen Mann."

„Sie haben, wie die Griechen, einen dreifachen Numerus, jedoch von verschiedener Bedeutung. Sie haben den Singular und zwei Plurale; einen unbestimmten, allgemeinen, gleich dem unsrigen, und einen, der die gegenwärtigen Dinge oder Personen in sich begreift, die abwesenden ausschließt, und unterscheidende Beugungen sind für diese beiden Plurale erforderlich. Auch gibt es verschiedene Wörter, um gewisse Unterschiede des Geschlechts auszudrücken, wie bei uns, z. B. Mann, Frau, Vater, Mutter, Schwester, Bruder, unterschiedene Wörter sind; gewöhnlicher aber wird das Geschlecht durch eine männliche oder weibliche Sylbe oder Endung bezeichnet; das Wort equay, eine Frau, wird als eine weibliche Endung gebraucht, wo es Personen betrifft. Ogima ist ein Häuptling und Ogimaquay ein weibliches Häuptling."

„Noch gibt es gewisse Wörter und Ausdrücke, welche nach einem gewissen vorgeschriebenen Rechte, auf gewisse Weise männlich und weiblich sind und nicht wohl von beiden Geschlechtern gebraucht werden können. So sagt ein Mann zu einem andern: nichi oder neejee, „mein Freund." Eine Frau sagt zu einer andern: Nin - dong - quay. (so viel ich nämlich den Klang nachahmen kann) „meine Freundin" oder vielmehr „Verwandtin," und es würde Unzartheit von dem einen und Anmaßung von dem andern Geschlechte sein, diese Ausdrücke zwischen einem Manne und einer Frau zu wechseln. Wenn eine Frau durch irgend etwas, was sie sieht oder hört, überrascht wird, so ruft sie aus: N'ya! Wird aber ein Mann überrascht, so spricht er: T'ya! und es würde nach indischen Begriffen gegen alle Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes verstoßen, wenn ein Mann sich herabließe, N'ya! zu rufen, oder wenn eine Frau sich anmaßte, das männliche Ausrufungswort: T'ya! zu gebrauchen. — Ich könnte noch andere komische Beispiele der nämlichen Art geben. Sie haben verschiedene Wörter für ältester Bruder, älteste Schwester und für Bruder und Schwester im Allgemeinen. Bruder ist ein gewöhnlicher Ausdruck des Wohlwollens, Vater, der Ehrfurcht und Großvater, Bezeichnung der größten Ehrfurcht."

„Sie haben keine Laute für Verwünschungen und Flüche. Die Hand schließen, sie dann vorwärts werfen und plötzlich mit einem Ruck öffnen, ist die höchste Geberde der Verachtung, und der Ausdruck: „schlechter Hund" der stärkste Ausdruck der Beschimpfung und des Tadels. Diese beiden Wörter werden nie verziehen und werden selten gebraucht."

„Der Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind liebkosen will, ist „mein Vogel" und zuweilen scherzhaft „mein alter Mann." Auf meine Frage, welche Wörter als Vorwurf oder Drohung gebraucht werden, sagte man mir: die indianischen Kinder würden nie gescholten."

„Der gewöhnliche Gruß zwischen Indianern und Weißen ist das „Bo-jou," von den frühern französischen Ansiedlern erborgt, welche die ersten Europäer waren, mit denen die Nordwest-Indianer in Berührung kamen. Zwischen ihnen selbst gibt es keine angenommene Begrüßungsform. Wenn zwei Freunde nach langer Trennung sich begegnen, fassen sie sich bei den Händen und rufen aus: wir sehen uns!" —

Notiz.

[„Blaustrümpfe."]

Die Entstehung dieses Namens, womit man bekanntlich in England gelehrte und gelehrt sein wollende Damen bezeichnet, wird verschieden angegeben. In Burke's Lebensgeschichte, von Bisset, Thl. 1. S. 127. finden wir sie folgender Weise erzählt. Sie schreibt sich aus den Sechzigern des vorigen Jahrhunderts her, wo Johnson, Burke, Goldsmith, Mrs. Montague und andere literarische jugendliche Namen gesuchte Größen in der damaligen Gesellschaft waren. Um Mrs. Montague besonders vereinigte sich eine Anzahl von Frauen und Männern, die auf den damals kecken Einfall kamen, das Kartenspiel zu verbannen und sich über literarische Dinge zu unterhalten. Unter den Nichtliteraten zeichnete sich ein Hr. Stillingfleet aus, dessen Eifer stets Leben in die Gesellschaft brachte. Er pflegte blaue Strümpfe zu tragen, und man sagte bald scherzweise: Ohne unsern Blaustrumpf kann der Cirkel nicht bestehen. Daher schrieb sich die Benennung von Blaustrumpf-Club; Nichtwissende bezogen den Namen auf die Damen in der Gesellschaft und seitdem heißen gelehrte Frauen blue stockings.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 34. — den 16. Februar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Das Leben ins Blaue hinein.

(Beſchluß.)

„Auf die Schule mit ihm," fiel Windrich ein, „damit er Jeſum Chriſtum eekennen lernt!"

„Unter die Fuchtel!" ſetzte Zunder hinzu, und geißelte die drei Dampfreligionen.

„Sie meinen die lateiniſche Schule?" fragte mein Vater. „Iſt der Junge nicht zu dumm, um Aufnahme in ihr zu finden."

„Wied ſchon geſcheidt werden," veeſetzte Windrich. „Die lateiniſche Schule iſt dazu da, die Dummen geſcheidt zu machen."

„Ja, wiellich, Herr Amtsbruder," fiel Pfnorr ein. „Ich weiß mich zu erinnern, daß der Dümmſte auf der lateiniſchen Schule noch der Geſcheidteſte geworden iſt. S'iſt ſonderbar!"

„Alles in der Oednung," ſagte Zunder. „Die Seele wied von den Alten zuſammengefuchtelt. Schicken Sie den Jungen immer hin auf die lateiniſche Schule!" —

Ich hatte ſchweigend dieſer Berathung der deel Weiſen im Rauchiande zugehört. Meine Mutter ging während der Geſpräche ab und zu nnd verſorgte die Gäſte mit Kaffee. Sie flüſterte mir einige liebevolle Worte zn, wobei ich Theänen an ihren Wimpern bemerkte. Baid hätte ich auch geweint. Meine Schweſter ſaß am Ofen und machte nichts. Sie ſah mich an, als wolle ſie ſich noch einmal recht ſatt an mir ſehen, und mein Bild für immer in ihee Seele ſenken.

„Komm her, Junge!" rief mir mein Vater zu' und ſtreckte mir die Hand entgegen. Ich teat näher. Er ſtellte mich in die Mitte der Drei-Männer, und ließ einige Seemnden ſeine Blicke auf mir ruhen. „Du dauerſt mich," ſpeach er dann. „Biſt ſo geſund und ſtark und noch ſo dumm! Ich ſchämte mich an Deiner Stelle. Schämſt Du Dich nicht?"

„Nein."

„Warnm nicht?"

„Weil Sie ſich ſonſt auch ſchämen müßten, da Sie noch weit größer und ſtärker ſind als ich.

Mein Vater zerſchlug ſich wieder eine Pfeife. „Daß Dich!" ſagte er und legte die Hände über die Bruſt zuſammen, mich unverwandt anſehend.

Pfnorr und Windrich bauten neue Syſteme in die Luft. Zunder fuchtelte mit dem Stocke.

„Was meinen Sie nun dazu?" wendete ſich mein Vater an ſeine geiſtlichen Gäſte. „Iſt das Dummheit odee Maliee?"

„Dummheit," ſagte Pfnorr" — „Maliee," betheuerte Windrich. — „Sei's, was es ſei," ſprach Zunder, „Fuchteln helfen für Beides."

„Höre, Du blauer Lebensmann," redete mich der Vater an, „ich habe Dein zukünftiges Wohl reiflich ee-wogen, Du nußt aus dem Hauſe; Deine Natur bedarf einer Zucht, die ich Dir nicht geben kann. Ich habe keine Zeit, mich mit Dir hinlänglich abzugeben, ich weede Dich auf die gelehrte Schule thun. Wirſt Du dort geſcheidter werden?"

Digitized by Google

„Ich denk's," gab ich zur Antwort und warf einen wehmüthigen Blick nach meiner Schwester. Sie bemerkte es und seufzte.

„Nun, das war doch einmal eine Antwort, die einen vernünftigen Anstrich hatte," erwiederte mein Vater. Dann wendete er sich zu den Pastoren und fragte sie, wo sie mich wohl placiren würden.

„Er kommt nach Tertia," sagte Pfnorr, „wenn er die Declinationen und Conjugationen geläufig kann."

„Die kann er nicht," versicherte mein Vater, und darin mochte er Recht haben, obwohl ich glaube, daß er sie selbst auch nicht mehr ganz genau im Gedächtniß hatte.

„Da kommt er nach Quarta," fiel Windrich ein.

„Nach Sexta ganz gewiß," versicherte Zunder. „Und das ist auch der beste Ort für ihn. Dort wird er ausgefuchtelt, Seele und Leib wohl in Bewegung gesetzt. Man wird ihn leiblich und geistig frottiren, daß er erkennen lernt, was der heilige Geist sei!"

„Abgemacht!" sprach mein Vater, „er soll auf die gelehrte Schule."

„Zuvor müssen sie ihn examiniren lassen," entgegnete Windrich. „Er muß beweisen, daß er nichts kann, sonst wird er nicht aufgenommen."

„Das wird ihm nicht schwer werden," sagte mein Vater.

„Wirklich nicht!" meinte Pfnorr, und dampfte eine dicke Rauchsäule in die Luft.

„Wann kann er denn aufgenommen werden?" fragte mein Vater.

„Uebermorgen ist die geistige Fuchtelaustheilung," fiel Zunder ein, „da kann er gleich was mit bekommen. Bringen Sie ihn nur übermorgen zum Examen."

Mein Vater entschloß sich auf die Uebereinstimmung der andern Pastoren dazu, und so ward an diesem merkwürdigen Tage mein zukünftiges Leben ausgespielt. — Mir war Alles ziemlich gleichgültig, hätte ich mir nur die Schwester zur Gesellschaft mitnehmen dürfen. — Da sich die Drei-Männer nicht mehr um mich bekümmerten, so entfernte ich mich wieder, nahm die Schwester an die Hand und lief mit ihr in das nahe Gebüsch, wo wir uns zusammen unter die duftenden Birken legten.

„Höre, Theobald," sagte meine Schwester, „wenn Du auf die gelehrte Schule kommst, so mußt Du mir etwas versprechen."

„Was denn, Cölestine?"

„Du mußt alle Tage an mich denken. Willst Du?"

„Ganz gewiß!"

„Dann darfst Du auch nicht so gelehrt werden, daß Du mich auslachst."

„Das will ich gewiß nicht!"

„Und endlich darfst Du kein Mädchen lieber haben als mich."

„Warum das?"

„Weil ich das nicht haben will. Versprich mir's!"

Ich bedachte mir die Forderung eine kurze Weile, dann gab ich Cölestinen die Hand und sprach: „Nun, ich will's versuchen, und ich glaube, es wird mir nicht schwer werden. Du bist ja meine Schwester."

Nach diesen Gelöbnissen tröstete Cölestine sich über meine baldige Abreise, und wir gingen vergnügter als je mit einander nach Hause. Zum Glück hatten die Pastoren unser Haus wieder verlassen, der Vater hatte sie begleitet, und wir trafen nur die Mutter daheim.

Sie mußte geweint haben, denn ihre Augen waren entzündet. Der Gedanke, eines ihrer Kinder aus dem Hause geben zu müssen, war ihr furchtbar. Sie glaubte, ein solches Kind müsse wenigstens halb verhungern. Meine Mutter war eine herzensgute, brave Frau, genügsam, fromm, eine echte deutsche Hausmutter, aber die Welt kannte sie nur als Guckkasten; sie konnte nicht einsehen, daß man anderwärts eben so gut als in ihrem Hause leben könne.

Mir ward den noch übrigen Tag freier Spielraum gelassen. Ich durfte nicht in die lateinische Stunde gehen. Statt dessen genoß ich recht con amore mein Leben ins Blaue hinein, da am Tage vor meinem Examen besonders schönes Wetter war. Cölestine leistete mir dabei Gesellschaft, sie fand an meinem blauen Leben ebenfalls viel Wohlgefallen. — Auf die gelehrte Schule freute ich mich im Grunde mehr, als ich mich davor fürchtete. Ich hatte mancherlei Anmuthiges gehört, was mir sehr erquicklich in den Ohren klang. Schnell bildete ich mir eine eigene Welt aus dem Leben auf gelehrten Schulen, und suchte das Gemälde bestmöglichst mit meinem Leben ins Blaue hinein in Einklang zu bringen. Da ich nur der Phantasie dazu bedurfte, so war ich sehr schnell damit fertig. Eine Skizze dieses Phantasiebildes theilte ich Cölestinen mit, die es ebenfalls sehr annehmbar fand und ehrlich bedauerte, daß sie kein Junge sei.

Am nächsten Morgen weckte mich mein Vater sehr frühzeitig. „Aufgestanden, Theobald, wir müssen eilen, zum Examen zu kommen!" — Erschreckt fuhr ich in die Höhe. Mir hatte eben geträumt, der Himmel senke sich wie ein Baldachin auf mich herab. Die Milch-

Digitized by Google

straße umfloß ihn wie ein silberner Saum, und die Sternbilder waren im glänzendsten Gold hineingewirkt. So groß auch die Decke war, drückte sie mich doch nicht. Sie lag wie ein leichter, beglückender Traum auf mir, die Sternbilder aber drückten sich in meinem Herzen ab, so daß ich das Bild des ganzen großen Baldachins wie mein Eigenthum in mir trug.

Ich war bald reisefertig und begleitete den Vater nach der Stadt, die ein Paar Stunden von unserm Wohnort entfernt war.

Kleine Burlesken und Charakterzüge.

Castelli, der gute Wiener, pflegte sich mit einem Freunde häufig durch Schnurren und Schwänke zu necken. Als nun der Freund eines Tages eine Reise antritt, bittet ihn Castelli noch beim Abschiede, ihm dann und wann Nachricht von seinem Wohlbefinden zu geben. Der Freund hielt Wort. Von der vierten oder fünften Station aus sandte er einen Eilboten auf Castelli's Kosten an diesen, mit einer ungeheuren Depesche, in welcher aber weiter nichts stand als: „Ich befinde mich wohl." Castelli ließ den Spaß — Spaß sein und bezahlte ohne Murren die Staffette. — Nach einiger Zeit erhielt der abwesende Freund an dem Orte seines damaligen Aufenthaltes eine schwere, unfrankirte Kiste durch die Post. Was aber befand sich in dieser? — Ein sechzehn Pfund schwerer Stein und auf diesem ein Blatt nachstehenden Inhalts: „Lieber Freund! Bei der erwünschten Nachricht von Deinem Wohlsein ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen!"

Der Dichter Heinrich von Wildungen behauptete mit vieler Bestimmtheit: „Daß durch den Genuß der Kartoffeln der menschliche Verstand leide," und es war Niemand im Stande, den vielseitig gebildeten Mann zu bewegen, seinem Vorsatz ungetreu zu werden. — Einige Tage vor seinem Tode (1822), war er zu einem gewöhnlichen Souper in die in Marburg seit vielen Jahren bestehende Donnerstag-Gesellschaft gegangen und erheiterte auch hier durch seinen treffenden Witz die ganze Gesellschaft. Bei Tische reicht ihm die Frau von * einen von ihr selbst zubereiteten Kartoffelkuchen, welcher das Ansehen von Biscuit hatte. Wildungen genießt zwei Stücke mit dem augenscheinlichsten Appetit. Als ihn Frau von * nun fragt, ob er wisse, was er gegessen? und als er hört, daß es ein von Kartoffeln bereiteter Kuchen und nicht Biscuit sei, springt er ganz freudig auf und ruft: „Nun sehen Sie, meine Damen und Herren! meine Behauptung steht auf festem Boden, denn kaum habe ich Kartoffeln genossen, als ich auch schon nicht mehr weiß, was ich gegessen habe!"

Bekanntlich kaufte die Kaiserin Katharina II. dem nicht reichen Diderot seine Bibliothek ab, so aber, daß er lebenslänglich sie behielt und als Bibliothekar derselben jährlich 1000 Francs bezog. Indeß — die Pension blieb bald aus. Diderot klagte darüber mit keinem Worte; er war zu sehr Philosoph. Nach zwei Jahren endlich fragte ihn der Fürst Galitzin, ob er denn seinen Gehalt richtig bekomme? — „Ach, daran denk' ich gar nicht," antwortete er mit Uneigennützigkeit; „ich bin froh, daß mir die Kaiserin die Boutique abgekauft und mich dann darin gelassen hat." — „Nein, so hat es die Kaiserin nicht gemeint!" sagte Galitzin. — In der That hatte ihn Katharina nur auf die Probe stellen wollen. Er hatte sie bestanden. Nicht lange dauerte es, so erhielt er 50,000 Francs, damit die Zahlung gleich für die nächsten funfzig Jahre abgemacht sei. —

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt ihm Goethe ein Gratulations-Billet — wie Heinrich Voß in den Mittheilungen über Goethe und Schiller erzählt. Als er es aber durchlies't, findet er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag" statt „erneute" oder wiedergekehrte, oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängt ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

Kästner hatte bei einem Manne, der als ein aufgeblasener und dabei sehr beschränkter Kopf bekannt war, Geschäfte. Der wackere Dichter wurde in ein Zimmer geführt, an dessen Wand zwei Bildnisse hingen, die den Herrn des Hauses als Kind und als Mann darstellten. Der vornehmthuende Herr ließ unsern Dichter etwas zu lange auf sich warten; dieser suchte sich nun die Langeweile damit zu vertreiben, daß er mit einer Bleifeder unter das erstere Bildniß schrieb:

„So sah der kleine Narr in seiner Jugend aus,"

und unter das andere:

„Und seht, im Alter ward ein solcher großer draus."

Als Honorar erhielt Gellert für seine „Fabeln," die noch immer geschätzt werden, 60 Thaler; für die „Trostgründe wider ein sieches Leben," 8 Thaler. Dagegen hatte sein Verleger bei seinem Tode durch seine Werke allein ein Vermögen von 30,000 Thlrn. erworben! — Th.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Kleine Chronik.]

Es hat sich hier eine Gesellschaft von Gelehrten, Schauspielern, Musikern und Künstlern gebildet, die den Namen No. 16 führet. Man kommt die Woche ein Mal zusammen und amüsirt oder langweilt sich, wie's fällt, in pleno.

Digitized by Google

Das Resultat der Vereinigung ist um deswillen zweifelhaft, weil die Gesellschaft keinen bestimmten Zweck ins Auge faßt, mithin kein solides, ich meine geistig solides, Bindemittel hat. — Unser Theater geräth immer mehr in Verfall und wird jährlich trivialer. Hr. Meck, ein ziemlich guter Komiker, ist der eigentliche, fast unumschränkte Intendant; die Kunst auf dem Soccus, Hr. und Mad. Meck, beherrscht uns. Zugleich tritt dabei der Uebelstand ein, daß diese Kunst auf dem Soccus sich als geheime Intendanz über Productionen der Literatur, welche dem Theater zur Aufführung angeboten werden, Urtheile erlaubt, die für jedes jugendliche Talent abschreckend wirken. Einen Schiedsrichter solcher Art muß jedes Talent in ästhetischen Dingen für incompetent erklären, will man sich milde ausdrücken. Es geht freilich anderswo nicht besser, und ehemalige Schneider und Schuhmacher stehen zwischen Publicum und Dichter und halten diese Scheidewand fest, um nur die eigne Nichtigkeit zu schirmen. Wenn Hr. Meck sagt, ein Stück tauge nichts, d. h. sei untauglich für die Darstellung, oder es mache nichts, wie der Handwerkerausdruck ist, so gibt es im Gebiete eines ziemlich großen Publicums der feinen Stadt Frankfurt, die so stolz ist auf Bildung und Intelligenz, weiter kein Forum. Da ist nun eine Gesellschaft No. 16. Warum ist sie so nichtsbedeutend in solchen Dingen, da sie doch Mitglieder zählt, deren Urtheil für ein competentes gelten könnte? Der Schiedsspruch aus dem Plenum eines solchen Vereins könnte für eine Entscheidung gelten. Statt dessen trinkt man Wein, raucht Tabak und langweilt sich, wenn Hr. Gollmick, der dreisternige Kritiker im Conversationsblatt, ein Gedicht vorliest. Auch im hiesigen „Museum" werden nicht selten Gedichte vorgelesen, daß man schamroth wird über die Plattitüden. Wissenschaftliche, kunstgebildete Männer, an denen Frankfurt keinen Ueberfluß, aber auch keinen Mangel hat, zucken die Achseln und schweigen. Man hat Geschmack und Bildung, man will Goethen ein Denkmal setzen, und gestattet vor seinen Augen die seichtesten Trivialitäten und liest hier die schlechtesten Diebesblättee, die nur in Deutschland existiren, während man den Phönix eingehen, den Telegraphen nach Hamburg wandern ließ.

Durand hat seine Vorlesungen beendigt und ist nach Paris gegangen; man will wissen, er werde nicht zurückkehren. Dr. Auerbach, der Verf. des Spinoza, hat sein Lustspiel: „Der Dichter und der Kaufmann," in welchem herrliche Stellen sind, von der Bühne zurückgenommen und an Sauerländer verkauft. Der geistvolle A. Weill mit der wilden ungeregelten deutschen Diction, — er ist Franzose, aus Metz gebürtig, — hat sich nach Paris begeben; er vollendete hier ein Trauerspiel: „Alexander der Große," das er der Theaterdirection wohl nicht vorlegte. — Was soll ich Ihnen sonst berichten? Duller war eine Zeit lang in Trier und ist jetzt wieder in Darmstadt. Auch von ihm heißt es, er habe Dramen geschrieben, deren Ausführbarkeit Kenner nicht in Abrede stellen. Wo werden sie eine Stätte finden? Sie selbst haben die Aeußerung gemacht in Ihren „Briefen über den deutschen Styl der Gegenwart," daß Duller sogar im Roman dramatische Elemente verräth.

Notizen.

[Die leipziger Euterpe.]

Nach längerer Pause gab die Gesellschaft Euterpe am 11. Febr. eine Abendunterhaltung. Das Local ist der größere Saal der Buchhandlerbörse, der mit seiner glänzenden Beleuchtung einen imposanten Eindruck macht. Auch die amphitheatralische Anordnung des Orchesters ist den Anforderungen des Auges willkommen; dagegen stellen wir die Frage, ob dieselbe nicht allzusehr die Blasinstrumente befördert und sie vorherrschen läßt. Die Resonanz des Saales ist nicht so gut wie im Gewandhause; die starken Tutti werden leicht schwirrend. — Das Orchester gab die Esdur-Symphonie von Hadn, die Fidelio-Ouvertüre und eine Ouvertüre von Verhulst (No. 3. Dmoll), sämmtliche Stücke sehr fleißig und präcis. Die Ouvertüre von Verhulst, dem Dirigenten des Vereins, athmet Kraft und Leben, obschon der Componist noch das Ziel einer freieren Selbstständigkeit vor Augen hat. — Hr. Stürmer sang eine Arie aus Jessonda; seine Stimme (hoher Baß) ist klang- und umfangreich, obschon nicht außerordentlich stark; in den weichen Stellen war der Vortrag gelungen, sonst fehlt noch die lebendige Elasticität, die den Totaleindruck kräftiger herbeiführt. — Hr. Uhlrich spielte Adagio und ersten Satz des Concert militaire von Lipinsky; er überraschte durch die fortschreitende Virtuosität in der Technik, ließ aber den Mangel an geistiger Auffassung noch vermissen.

[Sachsen und England.]

Die Gewandhausconcerte haben Leipzig mit London in musikalische Verbindung gebracht. Miß Novello, Mistreß Shaw, Mr. Bennett und mehrere junge Freunde der Tonkunst werden es für die englischen Talente zur Mode und zur Gewohnheit machen, auf dem Continente Leipzig ins Auge zu fassen und hier eine musikalische season zu machen. Um das Verhältniß wechselseitig zu machen, liefert Leipzig nächstens seinen Concertmeister David nach London; wir hören, daß dieser Violinvirtuos mit Mr. Bennett Anfang März nach London geht, um zunächst in der philharmonischen Gesellschaft zu spielen. — Auch mit Dresden beschäftigt man sich jetzt in London. Die Uebersetzung einiger Stücke der Prinzessin von Sachsen, welche Mrs. Jameson unternommen, wird bereits als unter der Presse angegeben. — In der Arnold'schen Buchhandlung erschien bereits der dritte Band dieser „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne," bekanntlich zum Besten des dresdner Frauenvereins. Er enthält den „Zögling," „Vetter Heinrich" und den „Unentschlossenen."

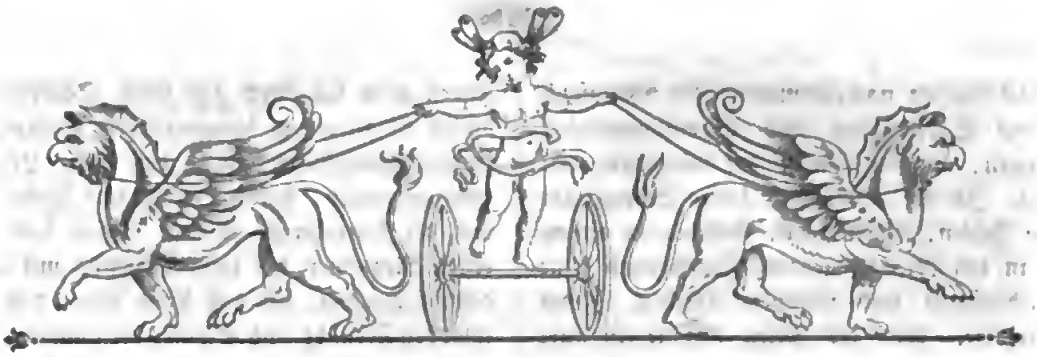
[Clara Wieck.]

Am 7. Februar ist Clara Wieck in Paris glücklich angelangt und in demselben Hotel abgestiegen, wo bereits ihre Freundin, Pauline Garcia, die Schwester der Malibran, eine Wohnung bezogen hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Schenk und Gerstäcker in Berlin.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 35. — den 18. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Hegel.

Unsere Zeit ist dankbar gegen die Vergangenheit. Sie scheint aufgehört zu haben, Geschichte zu machen, darum fängt sie an, Geschichte zu schreiben, und hierin ist ihre Thätigkeit vorzugsweise darauf gerichtet, die Träger der Geschichte, große Persönlichkeiten und Charaktere, in denen sich die verschiedenen Bestrebungen der Zeit verkörpern, die Radien der geistigen Thätigkeit des Volks concentriren, zu schildern und zu zergliedern. So ist denn auch schon Manches für Diejenigen geschehen, welche im Reiche des denkenden Geistes ihrem Jahrhunderte die Fackel vorgetragen haben. Fichte's Biographie haben wir vor nicht gar langer Zeit von seinem Sohne erhalten, für Leibnitz hat in dieser Beziehung Guhrauer schon Einzelnes geleistet, und berechtigt für die Zukunft noch zu größern Erwartungen, Kant erwartet in Schubert einen neuen seiner würdigen Biographen, nur der Letzte unter den großen Todten der Philosophenwelt, — und doch sind jetzt sieben Jahre über seinem Grabe hinweggezogen — hat noch keinen gefunden, der es hätte unternehmen mögen, die Lebensumstände, den Bildungsgang, den Charakter des Dahingegangenen der Mitwelt getreu und vollständig vorzuführen. Seine zahlreichen Schüler haben sich mit kurzen Skizzen und Nekrologen begnügt. Allein wozu, könnte man fragen, noch ein biographisches Denkmal des Mannes, dessen geistigste Thaten, seine Werke, der Mit- und Nachwelt vorliegen? Und was ist irgend ein Mann, der der Geschichte anheimgefallen ist, für die Nachwelt anderes, als eben die Reihe seiner Thaten, ein Philosoph anderes, als seine Gedankenschöpfung? Haucht seinem Systeme Leben ein, und Ihr habt den Schöpfer desselben vor Euch. Das Herz des Philosophen schlägt in seinem System. Und was ist, könnte man weiter fragen, der Schöpfer eines philosophischen Systems gegenüber der Macht der Idee, die Menschen und Völkergeister unter ihr allgewaltiges Joch beugte, anderes, als eben nur ihr willenloses Werkzeug, der Griffel, mit dem sie ihre Gedanken auf die eherne Tafel der Zeit schreibt?

Doch dies ist nur die tragische Seite der Geschichtsbetrachtung. Hier erfüllt sich an jeder Gedankenschöpfung mit unerbittlicher Nothwendigkeit das Geschick, keine derselben mag Stand halten vor der allverschlingenden, allbezwingenden Zeit. Aber dieser Seite der Geschichtsbetrachtung steht eine andere gegenüber, eine heitere, schönere. Hier siehst du nicht sowohl wechselnde Systeme, sondern Gestalten, in sich beschlossen, nie alternd, zu ewiger Jugend geboren, selige Götter, an denen der Blick mit freudiger Liebe und inniger Theilnahme hängt. Spinoza's System mag längst gefallen sein, aber vor wessen Seele stünde nicht, über allen Wechsel der Zeit erhaben, dieses sanfte, ruhige Tugendbild, ohne Leidenschaft, ohne Haß, ohne irdischen Rest, nur seines Gottes voll?

Es wäre zu wünschen, daß in dieser mehr ästhetischen Weise der Geschichtsbetrachtung Hegel's Schöpfungen angesehen worden wären, als Reflexe seiner Persönlichkeit. Zwar hat Hegel sein Möglichstes gethan, sei-

Digitized by Google

nen eigenen Forderungen nachzukommen, der Philosoph müsse seine ganze Subjectivität und Eigenthümlichkeit zum Opfer bringen, um im Dienst der Wahrheit recht leben zu können. In der letzten Zeit seines Lebens sahe Ihr auf diesem fahlen, eingefallenen Gesicht, in diesem matten Auge, in den herabhängenden Zügen auch keine Spur von Leidenschaft und irdischem Treiben. Jeder Zoll eine Kategorie. Nur die Stirn thronte in alter Kraft als Sitz einer unverwüstlichen Gedankenwelt. Vor diesem Denken, das nur darin schwelgte, die Räthsel der Welt zu lösen, ihre unbegriffenen Geheimnisse zu begreifen, mußten Liebe und Haß schwinden. Die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit des Schwaben waren allein zurückgeblieben.

Aber diese Ruhe und Stille, die sich um diesen gedankensprühenden Vulkan gelagert hatte, war nur das letzte Resultat eines Lebens, dessen einziges Bestreben gewesen war, die ganze Naturbestimmtheit seines individuellen Daseins zum reinen Aether des Selbstbewußtseins zu verklären. Eben darum aber gewährt es so hohes Interesse, dem geheimnißvollen Gange nachzuspüren, den dieser Mann gewandelt ist. Es kommt uns oft ein wunderbares Gefühl an, wenn wir in die Jugendtage gewisser Männer uns zurückversetzen, alle Umgebungen, in denen sie sich bewegten, uns zurückrufen, alle die kleinen Züge vor unserem Auge vorbeigehen lassen, in denen das, was später urkräftig sich entfaltete, noch embryonenartig und geheimnißvoll hervortritt. Die Natur gießt in Erz, und alle die dämonischen Naturen, die in sanftem Säusein oder im Wehen des Sturmwindes über die Menschheit hinrauschten, stehen meist schon in ihrer Jugend fertig und geprägt, in bewußtloser Entschiedenheit vor uns. Zu diesen dämonischen Naturen gehört auch Hegel. Vergeblich würde man versuchen, die Vermittlungen nachzuweisen, die dieser Geist durchgemacht hat, bis seine Philosophie in ihrer jetzigen Gestalt sich herausgebildet hatte. Mit völliger Bewußtlosigkeit und Reflexionslosigkeit, und darum mit jener instinctmäßigen Sicherheit und Entschiedenheit geht er seinen Weg, und thürmt sich seinen Bau auf. Und so steht sein System da, einig und in sich beschlossen, alle Brücken sind abgebrochen, nirgends sieht das Auge einen Anfang der Kette, an der man in diesen ehernen Zauberkreis eindringen könnte. Schelling's Entwickelungsphasen liegen der Welt vor Augen, denn fast jeder seiner Standpuncte ist durch eine seiner Schriften bezeichnet. Hegel hat nur Eine seiner Entwickelungsstufen uns kund werden lassen, es ist diejenige, in welche sein ganzes System fällt. Ein Faden zieht sich durch alle seine Schöpfungen und verbindet sie zu einem blumenreichen Kranze. Die übrigen Entwickelungsstufen aber, die dieser Entwickelungsstufe vorangegangen, harren noch, und vielleicht für immer, auf die beleuchtende Fackel. Denn das Land, das die ersten Regungen des jungen Genius mit ansah, hat nicht darauf geachtet, für das Land aber, das um den Philosophen Freunde und Schüler versammelte, waren sie schon vorbei. Und doch dünkt es mich, es sei gerade bei Hegel von so hohem Interesse, das Werden seines Systems zu belauschen. Hegel scheint, nachdem er auf die Höhe sich emporgeschwungen, auf der er seine Gedankenwelt aufbaute, selbst die Pfade allmälig vergessen zu haben, auf denen er diesen Gipfel erklommen hatte. Thronend am Saum der Wolken, sah er wie ferne Landschaften alle die Gegenden zu seinen Füßen ausgebreitet, die der philosophische Geist vor ihm angebaut. Daher die schreiende Bewußtlosigkeit über sein Verhältniß zu Kant und Fichte, daher selbst der Umstand, daß er nicht einmal zu Schelling anderswo, als in seinem ersten Hauptwerke, der Phänomenologie, sich eine ausdrückliche Beziehung gab. Die ganze vorphänomenologische Entwickelungsperiode Hegel's aufzuhellen, muß Aufgabe der Zukunft bleiben.

Hegel ist durch und durch Schwabe, und seine Philosophie wurzelt mit allen ihren Fasern im schwäbischen Geiste. Nicht als ob ich der Meinung wäre, die philosophischen Systeme hätten ihren letzten Grund und ihr geheimnißvollstes Triebwerk in der besonderen Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationalgeister; wohl aber ist es gewiß, daß der denkende Geist des Philosophen, wenn auch in einem höhern Dienste arbeitend, und ein Tagewerk, das nicht er selbst sich vorgesteckt, vollbringend, doch eben so auch anthropologisch bestimmt ist, ein Kind des unsichtbaren Vaters und der sichtbaren Mutter, in dem der Geist eines Stammes als in seinem getreuesten Abbilde sich selbst anschaut. Ein tübinger Magister — wer hätte nicht schon einmal in seinem Leben von solchen Geschöpfen gehört? Alle Enden der Erde wissen von ihnen zu zeugen, denn ihre Gebeine ruhen zerstreut vom Aufgang bis zum Niedergang. Und so ein echter tübinger Magister, ein eingefleischter Schwabensohn war auch Hegel. Langsam arbeitend, aber von unermüdlichem Fleiße, im Innersten des Geistes tief aufgeregt, voll quellender Gedanken, aber nur mit stammelnder Zunge begabt, voll einschneidender Verstandesschärfe, und doch verwandt mit schwäbischer Mystik und Theosophie, von angeborener Gutmüthigkeit und doch rücksichtsloser Derbheit, voll schwäbischer Solidität,

Digitized by Google

nach ruhiger Seßhaftigkeit in einem bürgerlichen Amte trachtend, und doch, was ihm einfiel, von einer Extravaganz zur andern überspringend, in socialen Verhältnissen und im Umgang unbehülflich eckig, für den Fremden abstoßend, in der Conversation nach nichts weniger als nach Geistreichigkeit haschend, aus der Heimath weit weg verschlagen und doch mit freudiger Wehmuth ihrer gedenkend, und auch in der Ferne, bis auf den breiten schwäbischen Dialect hinaus, ein echter Schwabe — das sind Züge, die auf jeden schwäbischen Magister so gut zutreffen, als auf Hegel. Man hat Schwaben das Land der Poesie genannt. Ich wundere mich, daß man den tiefpoetischen Geist, der in Hegel's Werken weht, noch nicht gehörig anerkannt hat. Schon in der Diction, bei aller logischen Schärfe, welche Anschaulichkeit! Seine Sätze, namentlich in der Phänomenologie, sind concrete Gestalten, mit dem üppigsten Bilderreichthum ausgestattet. Wie dürftig, trocken, nüchtern erscheint gegenüber von ihm z. B. Kant! In Wahrheit aber ist die Poesie selbst dies, in endliche Worte das unendliche zu fassen, und jede Philosophie, die den Geist nicht blos an diese Sinnenwelt anschmiedet, sondern den Himmel zur Erde herab, und die Erde zum Himmel hinaufzieht, ist ebendarum unmittelbar poetisch. Die Herbart'sche Schule nennt die Hegel'sche Speculation eine Träumerei, ein Irrsal in Hirngespinnsten. „Der Verstand, ein proportionirter Mann, sieht und spricht, das mag ich nicht, das sieht ja aus wie ein Gedicht." Ja von alten Zeiten her hat der Verstand die Poesie, und eben darum, — denn Wahrheit und Schönheit sind Eins — die Philosophie gehaßt. Nur wer das Erhabenste von Gott und göttlichen Dingen behauptet, hat auch das Wahrste behauptet, die Philosophie ist nichts, als eine große Hymne auf Gott.

Man hat für eine Charakteristik Hegel's die Phänomenologie viel zu wenig benutzt. Die Logik schrieb Hegel im vierzigsten Jahre, als er das Schwabenalter zurückgelegt hatte und klug geworden war. In diesem Pantheon ist Licht und Helligkeit, die ewige Sonne scheint da herein ohne Aufhören. Aber in den gothischen Dom der Phänomenologie stiehlt sich nur gebrochen und gefärbt durch gemalte Fensterscheiben das Sonnenlicht. Heiliges Dunkel herrscht in diesen geheimnißvollen Räumen. In allen Gliedern des großen Baues reckt und quallt und dehnt sich der alte görlitzer Schuster, das Wort des Räthsels harrt noch des prophetischen Mundes, der es aussprechen soll. Die Phänomenologie ist die Entdeckungsreise eines Schwaben, sie erzählt uns eine Geschichte davon, wie ein Schwabe klug geworden. Schelling nennt seinen alten Jugendfreund einen unterschlächtigen Menschen. Ein treffendes Wort! Wir anderen sehen nur die Erze, die des Bergmanns unermüdlicher Fleiß zu Tage geschafft, aber das nächtliche Werk der Tiefe, die schaffenden Berggeister, das geheimnißvolle Weben des Grundes sehen und hören wir nicht. Und wie widerwillig mögen jene Erze, aus denen Andere ihre Systeme bauen, sich losgelöst haben, wie manch' kostbares Gestein mag mit dem großen Todten auf ewig verschüttet worden sein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die politische Krisis.]

Fürchten Sie keine politische Correspondenz, Deutschland erhält ja deren so viele, daß dies „Wasser in's Meer tragen" hieße; aber abgesehen von der Unmöglichkeit, hier ganz von der Politik zu abstrahiren, muß ich Ihnen bemerken, daß es einen Mittelweg gibt, der sich längs der Literatur und der Politik zugleich hinschlängelt. Dieser Weg ist derjenige, den ich jetzt absichtlich und muthig betrete, weil die jetzige Epoche einen Zeitpunct in sich birgt, den man eine Krisis, einen Incidenzpunct nennt, einen sogenannten Gränzstein auf der Landstraße der Geschichte, wo ihr Wagen einen andern Weg einschlägt, oft aber das Rad an dem Steine zerschmettert und auf einige Zeit unbrauchbar wird, bis neue Handwerker ihm wieder aufhelfen. Ernst ist unsere Zeit, ernster als man vielleicht in Deutschland glaubt, aber nicht allein für Frankreich, nein, für Deutschland, nur für Deutschland ist sie ernst, für deutsche Politik sowohl als für seine zukünftige Literatur; denn wie sich auch das Räthsel der Sphinx, die man Gegenwart nennt, lösen lassen wird, es geschieht aux bords du Rhin, und Pitt sagte schon: Canada läßt sich nur am Rhein erobern. Handelt es sich auch nicht um eine Territorialeroberung, so fragt es sich doch: gibt es eine constitutionelle Regierung in Europa? ist sie möglich, eine Wirklichkeit, oder eine Chimäre? haben Männer, wie Condillac, Montesquieu, Jean Jacques Rousseau, und einige deutsche Publicisten, worunter ich Klüber obenan rechne, ohne Erfahrung Ideale wie die platonische Republik aufgestellt, oder ist die constitutionelle Regierung wie in England überall möglich? Diese Frage greift bis in das Lebensmark aller Völker, und diese Frage, die man 1830 gelöst zu haben glaubte, ist aufs neue dem denkenden Manne wirklich zweifelhaft geworden. Und ist die Frage hier in Paris zweifelhaft geworden: um wieviel mehr dann in Deutschland! Beides liegt geistig nicht so sehr geschieden, daß was hier Unmöglichkeit wäre, dort sich einer leichten Existenz erfreuen dürfte. Nur geht es hier im Sturmschritt, Raketen steigen von allen Seiten auf und knallen in die Luft, während im Hause alles still sitzt und horcht, oder es müßte sich denn hier und da eine Stimme in der Wüste, wie die des Fürsten Soims-Lich, hören lassen. Doch lassen Sie mich erst zur Sache kommen, um meinen

innern Ideengang deutlich zu machen. — Jede Regierung ist die beste. Um mich eines Gleichnisses zu bedienen, würde ich von den Regierungen, wie von den verschiedenen Literaturen sagen, alle sind gut, ausgenommen die langweilige. Ob aber diejenigen Regierungen, welche das Regieren merken lassen, besser sind als die, die es so viel als möglich zu verbergen suchen, will und kann ich hier so wenig untersuchen, als ob Europa hundert Jahre nach Napoleon kosakisch oder republicanisch sein wird. Es ist hier nur die Frage, ob die Regierungen, die eine gewisse erst neuerfundene Benennung tragen, dieser Benennung entsprechen, ob sie sind, was sie sein sollen, oder ob dies Seinsollende gar mit diesem Namen möglich ist. Ich spreche von einer repräsentativen Regierung, wie sie Frankreich hat und wie sie sich in Deutschland, einem on dit zufolge, gebären will. Ich werde Ihnen das neueste Schauspiel, das noch nicht entwickelte politische Drama, keinesfalls wiederholen — denn vielleicht wird es — nicht entwickelt, sondern zerhauen, aber hier sind bei dieser Gelegenheit alle größeren Geister lebhaft mit dieser Idee beschäftigt, und wenn auch die Journale im Augenblick blos für den Augenblick schreiben, so geht das Auge des Staatsmannes doch weiter, und wenn er es nicht öffentlich ausspricht, so geschieht es nur, weil er diese Wunde nicht berühren will.

Es sei mir erlaubt, da ich von Frankreich spreche, die Frage frei und klar zu stellen. In Deutschland kann sie kein Echo haben, ich weiß warum, darf es aber nicht sagen; erinnere aber nur an das Preßgesetz in Baden, was damals der selige Winter den Deputirten ins Ohr sagte. Ist aber im Allgemeinen ein Königthum repräsentativ, wenn der Wille einer gewählten Kammer nicht allein das Ministerium dem König aufbürden kann, sondern wenn sie auch über die auswärtigen Verhältnisse entscheidet, so daß die Beschlüsse des deutschen Bundes z. B. nicht in Ausführung gebracht werden können, wenn die französische Kammer Nein sagt und den Krieg verzieht? Man wird sagen, der König habe das Recht, sie aufzulösen; — allerdings, — aber man höre die öffentliche Meinung hier. Siegt er, dann ist er gewiß verloren, die Erbitterung wird zu groß und der Sieg ist gewöhnlich des Siegers Grab. Siegt die Coalition, dann gibt er nach. Wie steht es aber mit einem Königthum, das nachgeben muß. Sobald es als Feind besiegt wurde, wird es lächerlich und — entbehrlich. Nehmen wir die Coalition. Sie ist unstreitig unmoralisch, heterogen und lächerlich. Die Parteien sind sich gleich, eben so viel Stimmen für die Coalition als für das Ministerium. Wer entscheidet? Hören Sie und staunen Sie über die falsche Stellung einer repräsentativen Regierung! — Die Partei, die am wenigsten repräsentirt ist, die Legitimisten entscheiden. Wo diese ihre Stimmen geben, ist die Majorität; sie entscheiden über das Schicksal Europas. Wahrlich, die Sache wäre lächerlich, wäre sie nicht traurig. Nun könnte man sagen, eine Kammer, die über Leben und Tod entscheidet, huldige gern einem republicanischen System. Dies thäte nichts zur Sache, denn eine republicanische Regierung ist eben so gut als eine andere, und wer da glaubt, die Monarchen wollten, alle Regierungen sollten monarchisch sein, irrt sich gewaltig; denn Republiken sind im Grunde in der Regierungsart weit monarchischer als Monarchien. Sie sehen, ich habe meine besondern Ansichten, aber ich bin davon überzeugt. Stellen Sie sich das hiesige Verhältniß von zwei Parteien, welchen die Legitimisten durch den respectiven Beitritt zum Siege verhelfen, und ich setze die Frage: wozu ein König, der regiert, aber nicht herrscht, wozu ein Automat? Jedes Glied in der Verwaltung, das nur zum Schein da ist, ist überflüssig, und was überflüssig ist, ist schädlich. Eigentlich läßt sich das Wort regner et ne pas gouverner vielleicht nur auf die Frauen anwenden, und darf man selbst bei ihnen diese Haarlinie nicht immer ziehen, wie ist es in der großen Maschine, die man Staat nennt, möglich? Folgen wir dieser Bahn und setzen wir die Frage als theoretisch voraus, gleichsam als hätte uns die neueste Geschichte keine Beispiele gegeben. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich keinesfalls gewachsen glaube, diese Frage zu lösen. Dazu gehöret mehr Studium und mehr Erfahrung, aber ich halte es für nöthig, daß ein Blatt, das ins Leben greift, sie anregt, wenn auch nicht erledigt. Es thut sehr noth, daß in Deutschland diejenigen Blätter, die nicht rein wissenschaftlich, d. h. rein langweilig sind, sich mit dem tieferen politischen Leben beschäftigen, zumal in Epochen, die Geschichte machen, und auch der Literatur und den gesellschaftlichen Interessen eine Wendung zu geben im Stande sind. — (D. F. f.)

Notizen.

[Wilhelm Heinse.]

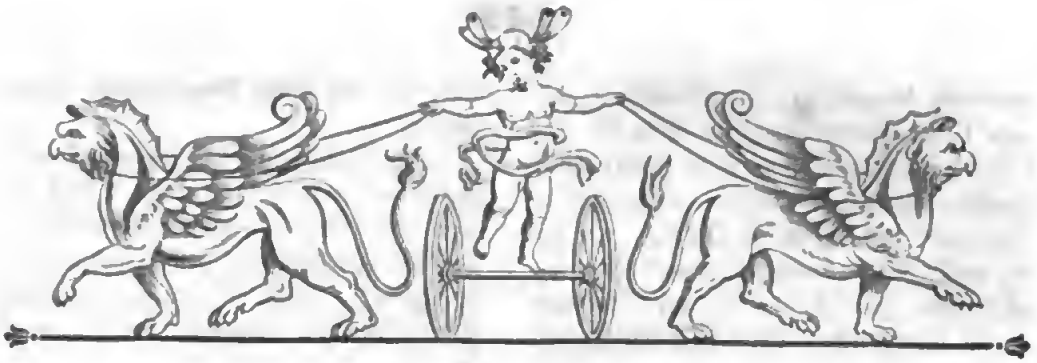
Heinse's sämmtliche Schriften liegen jetzt in zehn Bänden fertig vor (Leipzig bei Volckmar) und empfehlen sich zur geneigten Aufnahme unter die Reihe der sogenannten deutschen Classiker. Der Herausgeber, Heinrich Laube, liefert im ersten Bande die Biographie des Autors; in einem Nachworte bedauert er, daß seinem Aufrufe, ungedruckte Einzelnheiten von Heinse's Feder zur Gesammtausgabe seiner Schriften beizusteuern, kein Gehör geschenkt wurde; daß sich Manches von seiner Hand in den Besitz Einzelner verloren hat, und der Oeffentlichkeit entzogen blieb, darf wohl vermuthet werden. — Wir haben in den 10 Bänden: 1. u. 2. Ardinghello, 3. u. 4. Hildegard von Hohenthal, 5. Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse, 6. u. 7. Anastasia und das Schachspiel, 8. u. 9. Briefe, 10. Gedichte und vermischte Aufsätze.

[Zur Säcularfeier der Buchdruckerkunst.]

Zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst beabsichtigen die Gebrüder Wigand in Leipzig ein prachtvolles Denkmal zu veranstalten, indem sie dem Publicum glänzend ausgestattet das Nibelungenlied mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bendemann und Hübner überreichen. Jeder Subscribent erhält ein eigens auf seine Person bezügliches Widmungsblatt. Oswald Maedach überträgt den Text ins Neuhochdeutsche.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 36. — den 19. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Erinnerungen an Hegel.

(Fortsetzung.)

Hegel hat die Philosophie der Aristokratie der Sonntagskinder entrissen, und sie zum Gemeingut, zur gemeinsamen Aufgabe der vernünftigen Menschheit gemacht. In der That war auch Hegel's Forschen nichts weniger als das leichte Speculiren, das geniale Spielen eines Sonntagskindes. Hegel's solides, treufleißiges Thun, das alle subjectiven Einfälle, alle Gelüste des Herzens schweigen hieß, ein Thun ohne Rodomontiren, ohne die Sucht, eher geistreich als wahr zu sein, dieses Thun ist echt schwäbisch. Ich weiß nicht, soll ich Hegel's Philosophie mehr ein Werk des Charakters oder des Genies nennen. Während bei Schelling das Philosophiren mehr künstlerisches Schaffen, angeborener Instinct war, der die Gedankenblitze des Genies raketenmäßig emporzischen ließ, war für Hegel, diese vollständige Persönlichkeit des Erkennens, das Denken vielmehr nur Pflicht, und unter diesem mit reifer Einsicht übernommenen Joch der Pflicht hat er gearbeitet im Schweiße seines Angesichts, er hat durch alle Fächer des Wissens, selbst die, welche von Natur ihm ferner lagen, sich durchgearbeitet und den Honig in seine Zellen getragen. Es ist natürlich, daß dieser ernste treue Schwabe die Schlegel'sche Ironie mit dem glühendsten Hasse verfolgen mußte, denn der Charakter haßt die Leichtfertigkeit der Hetäre und den Egoismus der Genialität. Ich kenne außer der Fichte'schen Philosophie keine andere, die so männlich wäre wie die Hegel'sche, und wiederum hat Hegel gerade in der Phänomenologie dieser Männlichkeit am kräftigsten das Wort geredet. In seinen geharnischten Sätzen geißelt er aufs Schonungsloseste die schöne Seele und die Verstellung, das Gesetz des Herzens und den Wahnsinn des Eigendünkels. Es ist die größte Forderung an den Menschen, sein empirisches Ich zu tödten, und diese Forderung Genüge zu leisten, diesem Tod ins Angesicht zu schauen, ist nur das Werk des Mannes. Den Tod des empirischen Ichs aber zu ertragen und in ihm sich zu erhalten, ist das Leben des denkenden Geistes. Die meisten Philosophen vor Hegel sind im Alter rückwärts gegangen, sie haben das Schlachtfeld verlassen, auf dem sie durch die kühnen Thaten ihrer Jugend sich die Unsterblichkeit errungen. Der Schauer der Endlichkeit ist über sie gekommen und sie haben den stolzen Nacken gebeugt vor dem Kreuz auf Golgatha. Hegel hat, starr und unbeugsam, wie sein System, bis in sein Alter die in der Jugend ein, geschlagene Bahn verfolgt, er ist sich treu geblieben bis ans Grab. Diese Unbeugsamkeit ist nicht nur eine wissenschaftliche, sondern sie ist unmittelbar auch eine praktische, sie ist Sache des Charakters. Die Philosophen neuerer Zeit waren meist nur Professoren, Hegel gehört zu den Wenigen, bei denen, wie bei den Philosophen des Alterthums, Denken und Handeln im schönsten Einklange stand. Die Unbeugsamkeit seines Charakters ist die eines Stoikers. Zu dem Allen nehme man die Ehrlichkeit des Mannes, jene Ehrlichkeit, die keine wissenschaftliche Consequenz scheut, die um die schwierigsten

Digitized by Google

Stellen nie heuchlerisch herumfährt, jene Ehrlichkeit, deren schwere Zunge keiner Doppelzüngigkeit fähig ist. Ich bewundere das Talent Schleiermacher's in seiner schillernden Farbenpracht, die chamäleontische Beweglichkeit seines Geistes, aber vor der Ehrlichkeit Hegel's, vor der „Grundehrlichkeit dieser Schwabennatur" beuge ich mich.

Hegel brachte seine Jugend, da er zur Theologie bestimmt wurde, im theologischen Stift zu Tübingen zu, ein Bildungsgang, der für sein ganzes Leben entscheidend war. Diese Anstalt mit ihren noch halb klösterlichen Einrichtungen, — äußere Eingeschränktheit bei intellectueller Freiheit — ist im Auslande viel zu wenig bekannt. So alt als die würtembergische Verfassung, ist sie mit allen Zuständen und Bestrebungen des schwäbischen Volkes auf geistigem Gebiet so innig verwachsen, daß diese ohne eine genauere Kenntniß derselben gar nicht begriffen werden können. Man hat schon Schwaben in der Theologie den Augapfel Gottes genannt. Ist dies wahr, und ist die wissenschaftliche Bedeutsamkeit Würtembergs vorzugsweise eine theologische, so ist das Alles nur eine Frucht des großen Baumes der Erkenntniß, der im Umkreise dieser Klostermauern gepflegt wird. Der uralte Spruch: „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua," schwebt über diesen Mauern wie eine prophetische Weissagung. Zu Hegel's Zeit waren die Seminareinrichtungen noch weit eingeschränkter und klösterlicher als jetzt. So kam es, daß, wie auf der einen Seite das enge Zusammenleben und die mannichfachen Berührungen der verschiedenartigsten Individuen den Charakter befestigten, die geistige Atmosphäre, wo die Ideen elektrisch sich fortpflanzten, den Geist anregte und nährte, die Zurückgezogenheit endlich vom Treiben und Gewühl der Welt und die Stille des Studienlebens die Vertiefung des Geistes in sich selbst beförderten, eben so auf der andern Seite eben diese Umstände einen Mangel aller socialen Bildung, eine Unbehülflichkeit und Unbehäbigkeit des Benehmens, einen unpraktischen Sinn erzeugten. Die Spuren dieses klösterlichen Jugendlebens blieben Hegeln bis in sein Alter eingedrückt. Fürs Leben und die Conversation völlig untauglich zog er sich, wenn er geistig thätig sein wollte, in seine Studirstube zurück; er war im Leben ein schlichter Bürger, ein Speculant nur in der Stille der Einsamkeit; er verschmähte es, das Gold, das er in solchen Stunden des Forschens zu Tage gefördert, als geprägte Münze auf dem Markt des Lebens auszugeben — eine Kluft zwischen dem Exoterischen des Lebens und dem Esoterischen der Studirstube, die nirgends mehr ins Auge fällt, als bei einer Vergleichung Hegel's mit Schleiermacher.

Die Natur, in deren Umgebungen Hegel seine Jünglingsjahre verlebte, ist, wie es mich dünkt, auch nicht ganz ohne Einfluß auf seine Bildung gewesen. Die Gegend um Tübingen gehört zu den bedeutungsvollsten, die ich kenne, und die Naturumgebungen am Ufer des Neckars und im Angesichte der Alp verfehlen selten ihren Eindruck auf des Jünglings Herz. Hegel, Hölderlin, Schelling waren zu gleicher Zeit im Stift, und bei wem fände sich größere Naturdurchdrungenheit, als bei diesen Dreien? Daß Hegel im Lande der Anschauung aufgewachsen, beweist schon seine Sprache, denn seine abstraktesten Werke, wie die Logik, sind mehr für das anschauende Denken, als die meisten Werke des norddeutschen Kant. Hegel soll, so lange er im Stift war, viel bei Nacht gearbeitet haben, die malerische Aussicht aber, die das Seminar überhaupt hat, erhält einen besondern Zauber, wenn man sie zur Nachtzeit genießt. Gleich unten der Neckar mit seinem ewigen Rauschen und geschwätzigen Murmeln, gleich als ob er ein Geheimniß mit fortwälzte, das er doch nicht verrathen darf, fern herüber die Glockenschläge der Mitternacht von den stillen Dorfkirchen der Umgegend, am Rand des Horizonts der Kranz der blauen Alpgebirge, dieser Denkmale einer großen Vergangenheit, in der Mitte eine geschlossene Thalweite, überfäet mit Blüthe und Frucht, und doch ahnungsvoll schwermüthig, ein Rosengarten auf einem Leichenfelde, — immer mein' ich, Hegel müsse manche Abschnitte seiner Phänomenologie, diese Aussicht vor Augen, in nächtlichen Stunden geschrieben haben. Dieses geheimnißvolle Antlitz der ganzen Natur gibt auch unserm Volke einen eigenthümlichen Zug. Streng im Protestantismus, ist es voll von religiösen Seelen, von Mystikern und Theosophen. In jedem altschwäbischen Bauer, der seine Bibel liest, und vielleicht noch sein Erbauungsbuch von Michael Hahn oder Oetinger oder Pregizer, steckt ein kleiner Jakob Böhme. Dieser theosophische gnostisirende Grundzug ist es, der unsere süddeutschen Philosophen, namentlich Schelling und Hegel, so scharf abschneidet von den Philosophen des Nordens, von Kant, Fichte, Herbart. Während z. B. Herbart zwischen Philosophie und Theologie eine weite Kluft befestigt, culminirt das Hegel'sche und Schelling'sche System in der Religionsphilosophie; natürlich, denn das absolute Wissen zertrümmert die Bretterwand zwischen menschlichem und göttlichem Wesen. In Hegel hatte die Natur zweierlei vereinigt, was sie sonst trennt, die ungeheure Kraft

Digitized by Google

des scheidenden Verstandes, und eine bewundernswerthe Größe und Macht der anschauenden, das Getrennte im Ueberblick zusammenhaltenden Vernunft. Aber auf seine Schüler ist diese Erbschaft — Scharfsinn und Tiefsinn im Bunde — nicht unverkümmert übergegangen. Seine norddeutschen Jünger haben nur den ersteren übekommen, während das poetische, anschauende Element mehr auf seine Nachfolger in seinem eigenen Geburtslande sich fortgeerbt hat. Ein Compromotionale Hegel's hat mir erzählt, Hegel habe während seiner Stiftjahre vorzugsweise den Aristoteles studiet in einer alten wurmstichigen basler Ausgabe, der einzigen damals lesbaren, Schelling die Gnostiker, besonders das ophitische und valentinianische System. Es ist überraschend, wie die vorwiegend dialektische Richtung des Einen, die mehr gnostisirende des Andern schon in den Studien der Jünglinge so bezeichnend vorgebildet ist. Ja, der Geist trägt die Kinder seiner Liebe von Kindesbeinen an, und führt sie in alle Wahrheit.

Als Hegel ins theologische Stift trat (1788) stand diese Anstalt in ihrem größten Flor. Sie hatte ihre Zöglinge den berühmtesten Universitäten Deutschlands geliehen, und doch noch Männer genug, die an Tüchtigkeit ihres Gleichen suchten, für das Heimathland zurückbehalten. Die Theologen Storr, Plank, Flatt, Paulus, Stäudlin, der Bibliothekar Reuß, der Historiker Spittler, der Philolog Conz, der Astronom Wurm, der Philosoph Bardili, der als Pair von Frankreich vor kurzem verstorbene Reinhard — unsterbliche Zierden des schwäbischen Namens — waren kurz vor Hegel aus der Anstalt hervorgegangen, und hatten zum Theil noch während Hegel's Stiftsjahren die verschiedenen Bahnen ihres Wirkens betreten. Mehrere von ihnen, noch nicht ins Mannesalter eingetreten, zierten die Katheder der damals herrlich blühenden Georgia Augusta. Man könnte, ein Magisterbuch in der Hand, ein großes Stück der damaligen Cuiturgeschichte schreiben. Da damals fünf Promotionen oder Altersclassen zugleich im Stift waren, so traf hier mit Hegel noch sonst eine Anzahl strebsamer Jünglinge zusammen. Ich nenne den Theologen Wenzel, den Astronomen Pfaff, den Historiker Pfister, den Pädagogen Denzel, den Mathematiker Hauber, den Dichter Reuffer, die Philosophen Schelling und Niethammer — und vor Allen, daß ich ihn nicht vergesse, den Compromotionalen und Freund Hegel's, den unglücklichen Hölderlin. Hegel und Hölderlin! Mag ein himmelweiter Unterschied sonst zwischen den Beiden sein, Eines haben sie mit einander gemein, eine warme, innige, glühende Liebe zu Griechenland. Wenn Hölderlin's Herz von Wonneschauern durchbebt jauchzt, sobald ein Bild aus jenem Paradiese an seiner Seele vorüberzieht, wenn er schwärmt unter des Ilissus Platanen, an Sunions Vorgebirge, in des Taygetos Waldschluchten, wenn es wahr ist, daß das Heimweh nach seinem Hellas das Herz des Unglücklichen gebrochen hat, so wird nicht minder auch Hegel's Herz warm, wenn er auf diese Griechen, auf ihre Künste, ihre Staatsverfassung, ihre Wissenschaft zu sprechen kommt. Es wird ihm heimathlich ums Herz, diesem Hegel, der „so hölzern war, wie sein Katheder." Und wo ist einer unter den neueren Aesthetikern und Philosophen, der die griechische Tragödie so großartig aufgefaßt? Wer hätte schönere Worte über die Antigone gesprochen? Wer hat den Aristoteles, diesen von den Philologen so lange vernachlässigten Aristoteles wieder zu Ehren gebracht? War es nicht Hegel, von den Philistern dürrer Abstractionen, von den Aesthetikern unfruchtbarer Theorien, von den Philologen des Mangels an Gelehrsamkeit angeklagt? Ja, mich dünkt, Hegel war zu viel Grieche. Die Idee des griechischen Staats hat ihm bei seiner Rechtsphilosophie nur zu sehr vorgeschwebt. — Gegenwärtig cursiren im Stift nur noch wenige Erinnerungen an Hegel. Nicht einmal über die Stube, die er bewohnte, sind sichere und übereinstimmende Nachrichten vorhanden, nur das weiß man, daß er, durch Schelling veranlaßt, auf dessen Stube sich für einige Zeit übersiedelte. Schelling war fast der Einzige, der den wenig Beachteten tiefer erkannte und an sich zog. Nur die einzige Notiz cursirt noch von Mund zu Mund, daß Hegel bei seinem Abgangszeugniß aus dem Stift in der Philosophie das Zeugniß erhalten haben soll: „in philosophia mediocris." Im Stiftsarchiv liegen noch mit tiefem Staub bedeckt, Hegel's Seminarzeugnisse, Strauß soll sie, als er in Tübingen vor einigen Jahren Geschichte und neuere Philosophie las, wieder hervorgesucht haben. Namentlich im Vortrag soll hier Hegel schlecht prädicirt gewesen sein. Zu der Zeit, da der Jüngling das Stift verließ, ahnte er wohl nicht, daß in dieselbe Anstalt, dieses redende Denkmal der Flucht der Jahre und der menschlichen Vergänglichkeit, ein halbes Jahrhundert spätere Generationen einziehen würden, die mit trunkener Begeisterung an seinen Lippen hängen und an den Worten seines Mundes groß gezogen würden. (D. B. f.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[„Wo ist Frankreich? Wo ist Deutschland?"]

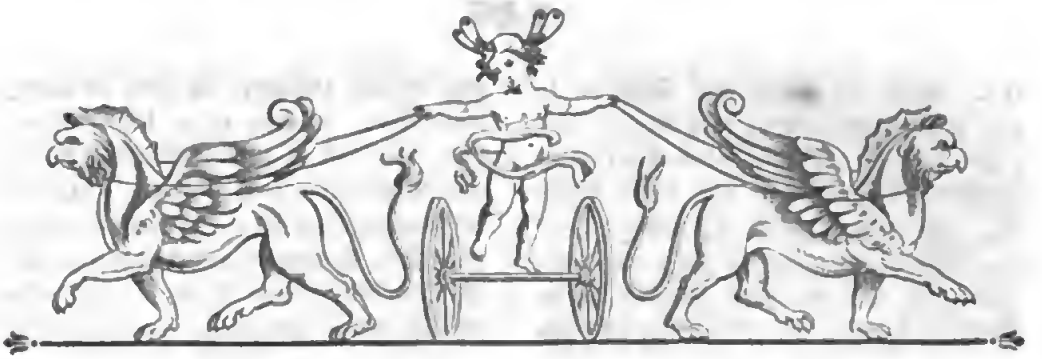
Leiten wir die Frage ein! Es gibt in der Politik ein allgemeines Naturgesetz. Es heißt Ordnung, welches Wort mit Natur gleichbedeutend ist, da der menschliche Geist sich den Begriff Gesetz erst dachte, nachdem er die Natur beobachtet hatte und dies innere Nothwendige in ihr entdeckt zu haben glaubte. Doch ist dem Menschen kein positiver Begriff möglich, ohne zugleich auch an das Negative zu denken und dies hat er wieder unwillkürlich der Natur abgelauscht. Er sah Stürme, Erderschütterungen, auch Veränderungen, die ohne Geräusch in ihr vorgingen, und merkte alsbald, daß es keine Ordnung ohne Unordnung, kein Gesetz ohne Gesetzlosigkeit, keine Gesundheit ohne Krankheit gibt. Nur muß das Gesetz über die Gesetzlosigkeit, die Ordnung über die Unordnung, die Gesundheit über die Krankheit durch eine Majorität der Dauer — verzeihen Sie diesen Ausdruck — den Sieg davon tragen, so daß der wenigste Theil negativ ist und als der Schatten zum Licht dieses hebt, aber nicht verdunkelt. Dies der Zweck, sei nun das Mittel wie es wolle, welchen Namen es auch trage, wenn nur der Zweck, d. h. die Wahrheit, erreicht wird. Nun fragt es sich nur, welches ist das beste Mittel, welche ist die beste Regierung für ein Volk? Zuerst würde ich sagen, es gibt keine beste Regierung; denn das Bessere ist immer des Guten Feind und fragt man mich, welche eine gute Regierung? so antwortete ich aus fester Ueberzeugung: jede. Eine andere Frage stellt sich aber hiebei auf: „Ist eine Regierung, die in einem Lande für gut anerkannt wurde, in allen Ländern gut?" — That is the question, hier liegt's, und dies ist die einzige Frage, die seit 15 bis 20 Jahren hier schon herüber und hinüber geworfen wurde; eine Frage, der man in Deutschland das Maaß genommen hat, um zu sehen, ob man ihr gewachsen ist, eine Frage endlich, die jedermann obenweg mit Nein beantwortet — fast hätte ich bejaht gesagt — und wenn er dies Nein gesagt hat, wird er bei sich bedenken, ob es denn nicht möglich, daß alle gebildete Menschen Ein System der Wahrheit haben? Soll die Erfindung der Repräsentativverfassungen nicht eben so gut wie die Buchdruckerei ein Gemeingut aller Nationen werden? — Ich halte hier ein; denn ich würde antworten, die Buchdruckerei war selbst gemeinschaftlich, aber die Sprachen hat sie nicht geändert, sonst hätte sie den babylonischen Thurm vollendet, folglich gibt es kein Gesetz für alle Nationen. Aber dies löst immer die Frage noch nicht. Die jetzige Krisis, die Louis Philipp kühn hervorruft, hat in jedem Fall den größten Einfluß auf die Entscheidung derselben und darum muß man ihr Schritt für Schritt folgen. Das Prophezeihen überlaß ich gern den politischen Correspondenten. Was diese auch meinen mögen, in jedem Falle ist nur eine moralische Revolution oder Contrerevolution wichtig. Alles Andere ist gleichgültig. Diese moralische Revolution ist aber weit gefährlicher, weil sie langsam, aber sicher und tief geht. — Männer, die der Regierung nahe stehen, behaupten, der König habe die letzten Schritte gethan, weil er selbst jene Frage, ob er König sein könne, ohne zu gouverniren, für problematisch halte. Sollte Frankreich durchaus einen König wollen, qui règne et ne gouverne pas, so soll er entschlossen sein, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. —

Wo ist Frankreich, und wo ist Deutschland? — Wenn ein Deutscher einen Franzosen fragte, wo Frankreich sei, so würde dieser antworten: in Paris. Neulich aber fragte mich ein französischer Literat: „wo ist Deutschland?" Goethe und Schiller, sagte er, sind nun todt, dites moi donc, où est l'Allemagne de nos jours, dont on parle tant. — Ich fordere alle Deutschen auf, hier ihre etwaige Antwort zu veröffentlichen. Ich meinerseits wollte nachdenken; als ich aber bemerkte, das schon das „Nachdenkenmüssen" ihn an einem Deutschland zweifeln machen könnte, suchte ich mir zu helfen und fragte ihn: dites moi à votre tour, où est la France? — Frankreich, erwiederte er, ohne sich zu besinnen, Frankreich ist hier überall, wo Talent und Geist sind. Da wo Sie ein Genie, einen Redner, einen Dichter, einen Philosophen finden, da ist Frankreich; denn suchen Sie genau, so finden Sie ihn an der Spitze der Regierung oder auf dem Wege dahin, wenn er es nicht verschmäht. Das Genie bricht sich verschiedene Bahnen, aber alle Genies treffen in einem Brennpunct zusammen. In Frankreich steht das Genie immer in der Regierung, im Staate, wenn es auch gegen die Verwaltung ist; aber sagen Sie mir: wo ist Deutschland? Man sagt mir, in diesem Land sei die Intelligenz ungenirt und ginge im Negligé und in Pantoffeln herum; man sagt mir, die Dichter faheen auf der Straße herum und die Genies wachsen wie choucroute — dies war sein Ausdruck. Sie sind doch ein Deutscher, sagen Sie mir doch, wo ist Deutschland? — In meinem Leben war ich noch in keiner solchen Verlegenheit. Mein Fragee, es war ein Scheifisteller, Hr. Emil Lacordière, bemerkte es und lächelte. Was sollte ich schnell sagen? Sollte Deutschland auf den Universitäten sein? Das glauben die Franzosen nicht. Denn die Professoren werden ja keine Minister und die Minister schämen sich Publicisten zu sein. Wo würde ein deutscher Minister Zeitungsartikel wie Thiers und Molé schreiben. Er schaudeet schon bei dem Gedanken, und wenn er zurückdenkt, daß er einst einmal ein Gedicht gemacht, bedeckt er sich mit den Händen das Gesicht. Nur deutsche Könige und Peinzen brauchen sich nicht zu schämen, ein Minister daef keine Muse haben. Der Publicist in Deutschland bleibt ewig Publicist, ein Zeitungsredacteur, wenn er es weit bringt, der Dichter kann sich nicht einmal bekannt machen; denn populäe wird nur der Bühnendichter, die deutschen Bühnen aber sind fast alle in Handwerkerhänden und ein Dichter, der sich von einem Intendanten, der unumschränkter Despot ist, beurtheilen läßt, ist ein Feigling, er muß sich also drucken lassen, und wird dann von versteckten Nnmmern herabgewürdigt. Doch genug von diesen Dingen: „wo ist Deutschland? Ich wußte Hrn. Lacordière nicht zu antworten. So bald sie es erfahren, schreiben Sie mir es. Als ich ihn verließ, fiel mir ein, daß Weber schon sagte: „es gibt kein Deutschland, es gibt nur Deutsche." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 37. — den 21. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Nachlaß*).

Aus seinem Tagebuche.

Wie ist Gott so nachsichtig mit aller Creatur und Natur, indem er jedem Geschopfe seinen Gang anordnet, und es auf ganz verschiedenen Wegen zu sich führet. Der Hirsch umläuft den Wald, die Sonne umläuft den Himmel; mit der Schnecke geht es langsamer vorwärts als mit beiden; und doch kommen alle Drei zu dem ihnen von Gott vorgesteckten Ziele! Eben so, wie mich bedünkt, ist es auch in dem großen Seelenreiche mit den Stufen der verschiedenen Erweckung: da gibt es ebenfalls Schnecken, denen man die Engelflügel nicht abfordern darf, ohne eine große Ungerechtigkeit auszuüben.

Talleyrand dehnte sich auf dem Sopha und sagte zu einer Freundin: „Entre bien haïr et bien aimer une personne, il n'ya pas de différence.“ Meine Freundin meinte: „qu'il-y-avait beaucoup de différence.“ Die Antwort war, indem Talleyrand gähnte: „pas la moindre!“ — Dies ist der ministerielle Indifferentismus!

Künstler — Dichter.

Die Dichter und Künstler sind ein auserwähltes Geschlecht. Noch nicht ganz rein, daß sie in Gott aufgenommen werden könnten, läßt ihnen Gott doch, indem sie noch auf der Erde bleiben, die Freuden des Paradieses ahnen und sie zaubern wie Raphael hohe selige Gestalten des Paradieses hervor, die sie selbst und auch Andere entzücken. Dichter und Künstler sind gute Menschen, die schon einmal existirt haben, aber noch nicht rein genug erfunden worden sind, um in den Schooß Gottes aufgenommen zu werden. Zum Lohn der Tugenden hat ihnen Gott große Aufschlüsse über das Geisterreich gemacht, ja sie zaubern schon Gestalten des Paradieses, die kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört hat, empor. Sie sind von den Menschengeistern die nächsten, um Engel zu werden.

Erziehung.

In einem Lande, für Hopfen erschaffen, wollt Ihr Weintrauben erziehen? An der Ostsee wollt Ihr Maulbeerbäume und Seidenbau erzielen? Nehmt fürlieb mit dem, was Euch die Natur gab, und pflegt und bebaut ihre Schätze, aber ohne Verkünstelung! Daher ist die englische Nationalerziehung unendlich besser als die französische, weil sie das menschliche Genie selbst auf Gefahr einiger Incorrectheit, die es verschuldete, bei weitem freier gewähren läßt. Auch sind die Ausdrücke: „C'est un original ou c'est un fou“ in der englischen Sprache nicht gleichbedeutend.

Frauenliebe.

Man sieht oft nicht, was eine Frau an einem Manne liebt, sagte eine Dame. Das macht, daß die Frauen ein schärfer Gesicht haben, als wir. Liebe ist ein

*) S. Nr. 4. im Januarheft d. J.

Digitized by Google

Geſicht Gottes. Nicht das, was eine Frau an einem Manne jetzt liebt, ſondern das, was ſie in zehn, zwanzig Jahren aus ihm herausliebt, davon iſt die Rede. So hatte ich das Glück, daß ſich früh eine ſanfte Taube in mich verliebte. Ich war damals ein wilder Falke, kenntne Klauen — ſchaefer Schnabel! — Aber die Taube hat ſich durch das alles an mir nicht ſchrecken laſſen. Sie hat mich ſo lange geliebt, bis dies alles von mir heruntergefallen iſt; ſie hatte mich in ihrer Liebe weit beſſer erkannt, als die Welt: ſie ſah wohl ein, daß das alles einſt von mir herunterfallen mußte. Es gilt einen Verſuch. Der Erdkloß, der ungeformte im Schooß der Mutter, mit zwei Seitenlöchern als Augen, mit zwei Seitenlöchern als Ohren! — Weil aber die Mutter an den Menſchengel glaubt, der darin ſitzt: ſo ruft und zupft ſie ihn ſo lange, bis ſie den ſchlafenden Engel aus dem Kinde herausheezt und herausküßt.

Worte der Warnung vor dem Sturm und nach dem Sturm des 14. October 1806.

Johannes Müller, als ich ihn im Jahr 1807 zu Berlin ſprach, behauptete, wir gingen alle unter, weil die Großen, oder die, welche den Regierungen vorſtehen, den Spruch der Schrift nicht begreifen wollten, der doch ſo leicht ſei, obwohl er in ſeiner einfältigen Klarheit ihnen ſchwerer zu begreifen vorkomme, als das Geheimniß der Transſubſtantiation. Als ich ihn näher befragte, wie dieſer Spruch lautete, gab er mir zur Antwort: „Sie werden mich auslachen, der Spruch iſt ſo leicht, und doch wieder, wie geſagt, ſo ſchwer. Es heißt: Siehe, das Alte iſt vergangen, das Neue aber herbeikommen. — Wird Napoleon ihn begreifen? Wir wollen ſehen!" — (So weit Johannes Müller.) Die Zeit hat dieſe Frage beantwortet. Selbſt Napoleon ging unter, weil er ſich in Unterhandlungen mit Gegenſtänden einließ, welche die Zeit abdanken will. Sein Scharfblick überſah, daß die alte Generation, welche 1806 die Schlacht bei Jena gegen ihn verlor, indeſſen neu geworden war. Die nun an ſeiner Stelle die Weltregierung übernommen, mögen ſich hüten, daß ſie nicht in denſelben Fehler verfallen. Heut' kann nicht geſtern ſein. Den Lauf der Natur, Freitag in Mittwoch, oder gar in Dienſtag abändern zu wollen, liegt außer der Macht eines Sterblichen. In Spanien, in Rom, in der Schweiz, in Sardinien läßt man ſich angelegen ſein, Geſpenſter aus ihren Gräbern hervorzurufen, die ja ſchon vor zwanzig Jahren, eben weil ſie verhaßt waren, untergegangen ſind! Ohnmächtige Verſuche! Falls man von ihnen die Wiederherſtellung von Europa erwartet: ſo wird es unwiederbringlich verloren ſein! Europa iſt in ſeinen Grundpfeilern vermodert, d. h. es iſt dahin gekommen, daß es ſich nur durch eine Revolution vom völligen Untergange retten kann. Revolution aber iſt ein Factum der Natur, ſo gut wie Erdbeben, Sturmwind, Donner und Blitz. Revolution iſt nicht Geſetz oder Recht, oder Menſchlichkeit, oder Bezahlung ſeiner Schulden, ſondern Revolution iſt Geſetzloſigkeit, Gewalt für Recht, Barbarei, Banqueroutt, Blutvergießen, Grauſamkeit! Es iſt leicht geſagt: wir ſind in die Zeiten der Revolution gefallen, aber Ihr müßtet vor Schreck und Schauder zuſammenfahren, wenn Euch ein Luther dies Unthaten beſchönigende Wort ehrlich und treu verdeutſchen wollte. Iſt die Revolution eine Kriſis, ein Factum der Natur oder Unnatur von Europa, deſto ſchlimmer! So werdet Ihr, wenn dies gegründet iſt, ſelbſt wider Euren Willen Verein und Gewaltthaten zu verüben gezwungen ſein.

Allerdings iſt Reformation eine Vermittlung, wozu jeder Edle die Hand bieten ſollte. Man verliert nicht Alles, aber etwas; man accordirt zwanzig bis dreißig Procent und bleibt ein ehrlicher Mann. Europa iſt ſo müde, daß die Fürſtenthümer wie faule Aepfel abfallen, ſeitdem wir unſer Heil in den Finanzen nicht mehr vom Schmelztigel, ſondern von den Papiermühlen erwarten.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen an Hegel.

(Beſchluß.)

Die Compromotionalen und Stiftsgenoſſen Hegel's ſind jetzt größtentheils ins Grab geſtiegen. Nur Wenige leben noch, in allen Gauen Schwabens zerſtreut, als greiſe Paſtoren. Lange hatte ich nach der Gelegenheit getrachtet, Einen derſelben zu treffen und zu ſprechen, um die Erinnerungen an jene Zeit der Vergeſſenheit zu entreißen, als mir — es iſt jetzt ein halbes Jahrzehend her — zu Ohren kam, nicht weit von Tübingen im Städtchen Pfullingen hauſe ein verlumptes Genie, das ein Stiftsgenoſſe und Freund Hegel's geweſen ſei. An Pfingſten, dem Feſte der Freude, ziehen ſeit Jahren Schaaren von Studenten nach dem Schlößchen Lichtenſtein und der Nebelhöhle, der Weg dorthin aber führt über Pfullingen. Ich benutzte die Gelegenheit. Ich traf ein Original eines tübinger Magiſters alter Zeit — hohe Stirn, durchfurchte Wangen, eingefallener Mund, aber noch blitzende Augen. In ſeiner treuherzigen Manier erzählte er mir, auf wie vertrautem Fuße er mit Hegel geſtanden,

Digitized by Google

wie sie täglich mit einander conversiet, wie sie, um die Moegenstunden zu benützen, mit einander ausgemacht hätten, sich gegenseitig zu wecken, und wie der, welcher das Wecken veeschlafen habe, dem Andern am Mittagessen seine Portion Klosterwein zur Strafe habe abgeben müssen. In der Gesellschaft habe sich Hegel duech seine Jovialität zu einem wohlgelittenen Genossen gemacht, er habe es auch nicht verschmäht, bisweilen fröhlichen Gelagen beizuwohnen, wo dem Bacchus geöpfeet woeden sei, überhaupt habe er sich etwas genialisch betragen, so daß seine Moralität besser gewesen sei als seine Legalität. (Man sieht, der Alte hatte seinen Kant wohl studirt!) Hegel's wissenschaftlichen Bildungsgang anlangend, habe derselbe, besonders am Anfange seines Stiftslaufes, wenig geaebeitet, für die Theologie gar nichts gethan, höchstens seinen Kant gelesen, die meiste Zeit aber mit Tarockspiel zugebracht. Während zu jener Zeit im Stift ein Verein junger Kantianer zusammengeteeten sei, habe Hegel den Rousseau gelesen, und im Reich des Wissens nur ziellose Streifzüge angestellt. Ueberhaupt sei Hegel auch in seinen Studien etwas exeentrisch gewesen. Als besondere Merkwüedigkeit führte er noch an, daß Hegel am Buch Hiob, wegen dessen ungeeegelter Natuespeache, ein großes Wohlgefallen gefunden habe. Ein Ereigniß aber, fuhr dee Alte foet, habe Hegeln völlig umgewandelt, und sei die geheimste Teiebfeder der geoßen Metamoephose gewesen, die von nun an mit ihm voegegangen. Es herrscht nämlich im Stift die alte Sitte, in den einzelnen Peomotionen zu loeiren. In Würtemberg wied loeiet bis ins Mannesalter hinein. Außer China wied in keinem Lande so viel examinirt und loeiet, als in diesem. Die Loeationen werden gedeuckt, sie sind der Maßstab bei den späteen Anstellungen. Nach seinem Loeus mißt man den Mann. Hegel nun, in seiner Promotion Anfangs der Dritte, wurde später, zum Theil wegen seiner ungeordneten Studienweise und seines unregelmäßigen Collegienbesuches, zum Vieeten gemacht, und an seine Stelle avaneiete der jetzige würtembergische Peälat Märklin. Diese Herabsetzung habe in Hegel eine bleibende Wunde zurückgelassen. Er suchte sie zu veebeegen, wurde veeschlossen und fing an, mit ungeheurer Kraftanstrengung zu arbeiten. Er übeenachtete ganze Wochen auf dem Sopha, und dieser elserne Fleiß ist's, der ihn groß gemacht.

Noch feagte ich den Alten, wie Hegel während seiner Stiftsjahre zu den politischen Ereignissen, die damals die Welt erfüllten, sich verhalten habe. Da erzählte er mir, daß Hegel der begeistertste Redner der Feelheit und Gleichheit gewesen sei, und daß er, wie damals alle jungen Köpfe für die Ideen der Revolution geschwärmt habe. Mag Hegel's Ansicht hierin sich später bei besonneneeee Weltbetrachtung noch so sehr geändeet haben, Eines ist ihm von dieser Schwärmeeei geblieben, seine geoßartige Betrachtungsweise dee Heeoen der Geschichte. Hegel ist der Erste, der die Helden der Weltgeschichte außer den Bereich der Moralität gestellt und der kammeedieneeischen Betrachtung historischer Größe ein Ende gemacht hat. Eines Moegens, eezählte dee Geeis weitee, an einem Sonntag, es war ein schöner klarer Feühlingsmorgen, seien Hegel und Schelling mit noch einigen Freunden auf eine Wiese unweit Tübingen gezogen und hätten dort einen Feeiheitsbaum aufgerichtet. Ein Feeiheitsbaum — war dies nicht ein peophetisches Wort? Im Osten, wo der Stifter des Keiticismus zu jener Zeit den Dogmatismus zerknickt hatte, war das Wort der Freiheit ertönt, im Weften war es aus den Blutströmen, die um seinetwillen veegossen wueden, hervorgetaucht, und jetzt errichten die beiden Geünder der absoluten Philosophie einen Freiheitsbaum. Dieser Fahne ist Hegel auch treu geblieben. Die Feeiheit des Geistes, dessen unendliche Macht und Größe, ist sein ewiges Lied, es ist sein Schwanengesang. — Aehnliche Gedanken mochten die Seele meines Eezählers erfüllen. Er wurde still und schweigsam, als ee seiner Jugend gedachte, und der Freunde seinee Jugend, wie sie an den Ufeen des grünen Neckars heenmgeschwäemt in kühnen Jugendhoffnungen, in keckem Jugendmuth, in speühender Thatkraft; er gedachte jenes zauberischen Sonnenaufgangs, als Schelling zuerst wie ein begeisterter Seher vor der Welt auftrat. Aber er gedachte auch ihres jetzigen Looses, — der Eine, den Todesschlaf schlafend auf einem beeliner Friedhof, der Andeee, in seinem alten Thuem am Neckar, ein lebender Todtee, eingelullt vom Murmeln des Steoms und träumend von Geiechenlands Olivenwäldern und dem Hain der Akademie, der Dritte, wie ein greiser Sänger ein verklungenes Saitenspiel in der Hand und ruhend auf seiner seübeeworbenen Unsterblichkeit. Ja diese alten tübingee Magister haben sondeebare Schicksale gehabt! — Der Alte war veestummt, das tragische Geschick der Menschheit hatte ihn ergriffen, und eine Thräne rollte über seine durchfurchten Wangen. Träumend ging ich von dannen, die Berghöhe hinan zum Schlößchen Lichtenstein.

Tübingen. S.

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Savoye, Abälard und Heloise.]

Savoye's Panorama steigt hier immer mehr und mehr in der Gunst des Publicums und verdient diese Auszeichnung unter allen derartigen Versuchen am ersten. Das neueste Heft dieser brillant ausgestatteten Zeitschrift enthält unter anderem eine Beschreibung des erzherzoglichen Brandhofs in Steiermark, die, wie ich höre, bei Mitgliedern der hiesigen österreichischen Gesandtschaft außerordentlichen Beifall fand, ein Gedicht der Herzogin von Orleans, das des Nachdrucks würdig ist, und was das Merkwürdigste, einen Brief des verstorbenen Reinhard über Deutschland und deutsche Literatur, den er während der Revolutionszeit schrieb. Uebersetzen Sie diesen Brief sobald als möglich, denn er ist mehr als interessant, er ist ein wichtiges Document. Mercier lieferte eine kurze Uebersicht über die deutschen Lyriker, die bis jetzt noch unvollständig ist, die aber gut zu werden scheint. Von Carové's Aufsatz schweige ich, er ist sehr lang und da er über Gutenberg ist, so mag der Stoff die trockene Geschichte entschuldigen. Kenner tadeln die Statue Gutenberg's eben so gut als Jules Janin, und wenn die Deutschen lächeln, so ist dies noch kein Beweis des Gegentheils, denn die Franzosen haben eben in der Architektur und Bildhauerkunst so viel Geschmack als die Deutschen, und Jules Janin, der Oberflächliche, versteht wahrhaftig mehr von Kunst als so mancher deutsche Gelehrte und feinwollende Kunstkenner. Nur soll nach einem Witzbold die französische Regierung kein guter Architekt sein, da sie eine Kammer zerstörte, um ein Kabinett zu erhalten, was allerdings gegen die Regeln der Baukunst verstößt. Herr Savoye übrigens nimmt hier eine bedeutende Stellung ein, und seine öffentlichen Vorlesungen sind sehr besucht. Leider sind hier wenig deutsche Literaten, die diesen Namen verdienen. Heine will nichts von ihnen wissen und Savoye lächelt, wenn man von den Deutschen in Paris spricht, und dennoch sind alle deutschen Zeitungen von hiesigen Correspondenzen voll. Sollte ein Correspondent verschiedene Zeichen und Farben tragen? Die pariser Zeitung hat sich in eine Schrift „die Zeit" verpuppt. Ich weiß nicht, ob sie zum Schmetterling oder zur Raupe wird. Genug, das Journal „die Zeit" ist noch schlechter als die Zeit selbst. —

Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise ist aufs Neue von Hrn. Odoul aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt worden. Ehe ich dieses für mich heilige Buch in die Hand nahm, stellte ich mir unwillkürlich jene Zeit des zwölften Jahrhunderts vor und dachte, in meinem Zimmer auf und abgehend, an Friedrich Barbarossa, der nicht lange hernach lebte. Plötzlich fuhr ein Schatten vor mir vorüber, es war der Arnold's von Brescia. O, dachte ich, auch der lebte in Abälard's Zeit, auch der war ein großer Mann und was das Kränkendste, ein anderer großer Mann überlieferte ihn seinen Henkern, den Priestern; Friedrich Rothbart opferte ihn und bereute es zu spät. Wie oft muß nicht sein Bild ihm vorgeschwebt haben, wie oft muß er nicht Gewissensbisse gefühlt haben — doch, nein, alle Poesie schwindet vor der Wirklichkeit, er dachte nicht daran, nur die Vorsehung rächte den Italiener durch den braunschweigischen Löwen, wenigstens auf einige Zeit, und in derselben Zeit schwärmte Abälard mit seiner Heloise, so dachte ich, und in derselben Zeit verdammten Priester ihn, verstümmelte der Schwiegervater ihn — doch er liebte Heloise und aus Liebe erträgt man Alles! — Ich schlug das Buch auf, las — zuckte — las — staunte — las ferner — zweifelte, las immer wieder, las noch ein Mal und, du mein Gott, auch diese Täuschung ist dahin? „Abälard liebte nie Heloisen." Ihre Liebe entstand nicht aus jenem zufälligen Zusammenschlagen zweier Herzen, die sich gleichen, nein, er machte Jagd auf sie, sie gefiel ihm, er suchte Gelegenheit, ihr Unterricht zu geben, und sie liebte ihn. Sie liebte ihn, wie Frauen lieben, wie nur Frauen lieben. Ich gab mich Dir nicht hin, so schreibt sie ihm, um der Lust zu fröhnen, nein ich dachte mich mit Deinem Geiste zu verschmelzen, Du aber scheinst Dich nicht um meine Seele zu kümmern. — Du schreibst mir nicht, schrieb sie ihm nach ihrem Unglück, und in Deinem letzten Briefe sagst Du, Du wüßtest keinen Gegenstand, worüber Du mir schreiben solltest. O, Abälard! — Hier endigt der Brief, mit diesem Stoßseufzer. Und wenn er schreibt, der Philosoph Abälard, so geschieht es oft über Theologie und Philosophie. Sie sind schön, seine Briefe, gelehrt, geistreich und unterhaltend, aber eine Heloise will noch etwas Anderes, sie sagt es nicht, das musterhafte Mädchen, der Engel, der ihm Alles geopfert, aber man fühlt es doch. Liebe will sie, obschon sie im Kloster ist, sie will sich geliebt wissen für ihre grenzenlose Liebe, und Abälard, — nun ja, er ist ein Mann, und wir Männer wissen einmal nicht zu lieben. Wir wollen, aber müssen nie lieben, weil Liebe uns schwach und die Frauen stark macht. Als ich das Buch aus der Hand legte, rief ich unwillkürlich: „Auch Du, Brutus!" Geben Sie es nicht Ihrer Geliebten, und empfehlen Sie es allen Ihren verliebten männlichen Lesern!

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Joël Jacoby.]

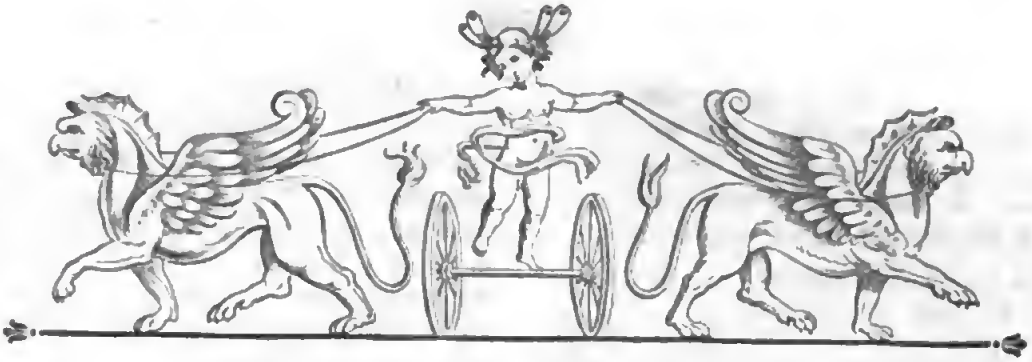
Aus Berlin schreibt man uns, Hr. Joël Jacoby werde nach München gehen, um dort die Actienunternehmung zur Einführung des alleinseligmachenden Jesuitismus zu unterstützen.

Erklärung der Redaction.

Es bedarf kaum der Erklärung, daß das Intelligenzblatt unserer Zeitung, das mit der Redaction derselben keinen Zusammenhang hat, gegen Entrichtung der Insertionsgebühren jedem Artikel offen steht. Ein allgemein übliches, allgemein bekanntes Verhältniß. Es nicht kennen zu wollen, heißt zu betrüglichen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Zu Kunstgriffen dieser Art gehört auch das Encouragiren des localen literarischen Pöbels. Wer sich dazu versteht, mit dem ist ein Kampf eben so schimpflich als ein Friede.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 38. — den 22. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Nachlaß.

(Beschluß.)

Ein Brief aus dem Jahre 1819.

Von meinem Wohl und Wehe melden Ihnen die gedruckten Blätter. Herzlichen Dank für alles, was Ihr dem dreihundert Centner schwer Tragenden (aufs Kind einen Centner gerechnet) von Lebenssorgen abnehmt. Den Kampf mit hohem Undank, und was mir die kleistrige Zeit, der sogar die Augen zugekleistert sind, täglich einbrockt, mit diesem Hexenbrei will ich Euch verschonen. Ich speise ihn ganz allein auf. Schieden die Menschen besser Wesen und Schein auseinander, was Seelenzustand und was plundersweiler Jahrmarkt ist, so könnte der alte Zigeunerhauptmann leicht des Jahres ein Paar hundert sorgengraue Haare weniger haben. Vom Plunder zu sprechen, träumte mir neulich: ich wäre zu Jerusalem im Hause des reichen Mannes. Im Eingange war es alles so, wie es im Evangelium beschrieben ist: Lazarus weinte die Menschen an, und die Hunde bezeugten ihm ihr Mitleid. Ich stieg eine schöne breite Wendeltreppe hinauf. Der reiche Mann saß in einem bequem gepolsterten Lehnstuhl und trank dunkelrothen Wein; die Dame des Hauses neben ihm. Alles um ihn her glänzte und glitzerte. Der reiche Mann empfing mich sehr freundlich; er hatte so etwas von Johannes Falk, d. h. von den böhmischen Wäldern gehört. Wir kamen in ein Gespräch; wir erhitzten uns Beide. „Das nehmen Sie mir nicht übel," fuhr der reiche Mann fort, „zuerst kommen die Meinen; wenn ich über die Andern die Meinen vergäße, so wäre das Schwärmerei." Die Dame stimmte sogleich in das Gespräch ihres Gemahls. Sie meinte, Jerusalem sei eine große Stadt, es seien so viele Arme darin, wie Steine auf der Straße. Wenn ich mich der Meinen rechtschaffen annehme, so kann ich mich unmöglich viel um Andere bekümmern. Es wäre gewissenlos von mir, wenn ich für die Meinen nicht so sorgte, daß sie auch nach meinem Tode, wo nicht überflüssig, doch nothdürftig und ihrem Stande gemäß gesetzt würden. Wir saßen nämlich auf Polstern von rothem Damast; aus dem Saale gingen zwei Seitenthüren in Nebenzimmer; indem stieß ein Windstoß ein Fenster und eine Thür auf. Meine Augen erblickten wenigstens zwölf Paar der schönsten Stiefeln, immer ein Paar eleganter als das andere. „Aber wem gehören denn alle diese Stiefeln?" fragte ich den reichen Mann. „Es sind die meinen," gab er mir selbstzufrieden zur Antwort. „Sie haben aber doch nur ein Paar Füße, was machen Sie denn mit zwölf Paar Stiefeln?" Er schwieg. Indem sagte ein zweiter Windstoß die zweite Seitenthür auf. Hier wurde ich ein ganzes Sortiment der neuesten, schönsten Damenhüte gewahr. „Ei," sagte ich erstaunt, „wem gehören denn alle diese Hüte?" — „Es sind die meinen," antwortete die Dame des Hauses. — „Wie? Sie haben ja nur einen Kopf, und so viel Hüte?" — „Es ist nur einer davon brauchbar," bemerkte die Dame. „Die andern elf sind Moden der vergangenen elf Monate, um die sich keine Seele mehr

Digitized by Google

bekümmert." — Als ich noch so sprach, kam es mir vor, Weimar wäre Jerusalem, oder was weiß ich — genug, ich hörte unter mir singen. Es waren wohlbekannte Stimmen; es mußte mein Institut sein. Ich unterschied sogar Melodie und Worte von dem Liede:

„Ew'ger Urquell reiner Freuden,
Jesus, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, dich zu kleiden,
Ist, mein Heiland, mir vergönnt."

Auch traten einige kleine Lockenköpfe in das Zimmer und sprachen: „Herr, es ist sieben Uhr, die Abendschule ist angegangen." Die Dame des Hauses hielt sich die Nase zu, wie eine vornehme Dame in der Nachbarschaft es zu thun pflegt, so oft sie bei dem Institut vorbeigeht und Kinder vor der Thür stehen, vermuthlich, weil ihre zaeten Nerven für den Geruch von Armuth zu empfindlich sind. Sodann fragte sie mich: „Wer sind diese?" Ich zog sie auf mein Knie und sprach: „Es sind die Meinen."

Ich war gestorben, lieber K., und auf dem Wege zum Richterstuhle Gottes weinte meine Seele viel und bitterlich, weil mir alle meine Sünden und Unvollkommenheiten und mein Dichten und Trachten, das böse war von Jugend auf, wieder einfielen. Je näher ich dem Gericht kam, je mehr lastete es auf meinen Schultern, und drückte mich fast in die Erde hinein. Endlich vor dem Richterstuhle Jesu angelangt, sah ich zwei Kinderseelen zu meiner Seite. Ich erkannte sie für die nämlichen, die ich im Hause des reichen Mannes auf mein Knie gehoben, geherzt und geküßt hatte. Sie warfen sich auf die Erde und schrien in einem fort: „Jesu Christ, Du Sohn Gottes, erbarme Dich seiner!" Ich selbst konnte vor Schluchzen und großem Schmerz nur blos noch diese Worte hervorbringen: „Hier bin ich, Herr, und die Du mir gegeben hast!" — Es dauerte nicht lange, so kam auch der reiche Mann und trat vor den Richterstuhl. Und wie er seinen Spruch erwartete, so sprach er ebenfalls: „Hier bin ich, Herr, und die Du mir gegeben hast!" — Er wies dabei mit seiner Hand sehr zufrieden auf ein ganzes Bündel von Strohhüten, Stiefeln und Sandalen, die er und seine Frau sehr mühsam auf ihren Schultern in die Geisterwelt mit hinüber genommen hatten, und man sah im ganz eigentlichen Sinne, daß ihr Herz auch noch hier an diesen Gütern der Vergänglichkeit, an diesem Stroh und Leder hing. Der Herr besann sich nicht lange und sprach zu mir gewandt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Und wie er dies Wort gesagt, fühlte ich mich federleicht, die ganze schwere Sündenlast, die mich vorher so blutig gedrückt, war von meinen Schultern verschwunden. Meine arme Seele war mit den andern zwei Kindern ein schuldloses Kind geworden, um mit ihnen zur himmlischen Freude einzugehen. Wie ich mich aber nach dem reichen Mann umsah, so kam mir derselbe ganz schwarz und ledern vor, und die Köpfe von ihm und seiner Frau gemahnten mich nicht anders, als ob sie von Stroh wären. —

Das ist aber blos so ein Traum, lieber K., und weil ich nun noch wache und lebe auf dieser Unterwelt, will ich nicht aufhören, für den armen reichen Mann zu beten, um ihn und die Seinen der grundlosen Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Ich hätte noch weiter geträumt, aber es waren die Hunde Lazari, die eben zur Unzeit bellten; das hat mich vermuthlich aufgeweckt. Leb' wohl, liebes Bruderherz. Grüßt mir den edeln Gaspari. Lasset uns Gutes wirken, weil es noch Tag ist! Denn bald kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.

Mit herzlicher Liebe und Treue ewig der

Eurige.

Ein Schreiben an Pestalozzi.

Den 4. Februar 1819.

Es soll mir zu ausnehmender Freude gereichen, wenn ich höre, daß dieses Schreiben Dich in Deinem hohen Alter wohl und gesund angetroffen hat, alter und ehrwürdiger Vater Pestalozzi, und sollst Du damit foetfahren, bis ich Dein Sohn, dem Geiste nach, Dich freudig von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Ich schicke Dir meine neuesten Schriften, und hoffe, Du wirst Dein eigenes Herzblut darin nicht verleugnen, sondern Deinen eigenen lebendigen Puls, für das arme leidende, vom Uebermuth und Weltfrevel zertretene Volk in mancher Zeile derselben, so Du die Hand darauf legst, auch in Yverdun klopfen hören. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, aber ich habe im Glauben festgehalten bisher. Es ging mir im Sachsenlande, wie es Dir in der Schweiz erging; weder Tell noch Doctor Martin können vor der Welt und dem Bösen schützen, wie brünstig wir sie anrufen. In der Kriegs- und Hungersnoth saß ich mit fünfhundert Kindern da, und hatte die Wahl, sie wieder auf die Landstraße zu schicken, woher sie gekommen waren; aber ich hielt fest an Gott und den Himmel und meine armen Kinder, und bediente die Welt, die unter mir rollte, mit meinem Absatz. Ich verkaufte,

Digitized by Google

versetzte, wie es gehen wollte, riß die Kinder durch, und zerriß so dem Teufel sein Concept, der auch Garn spann, aber kein solches, wie wir in unserer Anstalt, sondern eitel Hanf zu Galgenstricken, womit er ganz Thüringen in seine listigen Netze zu fahen gedachte. Hab' auch nicht ein Einziges fortgeschickt! Werkstätten und Landschulen sind von nun an mein einziges Augenmerk. In diese beiden Durchgänge des ganzen deutschen Volkes muß sich ein neuer Strom von Leben und Bildung ergießen. Die ehrbaren Meister können und dürfen dabei als echte Pädagogen nicht übergangen werden. „Denn ich will das Volk trösten und freundlich reden mit Jerusalem," und ich will es nicht blos unterrichten, sondern auch speisen, kleiden und tränken; und eben darum bin ich in einen echt christlichen Bund mit zweihundert Schuhmachern, Leinwebern, Schneidern eingegangen, wie Du das Weitere aus den beigelegten Schriften freudig ersehen wirst. Somit befehle ich Dich in den Schutz des allliebenden Gottes, ehrwürdiger Vater, von dem Deine schöne Seele ein reiner Ausfluß ist, Dich und die Deinen; indem ich mich nach Deiner leiblichen Gegenwart sehne, verbleibe ich Dein in der ewigen Liebe Dir treu und unabänderlich verbundener Sohn

Johannes Falk,

geboren 1768, in der alten Hansa zu Danzig an der Ostsee, mein Großvater aber heißt Chalion und stammt aus Euren Bergen, nämlich aus Genf her, von wo er als Uhrmacher nach Danzig gekommen ist, und sich daselbst niedergelassen hat.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ole Bull.]

Ein hochgestellter Dilettant aus Petersburg, auf dessen Urtheil und Unparteilichkeit ich mich verlassen konnte, sagte mir: „ich habe Ole Bull gehört — er hat keine Intonation und was an seinem Spiele hervorstechend ist, gehört ins Bereich der Charlatanerie." Um die Neujahrszeit reiste Vieuxtemps hier durch, ich fragte ihn nach Ole Bull, wobei ich im Voraus seiner Aufrichtigkeit versichert war, und führte jenes Urtheil des ihm persönlich bekannten und befreundeten Kunstkenners an. Er war der Meinung, der Norweger habe im Ganzen durchaus reine Intonation, aber er (Vieuxtemps) möchte Ole Bull's Manier nicht zu seiner eigenen machen. Dies letzte, obwohl Vieuxtemps es keineswegs geradezu aussprach, zielte denn doch deutlich auf Charlatanismus. Ich war nun irre gemacht, und meine Spannung, den fabelhaften Norweger selbst kennen zu lernen, stieg auf einen hohen Grad.

Montag, am 11. Febr. stand ich im Concertsaale des Schauspielhauses und hatte meinen Platz so gut gewählt, daß ich die Transfiguration der Töne schon während der Ouvertüre zu Spontini's Vestalin in den tiefblauen Augen einer schwarzlockigen schlanken Polin mit Entzücken lesen und bewundern konnte. Die klagenden Accente des Andante nahmen in diesen Augen ein nationelles Gepräge an, und bei den leidenschaftlichen Schlägen des Allegro glaubte ich um ihren schönen Mund ein wehmüthiges Lächeln zittern zu sehen. — Plötzlich lief eine lautlose Bewegung durch den Saal, alle Hälse — schöne und andere —, reckten sich empor, alle Augen, bewaffnet mit doppellaufigen Operngläsern, richteten sich aufs Orchester: — der Augenblick war da, wo Ole Bull auftreten sollte. Die hintere Thür des Saales ist offen — nichts hindert ihn — er kommt nicht. Alles stiert auf die offene Thür — lautlose Pause — höchste Spannung. Endlich — da ist er! Mit größter Ruhe tritt ein großer, schlanker Mann mit blondem, gewöhnlich arrangietem Haar auf die Estrade und begrüßt mit einer einzigen wellenförmigen, jedoch keineswegs graziösen, vielmehr etwas nordlandseckigen Verbeugung zugleich die königl. Loge und das Publicum. Ein grüner Shawl vertrat die Stelle der salonfähigen Cravatte, im Knopfloche des schwarzen Fracks bemerkte man das blaue Band des Wasaordens. Das Tutti des Adur-Concertes beginnt, Ole Bull fährt mit einigen leisen blitzartigen Streichen über die Saiten, um sich von der Reinstimmung zu überzeugen, — und schaut sich mit der unbeschreiblichen Ruhe eines Meisters im Auditorium nach allen Seiten hin um. Ich suchte wieder die tiefblauen Sarmaten-Augen und träumte, während Ole Bull's Zauberbogen magnetische Kreise um meine Sinne schlang, folgende Novelle. Ich befand mich in einem alterthümlichen Gemache, zwischen Wachen und Schlaf. In poetische Meditationen versunken, hörte ich im Nebenzimmer, das nur eine spanische Wand von dem meinen trennte, leise Liebesworte in einer mir fremden, wohlklingenden Sprache wechseln. Bald erhob sich ein Streit: — kurze schneidende Worte des Vorwurfs, wie sie die Eifersucht spricht, wurden mit dem weichsten Schmeichelklange süßester Beredsamkeit beschwichtigt. Ich hörte ihn: „Du liebst mich nicht mehr! ich weiß es. Deine Augen ruhten mit heimlichem Verlangen auf jenem rothwangigen Knaben ..... Du ließest das Sonnenlicht durch Deine Locken in gaukelndem Strahlenbuch auf seinen Stirn spielen, vielleicht um zu sehen, wie ihm der goldne Lorbeer Deiner Gunst stehen würde. Du liebst ihn! Schweig'!" Ich hörte sie: „Welch' trauriges Spiel Deines aufgeregten Blutes verdüstert Dein liebes Auge, mein süßer Freund! That ich doch alles um Dich, für Dich! Verließ ich nicht Dir zu Liebe das schöne Italien, und meine Vaterstadt Cremona, um Dir zu folgen in dies kalte Nordland, wo mich immer friert, wenn Du Dein Auge wendest, indem mir die Sonne Italiens mit jenen heißen Strahlen lächelt, die mir Wärme und Leben sind. Mein süßer Freund — — — Schweig! — berühre nicht mit dieser kleinen Hand, die vielleicht noch warm ist von dem zärtlichen Drucke des Knaben, meine reinen Schläfe. Ich werde ihn verderben, den Buben, — wisse, noch diese

Digitized by Google

Nacht wird er mir gegenüberstehen im Zweikampf. Mir! verstehst Du das?! Wie, Du zitterst, Du wirst bleich?.... Dir bangt für sein Leben? Du liebst ihn also doch, und ich täuschte mich nicht?... Ha Schlange!" — „O mein süßer Freund! ich" — — „Schweig und stirb!" — Er warf ein blitzendes Messer nach der Geliebten .... ein Glasschaer, gellender Schrei ... leises Schluchzen, — dann lautlose Stille. — Das war das Adur-Concert.

Das Publicum demirte und applaudirte... — Die Bull stürzte mit einer ungelenken Verbeugung von der Estrade.

Ich stand wieder im Concertsaale, hatte Zeit mich zu sammeln und mich zu sonnen in den blauen Strahlen der schönen Frau, deren leise geöffneter Mund die Gefühle auszuathmen schien, die die Gewalt der Töne in ihrer Brust zu reizender Aufwallung gebracht haben mochte.

Und wieder erschien der Zauberer. Das Orchester erdröhnte in feierlichen C-moll-Klängen. Er setzte den Bogen auf — und Gretchen war's; Gretchen im Zwinger vor dem Andachtsbilde der mater dolorosa. Frische Blumen steckt sie in die Krüge. „Ach neige, Du Schmerzenreiche!" Immer beklommener, immer dringender wird das Gebet .... in hohen langathmigen Flageolettönen schwingen sich die Seufzer zur Heiligen empor. Unheilkündende Donner rollen in leisem Tremolo durchs Orchester — „o neige, Du Schmerzenreiche!" — Die Posaunen dehnen: Dies irae, dies illa solvet saeclum in favilla. — „Grimm faßt Dich! Die Posaune tönt! Die Gräber beben!" — Mit furchtbarer Gewalt dringen die bösen Geister der Nacht auf das geängstete Gewissen ein, kaum hört man noch die flehende Stimme in den höchsten Tönen sterblicher Seelenangst aufschreien zum Muttergottesbilde:

„Hilf rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

Die letzten melodischen Accente mit verfehltem Athem, abgebrochen hervorschluchzend, sinkt sie ohnmächtig zusammen. — Das war das Andante religioso.

Das Publicum erwachte erst aus der Schwüle der Empfindung, als der Künstler sich bereits zurückgezogen. Die rechte Art des Beifalls gab sich kund: in stummen Gebärden, wehmüthigen Blicken und Mienen, hier und da in halblauten Acclamationen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Paris. (Beschl.)

[Rachel, literarische Neuigkeiten.]

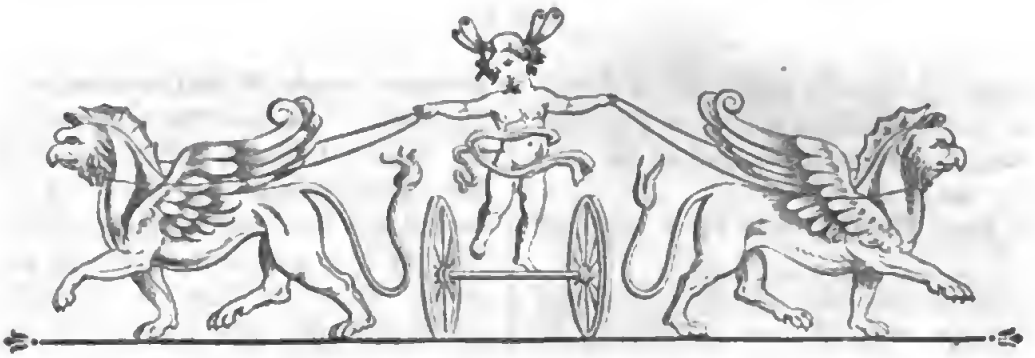
Mlle. Nieul, die umgekehrte Heloise, ist, wie Sie wissen werden, in ein Kloster gegangen. Aber jetzt, so heißt es, wird sie eine Broschüre herausgeben, um alle Beschuldigungen zu widerlegen. Warum aber ist sie ins Kloster gegangen, oder hat es wenigstens angezeigt? Wenn man als Maitresse des Polizeipräfecten ins Kloster geht, hat man mehr gethan, als das schöne Wetter benutzt, wie sie gesagt haben soll. Dieser Ausdruck: j'ai profité du beau temps, macht hier Furore und jeder will das schöne Wetter benutzen.

Rachel ist wieder an der Tagesordnung. Diesmal aber nicht zu ihrem Vortheil. Rachel ist bekanntlich minderjährig. Sei es nun aus Eigennutz oder aus Intrigue, der Vater der Schauspielerin erkläre, er erkenne den Contract, den sie mit dem Theatre français geschlossen, nicht an und breche ihn. Nun weiß man nicht, ob dies mit oder ohne Einwilligung der Tochter geschah. Einige behaupten sogar, Mlle. Mars hätte ihr indirect diesen Rath gegeben, um sie zu depopularisiren. Dem sei wie ihm wolle, Rachel spielt im Augenblicke nicht, und der Vater, ein Jude, der früher mit Lorgnetten handelte, gebietet über die ganze Stadt Paris. Es ist ein Unglück, aber auch zugleich eine Ehre für Rachel, solche Eltern zu haben. Uebrigens ist die Sache angezeigt und das arme Kind läßt Alles mit sich machen. Als Jüdin spricht Rachel deutsch, doch sehr schlecht. Sie ist aber ein Kind im strengsten Sinne des Worts. Die Kinder in der Schule necken sie über ihre Schüchternheit. Als der König ihr ein Compliment machte, erwiederte sie es mit einem Knicks und sagte: Merci Monsieur! Dies ist wahr, sie wußte nicht einmal das Sire hervorzubringen. Und dennoch ist sie ein Genie auf der Bühne, wie es wenige gibt. Was sie besonders auszeichnet, ist eine Penetration, die bis in die kleinste Nüance geht, mit einer jüdischen Satyre verbunden, die man in ihrem Gesicht erkennt. Sie ist eine Jüdin von Kopf bis Fuß, aber eine große und setzt daher in Erstaunen. Lachen Sie mich nicht aus, sie hat Vieles mit der deutschen Rahel gemein, besonders in dem satyrischen Genre, das bei ihr sehr tief geht. Sie schreit nicht, ballt die Faust nicht, declamirt nicht, aber sie spricht und lächelt so englisch teuflisch, daß man nicht weiß, ob man sie küssen, oder hassen soll. Ihre Eltern liebt sie hingegen kindlich und hat, wie alle Juden, viel Anhänglichkeit an das häusliche Familienleben. Auch ihre Brüder sind auf kleineren Theatern engagirt und sollen hoffnungsvoll sein.

Die Concerte, Soireen, Balle drängen sich jetzt, in diesem Augenblick singen wieder einige deutsche Sänger und Sängerinnen in den Salons, und wie ich höre ist Demoiselle Löwe aus Berlin für die künftige Saison engagirt; doch kann ich dies nicht verbürgen. Von Alexander Dumas, der sehr krank war, wird ein neues Stück einstudirt und Hugo arbeitet schon wieder an einem neuen Drama. Hugo, sagt man, soll nachgeben wollen. Er braucht sich dessen nicht zu schämen. Hat doch das Gouvernement versprochen, daß es nachgeben wird, wenn es muß. — Von Eugène Sue ist ein neuer Roman erschienen, ein Charakterroman, und ein gewisser Baeginet hat aus Luther einen Roman gemacht. Die Franzosen haben, man muß es gestehen, sonderbare Ideen. Welcher Deutsche hätte je den Muth gehabt, Luthern zu novellisiren, ihn Liebeserklärungen machen zu lassen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 39. — den 23. Februar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Indianisches Leben am Missisippi *).

Ein Reisender hielt auf dem Wege nach Illinois in einem Dorfe ein Paar Stunden an, mehrere Kleinigkeiten einzukaufen, und bemerkte hier einen Mann, etwa funfzig Jahre alt, dessen Aeußeres ihn gleich außerordentlich fesselte. Unbedingt hätte man seinem Muthe, seiner Redlichkeit vertraut, so weit solches in Wort und Blick sich kund thut, aber auch gewiß um keinen Preis den Mann böse machen wollen.

Eben wie der Reisende ihn so vom Scheitel bis zum Fuße anstarrt, kommen einige Indianer heran, und gehen in den Kramladen, neben dessen Thür der wunderlich aussehende Mann und der Reisende standen. Und sonderbar ist der Eindruck, den sie auf den Erstern machten. Sein Auge rollte wild, er schien ganz zu vergessen, wo er sei; sein Blick schien so grimmig, wie der des Panthers, wenn das Raubthier im Dickicht lauscht und auf seine Beute losstürzen will. Die hohle, abgezehrte Wange röthete sich; alle Muskeln zuckten krampfhaft. Unwillkürlich griff die Hand nach einem großen Messer; nur ein Wort, und es schien von ihm Mord und Todtschlag zu erwarten. Uebrigens rührte er sich nicht von der Stelle; das funkelnde Auge fest auf die Indianer im Laden geheftet. Diese sahen sich ebenfalls einander an, und wechselten sorgliche Blicke unter sich, entweder von einer innern Stimme gewarnt, oder weil ihnen die eigene Beobachtung sagte, daß in diesen Zügen nichts Gutes für sie zu lesen sei. Sie schienen nichts mit dem Manne verkehren zu wollen, und entfernten sich. Der Mann hinten aus dem Walde aber, der Waldmann *), wie man die Ansiedler in den nach Westen liegenden Einöden nennt, machte eine Bewegung, als wollte er ihnen gleich nach, und wurde daran nur durch mehrere Umstehende gehindert, die ihn zurückhielten, die ihm lebhaft zusprachen, ohne daß der Reisende es verstehen konnte, die ihn auf einen entgegengesetzten Weg führten, während die Indianer dorthin eilten. Dem Reisenden kam dies alles sehr sonderbar und unerklärlich vor; er machte sich auf den Weg in Begleitung eines Landmannes, der dieselbe Straße eingeschlagen hatte, und natürlich kam das Gespräch sehr bald auf das, was beide gesehen und gehört hatten.

„Der Mann hatte doch ein ganz eigenes Ansehen. Entweder ist es ein recht guter, oder böser Patron!“ äußerte der Fremde.

„Ich kenne ihn sehr gut! Ach, Samuel ist ein sehr guter Nachbar!“ versicherte der Begleiter. — „Freilich —“

„Nun? Freilich? Ihr sagt dies in einem Tone, der anzudeuten scheint, daß gegen den guten Nachbar doch wohl Etwas zu erinnern sein dürfte?“

„Ei, ja freilich! Aber nun — ich für meine Person könnte ihm nichts Böses nachsagen.“

„Aber andere Leute?“

*) Nach Mary's Stories of American Life.

*) Backwoodsman.

Digitized by Google

„Ach, die Leute — reden oft mehr, als sie beweisen können! Von seinen Nachbarn muß man nichts Böses reden, und wie ich schon sagte, Samuel ist ein guter Nachbar!"

„Aber kein guter Mensch? wenn ich es richtig getroffen habe!"

„O, nein! Gerade umgekehrt, sehr gut! Ausgenommen etwa — ach — unter uns! — die Leute sagen, daß er die Büchse ein Bischen zu sehr handhabt."

„Wie so? Geht er den Nachbarn etwa ins Gehege?"

„Nicht doch; solche Schlechtigkeit läßt er sich so wenig wie ein Anderer zu Schulden kommen."

„Er fängt wohl gern Streit an?"

„Weit gefehlt? Kein Mensch ist so friedfertig ringsherum. Aber — im letzten Kriege mit den Indianern war er ein tüchtiger Schütze. Da hat er manchmal Jagd auf sie gemacht, und nun sagt man, daß er auch noch jetzt einen öfters aufs Korn nimmt."

„Das versteh' ich nicht. Ich denke, die Indianer verhalten sich jetzt ganz ruhig und friedlich?"

„Ganz ruhig und friedlich. Man sieht nicht einen davon, als wenn sich etwa ein Paar des Handels wegen einfinden."

„Und sie thun Niemanden etwas zu Leide?"

„Niemanden! — Daß sie nur manchmal ein Schwein wegschießen — na, dies achten wir nicht. Wir denken, daß der arme Wilde Alles mitnehmen müsse, was ihm in seinem Dickicht in den Schuß kommt."

„Was hat denn also dieser Samuel mit ihnen zu thun?"

„Ei, ich habe nichts gesagt! Ich rede keinem Menschen Böses nach! Aber die Sache verhält sich so: Es kommt dann und wann ein Indianer weg; man findet einen Indianer todt im Walde, und da haben die Leute ihre Gedanken und reden und meinen dies und das, und Manche reden dann viel von Samuel."

„Doch können sie denn gerade ihm so eine That schuld geben?"

„Ja, hier, mein Bester, kennt Jeder des andern Gewehr! Sehen Sie, die Büchse von Samuel schießt gerade ihre Kugel, wovon achtzig Stück aufs Pfund gehen. Nun ist in den Wunden solcher getödteten Indianer allemal so eine Kugel gefunden worden, und wir wissen also, aus welcher Büchse sie gekommen ist. Außerdem fand sich die Spur vom Pferde vor. Allemal sah man die Hufeisenform von dem und dem Pferde, und nun wußte man auch, daß der und der Mann um die und die Zeit ausgeritten war, und, wenn alle diese Dinge so zusammen kamen, so hatte man nicht erst nöthig, nach Philadelphia zu einem Advokaten zu gehen, um zu wissen, wie sich die Sache verhalten möge. Manchmal macht sich nämlich Samuel fort und bleibt ein Paar Wochen vom Hause weg, und da versichern die Leute steif und fest, daß er in die Wälder streift und den Indianern auflauert. Er hat die Spur von einer Rothhaut weg, wie ein Trüffelhund, und wen er aufs Korn nimmt, der liegt gewiß da!"

„Aber in einem civilisieten Lande kann doch kein Ansiedler so seine Nebenmenschen wie wilde Thiere niederschießen! Dies kann doch unmöglich erlaubt sein?"

„Erlaubt ist es auch eigentlich nicht; aber nun: wir wissen doch nicht genau, wer es thut. Und wem liegt es denn gerade ob, darüber ins Klare zu kommen? Und außerdem: manche Pflanzer denken immer noch daran, wie ihre Freunde von den Wilden ehemals niedergemetzelt wurden; Jedermann, der hinten im Walde sich ansiedelt, hat jetzt noch große Furcht vor ihnen und haßt sie. Na, Samuel ist ein braver Kerl, er arbeitet tüchtig, er bezahlt das Seinige, er thut Jedem einen Gefallen, warum sollte man es mit so einem Nachbar, wegen eines Indianers und dergleichen, verderben?"

„Aber es ist doch schrecklich, alle Rechte, alle Treue und Glauben, alle Gebote der Christenpflicht so mit Füßen zu treten!"

„Freilich! Sie haben recht! Es ist Sünde, große Sünde! Ich möchte sie nicht auf meinem Gewissen haben! Jedoch Mancher denkt, daß es auf ein Paar Indianer mehr oder weniger nicht ankommt; ein Anderer fürchtet, daß sie doch einmal wieder einen Einfall machen könnten; ein Dritter sagt, daß es Sache der Regierung sei, sie müsse sich der Indianer annehmen, und so kommt Samuel immer heraus. Und will man es genau nehmen, so hat er auch Ursache, die Indianer zu hassen. Mancher, der nicht seine Hand ins Blut der Indianer tauchen mag, würde doch lieber sterben, als ihn verrathen, denn wenige von uns allen können die Hand aufs Herz legen und sagen, daß sie in seinen Verhältnissen nicht eben so handeln würden."

Der Weg führte jetzt nach verschiedenen Richtungen; der Pflanzer und unser Reisender trennten sich. Letzterer miethete sich einen indianischen Führer vom Pottowatomistamme, der ein wenig Englisch sprach, aber mit den öden Wegen vollkommen bekannt und der geselligste Mann war. Er zündete das Feuer an, wenn gehalten wurde; er bereitete das Lager, er baute eine Hütte von Zweigen, wenn die Sonne brannte oder Regen kam. Legte ein Fluß Hindernisse in den Weg, so flocht er geschwind ein Floß, den

Digitized by Google

Reisenden und sein Gepäck hinüberzubringen, während er mit dem Pferde desselben nachschwamm. Kurz, der Wilde that mehr, als jeder Lohn ausgleichen konnte, den er für seine Dienste zu erwarten hatte.

Fünf Tage vergingen so, ohne daß der Reisende eine menschliche Wohnung sah. Jetzt aber kam er an den Wabash, wo wieder einige Niederlassungen herumlagen. Desto wilder sah es an einigen andern Puncten aus. Besonders gab es ein Dickicht, so verwachsen und so mit Gestein, mit den Ueberresten eines Heerdes, eines Rauchfanges durchkreuzt, daß man wohl sah, wie einmal hier das Feuer eine menschliche Wohnung eingeäschert hatte, aber nicht begriff, warum sie nicht wieder erbaut worden war. Neugierig betrachtete sich der Reisende die verwilderte Stätte. Da knallte es; sein Führer, der Indianer, that einen Schrei und — stürzte nieder. Er kam ein wenig wieder zu sich und warf dem Reisenden einen vielsagenden Blick zu. Dieser war vor Schrecken und Bestürzung halb todt und suchte ihm auf alle Art beizustehen. Der Arme aber stöhnte, nach dem Walde zeigend: „Böse — böse — der weiße Mann! Nehmt Euch in Acht!"

Der Reisende wußte nicht, ob er bleiben oder fliehen sollte. Er sank am Leichnam des treuen Führers nieder, von Schmerz und Angst überwältigt. Da theilte sich das nahe Gebüsch, und heraus trat der uns wohlbekannte — Samuel. Weder Furcht noch Scham lagerte auf seinen Zügen. Er kam zum Leichnam; ohne des Reisenden zu achten stand er auf seine Büchse gelehnt da.

„Da liegt wieder Einer von der verfluchten Race!" sprach er leise. „Er ist nicht der Erste und soll auch nicht der Letzte sein! Ich habe eine alte Rechnung abzuthun, aber sie soll bis zum letzten Pfennig bezahlt werden!"

Zugleich knirschte er mit den Zähnen und sein Auge funkelte von gesättigter Rache. Jetzt wendete er sich an den Reisenden, den der Abscheu vor solcher That gleichsam in Stein verwandelt hatte.

„Nicht wahr, Fremdling, solches Stück Arbeit gefällt Ihnen nicht?"

„Elender! Mörder! Schurke!" rief dieser endlich aus. „Komm mir nicht zu nahe!" Er zog ein Pistol aus dem Gürtel; allein der Waldbewohner sprang schnell herbei und wand es ihm aus der Hand. Ganz ruhig sprach derselbe dann: „Das ist eine elende Waffe für Sie, einem Reisenden mag sie hingehen; aber hier im Walde wäre sie keinen Schuß Pulver werth!" — „Schurke! Du sollst Deine That büßen!" drohte der Fremde, bei dem die Besonnenheit allmälig wiederkehrte, und welchem das Bewußtsein der gerechten Sache Muth gab.

„Schurke? — Junger Mann!" versetzte der Ansiedler ruhig. „Ich bin kein Schurke! Sie irren sich und kennen mich nicht!"

„Aber doch ein Mörder! Die That soll nicht ungerächt bleiben, wenn Du nicht auch mein Leben vernichtest!"

„Seien Sie unbesorgt! Nicht ein Haar krümme ich Ihnen! Dahin bringen Sie mich nicht. Noch that ich keinem Christenmenschen Etwas zu leide! — Aber sehen Sie dahin!" — Er zeigte nach den Trümmern der Mauern im Dickicht. „Da war einst meine Heimath! Da hatte ich mit meinen Händen ein Haus gebaut. Im Schweiße meines Angesichts war mancher Baum gefallen und alles ringsherum frei, hell und licht geworden; da lebte ich mit meinem Weibe, meinen Kindern, meiner Mutter. Wir arbeiteten froh und vergnügt. In einer Nacht; es war gerade die Ernte vorbei, die schwere Arbeit des Jahres zu Ende; ich hatte Ueberfluß an Allem. Da höre ich plötzlich ein Geschrei. Furcht ist mir mein Lebelang fremd gewesen; aber dieses Schreien kannte ich gar wohl. Ich sehe mein Weib und die Kinder an, die mit mir am Feuer sitzen; ein kalter Schauder läuft mir durch alle Glieder. Mein Herzblut scheint zu stocken. Ich springe nach der Thür, das ganze Gehöfte steht in Flammen: Jetzt nehme ich mein Gewehr. Da dringt ein Haufe Indianer mit ihrem Mordgeschrei wie heulende Wölfe herein. Jetzt drücke ich ab; einer fällt; ich nehme die Axt und stürze mich unter die rothen Teufel, so daß die Stube im Augenblick leer wird. Aber Alles lodert rings um uns her. Was soll ich machen? Die alte Mutter, das Weib, die Kinder können nicht kämpfen. Ich suche mich an ihrer Spitze durchzuschlagen, sie treiben uns nach den Flammen zurück. Schon stürzen die Balken zusammen. Mein Weib fällt mir in die Arme, und bittet nur, daß ich die Kinder rette. Meine alte Mutter betet; die Wilden brüllen und lachen und spotten unser. Mit der Axt fliege ich Ihnen nochmals entgegen; mehrere sinken nieder, die andern werfen mich endlich zu Boden, knebeln mich und zwingen mich, Zeuge vom Jammertode aller zu sein, die mir theuer waren. Alle starben vor meinen Augen in den Flammen. Ich sah ihre Todesangst, ich hörte ihr Schreien, und wie sie nach dem Vater, dem Sohne, der Mutter riefen. — Gott, Gott, wie könnte ich das je vergessen!" — Er hielt hier inne; ganz erschöpft. Endlich brach er in heiße Thränen aus und fuhr fort:

„Mich nahmen sie als Gefangenen mit; ich war schwer verwundet und so hin, daß ich wie ein hülfloses

Digitized by Google

Kind da lag. Endlich erwachte das Gefühl der Rache in meinem Herzen und gab mir Kräfte. Die Banden meiner Hände löste ich mit den Zähnen auf, und so gelang es mir in der Nacht zu entkommen. Es kam bald zum Kriege mit den Indianern; ich schloß mich jedem Streifzuge gegen sie an, war stets der Erste im Kampfe und löschte immer meinen Durst nach Rache im Blute dieser Ungeheuer. Einen theuern Eid hatte ich gethan, daß ich ihnen nie vergeben, daß ich auch, schlösse man Frieden mit ihnen, meinen Krieg fortsetzen wolle. Ich machte es mir zur Pflicht, jeden Rothen niederzuschießen, der mir in den Weg kommt, und so lange ich eine Büchse führen kann, werde ich auf diese Teufel Jagd machen! — Gehen Sie Ihres Weges, lassen Sie mich auf dem meinigen! — Haben Sie Weib und Kind oder noch Eltern, so sind Sie daheim freundlich willkommen. Ich stehe allein. Mit mir klagt Niemand, und Niemand freut sich, wenn ich heim komme. Wenn Ihnen alles, was Sie lieben, in einem Augenblick geraubt wird, dann richten Sie mich, aber nicht eher! Gehen Sie! Dieser Weg bringt Sie in eine Niederlassung, und da werden Sie einen andern Führer erhalten können!"

Er verschwand; der Fremde sah ihm lange nach, aber er machte keine Anzeige von dem Ereignisse und seufzte: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

*r.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Die Bull.]

Und wieder stand ich und hörte, nachempfindend, in den verklärten Zügen der schönen Frau mit den schwarzen Locken und den tiefblauen Augen das ganze Tongedicht weiter und weiter, und vertiefte mich in klingende poetische Träume, — da klatschten die Leute wie närrisch in die Hände .... ich sah mich um, und zum dritten Male stand der lange Norweger da und machte seine weitschweifige Verbeugung, die wie ein lebendiges Submissionszeichen aussah. Und fern auf ein nächtiges Schlachtfeld wurde ich versetzt, mitten ins Polenlager des großen Thaddäus. Der Feldherr schläft in seinem Zelte; der Mond spielt mit trübem Lichte auf den Wellen der Weichsel, die schon so viel edles Blut in die Ostsee schwemmte und der blutdürstigste Fluß ist, der auf Erden strömt. Der Feldherr schläft und träumt von seiner Jugendliebe und dem stolzen Starosten, der die Geliebte mit brutalem Spott aus seinen Armen riß und sie mißhandelte: — Die schöne Gräfin mit den feinen polnischen Füßen, den schwarzen glänzenden Rabenlocken und den großen herrlichen Augen, so blau und schön wie die Blume, die er so oft als Knabe auf den weiten Kornfeldern Litthauens suchte und in sein Haar flocht. Dann weben sich ferne, leise Trompetenklänge in die Traumgebilde, die Trommeln wirbeln näher und näher — ein Kanonenschuß: — er erwacht und springt auf. An seiner Seite liegt nicht die schöne Marschallstochter von Litthauen, — das blanke Polenschwert blitzt ihm entgegen .... er gürtet's um seine Hüfte und stürzt hinaus. Das Heer bricht auf, die Adjutanten tummeln sich auf bäumenden Rossen durch das Lager .... alles folgt dem Wink des großen Feldherrn .... er stellt den Fuß mit klirrendem Ritterspor in den Bügel und schwingt sich mit jener unnachahmlichen sarmatischen kantazya in den Sattel. Das Schwert fliegt aus der Scheide, und wild entbrennt die Schlacht von Maczicjowicze. Drei Pferde stürzen unter dem letzten Maczelneck der Republik und endlich er selbst, — mit der furchtbaren Prophezeihung: finis Poloniae!

Das war die Polacca guerriera — der Norweger verschwand blitzschnell vom Orchester, — der Donner des Beifalls hallte hinter ihm drein, — und die schöne Polin an meiner Seite schlug mit lautem Zuruf und leuchtenden Augen in die kleinen Hände. Dies Stück verstand sie freilich besser als alles Andere. —

Soll ich nun noch trocken im Recensententone berichten, daß Henri Vieuxtemps recht hatte, wenn er dem nordischen Geiger reine Intonation zusprach, und daß es mit dem etwaigen Charlatanismus bei wirklichen Genies eine ganz eigene Bewandniß habe! Ein excentrischer Virtuosenkopf wird immer seine sogenannten Raupen und Geistessprünge haben; wir sind überzeugt, bei Franz Liszt etwas Aehnliches zu finden. Ole Bull ist ein origineller, capriciöser Künstler und wenn er sich auch, wie nicht zu leugnen, Paganini zum Vorbilde nahm und ihm nacheiferte, nicht nachahmte: — so geschah es mit Bewahrung seiner vollen Eigenthümlichkeit. Seine Compositionen sind wie sein Spiel: — romantisch. Von entzückender Einzelnheit springt er plötzlich in die übertollste Laune und Bizarrerie ohne Weiters ab, und umgekehrt auf gleiche Weise zurück. Werden diese heterogenen Elemente jedoch an dem Feuer eines solchen Geistes in Eins geschmolzen, und erhalten durch den Stempel des Genies die allein gültige Prägung, so ist die Wirkung unausbleiblich und frappant im höchsten Grade.

H. Teuhn.

Notizen.

[Düringer's Theaterlexikon.]

Die zweite Lieferung des Düringer'schen Theaterlexikons geht bis zu den, für den jetzigen Stand der deutschen Theater wichtigsten Artikel: Casse. Das Heft enthält eine Menge Artikel, die von der praktischen Bühnenkunde des Verfassers bestens Zeugniß geben. Die Verlagshandlung von Otto Wigand verspricht als Beigabe den in den hallischen Jahrbüchern erschienenen Aufsatz über Seydelmann und die letzte Entwickelung der deutschen Schauspielkunst.

[Adalbert v. Chamisso.]

Hitzig schreibt Chamisso's Leben. Noch ist auch auf die Briefe zwischen Rosa Maria (Varnhagen v. Ense's Schwester) und Chamisso hinzuweisen, die das erste Freihafenheft von 1839 brachte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hiebei das Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 23. Februar 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bratschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brusset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Woinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Woinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 38 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

Digitized by Google

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire du Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zoecarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8. Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanuff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. Z. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

So eben erschien in der Verlagshandlung von Duncker und Humblot und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kallenfels

von

A. v. Sternberg.

Roman in zwei Bänden.

Preis in eleg. Umschlage geh. 3½ Thlr., roh 3⅓ Thlr.

Der diesem neuesten Roman des beliebten Verfassers zum Grunde liegende Gedanke ist, wie er am Schlusse desselben ausgesprochen wird: „das Hinweisen auf das dunkele Gespenst, das mitten durch unsere glänzende Civilisation schreitet und das kein Zauberspruch bannen kann.“ Es wird, um das volle Interesse des Publikums auf das Werk zu lenken, genügen, wenn wir hinzufügen, dass jener Gedanke sich entwickelt an der spannendsten Handlung, an den plastisch gezeichnetsten Charakteren, in der glänzendsten Darstellung. Das „sociale Leben und dessen Krisis“ wird uns dargelegt; die Aristokratie der Geburt und des Geldes, der moderne literarische Weltschmerz und die Gourmandie der Tafel, wie das jammervollste Elend und das reichste und tiefste Gemüthsleben finden auf gleiche Weise ihre Repräsentanten. Die Scene ist vorzugsweise Hannover, Wien und Paris.

Polytechnisches Centralblatt

(Redacteur: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 1 — 6.

Dr. C. A. Steinheil über elektromagnetische Telegraphie. — Prof. Morse's zu Newyork elektromagnetischer Telegraph. — Zur Geschichte der Tull- und Bobbinet-Fabrication in England. — Papin's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Französischer Firniss für Tischler und Instrumentenmacher. — Angeblich neuer Lack. — Heberröhren aus Caoutchouc. — Charbon roux. — Ueber die Eisen- und Stahlfabrication im Dep. de l'Isère. — Traill's unauslöschliche Tinte. — Hyacinthfarbe auf Wolle. — Einhängen der Fenster, Thüren u. s. w. — Preussische Patente. — De Caligny's Wasserhebungsmaschine mit schwingender Wassersäule. — J. Braunsdorf und F. W. Schwamkrog über den Effect des Kreiselrades auf der königl. muldner Schmelzhütte bei Freiberg. — Die sächsische Eisencompagnie. — Badens Industrie. — Dampfmaschinenbau in Frankreich. — Industrie von Lowell in Massachusetts. — Die Maschinenbauwerkstatt von Stehelin und Huber in Bitschweiler. — Die hölzernen Strumpfwirkstühle. — Neu construirte Schaufelradcurven für Kreiselräder. — Versuche des Commissionsraths Frank und des Mühlenbaumeisters Wulff über die Sharp-Rubert'sche Mahlmühle mit excentrischen Steinen. — Ueber die Anwendung kupferner Stampfer bei der Schiessarbeit. — Ueber die in Cornwall gebräuchliche Schiessmethode. — Chronik der Eisenbahnen. — Rowley's Patentstossapparat für Eisenbahnwagen. — Hawthorn's Steuerung der Dampfschieber an Dampfwagen. — M. Stephenson's Theatermaschinerie. — Ueber einige Verhältnisse bei der Stangenbohrarbeit zu Artern von H. von Dechen. — Brix über die Leistungen der Ziegelstreichmaschine von Terrasson-Fougères. — T. Ertel's Patent auf eine Hunter'sche hydraulische Pumpe. — Das amerikanische Gesetz zur Sicherung des Lebens solcher Personen, die sich am Bord von Dampfbooten befinden. — T. Saint-Léger's Caecographe oder Nictographe. — Puns's Verbesserungen in der Uhrenfabrication. — Die Dampfschifffarth auf der obern Donau. — F. A. Taurinus' hydraulisches Locomotivsystem. — Garber's und Schwarzenbruner's Kalköfen. — Swony's Legirung für den Schiffsbeschlag. — Graphit statt des Oels in Uhren. — Eine kolossale Buchdruckmaschine. — Dampfboote im Mittelmeere. — Elektromagnetischer Telegraph. — Th. Hall's patentirte Schiffsnägel. — M. Berry's Pedometer. — H. Landford's Reinigungsapparat der Papiermasse. — D'Hommo und Rumagny's Jacquardmaschine. — Der Schönherr'sche Webstuhl. — Fourier über Zugkraft und Leistungen der Pferde. — Auszug aus Brunel's Bericht über die Great-Western Eisenbahn. — F. Schreiber in Cassel über Construction einarmiger Kurbelzapfen. — Vergleichende Versuche über die Bewegung der erhitzten Luft in einer weiten und in mehren engen Röhren bei gleichen Oberflächen. — Ueber den wiener Regulator. — Ueber den Kraftverbrauch und Nutzeffect der Dampfwagen. — Versuche der Mühlenbaumeister Ganzel und Wulff über die französischen Burrsteine und Bergerac-Mühlsteine. — Fairbairne's Maschine zum Vernieten der Kesselplatten. — Anfuhrvorrichtungen.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Februar 1839.

Leopold Voss.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unfehlbare Heilart

des

Bluthustens und der Lungenschwindsucht

ohne Apotheke,

und Hebung der Anlage zu Brustleiden

mittelst

Lebensordnung, Berufswahl und Sommerkur.

Von

Dr. Eucharius Nöslin.

Preis, elegant broschirt 45 Kr. = 12 Gr.

Vorliegende, bereits mit allgemeinem Beifall aufgenommene, Schrift hat rücksichtlich der Behandlung der fraglichen krankhaften Zustände eine neue, die überraschendsten Erfolge gewährende Methode vorgezeichnet. Letztere greift nämlich die Krankheit in der Wurzel an, lehrt dieselbe in der Anlage erkennen und beseitigen, in der Entwicklung aufhalten, sowie in ihrem vollen Ausbruche rückgängig machen, wobei widerwärtige Arzneien aus der Hand des Apothekers gänzlich vermieden werden und sich die ertheilten Vorschriften auch delikateren Gaumen von sehr vortheilhafter Seite darstellen.

Stuttgart. C. F. Etzel,
früher J. Beker'sche Buchhandlung.

So eben ist vollständig erschienen und versendet:

Antike Novellen

von

Ludwig Rein.

1 — 4. Bd. 4 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, Ch. E. Kollmann.

Inhalt. 1. Die Priesterin. 2. Alexander von Pherä. Das goldne Palmblatt. 3. Die Statue. 4. Die Tochter des Philosophen.

Ludwig Rein, welcher dem Publikum durch seine in Taschenbüchern gelieferten Erzählungen bereits rühmlich bekannt ist, beschenkt hier dasselbe mit Dichtungen ganz neuer Art, mit Dichtungen aus der griechischen Vorzeit. Nach den sorgfältigsten Vorstudien gearbeitet, sind sie wohl geeignet die Aufmerksamkeit gebildeter Leser im höhern Grade zu erregen und zu fesseln, als viele Erscheinungen der neuesten Zeit dies zu thun vermögen, wie auch die Stimme der Kritik in Bezug auf das erste Bändchen sich schon anerkennend über dieselben ausgesprochen hat.

Das in der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg erschienene Werk:

Das Schloß von Morteuil a. d. Französ. d. Mlle. A. de Petitval von F. Wesenfeld, 3 Theile, 3 Thlr.

ist eine so anziehende Schilderung interessanter Begebenheiten, bildend und unterhaltend, daß es gewiß eine willkommene Erscheinung für deutsche Lesewelt, vorzüglich Leserinnen, sein wird, und sich auch besonders zu einem Geschenk an junge Damen eignet.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Populaire Astronomie.

Aus dem Englischen des

John Fr. William Herschel.

übersetzt von

Dr. Julius Michaelis.

8. Mit 79 Holzschn. und 3 Kupfert. Ladenpr.: 2 Thlr.

Der Verleger glaubt das Buch durch keine wirksamere Empfehlung einführen zu können, als durch den Abdruck nachstehender Worte zweier hochgeachteten Gelehrten darüber:

„Sie wünschen für die in Ihrem Verlage erschienene Uebersetzung der populären Astronomie des jüngern Herschel ein Wort der Empfehlung. Daß das Werk eines der berühmtesten jetzt lebenden Astronomen und Physiker an sich einer solchen nicht bedarf, versteht sich wol von selbst. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß, ungeachtet des Reichthums unserer Literatur an vortrefflichen Schriften dieser Art, wir doch überzeugt sind, daß Herschel's Popularität, die mit großer Gründlichkeit und Tiefe doch immer Anschaulichkeit der Darstellung und Präcision des Ausdrucks zu verbinden weiß, neben derjenigen eines Schubert, Brandes, Littrow u. A. eine ehrenvolle Stelle wird einnehmen können, und daß insbesondere alle Freunde der Sternkunde, die neben den theoretischen Betrachtungen und Ergebnissen auch von der praktischen Seite dieser Wissenschaft einige Kenntniß zu erlangen wünschen, durch die zwar kurze aber faßliche Beschreibung der wichtigsten astronomischen Instrumente und ihres Gebrauchs sich sehr befriedigt finden werden. Die Uebersetzung ist gewandt und mit Sachkenntniß abgefaßt und macht den Eindruck eines Originals. Die trefflichen Holzschnitte und Kupferstiche aber, die dem Buche zur wahren Zierde gereichen, so wie die übrige Eleganz der Ausstattung müssen selbst den größten Ansprüchen genügen.

Leipzig, den 5. December 1838.

A. F. Möbius, Prof. der Astronomie. — M. W. Drobisch, Prof. der Mathematik.

Bei Wilhelm Einhorn in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein Drama aus der ungarischen Geschichte. broch. 18 Gr.

Der Verf. rollt uns in diesem Werke ein charaktervolles Bild eines Volks auf, das in alter und neuer, ja neuester Zeit die Aufmerksamkeit Europas in vielfacher Beziehung erregt hat. Dichtung und Wahrheit ist dieser durch dramatische Behandlung belebten Darstellung innig verwebt, und zugleich geschichtliche Wahrheit mit echt nationaler Charakterzeichnung auf das glücklichste vereint. Großes Interesse dürfte diese Schrift auch insofern erregen, als sie dem in unserer Zeit wieder mannigfach bestrittenen Werth des Protestantismus und die hohe Nationalkraft eines edlen Volkes im Kampf für seine geistige Freiheit zur lebendigen Anschauung bringt.

Digitized by Google

Neue Romane

in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

Nächte.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit von Herrmann Goedsche. 1r Thl. 14 B. Velindruckpap. br. 1 Thlr.

(Der 2te Band erscheint Anfang des Jahres 1839.)

Fesselnd und mit Rednergabe stellt der Verf. Scenen aus der neuesten Zeit dar, deren Katastrophen in Nächte fallen.

Der Astrolog.

Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, von Julius Seidlitz. 1r Bd. 1 Thlr. 3 Gr.

Der bekannte Verfasser stellt aus einer wichtigen Periode große historische und interessante Charaktere dar und spannt die Aufmerksamkeit auf das höchste.

Achmed Bey.

Oder: Der Harem und die Erstürmung von Constantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Völkergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausgeb. des G. Schobri. 13½ B. 1 Thlr.

Der Zusammenstoß muhammedanischer Völker und arabischer Sitten mit europäischer Civilisation, so wie die Wiedergewinnung der Nordküste Afrikas für diese, ist ein zu wichtiges Zeitereigniß, als daß nicht eine lebhafte romantische Darstellung dieses Ereignisses willkommen sein sollte.

Die drei Hauptbrände

des Winters 1837 — 1838. 12 B. 21 Gr.

I. Der Brand des Winterpalastes in St. Petersburg, oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse zu London, oder Alles verloren und doch noch glücklich. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris, oder der Retter aus den Flammen.

Merkwürdig war vorigen Winter das Zusammentreffen drei solcher Brände. Der Verf. wußte geschickt 3 interessante Novellen daran zu knüpfen.

Georg Schobri,

der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen des Ladislav Hólies Székhely, brarbeitet und herausgegebrn von ** ***. 2 Bde. 2te Aufl. 23 Bog. in Taschenformat. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Kühnheit dieses Räubers machte ihn in der neuesten Zeit zu einer historischen Person und fesselte eine Zeit die Aufmerksamkeit Europas. Diese romantische Darstellung fand solchen Beifall, daß schnell eine 2te Auflage erscheinen mußte. (Von der 1. Aufl. Velindruckpap. in Octav sind jezt wieder einige Ex. à 1 Thlr. 16 Gr. zu haben.)

Pumphut.

Romantische Darstellung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Von E. Zrbmen. 11½ B. 21 Gr.

Auch eine historisch-mythische Person, besonders den Müttern bekannt. Aber auch das hehere Publikum wird Interesse an dem Auftreten des berühmten alten Dessauers nehmen.

Der Glückspilz.

Oder: Hanns kommt durch seine Dummheit fort. Komischer Roman von D. L. Glockentreter, Verf. von Casanovas II. Liebschaften und Abenteuern. 12½ Bog. 1 Thlr.

Eine erheiternde Lektüre ist ja der Wunsch eines großen Theils des Publikums und so wird auch diese komische Darstellung Vielen willkommen sein.

Neue Novelle von Biernatzki.

Von dem Prediger Biernatzki, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch gleich ins Englische, Holländische und Dänische übersetzt worden sind, — gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! — ist so eben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe,

oder

Die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. W. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. 2¾ Thlr.

Biernatzki's Novellen haben sich einen großen Kreis von Lesern erworben, und sein Name wird im In- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse und ist vom höchsten Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. haben den „braunen Knaben" vorräthig.

Eben ist versandt:

Jahreszeiten.

Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von

Oswald Marbach.

Frühling, 1839. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner u. d. Herausgebrr. 8. XIV. u. 277 S. Velinpap. elegant brochirt. Leipzig, **Hinrichs.** 1 Thlr. 8 Gr.

Für Deutsche.

So eben ist erschienen:

Hermann,

der Cheruskerheld,

Vernichter der römischen Legionen und der Wiederhersteller der deutschen Freiheit.

Erinnerung an seine Thaten

bei Gelegenheit des ihm zu errichtenden Denkmals.

Quedlinburg, bei G. Basse. 8. geh. Preis 8 Gr.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 40. — den 25. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger Leopold Voß.

Der Geist der französischen Tagespresse.

Von A. Wellt.

Oft schon ist der Satz: „Die Presse gleicht dem Speere des Achilles, der die Wunden heilt, die er schlägt" angewendet worden. Diese Homöopathie in der moralischen Welt ist überhaupt nichts neues, eben so wenig als die Hahnemann'sche, und wollte ich recht originell witzig sein, so könnte ich in Achilles' Speer eine mythologische Vorbedeutung der Homöopathie finden, oder, wenn es sein muß, in dem Stabe Merkur's oder Aeskulap's, um den sich eine Schlange windet, ein Gegenstand, worüber unsere Archäologen noch heute nicht einig sind. Jenes homöopatisch-moralische Gesetz ist aber so wenig als die Medicinal-Homöopathie allgemein anwendbar, und höchstens in Krankheiten negativ wirkend, so daß es das Böse aufhebt, ohne dadurch das Gute zu befördern. Ueberhaupt gibt es in der ganzen Natur kein Gesetz für die Allgemeinheit. Die Sonne zwar durchschreitet mit jedem Jahre ihre gewohnte Bahn: gleicht aber deswegen ein Sommer dem andern? — Die Geschichte, die Philosophie, beide drehen sich beständig um dieselbe Axe: gleicht deswegen eine Epoche der andern so, daß man aus der Vergangenheit Beispiele für den Augenblick nehmen kann? Niemals. Die Menschheit bleibt sich beständig gleich, aber nicht die Menschen. Eben so wenig läßt sich weder in der Medicin noch in der Jurisprudenz ein allgemeines Gesetz geben, ja nicht einmal in der Religion, obschon der Hegedanke immer derselbe bleibt. Man verzeihe mir, wenn ich in dieser Digression ein wenig zu ernst war, ich bin schon zu Anfang an meinem Schluß, ich glaube nicht an die Homöopathie als Universalmittel, glaube nicht an Preßfreiheit als ausschließlich einziges Mittel, zum Ziele zu kommen, glaube aber auch, daß das Entgegengesetzte allein seinen Zweck nicht erreicht, wenn überhaupt ein Zweck da ist, und bin dennoch fest überzeugt, daß es Mittel im Staate gibt, jedes System zu seinem Heile zu benutzen, ohne zugleich dem Extreme zu huldigen. Um jedoch deutlicher zu sein, sei es mir erlaubt, das eine Capitel der Preßgesetzgebung erst durch die Resultate etwas genauer zu beleuchten. Ich überlasse es dann Jedem, zu urtheilen, inwiefern dies oder jenes zu verbessern oder zu vermeiden sei. Ich behaupte nämlich, es lasse sich kein Uebel erfinden, daß sich nicht durch sich selbst wieder aufhebt. Es fragt sich überhaupt, ob die Preßfreiheit, die ganz freie, censurlose Presse in einem Staate nöthig, wo eine Volkstribune und ein öffentliches Gericht ist*)? Um

*) Ich will dami die freie Presse nicht angreifen. Im Gegentheil, ich bin nur gegen ihr vereinzeltes Existiren. Nur wird es sich fragen, wie soll die Censur beschaffen sein? Muß sie vom Staate getrennt sein? Dieses scheint bejaht werden zu müssen, sonst hat die Presse den Charakter der öffentlichen Meinung verloren. Wie aber ein Mittel finden, um eine Censur zu haben, die den griechischen Areopag ersetzt, eine Behörde, die der Staat selbst aus freier Hand über sich setzt, um in moralischer Hinsicht ihm rathsame Winke zu geben? Ist

dieſe Frage zu beantworten, muß man erſt unterſuchen, was die pariſer Tagespreſſe leiſtet, und um dies beurtheilen zu können, muß man eben dieſe Preſſe ein Jahr lang beſtändig leſen, um in ihr Inneres zu dringen.

Da die gute Preſſe, mit einigen Ausnahmen, ſehr ſchlecht iſt, ſo muß ich mit den weit beſſer redigirten Oppoſitionsblättern beginnen. Eine freie Preſſe muß vor Allem Grundſätze und ein in ſich klares Ziel haben. Ruhe muß mit dem Bewußtſein des Rechts verbunden ſein, und nichts Abgeſchmackteres, Elenderes gibt es, als wenn ein Blatt nur exiſtirt, um entweder Geld zu verdienen oder Skandal zu machen, oder, was noch ſchlimmer iſt, Skandal zu machen, damit es Abonnenten bekommt. Zu einem edlen volksthümlichen Zwecke gehört ſchon eine gediegene geſchichtliche und politiſche Bildung, und, was noch mehr, Erfahrung. Nun hat aber der Schwindel mit der Preſſe — denn daß unſere Preſſe, wie ſie iſt, ein Schwindel iſt, wird die Zukunft lehren — obſchon er ſich bereits legt, gar keinen Zweck, und war, moraliſch nicht viel beſſer, als die Charlatanerie jener unfehlbaren Quackſalber, die Lebenseſſenzen ausſchreien. Mit Ausnahme zweier oder dreier Blätter, die ich nennen werde, machen faſt alle Blätter Oppoſition, blos um Abonnenten zu erhaſchen. Ein ſolcher Journaliſt, ein Mouchard in ſeiner Art, ſpionirt Alles durch, um etwas gegen das Miniſterium oder die Regierung zu erfinden. Dieſer Geiſt, der alle republicaniſche, oppoſirende, miniſterielle oder legitimiſtiſche Blätter durchweht, widert an, wenn man nur das Blatt öffnet. Sprechen wir von der neueſten Zeit. Bugeaud hat einen Skandal gemacht. Nicht die Preſſe hat ihn aufgedeckt, ſondern das Gericht. Gleich darauf kommt Gisquet. Kaum kommt die Nachricht an, ſo lieſt man in jenen Blättern, Herr Gisquet ſei durch das Hinterpförtchen zum König geſchlüpft. Den andern Morgen widerlegt dies ein miniſterielles Journal, worauf die Oppoſition ſagt: jetzt iſt es erſt wahr. Die Oppoſition iſt gezwungen, die Widerlegung einzurücken, rückt ſie ein und fügt hinzu: jetzt iſt es gewiß wahr. Wahr aber oder nicht wahr, ſo ſoll das Ganze dienen, um den König moraliſch herabzuſetzen, und dies gelingt ihnen immer un peu. Jede Maßregel, ſie mag aus den edelſten Gefühlen entſprungen ſein, wird ſchlechterdings getadelt, blos um Oppoſition zu machen, das heißt, um Abonnenten zu haben, woraus erhellt, daß die Preſſe nur eine Speculation iſt, erſtens der Actionaire, und zweitens der Journaliſten, die an die Stellen der Beamten treten wollen. Gewiſſenloſeres gibt es nichts, als ſolche Subjecte, und dennoch ſchreiben ſie lange Artikel über das Materielle und Unmoraliſche unſerer Zeit, und kritiſiren die erſten Geiſter, je nach Belieben und Laune. Man denke nur recht über einen ſolchen Zuſtand des Heiligſten im Menſchen nach, wo Alles nach Geld abgerechnet wird, nach Caution und Actionairen, und man wird erſtaunen, daß noch kein Rechtsgelehrter weder in Frankreich noch in Deutſchland ſich ernſtlich mit dieſem ſo wichtigen Punkte beſchäftigte. Indeß wird ſich auch hier die Zeit helfen, und kühn kann man es wagen, zu behaupten, daß je ausgebreiteter die wahre Bildung der Völker, deſto mehr die Tagespreſſe zurücktreten wird, und in einem Jahrhundert vielleicht einige wenige Zeitungen ganz Europa befriedigen, politiſche Tagesdiscuſſionen entweder auf öffentlichen Tribunen, oder gar nicht Statt finden werden. Es mag mir jedoch erlaubt ſein, ins Einzelne der franzöſiſchen politiſchen Preſſe überzugehen. Ich nehme ſie gerade, wie ſie mir in die Hand kommt.

Zuerſt der „National.“ Dieſes Blatt hat Grundſätze. Die nordamericaniſche Republik iſt ſein Ideal; das Föderativſyſtem ſein Staat. Gäbe es eine Republik, ſo wäre der National das Organ eines Louvet, Barbaroux, Roland und überhaupt der Gironde. Es iſt dies ein neuer Beweis, wie wenig Notiz die Politik von der Geſchichte nimmt. Gerade ſo wie jene unglücklichen Girondiſten würden die Anhänger des National im Falle einer Revolution von den Anhängern der eingegangenen Tribune decimirt werden. Hinter Carrel ſtand Maraſt. Es iſt ein Glück für den National, daß Europa den Thron Louis Philipp's duldete, und daß Frankreich bis jetzt mit ihm zufrieden war. Eine ſchöne Täuſchung iſt auch ſchön, ja das Schönſte im Leben. Danton, als er das Blutgerüſt beſtieg, wünſchte ſich, mit Louis dem Sechzehnten geſtorben zu ſein. Wenn die Hoffnungen des materiellen Lebens getäuſcht werden, ſo iſt dies noch erträglich, wenn aber das Theuerſte im Menſchen, der Gedanke, der Grundſatz, dem man Alles geopfert, mit Einem Schlage von der Geſchichte geopfert wird, dann verliert man den Glauben an ſich und an die Welt. Der National meint es jedoch ernſt, ja er verſchmäht ſogar den Witz, ſeine Oppoſition iſt ſtark, aber immer männlich, nicht chikanirend, ſeine Bemerkungen über die Regierung treffend, und überhaupt zu beachten. Neulich weinte er bittere Thränen, als er erfuhr, die nord-

dies überhaupt möglich? Wahrlich, dieſe Aufgabe iſt eine der wichtigſten, und auf dieſe ſollten Akademien Preiſe ausſetzen.

Digitized by Google

americanische Regierung wolle eine Maßregel ergreifen, wonach jeder Europamüde ohne eine gewisse Summe Geldes nicht in das Land darf. Er schleuderte zuletzt Keule auf Keule, und drohte sogar, sich von seiner Geliebten zu trennen. Gleich darauf enthielt er einen sehr ernsten Artikel, indem er bewies, daß die Regierung nicht Einen talentvollen Journalisten besäße, der sie mit Kraft vertheidige; — Einige jedoch nahm er davon aus, den Minister selbst nämlich. — Eine sonderbare Opposition dies! Der National hat ungefähr 3500 Abonnenten und Ehrenmänner zu Redacteren.

Die „Gazette de France," — denn es gelüstet mich, zu ihr zu kommen, — ist eine Erscheinung in der französischen Tagespresse. Man denke sich ein Blatt, früher das Organ des Herrn von Villele und Rathgeber der Ordonnanzen vom 26. Juli 1830, ein legitimistisches, von lauter Geistlichen redigirtes Blatt, das offen und frei sich für eine Republik erklärt. Ist dies nicht unerhört? Man kann kühn behaupten, das dies das Non plus ultra des Jesuitismus ist. Man lese nur die Uebersetzung des Herrn von Genoude, des Redacteurs, die er von der Bibel und den Evangelien herausgab, und die Artikel in der Gazette, und man staunt und lacht zugleich. Immer citirt sie die Artikel des Bonsens, National, Siecle, Charivari, Courrier français, Journal général, kurz aller republicanischen oder halbrepublicanischen Journale, gibt ihnen Recht, triumphirt über ihre Siege, und schleudert die Calotte in die Höhe statt des Jakobinerkäppchens. Dabei ist ihre Sprache elegant und coneis, kurzgeschürzt und mit sehr vielem Geiste redigirt. Wahrlich, liest man diese Zeitung, die hinsichtlich der Nachrichten die vollkommenste ist, so sieht man genau, daß dem Jesuitismus gar kein Mittel weder zu heilig noch zu profan ist, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Sie, die Europe, la France und Quotidienne nennen immer den König schlechtweg Louis Philipp, die Königin Marie Amélie, den Herzog von Orleans Duc de Chartres u. s. w. Man denke sich die Frechheit, den König nicht einmal de facto anzuerkennen. Wenn dies der Herzog von Modena thut, so muß man bemerken, daß die Voce della verità, die in Modena erscheint, eben so wie das Diario di Roma, das officielle Blatt des Papstes, die Nummer vom 6. September der Gazetta di Milano übersprungen haben, worin die Amnestie des Kaisers von Oesterreich stand; wenn aber Blätter in Paris, die sich für Organe der Geschichte und der Ordnung ausgeben, so dem Gesetze und der Ordnung Hohn sprechen, so empört man sich über diese literarische Frechheit. Das System der Gazette de France ist das des Marinelli in Emilia Galotti: „Waaren, die man nicht aus der ersten Hand erhalten kann, muß man aus der zweiten nehmen, man erhält sie um desto wohlfeiler!" Sie will durch eine Republik zu einer neuen Restauration schreiten. Der Himmel möge uns vor ihr und ihrem System bewahren; aber die Gazette de France hat 5000 Abonnenten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guido und Ginevra auf der leipziger Bühne.

Am 20. Februar hatten wir die erste Darstellung dieser Oper, deren glänzendes Schaugepränge fortdauernd einen großen Zulauf erregen wird. Halévy gehört zu den speculativen Talenten, deren Verstandesraffinement die abgefeimtesten Effecte erzielt und sicher erfifft. Meyerbeer und Halévy sind in der jetzigen Musik die bedeutendsten Banquiers und Stockjobbers, nicht weil sie mit ihrer Musik viel Geld machen, sondern weil sie mit dem vorhandenen Vorrathe an musikalischen Möglichkeiten die klügsten Speculationen machen. Oft gränzen ihre Unternehmungen an Schwindeleien, allein dennoch gehen sie sichee, zumal in Paris. Meyerbeer ist als Musiker gegen Halévy offenbar der bedeutendere, allein im Raffinement und als Speculant steht dieser jenem kaum nach. Zukünftige Geschlechter werden über diesen Wettstreit nicht zu Gericht sitzen, denn Halévy's Musik ist vergängliche Modewaare. Daß viel Geisteskraft, viel Talent dazu gehört, um in der Mode erlaubt zu sein, kann ja trotz dieser Behauptung jederzeit eingeräumt werden. Mit Scribe Arm in Arm, der sich eine goldene Schreibfeder in sein Wappen setzen ließ, fordern diese Beiden ihr Jahrhundert in die Schranken; weshalb sollten sie auf trügliche Unsterblichkeit pränumeriren? — Halévy's neue Oper ist noch möglichst mehr vom Wuchergeist des Effectuirens erzeugt, als die „Jüdin" und die „Hugenotten." Boyeldieu und Auber hatten die Nationalpoesien, die reizenden Volksmelodien für die Oper verbraucht, und „die weiße Dame" und „die Stumme" wird man so lange feiern, als man die Volksweisen der Schotten und Neapolitaner hört und liebt. Meyerbeer und Halévy haben es unternommen, nicht die Poesie der Völker, sondern ihre Religionen für die Oper auszubeuten. Jene Beiden leitete ganz harmlos ihr Talent zu ihrer Richtung, in diesen Beiden wuchert ein famoser Speculationsgeist, obschon sie als Talente gegen die Festgenannten keineswegs zurückstehen. Während der alte Geist des kirchlichen Mittelalters, der in unsern Tagen wieder erwachen zu wollen schien, vom modernen Staate niedergehalten wird, pflücken zwei musikalische Köpfe dem Katholicismus die Blüthe ab, stehlen die alten Kirchenmelodien, deren Zauber unverwüstlich bleibe, instrumentiren sie piquant und bringen die Messe auf die Bühne. Nachdem die neuere italienische Kirchenmusik schon

weltlich und frivol genug gewoben, nachdem man die musikalischen Coquetterien der Oper schon längst in der modernen Messe heimisch gemacht, mithin das Theater bereits in die Kirche gebracht hat, bringt man nun umgekehrt die Kirche auf die Bretter. In „Robert dem Teufel" hatte die Opernmusik schon mancherlei offenen Kirchenraub begangen, die Orgel machte im entscheidenden Moment ihre magische Wirkung. In den „Hugenotten" hatte der Componist die Musik des simplen Lutherthums benutzt, und die hohe und würdevolle Einfalt ihrer Choralweisen gegen den leidenschaftlich verworrenen Lärm der katholischen Messe mit vielem Glück contrastirt. In der „Jüdin" stellte Halévy den Schrei des Judenthums den Barbareien der christlichen Romantik des Mittelalters gegenüber; es sollte die Stimme der Menschenrechte werden, die hier musikalisch laut wurde, aber es wurde der Groll des Juden daraus, und der dumpfe, qualmige Ton des Serpents, der durch die ganze Oper lauft, ist, dünkt mich, charakteristisch genug. Es kam nun für den speculativen Levy, der sich Halévy, eigentlich H. Levy, nennt, darauf an, den Katholicismus auf ganz neue Weise, wie man es nennt, auszubeuten, den Zauber seiner Romantik neu zu benutzen, die Messe in neue weltliche Contraste zu bringen, und die Effecte des Helldunkels, in welches der Weihrauch den heiligen Dienst versetzt, auch für die Branche des Decorationsmalers und des Bühnenarchitekten ergiebig zu machen. Dies ist nun in der „Pest zu Florenz" wirklich glänzend erreicht. Gleich in der Introduction liegen florentinische Landleute vor der Benedeien auf den Knien, und es müßte schon ein Stümper sein, der die Poesie des katholischen Marienkultus durch ungeschickte musikalische Behandlung ganz zerstören könnte, besonders aber ist der dritte Act der Culminationspunct piquanter Romantik, nur daß hier die Musik hinter dem Stoff weit zurücksteht, und die Töne doch nicht so neu und in Wagnissen keck sein können, als das Raffinement des Decorateurs. Scribe ist dieser Decorateur, die Virtuosität im Erfinden forcirter Operneffecte hat sich hier selbst übertroffen, wie man in der Sprache der Theaterkritik zu sagen beliebt. Ginevra ist als scheinbar todt, scheinbar von der Pest inficirt, im Gradgewölbe beigesetzt. Unten ruht sie in der Halle, oben — die Bühne ist halbirt — wird der katholische Todtendienst in der Capelle gefeiert, der Vater selbst, auch ihr Mörder, der ganze Hof, knieen über der Gruft, und das musikalische Ceremoniel der Kirche wirkt mit den Schauern der Nacht auf das Ergreifendste. Der Dienst ist zu Ende, die Töne der Chorknaben verhallen, da tritt der Geliebte Ginevra's, der junge Bildhauer, auf; er steigt in die Gruft, und seine Wehklage wird als Tenor laut. Der alte Küster treibt ihn endlich mit Mühe fort, auch er verschwindet, abermals Todtenstille. Plötzlich erwacht Ginevra, ihr Tod war nur Betäubung, die Wirkung des Giftes ist zu Ende. Sie glaubt sich auf ihrem Lager, sie wähnt, von ihrem Tode geträumt zu haben, bis die Schrecken der Wirklichkeit sie erfassen, und sie ohnmächtig neben ihrer Bahre zurücksinkt. (Eine Situation, zu der allerdings das Spiel einer Schröder-Devrient gehört.) Jetzt wieder Stille; da steigen die Banditen oben mit Blendlaternen durch die Fenster der Capelle; ihr Anführer hat Ginevra vergiftet, jetzt will er auch noch die Leiche bestehlen. Von fern klingt die Hora frommer Schwestern, hier im Heiligthume des Tempels murmelt die frevelhafte Habgier ihre wilden Töne; man begreift, daß diese musikalischen Contraste wirken müssen, selbst wenn die Musik, als solche, nicht von Belang ist. Sie steigen hinunter in die Gruft: da erhebt sich Ginevra, die Räuber sinken wie vor einem Geiste zusammen. Sie schreitet durch und ist gerettet. Man kann sich nichts Piquanteres denken! Allein im Verlauf hetzt der gute Scribe die Romantik seiner Einfälle zu Tode, d. h. er überschreitet die Grenzlinie zwischen dem Schauerlichen und dem Lächerlichen. Im vierten Act ertönt das Zechgelag des Herzogs von Ferrara, dem Ginevra vermählt war. (Becherklang und buhlerische Lust hat Meyerbeer schon besser in Noten gesetzt, als es von Halévy hier geschieht.) Mitten im Gewirr der rauschenden Lustbarkeit ertönt draußen eine Stimme, die Einlaß begehrt. Man eile ans Fenster: ein Geist! Ginevra, die Todte! Raserei ergreift den halbtrunkenen Herzog, er schießt nach der Erscheinung, und ein Schrei macht uns glauben, die Kugel habe sie durchbohrt. Allein später tritt sie wieder auf, Obdach suchend, nackt und bleich, aber ohne Schußwunde. Ihr Schrei war also blinder Lärm, und wir schöpfen zu dem Glauben Muth, daß es bei der ganzen Oper vor allen Dingen auf blinden Lärm ankommt.

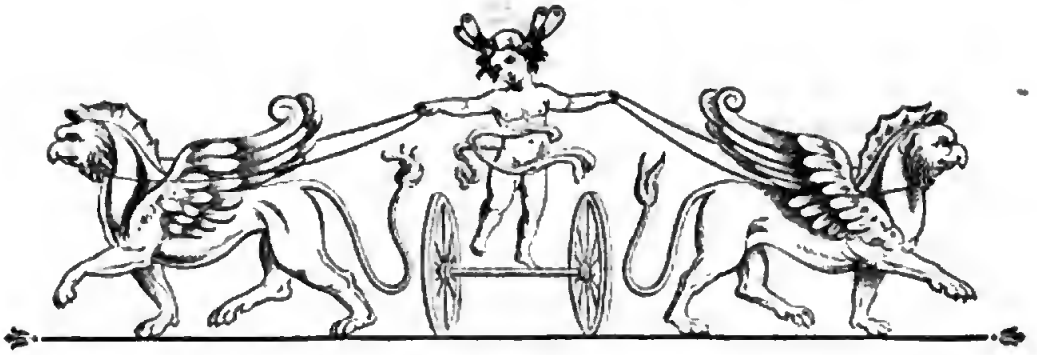
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Taschenbuch der neuesten Geschichte.]

Die neueste Fortsetzung des Münch'schen Taschenbuchs (Karlsruhe, Müller) ist von Dr. Gustav Bacherer; dagegen nennt Münch in der Vorrede den Kottenkamp'schen Supplementband zu seiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" ein für sich bestehendes Werk, weist es ab als angebliche Fortsetzung seiner Darstellung, und verspricht, diese selbst zu liefern. Dr. Bacherer, als Fortsetzer des Taschenbuchs, liefert die Geschichte des J. 1836 zu Ende. Er gibt die Materialien ziemlich umfassend und sachreich. Der Abschnitt „Literatur" ist dürftig gehalten, und doch kam es hier darauf an, die Seele der Zeit zu bezeichnen, da das „Leben Jesu" von Strauß in dies Capitel fällt. Was der Verf. vom Zusammenhange dieses großartigen Werkes mit der Hegel'schen Philosophie sagt, ist ohnedies schief und falsch. Die ältere Hegel'sche Schule hat die Strauß'schen Resultate widerlegt (siehe die Recension in den berliner Jahrbüchern); nur ein jüngerer Zeitgeist fühlt lebendige Sympathien mit der Strauß'schen Forschung. Auf diese Strömungen des Geistes einzugehen, wäre allerdings die Aufgabe des Historikers, der sich nicht blos um den Leib, sondern um die Seele unserer Zeit kümmert.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 41. — den 26. Februar 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geist der französischen Tagespresse.

(Fortsetzung.)

Das „Journal des Débats" ist unstreitig das gelesenste und bedeutendste Blatt Frankreichs, nicht etwa wegen seines innern Werthes, obschon auch diese den ersten Rang einnimmt, sondern seines äußern. Es ist das halboffizielle Journal der Regierung — ein Wort, das ich eigentlich nicht recht verstehe — und die einzige Zielscheibe der ganzen Opposition. Wahr ist's, es ist ein tapferer Recke, und kaum getroffen, erhebt es sich aufs neue, aber gerade, weil es eher für seinen Ruhm, als für seine Ueberzeugung kämpft, erntet es dadurch wenige Ehre, und verläßt immer mit der Miene eines Besiegten den Kampfplatz. Dieses Journal hat keinen Grundsatz. So oft das Ministerium wechselt, wechselt es auch, und seine Artikel widersprechen sich oft selbst. Dies geschieht auch zuweilen aus Absicht. Manchmal macht es Miene, einen Seitensprung zu thun, es benutzt dann die Freiheit der Presse, wie es sagt, um auch einmal dem Auslande gegenüber seine Meinung à lui zu behaupten, aber dies ist denn doch nur Spiel, und man weiß, woran man sich zu halten hat. Die Redacteuren des Jouenal des Débats, welche die dictirten Artikel zustutzen, werden übrigens reichlich besoldet. Jules Janin, der liebenswürdige poetische Feuilletonist, hat diesem Blatte eben so wie Geoffroy ehemals eine besondere artistische Bedeutung gegeben. Er hat neulich das Glück gehabt, einen Palazzo zu gewinnen. No. 72 u. 75 hieß es überall, und die spitzfindige Opposition, die alles auf hundert Meilen weit ausspionirt, glaubte ihm aufs Wort. Sie wußte nicht, daß ein Mann wie Jules Janin nie ein Schloß gewinnt, sonst müßte er selbst an seinem Talente verzweifeln. Es heißt mit einiger Gewißheit, der König habe ihm dies Schloß aus besonderer Freundschaft und Großmuth gekauft, da er so schön über Italien schwärmte. Und die Opposition witterte dies nicht. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas trouvé cela! Die Artikel der Débats sind meistentheils von Salvandy, Loewe-Weimar, Janin, Bertin de Baux und Soullé, ohne die dictirten. Ferner liefert dies Journal oft Aufsätze über Industrie und Handel, die mit vieler Sachkenntniß geschrieben sind. Das Jouenal des Débats hat ungefähr 9500 Abonnenten. In neuerer Zeit erlaubt es sich Ausfälle gegen Rußland, indem es sich auf die Freiheit der Presse stützt. Dafür aber straft es das Journal de Francfort meistentheils Lügen. Es wäre leicht möglich, daß das Journal des Débats in Oesterreich und Rußland verboten wird, wenn es oft in diesem Tone spricht. Es ist den Interessen Englands gegen Rußland verkauft, während die „Presse", ein anderes ministerielles Jouenal, die Interessen Rußlands vertheidigt.

Der „Moniteur Parisien" ist ein kleines anspruchsloses Journalchen, mit einem ganz offiziellen Charakter. Es hat, wie die magere Kuh Pharao's, die Charte von 1830 verschlungen, und dennoch sieht man es ihm nicht an. Dieses Blatt enthält selten politische Artikel, höch-

Digitized by Google

stens Rectificationen, Berichtigungen, ist aber doch ein gutes Blatt zu nennen. Es ist der Repräsentant der Bourgeoisie und der alten Weiber. Es wird in Paris keiner zu einem Coeur gemacht, ohne daß es der Moniteur Parisien erzählt, alles Geklatsch, jede Anekdote, die aufgetischt werden kann, bringt er frisch auf einem kleinen Servirteller. Er genirt sich durchaus nicht. Hier bringt er eine telegraphische Depesche und gleich daneben spricht er von einer affaire inodore, wie er sie nennt. Gewöhnlich bringt er seine Nachrichten zwei Mal; wahrscheinlich weil seine Abonnenten ein schlechtes Gedächtniß haben. Seine Redactoren sind unbekannt, — ich will sagen unbedeutend, und seine Feuilletons, wenn nicht abgedruckt, höchst einfach und anspruchslos. Die Zahl seiner Abonnenten ist unbekannt, obschon nicht unberechenbar.

Der „Constitutionnel" ist von Allen das poetischste Blatt, es lebt nämlich von Erinnerungen. In den schönen Zeiten der deux cent vingt un hatte der Constitutionnel 10, bis 17,000 Abonnenten, jetzt hat er nur noch 6000. Auch kündigen ihn die Journale, die immer noch auf seinen Gewinn eifersüchtig sind, beständig in der rue .... où l'on se désabonne, an. Der Constitutionnel ist das Journal des épiciers, auf deutsch der Philister, er verschmäht jeden Witz, den die Franzosen jeu d'esprit nennen, rückt selten seine Mütze auf die Seite, um opponirende Bemerkungen zu machen, und mußte dennoch sich den Anschein eines Oppositionsblattes geben, um seine Abonnenten nicht alle zu verlieren; denn da er 15 Jahre hindurch beständig auf einen Zustand, wie die Julirevolution ihn herbeigeführt, hinarbeitete, so hätte er billigerweise nach dieser Revolution zu erscheinen aufhören sollen, sein Zweck war erreicht und seine Zeit aus. Das Publicum wird der Hymnen bald überdrüssig, die Pariserinne hatte schon so Manchem einen heisern Hals zugezogen; folglich fand man den Constitutionnel ganz überflüssig. Deswegen kamen seine Actionnaire zusammen und erklärten, sie wollten ihr System ändern, man müsse immer Opposition machen, obschon Herr Thiers eine Actie habe, und so erlaubt sich dieses Blatt, die Regierung zu tadeln, nicht etwa um ihr seinen Rath zu geben; im Gegentheil, es stimmt vollkommen mit ihr überein, aber — der Abonnenten wegen. — In neuester Zeit gibt dieses Blatt Novellen von Scribe und Balzac, auch liefert ihm das Pgnoeama de l'Allemagne seine Artikel, ehe sie noch dort ausgegeben werden. Ueberhaupt aber ist der literarische Theil dieses Blattes weit interessanter als der politische. Inzwischen fängt die französische Presse an, die Faeta statt der Raisonnements zu lieben, und es wird nicht mehr lange dauern, so wird sie wie bei uns fast aus lauter Correspondenzen bestehen.

Zwischen den Débats und dem National kommt zuerst der Constitutionnel, dann der Temps, Messager und Commerce und dann der Courrier français. Ein sonderbares Schicksal erlitt der Temps. Er wollte dem Ministerium beistehen und einen halboffiziellen Charakter annehmen, merkte aber bald, daß er nach und nach von 4000 Abonnenten 2000 verloren hatte. Von dem großen Format kam man ohnedies bald zurück. Was that aber der Temps? Er ging wieder zur Opposition über, und zwar um zwei Schritt weiter als der Constitutionnel, nicht etwa um die bedrohte Freiheit zu vertheidigen, sondern um den Abonnenten zu gefallen. Le bon homme! Seine literarischen Feuilletons jedoch sind vortrefflich redigirt, auch wird er fast von allen Gelehrten gehalten, er und der Constitutionnel, la feuille des épiciers. Jetzt soll er wieder um 1000 zugenommen haben.

Der „Courrier français" ist der Vorposten des National und die verlorene Schildwache der constitutionellen Verfassung. Der National meint es gewiß redlich, aber er verschmäht es doch nicht, für Geld seinem Gegner einen Hieb zu geben. Dies thut der Courier nicht. Auch ist er das ärmste, folglich das redlichste Journal. Er meint es ernst mit der Regierung und der Nation, er will das Königthum mit republicanischen Institutionen und vertheidigt diese seine Grundsätze mit Talent, ohne etwas dabei zu verdienen. Er hat gerade so viel Abonnenten, um seine Kosten zu decken, folglich arbeiten seine meisten Redactoren fast umsonst, ja ich kenne einen Redacteur dieses Blattes, der während sechs Monate nur 300 Fr. erhielt und diese nicht einmal annehmen wollte. C'est le journal honnête-homme!

Das Journal „la Presse" ist ministeriell, aber nur ½ oder auch ¼. Dieses Journal, vortrefflich redigirt, ja besser als das Journal des Débats, dem es an Einheit fehlt, und das oft heute widerruft, was es gestern behauptete, gibt vor, es würde öfter Opposition machen, das heißt dem Ministerium die Wahrheit sagen, wenn nicht die Opposition gleich schreien würde: Sehet, das Ministerium selbst lebt in Uneinigkeit! Dennoch sagt das Blatt manchmal derb seine Meinung, und sehr oft spöttelt es über die beiden ministeriellen Journale la Revue de Paris und le Jouenal des Débats. Letzteres ist im Interesse Englands und schreibt gegen Rußland

Digitized by Google

während die „Presse" Rußland vertheidigt und England manchmal einen Hieb gibt. Sonderbar jedoch ist es, daß die meisten Journale, die das Ministerium quandmême vertheidigen, immer ihre Abonnenten verlieren. Indeß hat die Presse immer ihre 10,000. Ihr Feuilleton jedoch ist manchmal, wenn auch nicht classischer, doch piquanter und gelehrter als das der Débats. Jenes Journal hat für jeden Tag einen andern Redacteur für den leitenden Artikel, Jules Janin liefert nur am Sonntage sein Feuilleton, und geht dann die ganze Woche spazieren, wenn er will, bei der „Presse" ist dies nicht so. Cassagnac, ein tüchtiger Kritiker, nur zu starker Anhänger Victor Hugo's, liefert oft zwei bis drei Feuilletons die Woche, die politischen Artikel sind meistentheils nur von zwei Redacteuren, deswegen ist mehr Einheit darin. Sehr oft freilich liegen sich Cassagnac und Janin in den Haaren, da letzterer einen gewissen classischen Ton affectirt, und ersterer, obschon von Adel, wie er es neulich erst selbst bewies, alles Classische wie die Pest haßt, und mit vieler Gelehrsamkeit beweist, daß erstens die Kritiker, die für die Classiker sind, sie gar nicht gelesen haben, eben so wenig wie die Katholiken das Evangelium, und daß die Classiker selbst, lebten sie heute, durchaus nicht so schreiben würden, wie sie damals geschrieben.

Der „Nouvelliste" ist ein kleines Journal ohne Farbe und ohne Stellung, jedoch macht er Opposition, wahrscheinlich weil er nichts Anderes zu machen weiß.

„Le Siècle" nimmt die Stelle nach dem Courier ein. Dies Blatt hat 10,000 Abonnenten, und sehr schlechte politische, aber heftige Artikel. Seine Feuilletons sind gut; sonderbar, es ist so weit gekommen, daß ein gutes Feuilleton das Blatt hebt. Dies kommt daher, weil die Franzosen in politischer Hinsicht abgenutzt sind, und keine Namen, wie Benjamin Constant, Foy, Bacante, Thiers, Mignet, Cordière, Manuel, Chateaubriand, mehr unter den Journalisten zählen. Les temps des Journaux ont passé.

Bekanntlich wurde das „Journal de Paris" in der Absicht gegründet, um die ganze Presse zu drücken. Man kündigte es à 40 Francs jährlich an, und dachte, die Annoncen würden die Kosten decken. Es ist aber in Frankreich wie in Deutschland mit den Annoncen, die schlechtesten Journale haben die meisten, blos, weil man daran gewöhnt ist, ein neues Jouenal aber wird nie durch die Annoncen gehoben werden. Zudem wollte Herr Fonfrède, ein Mann von entschiedenem Talent und uneigennützigem Charakter, einen Coup d'état mit diesem Journale vorbereiten, er opponirte der Kammer und sprach ihr ihre Rechte ab, mußte jedoch bald den Rückweg einschlagen. Die Regierung durfte diesen Grundsatz nicht in Schutz nehmen, weil es ein Verbrechen an der Charte ist, und hätte sie es auch gethan, es hätte ihr nichts gefruchtet. Ein solches Fuchteln nutzt nie der Sache selbst. Hier muß die Zeit wirken, und es ist nicht zu verkennen, daß sie dem Repräsentativsystem, so wie es jetzt ist, nicht günstig ist, weil immer nur Worte die Thaten ersetzen, und weil andererseits die Repräsentation ohne Revolution nichts durchführen kann, wenn die Regierung nicht damit einverstanden ist. Dennoch ist es eine überspannte Utopie, behaupten zu wollen, einer Kammer gehöre nur eine consultative, aber keine deliberative Stimme. Zum Rathgeber braucht die Regierung keine Kammer, und diese wieder wird zum zweiten Male sich wohl hüten, einen Rath zu geben, wenn der erste nicht beachtet wurde. Kurz, das Journal de Paris hatte im Juli 1838 813 Abonnenten; jetzt hat es Thiers an sich gekauft, die Redaction tritt kühner auf, aber im constitutionnellen Sinne, die politischen Lügen reichen sich einander die Hand, aber das Journal wird interessant und — die Abonnenten nehmen zu. Was will die Presse mehr? Unterdessen ist es wieder von 40 auf 60 Franken im Preise gestiegen und hat das Format etwas verkleinert. (D. B. f.)

Guido und Ginevra auf der leipziger Bühne.

(Beschluß.)

Eine nähere Kritik dieser Musik hätte sich auf das mindere oder mehr Geschickte der Instrumentirung einzulassen, was die Leser an diesem Orte nicht erwarten. Nur glauben wir die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß Meyerbeer es geschickter zu machen weiß, weil er klüger combinirt, seiner benutzt, sicherer contrastirt. Ob seine Musik schöner sei, liegt hier schon außer dem Bereich der Fragen. Schönheit, eigentliche Poesie der Musik, jene Charakterschilderung in Tönen, jene Seelenmalerei, wie sie die Mozart'sche Oper gibt, ist hier gar nicht zu suchen, diese Musik will dies auch eigentlich nicht, oder sie sucht ihre Poesie in frappanten Ueberraschungen, in seiltänzerischen Wagnissen, in gräuelvoller Aufregung fanatischer Leidenschaft, während Mozart, wie jeder ächte dichterische Genius, die Leidenschaft, deren Gewalten er allerdings aus Himmel und Hölle entriegelt, zugleich bannt, zugleich idealisirt und so jene wonnevollen Zauber hervorruft, die als wunderbare Verklärung wirken. Was Victor Hugo von Shakspeare scheidet, scheidet auch Meyerbeer'sche Musik von Mozart'scher.

Die Aufführung in Leipzig ist in der That glänzend. Die Künste der Decorirung und des Costüms hatten sich

Digitized by Google

vereinigt, um sich historisch interessant und ästhetisch geschmackvoll zu zeigen. Im zweiten Acte erschöpft der Balletmeister Jerwitz seine in der That glückliche und erfindungsreiche Phantasie. Die Gesangsleistungen lassen sich kurz andeuten. Hr. Pögner, anerkannt eine Hauptstütze unserer Oper, singt den Cosmo, Dem. Schiegel die Ginevra, Hr. Schmidt, unser trefflicher Tenor, den Guido. Schmidt's declamatorischer Vortrag im Recitativ ist eben so correct als sein seelenvoller Ausdruck in der Arie, besonders im Adagio. Von Dem. Schlegel kann man sagen, daß sie schöne Laute von sich gibt; so lange aber zum eigentlichen Singen noch etwas anderes gehört, nämlich geistiges Verständniß, Charakteristik des Inhalts, so lange ist sie bei aller Schönheit ihrer Stimme noch keine Sängerin. Hr. Richter hat seit lange durchaus nichts zuleemen wollen, so oft er auch schon den Don Juan gespielt hat; er producirte als Herzog von Ferrara eine rohe Wüstheit in Spiel und Vortrag, so daß lauter Unwille dem Ausbruche nahe war.

Notizen.

[Der Freiherr v. Sandau.]

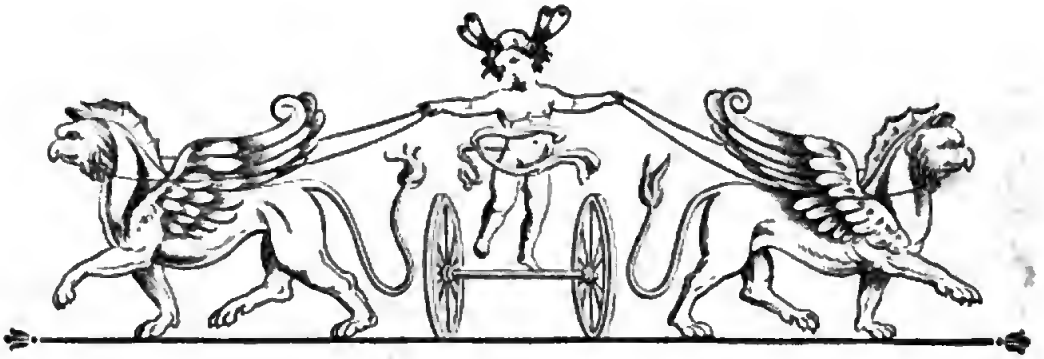
„Diese Geschichte unserer Tage," wie Dr. Bretschneider sein Buch über die gemischte Ehe und die kirchlichen Zwiespalte der Zeit nennt (Halle, Schwetschke u. Sohn), findet eben so viele Leser wie vor mehreren Jahren sein „Heinrich und Antonio." Poetische Elemente sind in dieser Erzählung nicht zu suchen, eben so wenig in den Aeußerungen Aufregendes, Fesselndes, oder Entscheidendes; der Verf. sucht ein verständiges Uebereinkommen für diejenige Bildung, die aus beiden kirchlichen Parteien das angeblich Wesentliche, das Christliche, herauszusuchen oder vorauszusetzen weiß. Es ist ein Ausgleich, zu dem es der Indifferentismus eben so leicht bringt. Auch hat man es bereits dem Verf. vorgeworfen, daß er es sich mit seinen Gegnern, den Vertretern des Katholicismus, zu bequem macht. Pater Cyrian, der Baron, der Kanonikus, sind durchaus keine unwahren Gestalten, aber Dutzendmenschen, von der katholischen Kirche selbst als schwache Vertreter ihrer Ansichten in die Masse gestellt. Man lasse Vorkämpfer auftreten, Heiden, streite mit großen Feinden, die über das ganze Arsenal geistiger Waffen verfügen! Natürlich wird über Görres' Athanasius viel hin und wider gesprochen. Besonders dreht sich im 9. Cap. das Tischgespräch um diesen Riesen. Der Baron preist ihn emphatisch, der Major sucht etwas doshaft zu sein und citirt aus Görres' früheren Schriften einige revolutionäre Wendungen. Hierbei wird dem gutkatholischen München mit seinen fleischlichen Sünden arg mitgespielt und der Pater sieht sich genöthigt, diese ganz harmlosen Auswüchse naturgütiger Vollblütigkeit auf die Aufklärerei des „allzu guten" Königs Max zu schieben. Als die protestantische Partei die Nöthigung hervorhebe, alle Bullen und Breves dem Placet der Staatsgewalt zu unterwerfen, läßt der Pater die Aeußerung fallen, der katholische Klerus sehe auch in der deutschen Bundesacte keine Verbindlichkeit. Zum Durchbruch, zur Feststellung einer vollen Lebensanschauung, zur tieferen Dialektik der innern Glaubenssätze, kommt es jedoch nicht. Im 11. Cap. streiten sich zwei Katholiken, ein wohlgenährter Kanonikus und ein hagerer Doctor der Rechte, über die gemischten Ehen. Jener behauptet, die katholische Kirche habe sie stets verworfen; dieser weist nach, daß selbst Papst Benedict XIV. erklärt hat, die früheren päpstlichen Decrete über diesen Punct seien blos particulär und stimmten nicht überein, während man die mildere Praxis, die zum Gewohnheitsrecht geworden, vom römischen Hofe selbst geduldet und als Disciplinarsache angesehen. Daß die schließlich hier im Buche vollzogene gemischte Ehe nur auf Grund und Boden jener Bildung, die sich zum Indifferentismus gegen Kirchenthum und äußern Gottesdienst neigt, als Versöhnungsact möglich, haben wir oben schon angedeutet.

[Das Album der Neuen musikalischen Zeitung.]

Während Robert Schumann noch immer in Wien verweilt, vielleicht in der Absicht, seiner Zeitung einen freieren Zugang in Oesterreich zu eröffnen, erscheint das glänzend ausgestattete Album, als Beigabe zum Journal gehörig und durch seinen werthvollen Inhalt auch als einzelne Erscheinung in der musikalischen Welt empfehlenswerth. Es enthält 18 Tonstücke. 12 für Gesang, 6 für Pianoforte. Mendelssohn's Waldschloß und Pagenlied, ein Lied von Spohr, Moscheles' Präludium und Fuge, Hensel's neue Phantasie und Impromptu und Schumann's Intermezzo, haben wir unsern Lesern schon frühee vorgeführt; wir geben jetzt auf den andern Inhalt des Albums einen kurzen Fingerzeig. Von L. Berger finden wir eine Composition von Mosen's schöner Ballade Andreas Hofer, vierstimmig ohne Begleitung oder für eine Stimme mit Begleitung. Das Geolcht gehört zu denen, die nach unserem Gefühl durch Musik von tragisch epigrammatischer Wirkung verlieren; am vortheilhaftesten macht sich Berger's Composition vielleicht vierstimmig genommen. — Von Pauline Garcia, der jungen sprach- und tongewandten Künstlerin, eine Composition von Uhland's Capelle, — schwer auszuführen und unbequem, eigenthümlich, aber wenig melodiös, bis auf die Jodeltakte, die allerdings melodiös, aber nicht eigenthümlich sind. — Von Josephine Lang, einer neuen Nummer in der musikalischen Welt, eine Composition von Heine's Traumbild, die auch melodiöser sein konnte, obschon sie recht hübsch ist. Von Johanna Mathieux: ein Trinklied für Tenor und Chor. Soll die Emancipation der Frauen sich auch bis auf den Becherklang ausdehnen? Es gehört für eine Frauenseele Muth dazu, ein Trinklied zu erdenken, ohne die Besorgniß zu hegen, unschön zu werden. Um dieses Muthes willen kann man bei der Composition Gnade voe Recht ergehen lassen. Wollen die Weiber im Ernst anfangen, Trinklieder zu componiren? Dieser Anfang wenigstens ist nicht eben glänzend. — Von Oswald Lenz: Mignon's Lied mit Guitarre, — scheint Talent zu verrathen, obschon die Composition nicht gelungen ist. — Auch Leopold Schefer hat die Composition eines Goethe'schen Liedes, die Generalbeichte, zum Album beigesteuert. Schefer hat bekanntlich in Wien unter Salieri Musik studirt. Unter den sonstigen Beiträgen machen wir noch auf drei Tänze von Stephan Heller aufmerksam.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 42. — den 28. Februar 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schweizersagen.

Von H. Maeggraff.

I. Der letzte Rothenfluh.

Wer liegt erschlagen dort auf dem blut'gen Grund?
Wer steht dabei? Ein Ritter mit Roß und Hund.
Den Hirsch zu jagen tief in des Waldes Graus
Mit Schwert und Lanze zogen die Brüder aus.

Herr Rudolf, speich! Was hat Dich so schlimm bewegt,
Daß Du solch' edles ritterlich Wild erlegt,
Den Ulrich, Deinen Bruder? Was that er Dir,
Daß er erschlagen liegt an dem Boden hier?

Weil um der Jungfrau Liebe er Dich betrog,
Dein mörd'risch Eisen ihm in den Busen flog!
Drin sitzt es fest, doch fester der Reue Schwert,
Das Du, Herr Rudolf, wider Dich selbst gekehret.

Der Ritter an die Leiche den Fuß jetzt stemmt
Und zieht heraus den Spieß, der da eingeklemmt,
Wo sonst ein Herz so munter und edel schlug —
Herr Rudolf deckt mit Erde den Leichnam klug.

Herr Rudolf schwankt hinunter zum Bergesquell,
Der in der Tiefe sprudelt so frisch und hell.
Der letzte Sprößling alten berühmten Stamms
Wäscht sich des Bruders Blut von dem Ritterwamms.

Du thör'ger Mann, wie ist so verwirrt Dein Blick!
Du wendest Fuß und Auge zur Gruft zurück?
Was starrst Du so? — Hilf Himmel! — O Angst und Graus.
Das Grab, das Grab! es warf ja die Leiche aus.

Der todte Ulrich hat sich der Gruft entrafft,
Sein Auge stiert, die blutende Wunde klafft.
Herr Rudolf ächzend wieder dem Bruder stieß
Durch Brust und Herz gewaltig den blanken Spieß.

Er wühlt den Grund auf, senkt in die dunkle Gruft
Den Bruder ein. „Da lieg' in der schwarzen Kluft! —
Du todter Ulrich! nimmer kommst Du heraus!"
Er sagt's, er lacht und wühlt sich im Haar vor Graus.

Welch' Gaukelspiel! — Je mehr er die Erde häuft,
Je mehr vom Wamms ihm schäumendes Blut entträuft.
Die Fleck' am Jagdrock, die er am Quell so nah
Gewaschen hat, verdoppelt sind wieder da.

Herr Rudolf schwankt hinunter zum Bergesquell,
Der in der Tiefe sprudelt so frisch und hell.
Der letzte Sprößling alten berühmten Stamms
Wäscht sich des Bruders Blut von dem Ritterwamms.

Er wäscht und wäscht — wie wird doch das Kleid so rein,
Der bunte Jagdrock, alle die Spitzen fein!
Herr Rudolf, blank gewaschen, kehr' nun zum Schloß! —
Es bellt der Hund, es wiehert Dein treues Roß!

Oh nicht, oh nicht! — wie ist so verwirrt sein Blick!
Es hält ihn fest, er eilt zu der Gruft zurück.
„Acht Schuhe tief! wie kommt da ein Mann heraus?"
Er denkt's, er lacht und wühlt sich im Haar vor Graus.

Doch wie? Entsetzen! — Ist das nicht Ulrich dort?
Fürwahr! er stieß von Neuem die Erde fort!
Zwei Wunden bluten! — Ballt er die Faust nicht gar?
Dem Rudolf sträubt vor Angst sich und Furcht das Haar.

Digitized by Google

Welt weg, weit ab! — Was fliehst Du, Du thör'gee Mann?
Des Bruders Bild knüpft hart sich am Fuß Dir an!
Herab vom Fels! Zerschmettert! — Nun hat er Ruh! —
Der letzte wae's vom Stamme der Rothenfluh.

2. Die Blümlisalpe.

Das wae in alten Zeiten, wie noch die Sage kündet,
Wo, was zu Alpengipfeln sich zacket oder ründet,
Umgüetet ist gewesen mit reicher schöner Weide
Und zwischen Schnee und Eise und Grünem keine Scheide.

Und wo in unsern Zeiten nicht Aar noch Geier horsten,
Da sah man dichten Laubes der Buch' und Eiche Forsten,
Und an den höchsten Zacken, wo Gems' und Steinbock stutzen,
Der Schaaf' und Rinder Heerden dee Kräuter Reichthum nutzen.

Voean mit Blumen prangte, so künden uns die Sagen,
Ein Berg, noch Blümlisalpe genannt in unsern Tagen;
Drauf hat in prächt'gem Hause ein Alpenhirt gesessen,
An Heerden reich, so trotzig und stolz und gottvergessen.

Und drunten tief im Thale, wo ew'ger Schatten nachtet,
Des Hirten Mutter wohnte, verstoßen und verachtet,
Und wenn der Sohn getrunken den Wein aus güldner Schale,
Hat sie gestillt den Hunger mit dürftig kargem Mahle.

Alt Mutter eines Tages zu Beege ist gestiegen
Mit schweren kurzen Scheitten und bangen Athemzügen.
Nue manchmal, freud'gen Blickes, sieht man sie stille stehen,
Um, neuen Athem schöpfend, vom Berg sich umzusehen.

Denn Mutterlieb ist emsig, unsteeblich, unabläßig;
Sie kann den Sohn nicht hassen, der selber ihr gehässig,
Sie freut sich seines Glückes, als ob's ihr eignes wäee,
Und auf dee Wangr glänzt ihr die schmerzlich süße Zähre.

Die wohlgenährten Heerden, die kräuterreichen Almen,
Im Thal dee Ackerfluren mit schwergebeugten Halmen,
Gehören sie doch alle dem Sohn, den sie voll Schmerzen
Und Ahnungslust getragen einst untee ihrem Herzen.

Wie wird ee dich empfangen, seit Abschied du genommen?
Vielleicht nach so viel Monden nennt ee dich heut willkommen,
Willkommen seine Mutter; o, möcht' es so geschehen,
Möcht' sein Gemüth sich wandeln — so denkt sie still im Gehen.

Doch als sie kam zum Sohne, wie hat er sie empfangen?
Nicht ein ließ er die Alte. Das griff wie scharfe Zangen
Ins Herz der guten Mutter, und Thränen fieten nieder
Aus iheen alten Augen, herab auf Tuch und Mieder.

Der Sohn lacht laut beim Mahle, indeß die Muttee teauert,
Dee Sohn bleibt unbeweglich, die Mägde hat's gedauert,
Die Knecht' und Mägde theilten Getränk' mit ihr und Speise,
Mit ihe, die krank und müde von ungewohntee Reise.

Darüber ist die Sonne allmälig ausgegtommen,
Es schwand die Tageshelle, dee Abend ist gekommen.
Was will die schmuz'ge Alte? hat laut der Sohn gerufen
Und hat sie fortgestoßen von seines Hauses Stufen.

Sie hat kein Wort geredet, vertrocknet wae die Theäne,
So schwankt sie ganz vernichtet herab des Berges Lehne.
Kalt weht aus dunklen Klüften der Wind; will sich der Armen,
Der ausgestoßnen Mutter kein Mensch, kein Gott erbarmen?

Nur dünnes Tuch umflattert der greisen Mutter Lende;
Von Sinnen ist sie; jammernd streckt sie empor die Hände,
Und ruft des Himmels Rache auf ihren Sohn hernieder
Und Klüfe' und Höhlen geben den Schreckensfluch ihe wiedee.

Ha, welch' ein Wunder heftet sich hart an ihre Sohlen?
Der Alten graut, sie schaudert, blickt hinter sich verstohlen —
Gleichwie ein weißes Grabtuch scheint es von allen Seiten
Vom Gipfel sich zu senken und rings sich auszubreiten.

Gleichwie ein weißes Grabtuch, als wär' es ihre Schleppe,
So zieht es nach dee Alten hoch von des Berges Treppe;
Dicht stürzt dee Schnee vom Himmel, so weit mit dumpfem Grauen
Dee Alten blöde Augen noch rückwärts können schauen.

Vor sich hat sie den Sommer, den grünen, und dahinter
Mit Sturm und Eiseskälte, je mehr sie eile, den Wintee;
Des Eises Massen legen sich rings an Schluft und Klippe
Und hängen wie Gewänder sich an des Berges Rippe.

Das wae ein graufig Grabtuch der Mutter und des Sohnes.
Die Schöpfung ihres Fluches, die Strafe seines Hohnes.
Sie euhen beide drunten. Mit wundertichem Prangen
Sieht man noch heut vom Berge das Grabtuch niederhangen.

Der Geist der französischen Tagespresse.

(Beschluß.)

Der „Messager" hatte auch einige Zeit lang das Vergnügen, aus einer halboffiecllen Quelle zu schöpfen, doch daueete dies nicht lange. Seine Absicht ist jetzt nur, die neusten und interessantesten Nachrichten — ob wahre odee nicht wahre, ist ihm gleich — und geistreiche Feuilletons zu liefern. Er wied ungefähr 3000 Abonnenten haben, doch kann dies nicht sichee angegeben werden, weil eine andere Angabe ihm nicht einmal 2000 zugestehen will.

Der „Commerce" hat 3500 Abonnenten. Als Oppositionsblatt ist er unbedeutend, aber ein tüchtigee Correspondentenfabeikant ist ee. Füe den Handel hat er immer ein Beiblatt. Seine Feuilletons enthalten fast beständig Novellen, die zum Theil sehr hübsch sind. Diese Novellen sind auf die Töchtee der Handelsleute abgesehen, die in der literarischen Kritik nicht sehr bewandeet sind.

Sehe oft kann man den „Bonsens" non-sens heißen, obschon er im Namen des Herrn Lafitte Opposition macht. Neulich, bereits zum zweiten Male, ver-

Digitized by Google

ließen ihn alle seine Redacteuren und Drucker und gingen zu einem andeen Journal über, gerade wie eine Theatergesellschaft. Indeß wechseln diese Journale mit einander ab. Heute übernimmt es der Coureier, morgen der Steele und übeemorgen der Sens, auf die Regierung und das Ausland zu schimpfen und jede Maßregel zu veedächtigen. Sie selbst stehen in keinem Verhältniß miteinander — aus Abonnenteneid — und dennoch haben sie geheime Zeichen, woran sie sich eekennen. Selten ist da ein Aufsatz rein auf das Interesse des allgemeinen Wohles gestützt, sogar die Nacheichten werden nach dee Faebe des Journals zugestutzt, man glaubt, was man will, und veedächtigt die Nacheicht, die man nicht glauben will, und dies Alles — der Abonnenten halber, dee Unzufriedenen in der Armee und in den entfeenten Städten, ohne daß diese Blätter das wahrhafte Inteeesse dee Opposition vertheidigen. Höchstens haben sie noch Intereſſe während einee Kammersitzung, wo ein Deputietee, der nicht sprechen kann, seine Aetikel diesen Jouenalen zuschickt. Der Courrier français hat 4000 und der Bousens 1000 Abonnenten. Letzterer nimmt stets an Abonnenten ab.

Es sei mir erlaubt, hier auf drei andere Journale überzugehrn, auf „l'Europe", „la Quotidienne" und „la France", alle deei legitimistisch und rein katholisch. Sind die Oppositionsblätter zuweilen abgeschmackt — und sie sind es 365 mal im Jahee — so sind diese durch ihre feechen Hoffnungen, die sie nnter dem Mantel der Ordnung und dee Geschichte veebergen, wahehaft unausstehlich. Sie veedammnen Alles, was nicht rein römisch ist, spotten über die religiöse Toleranz und schwäemen füe den Papst und die Inquisition. Und dennoch vertheidigen sie den Könlg von Holland — dee, beiläufig gesagt, ihrer Vertheidigung nicht bedaef — dies geschieht aber nur aus wohlbeeechnetem Inteeesse. Zueest wollen diese Jesuiten sich des Protestantismus bedienen, um die Legitimität zu erheben, dann, denken sie, ist es noch Zeit, jenen duech diese zu unteedeücken. Man müßte blind sein, wollte man dies nicht sehen. Die Europe, das bescheänkteste und feechste von allen, mit seinem style patelin, spielt den Capueiner. Sie lobt den König, wenn er einen Bischof nach Algier schickt, widerruft aber dies Lob, wenn sie erfahet, daß auch ein peotestantischer Pfarrer dorthin abgeht. Neulich machte sie der Regierung Voewüefe, daß sie Männern wie Edgar Quinet und Marmier Stellen gibt, sagte, es fehle jetzt weiter nichts, als noch eine Kanzel für George Sand, und sichs Linien hernach weiß sie den „großen Katholiken" Mezzofanti nicht anders zu loben, als indem sie die Worte Byeon's eitirt, die dieser auf ihn gedichtet hat. Man sieht deutlich, daß alle Scham hiee zurückteitt, und daß die Einseitigkeit auf dem höchsten Gipfel sieht. Die Europe hat ungefähe 2000 Abonnenten.

„La France" ist das offieielle Journal der famille déchue. Es beeichtet in geoßen Lettern, wann die Herzogin von Angoulême Kopfschmerzen odee sich in den Finger geschnitten hat. Dieses Journal hat oft Aetikel über die kleinern deutschen Staaten und Interessen, sehr oft aber auch histoeische legitimistische Entwickelungen, die kein Mensch liest. Dies Jouenal hat kaum 1500 Abonnenten. In das Ausland geben keine 20 Exeuplare. Seine Feuilletons sind meistentheils steeng und gut, nne huldigen sie dem streng Classischen, das nichts Neues in der Liteeatur dulden will.

„La Quotidienne" hat 3500 Abonnenten. Dieses Journal hat oft gute Aetikel, als Correspondenzen abgefaßt. Seine Raisonnements gleichen jedoch denen der andern legitimistischen Jouenale, und nur seine Nacheichten aus Spanien sind — freilich im earlistischen Sinne — gut. Wenn Don Caelos siegen sollte, so wüeden diese Journale meistentheils eingehen. Sie ahnen dies zwar nicht, dennoch ist es so. Nur der Keieg in Spanien hält sie aufeecht.

„Le Jouenal général", „l'Echo feançais", „l'Estafette", von denen das eeste 2500, das zweite 1500 und das deitte 2000 Abonnenten hat, zeichnen sich ebenfalls in nichts aus, obschon sie, besonders das erste, Opposition machen. —

Schießlich ist hiee zu bemerken, daß die pariser Presse mit jedem Tage an Abonnenten veeliert, während die Provinzialpeesse zusehends steigt. Die Regierung hat fast in jedee Stadt ihe Degan, die Opposition sehr oft zwei. Diese Blätter, obschon sehr wenig local, werden zueest wegen des niedrigen Peeises, und dann wegen der Localannoncen begünstigt. Unteedeß darf die Hälfte dee paeisee Journale eingehen, die Oeffentlichkeit verliert nichts daduech, auch nichts das allgemeine Wohl. Das französische Volk fängt an und fühlt besser als die Presse seine Bedürfnisse, öffentliche Schulen und gediegene Bücher braucht es, aber keine politischen Tieaden. Das Volk ist dee Presse üdeedrüssig gewoeden, davon kann man sich leicht übeezeugen, wenn man nur dies Land bereist. Eben so gewiß ist, daß 1839 eine Julirevolution wegen der Aufhebung der Peeßfeeiheit eine reine Unmöglichkeit wäre. — (? — D. Red.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Theiner über Cölibat und Papstthum.]

In den jetzigen Wirren religiöser Streitigkeiten und bei der düstern Stimmung, welche den ruhigen Beobachter über die Gefahren, die dem Protestantismus drohen, beschleichen muß, ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß es selbst Katholiken und katholische Seelsorger sind, welche mit Eifer und Kraft auf ein hart verpöntes Buch jetzt aufmerksam machen, welches Professor Theiner, ein katholischer Geistlicher, 1826 über die katholische Kirche Schlesiens drucken ließ. Auch von unserer Seite sei auf dieses treffliche Werk hingewiesen und der Wunsch ausgesprochen, es durch neue, wohlfeile Ausgaben überall verbreitet zu sehen und es, wie das Schwert des Damokles, über Roms Ignoranz und Anmaßung schwebend aufzuhängen. Mit siegender Beredsamkeit und mit Anführung der gewichtigsten Beweisstellen überzeugt uns Theiner, wie der Cölibat, das Ehebverbot, die lateinische Sprache beim Gottesdienst und die Ohrenbeichte in jetziger Gestalt, eitel Machwerk der römischen Bischöfe, und ihre einzigen Stützen sind, und wie sie dadurch die Klerisei in drückender Sklaverei erhalten und durch die wohlberechneten Folgen des Cölibats zu einer stehenden Leibgarde für ihre Zwecke bilden, um das Volk im Aberglauben und in Dummheit vegetiren zu lassen. Der Verf. legt besonders ein großes Gewicht auf die Aufhebung des Cölibats, indem er nachweist, daß es nicht nöthig sei, diese Aufhebung von Rom erst zu erbetteln, da die Bischöfe überhaupt das unbezweifelte Recht in allgemeinen Kirchensatzungen haben, zu dispensiren und dieselben abzuschaffen und daß sie in Anstehung der ihrer Obhut anvertrauten Gläubigen nicht blos Untergebene von Rom, sondern im eigentlichen Sinne als Mithierarchen zu betrachten sind, die an der höchsten Kirchengewalt Theil nehmen und eine decisive Stimme haben. Theiner ruft bei dieser Gelegenheit aus: „Beim Fortschreiten der Cultur muß das Eheverbot immer mehr als unnatürlich, rechts- und pflichtwidrig erscheinen, die Cölibatssünden schreien lange genug um Rache zum Himmel, das Volk lernt die Lasterhaftigkeit des Klerus immer mehr kennen, die einzelnen Kirchen und die Fürsten werden sich immer mehr ihrer Rechte bewußt, und Rom muß sich durch seine hartnäckige Weigerung nothwendig die Verachtung aller Welt aufladen, und sich früher oder später mehr Schaden zuziehen, als die freiwillige und mit Klugheit veranstaltete Aufhebung dessen, was sich nicht mehr mit dem Zeitgeiste verträgt, ihm jemals verursacht haben würde. Auch der Staat hat das Recht, den Cölibat aufzuheben. Der Staat kann nicht dulden, daß irgend einem Mitgliede des Staats von einem fremden Hierarchen ein Mittel, seine Religiosität und Sittlichkeit zu erhöhen, benommen, ein unveräußerliches Recht der Menschheit geraubt, seiner Sittlichkeit der Untergang bereitet werde, und dadurch der schädlichste Einfluß auf das Wohl des Staates entstehe. Der Staat allein hat das Recht, trennende Ehehindernisse zu setzen, und eben deswegen kann er auch nach der Lehre katholischer Kanonisten den Cölibat aufheben. Der Beifall, die Achtung, der Segen der Welt würde seinem Fürsten folgen, der Hand an diese Hydra legte." Mit kräftigen Worten weist unser Priester nach, wie von der römischen Curie von jeher das größte Unglück über Fürsten, Völker, Bischöfe, die Religion und das ganze Christenthum ausgegangen sei und schließt: „Diese Curie ist in ihren Grundsätzen, Anmaßungen, das Christenthum schändenden Mißbräuchen und in ihrer despotischen Behandlung aller Nationen unverbesserlich. Die Welt mag an Aufklärung zunehmen, Rom bleibt in tausendjähriger Verfinsterung: denn nur unter dem Schutze der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Geistestyrannei vermag es seine Pretensionen und Usurpationen fortzusetzen. Rom nennt Alles, was den römischen Anmaßungen zuwider ist, darniederschmetternd — Ketzerei. Die Curie denkt, wie sie immer gedacht hat; sie will durchdringen, wo sie nur durchzudringen vermag, und wo es nicht möglich ist, da sucht sie wenigstens mit erbärmlicher Politik, durch Klauseln, Protestationen ihre Ansprüche zu verewigen. Sie will, daß alle Nationen mit ihr auf den Standpunkt der rohen Jahrhunderte zurückkehren, sich in ihr Joch des Aberglaubens beugen, und glaubt sogar jetzt noch, alle Welt äffen zu dürfen durch Ablaßkram und Heiligsprechung; ja, wenn es möglich wäre, möchte sie gern sich wieder über die Fürsten erhöhen." Nachdem der ganze papistische Unfug auf das gründlichste in dem trefflichen Buche beleuchtet worden, kommt der Verf. auf sein Lieblingsthema, — auf die Mittel und Wege, „die deutsch-katholische Kirche zu einem gemeinsamen selbstständigen Kirchenkörper zu vereinigen," und erzählt uns, wie es der Wunsch vieler Katholiken sei, das Primat einem andern, als dem römischen Bischofe zuzuerkennen. Denn „der Primat selbst ist in der Schrift zwar begründet, die Nachfolge in demselben hängt aber von der Anerkennung der ganzen Kirche ab. Wen die Kirche als Primas erkennt, der folgt dem Petrus im Primate. Christus hat über die Nachfolge des Petrus nichts bestimmt. Nur der thatsächliche Umstand, daß Petrus in Rom gestorben ist, und die Anerkennung der Kirche haben den römischen Bischof zum Nachfolger im Primat gemacht. So lehrten schon die ältesten angesehenen Theologen!" Es steht also durch keine Kirchensatzung fest, daß nur ein römischer Ignorant die Tiare aufsetzen darf. †.

Notiz.

[Mendelssohn Bartholdy.]

In einem der letzten Gewandhaus-Concerte spielte Mendelssohn eine seiner frühern Compositionen und entzückte durch eine phantasievolle Improvisation auf dem Flügel. Im Concert zum Besten der Armen hörten wir seine neueste Psalm-Composition (Ps. 95); nächstens, im Concert zum Besten des Pensionsfonds, wird eine seiner frühern Schöpfungen aufgeführt werden, auf welche man besonders gespannt ist. Es ist in Form einer Symphonie eine Phantasie über Goethe's Walpurgisnacht. Er componirte diese im Jahr 1830 in Rom.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 23.

Dickens, genannt Boz, der Verf. der Pickwickier.
Chinesische Schauspiele.

No. 24.

Sonette von Adolf Böttger.
Dickens, genannt Boz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 25.

Maria. Ein deutsches Lebensbild von L. Alpen.
Notizen.

No. 26.

Maria. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.

No. 27.

Maria. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 28.

Briefe über den deutschen Styl in neuester Zeit.
Maria. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.
Erklärung. Von Heinrich Heine.

No. 29.

Briefe über den deutschen Styl in neuester Zeit. (Beschl.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 30.

Das Leben ins Blaue hinein. Anfang eines komischen Romans von Ernst Willkomm.
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 31.

Das Leben ins Blaue hinein. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 32.

Das Leben ins Blaue hinein. (Fortsetzung.)
Das neueste Werk von Mrs. Anna Jameson.

No. 33.

Das Leben ins Blaue hinein. (Fortsetzung.)
Das neueste Werk von Mrs. Anna Jameson. (Beschl.)
Notiz.

No. 34.

Das Leben ins Blaue hinein. (Beschluß.)
Kleine Burlesken und Charakterzüge. Von X.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 35.

Erinnerungen an Hegel. Von S.
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 36.

Erinnerungen an Hegel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 37.

Aus Johannes Falk's Nachlaß.
Erinnerungen an Hegel. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung).
Notiz.
Erklärung der Redaction.

No. 38.

Aus Johannes Falk's Nachlaß. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
— — — Aus Paris. (Beschluß.)

No. 39.

Indianisches Leben am Mississippi.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 40.

Der Geist der französischen Tagespresse. Von A. Weill.
Guido und Ginevra auf der leipziger Bühne.
Notiz.

No. 41.

Der Geist der französischen Tagespresse. (Fortsetzung.)
Guido und Ginevra auf der leipziger Bühne. (Beschluß.)
Notizen.

No. 42.

Schweizersagen. Von H. Marggraff.
Der Geist der französischen Tagespresse. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Werzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brossot jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bolletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Meyer. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Cheudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geogrsphie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbots. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kopffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zoccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

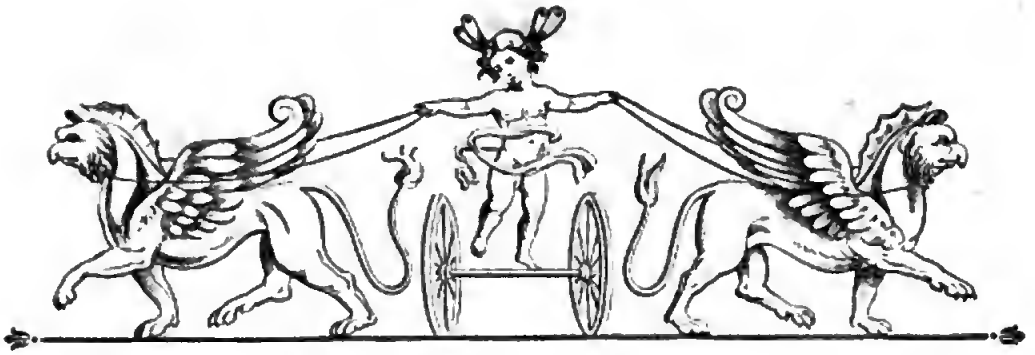
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 43. — den 1. März 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

XII.

Mannichfaltigkeit der Gegensätze, Vielseitigkeit der Vermittlung in Handel und Wandel, in Genießen und Thun, producirter Reichthum, ein Streben nach außen und nach äußerer Bildung — das zeigte mein voriger Brief als Grundzug des fränkischen Landes auf. Sehen wir nun, wie seine Bewohner uns äußerlich entgegentreten.

Um vom Alleräußersten anzufangen, von Tracht und Kleidung, so muß die Vergleichung zwischen Schwaben und Franken charakteristische Resultate geben. Da ist der schwäbische Bauer im Sonntagsputz. Ein faltenloser, ärmlich anschließender Rock, nicht von Wolle, selbst im Winter aus weißer Leinwand, leicht und unscheinbar zurückflatternd, ohne allen Zierrath, ohne den Ueberfluß der Krägen und Aufschläge, — Ein Rock, wie Ein Gott, für Sommer und Winter! Die Brust mit einer einfachen rothen Weste bedeckt, an den Schenkeln kurze gelblederne Beinkleider, um die Waden ein schlotterndes Stiefelpärchen. Lassen wir zu dem „Gelbhösler" einen fränkischen Bauersmann treten. Der Rock von dunklem, solidem Tuche, über denselben im Winter einen Mantel oder Ueberrock, Brustfleck von Tuch, häufig zwei übereinander, Alles mit engen, doppelten Reihen stattlicher Knöpfe besetzt, und Beinkleider entweder kurz und schwarzledern, oder lang von dunkelm festem Stoffe, die Beschuhung nicht minder ansehnlich; — auch damit wollen diese Leute „Staat machen." — Ohne Widerrede geht der Schwabe einfacher, aber ärmlicher, der Franke reicher und solider, aber weichlicher und luxuriöser einher. — Noch auffallender ist dies beim weiblichen Geschlechte. Die ältern schwäbischen Frauen haben eine unscheinbare, schwarze Tracht, den Scheitel bedeckt nothdürftig ein knappes, kaum handbreites Häubchen — kein Wunder, wenn die Fränkinnen, umrauscht von breiten, langen, oft kostspieligen Bändern, in ihren modischen Stoffen, in ihren ansehnlichen Tuchröcken, welche nicht wie bei den Schwäbinnen kaum über die Waden herabreichen, und welche rings mit farbigen Bändern besetzt sind, in ihren seidenen Halstücheen endlich und ihren fleißig gezwickelten Strümpfen mit keiner großen Achtung auf die kleinen „Schwabenhäubchen und Schwabenröckchen" herabsehen. — Bei aller Gleichheit herrscht in den verschiedenen Gegenden viel Abwechslung. Besonders kleidsam ist die Kopfbedeckung des weiblichen Geschlechtes in einigen Strichen. Ein weißes Tuch, das um den Kopf geschlagen wird, umhüllt das Gesicht, gerade wie es an den Stein- und Schnitzbildern des 14. u. 15. Jahrhunderts gesehen wird. In der Umgegend von Nürnberg wird ein rothes Tuch um die Stirn, ein anderes um Kinn und Scheitel gebunden — „ei, wozu das, nicht wahr, daß Euer Verstand nicht ausraucht?" — „Ja freilich," wurde den Spöttern von den Dirnen geantwortet, „der Herr braucht's nicht zuz'bind'n, denn er hat wohl schon kan Verstand drinn!"

Digitized by Google

Ich habe Ihnen in einem frühern Briefe den Ausbund schwäbischer Tracht in der Steinlacherin geschildert. In der That kommt dieser an einfacher Naivetät und malerischer Wirkung keine fränkische gleich. Allein nicht überall ist die Tracht gleich schön, sodann nimmt sie sich blos an der Jugend schön aus, während sie das Alter verunziert, und endlich fehlt diesen schwäbischen Mädchen das, was eigentlich erst schön macht: der Anstand. Der Anblick wird wesentlich getrübt von dem schlotterigen Wesen, mit dem die Kleider an dem Leibe hängen und baumeln, als ob sie nicht dazu gehörten. Sie wissen sich nicht zu tragen, der Putz wird ohne selbstbewußten Takt zu einem wesentlichen Ausdruck des Innern gemacht. Da trägt sich die junge Fräulin viel gewählter, sorgfältiger, bewußter, sie weiß, was ihr „steht", sie versteht sich auf ihren Vortheil. Die ansehnliche, kleidsame Tracht ist auf das Alter wie für die Jugend berechnet, und jenes braucht nur ein wenig von dem jungen Flitter abzulegen, um noch mit vollen Ehren mit den aufblühenden Töchtern in gleicher Linie zu gehen. So ist es auf dem Lande, noch vielmehr natürlich in den Märkten und Städten. Der Putz ist ein wesentliches Bedürfniß, und mehr als oft recht ist, wird darauf verwendet. Ahmt man auf den Dörfern die Städtchen nach, so in den Städtchen die Städte, wo möglich die großen und größten.

Auch die männliche Jugend weiß sich besser zu tragen, und wenn selbst die militairische Disciplin den schwäbischen Burschen nie eine gerade, aufrechte Haltung einzubläuen vermag, wenn er selbst im Dienst wo möglich, geschweige außer ihm, in angestammter breitschulteriger Lümmelhaftigkeit sich gehen läßt, so wird es dem Franken schon in dieser Sphäre unendlich leichter, einen gewissen Anstand zu beobachten, und nicht blos das Gewehr, sondern sich selbst zu präsentiren.

Darin unterstützt ihn schon seine Natur, seine Körperbildung; sie ist ebenmäßiger, gerundeter, und wird nicht leicht so schroff und verknotet, wie Karst und Hütte des schwäbischen Weinberges die Glieder verrenkt. Von großem Einfluß ist allerdings die Art der Beschäftigung, besonders der Ackerwerkzeuge. In Schwaben werden alle Lasten auf dem Rücken oder auf dem Kopfe getragen, in dem ebnern Franken bedient man sich bequemer Fuhrwerke, Wagen und Karren; auch werden häufiger Pferde gehalten. In dem bergigen Schwaben hat der Pflug ein engeres Gebiet, und selbst in der Ebene ist bei dem zerstückelten Landbesitze seine ausgreifende Handhabung nicht anwendbar. Der Karst muß nachhelfen, der gekrümmte Rücken, die straffe Sehne des Armes. Dagegen ist der Pflug, außer an den Thalhängen, in der fränkischen Fläche überall thätig und bedarf bei dem leichtern Boden geringerer Stärke zur Nachhülfe, und auch sonst weiß man sich durch bequeme Werkzeuge und Stellungen den Rücken gerade, die Arme gelenkig zu erhalten. Daher verwittern und verfurchen sich die Gestalten des fränkischen Volkes bei weitem nicht zu dem Grade, wie in Schwaben, wozu freilich der erste Grund in der Architektonik des Körpers selber liegt.

Wie schwer es hier der Natur wird, in Regel und Form sich zu finden, mag die in Franken ungleich seltenere Erscheinung der Verkrümmungen und Auswüchse beim weiblichen Geschlechte, besonders in Städten beweisen; in Stuttgart und Cannstadt sind drei bis vier orthopädische Institute mit ihren Streckbetten vollauf gefüllt. Ueberhaupt, wie grobgliedrig und derb ist der schwäbische Typus. Wenn ich die durchschnittliche Massivität und Stereotypie der Gesichter mit der fränkischen Geschmeidigkeit und Belebtheit der Züge, mit diesen selbst auf dem Lande so gefällig ausgearbeiteten Köpfen vergleiche, so muß ich zwar Kraft und Fülle des Fleisches dem schwäbischen, aber Feinheit und Zierlichkeit, wenn sie auch hier und da nicht ohne Schwächlichkeit ist, dem fränkischen Typus zugestehen. Gerade übrigens das Vollsaftige des Fleisches, das Eckige, Unregelmäßige des Knochengerüstes macht die schwäbische Bildung interessanter, während die fränkische zwischen den Gegensätzen eine gleichförmige, oft langweilige Mittellinie hinzieht; dafür wird dann auch das Ganze nicht durch die schaef ausgeprägte Einzelheit gestört und die Harmonie zerrissen. Schöne Einzelheiten, einzelne Schönheiten heben sich dagegen viel augenfälliger aus dem schwäbischen Schlage heraus: aber sieh da — zwischen den schönsten Augen zieht sich eine unförmliche Nase herab, über dem anmuthigsten Kinn wirft sich eine überrothe Lippe auf, ein unschönes Zucken und Runzeln trübt die imposanteste Stirn, und auf dem weißesten Teint sprossen die unverschämtesten Sommersflecken. Ich habe noch kein wahrhaft regelmäßiges Gesicht in Schwaben gesehen — und glauben Sie mir, dafür habe ich gute Augen.... Sodann verblühen die schwäbischen Gesichter viel früher. Mit je größerer Wucht sich die Säfte in die Blüthe werfen, desto leichter und schneller wird der Stamm ruinirt: er hat seine füllenden Kräfte zu üppig emporgetrieben und es fehlt die nachhaltige Stärke für den spätern Nachwuchs. Je voller und drallee daher das Fleisch, je blühender das Incarnat, desto schlaffer und runzliger, desto blässer und farb-

Digitized by Google

loser die Züge, wenn die Stützen brechen und eines der architektonischen Zwischenglieder nach dem andern einsinkt. Im fränkischen Stamme dagegen treffen Sie viel mehr und besser conservirte Gesichter, während die schwäbischen Frauen unverhältnißmäßig früh und schnell zusammenknicken. Eben die Architektonik des Körpers ist leichter, ausgearbeiteter, und so kann auf dem feinen Unterbau gefällig und geschmeidig, zart und ebenmäßig ein weiches, milchiges, aber doch gedrungenes Fleisch sich schmiegen, das bei weißem Teint und sparsamem Incarnat gern einen ins Schmachtende und Sentimentale hinüberspielenden Ausdruck annimmt. Das meist spitze Kinn, in welches der ovale Kopf ausläuft, vermehrt jenen sentimentalen Anstrich. — Nicht minder ist auch der männliche Typus feiner und regelmäßiger geschnitten: — vergleichen Sie Goethe's und Schiller's Portrait, oder nur den Grübel'schen Kopf vor der neuen Ausgabe seiner Werke, und zeigen Sie mir in einem schwäbischen Gesicht von gleicher Wohlgenährtheit eine ähnliche Feinheit und Klarheit, Leichtigkeit und Gefälligkeit der Züge, trotz allem Aplomb der Fleischmasse, welche vor allen gar weiblich auf der ansehnlichen Nase gelagert ist.

Auch der Typus der Gesichter hält so die Mitte zwischen Süden und Norden: mehr Länge als Breite, feinere Nase, schärferes Profil, zartere Formen, hier und da schon eher ein gescheiteltes Haar, was dem Schwaben so fremd ist, und über das Hegel sich so ärgerte; endlich, wenn meine Beobachtungen weit genug reichen, häufigere blaue, namentlich lichtblaue Augen bilden einen mehr oder minder auffallenden Uebergang.

Denselben zeigt die Sprache. Sie nähert sich ungleich mehr der „hochdeutschen" Mundart, ohne darum auf die eigene Individualität zu verzichten. Nehmen wir nur die Diminutiv- und Caritativ-Endungen; im traulichen Gespräche sagt der Franke sein volksthümliches „li", „la" mit all' dem Aplomb des Gemüthes, welcher sich in diesen lieben Anfangslaut der Liebe legt; aber in gebildeter Sphäre weiß er sein „chen", „lein" nicht minder leicht anzubringen. Der Schwabe aber kann als solcher nicht gebildet sprechen, wie schwer aber wird ihm das Hochdeutsche geläufig! Freilich thut er sich etwas darauf zu gut, daß hoch- oder oberdeutsch eben schwäbisch sei, allein das muß er für sich behalten, mag ihm auch ein um so bärterer Stich ins Herz geben, so oft er seine „Liäbe", sein schwäbisches „Mädle" aufgeben und ein schmächtiges „Liebchen", ein feingeschnürtes „Mädchen" einthun soll.

Schon durch seinen Dialekt also ist der Franke mehr heraus aus der provinziellen Verschlungenheit eines behäbigen Sichgehenlassens, ist unmittelbar im Elemente allgemeiner Bildung, und wird daher dieser von Hause aus leichter seinen Zoll entrichten. Was er hier vor dem Schwaben voraus hat, zeigt sich schon in dem Physiologischen der Aussprache. — Wenn der Schweizer in jedes Wort seine redliche Biederkeit zu legen sucht und tief aus der Brust in Gutturaltönen spricht, so bewegt sich die schwäbische Sprache schon mehr mitten auf der Zunge, eben nach ihrer vollen Breite sie gemächlich in Besitz nehmend. Die fränkische eilt weiter vorwärts zu den Zähnen und ist eben auf dem Sprunge, in die niederdeutsche Sprachweise hinüber, welche theils zwischen den Zähnen zischt und summt, theils jenseits derselben haucht und lispelt und gleichsam vor der Zunge draußen ihre lahmen Brocken abwirft, oder mit Heine zu reden, „ausspuckt." Folgt daher der Schwabe dem flüchtigern Franken schon hier und da nur mit Mühe, so muß er unbedingt das norddeutsche Geräder fortschnurren lassen.

Um Einzelnes anzuführen, so wird im Fränkischen bereits das „g" wie „ch" ausgesprochen, aber niemals schon wie „j"; das lange „a" in „â" umgebogen, das tiefe schwäbische „ei" und „au" („e:i" und „ou") wird zu dem hellen „ai" und „áu"; das „ſt" verliert den harten Zischlaut des „ſch" (Chriſchtus in Chriſtus umzuändern ist die erste und heiligste Pflicht, welcher die schwäbischen in fränkische Gegenden versetzten Geistlichen oft komisch genug nachzukommen suchen.)

(Der Beſchluß folgt.)

Kleine Burlesken und Charakterzüge.

Licht und Wärme waren für Goethe die unentbehrlichsten Lebensreize; bei hohem Bacometerstande befand er sich am wohlsten. Den Winter verabscheute er und behauptete oft scherzend, man müede sich im Spätsommer aufhängen, wenn man sich da von der Abscheulichkeit des Winters eine rechte Vorstellung zu machen im Stande wäre. — Wie Schiller den Obstgeruch, besonders den stechenden Duft überreifer, fast angegangener Aepfel; so liebte Goethe eingeschlossene, selbst stickige Zimmerluft. Nur mit großer Mühe konnte man ihn bewegen, ein Fenster öffnen zu lassen, damit sich die Luft in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer erneuere. Gegen üble Gerüche war er nicht besonders empfindlich, wohl aber gegen die geringste Unordnung in dem Arrangement seiner Stube. So war ihm z. B. aufs Aeußerste zuwider, wenn ein Buch, eine Lage Papier, mit den Rändern des Tisches nicht parallel lag. Als eine wenig bekannte Eigenheit Goethe's sei hier noch erwähnt, daß ihm

Digitized by Google

sehr unangenehm war, wenn Jemand in seiner Gegenwart das Licht putzte. Niemand konnte ihm diese Operation zu Danke machen. — Ueber seine Gesundheitsumstände sprach sich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine specielle Nachfrage nach seinem Befinden, aus bloßer Theilnahme, konnte ihn, vornehmlich wenn er sich wirklich in dem Augenblicke nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrießlich machen. Oft äußerte er launig, es sei geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder Macht noch Lust habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeigungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigner Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich!" fuhr er dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war. — Krankheit hielt Goethe für das größte irdische Uebel; Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben: er liebte das Leben, aber Gesundheit und Ordnung mehr noch als dieses. — Von Schiller's Vorliebe zum Odstgeruch erzählt man sich folgende Anekdote. Goethe betritt einst des Freundes Wohnung, findet ihn nicht zu Hause und setzt sich, in Erwartung von dessen Rückkehr, an den Schreibtisch. Da wird ihm zuerst ein eigner Geruch lästig und bald befällt ihn Betäubung, welche sich schnell bis zur Bewußtlosigkeit steigert und nicht eher wieder verschwindet, bis man ihn an die freie Luft gebracht hat. Als Ursache dieses Unwohlseins wird bald eine große Anzahl faulender Aepfel entdeckt, die Schiller aus Wohlgefallen an der sich aus ihnen entwickelnden Luft in den Fächern zu beiden Seiten seines Arbeitstisches angehäuft hatte. — Th.

Notizen.

[Die Lebensmüden, von Raupach.]

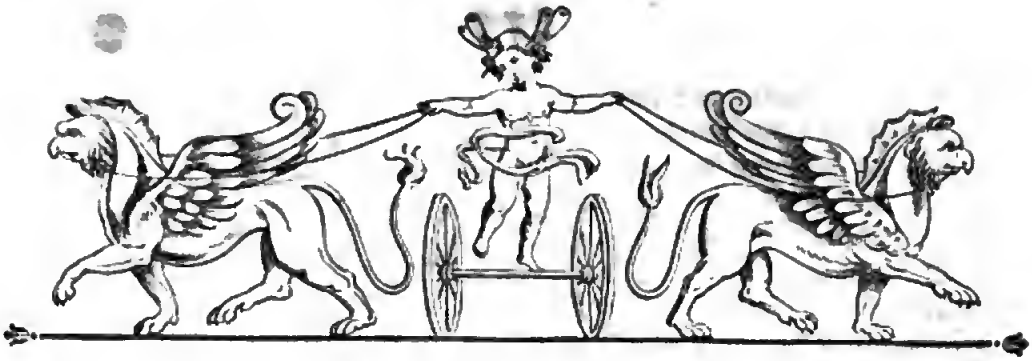
Am 26. Febr. auf der leipziger Bühne zum ersten Male dies neue, fünfactige Lustspiel, das recht gut gespielt und mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Zwei Personen aus der höhern Gesellschaft, Gräfin und Baron, ziehen sich, der Scheinwelt ihrer glänzenden Sphäre müde, aufs Land zurück, stecken sich in die ländliche Hülle und fangen an, das Leben wieder liebzugewinnen. Der Natur näher gerückt, wird auch in ihrem Innern die Stimme der Natur laut und ohne es zu wissen und zu wollen, ohne ihr Incognito zu kennen, beginnt ihre gegenseitige Herzensattraction, ganz ohne Etiquette, ohne Gefallsucht, ohne die Intriguen der Coquetterie, deren beide im Salonleben überdeüssig geworden. Dieser interessante Lustspielgedanke, dessen Ernst eben so wahr ist, als er zu scherzhaften Situationen und Contrasten führt, hätte in beiden Figuren lebendiger charakterisirt sein können, des Barons Lebensüberdruß hatte tiefer liegen, die Gräfin hätte schärfer als Coquette der großen Welt, weniger als Sentimentalitätskrämerin gezeichnet werden können. Raupach hat die Zustände seiner Figuren nicht dichterisch durchgefühlt, sonst wäre hier ein treffliches Lustspiel, eine feine Komödie der civilisirten Welt zu Stande gebracht. Diese beiden Figuren, die den Schein des Lebens fliehen, sind nur Kinder des Scheins, die Phrasen, die sie sprechen, namentlich im vierten Act beim Stelldichein, sind nicht blos der Jargon des Salons, sondern wirklich schlechtes Geschwätz. (Beide wurden übrigens von Mad. Dessoir und Hrn. Düringer sehr gut repräsentirt; dieser war besonders in dem Moment, wo er aus dem Incognito in die Natur des Barons plötzlich zurückgeht, sehr glücklich.) Was sonst das Stück anbetrifft, so ist alles andere, was die Katastrophe ausstattet, vortrefflich, namentlich ist dem Verfasser die Charakteristik der ländlichen Schwabennaturen sehr gelungen. Was Posse ist am Lustspiel, ist sehr reich ausgestattet mit glücklichen Einfällen und jenem Raffinement des Verstandes, das man berlinisch nennt, das aber zu gleicher Zeit die Intelligenz des wachen Kopfes bezeichnet. Versteigt sich dies Raffinement in die Region der Tragödie, so wird es zu jenem hohlen Coulissengepränge, zu jener geschminkten Lüge, die sich in Raupach's historischen Stücken breit macht; auf dem Soccus aber wird der Verstand, der Contraste glücklich auffindet, witzig, amüsant und öffnet eine Welt voll piquanter Ironie. Besonders hat sich Raupach diesmal in der Ausstattung des schwäbischen Bauernburschen Stephan gefallen, der als ehrlicher Tölpel und unglücklicher Liebhaber die besten Einfälle von der Welt hat. Hr. Linke gibt ihn in Leipzig ganz brav. Neben ihm ist der Schulze zu Limbach im Schwarzwalde eine sehr ergötzliche Figur, die Hr. Reger mit seinem tüchtigen, gesunden Humor darstellt. Auch unser Berthold als schwäbischer Gastwirth ist gut beschlagen, wie sich denn auch die andern Figuren als dankbar für den Schauspieler erweisen, und das ganze Stück zu Raupach's besten gehört.

[Preßfreiheit.]

Altwürtemberg, das Land voll mannhafter Biederkeit, der Sitz echt deutscher Nationalkraft, erhebt seine Stimme nach Preßfreiheit. Der letzte Ruf darnach in Deutschland wurde vor zwei Jahren in Hannover laut, Christiani war der Mann, der in der Kammer damals den Antrag stellte, derselbe, der in der jetzigen Kammer erklärte, nur auf Betrieb der Polizei erschienen zu sein. Die Preßfreiheit hat in Deutschland schon vor ihrer Geburt ihre Geschichte, es ist eine Geschichte des Kindes im Mutterleibe. — In dem Aufsatze von A. Weill ist der Gesichtspunct getrübt, die Demoralisation, die der französische Journalismus bisweilen an den Tag stellt, hat den Verf. zu schiefen Folgerungen verleitet. Die Behauptung, ein Volk, das Jury und öffentliche Gerichtsbarkeit habe, bedarf keine Preßfreiheit, ist viel eher umzukehren, da durch Preßfreiheit auch ohne Jury die Gerichtsbarkeit öffentlich, durch Preßfreiheit der ganze Staat auch ohne Zweikammersystem und sein beliebtes trüglich schwankendes Gleichgewicht der Gewalten hell, durchsichtig und ehrlich wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 44. — den 2. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

Ueberhaupt wird die Rede rascher, geflügelter, was ganz besonders durch das nun zu seinem Rechte kommende „en" am Ende der Wörter bezweckt wird. Dieses „n", das dem alten Feitz auch so anstößig war, daß er die deutsche Grammatik commandieen wollte, „sagena" statt „sagen" zu sagen — dieses leidige Ende geht dem Schwaben unsäglich schwer übers Herz, nur nach vielen Uebungen und Peüfungen über die Zunge. Ganz charakteristisch speicht sich darin sein Gehenlassen, sein nicht Fertigwerdenkönnen, seine massive, ausdrückliche, schwerfällige Bewegung aus. Die Zunge ist ihm in das Wort gewurzelt, sie kann es nicht ablösen und mit einem raschen Ruck die Bagatelle rinmal für allemal in den Wind werfen. Da sitzt er am Ende und kann das En nicht finden, und stellt sich nicht ein anderes Wort zum Vorspann ein, er bliebe in Ewigkeit sitzen, wie vor den jähen Steigen seiner Alp. Mit unnachahmlichem Phegma ruht er sich auf dieser Endspitze aus (z. B. Tü-bing-á), und um das leidige „en" nur nicht an sich herankommen lassen zu müssen, sondern behaglich auf der breiten Trift fortgrasen zu können, fügt er, wenn das „en" einmal unvermeidlich ist, noch ein „e" daran, und sagt statt: „die Stuben sind warm" — „die Stu-ben-é senn ware." Bei den Zeitwörtern kommt ihm das historische Recht zu Hülfe. Wenn er dem „en" der Mehrzahl dadurch ausweicht, daß er „sie stehet, wir gehet" sagt, so ist das offenbar ein Ueberrest der mittelhochdeutschen Geammatik, nach welcher es regelmäßig heißt: „sie stehent." Auch der alte Feitz hat ohne Zweifel das Gefühl für sich, wenn er das „en" hart findet und eine vollere und weichere Endung will. Allein das ist der Gang aller Bildung, sich zu concentriren, zu verdichten, die weiche Schleimhaut einzuziehen, und aus der behaglichen Breite sich zur flüchtigen Eile zuzuspitzen. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! ruft die Geschichte; sie heißt uns Abbreviaturen machen, wo und wie wir können, wenn auch Manches von dem breiten Reichthum verloren geht. Die scheinbare Verarmung der Sprache, welche die Geschichte der Grammatik nachweist, ist doch nur eine Bereicherung, es fallen nur unwesentliche Schnitzel ab. — Wozu das gemeine Bewußtsein eine Masse von Worten braucht, das macht der Gebildete mit einer Sylbe ab, was jenes nie auszusprechen vermag, das ihm Undenkbare und Unsagbare, hat dieser fertig ausgeprägt in einem Terminus, in den sich die Resultate von Jahrhunderten ausmünden.

So ist es auch in der beschränktern Sphäre der Stammesidiome. Während der Schwabe sein „ih moln eaba, des isch em recht g'schäha" einmal herandehnt, hat der Franke sein „das ist ihm wohl recht gescheh'n" zehn Mal gesagt. Gerade dieses „n" gibt der fränkischen Zunge einen großen Reiz. So leichtgeschürzt schwebt sie damit über die Sache von Anfang bis zu Ende hin, und gerade diese Endung ist der reichsten, ausdrucksvollsten Modoulation fähig, wie überhaupt die fränkische

Digitized by Google

Sprache gegenüber der eben so einfach und ruhig, als trocken und tonlos ohne Wechsel und Biegung hinfließenden schwäbischen Rede sich wesentlich durch die Mannichfaltigkeit des Accents auszeichnet, ohne darum dem Ohre schon so fremd zu klingen, wie das Niederdeutsche. Durch die Melodie des Accentes erhält die Sprache einen unschätzbaren Reichthum von Wendungen und Mitteln, um aus dem einfachsten Wort und Satz eine Welt von Beziehungen hervorklingen zu lassen. Die fränkische Sprache ist noch nicht so abstrakt zugespitzt, so kalt und entseelt, wie uns wohl nördlichere Dialekte vorkommen; nicht blos aus dem gebildeten Munde nimmt sie durch die Tiefe und Herzlichkeit der Ausklänge den Hörer ein, sondern gerade auch unter dem Landvolke selbst vernehmen Sie eine ausgeprägte musikalische Betonung, unter deren gefälliger Begleitung ein Wort geflügelt zum andern speingt.

Auf diese Weise fördert sich das fränkische Gemüth selbst schon in der Sprache keck und weltfreudig zu Tag, und gibt sich ungescheut der Vermittlung hin. Der Innere Gehalt versteckt sich nicht in den geheimen Herzensschrein, sondern er tritt heraus zu offener Mittheilung, zu geselliger, artiger Begegnung. Es thut nicht so wichtig und geheim mit seinen innern Schätzen, ein freundliches Wort von Mund zu Mund ist ihm lieber als alle in der Tiefe verschlossene Gemüthseligkeit. Nicht, daß unter der Oberfläche die Innigkeit zu Grunde ginge, sondern diese macht sich nur kein so großes Gewissen daraus, den Edelstein auch zu fassen, zu schleifen und auszustellen. Nicht umsonst fühlen sich Schwaben und Franken von einander so besonders angezogen. Gerade die Art, die Form, welche dem Schwaben noch fehlt, findet er hier entwickelt, ohne daß sie ihm schon ganz und gar entwachsen wäre. Er findet Art und Gemüth zu einer Artigkeit und Gemüthlichkeit entfaltet, welche noch nicht von der zackigen Dialektik des weltweisen Verstandes abgefeint und abgesäumt ist.

Das freie, leichte, gefällige Spielwerk des fränkischen Wesens könnte man gerade schon in den Ausdrücken Artigkeit, Gemüthlichkeit finden, welche der Franke für sich auch von leblosen Gegenständen anspricht, während die einfachere, ernstere Schwabenart mehr dem einfach in sich beschlossenen Gemüthe huldigt. Während z. B. der Franke sich nach einem „gemüthlichen" Zimmer umsieht, verlangt der Schwabe ein „heimliches." In der Heimlichkeit des still in sich gesenkten Bewußtseins, in dem abgelegenen Winkel des Herzens, da wo er der Oeffentlichkeit, dem Reden und Fragen der Leute entnommen ist, da ist es ihm wohl, heimlich, da ist er „daheim-da." Das Gemüth ist ihm mehr noch innere Lebenspotenz; in die actuelle Wirklichkeit der Verhältnisse, in das ganze Leben und Treiben, in Rede, Ton und Wort, selbst in die vier Wände seiner Behausung führt es der Franke, läßt sein ganzes Wesen bis in die äußerlichste Entgegnung davon durchdringen, und so in sein ganzes Thun und Lassen das Gemüth als „Gemüthlichkeit" hereinspielen. Daher nicht die nüchterne, trockene, spröde Begegnung, nicht das Stockige und Schwerfällige, mit dem der äußerlich kalte, verschlossene Schwabe eher abstößt als entgegenkommend einladet. Wie schon die Sprache und Ausdrucksweise frisch und munter dem Andern entgegenspringt, so ist das ganze Benehmen des Franken entgegenkommend, gefällig, leutselig, dienstfertig und immer freundlich ohne Rückhalt sich darbietend. Alles, was er thut, hat seine Art, er ist artig. Bis in die untersten Stände empfängt, behandelt, belehrt, bedient man Sie mit einer Höflichkeit und Freundlichkeit, von der sich in Schwaben seltene Spuren finden. Im Gegentheil entwickeln hier selbst Gebildete eine Grobheit und Massivität, vor welcher der Franke wie billig erschrickt, welche diesem unmöglich wäre. Ein neues, echtes Muster dieser göttlichen Kunst hat uns erst neuerlich wieder Gfrörer gegeben. Freilich ist es bei den guten Leuten nur selten so böse gemeint, sie wissen nicht, daß es so gar nicht schön lautet — Herr, vergeben Sie ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. — So oft ich von Schwaben aus nach Franken reise, merke ich es alsbald an der Höflichkeit, womit die Landleute den Wanderer regelmäßig begrüßen, wo die Gränze beginnt. Schon von Jugend auf werden die Kinder dazu angehalten; man weiß es nicht anders. Ein Freund erzählte mir, wie er einst auf einer Ferienreise in seinem Gymnasiastenbewußtsein an einer fremden Bauersfrau vorübergegangen sei, ohne sie zu grüßen, alsbald habe sich diese zu ihm gewendet und ihm eine scharfe Vermahnung gehalten, wie es ihm gar wohl anstünde, „kein so Schliffel zu sein." Höflichkeit stehe einem jungen Menschen gar wohl an. Jener Provinzialism bezeichnet im Fränkischen einen Menschen, der „auf die Schleifmühle gehört", damit er „geschliffen", polirt, gebildeter werde.

Wie sich der „geschliffene" Franke gegenüber dem Einzelnen zuvorkommend und freundlich bezeuge, so bewegt er sich in einem Ganzen, in Gesellschaft frei, leicht und gewandt, doch ohne ceremoniöses Wichtigthun, ohne gravitätisches Complimentenwesen, wozu es viel leichter bei dem unbeholfenern Schwaben kommt. Der Franke

Digitized by Google

weiß zu reden, je saurer das dem Schwaben wird, desto hartnäckiger zieht er die Maske der complementa sermonis vor. — Wie oft sah ich junge Schwaben aus guten Häusern selbst sich kreuzigen und segnen, wenn sie in Gesellschaft auftreten sollten. Mit welch komischer Naivität hörte ich sie schon ihr Ungeschick sich vorwerfen: „wenn ich nur nicht allemal so roth werden müßte bis über die Ohren;" „daß ich doch auch gar keine Manier habe" — und dann versuchen sie wohl sich das Ansehen zu geben, als ob an diesen Formen am Ende doch nichts liege.... Auch der Franke hat seine Flegeljahre, in denen er, um mit den Schwaben zu reden „bubelet," aber von Natur mit Sinn für die Form, für das Aeußere ausgestattet weiß er sich ungleich bälder vor sich hinzustellen und mit Anstand zu benehmen. Das äußere Ungeschick bleibt dem Schwaben sein Leben lang, nur eine seltene Anlage und Schule wird den letzten Rest des Stöckigen oder Blöckischen entfernen. Was hier Blödigkeit und Taktlosigkeit ist, das wird bei dem weiblichen Geschlechte leicht Prüderie. Das im Privatverkehr unter Bekannten und Freunden liebenswürdigste Wesen ist oft bei öffentlichem Auftreten nicht wieder zu erkennen. Kalt und hingebend mögen sie noch so sehr unter vier Augen sein, aber vor Fremden, vor der Welt und Gesellschaft schlagen sie zimperlich die Augen nieder in Furcht und Zweifel, ob sie nicht hier zu laut gewesen, dort sich keine Blöße gegeben. Ja wohl, Verehrteste, ich muß es sagen, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! O, wenn Sie mir nicht glauben, so schlagen Sie das kuriose Büchlein auf über „die Schönen von Stuttgart" und „das Fräulein in einer Reichsstadt nebst Stuttgarts und Heilbronns schönen und häßlichen Schönen Danksagung, Frankfurt und Leipzig, 1782." Ich bin unschuldig daran. Aber meinen Fränkinnen, die ich nicht minder gern haben darf, muß ich doch wohl das Compliment machen. Ich habe schon gesagt, wie das Landvolk schon sich ganz anders zu präsentiren weiß, wie sich von Hause aus Routine und Selbstbewußtsein entfaltet. Die Art gehört zur Natur — das Individuum unterwirft sich mit naturgemäßer Nothwendigkeit dem allgemeinen Typus. Weil alles eine Art hat, hat auch Alles mehr Eine Art. Und wie wenig unter der Macht dieser gleichförmigen Typik die Darstellung und Offenbarung der individuellen Art und Weise zum Charakter des Franken gehört, was öffentliche Sitte und Behabung betrifft, mag der Ausdruck der Verwunderung bezeugen, mit dem er eine Erscheinung, die ihn ganz besonders aber seltsam anspricht, ein recht niedliches, aber eigengeartetes Ding, „ärtli" nennt. „Sei nur nit ärtli!" sagt einer zum andern, wenn er nach seiner Art Einwendungen und Ausbeugungen macht, wenn er seltsamer und wunderlicher Weise der allgemeinen, objectiven Art und Weise sich nicht fügen will. — Ist er aber gereizt und auf dem Punete, böse zu werden, so droht er wohl vorher: „wartz' wenn ich ausäet, dann kennt ihr mich nimmer." — Diese Artigkeit und Complimentenfertigkeit ist zu gutmüthig und gemüthlich, als daß sie leicht in die Extreme entfremdender Kälte oder ekelhaften Hätschelns und Tätschelns ausartete, in eine molluskenartige Behandlung, welche dem ernstern Schwaben namentlich unausstehlich sein muß. Das Herz sitzt ihm nicht so leicht auf der Zunge, von Gefühlen und Empfindungen mag er nicht reden, er sagt „hör' einmal, guter Freund" und das ist bereits übergenug, genug ist schon das bloße „hör, nimm es nur nicht übel, unter uns gesagt, du gefällst mir nicht" — da wissen freilich z. B. die Grübel'schen Frauen aus den niedersten Ständen sich ganz andere Complimente zu machen:

„Häen's des iß wunderlich!
Nahmen's mee's halt üb't nit,
Daß ih gräd, veezelh mer's Gott!
Hät bald g'sägt, — su ung'scheit rled (rede)
Dlz ih mahnet halt a su"....

„Hör" so macht der Schwabe den andern auf die langsamen und deutlichen Worte aufmerksam, die da kommen sollen; das genügt der flinkern Rede des Franken nicht, für sie müssen die Ohren „hoechen." Dasselbe Verhältniß kehrt in dem Worte laufen wieder, das der langsamere Schwabe für gehen, der Franke schon für springen gebraucht. Um eine Zudringlichkeit los zu werden, murrt der Schwabe fein: „laß mih gaun," der Franke gebietet dem hitzigen Bruder ein „ruh doch" — die eigne Beweglichkeit natürlich auch im Andern voraussetzend.

Schnelligkeit, Fertigkeit, Resolutheit in Reden und Handeln ist dem Franken eigen, er ist dem bedächtigern Schwaben gegenüber „kurz angebunden." Jacta alea esto! war der Wahlspruch des Frankenritters Ulrich von Hutten, der unstet und flüchtig sein kostbares Leben durchhetzte. — Der Trieb nach Außen ist auch in Schwaben da, aber er tritt nicht so leicht heraus ins weite, flüchtige Leben. Bei aller Reiselust kommen sie doch selten hinaus: „Wenn ih doch bei meiner Mueter wär," ist eine schwäbische Rede. Sie besinnen sich zu lange, und am Ende sind Zeit und Kräfte fort. Ganz anders der Franke. Ohne Weiteres packt er sein Ränzchen und fort ist er über Berg und Thal. Ich kenne bejahrte Män-

Digitized by Google

ner, welche heute noch den weitesten Weg „unter die Füße nehmen" und ihre jungen Begleiter zu Schanden führen. Die Jugend namentlich läßt sich nicht zurückhalten — sie will die Welt sehen. Ich weiß von Frauen, welche in ihren jungen Jahren auf eigene Faust halb Deutschland bereist und in die fremdesten Lagen und Verhältnisse sich gewagt haben, nur um dem Triebe, die Welt zu sehen, zu genügen. Schubert's berühmte „Hausfrau" ist gewiß eine Fränkin.... Natürlich werden solche Unternehmungen durch Sitte und Verkehr, durch innere und äußere Verhältnisse des Landes und Stammes erleichtert und begünstigt.

Wenn die langsame Art und Weise des schwäbischen Sinnes sich in der Geschichte der Schwaben so unnachahmlich symbolisirt hat, und diese von Anfang bis zum Schluß, wo dem schwäbischen Hriland eine Capelle gebaut wird, das in die eigenen Grenzen beschlossene, nur an die eigenen Landsleute sich anlehnende Bewußtsein veranschaulicht, so mögen Sie mit Fug in dem famosen Epple von Gailingen das Charakterbild Frankens erblicken. Sie haben doch schon auf der Burg zu Nürnberg die zwei Hufe gesehen, welche das Roß des tollkühnen Ritters in den Quadern der Mauerbrüstung abdrückte, als er mit ihm über den mächtigen Burggraben hinunterſprengte? An vielen Orten Frankens erzählt man sich Wunder von dem überflüchtigen Epple; auch im Jaxthale zeigt man den Abdruck, den der Huf seines Pferdes beim Ueberſetzen des Thales zurückließ, und in Crailsheim, einem fränkischen Städchen, mögen Sie mit mir noch heute auf einem Dache das Hufeisen angekettet sehen, welches von dem in Saus und Braus über die Straße jagenden Rosse des alten Gailinger verloren und auf das Haus geschleudert wurde. —

So erscheint das fränkische Wesen auf der Oberfläche, im folgenden Briefe werfen wir einen Blick in das Innere des fränkischen Geistes.

Kleine Burlesken und Charakterzüge.

Die Kaiserin Marie Thereſia fragte einst, als sie sich Mutter fühlte, einen ihrer Cavaliere: „Werde ich einen Sohn oder eine Tochter gebären?" — „Wahrscheinlich einen Prinzen," erwiederte der Höfling aus der Umgebung, den Wunsch der Kaiserin kennend. — „Ich glaube es nicht," antwortete sie: „Wollen wir wetten? Um zwei Ducaten! Es wird eine Prinzeſſin erscheinen." — Der Höfling fand sich durch den Scherz seiner Monarchin hochgeehrt, nahm die Wette an und verlor sie. Der arme Teufel fand sich nun ob der Art, der Kaiserin die zwei Ducaten zuzuſtellen, in einer großen Verlegenheit. In sich gekehrt, die Stirn reibend, trifft er den Dichter Metaſtaſio. Dieser hilft ihm, indem er ihm aus dem Stegreife mit der Bleifeder ein Paar Zeilen auf ein Papierchen schreibt. Er schrieb sie ab und wickelte zwei Ducaten ein. Sie lauten deutsch:

Verloren hab' ich, ich bezahle hier,
Weil's der erhab'nen Tochter so gefällt;
Doch gleichet sie, o große Fürstin, Dir,
Gewonnen hat alsdann die ganze Welt.

Der französische Dichter Delille lebte vor seiner Verheirathung mit einer Haushälterin, die zuweilen ungemein heftig war. Er zeigte bei diesen Stürmen die größte Gelassenheit und wußte den Spuk nicht selten durch Scherzhaftigkeit zu beschwören. Eines Tages entstand ein Zwist, und die Freundin, gereizt durch des Dichters Gleichmuth, bestürmte ihn mit Büchern, die sie, eines nach dem andern, von den Brettern herabholte. Als Delille sah, daß sie immer die größten Bände nahm und ihm an den Kopf warf, sprach er ganz ruhig: „Aber könnten Sie Ihre Liedkosungen nicht in kleinerem Format geben?"

Käſtner, als Professor in Göttingen, stellte einst in Gegenwart einiger vornehmen Studirenden Beobachtungen mit einem Tubus an. Ein junger lebhafter Prinz lief trotz aller Bitten des Professors beſtandig von einer Seite zur andern, und hatte ihn dadurch, daß er vor das Fernrohr kam, schon mehrmals in seinen Beobachtungen unterbrochen. Ein Weilchen ließ er sich das gefallen, endlich aber sagte er unwillig: „Ew. Hoheit mögen immerhin durchlauchtig sein, durchſichtig sind Sie nicht!"

Der Teufel, immer in der Literatur zu Hause, auch der arme, spielte, vor 300 Jahren eine große Rolle auf den Büchertiteln. 1555 erschien von Musculus, einem Predigter in Berlin, der „Hosenteufel," gegen die damals üblichen weiten Beinkleider. Ehe 20 Jahre vergangen waren, gab es schon 24 andere Teufel, Musculus selbst schrieb noch einen „Fluchteufel," einen „Kriegsteufel," einen „Eheteufel" und diesen folgten von Andern der Jagd-, Faul-, Spiel-, Bau-, Schrop-, Zauber-, Gesinde- und andere Teufel, von denen 1575 eine Gesammtausgabe in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Theatrum Diabolorum, erschien. Th.

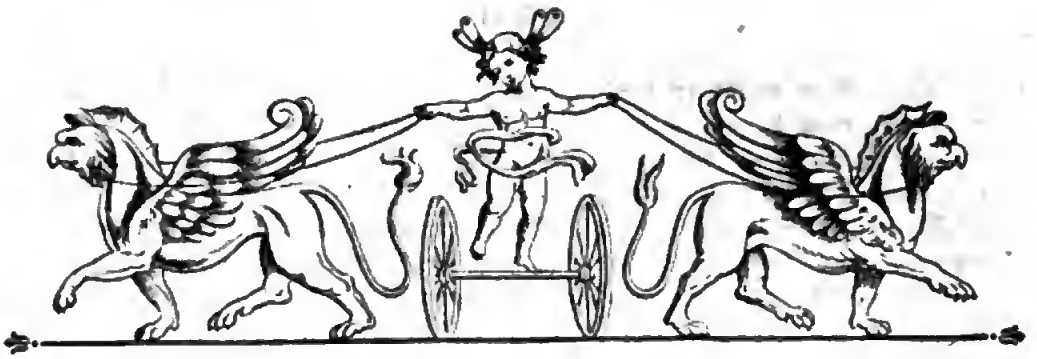
Notiz.

[In Sachen Wiendarg's]

Nachträglich machen wir die Anzeige, daß die journalistische Frechheit, die Wiendarg's persönliche Ehre zu schmähen versuchte, gerichtlich gerügt wird. Wir geben die Versicherung, daß die Führung der Sache den besten Händen anvertraut ist. Das Criminalamt in Leipzig hat bereits die Klage angenommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 45. — den 4. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Verblühte.

Novelle von J. Kaufmann.

Vor ungefähr einem Jahre lebte in dem norddeutschen Städtchen Dachhausen ein interessantes junges Mann, Namens Junius. — Dachhausen ist ein unschuldiges Städtchen, das im schattigen Arm waldiger Berge ruht. Es liegt fern von aller Land- und Heerstraße, und noch heute weiß man nicht, wie die ersten menschlichen Bewohner dahin gekommen sind. Gewiß jedoch ist, daß jener unselige, schmerzliche Riß, der durch die ganze Welt geht, etwa zwanzig Meilen weit von Dachhausen schonend vorüberläuft. Selbst der Knochenmann, der dürre, flinke Tod, der unsichtbare Schaefeichter aller Creaturen, der in der Sahara nicht verschmachtet, am Eispol nicht erfriert, der vor Columbus America entdeckte, der alle Wege kennt zu Land und zur See, bei Tag und bei Nacht, findet so schwer und so spät den Pfad nach Dachhausen, daß die Leute daselbst Zeit haben, recht alt und lebenssatt zu werden. Ja, Dachhausen liegt außer aller Welt, obgleich in Deutschland! Wohl seinen Bürgern! Sie kennen keinen tiefern Schmerz, als den über eine mißrathene Heuernte; im Stillen aber segnen sie den bunten Kram von Blut und Thränen, den wir Weltgeschichte nennen, das Bildermagazin von unsterblichen Ungeheuern und Hanswurst-Tyrannen, die den leisen Schlummer der Welt heimsuchen, als böse Träume, und von denen die Doefzeitung am schläfeigen Sonntag ihnen so harmlos vorplaudert, als wären es Spinnstubengeschichten von Hoffmann oder Musäus. Sie haben recht, die guten Leute! Sind sie denn Schuld daran, daß der arge Weltlauf so kurzweilig ist? Sollten sie sich um das Wohl oder Weh dieser Welt betrüben? Das Rathhaus auf dem Markte zu Dachhausen kann eben so gut Mittelpunct der Erde sein, wie Notre-Dame zu Paris, oder der Winterpalast zu St. Petersburg. Die größten Merkwürdigkeiten des glücklichen Städtchens aber sind: die alte Rathhausuhr, an der nach jedem Stundenschlage ein eisernes Männchen mit einer Sense vorspringt, ein namenloses, tiefes Mühlenbach, der die schwarze Stadtmauer bespült, und — der sonderbare Tischlermeister Junius.

Junius war einst an einem frostigen Wintertage nach Dachhausen gekommen. Er hatte ein altes, doch echtes Wanderbuch, trug feine, aber zerrissene Kleider, einen kleinen, schwarzen Stutzbart im Gesichte, und hatte eine hohe, weiße Stirn, unter der ein Paar Augen wie dunkle Sonnen brannten. Dies abenteuerliche Aussehen war wohl verdächtig genug. Aber Junius bat so gebieterisch, ihn nicht verhungern zu lassen, daß der Magistrat von D... über seine Kühnheit stutzig wurde; er drohte ferner, wenn man ihn aus dem hübschen Städtchen fortwiese, sich vor dem Orte an die Stadtmauer hinzusetzen und da zu erfrieren, oder gar zu verhungern. Davon wurde der kleine, dicke Bürgermeister so gerührt, daß er selbst im Schweiße seines Angesichts alle Zeitungen durchblätterte, und da sich nirgendswo gegen den Junius ein Steckbrief fand, durfte er bei dem einzigen Tischlermei-

Digitized by Google

ster des Ortes Geselle sein. Bald wurde er durch sein Geschick in der Arbeit, und durch die anziehende Traurigkeit seines Wesens der Liebling von Alt und Jung. Als ein Jahr später der alte Meister starb, machte man Junius zu dessen Nachfolger; der Sarg, den er für den todten Schreiner zimmerte, war sein Meisterstück, und er erhielt für ewige Zeiten das Schutzbürgerrecht in Dachhausen. Den folgenden Morgen war er verschwunden, ohne Abschied, ohne Lebewohl. Nach vierzehn Tagen jedoch kam er auf einem beladenen Bauernwagen, wie im Triumphe zurückgefahren. An seiner Seite saß ein reizendes, obgleich nicht sehr jugendliches Mädchen, das Jedermann nach der Aehnlichkeit als seine Schwester erkannte. Das Fuhrwerk war thurmhoch mit einer Masse alter, oder unnützer Geräthe, einer bestaubten Guitarre, verrosteten Waffen, und anderm Trödel bepackt, wie ihn liederliche Schauspieler mit sich zu führen pflegen. Er miethete die Wohnung seines verstorbenen Meisters an der Stadtmauer, und lebte, wie das Murmelthier in seiner Höhle, einsam mit seiner Schwester Marie, die er mit unerhörter, fast eifersüchtiger Zärtlichkeit zu lieben schien. Er bediente seine Kunden fleißig, brachte ihnen die bestellten Sachen vor der bestimmten Zeit ins Haus, wurde aber täglich finsterer und verschlossener. Fragte man ihn nach dem Befinden Mariens, wurde er unhöflich, wo nicht zornig, und stotterte trotzig einige abgebrochene Worte. Marie aber, die Schwester eines armen Tischlers, die sich mit Nähen und Sticken einiges Geld verdiente, trug, wenn sie ausging, einen grünen Schleier, und hatte saubere Vorhänge an den Fenstern ihrer Kammer. Dies machte die Dachhausener wieder an Junius irre. Sie erinnerten sich, daß er, wenn man ihm auf den Zahn fühlte, einmal Student, ein andersmal Soldat gewesen sein wollte. Für schreienden Undank galt es vollends, daß er so heimlich vor seinen Mitbürgern that, die doch ein Recht an ihn, den hergelaufenen Fremdling, hatten. Aber die Dachhausener sind gute Christen. Da Junius als ehrlicher Meister fortlebte und pünctlich seine Miethe zahlte, verfolgte man ihn nicht wegen seiner Grillen. Nur blieb er, wie billig, das tägliche Brot des hungrigen Stadtgespräches. Der Barbier, der zu Junius am häufigsten kam, erzählte einst auf offenem Markte vor dem Bürgermeister und andern Standespersonen, die wunderbarste Neuigkeit, auf die jeder Mensch, der bei Sinnen ist, die Ohren spitzt, sei diesem Kauz gleichgültiger, als der Mann im Monde, gedruckte Neuigkeiten könne er aber am wenigsten leiden. In seinem ganzen Hause sei kein Buch zu sehen, und der kleinste Fetzen von einer Zeitung errege ihm eine fast krampfhafte Unruhe, als hätte er die Wasserscheu. Tief in die Nacht, bis der Hahn krähte sah man oft Licht in seinem Fenster, Nächte lang arbeitete er zuweilen an Tischen und Bänken, als wollte er Buße thun für ein schweres Verbrechen. Dann fiel ihm wieder ein, mitten in der Woche blauen Montag zu machen. Er ließ alle Arbeit liegen und ging früh Morgens, als könnte es nicht anders sein, vor die Stadt hinaus in Gebieg und Wald spazieren. Die ehrlichen Meister standen dann kopfschüttelnd vor ihren Werkstätten, und sahen, die Hände unter den Schürzen, dem seltsamen Müßiggänger nach.

Ruhig vergingen einige Jahre, bis ein wichtigeres Ereigniß die Aufmerksamkeit von Dachhausen auf sich zog. Der Frühling des Jahres 1838 brachte einen vornehmen Gast in das Städtchen. Ein blühend schöner, junger Mann stieg auf dem Markte aus einer prächtigen, mit zwei stolzen Schimmeln bespannten Kutsche. Er trug den zierlichen Strohhut seitwärts auf den blonden Locken, an seinen Fingern blitzten Demantringe. Was nur immer in Dachhausen einen Kopf hatte, steckte ihn zum Fenster heraus, und zerbrach sich ihn mit Vermuthungen über den reichgekleideten Fremdling. Dieser wandelte nachlässig und sinnend vor dem Gasthofe auf und nieder, die vielen neugierigen Mädchenköpfe, die aus allen Fenstern, Luken und Schießschaeten auf ihn zielten, gefielen ihm ungemein, fast eben so wohl die romantische Lage des Städtchens. Auf dem Markte wuchs das Gras wild, über die Dächer schatteten und blauten die waldigen Berge herein, und an ihren Gipfeln hingen weiße Kalkfelsen in sonderbaren Gestalten. Alfred, so hieß der Fremde, beschloß, einige Zeit in Dachhausen zu verweilen. Er war der Sohn eines hochgestellten Staatsdieners aus der Residenz, und hatte selbst schon einige Stufen jener Himmelsleiter erstiegen, von deren Gipfel sein Vater bald in die Antichambre zu treten dachte. Erschöpft von seinen ersten Staatsdiensten und den Freuden des Carnevals, wollte er den Sommer im Bade zubringen. Aber die Heilquellen sprudelten noch in Einsamkeit, in Pyrmont, in Wiesbaden lauerten die grünen Tische noch auf die goldenen Sonnen und silbernen Monde des Lebens, gewöhnlich Louisd'ore und Thaler genannt, in Karlsbad stimmten die böhmischen Musikanten noch ihre Geigen; darum ergetzte sich Alfred an abenteuerlichen Umwegen, wie sie ihm Laune oder Zufall eingab, und einer dieser Sprünge über Stock

Digitized by Google

und Stein warf ihn in das weltvergessene Thal von Dachhausen.

Am Abend desselben Tages, da Alfred angekommen war, lehnte Junius zum offenen Fenster hinaus. Das Kinn in die flache Hand gestützt, starrte er über die öde Gasse und die niedrigen Häuser der Stadt hinweg. Auf dem Kamm eines dunklen Daches saß die volle, rothe Abendsonne und wartete auf das letzte Glockenläuten. Ihr milder Schein fiel ihm gerade ins Gesicht, daß es ihm wohlthat. Hinter dem Hause rauschte der Mühlbach, Marie war im Garten am Brunnen beschäftigt, und ihre helle Stimme sang ein sehnsüchtiges Lied leise, kaum hörbar. Der Tischler überließ sich lulleuden Träumereien. Er war selten in so aufgeregter und doch friedlich hingebender Stimmung. Jeder Strohhalm, den der Wind bewegte, jede Windfahne, die sich auf einem Dache drehte, sprach mit ihm durch Zeichen und Pantomime, das leiseste Geräusch in der Luft, im Bache oder im Zimmer wurde in seinem Ohre zu deutlichen Worten. Absichtlich schloß er die Augen und träumte sich zehn Jahr alt. Seine Mutter strich sorgsam von der Wand die Spinneweben und räumte ihm das Bett auf. Nun war ihm, als läge er im Bette und freute sich auf die Träume, die ihm heute Nacht kommen würden. Er baute Luftschlösser, dachte sich eine ganze Zukunft voll Großthaten, die er spielend vollbringen, voll wunderbaren Glücks, das er noch erleben wollte. — Und doch war Junius von Natur kein müßiger Träumer. — Plötzlich rief von unten eine Stimme: „Junius!" Der fuhr auf, wie ein Nachtwandler, den man beim Namen gefaßt; Jemand stürmte die Treppe herauf und klopfte an die Thür. Eh' noch der Meister: Herein! gesagt, trat Alfred in die Stube. Der Tischler ging staunend und ungewiß auf den Fremden zu.

„Gott grüße Dich, Freund Junius! Wie kommst Du daher?" — Der Tischler sah ihn starr und staunend an.

„Nun, hast Du Deinen Cameraden Alfred vergessen, oder bist Du nicht Junius?"

„Ach, Alfred!" rief der Meister überrascht und verlegen, ihm die Hand reichend. „Ich erkannte Dich wahrlich kaum."

„Habe ich mich denn so verändert?" lachte der Andere, „ich bin vielleicht blühender, männlicher geworden, nicht wahr? Mehr sollst Du Dich wundern, daß ich nach so langer Zeit noch von dieser dunklen Gasse aus Dein philosophisches Profil erkannte. Ja, sechs Jahre sind es, daß der tolle Dobrzycky von der Universität verschwand, und unser krause Herr Brausekopf Junius hinterdrein."

„Sechs Jahre!" sprach Junius, und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Freund," plauderte Alfred weiter, „Deine Züge scheinen mir fast gewaltsam verändert, Deine Lippen so schmal, einsylbig, die Augen so tief, Alles so ernst, so solid!"

„So?" fragte Junius lächelnd, und schaffte für den unerwarteten Gast einen hölzernen Stuhl herbei. Alfred musterte indessen die Stube, besah die altväterlichen Meubles, das gescheuerte Geschirr auf dem reinlichen Simse, die pedantische Wanduhr, das kolossale Gebäude des schwarz glänzenden Kachelofens, und die Guitarre, die bestaubt, mit losen Saiten, im Hintergrunde wie eine schüchterne Erinnerung an der Wand hing.

„Bist Du etwa verheirathet hier?" fragte er, den Tischler von der Seite messend.

„Nein, aber meine Schwester ist eine musterhafte Wirthin."

„Deine Schwester! Wie kommst Du mit ihr in dies weltvergessene Nest? Rede doch, Du warst ja sonst kein Trappist, wie geht es Dir, was treibst Du, was bist Du denn eigentlich hier?"

„Ein Tischler, oder in vielleicht besserem Deutsch, ein Schreinermeister," sagte Junius langsam. Bei diesen Worten brach Alfred in ein gellendes Gelächter aus, daß die Fenster klirrten und die wiederhallende Guitarre lange nachwimmerte. Junius stand mit gekreuzten Armen am Fenster, mit gefalteter Stirn und blinzenden Wimpern, die Stirnader schwoll ihm an, und eine leichte Röthe über dem linken Mundwinkel färbte sich blutroth. Alfred blieb erschrocken stehen.

„Verzeih," sprach er, „ich dachte, Du wolltest mich äffen —"

„Ich spreche die Wahrheit."

„Unheimlicher Mensch, ist es möglich?" rief Alfred, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Unser genialer Junius, der Enaksſohn, dem die Welt zu eng, der Himmel zu niedrig war, ist ein Holzwurm geworden, flickt und pickt an alten Bretern. Himmlischer Vater! Ist Dein Herz so eingeschrumpft, alle Flügel Deines Geistes so gelähmt, alles Feuer so erloschen in Deiner Seele?"

„Nimm, welche Phrase Dir beliebt," murmelte der Tischler.

„Verzeihe mir, ich wollte Dich nicht beleidigen, aber gib mir einen Namen für diesen lächerlichen Sprung,

Digitized by Google

dieſe fabelhafte Metamorphoſe. Was iſt mit Dir vorgegangen? So alle Phantaſie, alles Gefühl in ſich zu erſticken!"

„Mit mir iſt gar nichts Unnatürliches vorgegangen! Aber, Freund, obgleich mein Herz noch daſſelbe iſt, dürfen wir doch nicht mehr in demſelben Tone reden, wie vor ſechs Jahren. Ich bin ſeitdem um ſehr viele Jahre älter geworden, das wirkliche Leben klopfte mir wie ein derber Freund auf die Schulter, drückte mir feſt die Hand, ich bin erwacht und ein geſunder Menſch geworden. Wenn ich auch nicht mehr Seifenblaſen mache, iſt mein Gefühl darum nicht erſtorben. Tauſende von Steckbriefen fühlen in einer Minute mehr," fuhr er erhitzt fort, „und tiefer als je für die Unſterblichkeit geſchrieben, oder gedruckt und gemalt worden. Hab' ich von der Natur Phantaſie bekommen — wohl, um ſo heiterer ſind des Nachts meine Träume. Darf ich darum kein Brot mit der Hand verdienen? Ich und meine Schweſter haben Beide mit dem Leben unſere Rechnung abgeſchloſſen, wir leben für einander in heiterer Kaethäuſerſtille, ich bin frei und ſelbſtſtändig — wir Beide ſind glücklich."

„Glücklich!" wiederholte Alfred langſam. „Ich kann dieſes Leben nicht begreifen. Ich ſehe nur falſche oder wahrhaft unſelige Zerriſſenheit in dieſem Treiben. Du haſt ſonſt tolle, excentriſche Streiche gemacht, aber dieſes war kein Genieſtreich, Junius!"

Der Tiſchler lachte bitter. „Wer ſagt Euch denn, daß ich Genieſtreiche machen wollte? Und daß Euer blödes Auge doch überall zerriſſene Herzen ſieht! Hättet Ihr nur den Muth, Eure Diminutiv-Thaten nicht für ſo unentbehrlich zu halten, und Eueen Tag glücklich zu leben, wie die Eintagsfliege ſoll. Ich habe ihn; mein Herz iſt ganz und geſund. Ich will ja nichts von der Welt, als daß ſie mich in meinem Frieden laſſe."

Alfred ſchwieg. Es war in dem Tone des Tiſchlers etwas, das keinen Widerſpruch litt, obgleich das eben nicht zu Gunſten ſeiner Behauptungen ſprach. Nun ſtanden ſie einander gegenüber; es wurde dunkel in der Stube, die Dämmerung ſpannte einen trüben Schleier, wie den Zwiſchenraum nebelhafter Vergangenheit zwiſchen Beide aus, daß ſie ſich nicht wieder erkannten. Junius wurde von ſeinen Gedanken wie von durcheinander rauſchenden Wiebeln zurückgetragen, Alfred ſtarrte gedankenlos den Tiſchler an, in deſſen feindartiges Weſen er ſich nicht zu finden wußte. Nur auf der Zunge lagen ihm die Worte: „Junius, Junius! Ich möchte Thränen um Dich weinen!" — Er konnte ſie aber nicht ausſprechen; denn er war wirklich erſchüttert. Endlich brach des Tiſchlers tiefe Stimme das peinliche Schweigen. — „Nun," ſpottete er mit einer Heftigkeit, die gegen ſeine anfängliche Kälte grell contraſtirte, „nun, Alfred, Du kommſt ja mitten aus dem thätigen Maskengewirr des Lebens! Was iſt denn Neues auf der Erde? Darf die Sonne noch ſcheinen bei Euch, und die Nachtigall ſchlagen? Hat man keine neueſte Welt entdeckt, oder erfunden? Blieb das Rad der Zeit nirgendswo ſtehen? — O, ich wollte, es überkäme dieſes alte, eitle Klageweib, dieſe ſchwätzende Welt, dieſe ganze Menſchheit ein männliches Schweigen, und ſie ſonnte ſich geduldig, wie eine Fliege, im Licht des Himmels, und ſie ließen ihren entmarkten Schooß brach liegen ein Jahrhundert. Dann," ſchrie er, „dann würden friſche Urwälder von Gedanken wachſen, dann gäbe es zu thun, zu arbeiten, urbar zu machen, dann lohnte es wieder der Mühe, eine ſolche Creatur zu ſein, ein Menſch!" — Alfred wußte nichts zu ſagen; auch der Tiſchler ſchien ſich zu ſchämen, daß er ſich ſo in Harniſch beingen ließ, und Beide verſanken in Stillſchweigen. Jener drückte Junius endlich die Hand und wollte gehen, als ſich die Thür öffnete und Marie, wie ein verſöhnender Engel, mit dem Lichte in der Hand eintrat. Geiſterhaft beleuchtete der Kerzenſchein ihr mild blaſſes, mit einem ſchwarzen Tuche umbundenes Geſicht. Gleich auf den erſten Anblick ſtrahlte dem Fremdling eine unbeſchreibliche und anſpruchsloſe Gutmüthigkeit aus ihren Zügen. „Guten Abend," ſagte ſie leiſe und ſetzte das Licht auf den Tiſch. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Einandervorſtellungen entfernte ſich Alfred. Aber in ſeiner Seele tönte es immer noch: Guten Abend! gute Nacht! — (D. F. ſ.)

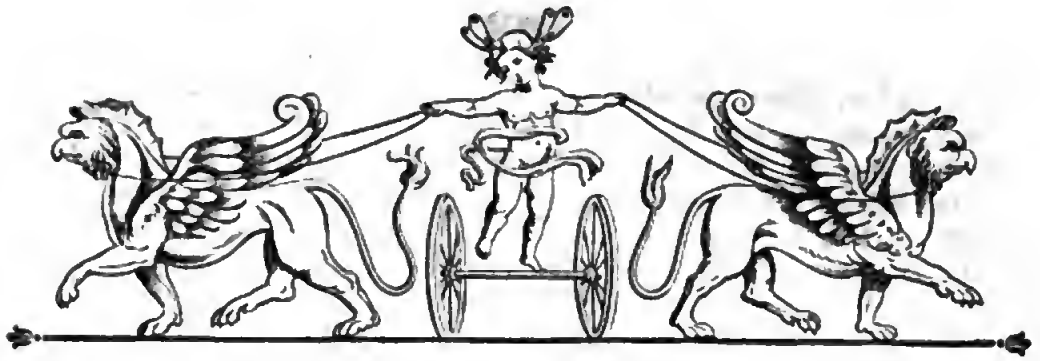
Notiz.

[Ritter Spontini und Graf von Redern.]

Man ſchreibt uns aus Berlin: „Spontini hat durch ſeinen Einfluß in Rom Veranlaſſung gegeben, daß ſein Freund, der General-Intendant der königlichen Schauſpiele in Berlin, Graf von Redern, vom Papſte zum Ehrenmitgliede der uralten Akademie der heiligen Cäcilia ernannt worden iſt. Sind bei uns auch des Grafen große Verdienſte um Muſik und um Werke deutſcher Componiſten hinlänglich anerkannt, ſo iſt es doch auch erfreulich zu ſehen, daß derſelbe gleiche Anerkennung in den päpſtlichen Staaten durch Spontini gefunden hat. Das desfallſige Patent iſt bereits in Berlin angekommen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 46. — den 5. März 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Verblühte.

(Fortsetzung.)

Alfred mochte nicht sobald von Dachhausen scheiden, aber er fühlte auch, daß Junius und Marie allein in die Länge seinen geselligen Bedürfnissen nicht genug sein würden. Darum schrieb er an mehrere seiner Freunde, die gleich ihm eben die Zugvögel spielten, schilderte ihnen Dachhausen als ein kleines Paradies, wo man frei und ungestört seiner Laune nachhängen, und jedenfalls drolligere Abenteuer erleben könne, als in den langweilig lauen Badesalons; zuletzt bat er sie, einige Wochen mit ihm hier zu verleben. Inzwischen war er täglicher Gast in Junius' Hause. Dieser gewann nicht wenig dadurch in den Augen Dachhausens an Achtung und räthselhaftem Ansehen. Die gutmüthig einfältige Phantasie der Dachhausener brachte ihn mit Sagen in Verbindung, die sie von incognito lebenden Fürsten, verstoßenen Prinzen, und verlorenen Söhnen aus hohen Familien gehört hatten. Den Reizen Mariens allein, so dachten sie, konnten die Besuche Alfred's nicht gelten; da gab es ja in Dachhausen viel feischere Rosen zu pflücken, viel hellere Perlen zu fischen. — Im Hause des Tischlers begann indeß ein ganz anderes Leben, seit der fröhliche Alfred die eintönige Einsamkeit unterbrach. Er war den Geschwistern fast unentbehrlich geworden. Er zog die Pendeluhr auf, er spielte die Guitarre, saß neben dem Stickrahmen Mariens, und sah lächelnd dem Meister zu, wenn er durchaus in seiner Gegenwart nicht feiern, sondern, die Schürze umgethan, an seinen hölzernen Werken schneiden und feilen wollte. Junius suchte seinen Freund immer dringender zu überzeugen, daß er glücklich sei. Er führte ihn in dem räumlichen Hause herum, das er einst an sich kaufen wollte, er zeigte ihm täglich den kleinen Garten mit der Aussicht auf die Berge, und die jungen Aepfelbäume, die er selbst schon gepflanzt. Dennoch konnte Junius nicht immer der Vergnügungslust Alfred's widerstehen, den die Aussicht, und die Aepfelbäume, die nicht in einer Nacht groß werden wollten, der Stickrahmen und der emsige Hobel am Ende langweilten.

Zuletzt war fast täglich blauer Montag, man spazierte und fuhr in der schönen Gegend Dachhausens herum, man scherzte und lachte, man trank Wein. Junius und Marie hatten Jahre lang keinen Tropfen Rebensaft gekostet. Wer nie sein Blut mit diesem Liebestrank der Natur erfeischen, nie seine Wange mit Traubenblut färben wollte, wäre wie ein Meer, das nie stürmte, wie ein Baum, der ewig stille stände, ohne mit den Zweigen zu rauschen. Beim Weine wurden Jugend- und Studentengeschichten erzählt, man vergaß sich und wurde kindisch, Junius ließ wieder geistige Blitze zucken, Marie wurde reizend verschämt und schien einige Jahre jünger. Aber der Tischler kam oft zur schmerzlichen Besinnung, und wenn er, noch erhitzt und in sanfter Trunkenheit, in seine Stube trat, und die rauhe Schürze an der Wand hängen sah, jene Schürze, sein härenes Kleid, — das er ganz vergessen hatte, —

Digitized by Google

wurde ihm verzweiflungsvoll zu Muthe. In solchen Augenblicken hätte er mit jugendlicher Gewalt, und der Bitterkeit frühreifer Lebenskenntniß sich wieder in die Welt stürzen, Alles vor sich her zerschmettern, und erobern mögen — wenn er allein gewesen wäre. Gern gönnte er Marien die kurze Erholung, den doppelten Frühling der Natur und der seltenen, geselligen Lust, aber was sollte am Ende daraus werden? Wer weiß, ob sie nicht die wenigen Stunden der Vergessenheit mit bitteren Erinnerungen zu bezahlen haben werden, und sollten sie sich leichtsinnig durch einige verstohlene und hoffnungslose Schritte über die Gränzen ihrer Klosterzelle des letzten Asyls berauben, in das sie sich so friedlich eingenistet? — Dies waren die Falten auf Junius' Stirn, wenn Alfred kam. Man blieb wieder zu Hause, Junius arbeitete, Marie saß am Stickrahmen. Aber neben ihr saß Alfred und erzählte von dem einstigen genialen Treiben ihres Bruders. Wenn er dann von dem seltenen Geiste sprach, den Alles an Junius bewundert hatte, von den wundervollen Liedern, die er achtlos und siegreichspielend hingeworfen, von der anmuthvollen Kraft, mit der er das wildschäumende Roß der Sprache gezügelt, von dem glänzenden Horoskope, das ihm von Jedermann gestellt wurde, — dann ließ sie die Nadel fallen, ihr feuchtes Auge schwämmte wehmüthig auf ihren Bruder hin, der nicht ahnte, daß von ihm geflüstert wurde, dann auf Alfred, dessen Wangen vor Begeisterung glühten, und der ihr ein Engel des Trostes schien. Aber er war auch ein verführender Engel der Hoffnung; denn er spielte oft darauf an, daß das jetzige Treiben ihres Bruders nicht ewig dauern könne, es sei noch nicht Alles verloren, und in Junius wären noch geheime Kräfte, die er selbst nicht kenne, und die nur auf die geisterhafte Berührung einer Wünschelruthe, eines glücklichen Ungefähres warteten. Wie sollte die Arme nicht das süße Gift in vollen Zügen schlürfen, wie sollte sie nicht rücksichtslos Den lieben, der so warm für ihren geliebten Bruder fühlte? — Auch Alfred fühlte sich zu Marien hingezogen; in einer Oase, in der Oede konnte sie vielleicht noch für reizend gelten; wenn ihr Ohr den Vergötterungen ihres Bruders lauschte, kehrte die entwichene Rosenfarbe auf ihre Wangen, und wenn ihr Auge von hoffnungsvollen Träumen trunken strahlte, vergaß man leicht den Herbst, der sie sonst so kühl umwehte. Aber Alfred wußte nicht, was er that. Zu seiner Rechtfertigung sei es gesagt, daß er wirklich an eine Wiederkehr der geistigen Jugend bei Junius glaubte, und sich mit den sanguinischen Hoffnungen schmeichelte, ihn in die Welt zurückführen zu können Er war nicht falsch, aber unbesonnen, leichtsinnig und kurzsichtig. Konnte er Mariens täglich wachsende Liebe zu ihm mit seiner flüchtigen Theilnahme an dem Geschick der Geschwister aufwiegen? — Dies waren wieder Falten für Junius' Stirn. Alfred begriff die Lage des sonderbaren Meisters nicht. Marie war mehrere Jahre Braut ohne Liebe gewesen. Unglückliche Verhältnisse, Sorgen, die sie mit ihrer Mutter frühzeitig zu theilen hatte, drängten lange bei dem sonst höchst empfindsamen Mädchen den Frühling der Liebe zurück. Sie konnte also noch diese gefährlichen Kinderkrankheit des Herzens anheimfallen. Wo war dann eine Hoffnung, oder gar eine Heilung für das verblühende Wesen möglich? Darum bewachte Junius mit treuer Aengstlichkeit jede Regung ihrer Seele, und, um sie keinen Täuschungen auszusetzen, gewöhnte er sie leise an die Resignation, die er zu tragen stark genug war. Sie sollte sich nur an ihn ranken, bis die Zeit vorbei gewesen wäre, wo die Schwächen mädchenhafter Eitelkeit verzeihlich sind, und wo man nicht so hart sein kann, einem hülflosen Geschöpf, wie Marie, zu sagen: Du bist verblüht.

Indessen kamen Alfred's Freunde gezogen, und Posthörner, in Dachhausen noch unbekannte Musikinstrumente, ließen ihren seltsamen Ton in den Bergen widerhallen. Bald wurde Dachhausen lebendig, Trinkgelage, Spazierritte, Kartenspiel und Liebesgeschichten drohten, wenn nicht die Vorsicht des Novellisten wachte, aus dem glücklichen Städtchen einen modernen und gar nicht so obscuren Sammelplatz aufgewirbelter, junger Taugenichtse zu machen. Diesen Glanz hatten die ehelichen Dachhausener allein ihrem Tischlermeister zu danken, in dessen Wohnung es jedoch von nun an stiller ward; Alfred kam nicht mehr so häufig. Marie aber — wer wird sie darum anklagen? — hoffte!

Eine wundervolle Mainacht lag über Dachhausen. Der Frühlingswind spielte und sang auf den Zweigen schneeweiß blühender Bäume, und junge Blumenseelen schwammen duftend hinauf zum Monde und den Sternen, die so heimlich und selig durch Mariens Fenster glänzten, als blickten sie in ein Brautgemach. Aus der anstoßenden Kammer tönten die leisen Athemzüge des schlummernden Meisters. Marie aber stand gedankenverloren und suchend vor einem geöffneten Wandschranke. Endlich fand sie sie unter dem alten Geräth heraus, die liebe, lange nicht mehr berührte Schachtel mit den werth-

Digitized by Google

losen, aber zärtlich aufbewahrten Kleinoden, Familienangedenken, Korallen von ihrer Großmutter, altmodischen Ohrgehängen und andern Kleinigkeiten. Wehmüthig und mit klopfendem Herzen betrachtete sie die Schmucksachen, die sie morgen anlegen wollte. Sie schlich damit vor den Spiegel, im Vorbeigehen streifte sie an die Guitarre, und einer Saite entfuhr ein langer, geisterhafter Ton. Sie wurde immer traurig, wenn sie die Guitarre ansah, mit der sie als Kind schon gespielt hatte; aber in diesem einzelnen Ton während der Stille der Nacht lag mehr klagende Musik, als sie je gehört zu haben glaubte, er weckte alle verborgenen Stimmen ihrer Seele. Bewegt trat sie vor den Spiegel und besah die Sachen beim Lichte. Ach, alles war so hoch mit Staub bedeckt, als zöge sie es aus dem Grabe. Und als sie den Schmuck anzülegen versuchte, die Korallen wie blutige Thränen ihrer Mutter und Großmutter an ihrem Halse hingen, die Ohrgehänge so traurig zwischen den schwarzen Locken niederhingen, — da ward ihr bang und schaurig ums Herz. „Eitle Thörin," schien eine Stimme ihr in das Ohr zu flüstern, „Dir fehlt nur noch die goldgestickte Haube Deiner Großmutter, so siehst Du aus, wie sie selber!" Was wollte sie mit Putz und Tand? Ihr Leben stand ja im gelben Blatt, für sie war das Gebetbuch und das Spinnrad. Sie fühlte dies, und noch mehr, was sie nicht auszudenken wagte. Heiße Thränen entstürzten ihren Augen, mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht und ließ die Schachtel fallen. Erschrocken horchte sie, ob das Geräusch nicht den Bruder erweckt, und da sie die Kleinode wieder in die Schachtel legte, fand sie auf dem Grunde eine Schrift mit schwarzem Band umwunden. Es war die Hand ihres Bruders. Schnell trocknete sie ihre Thränen, setzte sich an den Tisch, knüpfte das Band auf und las:

Der tolle Dobrzycky.

Many are poets, who have never penn'd
Their inspirations. — Byron.

Dieser Name gehöret einem unglückseligen, jungen Mann, dessen Schicksal einen mir unvergeßlichen Einfluß auf mein ganzes Leben hatte. Einige Zeilen zu seinem Angedenken für mein eigenes, einsames Auge geschrieben, wird mir sein Schatten vergeben.

Ein Unstern waltete von jeher über unserm Hause. Mein Vater, ein armer verschuldeter Pächter starb, als ich kaum sprechen konnte, meiner Mutter Brüder waren theils rauhe Menschen, theils arm und hülflos. Der eine, ebenfalls ein Pächter, der meinen Vater ruinirt hatte, war ewig im Streit mit uns, der andere, ein Pastor, war mit einer Unzahl von Kindern gesegnet, der letzte, Georg, war alt und blödsinnig, und fiel meiner Mutter zur Last. Nur meinen ältern Bruder, der ohnedies schon als Knabe einem blassen Theologen gleichsah, konnte meine Mutter studiren lassen: ich, ein gesunder, wildherziger Junge, sollte Tischler werden, und kam frühzeitig in die Fremde, was übrigens meiner Mutter im Stillen sehr wehe that. Ich hatte die Lehrzeit überstanden, ich besaß schon ein Wanderbuch, als unglücklicher Weise mein älterer Bruder starb. Nun sollte ich die Ehre und Stütze des Hauses werden, und wurde meinem friedlichen Handwerk entrissen, um zu studiren; denn mein Oheim, der Pastor, behauptete, um die Mutter zu trösten, ich hätte mehr Talent, als der Verstorbene. Als ich allein nach Hause gefahren kam, und die Mutter vor Betrübniß und Freude weinend mich umarmte, ward mir ahnungsvoll zu Muthe. Ich war durch die lange Abwesenheit den Meinen fast entfremdet worden. Man führte mich auch, wie einen Fremden im Hause, im Garten umher, und schloß mir die mit unheimlichem Moschusgeruch erfüllte Stube auf, in der mein Bruder gestorben war. Sonst war ich unbändig, und wild gewesen, so daß die Mutter zu sagen pflegte: die Knaben gleichen der Mutter Brüdern, Du bist auch so rauh, wie meine unseligen Brüder. — Nun war ich fast fremde, und darum so schüchtern, daß ich meine um ein Jahr ältere Schwester Marie Anfangs mit Sie anredete. Diese romantische Entfremdung, die mich nöthigte, sie erst jetzt genauer kennen zu lernen, trug gewiß dazu bei, meine Liebe zu diesem sanftesten aller Wesen inniger zu machen. Allen Leuten meiner Umgebung lag ich in den Haaren — Marie allein konnte mich besänftigen, und ich erinnere mich, nie einen Streit mit ihr gehabt zu haben. Meine kindische Zärtlichkeit für sie ging so weit, daß ich kaum etwas von den Verhältnissen meines Hauses erfuhr, als ich schon für ihre fernste Zukunft bebte; mit Zittern, ja mit Wuth faßte ich oft den Gedanken, sie könnte einmal das Weib eines gemeinen, ihrer unwürdigen Menschen werden. Seltsame Knabengedanken! — Ich kam auf die Schule, ich bezog bald die Universität. Ich hatte viele Schwielen an der Hand, keine einzige im Gehirn, oder im Herzen, darum kosteten die schweinsledernen Bände mich nur wenige Zeit. Mein volles Herz aber überspendete meine Phantasie, die nicht zu früh überreizt worden, suchte glühend nach Nahrung wie ein Waldbrand. Da ich keinen mir zusagenden

Digitized by Google

Freund fand, schloß ich mich dem ersten besten Kreise von Bekannten an, denen ich bald imponirte; denn sie schrieen mich für genial aus. Diese jungen Sausewinde, armselige Dilettanten in allerlei Künsten und Kunststücken, bewunderten meine tollen Launen, und jauchzten bei jedem meiner übermüthigen Einfälle. Ich schnitt Silhouetten, Carleaturen, portraitirte, improvisirte allerhand Schnurrpfeifereien, in denen allerdings oft einiger Sinn war, und sie nahmen sich die Mühe, sie aufzuschreiben; denn ich war doch zu klug, um dies Alles nicht verächtlich anzusehen. Kurz, ich galt für einen Philosophen, Künstler und Dichter, für ein Universalgenie. So sehr dies meiner Eitelkeit schmeichelte, so wenig glaubte ich im Innersten den übertriebenen Schmeicheleien meiner Kameraden. Ich hatte bei allem Gefühl von Kraft, bei aller Begeisterung für alles Erhabene zu idealische Begriffe von großen Künstlern oder Dichtern, die mir wie mit Wundern aufgesäugte Propheten erschienen, als daß ich mich für einen Auserwählten zu halten gewagt hätte. Ueberdies war mein Blick fest auf das Leben gerichtet; genießen und wirken, um wieder, und zwar mit Geist zu genießen, war mein höchster Zweck, und ich fühlte Lust, mir einen festen Boden, einen warmen Heerd zu schaffen. Aber ernst, fast finster in der Ausführung meiner zügellosen Schwänke, war ich leichtsinnig, wo es ernste Dinge betraf. Dieser Leichtsinn, und das Vertrauen auf meine Kraft ließ mich alles planmäßige Treiben aufschieben, und trieb mich zu ewigen Bacchanalien. —

Während dieser Zeit war mir oft ein blasses Gesicht unter den Fremden an der Universität aufgefallen, das einem jungen Manne von höchstens 20 Jahren gehörte. Er teug den schwarzkraufen Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, als wäre er ihm zu schwer. Aus den feingeschnittenen Zügen blickte Geist und Schwermuth, in den dunkeln, rollenden Augen lag eine Mischung von Wildheit und zahmer Schüchternheit. Er ging mit Niemanden um, sprach selten und wenig. Die einen nannten ihn seines sonderbaren Wesens wegen den tollen, andere den stummen Dobrzycky. Ich fühlte mich theils aus Neugier, theils aus Sympathie zu dem Fremden hingezogen, auch glaubte ich zu bemerken, daß sein Blick zuweilen verstohlen forschend auf meinen Zügen ruhte.

Ein seltsamer Vorfall, den ich noch heute segne und zugleich verwünsche, machte uns zu Freunden. Eines Abends saß ich mit meinen Genossen in der Laube eines öffentlichen Gartens. Wir hatten einen tollen Tag verbracht, und wollten seinen seligen Schatten mit Weinopfern versöhnen. Unter uns war ein Pole, Namens Krasniewiez, dessen stechendes Auge mir immer verhaßt gewesen. Einige Schritte von der Laube unter einem Baume im Grase hingestreckt und den Rücken gegen uns gekehrt, lag Dobrzycky. Er stützte den Kopf in die Hand und las. Seitwärts von ihm stand sein Glas voll hellen Weines. Krasniewiez ging am Baume vorbei, und stieß zufällig oder absichtlich das Glas um, daß der funkelnde Wein ins Grüne floß. Der Lesende merkte es nicht. Ich starrte, meiner schalen Gesellschaft müde, fast neidisch auf den einsam Liegenden hin. Der Wind blätterte mitlesend in seinem Buche, und spielte mit seinen Haaren. Die Aeste des Baumes über ihm waren im schönsten Rothe fast durchsichtig geglüht. Was starrst Du denn da ins Blaue? riefen meine Gefährten. In demselben Augenblicke drehte Dobrzycky sein Antlitz, und sah uns, erstaunt das leere Glas fassend, an, und ich sagte in aller Harmlosigkeit: Ist dies nicht der tolle Dobrzycky? — Meine Kameraden schlugen eine gellende Lache auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Katholisches.]

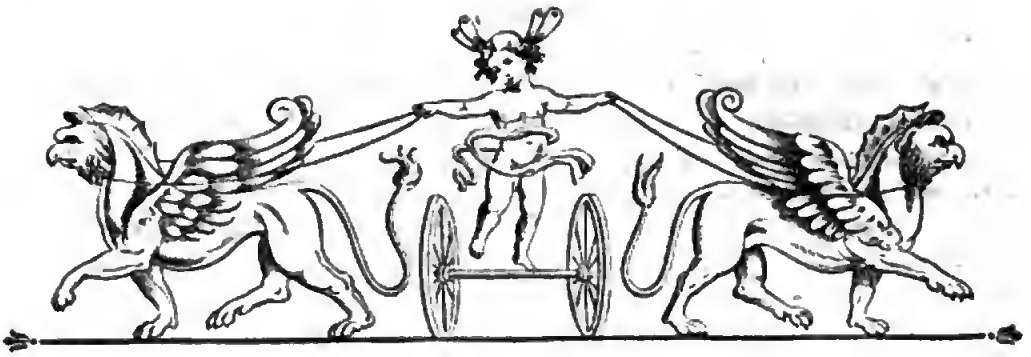
Unter dem Titel: „Die Metropolitan- und Stadtpfarrkirche zu Unserer Lieben Frau in München" ist bei Franz daselbst eine treffliche Monographie erschienen, die in steter Gründlichkeit die kurze Geschichte dieses vielfach bewunderten Bauwerkes mittheilt. Die typographische und artistische Ausstattung dieses Werkes ist vorzüglich. Fünf wirklich wunderschöne Stahlstiche erläutern den Text, dem schließlich noch ein schon früher erschienenes, aber sehr gutes Gedicht von Aloys Büssel: „Die Frauenthürme" beigegeben ist. Wie verlautet, gedenkt der Verleger diesem Werkchen noch mehrere ähnliche folgen zu lassen. †.

[Ancillon und Gentz.]

Es verlautet von Berlin her, daß man eine wichtige Correspondenz entdeckt habe, die in den Jahren 1806 bis 1813 zwischen Ancillon und Gentz geführt worden. Beide Staatsmänner, die in Preußen und Oesterreich so bedeutende Rollen gespielt, waren bekanntlich Verren. Ancillon hatte zwar in seinem letzten Willen geboten, daß alle seine Papiere verbrannt werden sollten, allein jene Correspondenz hatte er schon viele Jahre vor seinem Tode in fremde Hände gegeben, und sie blieb also verschont. Seine eigenen Briefe sollen in Concepten dabei sein. Man spricht von der ganzen Sache etwas geheimnißvoll, aber gleichwohl läßt man hoffen, daß mit einigen Weglassungen das Vorgefundene sich zur Bekanntmachung eignen werde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 47. — den 7. März 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Verblühte.

(Fortsetzung.)

Glühend vor Scham und Zorn rrhob sich Dobrzycky. „Wer war so albern, mich toll zu nennen?" feagte er mit rascher Stimme. Krasniewiez, ein Landsmann Dobrzycky's, von dem rr immer am verächtlichsten und boshaftesten zu sprechen pflegte, deutete schadenfroh lächelnd mit dem Finger auf mich. Erklärungen waren da nicht möglich, und da meine Kameraden die Albernheit eben so ehrenrührig fanden, als dir Tollheit, so waren wir zu einer gegenseitigen Forderung gezwungen. Dobrzycky entfernte sich mit verstörter Miene, meine Freunde jubelten, und Krasniewiez drang sich mir zum Sekundanten auf. Ich aber schwur in meinem Innern, alle Gemeinschaft mit diesen erbärmlichen Leuten aufzugeben.

Den folgenden Morgen kamen wir sehr früh auf Dobrzycky's Stube, wo der Streit ausgefochten werden sollte. Seine Wohnung lag am äußersten Ende der Stadt, von einem weiten wüsten Hof umgeben. Ein wehmüthiger Geist von Vereinsamung lag über dieser Behausung, vor dem Fenster ragten zwei hohe Pappeln, die Aussicht ging in das Freie auf einige Brachfelder, hinter denen schwarze Waldungen rauschten, und auf eine Viertelstunde weit war fast kein Laut zu hören, als das Zwitschern eines Vogels aus einem nahen Busche. Dobrzycky sah mir fest, doch nicht feindselig ins Auge. Als wir zu den Waffen griffen, sprang rin großer Hund, der bisher versteckt unter dem Bettr grlegen, mit lautem Gebell auf mich zu, als wollte er statt seines Herrn mit mir kämpfen; Dobrzycky hatte Mühe, das treue Thirr hinauszubringen, und auch vor der Thür begleitete es jeden Degenklang mit Winseln und Heulen. Die Hand meines Gegners schien nicht vertraut mit der Klinge; trotzdem schlug er sich muthig, und ich erhielt einen ungefährlichen Stich in die Brust. Als er das Blut auf den Boden stromen sah, stieß er einen leisen Schrei aus und zitterte vor Angst, wie ein Mädchen. Er konnte, wie er später rntschuldigend gegen mich äußerte, kein Blut sehen. Der Verband war an meine Wunde gelegt, ich warf mich aber in rinen Lehnstuhl und sagte: „Liebster Dobrzycky, darf ich ein wenig bri Ihnen verweilen?" Mein Gegner war hocherfreut über meinen Wunsch, Krasniewirz aber sah mich mit stechenden Blicken an, und eilte, da ich auf meinem Willen bestand, mürrisch fort, die Thür heftig hinter sich zuschlagend. Seit jenem Tage mied ich meine alten Genossen, und sie waren bald für mich wie verschwunden.

Ein leichtes Wundfieber zwang mich, einigr Tagr bei Dobrzycky zu bleiben, der mich Tag und Nacht brüderlich pflegte. Als ich genesen seine Wohnung verließ, waren wir innige Freunde geworden. Wir verlebten zusammen rinen ergebnißvollen, göttlichen Herbst, wir lasen, studirten und spazierten bis tief in die Nacht. Noch setzte er mir aber zuweilen jene finstere Scheu und jene Schüchternheit entgegen, die ihn bald zum verschlossenen früherfahrenen Mannr, bald zum kindischen Knaben

Digitized by Google

machte. Er that oft so feemd, als sähe er mich zum ersten Male, und sein Herz blieb mir ein räthsel- und wundervolles Eiland, von dem ich kaum die steilen blühenden Ufer kannte. So viel wußte ich, daß das Dichten, das Leben in einer selbstgeschaffenen Welt ihm Bedürfniß und Trost für ein geheimes Leiden war.

Einst schlossen wir an einem trüben Nachmittage, um völlige Nacht zu haben, die Fensterladen, und saßen den Hund zu unseren Füßen, traulich und heimlich plaudernd beim Kerzenscheine. Der schwarze Kaffee erhitzte unser Blut gleich der arabischen Sonne, und unsere Phantasie schwärmte mit verhängtem Zügel bald jauchzend, bald klagend über alle Welt dahin. Ein schmerzliches Lächeln irrte um seine Lippen, er nahm einige Papiere aus seinem Kasten und begann mir vorzulesen. Wie geschah mir da! Anfangs versagte ihm oft die Stimme, Fieberröthe und dann wieder Leichenblässe überzog sein Antlitz, denn ich war offenbar der Erste, dem er sein süßes Geheimniß, die träumerischen Offenbarungen seiner Phantasie, vertraute. Endlich aber las er so sicher und mit so viel wahrer Empfindung, daß mir das Herz vor Begeisterung schwindelte und oft sich die Haare auf dem Kopfe sträubten. Weder Spott noch Klage über ein eigenes Leid waren in seinen Gedichten; wehmüthig jubelnde Hymnen schienen es, die mit prophetischen Flügeln melodisch klingend und tröstend über alle Länder der Erde flogen, sanguinische Zukunftsbilder, originelle, große Irrthümer. Durch alles dies klang jedoch ein Ton, der dem geistiger lauschenden Ohre verrieth, wie theuer er den Balsam erkauft, mit dem er so großmüthig verschwenderisch sein wollte.

„Warum theilen Sie nichts der Oeffentlichkeit mit?" fragte ich ihn hastig und freudeglühend.

„Weil ich ein Jude bin," erwiederte er, mich starr ansehend, und legte traurig seine Papiere weg. Bei diesen Worten schlug es wie ein Blitz in meine Seele, und tausend Räthsel waren mir gelöst. Er konnte ja kein Blut sehen, und sein Landsmann Krasniewicz sprach mit Verachtung und herzlosem Spotte von ihm.

„Soll das Geschrei der Welt sich an meinen Namen heften? Man wirft meinem Stamme leider nicht mit Unrecht die Feigheit vor, und feige finde ich es von einem Juden, an alle Welt seine Gefühle und Gedanken zu verkünden, um Verzeihung für seine Geburt zu erhalten. Wer ein Jude ist, sollte erst zeigen, daß sein Volk ist wie andere Völker, und für seine Ideen eben so thätig wirken kann, als es zu leiden und zu singen vermag. Geschrieben wurde genug. Ich," setzte er mit flammendem Blick hinzu, „will vorher versuchen, ob ich nicht etwas thun und schaffen kann, wie andere Menschen mit Fleisch und Blut."

Diese ungewöhnlichen, vielleicht irrigen Ansichten wurden mir leicht zu erklären, als ich später aus seinem Munde die einfache Geschichte seiner Jugend erfuhr. Samuel Dobrzycky war der Sohn eines jener fanatisch schwärmerischen Juden, die man nur noch in Polen findet, und die von einem Sabbath zum andern betend und fastend die Ankunft des säumenden Messias erwarten. In heiligem Eifer schleppte der Alte seinen kleinen Samuel durch die dürre talmudische Wüste: er wollte vielleicht aus ihm einen neuen Propheten schaffen. Der zartgebildete Knabe aber wollte in jeder der lieblichen und märchenvollen Oasen rasten, die in den sandigen Tiefen des Talmud zerstreut sind, und sein Auge hing mit Sehnsucht an den hellen nordischen Gestirnen. Je mehr sich der Vater in das graue, neblige Alterthum verlor, desto weiter wagte der Sohn in die neue Zeit zu treten. Er wurde größer und las heimlich deutsche Schriften; er wurde muthiger und trat die Reliquien mit Füßen, an denen das Herz seines Vaters hing. Er wurde in seiner finstern Heimath für einen Abtrünnigen erklärt und stillschweigend in den Bann gethan; ja selbst der Alte verfluchte ihn. Da nahm er in der Nacht eigenmächtig sein reiches mütterliches Erbtheil, die vielen Dukaten- und Perlenschnüre, die seine Mutter einst um den weißen Nacken und die turbanförmige Haube geschlungen; er hatte zum letzten Male unter heimischem Dache geschlafen. Es war ein nebliger Morgen, und am trüben Fenster seines Vaters, der unablässig in der Kabbala las, glimmte die Lampe noch. Da schlüpfte er in den Hof und über den Zaun ins Freie. Eine halbe Stunde darauf kam der Alte ihm mühselig keuchend nachgeeilt, und rief den Namen: Samuel, verzweiflungsvoll nach allen vier Winden. Samuel stand nicht weit davon unter einem Baume mit blutendem Herzen. Die altersschwachen Augen des Vaters sahen ihn nicht, und er regte sich nicht, bis er den Alten betrübt, mit gesenktem Haupte zurückkehren sah. So hatte er sich von den Seinen losgesagt, weil sie ihn nicht verstanden, aber es gelang ihm auch in der Fremde nicht, heimisch zu werden, wo man ihn nicht verstehen konnte oder wollte.

In diesem Dobrzycky muß eine geisterhafte Gewalt gewesen sein. Er war jünger als ich, und mein Geist schien älter als meine Jahre; dennoch wirkte er unabsichtlich auf mich, wie der feurige Irrstern, wenn eine harmlose Welt zu sehr in seine glühende Nähe kommt. Wie klein

Digitized by Google

erschien ich mir an der Seite dieses Heimathlosen mit meinen engherzigen Träumen von Haus und Hof, von einem warmen Heerd und den Umarmungen meiner Angehörigen. Auch mein Ehrgeiz erwachte durch die Theilnahme des Dobrzycky an meinem Dichten und Trachten. Ich wollte aber nicht schreiben; dies hatte ich nie gewollt, weil mir Geist und Gefühl blos Würze des Lebens gewesen. Ich verschmähte jetzt die Feder, weil ich Kraft zu großen Thaten in mir fühlte. Ach, große Thaten lassen sich nicht so schnell hervorzaubern, wie große Worte, nicht einmal wie große Gedanken.

Der verhängnißvolle Winter kam, wo Polen sich vielleicht zum letzten Male erhob, um aus der langen Winternacht der Sklaverei sich emporzuraffen. Der Flügelschlag des weißen Adlers rauschte ahnungsvoll über ganz Europa, nicht nur an der Weichsel, an allen Strömen, die unsere zahlreichen Babels bespülen, tönten jene wehmüthig wilden Melodien, die Polenlieder, daß die bangen Herzen ein todesiustiger Schwindel ergeiff. Denn der blutige Himmel, jenes düstere Abendroth, das über Polen hing, sollte mehr als einer Hoffnung zu Grabe leuchten. Dobrzycky hatte einen schnellen Entschluß gefaßt. „Bin ich nicht auch ein Kind Polens, wenn auch ein hintangesetztes?" rief er, als er eines Morgens in Reisekleidern zu mir kam. „Ich will zeigen, daß ein Jude für etwas Großes auch mehr als Tinte verspritzen kann. Lebe wohl, Junius, wer weiß, ob wir uns wiedersehen, ich werde an der Seite meiner Landsleute fechten, wenn sie es auch verschmähen, mir dabei die Hand zu drücken." Ich wollte sogleich mit ihm ziehen; er widersetzte sich. „Ost," sprach er mit bewegter Stimme, „habe ich Dich um Deine stillen Hausgötter, um Deine Mutter und Schwester beneidet. Wer weiß, ob ich in Deiner Lage nach Polen ginge. Bleibe hier, ich bitte Dich, denn mir ahnt kein gutes Ende dieses großen, schönen Beginnens."

So blieb ich denn einsam, meiner verzehrenden Gluth überlassen. Mit meinen alten Genossen verkehrte ich nicht mehr, ich hörte nur, daß sie mich bedauerten, als einen Verrückten, der ein Jude geworden. Ich grübelte über meinen Büchern, ich suchte Gestalt und Form für Traumbilder, die mir heiß durch die Seele zogen. Aber die Wogen meiner Phantasie gingen viel zu hoch und stürmisch, um den Glanz dichterischer Gestirne abzuspiegeln, und ich schämte mich, denn ich bedachte, daß Dobrzycky vielleicht in dem Augenblicke, wo ich einen Reim auf Polen suchte, im dichtesten Kugelregen stand. Als ich endlich einen Brief aus Polen erhielt, den mein Freund auf einer Trommel geschrieben, war ich nicht länger zu halten, ich vergaß Heimath und Hausgötter, und sah meinen Dobrzycky nach der Schlacht bei Grochow wieder. Jubelnd und begeistert empfing er mich. Ich staunte über diesen schmächtigen, schwarzhaarigen Judenknaben, der vor einigen Monden kein Blut sehen konnte. Aber in diesem zarten Leibe wohnte eine leidenschaftliche, kühne Seele. Er war Offizier bei den Lanziers, das Ressetummeln, der rauhe Athem des Sturms, der auf den schnaubenden Haiden bei Trommelschall und Trompetengetön ihn umbrauste, hatte seine Wangen geröthet, seinen Blick hell und offen gemacht. Seine Kameraden nannten ihn den braven Juden. Unheimlich aber berührte es mich, auch den tückischen Krasnicwicz, und zwar gleich mir unter Dobrzycky's Befehl wiederzukehren. Mich empfing er herzlich, und gegen meinen Freund schien er jetzt achtungsvoller als sonst zu sein.

Wir nahten uns auf einem Streifzuge der lithauischen Gränze. Da wurde Dobrzycky wieder trübsinniger, die Blässe kehrte auf seine Wangen zurück. Abgeschnitten von dem Corps des Generals L., zu dem wir gehörten, und gehetzt von einer Uebermacht russischer Jäger und Kosaken, hielten wir am Rande eines Gehölzes einige Stunden Rast. Vor uns dehnte sich die schneebedeckte Fläche aus, am Horizonte lagen einige Weiler zwischen grünen Fichtenwäldern. Ich wußte nicht, warum Dobrzycky, aufrecht auf seinem Rappen, und mit gekreuzten Armen, so traurig nach jenen Dörfern starrte. „Dort," rief er mir zu, mit ausgestrecktem Arme hinzeigend, wo eine einsamstehende Silberpappel sich im Winde gegen den trüben Himmel neigte, „dort bin ich geborren." — Die Juden von M.," lispelte er mir zu, „haben den Russen die verborgenen Waffenmagazine ihrer Mitbürger verrathen." Indem er diese Worte sprach, röthete sich der Horizont, die Lohe flackerte von einigen Dörfern, wie von Brandopfern in die Höhe, der Rauch verlor sich im Gewölke, das im Winde über uns hinzog. Dobrzycky wischte sich den Schweiß von der Stirn, die schwarzen Ringellocken flatterten wie Nattern um seine Stirne, er sah aus wie ein Engel der Rache, und der Verzweiflung zugleich. Ich konnte ahnen, was in seinem Innern vorging. Da sprengte Krasniewicz herbei, ich glaubte zu sehen, daß er tückisch lächelnd die Zähne fletschte, sie waren weiß, wie das schäumende Gebiß seines Rosses. — „Unsere Vorhut hat endlich," keuchte er, „einen der schändlichen Spione gefangen, welcher den Feinden unsere Fährte zeigten. Es ist ein Jude," setzte er mit ingrimmigem Nachdruck hinzu. — „Hängt ihn auf!" schrie

Digitized by Google

Dobrzycky, aber schmerzlich zuckte es dabei um seinen Mund, und er gab seinem Pferde die Sporen, daß es blutete.

„Das ist auch ohne Dich geschehen!" murmelte Krasniewicz, vorausſprengend mit einem hämiſchen Seitenblick auf mich. (D. F. f.)

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Ole Bull, Nicolai, der Kunſthändler Jacobi.]

Wir haben Ole Bull gehört *). Seit Paganini haben uns mehrere ausgezeichnete Violinvirtuoſen beſucht, allein keiner von ihnen vermag ſich mit Ole Bull zu meſſen. An das Außerordentliche kann auch nur der Maßſtab des Außerordentlichen gelegt werden und ſo iſt Ole Bull auch nur durch einen Vergleich mit Paganini nach Verdienſt zu würdigen. Wäre er vor Paganini aufgetreten und dieſer nach ihm, würde jener trotz ſeiner künſtleriſchen Vollendung um die Anerkennung zu kämpfen gehabt haben. Ole Bull aber, in jeder Beziehung wohl eben ſo groß als Paganini, hat nur gegen ſich, daß er ſpäter als dieſer ſich hören läßt. Dazu kommt der Künſtlerneid, welcher um ſo größer iſt, als man ſich ſeither vergebens abgemüht hat, Paganini zu erreichen, was nun plötzlich dieſem nordiſchen Jünglinge gelungen iſt, ihn vielleicht noch zu übertreffen. Dieſes dürfte in Ausführung vierſtimmiger Sätze auf der Violine der Fall ſein; Paganini gab in dieſer Beziehung nur Verſuche, Ole Bull ſpielt dagegen ganze Muſikſtücke, welche im Kirchenſtyl vierſtimmig geſetzt ſind, vollkommen rein und deutlich und in der Weiſe, daß nie eine Stimme pauſirt und alle einzelne Stimmen in ihren Fortſchreitungen in gleicher Stärke des Tons gehört werden. Es klingt dies ſo voll und ſchön, daß man, wie bei jedem Quartett von Streichinſtrumenten, das Orcheſter nicht vermißt. Was außerdem von einem Violinvirtuoſen des erſten Ranges zu leiſten, das leiſtet Ole Bull in ſtaunenswürdigem Grade. Er ſcheezt mit Schwierigkeiten; man weiß nicht, ſoll man ſeine Läufer, ſeine Figuren, ſeine Doppelgriffe und Octavengänge bei reißender Schnelligkeit, ſeine kecken Sprünge oder ſeine Triller, ſeine doppel- ja dreifachen Triller und Arpeggien und ſeine vortreffliche Intonation mehr bewundern. Sein Ton iſt markig und voll, wird jedoch an Stärke von Andern übertroffen. Er verwendet vorzügliche Sorgfalt auf Hervorbringung von Flageolettönen, worin ihn jedoch Paganini übertreffen möchte. Seine Bogenführung wird von Kennern für muſterhaft erklärt. Seine Compoſitionen, will man ſie auch originell nennen, ſind excentriſch; er liebt gigantiſche Felſen, welche der Mond durch zerriſſene Wolken geſpenſtiſch beleuchtet, und duldet nicht lange das Lächeln des blauen Himmels. Seine äußere Erſcheinung iſt eigenthümlich, doch nicht ſo ergreifend wie die Paganini's. Eine ſchlanke Geſtalt mittlerer Größe, ſchwarz gekleidet, ein gutmüthiges norddändiſches Geſicht, ſchlichtes Haar. Nach jedem Beifallsſturm, ſo muß man den Enthuſiasmus nennen, der hier laut wurde, — ein dankbares Lächeln, das ſeine ſchwermüthigen Züge wahrhaft verſchönt. Ole Bull hat ſich hier unſern verdienten Liedercomponiſten Guſtav Nicolai aufgeſucht, welche Anerkennung uns für Nicolai, den Muſiker, Freude macht, obſchon wir der entſchiedenſte Gegner ſeiner Anſichten über Italien ſind. Ole Bull hat ihn darauf veranlaßt, ihm ſeine neueſten Lieder zuzueignen, welche denn auch nächſtens in Hamburg erſcheinen werden. Wir hörten es ſelbſt, mit welcher Wärme und Theilnahme Ole Bull über Nicolai's muſikaliſche Schöpfungen ſprach und dabei verſicherte, daß er alles Mögliche beitragen wolle, dieſelben in Deutſchland recht bekannt und anerkannt zu machen, denn ſie verdienten es im vollem Maße. Ob denn Uhland, deſſen Dichtungen Nicolai vorzüglich zu ſeinen Compoſitionen gewählt, dieſe wohl ſchon kennen mag? Wir glauben es nicht, denn ſonſt hätte der treffliche Dichter gewiß ſchon ein dankbar billigendes Wort darüber geſagt. — Unſre politiſchen Zeitungen erheben ſich zu merkwürdiger Kühnheit und geben den baierſchen ultramontanen Blaterern tüchtige Gegenreden und ſprechen freimüthig über Prieſterfrevel und Anmaßung; natürlich hat man darüber hier eine große Freude; dieſe pikanten Sachen ſind leider gewöhnlich nicht zu leſen, weil die abgebrauchten ſtumpfen Lettern in dem ſchlechten aſchgrauen Löſchpapier ſich auflöſen und verfließen, und man allein nur ſchwarze Kleckſe zu ſehen bekommt. — Der brave Kunſthändler Jacoby hierſelbſt, — welcher kürzlich ſein 50jähriges Etabliſſungsfeſt feierte und vom Könige als Anerkennung tüchtiger Geſinnung eine koſtbare Fruchtſchaale erhielt, gibt jetzt ſein Geſchäft auf und wird Ende März d. J. ſeine ſchöne und merkwürdige Gemäldeſammlung öffentlich verſteigern laſſen; die Kataloge ſind bereits vertheilt und man findet die bedeutendſten Maler-Namen aller Schulen vom Beginn der Kunſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Abgeſehen, daß hier wohl allgemein dem braven Mann ein recht vortheilhafter Verkauf gewünſcht wird, ſo kann man auch wohl mit Recht alle Kunſtfreunde auf dieſe Sammlung aufmerkſam machen, beſonders Vorſtände öffentlicher Gallerien, die theils erſt angelegt, theils completirt werden ſollen; um ſo beachtungswerther iſt ein ſolcher Gemäldeverkauf, als gute alte Bilder immer ſeltener und ſeltener werden. Die Sammlung etruriſcher bemalter Vaſen hat kürzlich durch die Bemühungen des Profeſſors Gerhard reichen Zuwachs erhalten und nicht genugſam iſt es anzuerkennen, mit welcher Munificenz des Königs Majeſtät die öffentlichen Kunſtanſtalten bereichern läßt. — †.

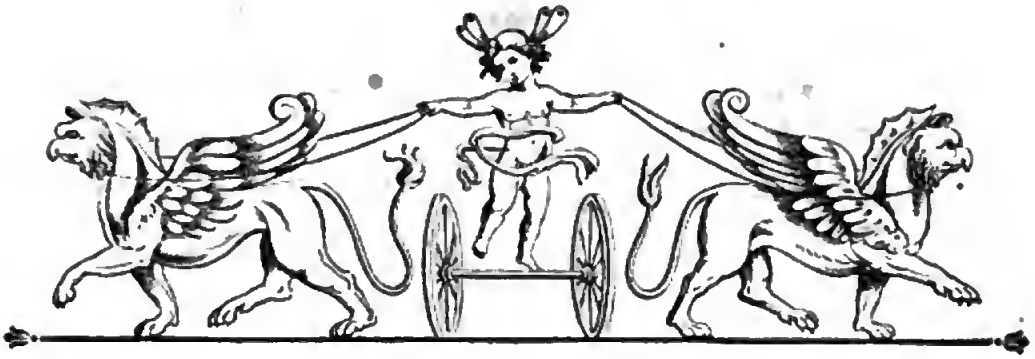
*) Unſer früherer Bericht über Ole Bull war vom Muſikdirector Truhn. D. Red.

Notiz.

[Truhn's Concert in Leipzig.]

Etwa acht Tage nach dem letzten Gewandhaus-Concert, das am 14. Mäez Statt findet, wird Muſikdirector Truhn, derſelbe, deſſen Bericht über Ole Bull wir unſern Leſern mittheilten, im Verein mit Mendelsſohn-Bartholdy und David ein Concert in Leipzig veranſtalten, wo wir unter anderm manches aus der Undine des infernaliſchen Hoffmann hören werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 48. — den 8. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Verblühte.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Stunden kamen wir in das Dorf, vor dem die Silberpappel ragte. Wir sprengten durch die Gassen zwischen den Lehmhütten hin, die so niedrig waren, daß ich mich bücken mußte, um unter die Strohdächer zu blicken; im Fluge sah ich einige bärtige Judenköpfe ängstlich aus den papierverklebten Fenstern schielen. Die Lanciers trieben mit Säbelhieben das flüchtige wimmernde und kreischende Menschenpack vor sich her, um Platz zu gewinnen, denn sie selbst wurden von Kosaken und Jägern gedrängt. Dobrzycky sah weder rechts noch links, er schien nicht zu wissen, was mit ihm vorging. Am Ende des Dorfes stand ein von den andern getrenntes, etwas größeres Haus, Thüren und Fenster waren zerschmettert, an den Thürpfosten aber baumelte im Schneesturm ein alter Mann mit weißem Bart, und hoher, noch im Tode, wie es schien, zorngerötheter und gefurchter Stirn. —

„Da hängt der Spion!" scheie Krasniewicz, höllisch lachend, indem er vorbeiflog, daß Mähne und Schweif seines Rappen uns zwei Mal ins Antlitz peitschten. Als mein Freund den alten Dobrzycky hängen sah, stieß er einen furchtbaren Schrei aus, der mir die Seele zerriß. Er sprang oder sank vielmehr halb ohnmächtig vom Pferde. Was noch geschah, kann ich mich kaum erinnern. Eine Stunde später saß er noch, den Rücken gegen sein zerstörtes Vaterhaus gerichtet, an einer Planke, schluchzend wie ein Kind; die schwarzen Locken hingen ihm ins Antlitz, das er mit beiden Händen verdeckte. Dann hörte er zu weinen auf, und das Gemurmel, das von seinen Lippen in einer fremden Sprache floß, schien mir Gebet oder wahnwitziges Irereden. Ich lehnte neben ihm an der Planke. Der Sturm war vorüber, aber eine frostige Nacht blitzte mit tausend Sternen nieder; die Lanciers, die Kosaken, Alles war vorbei, das Dorf schien verlassen, mich faßte ein Schauer; ich wußte nicht, wohin ich mich mit meinem armen Freunde wenden sollte. „Ermanne Dich, Dobrzycky," bat ich, so schonend ich vermochte. „Horch, nur fort von hier," flüsterte er, „aber nicht umdrehen mit dem Gesichte." Ich verstand ihn, er wollte nicht noch einmal auf die gräßliche Scene hinsehen. Ich hob ihn wie ein Kind über die Planke und führte ihn über die Schneefelder. „Hier will ich sterben," sagte er leise, warf alle Waffen weit weg und legte sich in den Schnee. Ich deckte ihn mit meinem Mantel zu und kauerte neben ihm; die glänzenden Sterne blinzelten erbarmungslos auf uns herab. Ich ergab mich in das Schicksal, sammt meinem Freunde dem Tode erstarrend in die Arme zu fallen, als ein Mädchen über den Schnee heranschwebte, und weinend sich über Dobrzycky neigte. „Weh, er schläft, und wird erstarren," flüsterte sie mit jüdischem Accent, „helft mir ihn fortführen, die tapfern russischen Krieger sind im Anzuge, man hört das Traben ihrer Rosse, ich will Euch Beide verbergen." Sie führte uns seitwärts in das Dorf, durch die Thür über den Hof in einen Kel-

Digitized by Google

ler nieder. Ein warmes Strohlager und Pelze zum Einhüllen waren für uns bereit, eine Laterne mit trübe glimmender Kerze leuchtete uns.

Vier und zwanzig Stunden waren wir da verborgen. Vier und zwanzig Jahre für unsere angst- und schreckerfüllten Herzen! Ludovica, das Judenmädchen, brachte uns des Morgens Speise und Trank; wir genossen nichts. Sanft strich sie die langen, schwarzen Haare aus dem Gesichte, und trippelte, leichte Pantöffelchen an den bloßen Füßchen, zu uns heran. Ich sah in ihr Antlitz beim Schein der Laterne; es war von wunderbarer Schönheit, unter den gekrümmten Brauen blickten ein Paar feuchte, liebevolle Augen auf meinen Freund. Sie berührte mit der Rechten leise seine Schulter. „Samuel," redete sie ihn mit weinerlich singendem Tone an, „wer hätte gedacht, als Ihr vor Jahren entflohet, ohne nur Abschied von mir zu nehmen, die Euch gern verstohlen nachgeeilt wäre, daß Ihr so zurückkommen würdet, Hand in Hand mit den Würgerngeln, die Euren Vater umbrachten?" — „Ja, ich habe meinen Vater ermordet," seufzte Dobrzycky. — „Gott bewahre Euch davor, ist es nicht genug, ein Freund jener wilden Judenfeinde zu sein, und des Lieutenants Krasniewicz, der Euren ehrwürdigen Vater heute Mittag hinrichten ließ?" — Mein Freund athmete auf; denn Mittags hatte er das verhängnißvolle Wort: „Hängt ihn auf!" noch nicht gesprochen. Aber verzweifelnd und im Innersten zerrissen wandte er sich gegen mich: „Verflucht!" rief er mit heiserer Stimme, „seien alle die trügerischen Lichter, die mich geblendet, verflucht die Stunde, wo ich zum ersten Male hinaustrat aus der Finsterniß, in der ich ein glückliches Kind gewesen. O, hätte ich nie von Eurer gleißnerischen Erkenntniß gekostet, wäre ich ein stumpfer, barbarischer Jude geblieben, im langen schmutzigen Barte, im schwarzen Schlepprocke, nur um Jerusalem trauernd, das in schöner Ferne liegt, und keine Opfer, keine Mordthaten, keine Kriege mehr verlangt. O, hätte ich nie ein Buch gelesen, nie mich um alle die Völker gekümmert, die uns zertreten und sich selbst zerfleischen. Wär' ich ein Schacherer geworden, ohne Glanz, ohne andern Prunk, als die Sabbathlampe, ein elender Trödler, angespieen, mit Koth beworfen und beim Barte gezaust, und doch nicht so unglücklich." — Ludovika stand weinend an der feuchten Mauer. Dobrzycky aber faßte meine Hand. „Versprich mir, Junius," bat er, „nicht zu hören, was ich im Wahnwitz rede. Junius! ich habe Dich in das Verderben gelockt, Gott errette Dich. Schwöre mir, Dein Leben den Deinen zu widmen. Laß ab von allem thörichten Streben, von allen verrückenden Ideen, Du bist ein Gestirn, an dem die Augen guter Menschen mit Liebe hangen, Du darfst nicht untergehen!" —

Des Abends kam das Judenmädchen die Treppe herunter, sie hatte einen Spaten in der Hand. „Samuel," sprach sie langsam und traurig, „soll denn Dein Vater vor seinem Hause hängen, bis die Raben seine gottesfürchtigen Augen aushacken? Es ist keine Seele im ganzen Dorfe, wir wollen ein Grab machen und ihn zur Ruhe bestatten." Ich wollte sie begleiten, aber sie meinte, ich wäre ein Christ, der nicht den Leib eines todten Rabbi anrühren solle. Sie gingen und ließen mich allein in der Nacht. Sie stieg mit der Laterne in der Hand voraus, Dobrzycky ging halb träumend nach.

Es verging eine Stunde und sie kehrten nicht. Brausender Lärm, wie Sturmgeläute und krachende Thürme, Rossegestampfe und Hurrahgeschrei zog über meinem Haupte vorüber wie das Getön der wilden Jagd. Sollten sie etwa den alten Dobrzycky so feierlich bestatten? Es wurde mir heiß und schwül, ich tappte nach der Treppe und klomm hinauf und hinaus aus dem Hause. Da drohte mich fast der Rauch zu ersticken, der sich mir in dichten Wolken entgegenwälzte. Das Dorf stand in hellen Flammen, daß die Schneefelder eine Stunde weit leuchteten, mit klopfendem und ahnungsvollem Herzen suchte ich einen Ausweg aus den Flammengassen, ich kam an Dobrzycky's Hause vorbei, Spuren von Rosseshufen waren im frischgefallenen Schnee zu sehen, die Kosaken hatten hier vorbeigetobt. An der Planke lehnte Samuel Dobrzycky's Leiche, seinem Vater gegenüber; ein Säbelhieb hatte seine schöne Stirn gespalten, in der Mitte der Gasse lag Ludovica, eine tiefe Wunde von einer Kosakenlanze in der Seite. Neben ihr war der Schnee aufgewühlt und der Spaten ragte aus der angefangenen Grube heraus. So starb diese Judenfamilie; der Vater, als Spion von den Polen, der Sohn, als Rebell von den Russen getödtet, schienen sich noch im Tode feindlich gegenüber zu stehen, und zwischen Beiden lag in ihrem Blute die arme Ludovica, Samuel's Geliebte, ein unschuldiges Friedensopfer. —

Durch tausend Gefahren und auf den weitesten Umwegen kam ich endlich in meine Heimath. Als ich meine Vaterstadt erreichte, bestürmten mich ängstliche Gedanken und trübe Ahnungen, der Morgennebel hüllte den Markt in seine feuchten Schleier, nur aus der Mitte des Platzes sah ich ein hohes, altes Heiligenbild mit

Digitized by Google

finsteren Mienen ragen; daran erkannte ich meinen Geburtsort. Stolz und ein großes Bewußtsein erfüllten mich; ich hatte mitgekämpft in einem unvergeßlichen Kriege, und wenn ich jetzt mich dichterischen Träumen überließ, so waren sie nicht leer und eitel zu nennen, ich fühlte Gedanken in mir, die der Mittheilung an eine Nachwelt werth waren, in denen das Geschick von Völkern seine feierliche Stimme hören ließ. Als ich aber nach der Wohnung meiner Mutter fragen mußte, und ein Schulknabe, der mich neugierig ansah, auf ein trauriges Häuschen wies, fast den Hütten in dem Dorfe ähnlich, vor dem die Silberpappel ragte: da fing ich an zu zagen und zu zittern. Meine Mutter hatte gelitten, die Stimme Mariens glich in ihrer Wehmuth der kühlen Herbstluft, die den Stoppeln die Sage vom Frühling erzählt. Verarmt, und in den tiefsten Sorgen, hatten sie mich nie ihre Lage wissen lassen, meine Schwester war schon mehrere Jahre die Braut eines ungeliebten, aber ehrlichen Geschäftsmannes, der das Wenige, das er besaß, mit ihnen theilte, nun aber sich zurückgezogen und meine Schwester frei gegeben hatte, weil seine Hand sie nicht mehr zu stützen vermochte. Die Liebe und die Sorgfalt, mit der man mich empfing und gewaltsam einen Schein von Freude und Behagen in die trübselige Klause beschwor, um meinem Herzen nicht weh zu thun, zerrissen mir eben das Herz. Ich elender Thor, der mit Gefahren mich brüstete, die ich für ein fremdes Volk bestanden, hatte nicht den Arm ausgestreckt, einem armen Weibe, das meine Mutter war, auch nur den kleinen Finger zu reichen. Ich stürmte wieder fort, ich wollte meine Studien schnell beenden, wollte Theolog, Mediciner, Jurist werden, — was es sei, ob meiner Neigung zusagend oder nicht. Es war umsonst. Mein unübelegter, landkundiger Kreuzzug nach Polen hatte mich jeder bürgerlichen Stellung unwürdig gemacht. Bekannte mieden mich, oder wünschten sich vor mir Glück, keine Spruchköpfe zu sein. Es wurde mir als hohe Gnade angerechnet, daß man mir die Freiheit ließ, nach eigenem Belieben im In- oder Auslande, statt im wohlverdienten Gefängniß, mein Vergehen zu bereuen. Auf meinem hoffnungslosen Heimwege ging ich an vielen Bächen und Teichen vorbei, sprang aber doch nicht hinein, obgleich die glänzenden Spiegelflächen zu locken schienen, und zu sagen: Es führt überall ein Weg aus dieser Welt! Riesenhafte Gedanken stiegen in meinem Hirn auf, als ich die zwei Thürme meiner Vaterstadt wieder erblickte. Ich wollte mich an dem unglückseligen Orte vorbeistehlen, in das Ausland gehen und von gedenkten Gedanken leben. Ich hatte in diesem Augenblicke so viel herrliche, himmelstürmende und herzzerreißende Gedanken, als der große Gläubiger meines Landesfürsten vielleicht Goldstücke besitzt. O, ich wäre ein Dichter geworden, dem man bei Lebzeiten ein Monument, vielleicht gar eine Veste gebaut hätte. Allein mein besseres Genius erinnerte mich an Dobrzycky's letzte Worte, und meine stillen, verzweifelnden Hausgötter. Als ich jedoch die Schwelle meines Vaterhauses übertrat, kam mir der unheimliche Moschusduft entgegen, wie einst aus dem Zimmer meines verstorbenen Bruders. Meine Knie wankten, Marie sagte mir weinend, daß sie schon einige Tage allein wohne. Ich suchte gedankenlos, und um meine Erschütterung zu verbergen, in einem alten Kasten nach einem Stückchen schwarzen Flors für den Hut Mariens; da fand ich ein kostbares, kleines Büchelchen, mein altes, vergessenes Wanderbuch. Ein Blick fiel auch auf meine hülflose Schwester, und so beschloß ich, ein Tischler zu werden! —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Das Theater, Hr. Meck, Auerbach's Lustspiel.]

Audiatur et altera pars! *)

Je allgemeiner es wird, die belletristischen Blätter mit sogenannten Correspondenzen zu bereichern und die Zahl der Berichterstatter zunimmt, desto mehr müssen Literatur und Kunst, merkantilische Wesen und Industrie Stoff herhalten für diese Brandbriefe. Ueber literarische Verhältnisse geben in der Regel einige allgemeine hingeworfene Phrasen Auskunft, über den Handel und die Industrie werden Vermuthungen ausgesprochen, aber — Thaliens Tempel — nun denn, der ist vogelfrei erklärt und mit ihm Alles, was demselben als Attribut beigegeben. — Diese meine letztere Behauptung fand ich abermals bestätigt und zwar, zu meinem größten Bedauern, in No. 34 Ihrer geschätzten Zeitschrift. Wie konnte es denn Ihrem Herrn Correspondenten einfallen gerade eines der würdigsten Glieder unserer Bühne anzugreifen, das in seinen Functionen als Regisseur, mit löblichem Eifer und unermüdeter Thätigkeit arbeitet, und als Schauspieler uns Genüsse bietet, deren sich wahrlich nicht jede Bühne zu erfreuen hat? — Ich meine Hrn. Meck, dessen Name, — ich darf es mit gutem Gewissen sagen — von allen Frankfurtern nur mit Achtung ausgesprochen wird. Wie kann bei einem Theater, das von Actionären abhangt, welche die Procente stets im Auge und viele, gar viele Wünsche im Munde haben, von einer unumschränkten Herrschaft die Rede sein, von einer Intendanz, deren bloßer

*) Mit Bezug auf die neulich mitgetheilte Correspondenz aus Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Name schon gefürchtet wird, weil die Erfahrung in frühern Jahren genugsam gezeigt hat, daß eine solche Capitulation nur bedeutende Deficits in ihrem Gefolge führt? Hr. und Mad. Meck genießen unsere Werthschätzung, und weil denn jener Berichterstatter so sehr Klage führt, daß Novitäten in unserem Schauspiele etwas Seltenes sind, so diene demselben die officielle Angabe, — bei welcher ich mich auf den Wolf'schen Theateralmanach vom J. 1838 stütze, — daß unser Theater in dieser Hinsicht den ersten Bühnen Deutschlands nicht nachstand. Hier eine vergleichende Uebersicht:

Braunschweig bot an Novitäten im Schau- und Lustspielen	27	Vorstellungen.
Berlin (das königl. Theater) . . .	30	— —
Wien (Hofburgtheater)	30	— —
Karlsruhe	30	— —
Mannheim	30	— —
München	32	— —
Frankfurt a. M.	34	— —
Hamburg (Stadttheater)	37	— —
Leipzig	40	— —
Dresden	44	— —
Hannover	47	— —

Während in frühern Jahren mit Recht über eine Zurücksetzung des Schauspieles geklagt und nur die Oper gleichsam als Schooßkind vorgeführt ward, wechseln jetzt beide in geregelter Ordnung mit einander ab, classische Stücke sind nicht mehr so selten, — und nun wird über Trivialität geklagt, während wir mit gutem Rechte Anerkennung erwarten konnten?

Die Gesellschaft Nr. 16., welche sich seit ungefähr drei Monaten gebildet hat, scheint Ihr Correspondent gar nicht zu kennen, denn gerade diese erfreut sich eines herrlichen Aufschwunges, und wenn dieselbe in dem Aufstellen ihrer Grundprincipien: „Bewegen in freien, nicht lästigen Formen;" — „erlaubt ist, was sich ziemt" den größten Theil der hiesigen Künstler, Gelehrten und Literaten anzuziehen und für sich zu gewinnen wußte, so hat sie sich doch wahrlich nicht dazu constituirt, um gleichsam eine Akademie zu bilden, die da entscheide, was das Repertoire unserer Bühne ausmachen soll. Wohl werden gediegene Producte unserer Literatur, und namentlich was die Poesie bietet, von Zeit zu Zeit vorgetragen und so mancher musikalische Genuß geboten, doch bilden diese Zusammenkünfte zuvörderst — und das ist ihr hauptsächlicher Zweck — einen Vereinigungspunkt der bis jetzt so sehr zerstreuten bessern Elemente unserer dahier weilenden Jünger der Kunst und Wissenschaft. — Hr. Gollmick, der als würdiges Mitglied dieses Vereines mit Recht geschätzt wird, hat bis jetzt weder Gedichte vorgetragen noch vortragen lassen. Also auch hierin hat sich Ihr Berichterstatter geirrt, so wie in der Angabe des Lustspieles des Herrn Dr. Auerbach. Dasselbe heißt nicht „der Kaufmann und der Dichter," sondern „der Ultimo" — ein für eine Börsenstadt anziehender Name. Was den Verfasser dazu bewog, es zurückzunehmen, kann ich Ihnen nicht sagen, wohl aber weiß ich, daß Herr Meck dasselbe zu seiner Benefizvorstellung gewählt hatte.

Notizen.

[Frau von Holtei. Briefblatt aus Riga.]

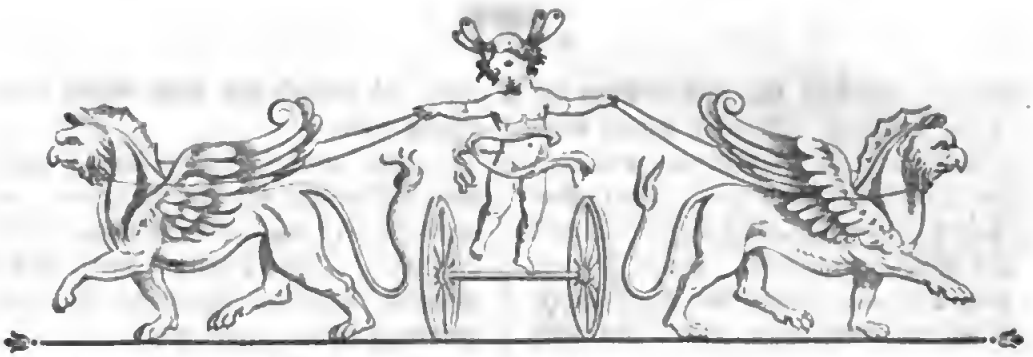
Am 16. Januar fand in Riga eine Leichenbestattung so allgemeine Theilnahme, wie sie wohl selten sich bei Begräbnissen, zumal in Rußland, kund gibt. Die in ihrem einunddreißigsten Lebensjahre verstorbene Gattin unsers Theaterdirectors, Julie von Holtei, geb. Holzbecher aus Berlin, wurde von der Kronskirche zu St. Jacob aus feierlich beerdigt. Früh Morgens schon wogte die Menge dem Gotteshause zu, um der Todtenfeier beizuwohnen, und die ersten Familien der Stadt, Männer und Frauen aus allen Ständen, Einheimische und Fremde, waren in der überfüllten Kirche zugegen, in der durch die Mitglieder des Orchesters und andere Musikfreunde Mozart's Requiem ausgeführt wurde. Neben dem einfach geschmückten Sarge gingen die Schauspieler und Sänger des Theaters, dem eigentlichen Trauergefolge in Kutschen schlossen sich Tausende zu Fuß und zu Schlitten an, in einer Anzahl, wie sie nicht leicht zu ähnlicher Veranlassung beisammen gesehen wurde. Alles dies bezeugte, wie werth die liebenswürdige Künstlerin gehalten wurde. Schnell und spurlos geht die Kunst des Mimen dahin, wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen! — Am Abend war das Theater geschlossen.

[Die Akropolis von Athen.]

Es liegt uns das erste Heft einer Galerie der restaurirten griechischen Alterthümer vor, welche in Berlin bei Schenk und Gerstäcker erscheint und deren Tafeln der deutschen Kunst Ehre machen, wie in Griechenland selbst der deutsche Fleiß in Säuberung und Herstellung der alten mürben Schätze, an Denkmälern sich selbst ein Denkmal stiftet. Die Herausgeber dieser Galerie der Antiquitäten der Akropolis sind Ludwig Roß, der Professor der Archäologie an der Otto's-Universität zu Athen, und die königl. griechischen Architekten Schaubert und Hansen. — Seit mehr als anderthalb Jahrtausenden war die Akropolis den Verwüstungen ausgesetzt, welche die Zeit, Rohheit und Barbarei an ihr verübten, und ihre Gebäude hatten namentlich im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte durch die bekannten Ereignisse des venetianischen Bombardements, der Plünderungen des Lords Elgin und seiner Künstler und des türkischen Bombardements im Jahre 1827 bedeutende Einbuße und Zerstörungen erfahren. Seit 1833 (am 1. April räumten die Türken die Burg) restaurirte man, grub aus, säuberte, kurz, that so Außerordentliches, daß man mehr die todten Alterthümer als die lebenden Menschen ins Dasein zurückrief. Leo von Klenze in München war es, der den Plan zu einer gänzlichen Reinigung der Akropolis faßte, Professor Roß führte ihn aus, und vom Tempel der Nike, den das erste Heft in 13 vortrefflichen Tafeln vorführt, ist alles restauriert, was sich wieder herstellen ließ. Der begleitende Text ist eben so ausführlich als gründlich. Die nächsten Hefte dieses kostbaren Werkes werden den Parthenon und die Propyläen bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 49. — den 9. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Verblühte.

(Beschluß.)

Die Kerze war heruntergebrannt, und die Hähne in Dachhausen krähten diesmal in scheilleerm Tone als sonst; so schien es wenigstens Marien. Sie sah durch die grauende Dämmerung das unheimliche polnische Dorf, sie sah den unglücklichen Dobezycky, mit den schwarzen Augen das trübe Laternenlicht anstarrend, verzweifelnd und im bittern Gefühl, daß er doch nur ein Jude sei, der das Schicksal seiner mißhandelten, zur unwürdigsten Rache, zum Verrath getriebenen Brüder nicht verschmerzen könne. Vielleicht hätte er sich noch ermannt, dachte sie, und wäre mit den Waffen in der Hand, ein junger Freiheitsheld, gefallen. — Aber wäre dann je ihr Bruder zurückgekehret? — Der arme Junius hatte Alles aufgeopfert; einem schwachen Mädchen zu Liebe mußte seine gewaltige Kraft in der Dunkelheit, im Staube verschmachten, verrosten! — Sie dachte ihres heimlich und glühend geliebten Alfred. Noch vor sechs Tagen hatte er zärtlich ihre Hand gedrückt, ja, seine warmen, blühenden Lippen lagen auf ihrer Hand, und sein langes, blondes Haar deckte in wilder Unordnung ihren Arm. „Gute, theure Marie," hatte er geflüstert, „Sie dürfen nicht länger in Dachhausen bleiben, eine hellere Zukunft, ein schöneres Dasein wartet Ihrer. Ich will ernstlich mit Ihrem Bruder sprechen. Sie müssen Beide fort von hier, sonst wird auch mich das lustige Treiben der Welt nicht freuen."

Marie aber war unerfahrener und unschuldiger, als viele Mädchen von sechzehn Jahren, und ihr Herz war so schwach, diese flüchtigen Regungen des Gemüths, die in Alfred während der ungewohnten Einsamkeit in Dachhausen aufstiegen, für Gegenliebe zu halten. Ein Strahl der Hoffnung färbte bei diesen Gedanken ihre Wangen roth, wie der Purpurstreif, den der helle Morgen jetzt durch ihr Fenster warf. —

Junius schlummerte noch, und Marie saß mit pochendem Herzen an seinem Bette. Ihr übermachtes Auge hing lange sinnend, in wehmüthiger Zärtlichkeit an seinen ernsten Zügen. Endlich weckte sie ihn durch einen Kuß auf die Stirn.

„Bist Du schon wach?" fragte der Tischler, sich die Augen reibend und erstaunt die Schwester ansehend, die im Rosenschein des Morgens, wie ein Bild des Frühlings vor ihm saß. „Was bedeuten die Korallen an Deinem Halse?"

„Weißt Du nicht, welcher Tag heute ist?"

„Sonntag."

„Mein neunundzwanzigster Geburtstag," flüsterte sie. Eine große Thräne stand dabei in ihrem niedergeschlagenen Auge.

„Kindisches Mädchen!" rief der Tischler bewegt. „Ist dies ein Grund, um Thränen in den Augen zu haben? Was kümmert uns die Zeitrechnung der Menschen? Und wenn noch neunundzwanzig Jahre über uns hinwegziehen, wie bleiben für einander doch immer jung."

Digitized by Google

„Treuer Junius!“ erwiederte sie, ihm verlegen die Haare aus der Stirn streichend. „Ich weiß Alles; heute Nacht da ich die Koeallen suchte, las ich es, von Deiner eigenen Hand geschrieben. Die ganze Welt stand Dir offen, Du hattest eine glänzende Zukunft, nur meinetwegen bist Du Tischler geworden. Guter Junius! mein Geschick wird Dir nicht länger im Wege stehen, Alles wird sich auf das Herrlichste lösen. Du wirst Deine alte Kraft heraufbeschwören und ein frisches Leben beginnen. Für mich wird Alfred sorgen, er ist unser guter Engel, und sagt —“

Junius sah sie erschrocken an, ihre Stimme stockte und ihr Antlitz überzog eine dunkle Röthe.

„Was sagte er?“ rief der Tischler, hastig aufspringend und sich ankleidend. „Weh uns Beiden, Marie! Ich glaube, Du liebst?“ —

Marie fiel ihm in leidenschaftlichem Schmerz um den Hals. „Ach, nur fort, nur fort aus Dachhausen,“ schluchzte sie, „ich halte es nicht länger hier aus.“

So war denn das Unglück hereingebrochen, das Junius so lange gefürchtet! Das zarte Gewebe einer stillen, resignirenden Zukunft, an dem er um der Ruhe seiner Schwester willen so ängstlich und lange gesponnen, war mit einem Male zerrissen. Furchtbarer Zorn ergriff ihn über den leichtsinnigen Alfred, der aus eitlem Kitzel gebrochene Herzen noch einmal brechen wollte.

„Wir müssen noch heute Gewißheit haben, Marie,“ sagte der Tischler und ging verstört fort.

Kaum war er die hölzerne Treppe hinabgestiegen, da sprang Alfred singend und summend in das Haus. Nachlässig hing das blonde Haar um seine Schläfe, auch er hatte überwachte Augen von — einer durchschwärmten Nacht, und wollte eben Junius wecken und zu einer Spazierfahrt am Nachmittag laden.

„Alfred,“ begann der Tischler mit gedämpfter Stimme und in schneidendem Tone, indem er ihn heftig bei der Hand faßte und vor das Haus führte. „Es ist sehr leicht, es ist sehr lustig und rühmlich, ein schwaches Mädchen zu täuschen. Aber mit meiner Schwester lass' ich keinen Spott treiben. Hast Du ihr Liebe geheuchelt, Elender! hast Du ihr gar Deine Hand versprochen?“

„Ich?“ rief Alfred, ihm erstaunt ins hochrothe Antlitz blickend. „Ich —“

„Bei Gott!“ schrie Junius, ohne auf ihn zu hören, „wenn Du es gethan, so wirst Du Wort halten, oder ich verfolge Dich wie einen Meuchelmörder durch alle Winkel der Erde. Noch heute will ich Antwort haben, aber schriftlich, — wir haben nichts mehr mit einander, ich verbitte mir jeden Besuch, bevor ich Genugthuung habe.“

„Das nenn' ich doch lustig, bei meiner Ehre!“ murmelte Alfred und versuchte zu lachen, als er den furchtbaren Meister mit großen Schritten durch die Gasse eilen sah. „Dieser Tischler! dieser Hochmuth! Ich soll also seine Schwester heirathen! Ha, ha! Das muß ich meinen Freunden erzählen!“ —

Mit gequältem, zerrissenem Herzen stürmte Junius indessen ins Freie. Er glaubte, wie ein Racheengel über die Häuser Dachhausens hinwegschreiten zu müssen; so fühlte er den Grimm in allen seinen Gebeinen. Die Rathhausuhr am Markte schlug Acht, schlug Zehn, schlug Zwölf, — da lag er mit seinen wilden Gedanken auf dem Gebirge, das Städtchen unter ihm, so daß er mit der Fußspitze den Thurmknauf herabzustoßen, mit der Ferse das ganze, ihm so liebe und so verhaßte Nest zu zertreten meinte. Die Wälder rauschten und raunten ihm die Hoffnungen, die Träume, den übermüthigen Rausch seiner Jugend zu. Gedanken stiegen in ihm auf, wie damals, als er von Polen kehrend die zwei Thürme seiner Vaterstadt sah. Dort in blauer Ferne, hinter den jagenden Wolken lag das Meer mit tausend Segeln, rechts und links himmelstürmende Berge, im Norden und im Süden Riesenstädte, überall, überall hätte er hinfliegen, in das Räderwerk der Welt greifen können — und er war ein armer Tischler im weltvergessenen Dachhausen, und hatte bis morgen noch einen alten Tisch auszubessern. Er hätte über sich weinen und lachen mögen. „Aber Marie!“ dachte er. „Was sind tausend verloren gegangene Helden, zerschlagene Welten, was ist all der Jammer der Erde über ein ausgebliebenes Jubeljahr gegen das gequälte Herz eines armen, hülflosen, verblühten, verschmähten und verlassenen Mädchens?“ Er dachte an ihr erstes graues Haar, an das Zischeln der Jungfrauen, das Achselzucken der Matronen, den Spott der erbärmlichen Menschen, er dachte sie sich in der Einsamkeit, mit ihrer sanften, gepeinigten Seele allein auf dieser Erde, und das Herz wollte ihm zerspringen.

Nun machte er sich Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. Dennoch kam er erst in das Städtchen, als der Zeiger der Thurmuhr im Abendgold funkelnd auf Sechs wies.

Als er über die Schwelle seines Hauses trat, überkam ihn ein Bangen. Wie sollte er seiner Schwester ins Antlitz sehen? Er ging hinauf. Auf dem Tische lag ein offenes Briefchen, und seine Schwester in der

Digitized by Google

anstoßenden Kammer mit verstörtem Antlitz und verweinten Augen auf dem Bette. Er las das Briefchen:

„Herr Junius! Sie können mit Ihrem Leben nach Laune und Eingebung Ihrer tollen Grillen schalten und walten. Ich mische mich nicht mehr in Ihre närrischen Angelegenheiten. Aber so gut ich es auch mit Ihnen und Marien meinte, so werden Sie doch von mir nicht verlangen, daß ich, ohne Ihre Schwester zu beleidigen, sei es gesagt, daß ich eine alte Jungfrau heirathe. Ihre Schwester ist nicht so eitel und unverständig, daß sie einen solchen Wunsch äußern könnte. Leben Sie wohl. Alfred."

Das Zettelchen war bald nach Junius' Weggehen gekommen, ursprünglich an Junius gerichtet, aber in dessen Abwesenheit von Marien erbrochen worden.

„Alte Jungfrau, alte Jungfrau!" rief Junius mit Knirschen, und konnte das häßliche Wort nicht von der Lippe bringen. Marie hörte es und glaubte, der Tischler zürne ihr. Sie lag wie vernichtet auf dem Bette. Ihre Wange fieberte, Junius trat hinein zu ihr und konnte kein Wort zu ihrem Troste finden. Bewußtlos küßte sie seine Hand und badete sie mit ihren Thränen. Beide wagten nicht, einander anzusehen. Endlich mußte der Tischler seine Schwester halb entkleiden, um sie in das Bett zu bringen; denn Marie verfiel in ein hitziges Fieber.

Drei Tage und drei Nächte saß er an ihrem Bette. Knirschend fuhr er den unwissenden Stadtbader an, knirschend und zerknirscht blickte er am dritten Tage den Geistlichen an, als er in das Zimmer trat, mit sanften Worten seiner Schwester das Abendmahl zu reichen. Alfred schlich oft um das Haus herum in furchtbarer Reue, und erkundigte sich bei den Nachbarn nach dem Befinden Mariens. Die letzte Nacht war der Tischler selbst außer sich, er kniete, er weinte, er betete vor seiner Schwester und rief: „Marie, Marie! Verlaß mich nicht! Für wen hab' ich gelebt, für wen hab' ich mein Leben aufgespart?" — Dann ging er wieder mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, blieb stehen und lauschte auf die letzten Worte, die der irrereden den Marie entschlüpften. Der Himmel war schwarz umzogen, grelle Blitze beleuchteten das gebrochene Auge Mariens. Der Donner krachte, und Junius schrie in seiner Verzweiflung so laut: „Mit wem willst Du noch hadern, alter Himmel?", daß die Nachbarn sich vor seiner Gotteslästerung bekreuzten. Als die Dämmerung graute, war das Mädchen verschieden.

Der Tischler stand kalt und ruhig auf, seine Mienen waren wie versteinert. Er nahm seinen schwarzen Mantel und ein Paar Pistolen aus dem Schranke und ging. An der Thür sah er noch einmal auf das Todtenlager zurück, aber keine Thräne trat in sein Auge.

Eine Stunde darauf hörte man nicht weit von der schwarzen Stadtmauer zwei rasch auf einander folgende Schüsse. Alfred lag in seinem Blute, die Pistole in der Hand. Junius war verschwunden, und seit jenem Tage hat man keine Kunde von ihm. — Der Magistrat von Dachhausen übernahm aus christlicher Liebe auf eigene Kosten die Pflicht, Marie gebührend zu bestatten. — Alfred erholte sich bald von seiner leichten Wunde und verspielte aus Verzweiflung einige hundert Goldstücke in Wirsbaden. —

Kleine Burlesken und Charakterzüge.

Hageborn war ein großer Liebhaber von einem guten Glas Wein und war oft und gern in Gesellschaft, wo man dem Bacchus Opfer brachte. Als er einst krank darnieder lag, fragte er den berühmten Arzt Carpsen, was wohl seine Krankheit sei? Der Arzt erwiederte: „Die Wassersucht." — „Unmöglich," entgegnete Hageborn: „ich habe Zeit meines Lebens nur die Weinsucht gehabt!"

Rabener kehrte auf einer Reise in einem Wirthshause ein, wo der Oberhofprediger aus Dresden, Namens am Ende, mit einigen seiner Freunde eben abgestiegen war. Rabener's Aeußeres versprach wenig, die Gesellschaft begegnete ihm deshalb ganz gleichgültig. Als eine Schüssel mit Hechten aufgetragen wurde, schlug der Oberhofprediger vor, Lederreime zu machen; endlich fiel ihm sogar ein, auch Rabener dazu aufzufordern: Landsmann, ich dächte, Er machte auch 'nen Vers. — „Ach, damit gibt sich unser eins nicht ab." — „Nur Muth, Landsmann, es wird schon gehen." — „Ja, wenn Sie's mir nicht für ungut nehmen." — „Ach, warum nicht gar! Mach' Er's nur ohne Umstände." — Rabener gab nach, stand auf und sagte: „wenn's die Herren so befehlen —

Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Bär;
Der Herr, der dort am Ende sitzt, der nennt mich immer Er."

— „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte der am Ende ganz bestürzt und konnte nicht schnell genug vom Stuhle kommen. — „Ich heiße Rabener," antwortete der Satyriker und setzte sich ruhig nieder.

Goethe konnte durch Unbedeutendes ganz verstimmt, ja bis zum Schmollen gebracht werden. So war z. B. Zelter ihm ein lieber alter Freund, aber Zelter trug eine Brille, die Goethe nie leiden konnte. So saß ihm dieser bei Tische gerade gegenüber. Dadurch ward er so mürrisch, daß Alle verlegen und ängstlich wurden, bis zufällig Zelter einen andern Sitz bekam, wo dann Goethe nicht mehr in die ver-

Digitized by Google

hängnißvolle Brille zu schauen brauchte, und nun ging's wieder gut. Ihm zu sagen: „Nehmt die Brille ab!“ daran hinderte ihn eine seltsame Scheu. Th.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die Amazone, von Kiß.]

Der Bildhauer Kiß, ein Schüler des Prof. Rauch, hat seit einigen Tagen im Lagerhause das Tonmodell einer kolossalen Gruppe ausgestellt, das ebenso genial und schwungvoll in Erfindung als vollständig gelungen in der Ausführung, Herrn Kiß einen hohen Rang unter den ersten Meistern seiner Kunst und aller Zeiten sichert. Seit Kaulbach's Hunnenschlacht ist kein ähnliches Werk im Bereich der bildenden Künste concipirt worden. Eine herrliche Amazone, vielleicht die Königin Hippolyta selbst, hoch zu Roß, wird von einem Tiger angegriffen. Die reißende Bestie hat ihre Tatzen in Hals, Brust und Widerrist des Pferdes geschlagen, an dem sie bereits mit ganzer Körperlänge hängt, nur der Ringelschweif steift sich noch muskulös gegen den Boden. Der rechte Vorderfuß des Rosses ist hoch und krampfhaft emporgeschnellt, auf dem linken, der mit furchtbarster Energie sich entgegenstemmt, ruht der ganze Vordertheil des Thieres sammt der Last des anhängenden Tigers. Der herrliche Kopf des edlen Rosses ist in schrecklichster Todesangst zurückgeworfen, die Ohren rücklings angekniffen, das Maul lechzend zu jenem furchtbaren Angstgeschrei geöffnet, den Pferde, wie bekannt, in Todesgefahr auszustoßen pflegen. Die Amazone, ein herrliches, kriegerisches Weib ist bereits bis auf die Croupe des Pferdes zurückgeworfen, sie hält sich mit der Linken krampfhaft an der Mähne — von Zaum und Sattel ist nichts da, nur ein breiter geschmückter Gurt umspannt den Vorderleib des Pferdes — während die Rechte mit zuckender Muskelschnelle den Speer auf die blutsprühende Katzenschnauze des ängstlichnahen Feindes schwingt. Auf dem Gesichte der Heldin ist einige Todesfurcht mit vieler Kampfeslust auf das glücklichste in einen schauerlich dissonirenden Accord gebracht, ohne daß die griechischen Schönheitslinien auch nur im geringsten verzerrt worden wären. Daß ein Künstler wie Herr Kiß nicht so geschmacklos gewesen, aus lauter historischer Treue die Amazone mit einer Brust zu bilden, versteht sich von selbst. Wie muthvolle Kampfespauken stroht der muthige Busen der glänzenden Waffenthat entgegen; in diesen keuschen Wölbungen glüht das Heldenblut, daß diesem Ungethüme im nächsten Augenblicke sichern Tod bringt. Denn wenn wir auch das Roß verloren geben müssen, so hat es der vortreffliche Künstler doch kluger Weise an jeder Andeutung fehlen lassen, die uns ein gleiches Schicksal für das herrliche Weib fürchten ließe, die unversehrt und ungeschwächt die That mit diesem einen vollkräftigen Todesstoße zum Siege führen wird. Dies macht sie uns glauben. Um sich von der räumlichen Dimension des Werkes einen Begriff zu machen, bemerken wir, daß es ohne Untersatz oder Piedestal über 12 Fuß hoch und 18 Fuß lang ist, und daß im Ganzen 250 Centner Thon dazu verarbeitet wurden. Diese Masse, die Herrn Kiß aus der königl. Porzellanfabrik für seine Zwecke geliefert wurde, hat einen außerordentlich schönen Fleischton, der dem todten kalten Gips entschieden vorzuziehen ist, obgleich dem rohen Auge der blendendweiße Gips und seine grellen Schatten und Reflexe immer mehr imponiren werden. Der Künstler hat das Werk für den Erzguß bestimmt, an passenden Plätzen für die Aufstellung kann es in Berlin nicht fehlen. Der passendste wäre vielleicht einer der Treppenvorsprünge am Museum, wobei natürlich dem Künstler die Aufgabe für ein Seitenstück, das den andern Absatz schmückte, gestellt werden müßte. Eine kleine Skizze dieses Modells, in Bronze gegossen, befindet sich im Besitze des Kronprinzen. Se. Majestät der König haben sich für das Werk sehr günstig und gnädig gegen den ebenso bescheidenen als ausgezeichneten Künstler ausgesprochen, und es ist so kaum ein Zweifel, daß durch königl. Munificenz dieses Meisterwerk, als ein Schmuck und Stolz der Residenz, recht bald seine eigentliche Bestimmung und Vollendung finden werde, die es mehr als irgend ein anderes verdient. Es wäre am Ende doch nur ein sehr verdienter Preis für achtzehnmonatliche riesenmäßige Anstrengung, geistige und körperliche Thätigkeit, die den sonst kraftvollen Mann schon mehrfach aufs Siechbette warf. Daß die Reiterstatue des Kurfürsten auf der L. Brücke unbeschadet ihres historischen und sonstigen Kunstwerthes, hinsichtlich der vollendeten Grazie und Leichtigkeit in Bewältigung der Massen, mit diesem neuern Werk nicht zu vergleichen ist, mag jeder gebildete Augenzeuge bestätigen.

H. Truhn.

Notizen.

[Protestantische Jesuiten.]

(Eingesandt.)

Die Eitelkeit eines alten Mannes in Berlin, der gern noch den Frommen oder Justus Moeser spielen will, und seine Nase überall hineinsteckt, hat sich auch nach Gotha übergesiedelt und verleitet, daß man gleichfalls von dort her Verleger-Großmuth gegen Schriftsteller ausposaunen und ruhmredig versichern hört, wie man wohl an hundert Autoren Geld vorgeschossen habe. Ist es denn das Schicksal aller alten Männer, daß sie geschwätzig und schwach werden? Einen wahren Ekel erregen hier diese Zionswächter; wo sie ein Aergerniß sehen, schreien sie es aus allen Kräften groß, wo eine Anspielung steht, setzen sie den Namen hinzu. Leider geht dieses heuchlerische aber zugleich plumpe Geschlecht in Deutschland nie aus! Aber es mag sich hüten, daß nicht durch Bekanntmachung protestantischer Jesuiten-Briefe ein schaales Gericht über ihr unwahres und unklares Treiben gehalten werde.

[Die Bull.]

Man erinnert sich, daß Die Bull früher in Göttingen studirt hat, und zwar Theologie, wie man uns von dort schreibt. Er war schon damals ausgezeichnet auf seinem Instrument und veranstaltete zuweilen in Verbindung mit einigen Freunden Concerte zum Besten der Armen, unter andern in Hannöverisch Münden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 9. März 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Durch Zufall verspätet.

Wie der Buchhändler Heinrich Hoff in Mannheim denkt, handelt und — für sich schreiben läßt.

Im Intelligenzblatt der „Zeitung für die elegante Welt" vom 26. Januar d. J. befindet sich ein Aufsatz vom Buchhändler Herrn Heinrich Hoff in Mannheim unterschrieben, der, als Entgegnung auf die, ihm im Telegraphen mit Recht gemachten Vorwürfe über die willkürliche Preisherabsetzung seiner Verlagswerke, die heftigsten Invective gegen Herrn Dr. Carl Gutzkow und mich enthält.

Wäre jener Aufsatz von Herrn Hoff selbst, so würde die Kühnheit zu bewundern sein, mit welcher ein Mann, der von der Literatur nichts kennt als die diversen Meßkataloge, es wagt, über ein Talent wie das Gutzkow'sche nicht nur auf eine freche und anmaßende Weise abzusprechen, sondern sich sogar das Ansehen zu geben, als spräche er eine öffentliche Meinung aus. Da Herr Hoff aber, so weit ich seine Bildungsstufe kenne, nichts weniger als der Mann ist, der im Stande wäre, auch nur so etwas für den Druck zu schreiben, so kann auch von ihm jener Aufsatz, so schlecht er auch ist, nicht herrühren, und überhaupt seiner hier nur noch gedacht werden, um des Unfugs zu erwähnen, den er in die hiesige Journalistik eingeschwärzt.

Herr Hoff gründete zu Neujahr 1838 hier ein Journal, „Der Rheinische Postillon", das halb die Narrenkappe, halb die Jacobinermütze an der Stirn trägt, und dessen Zweck lediglich ist, einen gewissen politischen Einfluß auf die Halbbildung der untern Stände zu gewinnen. Daß es unter den Gebildeten keinen großen Lesekreis sich errungen, beweist Herr Hoff selbst dadurch, daß er seine Entgegnung auf Dr. Gutzkow's Zurechtweisung in „der Eleganten" und nicht in seinem Blatte abdrucken ließ, um ihm eine größere Oeffentlichkeit bei den Aufgeklärten der Nation zu verschaffen. Für dieses Blatt, das in Ton und Styl den dahingeschiedenen famosen „Landboten" ersetzen sollte, fand sich aber hier kein Redacteur, und so sah sich Herr Hoff genöthigt, sein Auge auf einen berliner sogenannten Schriftsteller zu werfen, der dort im Fache der Geschichte, Journalistik und der berliner Witze herumstörend, für ein mäßiges Honorar die Redaction des „Rheinischen Postillons" übernahm (zu welcher Herr Hoff selbst seinen Namen lieh) und, in eine gänzliche Abhängigkeit von seinem Brotherrn gerathend, sich gezwungen glaubte, seine Feder zu all den böswilligen Anfeindungen zu leihen, mit welchen Herr Hoff seit Beginn seines Journals dasselbe überschütten ließ. — Daß der quästionirte Aufsatz ebenfalls aus der Feder jenes factischen Redacteurs des „Rheinischen Postillons", Herrn Dr. Wilhelm Fischer aus Berlin geflossen, dafür spriche 1. daß Herr Hoff nicht schreiben kann, und er sein literarisches Factotum ist; 2. der triviale Styl, in dem Jedermann sogleich den des „Postillons" erkennen wird, und 3. seine gänzliche Unbekanntschaft mit der schönen, und namentlich der neuern Literatur, ohne welche er sich unmöglich Ausfälle auf das junge Deutschland erlaubt hätte, bedenkend, daß ja Herr Hoff der **Hauptverleger** dieses s. g. jungen Deutschlands ist.

Hätte Herr Dr. Wilhelm Fischer Herrn Gutzkow anderswoher als aus dem Geträtsch des Herrn Hoff gekannt, z. B. aus seinen Schriften, oder auch nur seinen persönlichen hochachtbaren Charakter, so würde er sich nicht haben beigehen lassen, einen Mann, der durch Geist, Würde und Anstand sich den besten Schriftstellern seiner Zeit anreiht, auf eine Art zu behandeln, wie es höchstens nur der Redacteur des „Rh. Postillons" verdient und wie nur dieser sie üben konnte. Statt ihn auf eine so niedere Weise zu schmähen, lerne er von ihm im „Telegraphen" Sitte, Anstand und ruhige Haltung selbst in der heftigsten Polemik.

Was mich betrifft, so weist in jenem Aufsatze Herr Dr. Wilhelm Fischer, unter Herrn Hoff's Namen, auf die Mannheimer Stadtpost No. 31 hin (eine Beilage des „Rh. Postillons"), welche die Gründe unserer Entzweiung enthalten soll. Dies ist aber ein Gewebe von Unwahrheiten, in dem unter Anderm behauptet wird, ich hätte mich ihm zum Mitarbeiter des „Rh. Postillons" aufdringen wollen. Die Wahrheit an der Sache ist, daß vor Erscheinen des Blattes der Redacteur, Herr Dr. Wilhelm Fischer, mich im Namen des Herrn Hoff zur Theilnahme an demselben aufforderte, da ich jedoch in dessen projectirte Tendenz und

Digitized by Google

Haltung nicht einstimmen konnte, lehnte ich es ab. Herr Hoff wird dies läugnen (was kostet Martinelli eine Lüge!), aber er wird mich schwerlich auffordern, die Bücher zu nennen, welche er mir zuschickte, um daraus Tendenz und Styl für sein Blatt zu erkennen. Wohl versiegelt, wie ich das Paket empfing, stellte ich es zurück, und habe mir nie eine Indiscretion erlaubt, obgleich die Herren Hoff und Dr. Wilhelm Fischer mit einer Feindseligkeit gegen mich auftraten, die jeden rechtlichen Mann empörte und die strengsten Repressalien mindestens entschuldigt haben würden. Als ich endlich Herrn Hoff meine Ansicht über sein Verfahren schriftlich mittheilte, beging er die Indiscretion, diesen Privatbrief drucken zu lassen und setzte aus Rachsucht die in seinem Verlage erschienene Streitschrift „Reue und Bekenntnisse" auf einen Kreuzer herab, eine Rache, die ihm hier die allgemeine Mißbilligung und die Geringschätzung eines großen Theils des Publikums zuzog.

Daß Herr Hoff die Schrift schmäht, und Herr Dr. Wilhelm Fischer sie in seinem „Postillons"-Ton einen „Wisch" nennt, ist nichtsbedeutend, denn 1. steht Herrn Hoff nach dem Grade seiner Bildung kein Urtheil über derlei, ihm fremde Gegenstände, die ins Gebiet der Literatur schlagen, zu; 2. hatte diese Streitschrift, die rein persönlich war, keine besondere literarische Tendenz, sondern nur den Zweck, meine angegriffene Ehre vor der Oeffentlichkeit zu reinigen, den sie vollkommen erfüllte, und 3. würde es mir ja nie eingefallen sein, diese Schrift, wenn ich sie für literarisch werthvoll gehalten hätte, dem Herrn Hoff als Verleger anzuvertrauen. Aber alles das berechtigt ihn nicht zu einer solchen Handlungsweise, als jene Preisherabsetzung war. Bin ich denn aber der Einzige, gegen den er, der sich die Miene giebt, das Verschleudern von Verlagswerken zu verdammen, sich solche Gewaltthätigkeiten erlaubt?? Hat er nicht auch Laube's Werke auf die Hälfte des Preises heradgesetzt, und giebt er nicht einzelne Schriften von Kottenkamp **gratis** als Zulage zu andern Werken, wie der Schlächter Knochenbellagen zum Fleisch? — Wenn Herr Hoff schlechte Geschäfte macht, so ist er freilich zu bemitleiden, und ich glaube gern, daß er sie macht, denn ohne große Noth sucht man sich nicht durch ein so verächtliches Journal, wie „der Rh. Postillon", das die ernstesten und heiligsten Gegenstände mit berliner Gassenwitzen abfertigt, wieder aufzuhelfen; aber berechtigt ihn das, die Ehre, den Ruf der Schriftsteller, die, weil sie ihn nicht kannten, ihm ihre Werke vertrauensvoll übergaben, so grausam zu schmälern? Ich fordere Jedermann auf, der Gefühl für Recht und Schicklichkeit hat, zu entscheiden, was das für ein Mann ist, der so handeln darf, wie Herr Hoff an mir gehandelt, und ob Jemand seine Handlungsweise vertreten kann, der nicht, gleich dem Dr. Wilhelm Fischer aus Berlin, seine entwürdigte Feder für einen schnöden Sold auch der schlechtesten Sache weiht.

Mannheim, 7. Februar 1839.

Ed. Jerrmann.

Erklärung.

Seit Jahren geben manche Zeitschriften über mich Notizen, die aus der Luft gegriffen sind; und ich erkläre hiermit Alles, was irgendwo über meine Verhältnisse und meine Person gedruckt ist, für Erfindung und Mißverständniß. Mag man über meine politische und kirchliche Gesinnung, mag man über die Art, wie ich dies alles ausdrücke, noch so ungnädige Urtheile fällen: — man sollte doch nicht Mährchen und wundersame Historien über meine Person erfinden, die sich stets klar, offen und unbefleckt gezeigt hat. Man erzählt z. B. dem Publikum: Die Berliner Literaten hätten meine Ausschließung aus dem berliner Lesekabinet schriftlich gewünscht; ein solcher Wunsch ist niemals aufgezeichnet worden, und ich besuche jenes Cabinet täglich. Man erzählt dem Publikum: Ich wäre der Redacteur der Landzeitung gewesen und die Regierung hätte das Blatt nicht erscheinen lassen, weil ich ihr Interesse vertreten wollte; ich habe niemals daran gedacht, an dieser Zeitung auch nur den entferntesten Antheil zu nehmen. Seit Jahren schilderte man mich als wohlbestallten königl. preuß. Regierungsschriftsteller. Jetzt, wo der liebe Gott den Schaden besieht und die Regierung meine Bücher konfisciren läßt, wie Solches zur Freude aller Wohlgesinnten und Aufgeklärten neulich in dieser Residenzstadt exerutirt ist — jetzt bin ich plötzlich ein Jesuit geworden, ein Dirigent der Propaganda, ein General der unsichtbaren Garde. Sagen Sie — meine Herren — ist darin wol Logik? — Wer mich kennt, weiß, daß mich der Lärm amüsirt, und ich will auch den Herren ihr absonderliches Plaisir nicht rauben. Aber: man sollte das lustige Ding doch mit einigem Humor betreiben!

Berlin, 26. Februar 1839.

Joel Jacoby.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weltzig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 7 — 12 mit 67 Abbildungen.

Ueber S. Hall's Dampfmaschinen mit Condensation ohne Injection. — Martin's Vorrichtung zum Schraubenschneiden für die Drehbank mit freistehender Spindel (tour en l'air). — H. van Wart u. S. H. Godhard Verbesserungen an Dampfwagen, Dampfschiffen und Dampfmaschinen. — Berdan's hölzerner Pumpkolben. — Das Versetzen der Häuser in Amerika. — Seeschiffe in Preussen erbaut. — v. Prittwitz über die beim Festungsbau in Posen angewendete Ramme. — J. N. Ferry's Verbesserungen an den tragbaren Brückenwagen von Quintenz. — Truffaut's verbessertes tragbares Tintenfass. — M. A. Chaumette's verbess. Tintenfass. — Ch. Beaumont's hydrostatischer Moderator. — Statistik der Spinnerei, Weberei, Druckerei u. s. w. in Preussen. — Kupfergehalt des Brotes. — Aufbewahrung frischen Fleisches nach Logrip. — Galvanischer Telegraph. — Wehrgehänge von Caoutchouc. — De Pambour's neue Theorie der Dampfmaschinen. C. W. Paaley und John Bethell über Sprengen unter Wasser. — Laborde's dynamometrische oder Frictionsknappelnng für Walzwerke. — Gonet's zu Ternes Schraubenschneidzeug. — Karmarsch, Vergleichung der Festigkeit des hannöverschen Gussstahldrahtes mit dem englischen in Bezug auf Anwendbar-

Digitized by Google

keit zu Klaviersaiten. — Ivison's Vorrichtung zur Rauchverzehrung in Dampfkesseln und Feuerungen. — v. Prittwitz über verschiedene Arten von Schubkarren. — Das Schraubengebläse auf den muldner Hütten bei Freiberg. — Morin über den Widerstand der Fahrwerke. — Das Strassenbauwesen im Canton Zürich. — Ueber die neuesten Verbesserungen in der Buchbinderkunst. — J. Dutton's Verbess. beim Weben und Zurichten der Tuche. — Ueber zweispalige Spinnräder. — Rath's Linir- oder Rastrirmaschine. — Weatherburn's Sägengetriebe. — Ryan's Verfahren zum Trocknen der Seide auf dem Webstuhle. — Eine amerikanische Mahlmühle. — Eine Dampfwalzmühle nach Sulzberger's System. — Durand's Windmühle. — Maratuch's Apparat zur Verhütung der Kaminbrände. — R. Robert's Verbesserungen an Dampfwagen. — J. Anderson's Dampfkessel. — B. Rush-Mac Connel's elektromagnet. Maschine. — Trocknen der Runkelrüben. — Goldausbeute der russischen Bergwerke. — E. Lenz und M. Jacobi über die Gesetze der Elektromagnete. — Elektromagnetismus als Triebkraft. — Séguier's Bericht über Carcau's Uhrlampe. — Rapp's patentirt gewesene Methode, Wollentücher erhaben zu drucken. — Dittmar's Pâte minérale für Streichriemen. — Darstellung reiner Presshefe nach Otto. — Schlag's Schmelztiegel. — Die russische Tuchfabrik zu Bondarie im Gouv. Tambow. — Die Tuchfabrication in Schlesien und der Oberlausitz. — Einfluss der Elektricität beim Bierbrauen. — Ueber die Benutzung der Weintrestern auf Branntwein. — Pyrophorischer Absatz in den Gasleitungsröhren. — Harmalaroth. — Preussische Patente. — J. P. Hugonnet's Verbesserungen in der Mechanik des Jacquardstuhles. — André Koechlin u. Comp. verbesserte Dochtbank, mécheur continu, als Vorbereitungsmaschine beim Baumwollespinnen. — F. Johnson's Handmühle zum Mahlen von Kaffee und andern Stoffen. — C. G. Kuppler's Brückenwagen. — Handkarre vom Wegebauinspector Bokelberg. — Runkelrübenzuckerfabrication in Würtemberg. — Arsenikhaltige Lichte. — Verfälschung des Carmins. — Berlinerblau aus Regenwürmern.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. März 1839.

Leopold Voss.

Confirmanden-Geschenk.

Eltern und Erzieher, welche die Freude haben, die ihrer Sorge anvertrauten jungen Christen zum ersten Male dem Tische des Herrn zuzuführen, werden auf folgende Schrift aufmerksam gemacht:

Eusebia,

Blätter für die häusliche Andacht

von Dr. Friedrich Ehrenberg,

K. Oberconsistorialrath und Oberhofprediger in Berlin.

2 Bände. Velinpap. geh. Preis 2½ Thlr.

Leipzig, 1838, bei Friedrich Fleischer.

Was würdige Männer, wie Ehrenberg, dem Publicum geben, bedarf gewiß eines Vertegers besonderer Empfehlung nicht. Es sei daher nur noch die Bemerkung erlaubt, daß es auch als geistvolles Erbauungsbuch für ein reiferes Alter sich vollkommen eignet.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Franz Horn.

Ein

biographisches Denkmal.

Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Den zahlreichen Freunden und Freundinnen, Schülern und Schülerinnen des verewigten Dichters wird dieses Werk eine erwünschte Gabe sein.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Eben ist versandt:

Der Missionär.

Historisch-romantische Skizzen aus Tunis und Malta.

Von

Karl Jäger,

ehemal. Secretär und Reisebegleiter des Fürsten Pückler-Muskau.

16½ Bog. 8. in Umschlag 1 Thlr. 4 Gr.

Kaltschmidt, Prof. D. J. H.

Sprachvergleichendes Wörterbuch

der deutschen Sprache ꝛc.

Für Freunde und Lehrer derselben.

Dritte und vierte Lieferung. Dublette — Kriegen.

Lex. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Für Leihbibliothekare.

In allen Buchhandlungen ist zu bekommen:

Ein Verzeichniss von 400 verschiedenen neuern Romanen und Unterhaltungsschriften,

661 Bände, betragend im Ladenpreise 745 Thaler, herabgesetzt auf 150 Thaler;

welche auch sowohl einzeln, als auch in grössern oder kleinern Partien zu den im Verzeichniss bemerkten günstigen Bedingungen angeboten werden durch

Friedrich Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

Selbstunterricht im Reiten.

Im Verlage von G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

A. D. Vergnaud's praktischer Unterricht
in der
Reitkunst
für Herren und Damen,

insbesondere zur Selbstbelehrung. Enthaltend: Die Civil- und Militair-Reitschule; die Reitschule für Damen; das Fahren; Besorgung und Unterhaltung des Pferdes auf der Reise; die thierarzneikundlichen Kenntnisse, welche vor dem Eintritt regelmäßiger Hülfe der Kunst nothwendig werden; den Ankauf, die Bezeichnung und Dressur der Pferde.

Mit Abbildungen. 8. geh. 16 Gr.

Englands Schiller.
Stuttgarter Ausgabe in Taschenformat.

In der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung in Stuttgart ist so eben im Formate der neuen Ausgaben von Schiller, Rotteck und Shakspeare erschienen:

Lord Byron's
sämmtliche Werke,

nach den Anforderungen unserer Zeit, in 8—10 Bänden, neu übersetzt von Mehreren.

Zweiter Band.

Enthaltend: 1) Lyrische Gedichte, übersetzt von Drtepy, Schluß.
2) Marino Faliero, übersetzt von Kottenkamp.
3) Der Gefangene von Chillon, übersetzt von H. Kurz.

Feinstes Velinpapier. Preis 6 Gr. per Band.

Wir geben die gelungenste Uebersetzung der Werke des größten Dichters der Welt in einer Pracht-Ausgabe zu einem Preise, der Jedermann die Anschaffung möglich macht. Unser Vertrauen auf die Theilnahme des deutschen Publikums wurde seit Beginn des Unternehmens glänzend gerechtfertigt: die erste sechstausend Exemplare starke Auflage des Werkes war vier Wochen nach Erscheinen vergriffen, so daß vom ersten Bande weitere viertausend Exemplare gedruckt werden mußten. Der dritte Band ist unter der Presse, das Ganze druckfertig, so daß wir bis Ende Juni d. J. den Schluß versenden zu können hoffen. Auf je 10 Exemplare wird ein Freiexemplar gegeben; in jeder Buchhandlung ist eine Probe der Uebersetzung gratis zu erhalten.

So eben ist bei Wilh. Engelmann in Leipzig erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der Deutsche in London.

Ein Beitrag zur
Geschichte der politischen Flüchtlinge
unserer Zeit
Von
August Jäger,
Verfasser des Deutschen in Paris, der Schweizerskizzen u. s. w.
2 Theile. 8. broch. 3 Thlr.

Dieses Werk bespricht nicht nur das politische, religiöse und sociale Leben der Engländer und besonders der Londoner, sondern enthüllt auch im unparteiischen Tone

Die Pläne und Schicksale der politischen Flüchtlinge, der deutschen, polnischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, die sich in den Jahren 1836 u. 1837, in welchen der Verf. in England resp. in London lebte, eben daselbst aufhielten.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Meine
Suspendirung,
Einkerkerung und Auswanderung.

Ein Beitrag zur Geschichte
des Kirchenkampfes in Preußen.
von
Otto Friedrich Wehrhan,
zuletzt Pastor der evangel.-luther. Gemeinde in Liegnitz.
Preis geheftet 1 Thlr.

Bei E. Anton in Halle ist so eben erschienen:

Ulrici, Dr. H.,
über
Shakspeare's dramatische Kunst
und
sein Verhältniß zu Calderon und Goethe.

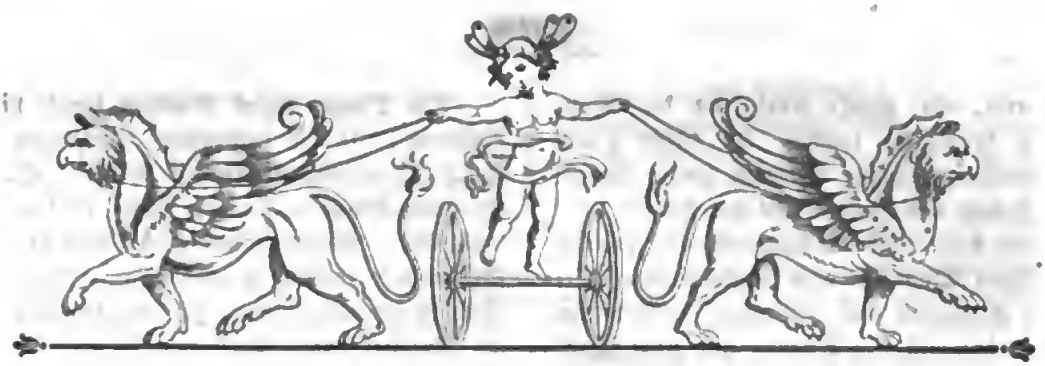
gr. 8. 38 Bogen. geh. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Ueberblick über die Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakspeare's. Seite 1 — 57.
II. Shakspeare's Leben und Zeitalter. Seite 58 — 135.
III. Shakspeare's dramatischer Styl und poetische Weltanschauung. Seite 136 — 179.
IV. Kritik der einzelnen Shakspear'schen Dramen. S. 180—503.
V. Calderon und Goethe in ihrem Verhältniß zu Shakspeare. Seite 504 — 595.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 50. — den 11. März 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Winterpalast.

Betrachtungen des Fürsten Wjasemsky, mitgetheilt von H. Koenig *).

Der Abend des 29. Decembers 1837 überraschte die Einwohner von Petersburg mit einem entsetzlichen Schauspiele. Der Winterpalast, die kaiserliche Residenz, ging in Flammen auf. — Noch kennt man die Ursache des Brandes nicht, vermuthet aber aus dem ersten Ausbruche desselben, daß das Feuer schon etliche Tage im Palast gebrütet habe, und von einem Wärmeleiter in der Mauer an einem Stück Holz ausgegangen sei. So mag denn auch dieser Brand wieder, wie so mancher andere, seinen traurigen Ursprung im Zusammentreffen einer Unvorsichtigkeit mit dem Zufall genommen haben. Jedenfalls ist der Verlust unschätzbar für Petersburg, und trifft die ganze Monarchie. Der Winterpalast, eines der ältesten Bauwerke der Hauptstadt, war zugleich das schönste Gebäude. Schon die Kaiserin Elisabeth, die Tochter des glorreichen Gründers von Petersburg, hatte den Bau begonnen. Die Monarchie fing eben an, sich im ländlichen Palaste des saardamer Zimmermanns ein wenig beengt zu fühlen; sie brauchte einen weiten und reichen Sitz; sie wollte nun auch mit ihren ältern Schwestern an Aufwand, Glanz und Geschmack wetteifern, wie sie bereits an Macht wetteiferte. — Die Fremden bewunderten die großartige, imposante Construction dieses Baudenkmals, — gewiß einer der schönsten und königlichsten Residenzen in Europa. Wie erstaunlich passend war der Name dieser düstern und rauhen, aber auch starken und stolzen Baumasse, die mit dem Namen des „Winters", dieses Schutzheiligen von Rußland, getauft war. Die Russen hingen an dem Palaste, als an einem National-Erbtheile, als an dem Sitze der Monarchie. Von diesen Mauern waren ja die weisen Neuerungen, die heilsamen Umgestaltungen, die Kriegspläne, die Bildungsentwürfe ausgegangen, die seit Katharina, seit Alexander und dessen Nachfolger, das politische und intellectuelle Leben Rußlands entwickelt und ihm eine weite Zukunft erschlossen haben. Da stand der Palast als Zeuge unserer guten und unserer schlimmen Tage. Hier hatte Katharina ihre Gesetzentwürfe empfangen, getragen und geboren, hatte die Elemente der Verwaltung zubereitet, die noch heute die Grundlage unseres bürgerlichen Daseins bilden. Hier hielt sie einst ihren glänzenden, geistreichen Hof. Wie kannten ihr Arbeitszimmer und ihren Saal, wo einst zu ihrem vertraulichen Umgang ein auserlesener Kreis der geistreichen und liebenswürdigen Männer jener Zeit zugelassen ward, — Schuwaloff, Strogonoff, Ségur, Cobenzel; der Fürst

*) Man hat über den Brand des Winterpalastes Manches in den politischen Blättern gelesen. Jetzt wird es interessant sein, zu wissen, wie ein russischer Poet und Hofmann das Ereigniß betrachtet, was er sagt und was er verschweigt. Diese Betrachtungen des Fürsten Wjasemsky sind, elegant französisch geschrieben, als Manuscript für Freunde in Frankreich erschienen. Sie sind in Deutschland nicht bekannt, und nur bei dem Besuche des Fürsten in Hanau dem geehrten Einsender dieses Artikels zugekommen. D. Red.

Digitized by Google

von Lignr, Diderot, alle, welche Katharina die Großr zu höeen und zu bewundeen kamen. An dieſen Palaſt und an dieſe Bewohneein dachte Voltaiee, als ee ſchrieb:

„Ja heute kommt von Norden uns das Licht."

In dieſen Mauern hatte unſer Staatsoberhaupt jene ſorgenvollen, ſchlafloſen Nächte, in dem denkwüedigen Jahre 1812, das über Rußlands und Europas Zukunft entſchied, als das Verhängniß ſein Schwert und ſeine Wage in Alexander's Hände gab. Dort wurdr Moskau zum Opfer beſtimmt; doethin kehrte der Kaiſer aus Paris zurück, nachdem er die Unabhängigkeit Rußlands, den Frieden Europas und ſelbſt die liebevolle Bewunderung ſogar ſeiner Feinde eeobeet hatte. — Als die Ueberſchwemmung von 1824 in den Straßen der Hauptſtadt anſchwoll, ſchaute er von der Höhr dieſes Palaſtes ſchmeezlich auf die Fortſcheitte der traurigen Verheerung nieder, und vergoß Thränen, nicht der Muthloſigkeit, ſondern einer erhabenen Einſicht in dir Unzulänglichkeit auch dee größten menſchlichen Macht im Kampfe gegen die Elemente. Und dieſe Theänrn blieben nicht unfeuchtbar: unter Tröſtungen, unter Wohlthaten fielen ſie auf die Opfer der furchtbaren Geißel. Fromm und mit drm Gedächtniſſe des Herzens, das dem Volke rigen iſt, bewahrt es noch das Andenken jenes von ſo entſetzlichem Unglück und von ſo großmüthigem Schmerze bezeichneten Tages. Dieſer Tag, einer der düſteeſten in der merkwürdigen Regierung Alexandee's, iſt zugleich riner der ſchönſten in ſeinem Leben. Wenn die Geſchichte nur die Herrlichkeiten dieſer Wrlt hervorhebt, ſo finden die Schmeezen der Seelr vor einem eehabenern Richterſtuhlr ihre Aneekennung und ihren Glanz. — Aus demſelben Heiligthumr ſpendete auch die Kaiſerin Maeia ihee Wohlthaten an Rußland. Wir ſie mütterlich und beſchützend ſich dee Waiſen, der Witwen, dee Dürftigen und Leidenden annahm, und mildthätig die weibliche Erziehung in Rußland, mithin eine der Hauptquellen unſerer Bildung, pflegte, erſchien ſie uns einr Reihe von Jahren hindurch als die Vorſehung des Familienlebens, als Schutzgöttin des häuslichen Heerdes. In demſelben Palaſte brachtr ſie regelmäßig des Tages rinige Stunden zum Behuf der weiten und verwickelten Verwaltung der milden Stiftungen mit der ſtrengen Pünetlichkeit eines Beamten der Regierung zu. Was dieſer aus Pflicht, aus Ehrgeiz, oder um ſein Brot zu verdienen, gethan hätte, that ſie aus Beruf: denn Wohlthätigkeit war für ſie eines der erſten Seelenbedürfniſſe, Ordnung und Arbeit — eine der Gewohnhriten ihrer erhabenen Natue. —

Dir Treppr dieſes Palaſtrs herab ſtieg der Kaiſrr Nikolaus, als dir bewaffnetr Empörung an das Thor ſchlug, und ging ſteacks auf ſie los. Seit geſteen, ſeit ein paar Stunden Kaiſer, fühlte er ſchon ſeine Unverletzbaekeit. Muthvoll und ruhig ſetzte ee drm drohenden Stuem dir erhabenr unwandelbaee Stirn entgegen, dir ſchon in unauslöſchlichen Zügen das Siegel unbeſchränkter Majeſtät teug. Entſetzt wich der Aufruhr voe ihm zurück. Nach wenigen Augenblicken ſtieg der Kaiſer dirſelbe Treppe wieder hinauf, abee mächtiger als zuvor, — von der beſiegten Empörung als Kaiſer begrüßt, nicht mehr blos wie voeher Kaiſer von Rechtswegen, ſondern auch durch die That. Er hatte ſeine Peoben abgelegt, hattr der ſeiner Obſorge anvertrauten Nation und dem duech die Geſandten der feemden Mächte veetretenen Europa gezeigt, daß er mit geſchickter und feſter Hand das Ruder des Staats würdr zu führen wiſſen, möchte ein Unwetter im Innern ausbrechen oder von Außen grollen.

In dieſem Palaſt iſt der nächſte Erbe der Keonr geoß geworden und von ſeiner Kindheit zur Jugend übergegangen. Hier unter Obhut Schukowsky's, eines unſeree beeühmteſten Literaten, haben ſich die geiſtigen Kräftr jenes ſchönen Trägees unſerer entfernten Zukunft entwickelt. Von hieraus bereiſtr rr, nach Vollendung ſeiner rrſten Studien, das Reich; denn ſeinem Vater und Gebietee lag am Herzen, dem Vaterlande Rechenſchaft nicht nur über das zu geben, was er füe die gegenwärtige Grneeation that, ſondern auch darüber, wir rr für die künftigen Geſchlechter ſorge.

Welche adelige Familie Rußlands hättr in dieſem Palaſte nicht ruhmvolle Eeinnerungen anzuſpeechen? Unſrer Väter, unſere Vorvätee, alle unſerr politiſch, adminiſteativ, kriegeriſch ausgezeichneten Männer empfingen hier aus des Monaechen Hand und in des Vateelandes Namen die glänzende Anerkennung ihrer Bemühungen, ihree Dienſte und ihrer Geltung. Hier eetönte einſt Lomonoſſow's und Derſchawin's nationaler Geſang; hier las Karamſin vor riner eelauchten Zuhoereſchaft die Blätter ſeiner Geſchichte. Dieſer Palaſt war das Palladium unſerer Erinnrrungen und unſeres Ruhmes; er war der Keeml unſeeee neueen Geſchichte. Die Jahrbücher dieſes Palaſtes würden den kuezen Inhalt unſeres politiſchen Lebens von beinahe einem Jahrhundert liefern. Und wir könnten wir dir Freuden dieſer erhabenen Wohnung, jene volksthümlichen und religiöſen Feſtr, irne Eheverlöbniſſe einer Zeit vregeſſen, da Rußland noch Prinzeſſinnen und Königinnen, — ſein reinſtes, ſchönſtes und edelſtes Blut, die Töchter und Schweſtern un-

Digitized by Google

ferer Czare, an Europa gab, und dieses, zum Ersatz unserer schmeezlichen Verluste, nicht weniger kostbaee, nicht weniger glänzende Frauengeschmeide, als aus unserm nationalen Diadem gebrochen waren, — nicht weniger schöne und anmuthige Fürstinnen, als wir beweinten, uns zusendete.

Da fallen uns die hohen Festtage der christlichen Welt und des neuen Jahres ein. Ach! die Kapelle jenes Palastes hallet in diesem Jahre nicht von den feomen Hymnen, von den begeisterten, melodievollen Gesängen wideo, die man gehöet haben muß, um die christlich-religiöse Tiefe unseres Kirchengesanges zu würdigen. Wir hören die Jahresgebete für den Kaiser Alexander und für seine tapfern Waffengefährten, todte wie lebende, nicht, deren von der Kieche gewrihte Bildnisse sein Nachfolgr im Namen des dankbaren Vaterlandrs in diesem Panthevn des Jahres 1812 begeißte. Das Pantheon ist nicht mehr. Doch tröstet euch, ihr Manen der Helden! Die Flamme hat nicht vertilgt, was ihe uns hinterlassen habt. Der Muth jener Krieger, die von euch gelernt haben, den Gefahren zu trotzen, die von euch so oft zum Siege geführt woeden sind, hat euee Bildnisse füe die Nachwelt bewahet. Mit Lebensgefahr haben sie jene Gemälde aus den Flammen gerettet. Wie manches Soldaten Heez mag von rühmlichen und rührenden Erinnerungen geschlagen haben, als er das verehrte Bild eines geliebten Anführers oder eines auf dem Felde der Ehre unter seinen Augen gefallenen Helden davon trug.

Was machen wir nun am ersten Abende des nruen Jahres, wir, die gewohnt waeen, ihn mit Familie bei dem Kaisee, mitten unter seinen dreißigtausend Gästen, zuzubringen? Wir sehen diesmal nicht, wie ee — gleich seinem Gefolge waffenlos — seine edle Stirn aus dee Volksmasse emporhebt, aus diesen Wogen, welche die für alle geöffneten, ungeheuern Säle übreschwemmten. Es war ein schönes und eigenthümliches Schauspiel, wenn diese Schaaren sich aus Liebe um ihn drängten, und aus Ehrfurcht zurückwichen, wenn sie vor seinem Schritt eine Gasse öffneten und hinter ihm wieder schlossen. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Das tanzende Berlin.]

Es ist sehr sonderbar, daß diesee Winter von allen Seiten als äußerst belustigend und interessant geschildert wird; man mag fragen, wen man will, Jeder ist des Lobes voll. Die jungen Damen behaupten, daß nie so viel getanzt wurde, die Heeren, daß man nie so viel Gesellschaftrn gab; die Kunstfreunde sind entzückt über eine so seltene reiche Vereinigung von Talenten, wie die Conceete Thalberg's, Ole Bull's, Lewy's, der Mistreß Shaw sie boten und bieten; die Geldmänner werden närrisch vor Freude, daß bei allem kriegerischen Schattenspiel die Course immer höher hinaufgehen; die Literaten über die Gefechte und Schlachten des Geistes und der Feder; die Soldaten träumen in ihrer Weise davon, und sehen Bänder, Sterne und Epauletten; die Politiker in den überfüllten Kaffeehäusern lauern mit der größten Arglist und Erwartung, heißhungrig bis zur Wuth, auf Zeitungen und Neuigkeiten; die Patrioten schreien mit Selbstgefühl von einem andern Einzuge in Brüssel und Paris; die Hofräthe endlich flüstern mit fürchterlicher Verachtung von der Coalition, von dee Widerspenstigkeit des Herrn von Dunin, von dem Pöbel der Brabançonne, und sagen dann wohl gae geheimnißvoll: Geben Sie Acht, mein Lirbee, was kommen muß, kommt, Sie werden sehen. Der Ministre — der Staatsrath — die Oberpräsidenten — gemischte Ehe — neue Gesetze — Civilehe eingeführt — kein Staat kann das dulden — wir haben Festungen, Gott sei Dank! — Vertrauen, Zeit und Ruhe die erste Bürgerpflicht — ich höre, man will — nun, ich sage nichts, aber Sie werden sehen. — Kurz, Beelin wae selten so bewegt, so hoffnungsvoll und so glücklich.

Es hat in diesem Wintee auch viele große Feste gegeben: denn nach dee guten deutschen Sitte vereint man sich bei reichbesetzter Tafel, um abgehende Beamte zu ehren, neuangekommene würdig zu empfangen, das Andenken großer Ereignisse zu verherrlichen, Kunst und Industrie zu bewundern, oder den Stiftungstagen dieses oder jenes Vereines gefühlvolle Toaste darzubringen. Bei solchen Gelegenheiten, das Glas in der Hand, kommt dann die Redneegabe von selbst, und unsere Zeitungen haben wochenlang zu thun, den aufgehauften Patriotismus in ihren nüchternen Spalten unterzubringen.

Während so die höhrre Gesellschaft in Bällen und Festen sich eelustigt, hat sich die Maskenlust des Carnevals mehr zu den mittleen und unteen Ständen geflüchtet. Frühee gab es hier gewisse öffentliche Redouten, bei welchen der Hof erschien, und vom Balletpersonal sowohl, wie von den jungen Mitgliedern der höchsten Keeise Quadrillen aufgeführt oder eostümirte Aufzüge gehalten wurden. Zuletzt erfolgte dann eine Freiredoute, wo auf Kosten des königlichen Kellers manche Flasche geleert waed, die Brutalität jedoch endlich so überhand nahm, daß man es im Interesse der öffentlichen Moeal füe besser hielt, diese alte Gewohnheit aufzuhrben. Berlin hatte sich wesentlich in den letzten Deeennien verändert. Sonst fiel es dem Troß der Gesellschaft nicht ein, in Maske und Federhut tanzen zu wollen, er begnügte sich in Demuth, den bessern, das heißt den reicheren Theil aus den Wagen steigen zu sehen, und hielt es für das größte erreichbare Glück, aus einer Loge des zweiten odee dritten Ranges auf das bunte Gewühl hinadzuschauen. Wie fatal doch oft die moderne Aufklärung und die seltsame Anmaßung der Gleichheie unserer verderbten Zeit ist! — Alle Grisetten aus dem großen Reiche der Schneiderinnen, der Putzmacherinnen, die armen kleinen Bürgertöchter mit dem glattgestrichenen Scheitel, ja selbst die emancipirten Freundinnen der Menschheit, welche sich wohlthätig

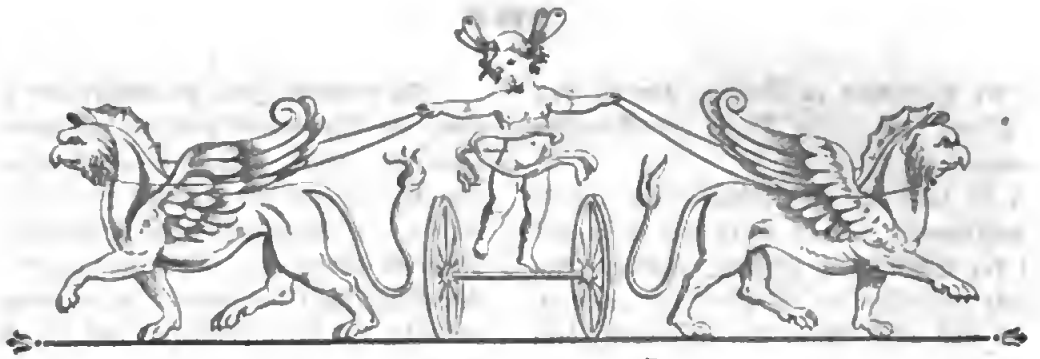
Digitized by Google

dem schwarzen Dienste der nothwendigsten Gottheit der Erde, der leiblichen Ernährung, weihten, auch sie haben unter Pfannen und Töpfen so viel von der allgemeinen Bildung eingesogen, daß sie es für vollkommen billig halten, mit einem richtig bezahlten Billet am Arme eines Vielgetreuen in wohlerworbenen Rechten sich unter noble Leute zu drangen. Es hat, mit einem Worte, der alte Kitt der Gesellschaft jene scheue Ehrfurcht vor Namen, Rang und Stand, den besten Theil seiner bindenden Kraft, verloren und der Cultusbegriff der modernen Welt: Geld macht Alles gleich! zeigt sich mit jedem Tage mächtiger und in trotzigerer Gestalt. Die Redouten sind aufgegeben worden, nachdem man sie noch einige Jahre im ganzen Besitz jener ungenieten Maskenfreiheit gelassen hatte, aber Berlin war in dieser Zeit eine große Stadt geworden, und während der noble Theil sich auf den prätentiösen Subscriptionsbällen im steifen Paradeschritt langweilte, wurde das Kolosseum gegründet, in dessen gewaltige Räume die Maskenlust und alle ihre Grisetten, die leichtsinnigen Nachtschmetterlinge und der ganze Troß der jungen abenteuerlustigen Roués flüchtete. Das Kolosseum ist in der That ein seltsamer Sammelplatz der verschiedensten Gesellschaften, es hat, wie ein organisches Wesen, seine guten und bösen Tage, und wird gesucht und gemieden, geliebt und verachtet. Seine Donnerstagsbälle sind seine Gallatage. Es sind die prüden, stolzen Momente seines Lebens, die sittsamen Anfälle, welche zur Abkühlung nach dem Rausche nöthig sind. Der noble Theil der Grisetten, mit bürgerlichen Gedanken und einem feststehenden Liebhaber, aus den dunklen langen Reihen der Commis und der bessern Handwerksstände, findet sich hier ein, und viele der kleinen Bürgertöchter mit dem ganzen Ballast von Vätern, Tanten, Schwestern und Cousins vermehren ihre Reihen. Alle diese jungen Gestalten sind tanzlustig bis zur Raserei, aber sie kennen ihren Werth, sie haben Claueen und Teomitz gelesen, wohl gar noch Lafontaine und Spieß, sie sind gefühlvoll, schwärmerisch, voll fester Anhänglichkeit, und mit allem pharisäischen Hochmuth ihrer Würde und Tugend ausgerüstet. Wehe dem jungen Abenteurer, der hier sein Glück zu machen denkt; er wird eine schmachvolle Niederlage erleiden. Diese Kreise sind fest geschlossen, jede dieser Schönen hat ihre Tänze versagt, und jede ist mit einer entschlossenen, nervigen Sauvegarde umringt, welche die kleinste, die liebenswürdigste Galanterie mit Begeisterung rächen wird. Es gehört Ausdauer dazu, um als ein Mitglied geachtet und angenommen zu werden, und da diese nur in seltenen Fällen der Leidenschaft der jungen Herren gleich kommt, so bleibt dieser sittsame Kreis unangetastet in seiner Einfalt und Prüderie. Während die Väter in dem großen Tunnel Billard spielen und Weißbier trinken, empfangen die Töchter und jungen Frauen aus den Händen ihrer Anbeter eine Tasse Thee. Selten sind die Speisesäle gefüllt, denn diese sittsame Gesellschaft hat häusliche Tugenden mitgebracht, und wer es nicht vorzieht, schon vor dem Feste die inneren Angelegenheiten zu besorgen, hat sicher die ungeheuren Strick- und Arbeitsbeutel in wandelnde Vorrathskammeen umgeschaffen, aus welchen, wie aus den Fleischtöpfen Aegyptens, der Ueberfluß auf ganze Geschlechter niedersinkt. Nur hier und dort zeigt sich ein Verwegener, ein erklärter Verschwender, oder ein feuriger, nichts achtender Anbeter, der mit Heldenmuth die Geliebte und ihre Begleiterinnen zur Tafel führt. Aber wie viel dringender Einladungen bedarf es, um ihren Widerstand zu überwinden und der geheimen Eitelkeit den Sieg zu verschaffen! Endlich entschließt man sich, und mit welchem stolzen Selbstbewußtsein schreitet die Gefeierte durch den Saal zur Treppe, die in das Speisezimmer führt. Einer macht dann wohl dem Andern Muth, der Neid wird rege, und es vereint sich eine Gesellschaft; aber zu was Rechten kommt es immer nicht; die Genüsse weichen in allen Beziehungen dem Maßigkeitsprincip. Kaum belohnt ein hoffendes Lächeln, ein Händedruck, oder die Erlaubniß, morgen einen Besuch zu machen, diese Aufopferung, dann eilt man zum Tanz zurück, und um Elf sind alle Lampen gelöscht, und verdrießlich schließen die Garçons die Thüren und lachen spöttisch über diese nüchterne Lustigkeit.

Bei weitem belebter ist der Sonntagstanz im Kolosseum, aber eine Einladung dazu würde von jeder Theilnehmerin der Donnerstage mit der höchsten Entrüstung aufgenommen werden. Es würde eine Ehrenkränkung sein, die mit einem verachtenden: Was denken Sie von mir, mein Herr! und einer vollständigen Ungnade vergolten würde. — An Sonntagen erscheinen hier alle die, welche durch Verhältnisse gezwungen, die ganze Summe ihrer irdischen Freuden auf die letzte Hälfte dieses von Gott gebotenen siebenten Ruhetages verschieben müssen. Die lustigen Gesellen in ihren Werkstätten, welche die ganze Woche beharrlich sparen, um mit der erwählten Leidens- und Freudensgefährtin auf wenige Stunden alle Noth zu vergessen, finden sich dann ein. Die Laden- und Hausmädchen bilden eine rothwangige Elite, die Zöglinge Merkurs und geputzte Stickerinnen machen das bildungsfähige und anmaßende Element darin; der fürchterliche Krieg des Mir und Mich erschallt aus allen Ecken. Die Gebildeten rufen laut: Suchen Sie mich schnell einen Stuhl, wenn Sie mich lieben! Die Ungebildeten: Lassen Sie mir doch endlich gehen, ich habe, was ich brauche. Jeder in seiner Weise, aber geliebt wird hier auf alle Fälle, und getanzt, geschrien, Witze gemacht in berliner Form und Natur, und die Eespaeniß wandert bis auf den letzten Groschen aus den meisten Taschen. Wenn es später wird, zieht der dienstbare Theil aus, und wer zu ihm gehört, oder sonst im Laufe des Abends sein Glück gemacht hat, versäumt es nicht, seine Anhänglichkeit noch weiter zu verfolgen. Dann aber werden die Räume von neuen Erscheinungen gefüllt. Man begegnet verführerischen auffordernden Blicken, jene vielsagenden Gestalten, deren Stunde nun geschlagen hat, und mit ihnen erscheinen Herren, die gewohnt sind, zu andern Zeiten glänzende Uniformen zu tragen, Andere, welchen man sonst wohl zu Roß oder in Equipagen begegnet, ein ganzes Heer von Schnurrbärten, junge Herren, deren Namen Klang an der Börse haben, und Viele, deren Börsen recht artig klingen. Die Kunst, die Wissenschaft, die Literatur schicken zu diesem Congreß ihre Vertreter, und eine stillschweigende Uebereinkunft aller Theile scheint hier geschlossen zu sein, sich gegenseitig um nichts zu kümmern, sondern Jeden seinem Vergnügen zu überlassen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 51. — den 12. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Winterpalast.

(Beschluß.)

Das Jahr 1837 hat dem nächstfolgenden ein trauriges Vermächtniß hinterlassen. Im Augenblicke seines Entschwindens hat es einen Trauerflor über die Festlichkeiten des Jahres 1838 geworfen, und uns zum Lebewohl den Aschenhaufen einer Baumasse gelassen, welche, die Zeit zu erdrücken, dauerhaft genug schien, und die es in seinen letzten Paar Stunden zerstörte. —

Wie weit entfernt war man im Augenblicke des Ereignisses, ein solches Brandopfer vorauszusehen! Der Kaiser war mit einem Theile seiner Familie im Theater, und das Publicum hatte sich in der Freude, seinen lange abwesenden Monarchen wieder zu sehen, schaaeenweise zugedrängt. Die Bajadere Taglioni bezauberte die Blicke. Da mit einem Male, es hatte eben Neun geschlagen, benachrichtigt man den Kaiser, es sei Feuer im Schloß ausgebrochen. Er eilt dahin, ohne der Kaiserin den Grund seiner Entfernung mitzutheilen.

Diese plotzliche Entfernung bleibt aber im Publicum nicht unbemerkt und erregt Niedergeschlagenheit und unbestimmte Besorgnisse; dunkle Gerüchte verbreiten sich im Saale, doch ist die Unruhe noch nicht allgemein. Bei seiner Ankunft im Schlosse trieb den Kaiser zuerst das Vatergefühl zu seinen Kindern, die er nach dem Palaste Anitschkow bringen ließ. Nach dieser Beruhigung über das, was ihm und dem Lande das Kostbarste war, beschäftigte er sich mit den Maßregeln, die Flammen aufzuhalten, und ihren Zerstörungen vorzubeugen. Er bot die Truppen auf, und sie stürzten herbei. Man überzeugte sich bald, daß die Flamme schon den Giebel erreicht hatte, und sich mit entsetzlicher Schnelligkeit unter dem Dache hin ausbreitete, wo sie von keiner innern Mauer aufgehalten wurde. Es war schwer, wenn nicht unmöglich, des Brandes Heer zu werden. Jetzt befahl der Kaiser, den Palast auszuleeren und Alles fortzutragen, was möglicher Weise zu retten wäre. Die Schnelligkeit, Genauigkeit und die Achtung vor dem Eigenthum, mit welchen dieses geschah, sind nicht genug zu rühmen. Alles wurde auf dem Platze um die Alexandersäule niedergelegt. Nichts wurde unterschlagen, von den Diamanten und übrigen Kostbarkeit an, bis herab zu den geringsten Kleinigkeiten.

Die Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit der Soldaten beim Ausräumen des Palastes war zu bewundern. In diesem entsetzlichen Getümmel um einen flammenden Palast, der selbst an fünftausend Bewohner hatte, bei diesem allgemeinen: Rette sich wer kann, wo keine Controle möglich war, und jede Verantwortung entschlüpfen konnte, sah man die Soldaten mit derselben Treue und Aengstlichkeit Werthschaften von Millionen und ganz werthlose Sächelchen nach dem Rettungsplatze bringen.

Inzwischen hatten die Feuerspritzen ihr Mögliches gethan. Da sich aber von einer fortgesetzten Anstrengung wenig Erfolg voraussehen ließ, und der Kaiser Menschen in Gefahr zu bringen fürchtete; so mußten die Soldaten sich zurückziehen. Das Opfer zehrte sich auf. Man suchte

Digitized by Google

nur den Palaſt der Einſiedelei zu ſchützen, den die von einem heftigen Winde nach dieſem Theile des Gebäudes getriebenen Flammen bedrohten.

Dieſe eben ſo leutſelige als wohlüberlegte Anordnung gelang vollkommen. Man iſt es dem Eifer und der Achtſamkeit des Großfürſten Michael ſchuldig. Auf dieſem Ehrenplatze entwickelte er alle Thätigkeit eines gemeinen Soldaten und allen Eifer, den eine vorhandene bedeutende Gefahr erforderte. Erſt des andern Morgens um elf Uhr kehrte er nach ſeinem Palaſte zurück, wo ihn ſeine Gemahlin voll Angſt und Unruhe erwartete. Auch ſie, obgleich leidend und ſchwach, hatte während der Nacht der einſtürzenden Größe die letzte Aufmerkſamkeit erwieſen und ſolch unerwartetem Ereigniſſe ihre Thränen gezollt.

Unſere ſchöne Bilderſammlung, eine der reichſten von Europa, dieſes Vermächtniß der kunſtgebildeten Welt, iſt unverletzt erhalten worden. Den Freunden der Kunſt iſt dieſer Schatz unverloren geblieben, der nie zu erſetzen geweſen wäre. —

Die Kaiſerin war viel ſpäter von dem Vorgange unterrichtet worden und kam erſt, als das Feuer ſchon ſehr mächtig geworden war, im Palaſt an. Obſchon ſie über ihre Kinder beruhigt war, wollte ſich ihre mütterliche Liebe doch mit eigenen Augen überzeugen, daß dieſelben außer Gefahr wären. Sie ſuchte ihre Betten auf und fand ſolche leer. In dieſem Augenblick mag ſie alles Entſetzliche um ſich her vergeſſen haben.

Doch ihr Herz mahnte ſie bald genug wieder an die gegenwärtige Gefahr. Sie erinnerte ſich, daß eines ihrer Ehrenfräulein von ſchwerer Krankheit in ſeinem Zimmer zurückgehalten wurde. Sie eilte hin und wartete die Rettung der Kranken ab. Hierauf begab ſie ſich in ihre inneren Gemächer, um ſich hier gleichſam noch einmal zu ſammeln und allen ihren Erinnerungen ein trauriges, letztes Lebewohl zu ſagen. Welche Empfindungen mußten hier auf ſie einſtürmen, als ſie die Schwelle des Heiligthums verlaſſen ſollte, wo ſie als Braut, als Gemahlin, als Mutter und Kaiſerin die ſüßeſten Feſte erlebt, die ſchönſten Träume ihres Lebens erfüllt geſehen hatte! Hier waren ihr die höchſten, die heiligſten Freuden geworden, der Genuß des koſtbaren Erbtheils eines Weibes, das auf Erden geliebt und vom Himmel geſegnet iſt. Und wer konnte dies beſſer als ſie ſchätzen? Selbſt und in ihren Töchtern ſchön, ſtolz auf ihre vier Großfürſten, vereinigte ſie ja doch die herrlichen Eigenſchaften, die der Krone Glanz verleihen, mit den Privattugenden, die das häusliche Glück begründen.

Zu derſelben Zeit, in welcher das Feuer die Wohnung des Monarchen aufzehrte, nagte ein anderer, weniger verwegener, aber eben ſo gefräßiger Brand in einem der entfernteſten Quartiere der Stadt einige elende Hütten, die Unterkunft armer Einwohner, an. Auf die Nachricht davon und aus Beſorgniß, die von dem größern Mißgeſchick in Anſpruch genommene Behörde möchte vielleicht das vereinſamte Unglück der Armen ohne den nöthigen Beiſtand laſſen, ſandte der Kaiſer ſeinen Sohn, den Erb-Großfürſten, dahin ab. Welche rührende wechſelweiſe Theilnahme! Während hier das Volk mit Lebensgefahr eine beiſpielloſe Anſtrengung aufbot, um die Wohnung ſeines Beherrſchers zu retten, widmete ſich dort die Aufmerkſamkeit des Kaiſers, ſein rechter Arm, ſein anderes Selbſt, dem Wohl ſeiner letzten, bedürftigſten Unterthanen. —

Mit einer ſchönen Rührung ſah man einerſeits das Volk im Kampfe um Beute mit dem Feuer, andererſeits die zahlloſe Menge vor allen Zugängen des Palaſtes in dumpfer Betäubung, in andächtigem, zuweilen von Seufzern und Gebeten unterbrochenem Schweigen. Es war nicht die gewöhnliche Neugier eines ſchauluſtigen Pöbels, es war das tiefe Mitgefühl eines ergebenen Volkes, das eine ſchmerzliche Pflicht zu erfüllen und der Beſtattung eines gemeinſamen Freundes beizuwohnen ſchien. Unſer Volk hat ein bewundernswerthes Gefühl des Wohlanſtändigen: das Unglück iſt ihm etwas Geheiligtes, und die Leidenſchaften verſtummen in ſeinem Herzen vor einem großen Mißgeſchick. Dies Schauſpiel hätte einen nationalen Dichter zu einem Klagegeſang begeiſtern können. Wer von uns hat nicht aufs neue die verſtummte Lyra Puſchkin's beklagt? Er, der Sänger all' unſerer Herrlichkeiten, hatte eine beſondere Vorliebe für dies ſchöne Gebäude, und würde gewiß über dieſen rauchenden Ruinen einige poetiſche Thränen vergoſſen haben, hätte ihn jüngſt nicht ſelbſt ein Sturm dahingeriſſen und ſeine Leier zerbrochen. — Auch den Pinſel eines Malers hätte dieſes Schauſpiel verdient. Stellt euch dieſe gewaltige Gluth vor, die, dem flammenden Veſuv gleich, ihre traurig ſtrahlende Lohe durch die Finſterniß der Nacht verbreitete, — über einen düſtern kalten Himmel, über eine weite, vereiſte Schneewüſte, über die hohe ſchlanke Alexanderſäule und über die da und dorthin zerſtreuten Volksmaſſen. Welche vielfachen, phantaſtiſchen Formen! Wie eine Legion ſchadenfroher Genien wirbelten die Flammen, durchliefen die weite Einſamkeit, entſchlüpften durch die Fenſter, raſchelten längs den Mauern hin, umſchlangen mit einem ſchimmernden Mantel die Statuen auf

Digitized by Google

dem Giebel, die im Wiederschein des Feuers sich zu regen und gen Himmel aufzurichten schienen, als entflöhen sie ihren gastlichen Nischen oder riefen sein Erbarmen zu Gunsten ihres zerstörten Tempels an. Durch die weiten Oeffnungen sah man die Verzierungen, die Tapeten, die goldenen und marmornen Säulen bersten und brechen; die großen Kronleuchter an den Saaldecken loderten wie schlimme Meteore, heute von anderm Feuer entzündet als sonst, wenn sie bei nächtlichen Tänzen und Festlichkeiten leuchteten. Nie hatte das Feuer ein herrlicheres Fest! Auch ließ es drei Tage lang nicht von seiner Beute los, bis es seine unersättliche Gefräßigkeit befriedigt und sich an den letzten Bissen des Festschmauses erschöpft hatte.

Der materielle Schaden ist bei weitem nicht unersetzlich zu nennen. Die Krankheiten Rußlands sind gewöhnlich heftig und hitzig, aber die Genesung ist dann auch rasch und gründlich; denn seine Lebenskraft ist unermeßlich. Man hat es an Moskau gesehen. Schon besteht eine Commission zur Leitung der Wiederaufbauung des Schlosses, und die nöthigen Summen für die ersten Arbeiten sind angewiesen. Die Privatpersonen erbitten sich der Regierung zu freiwilligen Beiträgen, um ein Monument herstellen zu helfen, das für ein Gemeingut angesehen wird. Einer der reichen Adeligen in der Hauptstadt, der Graf Branicki, ein Pole, hat gleich des andern Tages eine Million angeboten. Ein ehrbarer Bürger hat 1500 Rubel zurückgelegte Ersparnisse überbracht. Der Adel und die Kaufmannschaft erwarten nur die Zustimmung der Regierung, um ihr die Summen, die sie in ihrem freien Eifer vorläufig bestimmt haben, zur Verfügung zu stellen.

Werden diese Anerbietungen angenommen werden? — Wir wissen es nicht; jedenfalls aber wird des Monarchen Herz sich mit diesen Schätzen der Unterthanenliebe bereichern. Diese Schätze sind vor jedem neuen Mißgeschick geborgen, und für immer unerschöpflich. — Der Palast wird, wie durch Zauber, aus seiner Asche wieder erstehen, schöner vielleicht, als er war. Die künftigen Geschlechter werden wieder dieselben mit neuen Glanz bekleideten Säle durchlaufen, werden ohne peinliche Erinnerungen neuen Festen und Feierlichkeiten beiwohnen. Wir aber, die diesen Palast in seinem majestätischen und geschichtlichen Alterthume gekannt und seinen Sturz gesehen haben, werden nie mehr dieses Erlebniß vergessen. Aufs neue zu den Festen des Kaisers geladen, werden wir in einem bis zwei Jahren — denn Rußlands Arme gehen rasch ans Werk — beim Anblicke des hergestellten Palastes unwillkürlich an den verhängnißvollen Jahrestag denken.

Ja, was wir heute beweinen, ist jene Vergangenheit, jene lebende, volksthümliche Geschichte, deren Blätter vor unsern Augen zerrissen wurden. Mag man dies Poesie nennen; immerhin! Bei Größe und Schönheit wird stets Poesie sein. Verhüte Gott, daß wir diesen Verlust nach den Millionen schätzen, die seine Herstellung kosten mag! Des Reichen Ausgabe ist die Einnahme des Armen. Diese Millionen gehen nicht verloren: sie vertheilen sich im Lande. Manche Hütte, manches Dorf wird vom Tagelohne dieses großen Bauwerks mit hergestellt werden. Die Asche dieses Palastes wird, wie die Asche des Vesuvs, die Felder unserer Arbeiter befruchten; sie wird Tausende von Dürftigen wohlstehend machen, und Wohlstand ist eines der Hülfsmittel der Volksbildung. — Doch wir wollen hier keinen Trost aus den Lehren der Volkswirthschaft schöpfen. Sind einmal die ersten Eindrücke schwächer geworden, so wird unser Schmerz, unsere geschichtliche Trauer die nächste Sympathie bei der Ueberzeugung finden, daß jene betrübnißvolle Nacht auch wieder Geschichte für unsere Enkel ist. Diese werden dann von der Ruhe, der Ergebung und Menschenfreundlichkeit des Kaisers Nikolaus, von der Anhänglichkeit des Volkes, von dem Austausche des Vertrauens und der Liebe, — von den Wundern des Eifers, des Muthes, der Selbstverläugnung und von der schönen Ordnung mitten im Unglücke zu erzählen haben. Auch sie werden unsere Betrübniß verstehen, und wenn auch kein Bedauern mehr, doch ein edles Andenken an die ewig merkwürdige Nacht des 29. Decembers 1837 bewahren.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Maskenbälle, Geselligkeit.]

Getanzt wird dann wenig, und der große Saal mit seinen glänzenden Kronen scheint leer und öde zu sein. Aber in den Nebensalons, in dem Halbdunkel der Galerien im Schatten der Granaten und Lorbeerbäume des Concertsaales sieht man wahrhaft nymphenartige Gruppen und aus dem unterirdischen Tunnel der Buffets schallt Gelächter, Gesang, das Knallen der Champagnerpfropfen und die ganze bacchanalische Lust der jungen üppigen Geschöpfe, welche hier sich vereint haben. Ganz gewiß hat der Unternehmer an diesen Abenden den zehnfachen Gewinn der Donnerstage, und schwerlich würde er diese Gesellschaft gegen die erste und nobelste vertauschen, aber noch viel weniger seine maskirten Bälle aufgeben, welche regelmäßig in der Zeit des Carnevals an jedem Sonnabende hier gehalten werden. Zu ihrer Verherrlichung vereinen sich alle verschiedenen Elemente der Besucher. Die speckten Bürgertöchter und ihre Cousins, die sentimentalen Griseten, die

Digitized by Google

Commis und wem es sonst gelingt, sich von Dienstverhältnissen zu befreien. Aber auch Damen von höherem Range schleichen sich von Neugier und Verlangen getrieben dann unter der bergenden Maske und am Arme eines vertrauten Führers ein und verschwinden wieder nach einer Stunde. Anspruchloser erschienen andere seltenere Gäste, junge Damen vom Theater, aus dem Reiche der fleischfarbenen Tricots, die leichtfertigen Grazien des Ballets, welche den Bitten ihrer Anbeter nachgegeben haben, und mit den Masken so lange tanzen, bis sie dürstend und erhitzt die Erfrischungen annehmbar finden und in irgend einem Nebensaale sich demaskiren. Alle diese Erscheinungen sind jedoch Nebensache, den wahren Kern dieser zahlreichen Schaar, welche oft zu mehreren Tausenden steigt, bilden die verführerischen Schönen, welche hier als Fischerinnen, Jägerinnen, Schäferinnen u. s. w. erscheinen und Alle ihren Fisch zu fangen, ihr Wild zu jagen und ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen verstehen. Sie haben die Auswahl, denn der Hoffenden sind viele; die ganze Elite der jungen Herren, welche sonst vereinzelt hier erscheinen, findet sich sicher zusammen. Es ist bequem, daß man für keinen Domino zu sorgen braucht, eine reiche Garderobe ist im Hause selbst. Man eilt um Mitternacht aus den verschiedenen Gesellschaften und tritt nach wenigen Minuten maskirt in das Gewühl von Laeven. Bald genug hat man gefunden, was man wünscht, wenigstens fehlt es nicht an Aufforderungen, und die reichste Einnahme hat unstreitig der Unternehmer. Denn wer führte seine Dame nicht zu den reich besetzten Tafeln, um dort die Maske fallen zu sehen, und es ist einmal Gebrauch hier in Schweigerei und Champagner die Präliminarien eines hingebenden Vertrauens zu schließen.

Diese Maskenbälle sind seit einiger Zeit an anderen Orten und besonders in Faust's Treibhäusern nicht ohne Glück nachgeahmt worden, aber mit denen des Kolosseums können sie den Vergleich nicht halten. Dort kennt ein Jeder sein Terrain, er weiß, auf welchem Boden er ficht, hier mischen sich fremde und neue Elemente ein; ein mehr bürgerliches und schönes Wesen, und was man in der gewöhnlichen Welt Anstand nennt, hält bei allen einzelnen Uebertretungen doch den esprit de corps aufrecht. — Aber die Lust an Maskenfesten ist in den Mittelständen in voller Kraft, und die verschiedenen Ressourcen, Kränzchen und Vereine müssen in jedem Winter mehrere maskirte Bälle veranstalten, da die Frauen und Töchter ihrer Mitglieder, die vornehmlich aus Beamten, Hofräthen, Kaufleuten und dem oberen Bürgerstande überhaupt bestehen, und welche doch unmöglich im Kolosseum oder in Faust's Wintergarten tanzen können, die Maskenfreuden nicht ganz entbehren mögen. Es ist schön, jung zu sein, und verkleidet, im bunten Putz, andere Leute rathen zu lassen, welch niedliches Lärvchen unter der schwarzen sitzt. Diese bezaubernde und unschuldige Coquetterie wäre selbst den Ersten und Höchsten zu verzeihen.

Seltsamer Weise aber zeigen die hohen Stände gar keinen Sinn für Täuschung, und die Welt muß in der That einen merkwürdigen Umschwung genommen haben. Um die Langeweile der Subscriptionsbälle zu versüßen, veranstalteten die Herren Blume und Hoguet, Regisseur und Balletmeister des Theaters, im Concertsaale des Schauspielhauses einen großen Ball, auf welchem man maskirt oder im gewöhnlichen Ballanzuge erscheinen konnte. Der Hof erschien, und schon am Tage vorher war kein Billet mehr zu haben. Es war für mannichfache Unterhaltung gesorgt. Ein Wahrsager prophezeihte die Zukunft, an kleinen Rouletten wurden Bondons und Zuckerwerk gewonnen, und jede Dame empfing ein Loos zu einer Lotterie mit werthvollen Gewinnen. Aber bei alle dem ging es steif und nüchtern her, von Maskenlust und Scherz war nicht die Rede, ein großer Theil der Gesellschaft hatte es vorgezogen, im Ballanzuge mit freiem Gesicht zu kommen und die beabsichtigte Wirkung war wenigstens verloren, wenn auch die beiden Unternehmer im reichlichen Gewinn sich nicht verrechnet hatten. — Es ist dies übrigens ein seltener Fall, daß Spekulationen dieser Art verlören, denn im Allgemeinen sind die Berliner zu wenig vergnügungssüchtig. Sie sind neugierig und zwar im nicht geringen Grade; daher haschen sie gern nach allen Erscheinungen, aber ein dauerhaftes Interesse erweckt selten etwas und ein zweiter Ball jener Herren würde wahrscheinlich keine glänzenden Resultate geben. — Das Haus- und Familienleben nimmt noch immer den vorherrschenden Rang ein und daeum wird es hier dem Fremden, der ohne Empfehlungen kommt, so schwer, irgend einen Geschmack an unserer Existenz zu finden. Erst wenn er sich eingelebt hat, wenn er mit der ganzen herzlichen Vertrautheit in den Familienkreisen empfangen wird, die so zahlreich hier sind, und in welchen hohe Bildung, feine Sitte und liebenswürdigste Gemüthlichkeit sich so häufig vereint finden, sieht er wohl, daß hier doch mehr zu haben sei, als Staub und Weißbier und das berüchtigte ästhetische Theegeschwätz, drei stehende Jeremiaden, deren Wehgeschrei nun einmal Mode geworden ist, und welches namentlich von einer Anzahl verkümmerter blasirter Literaten mit affectietem Weltschmerz ausgeschrieen wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

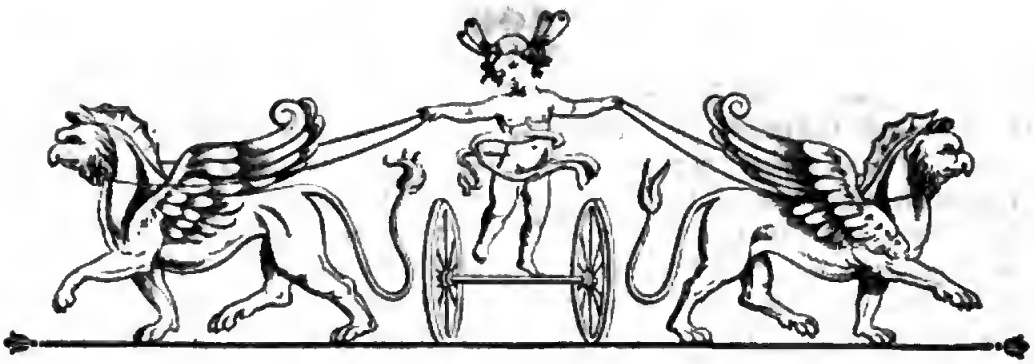
Notiz.

[Miß Kemble.]

Gegen Ende Februar fand in Triest im Teatro grande die Benefizvorstellung der Miß Kemble Statt. Außer der gewöhnlichen Oper Gemma di Vergy, in welcher sie die Titelrolle singt, gab sie die Cavatine aus Lucia di Lammermoor zum Besten. Der Enthusiasmus des Publikums war groß, eben so groß die Summen und die sonstigen Huldigungen an Kränzen und Gedichten, womit man die Sängerin überhäufte. Altengland hat jetzt in Rußland Miß Novello, in Deutschland Mistreß Shaw, in Italien Miß Kemble als Ministerresidentinnen, welche den Continent brandschatzen. Das musikalische Talent wird heutzutage viel zu sehr bezahlt, „Musik mit ihrem Silberklang!" ist eine empörende Wahrheit geworden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 52. — den 14. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Besuch bei Rahel in Paris.

Von A. Weill.

Es gibt Künstler und Literaten, die nie etwas ohne Recommandation unternehmen. Ich meinerseits habe nie etwas auf Empfehlungen gehalten. Zwei intime Freunde empfehlen sich selten, eine dritte Person und kaufmännische Empfehlungen sind nur für die Philister, die sich schon geschmeichelt fühlen, wenn sie zu einem Mittagsessen eingeladen werden. Wer sich aber geschmeichelt fühlt, die Bekanntschaft eines Künstlers oder eines großen Mannes zu machen, der bedarf gewiß der Empfehlungen nicht, wenn er ein Bischen Menschenkenntniß und Anstand besitzt. Auch wollten mich mehrere Hausfreunde der Dem. Rahel ihr vorstellen, indem sie mich versicherten, es sei gar nicht schwer, als Literat oder Journalist ihr vorgestellt zu werden. Nach genauern Erkundigungen aber sah ich das Gegentheil ein, und beschloß daher, gerade um die Hindernisse selbst auf eigene Faust zu überwinden, einen Versuch zu machen, der, wenn er auch nicht gelingen sollte, doch der Mühe werth sein mußte. Es gibt Leute, die sich prahlerisch der Freundschaft großer Männer rühmen, und die, wenn man sie beim Woet nimmt, erröthen. Es ist traurig, daß man unter Künstlern selbst solche Leute antrifft, besonders aber ist dies hier bei einigen Winkeljournalisten der Fall, die alle großen Männer und Künstler unserer Zeit duzen, sich aber verstecken, wenn man nach der Hausnummer der großen Männer fragt.

Ich machte mich also auf den Weg, um die Wohnung der Rahel zu erfahren. Der Portier des Theatees muß es am besten wissen, dachte ich, aber auch er irrte sich, denn seitdem sie 20,000 Fr. Gehalt und zwei Monat Urlaub hat, die ihr wieder 40,000 Fr. eintragen, wohnt sie statt in der rue traversière, im Passage Vero-dodat No. 33. Endlich! dachte ich und zitterte an allen Gliedern. Ich zog die Schelle. Eine hagere, aber reinliche Frau öffnete die Thür. „Was wollen Sie?" fragte sie. — Mein Gott! dachte ich, die fragt auch noch! — Doch ich mußte antworten. „Ich komme aus Deutschland," erwiederte ich, „wo man so viel von Demoiselle Rahel spricht." — „Ich bin ihre Mutter," unterbeach sie mich mit einem Knicks. — Es war ein gutes Zeichen. — „Sie sprechen Deutsch," fuhr sie fort auf Französisch, „so kommen Sie morgen um vier Uhr und speechen Sie mit dem Papa, der freut sich, Deutsch zu sprechen." — „Und Sie, Mädame?" versetzte ich auf Deutsch. — „Ich spreche es schlecht." — In diesen vier Worten erkannte ich in ihr die Elsasserin. Es gibt gewisse provinziale Accente, die man nie vergißt. Gern hätte ich ihr gesagt, daß wir Landsleute wären, doch sparte ich ihr diese Freude noch auf. Ich entfernte mich und verfehlte am andern Tage die Stunde nicht. Man rief den Papa. Ein kleines hageres Männchen mit feinen jüdischen Zügen. Was thu' ich mit dem Vater, dachte ich, wenn ich die Tochter nicht sehe; doch vielleicht ist er die Brücke, um zu ihr zu gelangen, und daher beschloß ich, mich ihm angenehm zu machen. Mit

Digitized by Google

einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Faß voll Essig, und sonderbar, auch Beemsen und Hornissen lassen sich damit fangen. Wir kamen ins Gespräch. Der Mann spricht deutsch, wahr, aber nicht viel besser als seine Frau, doch hört man ihm an, daß er einige Zeit in Deutschland war, und daß er es früher ziemlich geläufig übte. — „Sie kommen direct aus Deutschland?" — „Ja, mein Herr, ich spiele zwar dort keine große Rolle, doch da ich Französisch spreche und Deutsch schreibe, so könnte ich den Freunden ihrer Tochter vielleicht einen Gefallen thun, wenn ich sie näher charakterisiren dürfte." — „In der That," erwiederte er, „Sie scheinen mir ein deutscher Literat. Wie viel Mal haben die deutschen Journale schon wiederholt, daß meine Tochter eine Jüdin ist!" — Ich stutzte. „Ist dies eine Schande?" erwiederte ich. „Im Gegentheil." — „Es ist keine Schande," versetzte er, „doch versichere ich Sie, daß, wäre ich in Deutschland geblieben, das ich arm und elend, aber doch ungern verließ, meine Tochter jetzt noch Harfnerin in den Wirthshäusern wäre, und gerade weil sie eine Jüdin ist." — „Sie thun den Deutschen Unrecht," sagte ich. „Das Talent wird auch dort anerkannt." — „O, schweigen wir davon. Ich versichere Sie, daß ich eben so viel Talent zu einem Künstler als meine Tochter hatte, und wäre die französische meine Muttersprache, die Welt würde sich nicht wundern, daß die Tochter des Herrn Abraham Felix so gut declamirt. Was auch die Journale hier schreiben, glauben Sie es nicht, ich habe meine Tochter erzogen, ich gab ihr Unterricht, und ich bestimmte sie zu dieser Laufbahn." — „Ich glaube dies Alles, doch — kann man sie nicht sprechen?" — „Nein." — Dies Nein drang mir tief in die Seele. — „Meine Tochter ist sehr beschäftigt," fuhr er fort, „sie spricht übrigens sehr wenig, ihr ganzes Leben ist mehr ein inneres, ein denkendes; sie antwortet kaum. Die Leute sagen, es wäre Schüchternheit, Beschränktheit, ich weiß, was es ist, denn so war mir's, nur war ich ein armer Teufel, ohne Kenntnisse und ein jüdischer Kaufmann: da habe ich schon sprechen gelernt. Uebrigens empfängt sie gar keinen Herrn, am wenigsten Journalisten." — Ich suchte nun andere Saiten zu berühren. — „Sind Sie ein geborner Deutscher?" fragte ich. — „Nein, ich bin ein Elsasser." — „Wie Ihre Frau." — „Wie so wissen Sie das?" — „Weil ich auch ein Elsasser bin." — „Also" — hier stutzte er, ich hatte einen jüdischen Dialect hören lassen — „also sind wir Landsleute und —?" — „Nun ja und Juden." — Es schien, als schöpfte er neuen Athem. Dies mißfiel mir. „Aufrichtig," sagte ich, „es scheint, als fürchten Sie die deutschen Christen, ich bin ein Jude, das ist wahr, doch bin ich in meinen Grundsätzen mehr Christ als Jude, und wenn das Wort „taufen" oder „convertir" nicht bestünde, ich würde schon längst diesen Namen nicht mehr haben, obschon ich ihn nie verläugnen werde, und sogar stolz darauf bin." — „Ja, jetzt vielleicht ist es anders in Deutschland, aber in meiner Zeit." — — Darauf erzählte er mir seine Lebensgeschichte, und die seiner Tochter.

Herr Felix, so heißt er, der glückliche Vater, reiste, nachdem er ein jüdisches Mädchen aus Geest bei Straßburg geheirathet hatte, nach Deutschland. Von einer Ecke in die andere gewiesen, fand er endlich eine Stelle in Leitershausen bei Heilbronn, wo er als Lehrer einiger jüdischen Familien sein Brot verdiente. In Frankfurt machte er einen Versuch, sich als Schauspieler auf den Bretern zu zeigen; man lachte ihn aus, ohne ihn zu hören, ja man warf ihn, so zu sagen, zur Thüre hinaus. In Stuttgart kam man ihm freundschaftlicher entgegen, machte ihm aber die Bemerkung, daß seine Aussprache zu jüdisch sei. „Der Zorn machte mich wild," sagte er. „Was that ich? Da ich eine ziemlich gute Stimme hatte, mußte ich wieder Vorsänger, Schächter und Lehrer zugleich werden. Oft, in meiner Erbitterung, verwechselte ich ein Metier mit dem andern, und ich glaube, ich habe Ochsen unterrichtet und Kinder geschächt. Als ich Familienvater wurde, genügte mir diese Beschäftigung nicht mehr. Ich wollte Handelsmann werden. Ich war so an Deutschland gewöhnt, daß ich gar nicht an Frankreich dachte; als aber Napoleon retirirte und die Franzosen zurückgeschlagen wurden, fürchtete ich in meiner Dummheit, jetzt ein Deutscher zu werden, und floh einige Zeit später zurück nach dem Elsaß. Meine Frau war damals mit Rahel hoch schwanger, ich hatte keinen Sous in der Tasche und wußte auch keinen zu verdienen. Ich kam in Rumpf an, einem Dorfe, das jetzt zu der Schweiz gehört, aber damals zum Elsaß gezählt wurde. Dort wurde Rahel, das wunderbare Mädchen, geboren. Es war dies gerade am jüdischen Carneval, an dem Tage, als Esther das ganze Volk aus den mörderischen Händen Hamann's rettete. Mlle. Clairon kam an demselben Tage zur Welt. Von einem österreichischen Officier gewann ich einige Franken, und mit diesen rettete ich mein neugebornes Kind. — Ich reiste nach Paris, fing ein kleines Geschäft an und ernährte mich so gut es ging. Als Rahel fünf Jahr alt war, ging sie sehr oft allein nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Digitized by Google

Sieh einmal, sagte ich zu ihrer Mutter, den Gang und die Haltung dieses Kindes, — sie hat etwas ganz Sonderbares. Schon damals beschloß ich, sie dem Theater zu widmen, besonders da sie eine schöne helle Stimme hatte, und außerordentlich viel Gefühl an den Tag legte. Sonderbar, sie sprach nie ein Wort Deutsch, obschon ich und ihre Mutter Deutsch sprachen. Sie versteht es, aber ich konnte es nie dahin bringen, daß sie dieser Sprache sich bedienete, und als sie fünf Jahre alt war, lehrte sie mich Französisch sprechen und neckte mich über meinen deutschen Accent. Im achten Jahre zeigte sie schon großes declamatorisches Talent. Da ich beständig auf Reisen war, so konnte ich mich nicht um ihre Erziehung kümmern, übrigens behauptete sie, sie könne sich allein erziehen. Was jedoch die Journale über diese Epoche meiner Tochter erzählten, ist erlogen. Freilich sang sie mit der Harfe, während meiner beständigen Abwesenheit, jedoch war sie schon seit ihrem elften Jahre in Pension. Sie fragte übrigens wenig, weder nach ihren Lehren noch nach mir in dieser Hinsicht, sie ließ mich predigen, schwieg und that, was sie wollte. Im vierzehnten Jahre war sie schon ein großes Mädchen, und im funfzehnten spielte sie im Theater du gymnase, — aber nur aus Noth, denn sie liebte nur die Tragödie."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Stand der Bildung. Kampf der Parteien Löwe und Hasmann. Neuigkeiten der Oper.]

Wenn man ein Stück der Welt gesehen hat, wird man leicht sich überzeugen, um wie viel besser es sich hier, wie an tausend anderen Orten leben läßt. Das Familienleben mit seinen Bällen und Festen, mit seinen häuslichen Sitten und kleinen, vertrauten Beziehungen hat gar Vieles für sich, und die reichen Adern der wahren Bildung, der Kunst und Wissenschaft, welche sich hier vereinen, ersetzen die Oeffentlichkeit, welche uns fehle. Selten ist daher auch ein Fremder, der nicht bald es ganz angenehm bei uns fände. Die Vorurtheile, mit welchen man gewöhnlich kommt, verschwinden, man erkennt das Vortreffliche vieler unserer Institutionen, erstaunt über die freimüthigen Urtheile, welche man in einem Lande hört, das weder Constitution noch Preßfreiheit hat, bewundert die Fortschritte der Industrie und der Künste, den Eifer der Wissenschaften, die Masse der Bildung, die rege Entwickelung des Lebens in allen Kreisen, die Theilnahme an Politik und Literatur, und findet es gar nicht mehr sonderbar, daß auch in Damenkreisen von politischen Ereignissen, von literarischen Streiten, von philosophischen Systemen und allen Neuigkeiten des tiefern Lebens gesprochen, oder irgend ein anwesender Gelehrter um Erklärungen über Daguerre's Entdeckung, oder über La Places' Himmelssystem gebeten wird. — Der allgemeine Stand der Bildung führt das mit sich, und die lächerlichen Uebertreibungen, welche man von den ästhetischen Cirkeln verbreitet hat, verschwinden von selbst. Man muß nicht glauben, daß in Berlin der Genuß nicht seinen Rang behauptet. Die vielen glänzenden öffentlichen Locale, welche sich jährlich vermehren, bieten den besten Beweis, daß man auch zu leben versteht, und keine Stadt hat verhältnißmäßig so viele Säle, Kaffee- und Treibhäuser wie Berlin. Erst in diesen Tagen ist ein neues Odeum eröffnet worden. Ein großes Gebäude im Thiergarten voll herrlicher Säle, mit allem Comfort ausgerüstet, und mit großen Treibhäusern, die jetzt hier Wintergärten genannt werden. Die Errichtung derselben ist ein Haupterforderniß aller neuen Restaurationen, und eine eigenthümliche alte Vorliebe der Berliner, welche seit einem Jahrhundert fast daran gewöhnt sind, ihren Kaffee unter Blumen und Citronenbäumen hinter Glas und Rahmen zu trinken, während draußen der Schnee wirbelt. Früher ging man darum in entfernte, abgelegene Straßen, wo die Kunstgärtner den Frühling hervorzauberten, jetzt hat man mitten in der Stadt und vor den meisten Thoren diesen wohlthätigen Genuß, und die Gartenkunst ist zu einer seltenen Höhe gestiegen. Wahr ist es leider, daß die höheren Stände, wenigstens ein guter Theil davon, sich von allen öffentlichen Vergnügungen ausscheiden und selten oder nie an solchen Orten erscheinen, was frühere keineswegs der Fall war. Die vornehmthuende Prüderie treibt mehr als irgendwo hier ihr Wesen, und diese abgeschlossene Masse bewegt sich in den Kreisen ihrer Gesellschaften mit allem steifen Zwange der herkömmlichen Form. Allein sie verschmäht wenigstens nicht die Kunstgenüsse, Theater, Concerte und was dazu gehört, und noch immer findet sich auch ein Theil jenes Enthusiasmus der Sontagszeit, welche einst so viel Stoff zum Lächerlichen bot. Theater, Musik und Gesang sind ein Bedürfniß geworden, es gibt Parteiungen, heftigen Streit, wilde Ausbrüche der Begeisterung und ich denke Ihnen ein Beispiel davon zu erzählen. —

Unsere Oper war drei Monate lang verwaist, weil uns Mlle. Löwe fehlte, die äußerst lange, bis über den Urlaub hinaus auf sich warten ließ, in bester Form Doctoratteste nach beliebter Sitte einsandte, und endlich wie man sagte, nur zu uns zurückkehrte, um ihren Contract möglichst schnell zu lösen, weil ihr in Paris die glänzendsten Anerbietungen, ungeheure Summen, 80,000 Frs. jährlich angetragen waren. — Alles das wirkte sehr mißstimmend. Berlin hatte den Ruf der Mlle. Löwe gegründet, so gut, wie den der Sontag; man rechnete sich vor, daß sie hier 7—8000 Thlr. empfängt, eine Gage, welche noch keine Sängerin erhalten hat, man ärgerte sich, daß Paris auch diesmal uns benachtheiligen sollte und kam überein, daß es eine Undankbarkeit wäre, wenn Fräul. Löwe ihren Contract zu lösen suchte. — Bei dem ersten Wiederauftreten zeigten sich schon die Spuren der Mißstimmung, unter den Beifall mischten sich unangenehme Laute, die jedoch schnell übertäubt wurden; aber es trat noch eine andere Katastrophe ein, ein Wettstreit des Ehrgeizes, ein Krieg zweier Nebenbuhlerinnen, der mit aller Leidenschaft eines Parteikampfes geführt wurde. Fräulein

Digitized by Google

von Faßmann, deren Contract abgelaufen war, hatte den edlen Stolz, nur unter denselben Bedingungen, wie die Löwe, d. h. mit einer Gage von 6000 Thlrn. und dem üblichen Spielhonorar und jährlichem Urlaub ferner bei dieser Bühne bleiben zu wollen. Man erstaunte über diese Forderung, denn bisher hatte die Sängerin kaum die Hälfte erhalten, man unterhandelte und bot 4000 Thlr., aber sie blieb bei ihrem Vorsatze. In unsern Zeiten haben die Theaterstreite einen kleinen politischen Anstrich. Fraul. Löwe mit ihrer modern italienischen Gesangsbildung, mit ihrer bewunderungswerthen Volubilität der Stimme, der Leidenschaft ihres Spiels, mit ihrer ganzen Erscheinung und selbst mit der Bürgerlichkeit ihres Namens, gehört der demokratischen Richtung an, die an Auber, Bellini, Rossini, Adam u. s. w. besonderen Gefallen findet. Fräul. v. Faßmann aber stützt sich zum Theil auf den Beistand einer aristokratischen Partei, in deren Cirkeln sie singt, auf einige junge Officiere, welche reich genug sind, Claqueurbillets zu kaufen, endlich aber auf die Freunde der antiken oder sogenannten classischen Musik, welche mit ihrem Beistande allein Gluck'sche Opern hören können. Der Unterschied zwischen Beiden ist aber immer der, daß man die Nachtwandlerin oder den Postillon besucht, um die Löwe singen zu hören, und daß man die Faßmann singen hört, um die Armide oder Alceste zu bewundern. Gluck hat hier vielleicht einzig in Deutschland noch schwärmerische Anhänger, seine Opern werden, zum Ruhm des hiesigen Theaters sei es gesagt, nur hier noch gegeben und vielleicht verstanden; aber Fräul. v. Faßmann sollte das billig bedenken und, da sie wohl an keinem andern Orte mit ihrer Gesangsweise, welche durchaus nicht für den größten Theil der neuern Compositionen geeignet ist, gefallen würde, billigen Ansprüchen nachgeben und hier bleiben.

Die Partei Faßmann glaubte aber irgend einen coup d'état wagen zu müssen, um der Direction begreiflich zu machen, daß im Publicum ihr Ansehen weit höher stehe, als das der Dem. Löwe, und man jämmerlicher 6000 Thlr. wegen diese Sängerin durchaus nicht ziehen lassen müsse. — Es wurde Robert der Teufel gegeben und beide Rivalinnen traten darin auf. Die Billete waren aufgekauft, in allen Theilen des Hauses untergebracht, und selten hat es ein solches Theatergefecht gegeben. Beide Parteien waren sich gewachsen, und was die eine mit donnerndem Beifall belohnte, wurde von der andern eben so ungemessen verhöhnt. Es kam zu Raufereien, zum Hinauswerfen und zu Arretirungen, aber bis zum Schlusse blieb der Lärm derselbe. Jede der Sängerinnen ward drei Mal gerufen, ein unerhörtes Beispiel in den Annalen des berliner Theaters. Als die Löwe erschien, schrie man nach der Faßmann, und wenn diese kam, foederte man die Löwe, und klatschte und pfiff zu gleicher Zeit. Einer so erregten und heftigen Natur wie Fräul. Löwe und ebenein an ungetheilte Triumphe gewöhnt, war diese Bosheit ihr zu viel. Nur mit dem ganzen Ernste der Direction war sie zu vermögen, ihre Rolle zu beenden, dann folgten Ohnmachten und Krämpfe und am nächsten Tage das Gesuch um sofortigen Abschied. Dieses ist ihr jedoch nicht bewilligt worden, die Sängerin ist vor einigen Tagen wieder aufgetreten und mit dem rauschendsten Jubel empfangen worden. Das ist Balsam für eine wunde Brust und hoffentlich denkt sie nicht mehr daran, im Zorne von uns zu scheiden. Aber auch Fräul. v. Faßmann soll sich bekehrt und eingesehen haben, daß es für sie hier doch am besten sei. Sie hat, wie man hört ein neues Engagement mit 4000 Thlrn. abgeschlossen.

Unter den Neuigkeiten der Oper war Lortzing's „Czaar und Zimmermann" das Bedeutendste. Man kann von ihr sagen, daß selten das Werk eines jungen Componisten so allgemein angesprochen habe, und vielleicht nie, wenn derselbe ein Deutscher war. — Um so erfreulicher war die lebendige Theilnahme, welcher unser talentvoller Landsmann erhielt, und die er vollkommen verdient. Offenbar ist die Ouvertüre der schwächste Theil, aber mit jeder Scene steigert sich die melodische Lieblichkeit, und die komische Wirkung, wie die gefühlvolle Innigkeit der Composition. Herr Lortzing ist aufgefordert worden, jede neue Oper sogleich der königl. Bühne einzusenden, und wenn sein schönes Talent auch eine reiche Productionskraft besitzt, so dürfen wir uns Glück wünschen, da Deutschland jetzt so arm an tüchtigen Meistern, und namentlich die komische Oper ganz verwaist ist. — Binnen Kurzem wird hier von Kücken eine kleine Operette: „Die Flucht nach der Schweiz" mit Text von C. Blum, gegeben werden, die ebenfalls die Probe eines jungen strebenden Talentes ist. — Da ich von der Oper spreche, will ich es nicht unerwähnt lassen, daß der Aufführung des Don Juan eine wichtige Aenderung bevorsteht. Die Hrn. Blume und Bauer, welche seit dreißig Jahren im unbestrittenen Besitz der Rollen des Don Juan und des Leporello waren, fühlen, daß nach so langem ruhmvollen Wirken die Zeit des Abschieds für sie gekommen sei. Blume hat seine Stimme verloren und Bauer hat eigentlich nie singen können, aber beide Künstler sind noch immer die Lieblinge des Publicums, und was das Spiel betrifft, noch immer unübertrefflich. Beide werden in einigen Wochen zum letzten Male im Don Juan auftreten und haben durch die Gnade Sr. Majestät diesen Abschied zugleich als ein Veteranenbenefiz erhalten. — Künftig werden wir dann die Herren Böttcher und Zschische an ihren Plätzen sehen, und was den Gesang betrifft, einen höchst erfreulichen Ersatz haben, bei dem Spiel aber werden wie wohl das eine oder beide Augen schließen und den Don Juan nur hören müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Dorow's Denkschriften und Briefe.]

Trotz aller Anfeindungen der Herren Rellstab, Hitzig, Wolfg. Mentzel und Fr. Perthes kündigt die Buchhandlung von Alex. Duncker bereits den 3. Theil von Dorow's Briefsammlungen an, deren 1. Band im Mai 1838 erschienen. Der Herausgeber kann auf alle diese, zum Theil durch Eitelkeit hervorgebrachte, gehaltlose Angriffe nicht besser antworten, als daß er nur immer reichere und werthvollere Gaben dem unparteiischen Publicum bietet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

DIE AKROPOLIS VON ATHEN

NACH DEN

NEUESTEN AUSGRABUNGEN.

ERSTE ABTHEILUNG:

DER

TEMPEL DER NIKE APTEROS.

VON

Dr. LUDWIG ROSS,
Ordentlichem Professor der Archäologie an der Königl. Otto's-Universität in Athen,

EDUARD SCHAUBERT,
Königlich Griechischem Ober-Architekten und Ministerialrathe im Ministerium des Innern.

UND

CHRISTIAN HANSEN,
Königl. Griechischem Architekten.

Mit einer Ansicht des Niketempels während seiner Wiederaufrichtung, zwölf Kupfertafeln mit architektonischen und Reliefs-Darstellungen, Vignetten etc.

Gross Royal-Folio mit colorirter Ansicht des Niketempels . . . . . 14 Rthlr.
Royal-Folio mit derselben Ansicht in Aqua tinta . . . . . 10 Rthlr.

Inhalt des Textes.

Erster Abschnitt. Zustand der Akropolis im Jahre 1833. — Veranlassung und Anfang der Ausgrabungen. — Abbruch der obern Batterie. — Auffindung und Wiederaufrichtung des Tempels der Nike Apteros.

Zweiter Abschnitt. Eingang zur Akropolis. — Sacellum der Ge und der Demeter. — Grosse Aufgangstreppe vor den Propyläen. — Postament des Agrippa. — Vermuthliches Postament des Augustus. — Die Reiterstatuen vor den Propyläen.

Dritter Abschnitt. Grosse Aufgangstreppe zu den Propyläen. — Kleine Seitenstiege. — Unterbau des Siegstempels. — Angaben der Alten über den Tempel der Nike Apteros. — Erbauungszeit desselben. — Die Hekate Epipyrgidia des Alkamenes. — Beschreibung des Niketempels.

Vierter Abschnitt. Der Fries des Niketempels. — Fries der Ostseite. — Fries der West- und Süd-Seite. — Gegenstand des Frieses. — Fries der Nord-Seite. — Balustrade des Unterbaues. — Gegenstand des Frieses auf demselben.

Kupfertafeln.

Titelvignetten. a. Ansicht des Aufganges zu den Propyläen von der untern Batterie, vor dem Anfange der Ausgrabungen 1834. Man sieht die obere Batterie zwischen dem Postament des Agrippa und dem Unterbau des Siegstempels; die Propyläen sind noch vermauert, und auf ihrem nördlichen Flügel steht noch ein Gemäuer aus dem Mittelalter mit Fensteröffnungen und Zinnen.

b. Ansicht desselben Aufganges im Herbste 1836, nach Abbruch der Batterie, Aufrichtung des Niketempels, Eröffnung und Reinigung der Propyläen und Blosslegung der Spuren der grossen Aufgangstreppe.

Taf. I. Ansicht des Niketempels von der Nordseite, während seiner Wiederaufrichtung, von der Mitte des Einganges der Propyläen aus gesehen. Man sieht den Tempel mit einem Theile der Gerüste und den Unterbau mit dem marmornen Gesimse, auf welchem die Balustrade stand, so wie die kleine Stiege. Die Ausgrabung vor den Propyläen ist noch nicht beendigt. Rechts im Vordergrunde auf der unteren Batterie erblickt man Triglyphen und andere Bruchstücke von dem Dorischen Gebäude aus Porosstein (vgl. Abschn. I. Anm. 13); darüber eine Türkische Befestigungsmauer, und in der Ferne die Munychische Halbinsel, das Meer und die Küsten des Peloponnes. Links im Vordergrunde steht eine der Platten der Balustrade, und daneben eine Kassette der Propyläen. Ein Grieche betrachtet den Tempel; über ihm sieht man das Musion mit dem Denkmal des Philopappos; in der Ferne das Meer und die Küsten zwischen Trözen und Hydra.

Taf. II. Ostfaçade des Tempels mit den erhaltenen Theilen des Frieses auf dieser Seite. — Grundriss des Tempels und des Unterbaus, auf welchem er steht. — Schinnspfeiler der Kimonischen Mauer gegen Westen, auf welchem der Tempel steht (vgl. Abschn. 3. Anm. 72—80). — Der Pfeiler des Unterbaus des südlichen Propyläenflügels (vgl. Abschn. 2, Anm. 68). — Die kleine Stiege (vgl. Abschn. 3, Anm. 71). — Oestliche Portikus des Tempels. — Westliche Portikus desselben. — Spuren auf dem Boden an der Vorderseite der Anten und an den Basen der Erkaulen der östlichen Vorhalle von einem ehemaligen Metallgitter (vgl. Abschn. 3, Anm. 12b). — Pfeiler zu beiden Seiten des Einganges in die Cella. — Offener Raum zwischen der inneren Seite der Anten der Cella und den Eingangspfosten, der durch ein Gitter geschlossen war (vgl. Abschn. 3, Anm. 12).

Taf. III. Westfaçade des Tempels. — Balustrade mit den Niken in Hautrelief (vgl. Abschn. 4, Anm. 57—66). — Kornirhe des Unterbaus aus weissem Marmor (vgl. Abschn. 3.

Digitized by Google

zwischen Anm. 73 und 74). — Ante des Unterbaus des südlichen Flügels der Propyläen. — Die kleine Stiege (vgl. Abschn. 3, Anm. 71). — Die Löcher im Unterbau, in welchen bronzene Haken befestigt waren (vgl. Abschn. 3, Anm. 75 — 78). — Spuren der grossen Aufgangstreppe (vgl. Abschn. 3, zu Anfang). — Nischen der Ge und Demeter (vgl. Abschn. 2, Anm. 23 — 35). — Pfosten, welcher die Nischen trennt. — Grundriss der Westseite des Unterbaus mit den beiden Nischen.

Taf. IV. Ansicht des Tempels von der Nordseite mit der grossen Aufgangstreppe und dem südlichen Flügel der Propyläen. — Balustrade des Unterbaus. — Die grosse Aufgangstreppe. — Vorspringender Unterbau, auf welchem die kleine Stiege ruht. — Pfeiler des Unterbaus des südlichen Flügels der Propyläen. — Unterste Stufe des südlichen Flügels der Propyläen aus schwarzem Eleusinischen Steine. — Die drei obern Stufen aus weissem Marmor. — (Das Gebäude zur Linken ist der südliche Flügel der Propyläen; die zwei ersten Säulen desselben, von denen in dieser Ansicht die eine durch die grosse Säule des Mittelgebäudes verdeckt ist, stehen noch am Platze, sind aber in der Wand des auf ihnen stehenden Thurmes vermauert; die dritte und letzte Säule gegen Westen ist nicht mehr vorhanden, allein man sieht auf der Marmorstufe noch den Kreis, wo sie gestanden hat; der Pfeiler endlich ist blos nach der Analogie des nördlichen Flügels andeutungsweise angegeben worden). — Grundriss des Frieses nach der versuchten Anordnung der Platten mit ihren Maassen.

Taf. V. Seitenaufriss des Tempels von der Nordseite.

Taf. VI. Längendurchschnitt des Tempels nach der Mitte. Sämmtliche Verzierungen an der Wulst der Deckbalken und Architrave der Vorhalle, so wie an dem inneren Gesimse der Celle und an den Kapitellen der Anten und Thürpfosten sind gemalt. — Plan der Felderdecke der östlichen Vorhalle.

Taf. VII. Vordere Ansicht des Kapitells der Säulen. (⅓ der wahren Grösse.) — Basis der Säulen mit dem unteren Theile des Schaftes. (nach demselben Maassstabe.)

Taf. VIII. Seitenansicht des Säulenkapitells. — Längendurchschnitt und Querdurchschnitt des Kapitells.

Taf. IX. Durchschnitt der Regenrinne und Karniche. — Eckkapitell mit dem darauf ruhenden Gebälk. — Kannelure der Säulen in natürlicher Grösse. — Volute des Eckkapitells. — Details einer Schnecke mit den Maassen. — Plan (untere Ansicht) des Eckkapitells.

Taf. X. Kapitell der Ante der Celle mit dem darauf ruhenden Gebälk. — Vordere Ansicht der Basis der Ante mit den Spuren des daran stossenden Gitters. — Aeussere Ansicht des Kapitells der Ante mit der Karniche der Callamauer; die Verzierungen gemalt. — Innere Ansicht der Basis der Ante. — Plan von den Kassetten.

Taf. XI. Fries der Ostseite des Nikatempels. Fries der Westseite.

Taf. XII. Fries der Südseite des Niketempels. — Fries der Nordseite.

Taf. XIII. Balustrade des Unterbaus des Nikatempels.

Es kann wohl Niemand mehr befähigt sein, über die auf der Akropolis zu Athen gemachten wichtigen Entdeckungen genügende Aufschlüsse zu geben, als die Herren Verfasser dieses in archäologischer, plastischer und architektonischer Hinsicht gleich wichtigen Werkes, welche sich seit einer Reihe von Jahren in Athen aufhalten, und unter deren Leitung die Ausgrabungen begonnen haben. In dem Vorworte dazu sagen sie: »Dem nachstehenden Hefte über den Nike»tempel auf der Akropolis in Athen werden noch einige andere von ähnlichem Umfange folgen, »bestimmt, Nachträge zu den früheren Arbeiten anderer Forscher über den Parthenon, die Pro»pyläen und das Erechtheion, und vorzüglich eine Auswahl der in den Ausgrabungen gefundenen »Stirn- und Dachziegel, Rinnleisten und anderer architektonischer Glieder aus polychromatisch »bemalter Terra Cotta, so wie der ähnlich bemalten und farbig restaurirten Bauglieder aus Mar»mor und Stein, nebst einigen Bronzen, Sculpturen und Inschriften zu enthalten. Allein in den »hier bezeichneten Gebieten kann und wird die Fortsetzung der Ausgrabungen noch immer »Neues zu Tage fördern, die Entdeckung des Niketempels aber ist abgeschlossen; Alles, was »auf ihn Bezug hat, liegt in einer Vollständigkeit vor, die, wenn sie auch noch Manches zu »wünschen, doch fast Nichts mehr zu hoffen übrig lässt. Daher glauben wir es hinlänglich ge»rechtfertigt, wenn wir die Reihe dieser Hefte mit der Darstellung jenes wichtigen Tempels er»öffnen. Der Verfasser des Textes (Dr. Ross) hat noch hinzuzufügen, dass er bei demselben »im Ganzen nur als Redakteur anzusehen ist, indem wir fast jeden einzelnen Punkt seit Jahren »gemeinschaftlich zu besprechen gewohnt sind.«

Die Herren Schaubert und Hansen haben die einzelnen architektonischen Glieder des Niketempels, vor dessen Wiederaufrichtung, auf's Genaueste gemessen, und danach die Zeichnungen, mit Angabe der Grössenverhältnisse bis ins kleinste Detail, ausgeführt; auch die schönen Reliefs der Friese und der Balustrade hat Herr Hansen mit künstlerischer Treue wiedergegeben. Nach dem Urtheile berühmter Architekten und Bildhauer übertreffen diese Abbildungen, welche von vorzüglichen Künstlern auf das Sauberste in Kupfer gestochen worden, alle von griechischen Monumenten bisher erschienen an Genauigkeit und Treue. Der dargestellte Tempel der Nike selbst ist von den schönsten Verhältnissen und der zierlichsten Ausführung; seine völlig eigenthümliche Aufstellung vor den Propyläen, auf einem bedeutenden Unterbaue zur Seite der grossen Aufgangstreppe, so wie die ihn theilweise umgebende Balustrade zeichnen ihn vor allen bekannten antiken Bauwerken ganz besonders aus.

Auf die äussere Ausstattung dieses Werkes haben wir in jeder Hinsicht alle Sorgfalt verwandt, um sie seinem wichtigen Gehalte angemessen zu liefern.

Berlin, im März 1839.

Schenk u. Gerstäcker.

Das vorstehende Werk ist durch jede solide Kunst- oder Buchhandlung zu beziehen. Die Letzteren wollen sich mit ihren Bestellungen an Herrn Leopold Voss in Leipzig wenden.

Digitized by Google

Ferner sind in unserm Verlage nachstehende für Architekten, Bau- und Gewerbeschulen, Maurer, Zimmerleute u. s. w. wichtige Werke erschienen:

Die Holzarchitektur des Mittelalters.

Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie;

von **C. Böttticher,** Architekt.

Lehrer bei der Königl. Akademie der Künste und am Königl. Gewerbe-Institute zu Berlin.

3s Heft, enthaltend 7 in Farben und Gold gedruckte Tafeln in gr. Fol. und ein Blatt Text, Preis 3 Rthlr. 15 Sgr.
(Preis des 1sten und 2ten Heftes à 2 Rthlr. 15 Sgr. = 5 Rthlr.)

Von allen drei Heften ist auch eine Prachtausgabe auf Velin-Papier erschienen viele Blätter in Gold-, Silber-, Stahl- und Kupferbronze gedruckt Imper. Folio in einem Carton, Preis 13 Rthlr. —

Dieses Werk hat nicht allein für Architekten und Freunde der mittelalterlichen Kunst Interesse, da es die Werke von Müller und anderen ergänzt und erweitert, sondern ganz besonders auch für Gewerbtreibende, denn es enthält die schönsten Verzierungen mittelalterlicher Kunst, welche die verschiedenartigste Anwendung gestatten.

Das 4te Heft erscheint nächstens.

ORNAMENTEN-BUCH.

Zum practischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapeten-Fabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w.

von **C. Böttticher,** Architekt.

Lehrer bei der Königl. Akademie der Künste und am Königl. Gewerbe-Institut zu Berlin

Der **neuen** Folge 2tes Heft, gr. quer Fol. Preis 3 Rthlr. 10 Sgr.
(Das erste Heft kostet ebenfalls 3 Rthlr. 10 Sgr.)

Dieses reichhaltige Werk ist ganz besonders darauf eingerichtet, dass von den darin enthaltenen Verzierungen der verschiedenartigste Gebrauch gemacht werden kann, daher ist ihm ebenso wie dem Werke desselben Künstlers über die Holzarchitektur des Mittelalters, die Auszeichnung zu Theil geworden in sämmtlichen Königlichen Gewerbeschulen zu Musterblättern beim Unterrichte gebraucht und von der Königlichen Akademie der Künste zu Prämien benutzt zu werden.

Von nachstehenden beiden Werken, mit geneigter Bewilligung eines Königl. hohen Ministerii für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben, ist in unserm Verlage die zweite Auflage erschienen, nämlich:

Vorlegeblätter für Maurer.

In 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe, mit deren Bewilligung herausgegeben.
gr. Folio, gbd. 4 Rthlr. 15 Sgr.

Inhalt: Von den Steinverbänden im Allgemeinen Taf. I. Steinverbände zu Mauern von 1 bis 1½ Stein Stärke. Taf II. Steinverbände zu Mauern von 2 und 2½ Steinen Stärke. Taf. III. Steinverbände zu 3, 3½ und 4 Stein starke Mauern. Tef. IV. Steinverbindung bei Kreuzlagen, bei runden Pfeilern und Schornsteinverbänden. Taf. V. Fachwerkewände, Bruchstein-Mauern und Mauerwerk mit Quaderverblendung. — Von der Construction der Thür- und Fensterstürze. Taf. VI. Construction der gedrückten und überhöhten Bogen. Taf. VII. Construction der steigenden Bogen. Taf. VIII. Bogenwölbungen über Thüröffnungen, Thurwegen und gothische Portale. Taf. IX. Schwibbogen, Fenstersturze und von der Anordnung der Kellerfenster. — Von den Gewölben. Taf. X. Construction der Tonnen oder Kufengewölbe. Tef. XI. Construction der Kappengewölbe. Taf. XII. Kreuzgewölbe über regelmässige Räume. Taf. XIII. Kreuzgewölbe über unregelmässige Räume. Tef. XIV. Klostergewölbe über regelmässige Räume. Taf. XV. Kuppelwölbung über einen runden Raum. Taf. XVI. Kuppelwölbung über einen quadratischen Raum, nebst Construction der Rauchmäntel. Tef. XVII. Spiegelgewölbe, d'Espié'sche Gewölbe und schiefrechte Gewölbe. Taf, XVIII. Construction der Topfgewölbe. — Construction der Hauptgesimse, Fensterverdachungen und von der Eindeckung der Dächer. Taf. XIX. Von den Ziegeldächern. Taf. XX. Von der Construction der gewöhnlichen Dachfenster, Tef. XXI. XXII. Massive Treppen Anlagen. Taf. XXIII — XLII. Entwürfe zu Wohnhäusern in einer Stadt von dem Königl. Ober-Bau-Director Herrn Schinkel. Tef. XXIII — XXVI. Entwurf zu einem ganz freistehenden herrschaftlichen Wohnhause. Grundrisse, Façaden, Durchschnitte, innere Ansichten. Taf. XXVII. XXVIII. Entwurf zu einem ganz freistehenden bürgerlichen Wohnhause. Grundrisse, Durchschnitte, Façaden. Taf. XXIX — XXXIII. Entwurf zu einem bürgerlichen Wohnhause, wobei auf beiden Seiten nicht auf Licht zu rechnen ist. Grundrisse, Balkenlagen, Façaden. Tef. XXXIV — XXXVI. Entwurf zu einem Wohnhause in der Stadt, bei welchem auf beiden Seiten kein Licht zulässig ist, desgl. Tef. XXXVII — XXXIX. Entwurf zu einem städtischen Wohnhause, bei welchem auf beiden Seiten das Licht fehlt. Grundrisse, Façaden, Durchschnitte, innere perspectivische Ansichten u. s. w. Tef. LX — LXII. Entwurf zu einem städtischen Wohnhause mit einem Vorhofe, wobei von drei Seiten kein Licht zu erlangen ist. Grundrisse, Façaden, Durchschnitte, perspectivische Ansichten.

Digitized by Google

Vorlegeblätter für Zimmerleute.

In 37 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe, mit deren Bewilligung herausgegeben. gr. Folio. gbd. 4 Rthlr. 15 Sgr.

Inhalt: Taf. I. Verbindung einzelner Hölzer durch Zusammenstossen, Verblatten, Verkämmen u. s. w. Taf. II. Verkämmungen, Verzapfungen, Versatzungen. Taf. III. Verbindung der Hölzer durch Klauen, versetzte Zapfen, Verzahnungen, Dübel, Fugen, Verspündung, Schiftung. Taf. IV. Wandverbindungen. Die einmal, zweimal, dreimal verriegelte Wand, die gesprengte Bretterwand, die Schnurzhulzwand oder Blockwand, die Bnblenwand. Taf. V. Balkenlagen, Dachverbände, Balkenlage einer Schanne mit Fachwerkswänden, Balkenlage und Dachverband für eine grössere massive Scheune. Taf. VI. Dachverbindungen. Balkenlage über einem breiten Gebäude mit einem schiefen Giebel und Flügelgebäude, ein gebrochenes oder Mansarde-Dach, ein Mansarde Dach von einem andern Verhältniss, ein einfaches Pultdach, ein Mansarde-Pultdach. Taf. VII. Balkenlage auf einem schiefwinkligen Gebäude, mit dem dazu gehörigen Dache. Taf. VII. Verstärkte Balken und Träger. Taf. IX. Hängewerke. Dachverband mit einer Hängesäule, mit zwei Hängesäulen (oder ein sogenannter Bock), mit drei Hängesäulen. Taf. X. Unterstützung der Decken durch Unterzüge und Säulen und ein grosses Hängewerk. Taf. XI. Dachverbindungen mit aufgekämmten Sparren. Taf. XII. Bnblendächer verschiedner Art. Taf. XIII. Dachverbindungen mit Bogendecken. Taf. XIV. Thurmbedachungen und Glockenstühle. Taf. XV. Verschiedene Decken. Taf. XVI—XX. Treppen. Eine grade einfache Treppe, eine einfach gebrochene oder gewundene Treppe, eine gebrochene Treppe mit zwei Podesten, eine Treppe ohne Wangen, eine in einem Halbkreise liegende Treppe von 30 Stufen, eine um eine Spindel gewundene Treppe mit einem Podest, eine länglich runde Treppe in einem von einer Mauer umgebenen Treppenraume, eine kleine, runde, ganz frei stehende Treppe ohne Wange. Taf. XXI. Rüstungen. Das gewöhnliche Maurer-Gerüst, der Windebock, einfaches Zimmergerüst. Taf. XXII. Zimmergerüste zu grossen Gebäuden. Taf. XXIII, XXIV. Rüstungen verschiedner Art u. s. w. Taf. XXV. Rostwerke. Taf. XXVI. Rammen, Lanframme. Winkelramme. Taf. XXVII. Kunstrammen. Taf. XXVIII. Fangedämme. Taf. XXIX. Schöpfwerke, Schwungschaufel, Scheibenkunst, Taf. XXX. Schöpfwerke, Bohlenpumpen. Taf. XXXI. Feld- oder Kunstgestänge. Taf. XXXII. Schleusen-Drempel. Taf. XXXIII. Schleusen-Thore. Taf. XXXIV. XXXV. Brücken. Jochbrücke, Jnchbrücke auf Sattelhölzern, Zughrücke. Taf. XXXVI, XXXVII. Gerüste zu steinernen Brückenbogen verschiedener Spannung.

Der hier nur im Allgemeinen angeführte Inhalt dieser beiden Werke wird jeden Sachverständigen von ihrer Reichhaltigkeit überzeugen. Da sie von der Königlich Preussischen hohen Deputation für Gewerbe veranstaltet und herausgegeben sind, so darf man überzeugt sein, dass sie das Beste und Brauchbarste enthalten, was in der Maurer- und Zimmerwerkskunst bis jetzt geleistet worden ist. Sie sind überdies nicht allein in sämmtlichen Königl. Preuss. Bau- und Gewerbeschulen als Lehrbücher eingeführt, sondern auch durch die Amtsblätter der Königl. Regierungen noch besonders empfohlen worden. Beide Werke, zu einem Ganzen verbunden, führen den Titel:

Grundlage der praktischen Baukunst.

1r Theil. Maurerkunst in 22 Musterblättern.

und: Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln.

nach Zeichnungen des Königlichen Ober-Bau-Directors Herrn Schinkel.

2r Theil. Zimmerwerkskunst in 37 Musterblättern.

Mit erläuterndem Text.

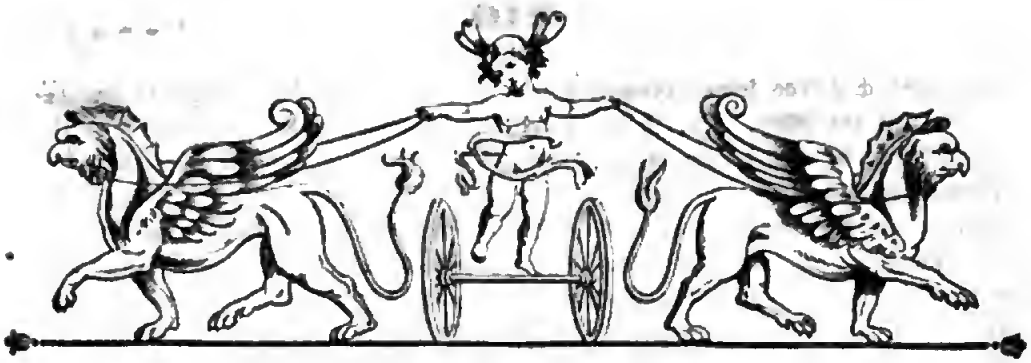
gr. Folio. Preis beider Theile, gebunden 9 Thlr.

Die vorstehenden Werke sind durch jede solide Kunst- oder Buchhandlung zu beziehen. Die Letzteren wollen sich mit ihren Bestellungen an Herrn Leopold Voss in Leipzig wenden.

Berlin, im März 1839

Schenk & Gerstäcker.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 53. — den 15. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Besuch bei Rahel in Paris.

(Beschluß.)

Nach diesem Gespräch verlangte ich aufs neue sie zu sprechen, Herr Felix aber, obschon ihr Vater, versprach mir es nicht sicher. Nicht etwa, daß Rahel zu stolz wäre, sondern weil sie nicht gern Visiten empfängt und in der Unterhaltung so schüchtern wie ein Kind ist. Jedoch gab er mir ein Rendezvous auf den folgenden Tag. Als ich kam, lud er mich zu einem Spaziergange in den Champs-Elysées ein. „Meine Tochter," sagte er mir unterwegs, „hat sich heute gärgert und empfängt Niemanden." — Aha, dachte ich, sie ärgert sich schon, sie ist schon verloren. — Hierauf erfuhr ich, daß ein gewisser Graf seinen Wagen vierspännig mit drei Bedienten ihr und ihrer Mutter zuschickte, um sie abzuholen und im Bois de Boulogne spazieren zu führen. Dort angekommen, bemerkte Rahel den Wagen der Demoiselle Mars, sie befahl ihrem Kutscher, stärker zuzufahren, weil sie die Mars grüßen wollte, doch diese, die es merkte und nicht gegrüßt sein wollte, gab ihrem Führer denselben Befehl. Es war ein Wettlauf, würdig von der Feder eines Homer beschrieben zu werden. Beiden Wagen folgten mehr als hundert Cabriolets, mit jungen Herren besetzt, die auf den Ausgang des Kampfes gespannt waren. Rahel's Kutscher hatte beinahe den Sieg errungen, als die Equipage der Mars einen Seitenweg einschlug, — und Rahel langsam und ärgerlich nach Hause fuhr. Die Mars ist nämlich auf die Ovationen der Rahel eifersüchtig; als sie neulich spielte, waren kaum 500 Menschen im Saale. Indessen thut es doch der jungen Schauspielerin weh, daß sich die alte Kriegsheldin so stolz gegen sie benimmt, und das eben gereicht ihr zur Ehre.

Den andern Tag endlich sollte ich das Glück haben, die Künstlerin zu sehen. Der Vater holte sie, und sie that es nur ihm zu Liebe. Auch suchte ich seine Eigenliebe und Eitelkeit ins Spiel zu ziehen. „Ein Vater," sagte ich ihm, „braucht nur zu sagen, und die Tochter, so groß sie auch ist, muß gehorchen." Während ich im Zimmer allein war, dachte ich unwillkürlich an die Lady in Kabale und Liebe, zu der Ferdinand im Auftrage seines Vaters kommt. Ich hätte sie beinahe im Stich gelassen, als sie erschien. Ich hatte zu Hause schon Phrasen geschmiedet, mit welchen ich sie anreden wollte, z. B. diese: „Mademoiselle si votre corps était aussi grand que votre talent, Paris vous serait trop étroit," und dergleichen mehr, doch war ich selbst so betroffen, daß ich ihr kaum danken konnte. Ich will diese Zeit benutzen, um sie zu schildern, da unser kurzes Gespräch ganz unbedeutend war, obschon sie sich freute, als ich ihr erzählte, daß man in Deutschland so oft von ihr spricht. „Papa m'a dit bien des choses de l'Allemagne," sagte sie. Obschon aber bien des choses im Französischen „viel Schönes und Gutes" heißt, so mußte ich doch lächeln; denn es ist immer für einen Deutschen zweideutig. — Rahel ist nicht groß, aber auch nicht klein, sie ist von mittlerer Statur, aber schlank, und man möchte sagen poetisch gestaltet. In ihrem Gange liegt wirklich

Digitized by Google

etwas Räthselhaftes, Magisches, das keinen Namen hat, wenn nicht den der Grazien der Alten. Sie sieht ihrem Vater ähnlich. Ihr Gesicht ist mager, ihre Nase länglich, aber schön geformt, ihr Auge schwarz, aber weich, ihr Haar ebenfalls schwarz, ihre Augenbrauen heller als das Haar. Die ganze Rahel erkennt man am Mund und an der Art, wie sie ihren Kopf trägt. Ihr Mund ist nicht schön zu nennen, im Gegentheil hat er etwas Jüdisches, etwas Gedrücktes, aber in den Wellenlinien dieser Lippen spielt ein Lächeln, das unbeschreiblich ist. Es ist jedoch mehr Ironie als Herzlichkeit. Man sieht es ihr an, daß sie ein Kind der Natur ist und keine gelernte Bildung besitzt. Sie lebt mehr innerlich als äußerlich, spricht sehr wenig, beobachtet viel, aber besitzt auch wenig oder gar keine Kenntnisse. Da man sich hier überall à la Rahel kleidet, so erlaube ich mir, ihre Toilette für deutsche Frauen zu schildern. Rahel trägt gewöhnlich ein schwarzes, entweder seidenes oder sammetnes Kleid. Ihre Haare sind glatt gestrichen und auf der Stirn schillert eine Fermonière, in deren Mitte ein Diamant mitten auf der Stirn glänzt. An der Brust trägt sie beständig eine Rose, ihr Hals ist frei. So kleidet sie sich ebenfalls, wenn sie in Soireen erscheint, wie mir ihr Vater sagte. Und nun ein Wort über die Schauspielerin Rahel.

Zwei Fragen stellen sich zuerst. Worin liegt ihre Größe? Und würde Rahel als Deutsche eine eben so große Künstlerin sein? Vielleicht gilt die Beantwortung der ersten Frage auch für die zweite.

Rahel's Verdienste bestehen in ihrer unvergleichlichen Aussprache und Deklamation, und dann in den Schattirungen der Rede und den Contrasten, die sie damit hervorbringt.

Man muß wissen, daß unter einer Million Franzosen kaum einer ist, der als Muster der Aussprache gelten kann. Rahel ist die Auserlesene unter 32 Millionen, die einen französischen Vers tadel- und makellos ausspricht. Ein Beispiel, wie eifersüchtig die Franzosen auf ihre Aussprache sind, mag hier seinen Platz finden. — Man gab am 28. Februar Esther, worin Rahel zum ersten Male auftrat. Beauvallet, der den Haman spielte, hat folgenden Vers zu recitiren:

Malheureux j'ai servi de héraut à sa gloire.

Das Publicum meinte Anfangs, es hieße héros: es wäre möglich. Da dann das s statt des t hinübergezogen werden müßte, so entstand plötzlich ein Zischen, Pochen und Stampfen, daß der Schauspieler nicht mehr weiter sprechen konnte. Wehe ihm, wenn er gefehlt hätte. Doch einige vom Parterre erhoben sich nun und schrien: „C'est juste, c'est héraut et non héros," und sogleich mußte Beauvallet die Stelle wiederholen. Rahel aber spricht einen so sanften Vers, sie hebt so zart jeden leisen Nebenklang des Wortes hervor, daß der Franzose, stolz auf seine Sprache, im Entzücken ausruft: „Ah voilà du français!" und Thränen der Freude weint.

Die zweite Seite ihrer Eigenthümlichkeit ist die Art und Weise, wie sie die Rede schattirt. Rahel thut dies aus angeborenem Schönheitsgefühl; Plato würde sie als Argument der angeborenen Ideen aufführen. Rahel malt mit dem Wort. Sie haucht die Phrase an, steigert die Rede stufenweise, treibt sie mit einer verzehrenden Kraft, die man dem schwachen Geschöpfe keinesfalls zutraut, bis auf die höchste Spitze, und läßt sie dann plötzlich bis zur Zerknirschung fallen, so daß dem Zuhörer die Seele zittert. Hierin unterscheidet sie sich noch mehr von den übrigen französischen Schauspielern, die ihre ganze Wirksamkeit auf das Heben und Sinkenlassen der Stimme setzen. Rahel schreit nicht, sie ist immer einfach, ihre Declamation ist deutsch, naiv-gemüthlich, aber nicht herzlich, denn sie schwebt immer in einem Meer von Ironie, beständig schwebend zwischen Licht und Dunkel, und wenn sie wüthet, scheint sie nicht wie ein gewöhnliches Mädchen, eine innere gedrückte Stimme hallt dann wie ein Echo wieder, das ganze Mädchen, so graziös es war, verwandelt sich in eine Furie, aber in keine wirkliche, denn ein hohes Bewußtsein hält ihre Ruhe fest, und so weit sie es in der Leidenschaft auch treibt, sie übertreibt nie. Dann legt sie auf Worte eine gewisse Betonung und gibt ihnen eine Bedeutung, woran der Zuschauer gar nicht dachte. In einer Rolle kommen die drei Worte vor: Rome, Rome, Rome enfin! — Nun müssen Sie dies von der Rahel hören. Alle ihre Vorgängerinnen steigerten die Stimme mit dem Rome. Rahel nicht. Rome, spricht sie ruhig, Rome, wiederholt sie halblaut, und nun das dritte Rome enfin mit einer tödtenden Satyre, die unbeschreiblich ist. Sie glauben es nicht, daß sie dies drei Mal wiederholen mußte. Was nutzt das! Sie darf es noch zehn Mal wiederholen, es macht es ihr keiner nach.

Alles zusammengenommen ergibt sich allerdings, daß Rahel ein Genie ersten Ranges ist, dennoch würde sie in Deutschland kein so großes Aufsehen machen; denn ihr Französisch zählt erstens sehr viel und dann ist Paris die einzige Stadt, die eine Glorie um den Künstler webt.

Ich glaube, es ist nicht uninteressant für Ihre Leser, zu hören, wie man hier Queue macht am Théâtre français, um Rahel zu sehen. Ich hatte für Esther

Digitized by Google

durch die Begünstigung ihres Vaters ein Logenbillet erhalten. Sei es aus Dummheit oder Galanterie, ich gab es einer Freundin und beschloß, Queue zu machen. Um 3 Uhr muß man schon auf dem Platze sein, um 6½ Uhr werden die Cassen geöffnet. Unter dem Vorhof des Theaters wird man 3 und 3 eingepfercht und verschlossen. Der Gang hat für 500 Menschen Platz. Man unterscheidet Queue für sich, tête de la queue und queue de la queue. Die tête de la queue machen gewöhnlich arme Teufel; diese stehen bis 5 Uhr und treten dann ihren Platz für 1 bis 2 Fr. ab. Längs der Queue stehen Municipalgarden; für Jeden, der eintritt, muß ein Anderer austreten. Glauben Sie aber nur nicht, daß man sich langweilt. Zuerst kommen alle Zeitungscolporteure, um ihre Waare zu verkaufen. Da auf dem Anschlagzettel die Namen der Schauspieler nicht stehen, so muß man die kleinen Journale kaufen, die das Repertoir aller Theater enthalten, dann kommt Musik und endlich gibt es tausend ergötzliche Discussionen. Ein Friseur und ein Student disputirten neben mir über Rahel. Der Friseur sprach nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit der Nase, mit den Haaren, mit Händen und Füßen. Aehnlich einem steinernen Neptun, der überall Wasser von sich speizt, schleuderte er mit jeder Bewegung einen Schwall von Worten weg, als sei er unerschöpflich. Er behauptete, Rahel hätte wohl Lehrer gehabt, aber sie habe sie übertroffen. Der Andere behauptete, sie habe die Bahn Aller verlassen und sei ihren eigenen Weg gegangen. „Je vous dis, moi, qu'elle les a dépassés.“ — „Et moi, je vous dis qu'elle s'en est écartée.“ — „Vous n'y comprenez rien.“ — „Plus que vous.“ — „La garde!“ rief ein anderer Spaßvogel. Es kamen zwei Gendarmen. „Qu'est ce qu'il y a?“ — Lautes Gelächter. — Enfin! — „Qu'est que ça vous regarde,“ sagte der Friseur, „nous parlons des élections. Est-ce défendu?“ — Die Andern jedoch versicherten die Garde, es sei über die Rahel. Neues Lachen. Der Gendarm lacht selbst, er ist ja auch ein Franzose. „La garde!“ heißt es weiter. — „Qu'est ce?“ — „Ne voyez vous pas que j'etouffe!“ — Neues Lachen. — „Etouffez!“ schreien Andere. — Die Garde macht jedoch Ordnung, und mehr als drei Personen dürfen nicht in der Reihe stehen. Ich müßte lügen, die Queue amüsirt hier mehr als das Theater selbst. So arg wie jetzt geht es freilich selten zu. Nur zu Taima's Zeiten mußte man schon um drei Uhr da sein, wie jetzt bei der Rahel.

Rahel hat noch drei Schwestern. Die ältere ist in Rouen engagirt, sie ist jedoch keine Rahel, auch heißt sie Sara, die jüngere, Rebekka, hat mehr Talent. Ihr Bruder, den ich Verse recitiren hörte, kann auch ein großer Schauspieler werden.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Dramatische Neuigkeiten. Fräulein v. Hagn.]

Was dramatische Neuigkeiten unserer Bühne angeht, so haben wir uns nicht über die Thätigkeit der Direction zu beschweren. Daß nach dem alten Worte Lessing's, das Neue selten gut und das Gute nicht neu ist, liegt in den Verhältnissen, welche in Deutschland so wenig die dramatische Poesie begünstigen. Es vergeht übrigens selten ein Tag, an welchem nicht ein neues Stück beim Theater eingereicht würde, und man kann daher eigentlich nicht klagen, daß zu wenige Dichter sich der Bühne widmeten, ja wir selbst kennen einige, die mit bewunderungswürdigem Muthe jährlich ihr volles Dutzend schreiben und abgewiesen und wieder abgewiesen, doch nicht verzagen; aber wie ungenügend müssen alle diese Versuche sein, oder aber wie unverträglich mit den Verhältnissen unserer Theaterzustände, daß nur so wenige zur Darstellung gelangen. Unsere Zeit ist durchaus nicht geeignet, dem Genie Raum zur freien Entwickelung zu geben. Alle Zustände der Gegenwart, der Charaktere der Gesellschaft, die Politik, die Lächerlichkeiten und Vorurtheile des modernen Lebens sind so gut wie ausgeschlossen; das Familienleben allein, nach seiner komischen und rührenden Seite, bleibt den Dichtern, aber sie müßten es denn wie Hr. Raupach machen und grob und dreist mit einem großen Aufwande von Caricatur und Possenreißerei gegen die modernen Verirrungen zu Felde ziehen. Ein solches Lustspiel sind z. B. „die Lebensmüden,“ welche kürzlich hier mit Beifall gegeben wurden. Ein Baron, der mit fünfundzwanzig Jahren Republikaner, Aristokrat, Ultra und Diplomat gewesen ist, vollkommen blasirt erscheint, und dann beim ersten Flattern einer Schürze dieser nachläuft, und eine Gräfin, die nicht minder blasirt von allen Salons der feinen Welt tödtlich ermüdet, sich in Bauerntracht stecke, und auf dem bäuerlichen Tanzboden allen jungen Burschen die Köpfe verdreht, bis sie endlich dem gemeinen Knecht, der aber nichts anders ist als der verkappte Baron, ewige Liebe schwört. Ein ehrlicher Bauer, der einen Augenblick vorher erklärt, daß er nicht ohne sie leben könne, will nun wirklich in den Teich springen, aber nicht etwa, weil er durch diese gräfliche Laune unaussprechlich elend geworden ist, sondern weil er es gewagt hat, eine Gräfin zu lieben und Du zu nennen; und dann eine Menge anderer Gestalten, verzerrt zur Caricatur: wer wollte läugnen, daß Hr. Raupach für diese Art Spaßmacherei ein bedeutendes Talent besitzt! Er versteht es, die Contraste herbeizuziehen, sein Dialog kennt alle Schlag- und Stichwörter, die zum Lachen reizen, und verschmäht keine Zweideutigkeit, wovon diese Lebensmüden echt respectable Beweise liefern*).

*) Vergl. in No. 44. die aus Leipzig datirte Mittheilung über Raupach's Lustspiel. D. Red

Digitized by Google

Einen weit zweifelhafteren Erfolg hat das Trauerspiel: „Eugen Aram," von L. Rellstab, erhalten. Herr Rellstab hat nicht allein viele Feinde, welche die strenge und oft wohl auch einseitige Ausübung seines kritischen Amtes in der Voß'schen Zeitung ihm erweckte, er hat auch ein höchst mäßiges Talent als Bühnendichter. Andererseits besitzt er auch eben so viele Freunde. Seine Stellung an einem verbreiteten öffentlichen Organe, seine Streite mit Spontini, die unbestechliche Freimüthigkeit seines Urtheils, den mächtigsten Gegnern zum Trotze, haben ihm eben so wohl, wie seine feste Anhänglichkeit an die classische und seine gänzliche Verkennung der neuen Musik, Anerkennung und Haß zugezogen. — Tiefe und hohe Gedanken, oder eine glühende Phantasie sind die Sache dieses Literaten nicht, aber er besitzt eine gewandte Leichtigkeit des Ausdrucks, eine klare, nüchterne Verständigkeit, Redlichkeit der Gesinnung, und die große journalistische Kunst, den Lesern der großen Masse Alles recht deutlich, und so einleuchtend zu machen, daß Jeder davon überzeugt wird. Seine Thätigkeit ist dabei wahrhaft bewunderungswerth, und man begreift kaum, wie derselbe Mann den Vormittag die Zeitung schreiben, den Abend Concerte und Theater besuchen und darüber berichten, eine Masse fremder Journale mit Artikeln und Recensionen versorgen, ein eigenes Blatt für Musik redigiren, dann noch zahllose Novellen und Romane schreiben, zusammengenähten Humor aus den Aermeln schütteln, und endlich sogar auch Trauerspiele dichten kann. — Wenn diese außerordentliche Thätigkeit von eben so vielem Geist begleitet würde, so hätte Deutschland ein neues Universalgenie. Bei der Stellung Rellstab's ist jedoch dies kaum möglich. Der Journalismus verzehrt in seinem luftigen Feuer alle nachhaltigen Gedanken. Er soll nur anregen, den Augenblick füllen, die flüchtigen Interessen begleiten, und wer zu seinen Diensten gezwungen ist, verflacht sich um so schneller, weil er selbst einsieht, daß doch morgen vergessen ist, was er heut mit allem Aufwande von Geist und Gemüth geschaffen. — So ist es denn auch mit den Tragödien des Hrn. Rellstab, die als Producte eines bedeutenden journalistischen Talents betrachtet werden müssen. Ein leichter Dialog, eine Kenntniß der Mittel, Spannung zu erregen, ein Hinstreben nach Effect, eine Erweckung widerstreitender Momente der Leidenschaft, allein alle Empfindungen und Gefühle auf der Oberfläche, keine Charakterdurchbildung, keine tiefere, innere Harmonie und Entwickelung, und zuweilen eine ans Lächerliche streifende Verwirrung der Uebergänge und Situationen. Wie wenig Eugen Aram überhaupt zum Drama sich eignet, ist genugsam anerkannt, und hätte das ausgezeichnete Spiel Seydelmann's nicht die letzten Acte gehalten, so würde das Stück wahrscheinlich nicht zu Ende gespielt worden sein, denn eine feindliche Partei gewann in der ersten lähmenden Hälfte das Uebergewicht und zischte und pochte so gewaltig, daß polizeiliche Hülfe nöthig ward.

Eine dramatisirte Anekdote aus dem Französischen: „Charlotte Maelyn" von Alex. Cosmar geschickt übertragen und mit Beifall aufgenommen, und ein vieractiges Lustspiel von Bergen: „Marie von Medicis," dem kein gleiches Loos zu Theil wurde, bleiben uns noch zu erwähnen. — Das letzte Stück behandelt einen schönen Stoff aus dem Leben Heinrich des Vierten, seine Liebe zum Fräulein von Sevigné, welche durch die Eifersucht der Königin, die hier ein wenig gegen die historische Wahrheit erhoben wird, vereitelt wurde. Die Behandlung dieses feinen Stoffes ist jedoch so plump und derb, wie ein deutscher Ritterroman, und die geringe Handlung, welche durch vier Acte geschleppt wird, verschönt sich nicht durch einen charakteristischen Blick auf die Zeit, oder einen feinen Dialog. — Es ist üblich geworden historische Lustspiele und Sittengemälde zu schreiben, und äußerst dankenswerth, wenn diese neue Seite von begabten Dichtern so viel als möglich cultivirt wird, aber hier besonders muß sich die Poesie mit der Charakteristik der Personen und Zeiten treffend verbinden. Wir hoffen nächstens ein solches Gemälde in einem Lustspiele des Herrn v. Zahlhaas: „Ein Tag aus dem Leben Karl des Zweiten," zu sehen, welches die Erwartungen für sich hat. —

Als eine Theaterneuigkeit mag es gelten, daß Fräulein von Hagn in der Königstadt zwölf Gastrollen im Laufe des März geben wird, deren jede ihr mit zwanzig Friedrichsd'or bezahlt werden. Fräul. v. Hagn, welche im ewigen Streit mit Mad. Koelinger und deren Töchtern lebt, wollte Berlin ganz verlassen. Dies wäre für unsere Bühne offenbar ein großer Verlust, welchen die beiden Damen Stich nicht ersetzen könnten, die nach vier oder fünf Jahren doch immer noch dieselben Copieen ihrer Mutter und Anfängerinnen geblieben sind. Man hat es daher vorgezogen, dem Fräulein v. Hagn einen fünfmonatlichen Urlaub zu bewilligen und nicht ohne Zuthun erhabener Beschützer beginnt derselbe mit den einträglichen Gastspielen in der Königstadt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Strauß.]

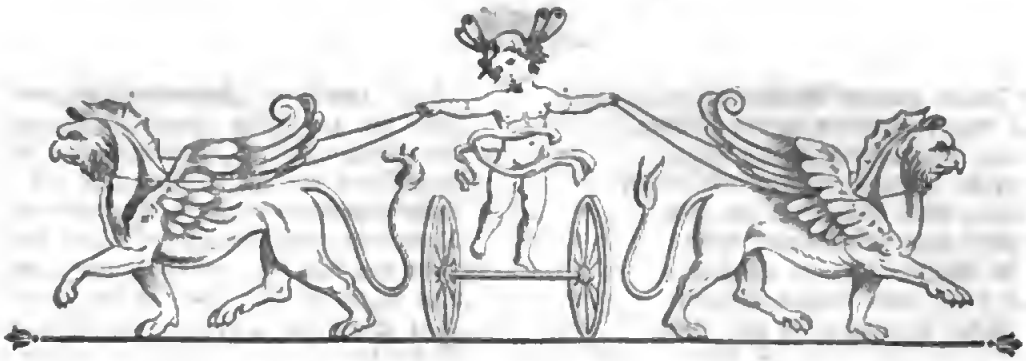
Von Dr. Strauß in Stuttgart wird ehestens eine Schrift unter dem Titel: „Friedliche Blätter" erscheinen, welche, wie es heißt, sein vollständiges Glaubensbekenntniß gibt. Altona bei Hammerich.

[Münchhausen.]

Mit lebhaftem Verlangen erwartet man im Publicum die Fortsetzung des Immermann'schen Romans. Mancher holt voll Ungeduld das alte Volksbuch wieder hervor. Dies alte Buch von den Abenteuern des Herrn von Münchhausen haben Viele gelesen, Wenige aber mögen wissen, daß es nach englischen Vorbildern, wahrscheinlich von Niemand anderes als von Gottfried August Bürger ausgearbeitet wurde. Es lebte zu jener Zeit ein Heer von Münchhausen in Hannover, der fingirte Erzählungen sehr liebenswürdig mitzutheilen wußte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 54. — den 16. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.

Den Dichtern.

Wohl auf und ohne Zagen!
Die Welt ist gut und schön:
Was soll der bangen Klagen
Mißmüthiges Gestöhn?
Was sollen diese Thränen,
Die bittersüße Pein,
Dies Seufzen und dies Sehnen,
Wie siecher Mägdelein?

Wohl hört man aller Orten
Von Unmuth, Zwist und Streit,
Sie schmäh'n mit herben Worten
Auf diese schlimme Zeit:
Daß aus der Welt entschwunden
Die alte Märchenpracht,
Und Keiner drin gefunden,
Was er als Kind gedacht.

Und sind so schlimm die Zeiten
Und ward die Welt so schlecht;
Was mehr? so mußt du streiten
Und kämpfen für das Recht.
Da gilt's nicht Seufzer singen,
Schwermüth'ge Litanein;
Da gilt es fröhlich Ringen,
Gilt Mann mit Männern sein.

Und wird es dir zu enge
Im Herzen jüngferlich,
Wohlauf! und im Gedränge
Des Lebens tummle dich.
Da rühre dich und zeige,
Wohin das Herz dich zieht:
Wer nicht zu thun weiß, schweige
Und singe nie ein Lied.

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Fluth,
Noch gibt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie sollen nicht verderben!
Zu Thaten kühn und groß
Soll dein Gesang sie weeben —:
Sieh, das ist Dichterloos!

Aus Algier.

Algier war über; der Kasbaubach Wall
Schmückt blau, roth, weiß das Banner der Franzosen.
Der Abend sank; stumm ward der Trommein Schall,
Stumm allgemach des lust'gen Lagers Tosen.
Fernab bei Trümmern einer Bastion,
Wo hoch in Lüften schlanke Palmen kosen,
Saß ein Soldat der Fremdenlegion:
Ein Deutscher war's, blauäugig, blond von Haaren,
Und neben ihm der Wüste brauner Sohn,
Ein schlanker Mau'e, fast Knabe noch von Jahren,
Den Jener jüngst gefangen in der Schlacht.
Der Knabe war im Walschen wohl erfahren,
Zum Zwiegespräche lud die linde Nacht:
Wachtfeuer glimmten in der weiten Runde,
Hoch drüber hin schwamm hell der Sterne Pracht,
Kein Lüftchen ging; von dem entlegnen Sunde,
Nur klang der Wogen dumpfes Murren her.
So sprachen Beid' in mitternächt'ger Stunde,

Digitized by Google

Vom Norden Jener, von der Wüste Der;
Wehmuth und Groll log beiden in den Mienen,
Und Einer horcht' erstonnt des Andern Mär.
Der Moure sprach: „Der Stamm der Beduinen
Hat mich gezeugt; mein Vater war ein Held —
Solch einen gibt's nicht wieder unter ihnen!
Mein Haus die Wüste, über mir als Zelt
Des Himmels Dach; mein einziger Gespiele
Das muntre Roß. Früh jagt' ich über Feld,
Und lernte fechten, schießen nach dem Ziele,
Traf im Galopp das windesschnelle Reh,
Und hieß ein Reiter, trefflich über Viele.
Wozu nun das? Weh meiner Jugend, weh!
Das Alles nun verdorben und verloren,
Da ich in Fesseln meine Hände seh."
Dem Deutschen summt es seltsam um die Ohren,
Auf seufzt' er leis': von seinem Vaterland,
Vom Städtchen sprach er, welches ihn geboren,
Dem steinerbauten, engen, Wand an Wand;
Vom greisen Vater, welcher bei der Menge
Als treuer Lehrer hoch in Ehren stand;
Dann von der Schulen dumpfig schwüler Enge,
Von Knabenspielen mannichfacher Art,
Und von des Winters mährchenhafter Strenge.
Und weiter dann von der Studentenfahrt,
Wo Lieder bald, bald volle Becher klirren,
Von bunten Mützchen, heimlich nur bewahrt;
Vom Zweikampf dann, von Häschern und von Sbirren,
Wie er den Gegner im Gefecht erschlug,
Und nun hinaus in wilde Lebenswirren
Den Flüchtigen ein seltsam Schicksal trug,
Deß letzten Ausgang Keiner kann ermessen.
Das Alles schwand in rascher Jahre Flug;
Doch hat er nichts, o nichts davon vergessen!
Stumm hat indeß, hinstarrend in den Sand,
Als wie im Traum, der Wüste Sohn gesessen,
Jetzt himmelan den Feuerblick gewandt:
„O, Fatme, Fatme! — Sahst du die Gazelle,
Die schlankgebaute, auf des Atlas Rond?
Ihr Aug' ist heller, als des Mondes Helle,
Der wolkenlos von blauem Himmel lacht,
Und klar und frisch, wie die Oasenquelle.
Schwarz sind die Locken, schwärzer als die Nacht,
Und gleich dem Blatt der stolzen Anemone
Blüht ihrer Wangen wundervolle Pracht;
Ihr Athem duftig, wie die Kaffeebohne,
Die unter Yemens Sonne sich gedräunt:
O, Fatme, Fatme! du der Jungfrau'n Krone,
Fern ist dein Ali, seine Fatme weint;
Denn Ali liegt von Feindeshand gefangen."
— Auf sprang der Deutsche: seinem Aug' erscheint
Der Liebsten Bild mit bleich gehärmten Wangen;
Das Häuschen sieht er, hinter Wald versteckt,
Wohin er oft noch Mitternachts gegangen;
Die Laube gar, mit Geisblatt überdeckt,
Wo sie und er geruht in süßem Plaudern,
Wo sie geküßt, getändelt und geneckt.
„Auf," sprach er, „Fremdling! auf und ohne Zaudern,
Sieh her, die Fesseln schneid' ich dir entzwei —
Die Morgenlüftchen, dünkt mich, fühl' ich schaudern:
Auf, Sohn der Wüste! fliehe, du bist frei."
Dank stammelnd wollt' der Maure niederknieen;
Doch jener führet ihn an der Wacht vorbei,
Gibt ihm sein Roß und heißt ihn heimwärts fliehen.
Der Maur entfloh: und aus der Wüste Meer
Den Staub in Wolken sah der Deutsche ziehen;
Dann kehrt' er um, das Auge thränenschwer.

Das Wort.

Es summt ein Wort mir rastlos in den Ohren,
Ganz leise nur, mit ungewissem Klang,
Und will ich's nennen, hab' ich's schnell verloren:
So lockt und neckt mich's wie Sirenensang.

Ich kann nicht sagen, was darin enthalten:
Es war nicht Frühling, Rose, Sonnenschein;
Doch will der Himmel sich im Wort gestalten,
Der ganze Himmel, muß es dieses sein.

Es ist ein Klang aus jenen flücht'gen Stunden,
Da eine schöne, liebe Heuchlerin,
Mit weichen Armen zärtlich mich umwunden,
Mir ganz bethörend Herz, Gemüth und Sinn.

Da hab' ich oft von ihrem Rosenmunde,
Mit gier'gem Ohr dies Wörtchen abgelauscht,
Und spielend haben manche lange Stunde
Wir dieses Wörtchen kindisch ausgetauscht.

Wenn sie es sprach, wie bebt's mir in den Sinnen!
's war mehr als Flöte, mehr als Lerchensang,
Ein Paradies voll Seligkeit lag drinnen,
Ich konnt' es hören Tag und Monde lang.

Es war ein Spiel, sie ward des Spieles müde
Und hat sich ruhig lächelnd abgekehrt,
Und mit ihr wandte sich mein Glück, mein Friede
— Sie war so schön, sie war so liebenswerth!

Auch jenes Wörtchen hab' ich längst verloren,
Denn mit dem Zauber schwand das Zauberwort;
Nur leise, leise summt 's mir in den Ohren,
Vergessen möcht' ich's; dennoch summt es fort.

Und wenn im Frühling sich die Blätter regen,
In Thal und Wald die Erde sich belebt;
Dann klopft mein Herz mit ungestümen Schlägen,
Laut möcht' ich nennen, was mich leis' durchbebt.

Es ist umsonst! Ich find' es nimmer wieder:
Es ist nicht Frühling, Rose, Sonnenschein,
Ist mehr als Flöte, mehr als Lerchenlieder:
Es muß ein Wort für Glücklichere sein.

Digitized by Google

Abälard und Heloise.

Ein Cyclus epischer Dichtungen. Von O. L. B. Wolff. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Der Verf. hat seine Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte, vielleicht auch um Abälard und Heloise; nur sind dies mehr historische als poetische Verdienste. — Man sage nicht, solch ein Stoff sei undankbar in unsern stürmischen Tagen. Ist eine leidenschaftliche Liebe nicht die kühnste Revolution? Wer kämpfte zuerst gegen die Tyrannei von Herkommen und Vorurtheil? Wer lag von jeher im Kriege mit den kleinen Despoten des heiligen häuslichen Reichs, mit Vätern und Onkeln und Basen? Ich sage Euch, die Liebe war die erste Demagogin. Aber zur Liebe gehört Muth und ein ganzes Herz. Darum ist sie in unsern Tagen zu einem Ereignisse, zu einem welthistorischen Phänomen geworden, das an und für sich schon der romantisch-epischen Poesie anheimfällt. Auch mag es vielleicht noch Herzen geben, die von jener verschollenen Leidenschaft zuweilen einen elegischen Nachhall im Innersten vernehmen. Denn die Erfindung des Schießpulvers, der Presse und der Perrücken, die Entdeckung Americas und die Fabrication des Runkelrübenzuckers, welche die Gestalt der Erde veränderten, konnten dem Herzen vielleicht doch keine ganz neue Verfassung geben. — Zudem war die Liebe Abälard's und Heloisens nicht von jener sentimentalen, eitlen Art, wie man sie aus einem Schwarm moderner Sonettisten in Almanachen und Kalendern hervorsäuseln hört, sondern gesunde, wirkliche Liebe; die Schicksale Abälard's aber dürften für ein Genie, das gern durch die gemalten Scheiben kirchlicher Themata blickt, ein wenigstens eben so glücklicher Fund sein, wie Savonarola. Doch dem Verf. war es in Paris wohl mehr um die Ausbeute in staubigen Archiven, als um die Begeisterung auf dem Pere La Chaise zu thun, und nur seine bekannte Leichtigkeit im Versificiren mag ihn bewogen haben, einen Theil dieser Ausbeute in das poetische Gewand zu hüllen. — Etwas Anderes ist es mit den Briefen Heloisens. Mag sich der Verf. noch so sehr ihren wirklichen Worten nähern — diese Worte haben im einfachen Brief eine Gewalt, die sie, in den breiten Fluß seiner Verse geworfen, verlieren. Wenn Abälard und Heloise auch nicht immer mit jener leidenschaftlichen Poesie sprachen, wie sie ein liebender Leser gern in langen Zügen schlürft: so ist es gewiß nicht Sache der Poesie selbst, den Heiligenschein zu zerstören, den die Ueberlieferung um das unsterbliche Paar gewoben. Vielleicht aber wollte der Verf. auf indirecte Weise an Pope's Heroide: Heloise an Abälard erinnern, die Bürger nicht nur ins Deutsche, sondern in glühendere, südlichere Poesie übertrug. Das wäre aller Ehren werth. Solche Erinnerungen an verkannte Geister, wie Bürger u. A., thäten zuweilen dem undankbaren Gedächtniß der Deutschen noth. Kfm.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Musikalisches und Literarisches. Kitt' Amazone.]

Unter den Reihen von Concerten haben die von Ole Bull hier gegebenen das meiste Interesse erregt. Er hat nur zweimal sich hören lassen. Genug, um die Originalität und die Bizarrerie, die hohe Kunst und den Charlatanismus dieses sonderbaren Mannes kennen zu lernen. Herr Rellstab, der immer nur einen Maßstab seiner Bewunderung und seiner Verdammung kennt, hat ihn ziemlich übel behandelt, aber auch manches Wahre gesagt. Ole Bull's Spiel ist so eigenthümlich, daß man an ihn keinen gewöhnlichen Maßstab legen und, wie Herr Rellstab es thut, verlangen kann, daß er ein Concert von Romberg spielen solle. Aber seine bewundernswürdigen elegischen Töne, welche einen Augenblick bezaubern, verschwinden im nächsten unter einem Gewirr von Lauten, in welchen sich die allergrößten Schwierigkeiten des Instruments entwickeln, die man bewundert und anstaunt, welche aber keinen wahren Kunstgenuß verschaffen. Es ist eine forcirte Zerrissenheit in diesem Künstler, so viel Gemachtes und Unnatürliches, daß man bedauern muß, wie ein so großes Talent nicht zu einer edlen Versöhnung kommt, und aus dieser erkünstelten Originalität sich zu einer wahren erhebt. Daß er Agenten mit sich umherführt, die überall Zeitungsartikel machen, und für schlechte Gedichte und Kränze sorgen, ist eine andere Schwäche, die wenig zu dem schroffen Wesen des jungen Norwegers paßt, der mit republikanischem Zorne alle vornehme Gesellschaft zu hassen vorgibt und arge Verstöße gegen die gute Sitte hier machte *).

Thalberg's Concerte, welche denen Ole Bull's vorhergingen haben, hier das Entzücken der Kenner erregt, und diesen berühmten Virtuosen, der überdies der Aristokratie auch durch Geburt nahe steht, einen glänzenden Empfang in allen Kreisen gesichert. Nun geben Mrs. Shaw und die Familie Lewy ihre Concerte, man erwartet Lipinsky und wie es heißt auch Liszt in einiger Zeit. Andere minder berühmte Namen gesellen sich hinzu, Hr. Möser führt seinen zwölfjährigen Sohn August auf, Hr. Decker gibt Abendunterhaltungen, die Mitglieder der Capelle Quartette, die Gebrüder Gans Concerte, die Singakademie und Hr. Schneider führen Oratorien auf, und Berlin behauptet mehr als je den Ruhm, in musikalischen Genüssen einen ersten Rang einzunehmen.

Weit stiller ist es in der Literatur, welche außer den leidigen Kämpfen wenig Neues liefert. Die kirchliche Streitigkeit mit Hrn. v. Görres liefert noch immer das meiste. Hr. Ellendorf ist mit einer dicken Entgegnung des Athanasius unter dem Titel „Thomas Becket" aufgetreten, Consistorialrath Marheinecke hat Controverspredigten erscheinen lassen, die derber zu Felde ziehen, als man es erwartet hatte, und noch immer erscheinen andere Aufsätze und Flugschriften in gleichem Sinne. Während zwischen Savigny und Gans der alte Streit ihrer Rechtsansichten noch fortdauert, kommt aus Hirschberg in Schlesien, wo doch viele kranke Menschen schon gesund wurden, Hr. Schubarth, der Goetheerklärer, und erklärt, daß die Hegel'sche Philosophie ein großes Unglück für die Welt und ganz besonders für Preußen sei. Hegel habe gelehrt, daß die constitutionelle Monarchie

*) Vergl. in Nr. 38 und 39 Musikdirector Truhn's Urtheil über Ole Bull, und in Nr. 48 die Aeußerung eines dritten Referenten aus Berlin. D. Red.

Digitized by Google

die beste Staatsform sei, Preußen aber sei ein absoluter Staat, und darum wäre es ein Verbrechen gegen sich selbst, daß der Staat Hegelianer als Lehrer anstelle. Nun hat es Hr. Gans wieder übernommen zu beweisen, daß Preußen in seinen Grundzügen constitutionell sei, und mit etwas derber Hand den verwirrten Kopf des Hrn. Schubarth in solche Ordnung und Ruhe zu bringen gesucht, wie es sich für einen guten Bürger und hirschberger Gymnasiallehrer geziemt, Hofrath Förster hat sich sehr tumultuarisch derb, Varnhagen v. Ense, wie ich höre, sehr glänzend über Schubarth's ordinäre Angriffe ausgelassen. Der hallesche Streit ist ziemlich abgethan. Leo und der Pietismus haben eine vollständige Niederlage erlitten, denn seit Hr. J. J. sich für sie erklärte, war es um sie geschehen; aber wäre Herr M. in Leipzig nicht mit seinem Sendschreiben gekommen, wer weiß was noch geschehen wäre! Dieser zermalmenden Polemik wären jedoch die unsterblichen Götter selbst nicht gewachsen. — In der belletristischen Literatur wird nächstens das von Willibald Alexis übersetzte Werk: „Shakspeare und seine Freunde" erscheinen, von Th. Mundt erwartet man den dritten Theil seiner Weltfahrten, von Th. Mügge den Roman „Tänzerin und Gräfin" und einiges Andere. Die Umstände haben günstig auf unsere Censurverhältnisse gewirkt, besonders in Betreff der politischen Tagespresse, welcher es gestattet ist, eben so wohl über die bewegenden Fragen der Zeit, wie über einzelne innere Ereignisse leitende Artikel aufzunehmen, und wir haben die Hoffnung, daß man nicht wieder zu der frühern unfruchtbaren Strenge zurückkehren werde.

Ich schließe, indem ich einige Worte über ein schönes Kunstwerk des talentvollen Bildhauers Kiß hinzufüge, welches seit einigen Tagen öffentlich im Atelier des Professor Rauch ausgestellt ist. Es ist das 12 Fuß hohe Modell einer Amazone, deren Pferd von einem Tiger angegriffen ist. — Das grimmige Raubthier hat sich an Hals und Brust des Pferdes gehängt, und die Amazone, zurückgeschleudert auf die Croupe, holt mit dem Wurfspieß aus, um den Angreifer zu durchbohren. Die tödtliche Angst und Verzweiflung im Kopfe des Pferdes, und das drohende kühne Gesicht der kriegerischen Reiterin sind unnachahmlich schön. Ein wenig todt erscheint dagegen der herabhängende Fuß, und endlich fragt es sich überhaupt, ob die plastische Kunst für einen so romantischen mit einigen theatralischem Effect ausgestatteten Gegenstand, der antiker Hoheit und Ruhe entbehrt, passend erscheint. Ich denke, in meinem nächsten Berichte darauf zurückzukommen. Der Künstler hat neunzehn Monate daran gearbeitet und unsäglichen Fleiß und Studien auf dies riesenhafte Kunstwerk gewendet. Man hat Hoffnung, daß Se. Majestät, der dem jungen Künstler sehr schmeichelhaftes Lob ertheilte, den Guß in Bronze befehlen werde, und sieht es im Geist schon auf der Vortreppe des Museums aufgestellt, wo es jedenfalls ein eben so würdiges als schönes Denkmal der Kunst bilden würde. In jedem Falle will der Künstler es aus eigenen Mitteln in Gips gießen lassen, wenn der Beistand hoher Gönner ihn verläßt, allein die Kunst hat zu erlauchte Beschützer, um an diesen letzten Ausweg zu glauben. —

Notiz.

[Ruy Blas auf der leipziger Bühne.]

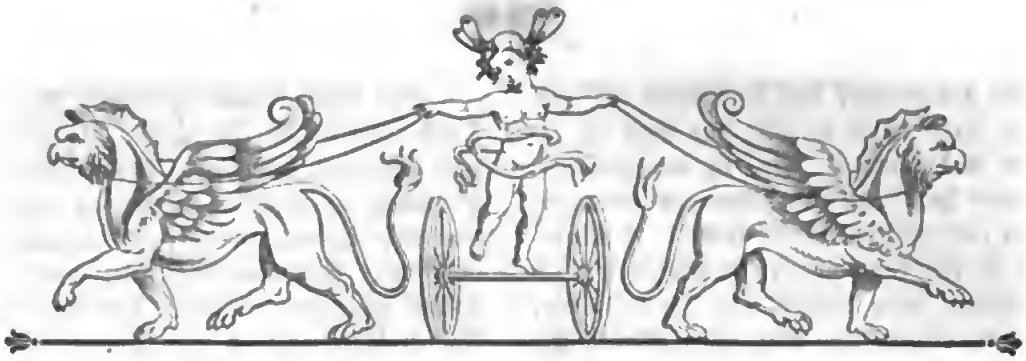
Am 11. März gab man in Leipzig zum Besten des Theater-Pensions-Fonds Victor Hugo's neuestes Product, dies vielgelobte und vielverschriene, vielausposaunte und vielausgezischte Stück, das uns allerdings die völlige Verwahrlosung eines großartigen Talentes an den Tag legt. In Paris erschien es zuerst auf dem Theater de la renaissance. Als ob der Zufall mit der Kunst seine tragische Ironie treibt! Man eröffnete mit diesem Sodom und Gomorrha einer gepfefferten Romantik ein Theater, das sich „zur Wiedergeburt" nennt! Und in Deutschland hat ein wehmüthiger Teufel auch die Hand im Spiele: man gibt es zum Besten einer Pensionscasse! Das vielbesprochene Stück werde hier nicht von neuem analysirt; unser Correspondent in Paris hatte es seiner Zeit glücklich genug charakterisirt. Die ersten beiden Acte lassen uns vor Erstaunen über die unerhörte Keckheit nicht zum Athemzug der Besinnung kommen; gehört zur Verwegenheit in der Erfindung Talent, was nicht zu laugnen ist, so haben wir es hier bis aufs Aeußerste, bald aber geht diese Verwegenheit in der Anlage einer Katastrophe bis zur Frechheit in moralischen und ästhetischen Zumuthungen. Victor Hugo legt uns auf die Folterbank der Erwartung, er spannt uns, wir sind furchtbar beschäftigt: — plötzlich aber bricht das Gerüst, auf dem er uns durch forcirte Mittel knebelte, d. h. raffinirt interessirte, die Unmöglichkeit steht in schreiendem Unsinn vor uns, die gemeinste Posse bricht plötzlich in die Tragödie herein, macht diese zur Parodie ihrer selber, und schwemmt uns eine Zeit lang bis zum Ekel in diesem Gemengsel von Wahnwitz und Unsinn herum. Einige große, wirklich große Griffe im letzten Acte setzen uns noch ein Mal in Staunen über die Verwilderung eines ungewöhnlichen Talents. „Tiger und Löwe," diese Ueberschrift trägt der letzte Act, geben uns diese Spuren dichterischer Kraft, lassen uns aber lächelnd bedauern, daß das Menschenleben hier wirklich von der Poesie in eine Menagerie verwandelt werden muß. Menschen können sich morden, Menschen können wie den Himmel, so auch die Hölle entriegeln: hier aber wird der Affenkasten entriegelt und zwei Menschen, die zur Bestie geworden, zerfleischen sich. — Dies der Eindruck summarisch. Man könnte noch viel erbauliche Betrachtungen anstellen, um Paris und die pariser Romantik hier kennen zu lernen. Jedenfalls geben die beiden ersten Acte dazu vielfachen Stoff. Die Parodie des Royalismus ist nirgend schneidender hingestellt, und dies in Paris sogar von der Romantik, die man für royalistisch hält.

Die Aufführung in Leipzig war nur theilweis gelungen. Mad. Dessoir als Königin, Baudius als Sallust, Lortzing als Cäsar, waren sehr lobenswerth; Düringer, Ruy Blas, war heiser und nicht an seinem Platze. Die von Mendelssohn-Bartholdy komponirte Romanze ist sehr schön und wirkte glücklich. Seine Ouvertüre galt wohl mehr dem Pensionsfonds als dem Drama; wenigstens war der Schluß derselben mit diesem im Widerspruch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Schenk und Gerstäcker in Berlin.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 55. — den 18. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Morgenbesuch bei Meyerbeer.

Von A. Weill.

Ich glaube nicht, daß von den Deutschen in Paris irgend einer sein deutsches Herz so getreu bewahrt und gleichsam schirmt und pflegt, als Meyerbeer, der größte Componist der Franzosen. Sein deutsches Herz — ich meine nicht in seiner Musik, ob diese drutsch ist, ob diese Sprache in allen Zungen, die Meyerbeer'sche Opern reden, nicht auch eben deutsch zu nennen, ist rine anderr Frage. Musik ist die Universalsprache. Das ist der einzige Vortheil, den dir Musik gegen die Poesie voraus hat; hier hat der böse Geist der Trennung, des Hasses und der Nationalsperre seine Macht verloren. In dem Augenblicke, wo der Mensch die Musik erfand, wurde dem babylonischen Thurme der Sprachentzweiung dir Kuppel, die alles schließt und begütet, aufgesetzt, der Fluch: „— und ich will ihre Sprache verwirrrn!" hattr seine Kraft verloren, denn hiermit begann eine allgemeinr Rede für das ganze Geschlecht in Liebe und Harmonie, und der Liebende, dem das Wort verboten, kann nicht mit keiner Pantomime, nicht mit Hand und Fuß, nicht mit allen Seufzern seines Herzens, nicht mit allem Schmachten seines Augrs so deutlich sein Innrres enthüllen, als es durch Töne geschieht. Ist diese Sprache für das Universum nun eine deutsche zu nennen, weil der Deutsche mit der ganzen Welt sympathisirt, wril er ein Genie für das Universum hat, so ist das rinr Sachr für sich, jeder Musiker wärr damit zu einem Deutschen gemacht; hier meine ich das deutsche Herz in Meyerbeer's Persönlichkeit. So einfach liebenswürdig, so treu deutsch ist die Persönlichkeit des Genies; wäre Meyerbeer nicht als Musiker ein Genie, ich würdr das Genie auf seine Persönlichkeit hin ihm zusprechen.

Ich traf bei Meyerbeer mit zwölf Deutschen zusammen. Wir vergaßen bei seiner Liebenswürdigkeit Frankreich und dir ganze Welt, und sprachen nur von deutschen Sachen. Er selbst war die Ursache davon, denn rr wußte so geschickt uns mit unseren Herzen zu beschäftigen. „Es geht nichts über ein deutsches Mädchen!" sagte einer aus der Gesellschaft. „Das hübsch ist," versetzte ein Anderer. „Und gut," sagte der Dritte. — So ging es die Reihe herum: — „und liebenswürdig" — „und gebildet" — „und brav." — „Und musikalisch," fügte ein Hornist aus Karlsruhe hinzu. „Und nicht spröde ist," sagte ein Anderer, und das war rin Schwabr. „Und keine falschen Haare hat" — „und vom Blatte lesen kann" — „und nicht strickt beim Romanlesen!" — „Teufel!" rief der Letzte vom Dutzend, „Ihr habt dir Hauptsache vergessen." — Es hatte wirklich in der Begeisterung für eine deutsche Schöne Niemand an die Hauptsache gedacht. „Und die viel Geld hat!" sagte lachend der Teufelsmann.

„Nun das ist köstlich!" rief Meyerbeer aufstehend und schlug in die Hände, — „charakteristisch aufs Haar! Zwölf Deutsche, Musiker, Dichter, Künstler, wählen sich

Digitized by Google

eine Frau, zählen gewiſſenhaft ihee Qualitäten auf und denken nicht ans Geld. Das iſt nicht mit Geld zu bezahlen! — Und Sie," fuhe ee foet, zu mir gewandt, „Sie kommen aus Frankfurt und haben das Geld vergeſſen, das dort eine ſo große Rolle ſpielt! A propos, was ſagen Sie zu den Judenmädchen in Frankfurt? Ich las im Telegraphen einen Aufſatz über die frankfueter Kinder Jfeaels, von einem Dr. Weil, deſſen Ramen wie der Ibrige klingt."

Ich hätte ihn gern dabei gelaſſen, daß ein Dr. Weil der Verfaſſer des Aetikels war, und nicht ich, da man von ſolcher Bagatelle ſeiner Feder nicht füglich ſprechen ſoll; allein ich geſtand ihm doch die Autorſchaft ein, und da Herr Dr. Weil im „Frankfurter Journal" die Anzeige eeließ, daß e r nicht i ch ſei, — daß i ch nicht e r ſei, wußte ich ſchon längſt, — ſo erkläee ich hiermit, daß ich nicht derjenige bin, der ſich Dr. Weil ſcheeibt, und im Feankfurter Muſeum einen Aufſatz über das Thema las: „Warum die Deutſchen keinen Witz haben!" Ich geſtehe, daß ich nicht die Dreiſtigkeit habe, mich für einen Repräſentanten Deutſchlands zu halten.

„Zwölf Deutſche beiſammen," ſagte Meyerbeer, „ſie qualifiseiren ſich in der Jdee eine deutſche Frau und vergeſſen das Geld! Köſtlich! das muß ich noch heute erzähien."

„Und ich mache es in ganz Deutſchland publik," ſagte ich.

„Gott bewahre!" ſcheleen Einige, die verheirathet zu ſein ſchienen.

„Fürchten Sie nichts," erwiedeete ich, „ich nenne keinen Namen, ich ſage nur, daß Sie von Karlseuhe, Sie von Straßbueg, Sie don Wien ſind."

„Geſteht mir doch," ſagte Meyeebeer, „daß wir Deutſche beave und gute Keels ſind. Ich glaube auch, daß der Deutſche den beſten Ehemann von der Welt abgibt. Ausgenommen wenn er Muſiker iſt und geeade Quartett ſpielt. Dann eilt er ſeiner Frau nicht zu Hülfe, und wenn ſie in Ohnmacht fiele, — aus dem Takt zu kommen, iſt bei einem deutſchen Muſiker ein Veebrechen gegen den heiligen Geiſt, nämlich gegen den heiligen Geiſt der Muſik." —

Doch vor allen Dingen muß ich Jhnen nachträglich erzählen, wie man zu Meyerbeer Zutritt eehält. Denn ſo einfach ſeine Perſönlichkeit auch iſt, ſo hat er doch ſeine zuſammengeſetzten Geſchäfte, ſeine vielbeſetzte Zeit; er ſteht hier in größerem Anſehen, als der erſte Banquier oder Miniſter, und man ſpricht hier von ihm nur mit dem geößten Reſpeet.

Wie kommt man zu ihm? Das war die Feage. Duech Empfehlung, iſt die einfache Antwort, allein ich weiß noch eine einfachere. Man melde ſich nur als ein Deutſchee, der ſeinen Rath brauche, und ſicherlich findet man eine Stunde, wo der ſehr beſchäftigte Meiſter ihn empfängt. Ich meinerſeits hatte nur eine Viſitenkaete, worauf einer ſeiner intimen Freunde in Frankfurt ſeinen Namen ſchrieb, die ich ihm ſchickte. Meyeebeer bewohnt in dem Hotel de Paris, Rue Richelieu, eine ganze Etage. Gleich dee Eintritt wird chaeakteriſtiſch. Ich ziehe die Schelle und rede das Hausmädchen, das mir die Thür öffnet, franzöſiſch an. „Sie ſpeechen doch Deutſch?" ſagte die Kleine, als wüßte ſie ſchon, daß nur Deutſche zu ihm kommen. Die Diener des Hauſes ſind ebenfalls ſämmtlich Deutſche. Man beſtellte mich auf den Sonntag. Jn den Weektagen hat Meyerbeer wenig Zeit, da er ſehr beſchäftigt iſt.

Ich fehlte nicht; das läßt ſich denken. Uebeigens aber ſprach ich ihn wäheend dieſer Zwiſchenzeit auf den Boulevards, wo er wie duech Zufall auf den Fuß des Herrn D. teat, mit dem ich ſpazieeen ging, und der einer ſeiner beſten Feeunde iſt. Auf den Tritt folgte ein Handſchlag. Er ſagte uns, er habe von Frankfuet erſt küezlich einen lieben Geuß eehalten, wiſſe abee nicht durch wen. Da ich ihn nicht kannte, obſchon ich ihn ſeinem Portrait nach muthmaßte, ſo ſchwieg ich. Als ich aber Sonntags darauf zu ihm kam, war dies ſchon eine alte Bekanntſchaft, und ich bewegte mich freiee. „Wie geht's der deutſchen Literatur?" feagte er mich, „was macht die deutſche Opee?" — Kaum ſpeach er dies, ſo trat ein Anderer, ebenfalls ein Deutſcher, ein. Gleich darauf ließen ſich drei Künſtler aus Karlsruhe melden. „Jmmer heeein!" ſagte er zu ſeinem Bedienten, „was Deutſch ſpricht!" Wieder darauf ein ſtraßburger Componiſt, der hiee wohnhaft iſt. Dann, wenn ich nicht irre, die Künſtler B., und ſo verbrachten ein Dutzend Deutſche ihren Vormittag bei Meyerbeee, wo nichts als von deutſcher Kunſt, von deutſcher Muſik und Literatur geſprochen wurde. Es verſteht ſich, daß keiner ſeine Angelegenheit insbeſondere beſpricht; zu dieſem Zweck hat man den Boetheil, von dem liebenswüedigen Maeſteo noch eine beſondere individuelle Einladung zu erhalten. An Billetten für die Académie royale de musique fehlt es nicht, denn Meyeebeer iſt gefällig wie ein Kind, ohne den geringſten Werth darauf zu legen. An demſelben Vormittage erhielt er zwei Briefe von den Kapellmeiſtern Strauß und Lindpainter, die er beiläufig zu den beſten Kapellmeiſtern Deutſchlands zählte. Es beklagten ſich einige

Digitized by Google

Künstler, daß man sie in Deutschland nicht eher anerkennen wollr, bis sie in Paris die Kritik passirt. „Das ist nicht wahr," sagte Meyerbeer, „es braucht dies gerade nicht in Paris zu geschehen, wenn es nur aus der Fremde kommt." In diesen Worten liegt eine satyrische, aber auch eine wehmüthige Ironie. Wenn man bedenkt, daß das Nationalvorurtheil der Pariser so weit geht, daß sie in ihren Statuten festgesetzt haben, daß gar keine fremde Oper in der Opéra comique aufgeführt wird, und daß es der Einwilligung aller Componisten und Autoren bedurfte, um Weber's Freischütz aufzuführen, wobei man noch bemerke, daß das Werk nur zwanzig Mal gegeben werden durfte, so möchte man sich todt ärgern, wenn man in Deutschland gleich alles hiesige dumme Zeug zur Aufführung bringt, ohne deutsche Componisten noch Dichter zum Arbeiten anzufeuern. Ich sprach hier mit einem Componisten über Glaser's Adlers Horst. „Ja," sagte er, „lassen sie nur die Musik kommen, ich will sie benutzen, so darf sie nicht gegeben werden. „Alors," sagte ich, „vous êtes plagiaire." Bei mir dachte ich, Du bist ein miserabler Kerl und ging. Ein junger Mann aus Rouen, ein Jude, der alle ersten Preise im Collège-Royal erhielt und sehr gut Deutsch versteht, übersetzte Clavigo von Goethe. Casimir Delavigne erlebte es ein, da erfuhr er, daß dieses Stück schon vor vier Jahren hier als ein Originalstück, freilich ein Bischen verändert, als „Beaumarchais à Madrid" gegeben wurde. Der Verfasser ist Leon Halevy, der Bruder des Componisten, ein Mann ohne Talent, ohne Kenntnisse. Was soll man dazu sagen! Es ist wahr, die bessern Dichter wissen das nicht, aber es verdrießt dir Deutschen nur, daß man in Deutschland gleich die hiesigen Producte vorzieht. Wir lange wird es dauern, bis man Diane de Chivre von Soulié übersetzt! Das ganze Stück, das hier sehr gefiel, ist nicht werth, daß man es liest. Doch genug hiervon, es nutzt ja doch nichts, und am Ende geht es mich nichts an, ich bin ja ein Elsasser.

Herr Kastner, ebenfalls ein Elsasser, der zugegen war, erzählte, er habe ein Quartett componirt und habe die vier ersten Zöglinge des Conservatoriums genommen, um es singen zu lassen. Aber er konnte es nicht dahin bringen. Sobald die Franzosen Quartett singen wollen, verlieren sie den Takt. Dennoch fängt man hier an und findet Geschmack daran, und überall verlangt man deutsche Musik. In den Concerten des Conservatoires werden nur deutsche Symphonien gespielt. Meyerbeer's neue Oper wird zuerst in der Opéra comique gegeben. Auber's Oper: „La soeur des fées" wird ebenfalls bald gegeben. Sie soll vortrefflich sein und hier wird keiner etwas dagegen haben, wenn man sie gleich in Deutschland gibt, denn Auber ist ein bedeutendes Talent. Berlioz ist hier durchgefallen: warum aber versucht man es in Deutschland nicht mit seiner Oper Benvenuto Cellini? Meyerbeer sagte: Berlioz hat nicht allein Talent, er ist ein Genie. Dies allein sollte schon genügen. Zum Schluß glaube ich, Meyerbeer nicht zu mißfallen, wenn ich durch Ihr Blatt alle deutschen Künstler in seinem Namen grüße. „Geduld haben sie ohnedies," sagte er, denn er selbst hatte auch Geduld, und Geld brauchen sie nicht, da unter zwölf Deutschen ein Jeder sich eine andere Eigenschaft bei seinem Weibe wähle.

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die Augsb. Allgem. Zeitung. Maskenbälle.]

Sie wissen, daß man hier in verschiedenen Kaffeehäusern und Lesekabinetten die Augsburger Allgemeine Zeitung hält. Ich bin weit entferne, dieser geachteten Zeitung zu nahe treten zu wollen, besonders hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten; ich kenne die Verhältnisse zu gut und bin nichts weniger, als was man gewöhnlich einen liberalen Schreier nennt, aber fest überzeugt bin ich, daß die Allgemeine Zeitung hier oft der ganzen deutschen Nation schadet, besonders hier, wo der Bessere sogar weder Zeit noch Lust hat, sich über Deutschland ein competentes Urtheil zu verschaffen. Wenn die Allgem. Zeitung nichts über Deutschland sagen will oder darf, so kann sie wenigstens über das Ausland berichten, was sie will. Wie aber geschieht dies? Ein Correspondent macht sich über die Coalition lustig, über Thiers, Guizot und Barrot. Lesen Sie den Artikel und Sie werden sehen, daß dieser Anonymus nicht werth ist, jenen Männern die Schuhriemen aufzulösen. Ein Anderer spöttelt über das Ministerium, ein Dritter über die Legitimisten. Erscheint Frankreich, von dem so oft das Schicksal Europas abhing und wo schon vierzig Jahre lang die Würfel zwischen Volk und Regierung geworfen werden, durchaus nur unter der Kategorie des Lächerlichen? Will man sich in Deutschland die Sache so leicht machen? Will man seinen Gegner für so gering achten? — Ich kann Sie versichern, daß man hier nicht den geringsten Werth auf diese Briefstellereien legt, und neulich erst sagte ein Franzose im Unmuth darüber: les hiboux ne savent pas même le chemin par lequel l'aigle s'élance vers le soleil. Es fragt sich nur, in welchem Lichte Deutschland vor Frankreich hierdurch erscheint! Aber dies will ich noch hingehen lassen. „Freuen werden Sie sich" sagt einer jener Correspondenten, „wenn Sie erfahren, daß Michel Chevalier sich als Candidat der Deputirtenkammer präsentirt!" Was sich nicht der Baron von Cotta darüber freuen wird! Gefreut hätte sich ein Deutscher, wenn er erfahren hätte, daß Uhland oder Paul Pfizer aufs

Digitized by Google

Neue gewählt wurden und daß sie sich vorgenommen haben, trotz aller Erfolglosigkeit zu reden; denn das Wort regiert doch die Welt! Aber ganz gleichgültig sollte es dem Deutschen sein, ob Chevalier oder ein Zeitungscorrespondent, sein Schmeichler, Deputirter wird. — Wissen Sie, worüber ich mich freue? Daß die Franzosen nicht Deutsch genug verstehen, um jeden Tag die Allgemeine Zeitung zu lesen. Hören Sie folgende Thatsache, Ich erzähle sie einem Deutschen nach.

Sie erinnern sich, daß die Allg. Augsb. Zeit. diesen Winter einen Schmähartikel über das bürgerliche Ministerium in Würtemberg enthielt. Im café divan hier, in der rue Lepelletier, las ein Deutscher zwei Andern den Artikel vor, worauf der Eine, ein Wurtemberger, kein Flüchtling, sie zerriß und in den Kamin warf. Garçon! rief ein Andrer, der es gesehen, la gazette d'Augsbourg! Er verstand kein Deutsch. Der Garçon kam, verlangte sie, fand sie aber nicht, ja noch mehr, das Bret war leer, er muthmaßte einen Diebstahl. La gazette d'Augsbourg hieß es von allen Seiten, meinem Würtemberger wurde es heiß; doch er half sich. Meine Herrn, sagte er französisch, die Augsburger Zeitung behauptete indirect, nur im Adel sei Tugend und Talent, nur er sei würdig, Minister zu liefern, ich habe sie deshalb zerrissen. Hat Jemand etwas dagegen? — Bravo! hieß es von allen Seiten. Bravo! sie soll nicht mehr ins Haus, riefen einige Franzosen. Das Andre verschweige ich. La gazette d'Augsbourg wurde einige Zeit lang nicht mehr gehalten, doch da dieses Kaffeehaus viele gebildete Deutsche besuchen, so wurde sie wieder bestellt, und ich selbst lese sie jeden Abend darin laut vor; denn es ist immer die Allg. Zeitung, und sie verdient in mancher Hinsicht große Anerkennung.

Erlauben Sie mir einen Blick auf den vergangenen Carneval zu werfen. Der Carneval hier ist nicht mehr auf den Boulevards; denn man sieht keine Masken, wenn man nicht unter der wimmelnden Menge die gewöhnlichen Gesichter als Masken rechnen will; denn hier ist alles nach dem Schein berechnet und zwei Drittheil tragen eine Maske zur Schau. Doch auf den Bällen, da ist der Carneval und dieser hat noch nicht aufgehört, da ist der Carneval maskirt, aber in der schlotterigsten Sittenlosigkeit. Haben Sie von dem Bal de la mode im Theater de la Renaissance gehört? Eine wächserne Statue wurde mit den kostbarsten Stoffen nach der neuesten Mode gekleidet. Man schätzte sie auf 20,000 Fr. so viel sind viele lebendige Statuen nicht werth. Sie wurde ausgespielt. Auf solche Bälle geht die ganze hohe Gesellschaft nicht, aber doch Frauen vom noblen Bürgerstande, Frauen, comme il faut. Ob sie aber zwei Mal hingehen, das weiß ich nicht, von Französinnen ist alles glaubbar, besonders wenn sie ihr Gesicht mit einer Maske bedecken können; denn ich versichere Sie, sie hätten es sonst mit den Händen bedecken müssen. Gewöhnlich sind einige Sergents de ville auf solchen Bällen die Wächter der Sitten. Daß sich Gott erbarme! Zuerst wurden sie umringt, man tanzte um sie herum, zwang sie, wie den Mazetto im Don Juan, mitzutanzen, während die gröblichsten Scenen in der Mitte des Saals und den Logen vorfielen; endlich, als dies nicht mehr ging, traten auf einmal einige dreißig Masken als sergents de ville in den Saal, so daß die echten sich selbst nicht mehr kannten. Nun ging's erst drunter und drüber, es roch fürchterlich nach einem Teufelsball, besonders da der Saal voll von gefallenen Engeln war, von denen einige ihre Kleider verloren. Es ist unglaublich, aber ich versichere Sie, daß dem so ist. Einige Frauen in den Logen flohen, und bis die Polizei einschritt, war alles schon wieder verschwunden, während die andern regelmäßig forttanzten und die Mädchen neckten. Solche Scenen fallen hier oft vor, aber nicht auf und man lacht, wenn sich ein Fremder darüber ärgert. Aber acht Tage nach dem Carneval empfindet es das Pfandhaus. Die Versetzungen vervierfachen sich, während die Auslösungen vor dem Carneval häufiger sind. Es gibt jedoch Bälle, wo — es noch schlimmer zugeht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

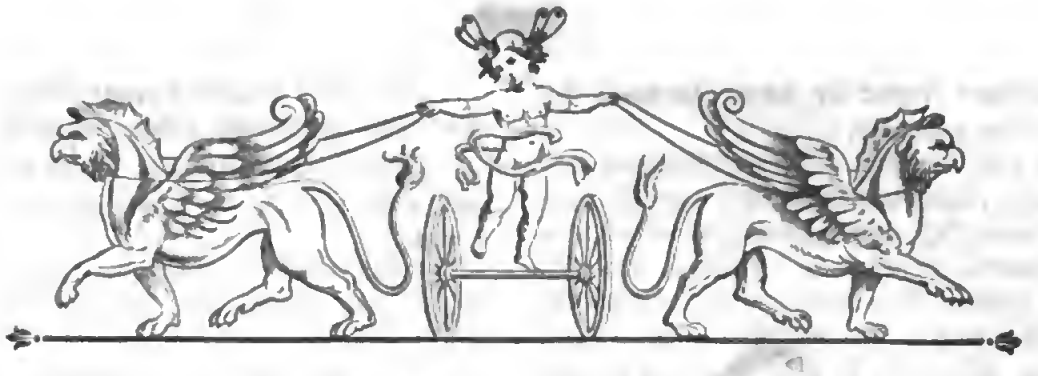
Notiz.

[Polnische Literatur: Severin Goszczynsky.]

Die Polen waren von jeher die Blüthe aller slavischen Völker. Die Böhmen waren — in times of yore — die kühnsten, kräftigsten, die Russen sind jetzt die gelehrigsten und nachahmungslustigsten, die Polen aber waren und sind die feurigsten, und am frühesten zur ausgebildetsten Eigenthümlichkeit gekommenen Slaven. Schon im Mittelalter war ihre gelehrte Bildung sprichwörtlich, als Nation haben sie in die Geschichte Europas eingegriffen, und ein ganzes bedeutungsvolles, wenn auch tragisches Leben durchgemacht. Dennoch wird man, wenn ihr jetziger Zustand noch etwa hundert Jahre dauert, sie als knechtisch und mit der gewöhnlichen Phrase, der Emancipation noch nicht würdig ausschreien. — Indessen gedeiht ihre Literatur in der Verbannung auf das Herrlichste, ein wehmüthiger und theuer erkaufter Triumph über ihre Feinde. Fast jährlich erhebt sich eine neue, glänzende literarische Erscheinung unter den polnischen Talenten, um über das Geschick dieses Volkes bei der Nachwelt Zeugniß abzulegen. Der jüngste polnische Dichter ist Severin Goszczynsky, in der Ukräne geboren. Seine thätige Theilnahme an der letzten Insurrection zwang ihn zur Auswanderung nach Frankreich. Doch schon in den Jahren zwischen 1820 und 1830 mußte er politischer Verwickelungen wegen an den Ufern des Dnieper ein flüchtiges und gefahrvolles Wanderleben führen. Auf dieser Pilgerfahrt schrieb er das „Schloß von Kaniov," ein Gedicht in drei Gesängen, das ihn neben den berühmten Mickiewicz stellt. Das londoner Foreign Quarterly Review bringt einige Stellen dieses Gedichts in englischer Uebersetzung. Die „gramgetränkte," düster glühende Sprache Goszczynsky's verräth, bei aller Frühreife des Gedankens, einen Geist, der noch im Gähren begriffen ist. Einzelne Strophen sind voll sanfter Grazie. — „Ost und West" brachte ebenfalls vor einigen Monaten einen ausführlichen, kritischen Artikel über Goszczynsky. Warum beschäftigt man sich aber in Deutschland, wo ein Varnhagen, Koenig u. A. sich so rühmenswerthe Mühe um die Würdigung der russischen Literatur geben, so wenig um ihre ältere und wenigstens eben so liebenswürdige Schwester, die polnische?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 56. — den 19. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

Frühlingsnovelle von Feedinand Stolle.

Motto:

Ich hoffe, es ist Keiner unter Euch, der sich nicht ein paar Erinnerungen gerettet hat aus den Zeiten des Frühlings und der Liebe, die ihn erquicken auf dem wüsten Wege durchs Leben.

Kommt mit, die ihr mühselig und beladen seid, hinaus in die Berge, die blauen, wo der Waldbach sein krystallenes Lied singt, die Tannen ihee grünen Arme entgegenstrecken und stille Blumen euch willkommen heißen.

Also rief ich, als der Wagen die winteefeuchten Gassen und das finstere Stadtthoe im Rücken auf der pappelbesetzten Landstraße dahin rollte. Wie froh und selig schlug mein Heez; war ich nicht glücklicher als all' die Tausenden, die hinter den Schornsteinen und Beandmauern zueückbleiben mußten?

Wie gern hätt' ich sie mitgenommen all' die Erkrankten an Herz und Seele, sie sollten gesunden und Liebe und Maienthau trinken auf meiner romantischen Badefahrt.

Ja, war es auch noch früh im Jahre, ging meine Reise gleichwohl ins Bad, nicht in einen jener europäischen Saions, wo Gottes Heilquell umwuchert wied von allem Giftkeaut der Gesellschaft, sondeen nach meinem freundlichen Gütchen Tanneberg, in fernen grünen Bergen gelegen. Dort wollte ich ein Lustbad gebrauchen, dort den Frühling erwachen sehen in seiner Peacht und Herrlichkeit, und mit Blumen, Quellen und Nachtigal das große Auferstehungsfest zusammen feiern. Dieser Gedanke hatte mich Jahee lang gelabt, wie den Wüstenwanderer die quellenreiche Oase, wie den ausgewanderten Schweizer das Alphoen seiner Berge. Jetzt endlich war er in Erfullung gegangen. War ich nicht glückiich?

Die Morgenluft strich stärkend über die Ebene. Noch lag diese grau und eintönig vor mir, aber dahinter stand schon der Frühling mit seinen Blumen und Liedern.

Drei wundeeschöne Frühlinge waren mir zu Grunde gegangen in dem Lärm des Stadtlebens, in der Unruhe der Geschäfte. Nie hatte ich Zeit gehabt, die Rosenblüthe in poetischer Ruhe zu bewundern. Ich kam entweder zu feüh oder zu spät, wo der eosenrothe Frühling längst am Boden lag. Mein Leben war dem Scheintode zu vergieichen; denn nur von der Poesie geröthete Stunden hat man gelebt.

Der Wagen rollte unverdrossen weiter. Ich entsann mich, diesen Weg wäheend meines Aufenthaltes in L. oft zurückgelegt zu haben, meist in unerquicklicher, heezbeengender Gesellschaft. Die Reise ging da regelmäßig bis zu dem ein Stündchen von der Stadt entfeenten Gasthause, „der Lindwurm." Hier ward Kaffee getrunken, sich ennuyirt, und dann nach der Stadt zurückgefahren.

Wie jubelte ich, als beim Lindwurm nicht angehalten, sondern vorbeigefaheen wuede, so daß das Gasthaus baid weit hintee mie zueückwich. Je länger ich fuhr, desto unbekanntee waed die Gegend, desto wohler ward mir. Allmälig wuchsen Berge am Horizont em-

Digitized by Google

vor; ein erquickender Anblick für Jeden, der lange Zeit in trostloser Ebene gelebt hat.

Doch ich will den Leser mit der Beschreibung meiner Fahrt nicht länger langweilen und kurz berichten, daß ich am dritten Tage mein freundliches Gütchen Tanneberg wohlbehalten erreichte. Wee brschreibt die Freude meines alten wackern Verwalters und seiner Ehehälfte, welche beiderseits mich so früh im Jahre nicht erwartet hatten. Meine Besorgniß, sie in Verlegenheit zu setzen durch meine ungangemeldete Ankunft, indem sie darauf nicht vorbereitet waren, war ungegründet. Mein Lieblingszimmer, die blaue Eckstube mit der herrlichen Aussicht, fand sich im wohnlichsten Zustande, obschon seit Jahren Niemand daselbst eingekehrt war.

Mit heiteren Blicken schaute ich durch das Fenster über die Gegend. Der ganze Himmel lag vor mir. Zwar spähte ich vergebens nach Grünem; die Vegetation war in dieser gebirgigen Gegend noch um acht Tage hinter der der Ebene, die ich ehegestern verlassen, zurück. Nur die blaue Hepatika, diese erste Frühlingsbotin, blühte einsam in dem bereits wohlbestellten Gärtchen unter meinem Fenster.

Der Nachmittagkaffee, welchen Frau Marthe vortrefflich zu brauen verstand, wie ich mich aus meinem Knabenalter noch wohl entsann, dampfte lieblich auf dem braunen reinlichen Tische. Die Kaffeetassen bestanden noch aus jenem altväterischen blaugezeichneten meißner Porzellan, das immer seltener wird. Nichts desto weniger schmeckte mir dieser Kaffee tausend Mal besser, als der im Lindwurm. Ich stopfte mir eine Pfeife und gebot meinem alten Freunde Joseph, dem Verwalter, ein Gleiches zu thun.

Wir schritten plaudernd im Zimmer auf und ab. Der Alte hatte mir viel zu erzählen. Da war dieser und jener Nachbar nach jenem Lande gegangen, von wo man nicht wieder zurückkehrt; ein Anderer hatte sich seit dem Kriege in seiner Wirthschaft nicht wieder erholen können, war immer mehr zurückgekommen, während ein Dritter zum reichen Manne geworden, ohne daß man sich den Grund seiner plötzlichen Wohlhabenheit zu erklären wußte.

Wir sprachen dies und das; da schien der Alte noch eine Frage auf dem Herzen zu haben.

„Sagen Sie mir einmal, geehrter Herr Reinhold," begann er endlich, „ist denn der Kaiser Napoleon wirklich todt?"

„Allerdings, Joseph," war meine Antwort, „habt Ihr seinen Tod nicht im Landboten gelesen, den Ihr ja haltet?"

„Was da," erwiederte etwas eifrig der Verwalter, „die können viel drucken lassen. Ich glaub's noch nicht."

„Nein," sprach ich, „der kommt nicht wieder, der liegt wohl verwahrt in seinem Felsengrabe zu Sanct Helena."

Joseph schüttelte wehmüthig aber zweifelvoll den Kopf. „Der ist nicht todt," sprach er, „Napoleon konnte so bald nicht sterben."

Ich mußte lächeln, aber freute mich zugleich über diesen Glauben an des Kaisers leiblicher Unsterblichkeit, welchen ich so oft bei dem gemeinen Manne angetroffen hatte. Dieser erhabene Genius war in solcher Riesengröße über die Erde dahin geschritten, seine gewaltige Erscheinung hatte sich so urkräftig dem einfachen Gemüthe eingeprägt, daß noch zu dieser Stunde, namentlich in Frankreich, Tausende leben, welche an des Kaisers Tod nicht glauben; unstreitig eine der schönsten Apotheosen auf den großen Mann.

Ich mag Niemandem seinen Glauben nehmen, in welchem er sich glücklich fühlt, und darum widersprach ich auch dem alten Joseph nicht weiter. Dieser erzählte nun mit der alten Begeisterung von der Brücke bei der Insel Lobau, wie er als sächsischer Grenadier Wachtposten gestanden; wie der Kaiser Napoleon mit den Marschällen an ihm vorbeigeritten, angehalten und im gebrochenen Deutsch gefragt hat: „Wie geht's, Kamerad?" „Von, Ew. Majestät!" hat Joseph geantwortet. Da hat der Kaiser gelächelt, ihm zugenickt und ist weiter geritten. Diese Anekdote hatte mir Joseph bereits erzählt, als ich auf seinen Knieen ritt, und jetzt nach langen Jahren erzählte er sie mit der alten Begeisterung.

Es lag etwas Erhabenes darin, wie jener Funke, welcher die weltgeschichtlichen Schlachten mit schlug, von neuem aus den Augen des alten Kriegers leuchtete; ich aber versetzte mich ganz in jene glücklichen Zeiten, wo mir Joseph jene Anekdote zuerst erzählte, und erkundigte mich nach mehrern der damaligen Familien auf den benachbarten Rittergütern.

„Der alte brave Strahlheim auf Steinau," erzählte Joseph, „zu dem ich Sie immer in die Kirschen führte, ist längst gestorben; das Gut bedeutend herabgekommen, es sieht sich kaum ähnlich, und was es abwirft, verpraßt der liederliche Neffe in der Residenz."

„Und wo ist denn die schöne Marie hingekommen, mit dem langen blonden Haar und freundlichen Augen," fragte ich weiter, „bei der ich so gut stand, und die mir das Kirschenkörbchen immer so reichlich füllte?"

Digitized by Google

„Hat nach Preußen geheirathet," sprach der Alte, „aber nicht glücklich, der Mann ist ein Spieler, soll das arme Weib nicht gut behandeln. Wer weiß, ob sie noch lebt. Wir haben schon lange keine Nachricht mehr über die Arme."

„Und wer besitzt denn jetzt das freundliche Lindenthal?"

„Hat seit Daiberg's mehrmals seinen Heern gewechselt," fuhr Joseph fort; „und ist vor kurzem von einem Herrn von Rissen gekauft und auch schon bezogen worden."

„Schon bezogen," fragte ich, „und so früh im Jahre?"

„Ja mit diesen Leuten muß es eine eigene Bewandniß haben," meinte der Verwalter. „Herr von Rissen soll ein melancholischer, menschenfeindlicher Mann sein, und große Missethaten auf seinem Gewissen haben. Die ganze Familie besteht nur aus Vater und Tochter und einem fremdartigen Heern in mittlern Jahren, von dem man zweifelt, ob er zue Familie gehört. Die Tochter soll von ausnehmender Schönheit, aber dem Teufel verschrieben sein, der sie in kurzem holen wird."

„Joseph," sprach ich in halb rügendem, halb lachendem Tone, „Ihr wollt ein aufgeklärter Mann sein, wie könnt Ihr solch abgeschmacktes Zeug schwatzen."

„Ich glaub' auch nicht daran," entschuldigte sich der Alte, „es läuft nur das Gerücht so; indeß ganz richtig ist die Sache nicht; warum ist Alles so geheimnißvoll an diesen Leuten? warum leben sie so zurückgezogen und wollen mit Niemandem etwas zu schaffen haben?"

Ich sann hin und her, was die Ursache davon sein könnte, als mich Joseph mit den Worten unterbrach:

„Ei, lieber Herr, so machen Sie doch als Nachbar eine Visite auf Lindenthal, da müssen Sie bald ins Klare kommen."

„Soll mich der Himmel bewahren," war meine Antwort, „mich aus eitler Neugier in Familien einzudrängen. Mögen die Leutchen sich zurückziehen, ich will sie nicht stören. Ich habe mir überhaupt vorgenommen, während meines hiesigen Aufenthaltes allen Umgang mit Städtern möglichst zu vermeiden. Ich bin nicht aufs Land gezogen, mich daselbst von neuem in das Joch nichtssagender Convenienzen zu sperren. Darum werden keine Besuche gemacht werden auf Lindenthal noch auf einem der andern Güter. Mögen mich die Leute für einen Sonderling und meinetwegen für einen Grobian halten; mir gleich. Du, mein alter Joseph, und Deine Marthe, und der brave Schulmeister, und die wackere Dorfbewohnerschaft, das soll meine Gesellschaft und mein Umgang sein."

Dem alte Mann lachte bei diesen Worten das Herz im Leibe.

„Prächtig, prächtig!" rief er, „lieber Herr, ein herrlicher Gedanke, und beim Himmel, er soll Sie nicht gereuen; auf den Händen wollen wir Sie tragen und unsere treue Liebe wird die gedrechselte Höflichkeit der Städter gewiß ersetzen. Dazu wird diesmal der Frühling wunderschön. In acht Tagen schon grünen die Birken, Spätfröste und Weinmörder haben wir diesmal nicht zu besorgen, der Winter hat sich ausgetobt und die Lerchen werden täglich lauter."

Nachdem ich dem befahrten Manne versprochen, diesmal so lang als möglich auf Tanneberg zu verweilen, zog ich meinen grünen Jagdrock über und wanderte in Joseph's Begleitung hinaus ins Freie, meine kleine, aber einträgliche Besitzung, die ich Jahre lang nicht gesehen, in Augenschein zu nehmen.

Von jetzt an aber mögen einfach hingeworfene Tagebuchblätter über die weitern Schicksale einer Frühlingscur berichten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetzung.)

[George Sand's Spiridion.]

George Sand, der weibliche Rousseau, hat einmal wieder die Stirne zusammengezogen und man weiß, daß aus jeder Falte ein Buch springt. Ihr neuestes Werk heißt Spiridion, oder, wie sie es einmal selbst nennt, der letzte Mönch*). Es ist kein Roman, aber ein Buch. Dies will viel heißen, ein Buch voller Poesie und starker Gedanken, obschon es, wenn es der Feder eines Mannes entflossen wäre, weniger Worte enthalten würde. Das ist eben der Vortheil einer geisteeichen Frau, sie reicht starke Tropfen in einem Stück Zucker, sie scheint zu schwatzen und sie philosophirt. Wie viel Männer gibt es nicht, die zu philosophiren scheinen und nur schwatzen! Ein Mönch lebt abgesondert in einem Kloster vor der Revolution. Pater Alexis heißt er, ein wunderlicher origineller Mann. Warum er sich so absondert, das liegt nicht in seinem Menschenhaß, sondern in seiner Denkungsart, in seinem Haß gegen die Mönche, in seiner Aufgereiztheit gegen die katholische Religion. Durch Zufall macht er mit einem Novizen, Namens Angel, Bekanntschaft, zuletzt Freundschaft. Diesem Kinde erzählt er nun seine Geschichte und die Biographie des Abts Spiridion, Stifters des Klosters. Spiridion hieß einst Samuel und war der Sohn eines Rabbi. Durch Zufall kam er nach Deutschland, wo er Theologie studirte und, von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, ward er Protestant. Bald aber genügte ihm dies nicht, er grübelte weiter, studirte zu-

*) Der erste Bd. erschien bereits in einer Uebersetzung von Dr. Susemihl, Leipzig, bei Kollmann.

Digitized by Google

letzt auch den Bossuet, kam nach Frankreich und wurde, ebenfalls aus Ueberzeugung, Katholik. Zu großen Gütern gelangt, stiftete er in Italien ein Kloster, wo wahre Frömmigkeit herrschen sollte, aber sein unruhiger Geist drang immer weiter und tiefer; er las die Philosophen, ward selbst Philosoph und Skeptiker, indem er beständig das Aeußere der katholischen Religion beibehielt und keine Ceremonie versäumte. Schon bereute er sein Unternehmen, denn er lernte die Verdorbenheit der katholischen Klöster kennen, aber es war zu spät, er stiftete eine besondere Anstalt für Mathematik und Astronomie und starb als Theist, als pantheistischer Theist, ich würde sagen als Mosaist im reinsten Sinne, der den Gedanken des Seins, Gewesenseins und Seinwerdens als die Gottheit betrachtet. Dies ist die Bedeutung des Wortes Jehovah im Hebräischen. Vater Alexis machte diese Entdeckung auf einem andern Wege. Alexis war erst Katholik, umfaßt dann die protestantischen Ideen, dann die sogenannten atheistischen, ich sage sogenannten, weil es keinen Atheismus und keinen Atheisten gibt. Dumme Wortstreidler haben das Wort erfunden. Sie wissen nicht, daß der Mensch, der zweifelt, der Tag und Nacht mit betrübtem Herzen, mit lauschendem Blick der Wahrheit nachzuspüren sucht, der Gottheit naher ist als alle diese Wortklauber, die durch ihre trockenen theologischen Phrasen eigentlich erst den Zweifel wecken. — Alexis erzählt dem angenommenen Kind Angel die moralischen Phasen seines Lebens. Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle frei zu übersetzen.

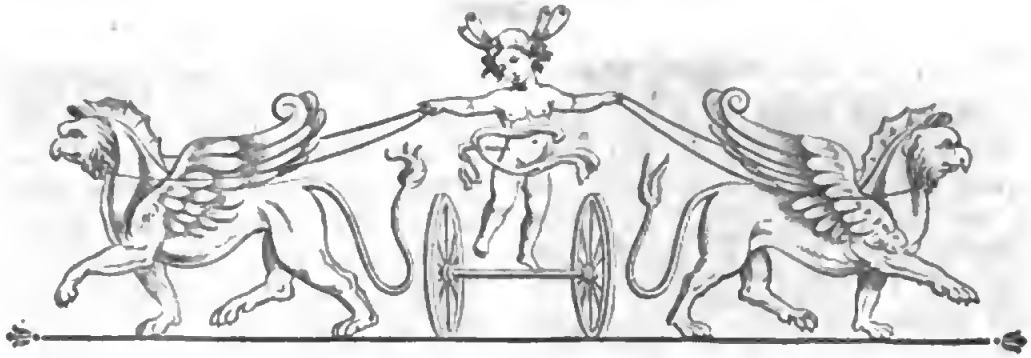
„Unter jenen Leuten," sagte Alexis, „war ein junger Corse, dessen strenge Züge und tiefer Blick mir ewig im Gedächtniß bleiben werden. Seine nachlässige Stellung, seine energischen und dündigen Worte, seine hellen durchdringenden Augen, sein römisches Profil, ein gewisses anmuthiges, aber linkisches Benehmen, welches ein Mißtrauen auf sich selbst andeutete, das aber bei der ersten Herausforderung sich in eine verwegene Kühnheit zu verwandeln schien, Alles fiel mir an diesem jungen Mann auf, und obschon er sich stellte, als verachte er Alles Gegenwärtige und schätze nur eine gewisse spartanische Strenge, so glaubte ich doch wahrzunehmen, daß er vor Begierde brannte, sich ins Leben zu stürzen, und daß er darin Großes vollbringen würde. Sein Gang war abstoßend, immer schnell, immer plötzlich wie zerrissen, ähnlich den Bewegungen des Meeres, die plötzlich still halten, um sich selbst zu hören, denn er hatte Gefühl für Poesie, das zu einem hohen Grade mit der Realität sich vermählte. Sein Gedanke schien Himmel und Erde zu umfassen, aber er war eher auf der Erde als im Himmel und die göttlichen Dinge schienen ihm nur da zu sein, um die großen menschlichen Institutionen zu beschützen. Sein Gott war der Wille, die Macht sein Ideal, die Kraft sein Lebenselement. Ich fragte ihn nach seiner Religion. O, schrie er, ich kenne nur Jehovah, den Gott der Kraft. Ja die Kraft, das ist Offenbarung auf dem Sinai, das ist das Geheimniß der Propheten. Wer keine Willenskraft hat, ist dem Tode bestimmt, vom feigen Menschen an bis zu dem Grase, dem der Lebenssaft fehlt. Alles beugt sich vor der Kraft. Sieh, wie in der ganzen Natur alles angreifend auftritt, alles sich vertheidigt, wie das Kraut den Stein umrankt, wie der Epheu den Baum umschlingt, und, zu schwach, um die Rinde zu durchbohren, sich wie eine wüthende Natter um ihn windet. Sieh den Wolf in der Erde wühlen und den Bär im Schnee: warum sollen Menschen nicht gegen Menschen kämpfen, wenn Alles in der Natur sich bekämpft, wenn die Meeresfluthen sich gegeneinander empören, wenn der Adler den Hasen zerreißt, die Schwalbe das Würmchen, wenn der Frost die Steindlöcke spaltet und der Schnee der Sonne widersteht! Was wollen diese steinernen Götter, die den Athem des Aeolus ermüden? Was wollen diese Granitmassen, die sich wie Riesen ausstrecken und den Winden vieler Jahrhunderte trotzen? Warum dieser Widerstand des Atlas unter der Last der Materie? Darum weil ein jedes Ding seine Stelle haben will, so lange seine Kraft es erlaubt, weil ein jedes Ding die Elemente seines Werdens und seiner Vernichtung in sich trägt; weil endlich die ganze Schöpfung nichts als ein ewiger Kampf ist, wo Ordnung und Dauer nur auf diesem unaufhörlichen Kampf beruhen. Mensch, arbeite daher, arbeite, um deine Gesellschaft umzuarbeiten, wenn sie schlecht ist, du gleichst darin nur einem Biber, der sein Haus baut; arbeite, um sie zu erhalten, wenn sie gut ist, und du gleichst dem Riff im Meere, das sich gegen die nagenden Wogen vertheidigt. Wenn Du es dem Zufall überlässest, wenn du dich unterdrücken lassest, wenn du nicht an eine Befreiung glaubst, so stirbst du in der Wüste wie das ungläubige Volk Israel. Wenn du in deiner Feigheit einschläfst, wenn du gegenwärtige Uebel duldest, um noch größern vermeintlichen zu entgehen, wenn du durstest, aus Furcht, das Wasser sei schlecht, so verdienst du, daß der Himmel dich verlaßt und das Meer der Vergessenheit über dich rollt. Ja, ja, das größte Verbrechen, das der Mensch begehen kann, ist Faulheit und Gleichgültigkeit. Fluch über diejenigen, die eine faule, schmeichlerische Resignation predigen, es sind falsche Propheten, und wer Despotismus und Insolenz erträgt, ist ein Unding!"

Ich füge hinzu. Nicht der Moment darf den Menschen hinreißen, nicht die Kraft der Kraft, sondern der Moment, der sich unwillkürlich wiederholt, der den Menschen angeboren ist. Der Mensch ist sich seiner Kraft nicht bewußt, derjenige ist kräftig, der mehr vollbringt, als er selbst dachte, der über sein vollbrachtes Werk selbst staunt, und der einen Willen besitzt, um seinen Willen zu bemeistern. Wenn der Berauschte kräftig ist, so heißt es keine Kraft. Nicht der Mensch aber kann über das Gute, über das wahrhaft Kräftige urtheilen. Schweigen ist manchmal stärker als reden, und Nichtsthun als handeln. Was der Mensch Tod nennt ist Leben, und oft was er Leben nennt Tod. Nie darf die Gegenwart die Springfeder des Kräftigen sein, und Durften ist stärker als schlechtes Wasser trinken, wenn man es absichtlich und nicht aus Furcht thut. Die Kraft ist ruhig, das Gute kräftig. Die Bosheit besteht in der Unmacht Hätte Napoleon seine Kraft bemeistert: er übte sie noch. Wer ist ein Held? sagen die Rabbinen: „der, der seine Kraft bemeistert."

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 57. — den 21. März 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

(Fortsetzung.)

Tannenberg, den 5. April.

Schon zehn Tage hierselbst, wo ist die Zeit geblieben? Gestern als die Sonne aufging, stieg sie hinter einem grünen Meere auf. Die Birken, mit welchen ein Theil der Morgenberge bewachsen, sind in einer einzigen Nacht grün geworden. Wunderbar erquickender Anblick! In diesem erstrn Goldgrün liegt etwas Heiliges. Die zarten Morgentraum umflorten Blättchen schauern vor Schaam und Unschuld in den ungewohnten goldenen Lichtwellen. Auch im Gärtchen unter meinen Fenstern schlagen die Stachelbeeren aus. Es ist kein Wunder, wenn Alles wach wird; die Lerchen jubeln vom Morgen bis Abend, wer soll da noch schlafen.

Den 8. April.

Heute hospitirt' ich wieder bei meiner lieben Schuljugend, und habe mich wahrhaft gefreut; der wackere Schulmeister, ein Schüler des trefflichen Dinter, versteht sein Fach aus dem Fundamente. Wie faßlich und der Kinderwelt angemessen ist sein Vortrag, und mit welcher Lust und Liebe ist er bei der Sache. Die Kleinen sehen in der Schule keine finstere Zwangsanstalt, sie gehen gern in die Stunden und sind ihrem Lehrer außerordentlich zugethan. Ich sah überall nur frohe, muntere Gesichter. Was mich besonders ansprach, ist die große Reinlichkeit, die ich überall wahrnahm. Neubert gestand mir, daß es ihm im Anfang große Mühe gekostet, die Kinder reinlich und an Ordnung zu gewöhnen. Jetzt ist es ihm vollkommen gelungen. Ich habe dem Lehrer eine Partie nützlicher und anmuthiger Jugendschriften überschickt zur Vertheilung an die fleißigsten und sittsamsten seiner Schüler; und drr Dorfgemeinde zehn Exemplare von Zschokke's „Goldmacherdorf." Da sitzt nun am Feierabende Jung und Alt über den goldenen Lehren des wackern Schweizers.

Den 11. April.

Wenn mich nicht Alles trog, so zwitscherte vorhin die erste Schwalbe unter den offenen Fenstern vorüber. Ich steckte sogleich den Kopf in den warmen Sonnenschein hinaus, da tönte wohlbekanntes Summen an mein Ohr. Es waren Bienen, die die paar aufgebrochenen Blüthen eines zeitigen Birnbaums umschwirrten. Geduld, ihr Leutchen, rief ich, bald werden mehr solche weiße Guckäugelein zum Vorschein kommen, daß ihr euch nicht mehr um ein einsames Zweiglein zu streiten braucht. Gern hätte ich diese Tage einen Ausflug in das höhere Gebirge gemacht, aber da sieht's noch gar zu winterhaft aus. In den Schluchten liegt der Schnee noch mannshoch, und wo ihn die Sonne geschmolzen, ist ob des feuchten und weichen Bodens nicht fortzukommen.

Digitized by Google

Den 13. April.

Jean Paul, Goethe und Mosen, ein Bischen Oken und Schubart sind meine einzige Lectüre. Mit diesen Leuten will ich mich getrost, ein Robinson Crusoe, ein paar Jahr auf eine Insel sperren lassen. Sie haben sämmtlich der Mutter Natur hinter die Coulissen und dem lieben Gott hinter die Karten geguckt. Der Blüthenstaub in den Glocken und Kelchen ist ihnen nicht minder theuer als die Sonnen dort oben.

Wie freu' ich mich auf die Zeit der Apfelblüthe. In dem Obstgarten und auf dem freien Platze vor den Gutsgebäuden stehen herrliche Aepfelbäume, himmlische Kerle. Da hab' ich mir's poetisch ausgedacht. Sobald sie in vollem Flore stehen, lass' ich unter einem der Matadore einen Tisch tragen, ein paar Flaschen Scharlachberger darauf, mit grasgrünen Römern. Und wenn dann der Abend duftend heraufblickt und von Zeit zu Zeit blutgesäumte Apfelblüthen herniederträufeln in die Becher, dann nehm' ich mit Joseph und Reubert Platz unter dem Baume. Der erstere erzählt mir von Napoleon, der andere von seinem Dinter; ich aber blicke bald in das brennende Abendroth, bald aufwärts nach den rothen Blüthen und rufe:

O, Apfelbaum, was ist es wohl mit die,
Wo willst du noch mit allen Blüthen hin,
Sprich, Apfelbaum, wo stehet hin dein Sinn,
Willst du dich denn in diesen eof'gen Gluthen
Mit einem Male ganz und gar verbluten?

Im Blüthenmeere braust ein Bienenschwarm,
Der Engelchorgesang in meiner Brust.
Es steht der Baum und sinnt mit stiller Lust,
Als hätt' er wieder in so sel'gen Stunden
Sein Heimathland, das Paradies gefunden.

Prächtige Verse, wird dann Joseph ausrufen, herrliche Poesie Reubert sprechen, ich aber werde antworten: wohl schön und herrlich sind diese Verse, aber der Mann, der sie gesungen, ist noch besser; sein Name ist Julius Mosen, und er hat noch viele schöne Dinge gesungen, die dem Apfelbaumliede nicht nachstehen.

Den 14. April.

Der Joseph ist wirklich ein Tausendkünstler, was der für einen schönen Salat und herrliche Kohlpflanzen in den Treibbeeten gezogen hat, ist wirklich bewundernswerth. Auf die Apfelblüthe werd' ich immer noch ein Weilchen warten müssen, sie steckt noch zu tief in den Knospen. Ich habe vergebens nach einem rothen Funken gespäht. In meiner Laube des Morgens ist es wunderschön; zwar noch sehr licht darin, weil es an schattenden Blättern fehlt, aber dafür Knospen rings umher. Das muß ein herrlicher Brand werden, wenn sich das Alles entzündet. Den Frühkaffee trink' ich in der Regel auf meinem Zimmer. Die Fenster stehen offen. Die Morgensonne scheint munter herein. In den Blumen vor den Fenstern summen Bienen und Lerchengesang tönt aus den Lüften. Gestern ist auch die Grasmücke angelangt, das fidele Herrchen, der kleine Humorist, welcher alle Gesangweisen seiner gefiederten Collegen nachahmt und persiflirt. Er hatte sich auf den alten Nußbaum zu meiner Rechten gesetzt und schmetterte mit der kleinen Brust dermaßen in den blauen Morgen hinein, daß ich ihm sogleich ein lautes Willkommen zurief. Nach dem Kaffee spiel' ich auf dem Piano etwas Don Juan oder Sonambula. Dann wird in der Laube Oken gelesen, dann eine Wanderung durchs Dorf und die nahgelegenen Fluren und Aecker unternommen. Die Landleute hierselbst sind ein betriebsames Völkchen. Es ist eine Lust, ihren ländlichen Arbeiten zuzusehen. Ein braves, unverdorbenes Volk, ohne daß man bäurische Rohheit und Dumpfheit wahrnähme. Mittags speis' ich in Gesellschaft mit Joseph und Reubert, welcher letztere mein täglicher Gast ist. Frau Marthe ist eine peakische Köchin; die Gerichte entbehren einer höhern Kochkunst, aber sind nahrhaft und gut. Gestern hatten wir den ersten Frühling auf dem Tische: herrlich grünen Schnittsalat. Wie freu' ich mich auf die Salatstauden und die Erdbeerkaltschalen. Nach Tische ein wenig Siesta in dem gelben Zimmer mit den grünen Jalousien, wo eine so wohlthuende Dämmerung herrscht, denn die Vormittagswanderung und die Frühlingsluft hat mich verzärteltes Stadtkind etwas ermüdet; aber gegen Drei steh ich neugestärkt vom Sopha auf. Das erste Finale aus Don Juan; ich komme aber gewöhnlich nur bis zur Menuette; dann mit Goethe's Gedichten wieder hinaus in den Frühling.

Den 16. April.

Daß eine Schwalbe keinen Sommer macht, hab' ich heut' vollkommen begriffen. Das war ja ein abscheuliches Graupelwetter, das über die Fluren brauste; binnen einigen Minuten alles weiß, so weit der Blick reichte. Welch' eine Malice von dem heimtückischen Winter, der noch dort oben in den Gebirgen grollt. Mich dauern nur die blauen Veilchen und die armen Primeln, die mögen Augen gemacht haben. Zum Glück war das

Digitized by Google

Winterregiment von nicht langer Dauer. Die Sonne, welche jetzt schon ziemlich hoch steht, machte der Wirthschaft bald ein Ende und jagte das winterliche Streif- und Raubcorps binnen einer halben Stunde in die Berge zurück. Goethe, der stets den rechten Fleck zu treffen weiß, hat diesen Zustand im Faust herrlich gemalt. Ich gedachte der Stelle:

Vom Eis befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungsglück,
Und der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dort her sendet er, fliehend nur,
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes.

Joseph mußte lachen, als ich ob dieses Winterstückes die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und fürchtete, Alles werde erfrieren. Das sind Aprilmucken, meinte er, die schaden nichts; wenn die Nächte warm bleiben, ist Alles gut. Daß der Weinstock noch etwas zurück, scheint ihm recht lieb. Wenn dann auch Servatius und Pankratius, Vitus und Consorten ein wenig rauh über die Berge blasen, hat es keine Noth.

Den 18. April.

Ich habe das heilige Osterfest, welches heuer etwas spät fiel, noch nie mit solcher Andacht gefeiert, wie diesmal. Die Glocken der kleinen Dorfkirche, welche zum Ostermorgen läuteten, klangen so frühlingsahnend, so verheißend über die stillen Fluren daher, daß ich gläubig und fromm mit den einfachen Landleuten nach dem Gotteshause wallte. Die Pforten der Kirche waren mit dem ersten Frühlingsgrün geschmückt, mit jungen Maien und Birkenzweigen. Die Orgel klang und ich sang freudig mit zum Preise dessen, der draußen auf Berg und Thal in tausend und aber tausend Knospen uns seine Liebe verkündet. Wie einfach ist der protestantische Cultus, aber gerade in dieser Einfachheit liegt das Erhebende. Wunderbar gestärkt, mit Gott und Welt versöhnt, wandelte ich an Joseph's Seite, auf einem halbstündigen Umwege, welcher durch ein anmuthiges Thal führt, in dessen Grunde ein Silberbach rieselt, nach Hause. Hier angekommen, hatten die ersten Pfirsichblüthen ihre goldnen Augen geöffnet. Marthe brachte zu Mittag schön gemalte Ostereier auf die Tafel.

Den 20. April.

Heut' hab' ich zum ersten Male mit Freund Joseph gezankt und auch Frau Marthen tüchtig und derb den Text gelesen. Herr von Rissen hatte nämlich einen Boten mit der bescheidenen Bitte nach Tanneberg geschickt, ob wir ihm nicht für Geld und gute Worte ein Gericht Kohlkeime ablassen wollten. Nun hat Joseph, trotz dem geschicktesten Gärtner, ein großes Beet Kohlstöcke glücklich überwintert, wo täglich so viel Keime sprießen, daß wir sie gar nicht verbrauchen können, aber trotzdem dem Boten Rissen's die Bitte rund abgeschlagen, unter dem Vorwande, auf Tanneberg würde kein Gärtnerwaarenhandel getrieben. Der eigentliche Grund war, weil man die Rissen'sche Familie wegen ihrer Zurückgezogenheit, die man für Hochmuth auslegt, nicht leiden kann. Zum Glück erfuhr ich durch Joseph selbst die ganze Kohlgeschichte, und war nicht wenig erzürnt darüber. Als der Alte meinen Zorn gewahrte, den er in seiner Unschuld nicht geahnt hatte, erschrak er und schob alle Schuld auf Marthen. Nachdem auch diese von meiner Seite ihr Theil erhalten, ward ein ganzer Korb voll der prächtigsten Kohlkeime nach Lindenthal geschickt. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[George Sand's Spiridion. Edgar Quinet über Dr. Strauß.]

Alexis fährt dann fort: „Glauben, Hoffen und Lieben! Wenn der Katholicismus diese drei Tugenden zur Basis hätte, er wäre die Wahrheit auf der Erde, aber die römische Kirche hat sich selbst gemordet am Tage, wo sie ihren Gott unversöhnlich machte und eine ewige Verbannung der Andersgläubigen annahm. — Wir sind weder Katholiken, noch Protestanten, noch Christen, weder Philosophen, wie Voltaire und Diderot, noch Socialisten, wie Rousseau, aber wir haben eine Religion, die einzige wahre, göttliche Religion. Wir glauben an die Gottheit, die in sich dreieinig ist, wir hoffen und lieben. Was beim Menschen Glauben, ist bei Gott Wissenschaft, was beim Menschen Hoffnung, ist bei Gott Macht, und was bei Menschen Mildthätigkeit, Frömmigkeit und Tugend, ist bei ihm Liebe, das heißt Erzeugung, Erhaltung und Fortschritt."

Der Schluß dieses Buches, das heißt die Idee des Ganzen, ist gegen Rom gerichtet. Franzosen erstürmen das Kloster, stürzen den Christ von dem Altare, dieser steigt strahlend in die Höhe, da heißt es: wir meinen nicht den Christ, sondern Rom, Rom ist gestürzt! — Doch lesen Sie dieses Buch selbst. Es ist zwar voll von Geistererscheinungen und poetischem Unsinn, indem die Verfasserin sich manchmal selbst die Sporen gibt, um wild romantisch zu sein, aber dann blitzen wieder große Gedanken auf, und ein wei-

Digitized by Google

tes Meer von tiefen Betrachtungen rauscht beständig vorüber.

Edgar Quinet hat ein Buch de l'Allemagne et de l'Italie geschrieben, ich konnte es noch nicht lesen, aber Quinet hat in der Revue des deux mondes einen Artikel über das Leben Jesu von Strauß geschrieben, worin er eine große Kenntniß der deutschen Theologie entwickelt. Mit Recht behauptet er, daß so lange die deutschen Gelehrten eine solche trockene hierogyphische Speache führen, sie nicht verdienen, daß man sie übersetze, da sie unverständlich sind und en passant sich selbst nicht verstehen. Er sucht übrigens Strauß in einigen Puncten zu widerlegen, ich glaube aber dennoch, daß dies unnöthig ist; denn erstens bin ich überzeugt, daß man um Strauß zu verstehen, zwischen den Zeilen, wie der Bürgermeister Hiezel, lesen muß, und zweitens bringt es der Franzose nicht leicht zur Speculation der deutschen Terminologie. Sand wäre die Einzige dazu, aber sie würde einen Roman darüber schreiben. Leeminier nannte Görres einen deutschen Mystiker, einen Cumpan Alexander des Dritten, der sich selbst betrügt. Sie sehen, daß nicht die ganze Presse so uetheilt wie die Gazette de France. Frankreich ist sehr reif für deutsche Ideen, wenn's Ideen und keine Worte sind, nur Eines hindert noch, die Politik. Die französische Presse hat das System Richelieu's im umgekehrten Sinne angenommen, sie unterstützt den Katholicismus gegen Preußen aus Politik, keinesfalls aus Ueberzeugung.

Goethe's Briefe mit der Gräfin Stollberg sind hier übersetzt worden. Dagegen machten sich alle Zeitungen über die Mannheimer lustig, die 20 Ducaten für das beste Quartett versprachen. Die aemen Componisten!

Seit einiger Zeit werden hier keine Zettel mehr angeschlagen, sondern große Buchstaben mit Oelfarben gemalt, und dies alles nach der Distanz berechnet. Es sieht dies sonderbar aus. Heute wurden die Salons im Louvre geöffnet. Mein nächster Bericht wird Ihnen besonders gewidmet sein. So eben erfahre ich, daß die Sand in einigen Tagen hierher kommt. Von Dumas werden zwei neue Stücke diese Woche aufgeführt, das Eine im Theater français, das Andere im Theater de la Renaissance. Ich berichte Ihnen in einem besondern Briefe darüber.

Notizen.

[Frankreich und Deutschland.]

Das Journal des Debats läßt sich über die Einstudirung von Halevy's Oper: „Guido und Ginevra" auf dem hamburger Stadttheater Folgendes schreiben: „Die neuen Decorationen und Costüme, welche für diese Oper angeschafft worden sind, haben 20,000 Mark B. gekostet, nach französischem Gelde gerechnet ungefähr 38,000 Francs. Um eine Idee von dem Eifer zu geben, welchen unsere Künstler und Künstlerinnen bei der Einstudirung der Oper gezeigt haben, reicht es hin, zu erwähnen, daß Heer Pfeilmann und Madame Walker, welche in den Hauptrollen thätig sind, auf ihre eigenen Kosten eine Reise nach Paris unternommen haben, um die Oper hier darstellen zu sehen, und sich mit dem Componisten über die Ausführung einiger Passagen, welche ihnen besonders schwierig erschienen, zu berathen." — Wenn diese Nachricht, welche wir in keinem inländischen Journale gefunden haben, begründet, und nicht etwa der französischen Leichtgläubigkeit aufgebürdet wäre, so könnte sie für die Stellung beider Nationen zu einander sehr bezeichnend genannt werden. Zu uns kommen die Franzosen, um unsere Schulen, und wir zu ihnen, um ihre Theatervorstellungen zu studiren. Indeß glauben wir, daß das Journal des Debats hier nur den Charlatan gemacht hat, wie es überhaupt seine Art ist, mit literarischen und politischen Charlatanen, wie Lamartine, und in weiterer Instanz der Verdorbenheit mit Fonfrède und Jules Janin im einträchtigsten Vernehmen zu stehen. △.

[Reinhold.]

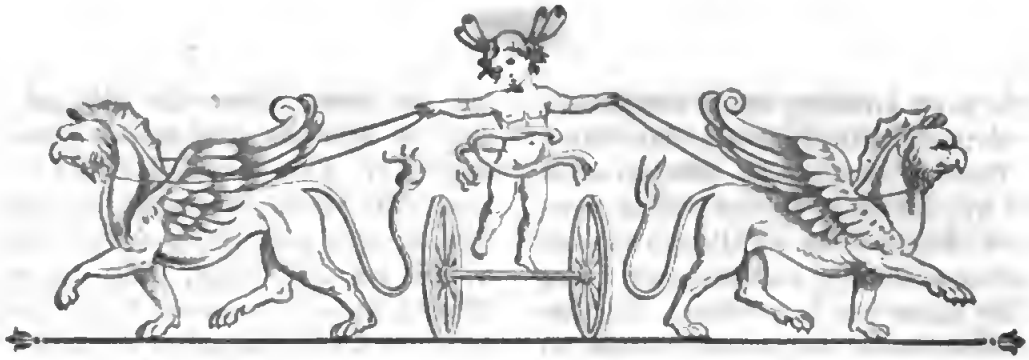
Der Wessenberg'sche Nekrolog des zu Hamburg verstorbenen holländischen Gesandten v. Reinhold, der mit vielem Glück in deutscher Sprache dichtete, verspricht uns die baldige Erscheinung der vollständigen Uebersetzung des Petrarcha, die der bescheidene Mann seit vierunddreißig Jahren im Pult verwahrte und mit fortgesetztem Fleiß nachbesserte. Wir dürfen uns auf das werthvolle Geschenk gewiß freuen, und sehen ihm erwartungsvoll entgegen. Wenn aber ein fast allzu großer Werth auf den Umstand gelegt zu werden scheint, daß der Verfasser damit so geheim gehalten und nie das Geringste von dieser Uebersetzung oder von seinen eigenen Gedichten in Druck gegeben habe, so müssen wir hierbei einen Irrthum rügen. Reinhold hat bedeutende Proben seiner Uebersetzung des Petrarcha und viele eigene Gedichte allerdings in Druck gegeben, nur ohne seinen Namen. Sie stehen theils in der hamburgischen Zeitschrift, „Nordische Miscellen" (1804 ff.), theils in dem Chamisso'schen Musenalmanach für 1806, wo seine Beiträge mit X. bezeichnet sind. —

[Wer schreibt: Horaz und sein Zeitalter?]

Auffallend ist die Gelehrsamkeitskrämerei englischer Literaten. Bulwer regalirt die Leserinnen seiner Romane vor jedem Capitel mit langen Mottos aus Pindar, Horaz u. s. w. in der Urspeache. Wir Deutschen lesen ja Sanskrit, Persisch und Chinesisch vom Blatt weg; wo aber dürfte sich bei uns eine Vierteljahrsschrift erlauben, wie das londoner Quarterly-Review (October 1838), einen antediluvianisch langen Aetikel über das Leben und die Schriften des Horaz zu bringen? Dabei ist der Reviewer darüber erstaunt, daß in Deutschland, wo es die besten griechischen und lateinischen Grammatiken und Wörterbücher gibt, Niemand ein: „Horaz und sein Zeitalter" schreiben will. — Will der Reviewer für Käufer sorgen? Die Deutschen schämen sich nicht, ihren Lesebedarf aus den schmuzigen Leihanstalten zu beziehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 58. — den 22. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

(Fortsetzung.)

Den 22. April.

Nun schlagen auch die alten Linden aus und gewähren Mittags schon recht angenehmen Schatten. Aller Orten beicht es weiß heevoe, zwischen Aesten und Zweigen, auf Baum und Strauch. Die Pfirsichen sind wie mit einem rothen Tuche übeehangen. Ein wunderschönes Roth, diese Pfiesichblüthe; mit Entzücken weilt das Auge daeauf. Einen herrlichen Anblick gewähren auch die Kirschalleen, die mein verstorbener Vater anlegen und veredeln ließ. Besonders wandle ich da gern des Abends, wenn die Landschaft von der scheidenden Sonne mit Purpur übeegossen, ein Stündchen auf und ab. Das ist ein Summen der Maikäfer, der Müller und der Mohren in den Blüthen!

Auf den benachbarten Gütern scheint es noch sehr still heezugehen. Die Jalousieen der reizenden Sommerwohnungen sind noch fest verschlossen. Die gnädigen Herrschaften können sich von ihren Bällen und Assembleen noch nicht losreißen und versäumen ein herrliches Stück Frühling darüber. Mir recht lieb. Es ist weit angenehmer, wenn mie auf meinen ländlichen Spazlergängen nur einfache Landleute mit ihrem treuherzigen Geuße begegnen. Schon sind es vier Wochen, daß mir weder ein Damenhut, noch Schleier, noch Shawl, noch Modefrack zu Gesicht gekommen, und habe mich sehr wohl dabei befunden.

Den 23. April.

Ein Speichwort sagt, wenn man den Teufel an die Wand malt, steht er schon hinter der Thür. Absit comparatio; aber gestern freut' ich mich, so lange keinen englischen Feack gesehen zu haben, und hatte es kaum im Tagebuche niedergeschrieben, als mich ein Heer en Feack zu sprechen wünschte. Es war Herr von Rissen, welchee kam, um sich für die Kohlkeime zu bedanken. Joseph hat Recht, es ist etwas Räthselhaftes, fast Unheimliches an diesem Mann. Eine tiefe, finstere Melancholie bat sich über sein ganzes Wesen verbreitet. Weder meln freundliches Gärtchen, noch die blühende Natur rings umher konnten ihm ein Lächeln abgewinnen. Er war fehr wortkaeg und empfahl sich bald wieder. Beim Abschiede ließ ee eln paar Worte fallen, daß es ihm angenehm fein werde, mich auf seinem Gute zu begeißen; aber die Aet und Weise, wie er diese Einladung vorbrachte, verrieth deutlich, daß ihm mein Besuch keineswegs wünschenswerth sei. Sein Wunsch soll erfüllt weeden.

Den 1. Mai.

Joseph thut, seit ich ihm wegen der Kohlgeschichte den Text gelesen, Alles, was ee mir an den Augen absehen kann. Er hatte veenommen, daß ich leidenschaftlich Musik liebe; darum war er erst gestern in eigener Person nach dem andeethalb Stunden entfernten Städtchen geeilt, wo sich eine wandeende Beeg-Musikbande auf-

Digitized by Google

hält, hatte dieselbe hieher beschieden, wo sie heut Morgen unter meinen Fenstern in heiliger Frühe den ersten Maientag mit einem Choral begrüßte. Ich dachte in allem Ernste, ich wäre selig gestorben, als diese sanften frommen Töne meinen Morgentraum durchklangen und sich mit ihm verschwisterten. Allmälig ward ich munter, sprang aus dem Bett und schaute aus dem Fenster. Da standen unten im Blumengärtchen die dunkeln Gestalten der Musiker. Noch schlief das Morgenroth hinter den Bergen. Es war kaum vier Uhr. Ich ahnte jetzt, daß Joseph leise mir Freude gemacht habe, eilte ins warme Bett zurück und lauschte nun in stiller Wonne dem mit seltener Reinheit vorgetragenen Musikstücke. Nach dem Choräle spielten sie das schöne Duett aus Jessonda: „Laß uns dahin, dahin ziehen." Hierauf aus der Euryanthe: „Im Mai, im Mai ꝛc." Wahrhaftig, Joseph konnte mir zum ersten Mai keine schönere Freude bereiten. Was ist Musik im glänzenden Opernhause, im kerzenflammenden Concertsaale gegen diese wenigen Clarinetten und Hörner im freien Gottessaale am ersten Maimorgen! Wie himmlisch klangen die Nachtigallträume Bellini's in den immer röther werdenden Morgen! Den ganzen Tag lebte ich in den süßen Melodien.

Den 2. Mai.

War ich gestern durch einen sanften Choral geweckt worden, ertönte heute in aller Frühe Kanonendonner. Ich fuhr erschrocken empor und schaute durchs Fenster. Da stand Joseph in höchst eigener Person als Artillerist im Hofe und brannte Böller ab. Was soll das bedeuten? fragte ich. — Es ist heut der Jahrestag der lützner Schlacht, war die Antwort des alten Kriegers, und ich feiere alle Siege des Kaisers.

Den 4. Mai.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das tiefste fernste Thal,
Nun arme Seele vergiß der Qual —
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Den 5. Mai.

Sonderbar, als ich vorgestern diese Verse Uhland's in das Tagebuch schrieb, wie hätte ich ahnen können, daß ihre letzten Worte für mich auf so wunderbare Weise in Erfüllung gehen würden. Und gleichwohl, ja ich fühl' es, nun muß sich Alles — Alles wenden! Der schönste Maimorgen war gestern aufgeblüht. Ich eilte schon zeitig hinaus in den Frühling. Ueberall, so weit der Blick reichte, nichts als weiße und rothe Blüthen, goldenes Grün und blauer Himmel. Ich eilte nach dem Kulmberge, unfern von meiner Wohnung gelegen, von wo man eine erquickende Aussicht über die ganze Gegend hat. Laut jubelte ich die Worte Wilhelm Müller's in die schöne Welt hinein:

Und so streut er seine Lettern,
Weiß und grün und roth und blau,
Ueberall mit vollen Händen
Ueber Berg und Thal und Au.
Brüder les't die lieben Schriften,
Volles Jugend, voller Lust,
Brüder les't und stürzt euch selig
An des Lehrers warme Brust.

Heute sollte mich kein Gott abhalten, einen Ausflug nach dem höhern Gebirge zu machen. Ich hatte bereits Marthen annoncirt, daß sie mit dem Mittagsbrote nicht zu warten brauche; ich würde erst mit dem Abende zurückkehren.

Nach einstündiger Wanderung befand ich mich schon ziemlich hoch in den Bergen. Hier rauschten in den Gründen die Urquellen, unmittelbar aus dem Busen der Erde kommend; darüber breiteten Fichten und Tannen ihr grünes Waidach. Einsam ragten die Felsen in grotesken Gestalten in die stille Luft; Moos und Farrenkräuter mit den palmenähnlichen Blättern wuchs hier und da aus den feuchten Fugen üppig hervor; aber das Reich der Blumen war erloschen. Keines der holden zarten Kinder Floras wagte in der rauhern Bergluft die goldnen Augen aufzuschlagen; nur rothe Pechnelken blühten einsam an den Felsen.

Aber je weiter ich vordrang, desto wilder, desto einsamer ward die Gegend, desto lauter rauschten die Gewässer in den Tiefen. In vielen der Schluchten lag noch Schnee und Eis. Rings, so weit die Blicke reichten, nichts als Felsen und zwerghaftes Kiefergehölz; niegends eine Hütte, eine menschliche Wohnung, nirgends ein lebendes Wesen; nur daß von Zeit zu Zeit ein Raubvogel mit seinen langen Flügeln über die todtstille, versteinerte Gegend still dahin schwebte.

Welch ein Contrast! Wenig Stündchen da unten blühten die Blumen, die Pfirsichen und Apeikosen, summten die Bienen, schwirrten die Schwalben in seidener

Digitized by Google

Luft — hier Alles todt, erſtarrt und verſteinert, kein Athemzug einer blühenden Natur, nur rauhe Gebiegsluft ſteich ſchaef über die Felſen.

Ich zog eine kleine Gebirgscharte hervor, um mich zu orientieen. Das Ziel meiner Wandeeung war eigentlich ein Hammerweek, das im höchſten Gebirge lag. Nach meiner Beeechnung war ich noch zwei Stunden davon entfernt; aber wie den Weg finden duech die Felſeneinöde? Zudem zeigte meine Uhr, daß die Mittagsſtunde nicht fern ſei, und ich beſchloß, für diesmal das Hammerwerk aufzugeben und wieder in den Frühlingsſaal hinabzuſteigen.

Nur ungefähr hundeet Schritt deang ich auf dem immer unzugänglicher weedenden Felſenpfade noch vorwärts; dann machte ich Halt und überſchaute nochmals das wilde Panorama. Ein Geier ſtieg in einigee Entfernung von ſeinem Felſenneſte auf und floh keeiſchend über mir dahin. Ich folgte ſeinem Fluge, als plötzlich meine Aufmeekſamkeit duech eine wunderbare, faſt geſpenſtiſche Eeſcheinung auf das Aeußerſte in Anſpruch genommen ward.

Unfern an einer der Felſenwände in bedeutenderlebensgefäheliher Höhe kaueete eine geaue menſchliche Geſtalt. Ich glaubte im Anfange nicht recht geſehen zu haben, rieb mie die Angen, aber es war nicht andees.

Die Mähechen von Rübezahl, Gnomen und Berggeiſtern traten unwillküelich vor die aufgeeegten Sinne. Ich wußte nicht, ſollte ich vorwäets oder eückwäets. Unverwandt waren meine Blicke nach der ſonderbaren Erſcheinung gerichtet.

Nach einiger Zeit erhob ſich die Geſtalt, klomm mit grauſender Verwegenheit an dee abſchüſſigen Felſenwand eine Strecke dahin, wo ſie von neuem niedeekaueete und an dem Geſtein hin und wieder taſtend nach Etwas zu ſuchen ſchien.

Nach einiger Zeit erhob ſie ſich wieder; aber das Blut erſtarrte in meinen Adern, jetzt kletterte der Geaurock die faſt perpendieulaiee Felſenwand mit der Geſchicklichkeit eines Gemſenjägees in ſchräger Linie empoe und erreichte glücklich die Felſenkuppe. Dort angekommen, zog er eine Art Beutel hervoe, dee an ſeiner Seite hing, und den er mit einem Gegenſtande anfüllte, weichen er aus der Buſentaſche hervoezog.

Das muß ein höchſt oeigineller Kauz ſein, ſprach ich zu mir, deſſen Bekanntſchaft mich ſichee nicht geeeuen wird. Ich rief ſofoet nach dem Felſen hinauf.

„Heda, gut Feeund, wo finde ich den Weg nach Wildenthal? Ich bin iere gegangen in dieſem Felſenlabyrinthe.“

Wildenthal war nämlich das letzte Gebirgsdorf, von wo man nach kuezer Wanderung in den Frühling hinabſteigen konnte.

Dee Geaurock, ſobald er meinen Ruf vernommen, verſchwand vom Felſen, und ich füechtete ſchon, ihn für immer verſcheucht zu haben, als er nach einiger Zeit, wie er leibte und lebte aus einer Felſenſpalte hervortrat.

Jetzt endlich waed mie Gelegenheit, das räthſelhafte Weſen in dee Nähe und mit Muße betrachten zu können. Es war ein Mann in den mittleeen Jaheen, wohlgebaut, mit ſchwaezem Haar und Augen, und maekirter italiſcher Geſichtsbildung. Duech den Beuſtſchlitz der geauen Blouſe ſchaute feines Tuch heevor, und es litt keinen Zweifel, daß ich einem Naturforſchee, der dies Gebirge wiſſenſchaftlich bereiſte, voe mir hatte.

Ich bat daher um Entſchuldigung, ihn vielleicht geſtört zu haben; er erwiederte abee aetig und in etwas feemdländiſchem Dialeete, daß dem nicht ſo ſei; ſein Geſchäft, welches im Aufſuchen einer äußerſt ſeltenen und heilſamen Aet von Animoſen beſtehe, ſei zu Ende, und auch er ſehne ſich aus dieſee rauhen Gegend in ein freundlicheres Klima zurück.

Ein Wort gab das andere; ſo erfuhr ich denn, daß der Feemdling Mediciner ſei, aus Mailand ſtamme und auf einige Zeit das Amt eines Hausaeztes in der Riſſen'ſchen Familie bekleide.

Wir wanderten gemeinſchaftlich die Felſen entlang; ich war ſehe begierig, etwas Näheees über dieſe in ſolcher Zueückgezogenheit lebenden Leute zu eefaheen, aber der Italiener war, was dieſen Punet anbelangte, ſehr einſylbig, und ich bekam nur ſo viel heeaus, daß es ſich um eine eben ſo räthſelhafte als gefäheliche Krankheit der reizenden Tochtee Riſſen's handele, zu deren Behandlung er geeufen ſei. (D. F. f.)

Coireſpondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Der Kaiſerſaal. Die Judengaſſe.]

„Der erſte deutſche Kaiſee
Gab Namen dieſee Stadt,
Die auch den letzten Kaiſer
In ihr gekrönet hat.“

Ein großer Theil vom hiſtoriſchen Ruhme der Stadt Frankfurt iſt in dieſem Verſe von Auguſt Kopiſch ausgeſprochen, und ſo wie er beim letzten Sängerfeſt von mehreen hundert Stimmen feierlich verkündet wurde, ſo beſtreeben ſich auch die Büegee, ihn nicht untergehen zu laſſen.

Digitized by Google

In neuester Zeit hat man sich vereinigt, das bedeutendste Denkmal jenes Glanzes, den alten Kaisersaal, auf die würdigste Art zum Nationaldenkmal herzustellen. Derselbe enthält bekanntlich eine Anzahl von Nischen, worin sich die Bilder der deutschen Kaiser befinden, und ein ominöser Zufall wollte, daß bei der Krönung des zweiten Franz nur noch eine Nische leer war. Seitdem hat der Saal seine Bestimmung verloren, und der weite Raum wird jetzt höchstens der Schaulust eines Fremden, und jährlich zwei Mal dem Publicum eröffnet, um der hier Statt findenden Prüfung der Gymnasiasten beizuwohnen. Die Bilder der alten Kaiser jedoch sind vergilbt, und kaum von einander zu unterscheiden. Nun sollen diese mit Beihülfe edler Künstler und guter Bürger wieder aufgefrischt werden, besonders thätig hat sich die düsseldorfer Malerschule gezeigt, welche sieben Portraits unentgeltlich zu liefern anbot. Reiche Einwohner übernehmen einzelne Nischen und der Senat wird einen Zuschuß bewilligen, um dieses Monument deutscher Geschichte zu Stande zu bringen. Auch soll, wie man sagt, die hölzerne Decke des Gewölbes abgenommen werden und eine von ediem Metall zum Vorschein kommen, und so in allem Glanz ein oberirdisches Herkulanum für die Folgezeit bestehen.

Sonst zeichnet sich Frankfurt nicht durch Reichthum an Denkmälern aus; was wir der Stadt auch durchaus nicht zum Nachtheil auslegen wollen. Das Goethe-Monument wird in geheimen Cirkeln besprochen; Thorwaldsen soll damit beauftragt sein, und wird in diesem Jahr erwartet. Und wie in den Städten Griechenlands neben den olympischen Göttern auch für die Heroen von Stadt und Gemeinde Tempelchen geweiht wurden, so ehrt man auch wohl hier und da ausgezeichnete Bürgertugend durch eine Büste oder dergleichen; doch gehört solches dem Localinteresse an. Wenn in der Folgezeit ein Reisender von den Herrn von Guiolett und von Bethmann berichten will, soll es ihm nicht verargt sein.

Diesen Bestrebungen entgegengesetzt ist die Vernichtung eines lebenden Denkmals der Vorzeit, der alten Judengasse. Die Stätte, wohin so manche Engländerin in eleganter Carrosse sich bringen ließ, um das sogenannte steinerne Haus oder die Wohnung der Rothschild'schen Ahnfrau zu sehen, wo Jünglinge nach Börne's Stammgebäude suchten und Jungfrauen des Ritters Dagobert und des rothen Zodick gedachten, — diese Stätte wird bald nicht mehr zu erkennen sein. Schon kann man durch die Lücken nicht blos das Sonnenlicht sehen, das wie der Dämmer einer neuen Zeit durchzubrechen scheint, sondern auch den altkatholischen Pfarrthurm. Hierbei möge noch eine Curiosität erwähnt werden. Zur Zeit, wo die deutschen Ghetto's erbaut wurden, durfte in ihnen nur eine Rinne in der Mitte der Straße angelegt werden, während sonst in christlichen Straßen überall zwei an den Seiten sich befinden. Die jüdische Gemeinde in der benachbarten Stadt Mainz ist förmlich darum eingekommen, zwei Rinnen anlegen zu dürfen.

Vieles könnte geschehen, wenn eine Stadt von solchen Kräften, wie Frankfurt, diese dahin vereinigen wollte, in der Gegenwart und im strömenden Leben zu wirken, und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir dieser Stadt das Vermögen zutrauen, einen Rang unter den ersten deutschen Städten einnehmen zu können.

„In dir lebt sich's behaglich und froh, glückseliges Frankfurt,
Deine Bürger sind frei, deine Bewirthung ist gut!"

(Der Beschluß folgt.)

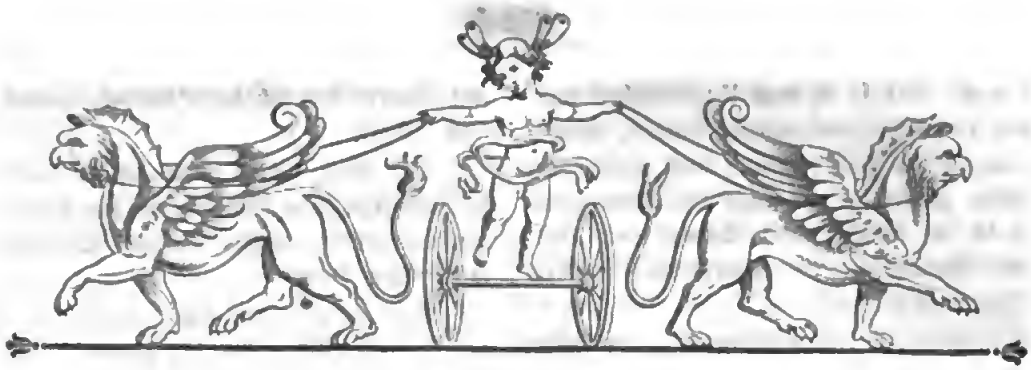
Notiz.

[Akademie der Wissenschaften in Wien.]

Ein englisches Blatt für Wissenschaft und Kunst stellt folgende Betrachtungen über den Mangel an einer Akademie der Wissenschaften in Wien an: „Merkwürdig ist es, daß Wien die einzige große Stadt Europas ist, wo es keine solche Akademie, oder überhaupt eine Gesellschaft zur besondern Pflege der Wissenschaften unter dem Schutz der Regierung gibt. — Nach d'Alembert unterstützen die Fürsten Kunst und Wissenschaft, um den Geist ihrer Unterthanen von der Wahrung ihrer politischen Rechte abzuziehen, und man sollte glauben, daß die Beispiele, welche Peter der Große und Friedrich der Große gegeben haben, auch dem österreichischen Staatsmann Muth und Zutrauen zu einem solchen Schritte einflößen könnten. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg wurde von ihren kaiserlichen Gönnern so reichlich bedacht, daß ihre jetzige stetige Einnahme zehnmal so groß ist, als sie bei ihrer Gründung war. Der berühmte Leibnitz, der zu ihrer Organisirung seine hülfreiche Hand reichte, bemühte sich auch, ein ähnliches Institut in Wien zu Stande zu bringen. Unter Maria Theresia war man (1773) auch dazu schon fest entschlossen, als die Petitionen einiger Almanachhändler, welche Schaden befürchteten, das Entstehen der philosophischen Fabrik hintertrieben. Nun ließ man sich nichts mehr von einer Akademie träumen, bis 1837 zwölf gelehrte Männer durch den Erzherzog Ludwig ein Gesuch um die Errichtung einer wiener Akademie der Wissenschaften einreichten. Diese zwölf Apostel der Aufklärung waren: Jacquin, Littrow, Pruhte (?), Baumgartner, Elsingshausen (soll heißen: Ettingshausen, Professor der Physik) und Schreiber, als die Repräsentanten mathematischer und physikalischer Wissenschaft; Kopitar, Wolf, Buchholz, Chovel (?) und Hammer-Purgstall für Philosophie und Geschichte. Wir vermuthen, daß von der Petition keine Notiz genommen wurde. Dürfen wir aber Mrs. Trollope fragen, warum sie in ihrem Buch über Oesterreich diese merkwürdige literarische Anekdote, mit der sie gewiß wohl bekannt war, übergangen hat?" — Neueren Nachrichten zu Folge, hat man die Idee, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu gründen, noch nicht aufgegeben. Eine andere Frage ist es, welche Farbe eine solche Akademie tragen, und von welchem Einfluß sie auf Oesterreich und vielleicht auf Deutschland sein würde. Philosophie und Geschichte dürften wohl als keine eigentlichen oder unnütze und unruhige Wissenschaften ausgeschlossen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 59. — den 23. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

(Fortsetzung.)

Der Doctor wußte dem Gespräche immer wieder eine wissenschaftliche Richtung zu geben, und ich entsinne mich, nie auf so interessante Art im Gebiete der Naturwissenschaft unterhalten worden zu sein. Der Italiener hatte der großen Schöpfung tief in das innerste Gemach geschaut und wußte die dem Laien oft wunderbaren Räthsel überraschend zu lösen. Ich hatte ob der anziehenden Vorträge Rissen sammt seiner Tochter vergessen.

So erreichten wir nach anderthalbstündiger Wanderung einen Pachthof, das „rothe Vorwerk" genannt, welcher am Fuße des Gebirges gelegen, einem meiner Freunde, dem Oekonomen Morgenstern, einem biedern, immer frohgelaunten Manne angehörte. Morgenstern war außer sich vor Freude ob des so unverhofften Besuchs. Er führte uns sogleich in sein stattliches Gastzimmer, aus dessen Fenstern man eine herrliche Aussicht über das frühlingsvolle Land zu unsern Füßen genoß. Bald perlte der duftende Johannisberger in den funkelnden Römern; sie klangen an einander. Ich trank mit dem Italiener auf die Bekanntschaft im hohen Gebirge, die Herzen wurden wärmer, die Zunge gelöster.

Der Doctor schaute eine Zeit nachdenkend in sein Glas; über das ausdrucksvolle Gesicht verbreitete sich ein Schatten von Wehmuth. Endlich, als wir allein waren, sprach er:

„Ich habe Ihnen vorhin in Betreff der Familie Rissen mehrere ausweichende Antworten gegeben. Die strenge Zurückgezogenheit dieser Leute scheint Ihr Interesse erregt zu haben. Wohlan, Sie sollen das beklagenswerthe Geschick dieser trefflichen Menschen erfahren, obschon Herr von Rissen nicht wünscht, daß es bekannt werde; Sie werden zu schweigen wissen und den Unglücklichen ihr inniges Mitleid nicht versagen."

Ich rückte auf das Höchste gespannt mit meinem Stuhle näher an den Tisch. Der Italiener fuhr fort:

„Auf der genannten Familie ruht seit langen Jahren ein furchtbares Erbübel, eine Krankheit, welche bis jetzt allen Bemühungen der erfahrensten Aerzte Trotz geboten hat. Die Rissen's sind nämlich in der Regel mit zahlreichen Töchtern gesegnet, nie gab es engelhaftere Mädchen, aber der Himmel scheint sie den unglücklichen Eltern nur für einen kurzen Morgentraum geliehen zu haben, denn sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht und der Frühling auf den Wegen seinen schönsten Schmuck, seine Rosen entfaltet, führt nach schmerzloser Krankheit von wenigen Stunden der Tod die irdischen Engel in ihre wahre Heimath zurück."

Ich hatte schon manchmal von solchen Erbkrankheiten erzählen hören, aber sie immer mehr für Dichtung denn für Wahrheit gehalten; darum lauschte ich mit zurückgehaltenem Athem der wunderbaren Historie.

Der Doctor sprach weiter:

„Bereits hat Herr von Rissen, welchen Sie kennen, drei seiner blühenden Töchter begraben; die Gattin folgte

Digitized by Google

vor Gram bald nach; und so ist dem Unglücklichen nur noch ein Mädchen verblieben, die reizende Valerie, welche vor kurzem ihr achtzehntes Jahr erreicht, und welcher in nächster Rosenblüthe gleichfalls das Loos der Schwestern bevorsteht. Sie ist die schönste ihrer Schwestern. Sie werden daher die Melancholie des Vaters wohl erklärlich und zu entschuldigen finden."

„Allerdings," sprach ich tief erschüttert; „aber sollte denn die Kunst wirklich kein Mittel ausfindig machen, dem furchtbaren Geschick entgegen zu arbeiten?"

„Es ist Alles geschehen," versetzte der Arzt, „und immer vergebens. Der Herr von Rissen hatte zufällig erfahren, daß mir einige Curen bei ähnlichen Krankheiten gelungen. Er ließ mich mit großen Kosten aus Italien kommen, bat mich mit thränenden Augen, ihm sein letztes Kind, seine Valerie, zu retten; aber das Uebel, wie die zahlreichen Beispiele lehren, scheint seine Wurzeln zu tief geschlagen zu haben, als daß es von einem sterblichen Auge und Geiste zu erkennen wäre; und so dürfte auch mir es nicht gelingen, den letzten Engel dem Himmel vorzuenthalten."

Ich vermochte kein Wort zu sprechen, der Doctor fuhr fort: „Zwar habe ich die reine Landluft verordnet, und gibt es ein Mittel, dessen wunderthätige Heilkraft mir schon oft in ähnlichen Fällen wesentliche Dienste geleistet, so sind es jene Mimosen, welche die Natur im rauhen Gebirge an schroffer Felsenwand in sparsamer Laune hervorbringt, und wonach ich bereits seit mehreren Tagen in den Bergen umherwandere; doch zweifle ich auch an diesem Mittel."

„Entsetzlich!" rief ich nach einer Pause, „und weiß Valerie von ihrem nahen Tode?"

„O, bewahre," erwiederte der Arzt, „es wäre ja grausam, dem Mädchen den so kurzen Frühling zu vergiften. Valerie hat ihre Schwestern nie gekannt; um sie vor dem Uebel möglichst zu bewahren, ward sie bereits als zartes Kind aus dem elterlichen Hause entfernt und, unbekannt mit ihrem und der Ihrigen Geschick, unter sorgsamster Pflege auferzogen."

Ich schaute wie träumend durch das Fenster, ein seltsames Weh hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Da trat Morgenstern mit neuen Weinflaschen ins Zimmer.

„Jetzt etwas ganz Feines," sprach er geschäftig, die Flaschen entkorkend, wir aber konnten diesmal nicht Bescheid thun, die Zeit mahnte zum Aufbruch. Nur unter den feierlichsten Betheurungen, die nächsten Tage auf längere Zeit wiederzukommen, entließ uns der gastliche Wirth.

Der Weg führte in langen Krümmungen allmälig bergabwärts. Die Waldregion lag hinter uns. Die Vegetation wurde üppiger, einsame Schlüsselblumen blühten wieder am Wege.

Wie zu erwarten stand, war das traurige Geschick der Familie Rissen fast der alleinige Gegenstand unseres Gespräches. Der Italiener erzählte noch mehrere Beispiele ähnlicher Erbkrankheiten aus seinem Vaterlande. Er theilte so interessante Aufschlüsse darüber mit, daß mir die Zeit auf das Schnellste entfloh, und wir uns, ehe ich mir's versah, mitten im Frühlinge befanden.

Ich schaute rückwärts, da waren die Berge, die wir verlassen, weit in blaue, nebelhafte Ferne zurückgewichen. Wir traten in einen schönen Buchenwald, zur Rechten und Linken schmetterten die Finken und Grasmücken, Eichhörnchen sprangen über den Weg, und hier und da ward Freund Lampe aus seiner Ruhe gestört. Allmälig wurden die durch den Wald gehauenen Gänge regelmäßiger, es bildeten sich Alleen, und plötzlich befanden wir uns in einem herrlichen und in sauberster Ordnung gehaltenen Parke.

„Wo sind wir nun?" fragte ich und schaute verwundert um mich.

„Im Parke von Lindenthal," antwortete mein Begleiter.

„Lindenthal!" rief ich, und meine Brust krampfte unwillkürlich zusammen.

Wir schritten still die sauber gekehrten, mit röthlichem Sande bestreuten und mit frischgrünem Buschwerk bewachsenen Gänge dahin. Hier und da fiel der Blick durch die Baumwände und Hecken auf blumenhafte Wiesen. Springbrunnen rauschten, schattige Ruhebänke, mit idyllischen Inschriften luden wiederholt zum Platznehmen ein. Bald blickte das stille Silber eines Teiches durch die Blätter. Traumhaft zogen zwei Schwäne die blaue Fluth entlang. Wir traten an das Ufer. Welche Ruhe athmete über der Wasserfläche, kein Lüftchen rührte sich. Marmorisch spiegelte sich das Ufergesträuch in den kleinen stillen Wellen. Blaue Glockenblumen nickten über den Rand, und hier und da gaukelte ein goldner Papilio über der Fluth.

Wir standen eine Zeit lang im Anstaunen des Felsenbildes versunken, als plötzlich ein Rehlein mit seinen klugen Augen und gespitzten Ohren aus dem benachbarten Gesträuch guckte.

Digitized by Google

Der Italiener, welcher das Thierchen erkannte, faßte schnell meine Hand.

„Pst!" flüsterte er, „sie muß in der Nähe sein."

Ich bebte. Leise zogen wir uns vom Ufer zurück. Der Doctor schaute vorsichtig nach allen Seiten. Dann führte er mich über den grünen Rasenteppich längs dem hochaufgeschossenen Strauchwerk einige Schritte seitwärts, von wo man auch den übrigen Theil des Ufers überschauen konnte. — Himmel, welch ein selig Bild nie geträumter Schönheit bot sich meinen Blicken dar! Auf einer kleinen Bretterbank am Ufer saß ein Mädchen in rosenfarbnem Kleide, holdselig lächelnd und mit der kleinen Hand ununterbrochen Brosamen in das Wasser werfend, die von den muntern Fischen sogleich weggeschnappt wurden. Ein zahmes, weißes Täubchen wiegte sich auf ihrer Schulter.

„Um Gotteswillen," fragte ich leise, und die Frage erstarb auf meinen Lippen, „doch nicht —"

„Es ist Valerie," flüsterte der Arzt, „wir wollen sie nicht stören."

Thränen standen in meinen Augen, ich hielt die Hände wie betend gefaltet.

„Du großer, garstiger Karpfen du," sprach jetzt das Mädchen ganz mit der Fütterung der Fischlein beschäftigt, „du mußt den armen Kleinen auch nicht Alles wegessen, da —"

Hiermit warf sie eine Handvoll Brosamen nach der entgegengesetzten Richtung von der, wo ein mächtiger Karpfen mit unverwüstlichem Appetite und großer Arroganz den kleinern Collegen fast sämmtliche Brodbrocken wegschnappte.

Das Mädchen stand jetzt auf und schüttelte den Rest der Brosamen aus dem schwarzseidnen Schürzchen in den Teich.

„Aus war der Schmaus!" rief sie und sah lächelnd noch ein Weilchen dem lustigen Treiben der Fische zu. Dann wandte sie sich zu dem Rehe, das unsere Anwesenheit bemerkte und fortwährend mit gespitzten Ohren auf und nieder trippelte.

„Aber sag' mir, mein Peter," fragte Valerie, „was läufst du so entsetzlich auf und ab?"

Plötzlich schaute sie auf und erblickte den Hausarzt. Hohe Freude verbreitete sich über das schöne Gesicht. Sie kam auf den Italiener zugesprungen und bot das Händchen zum herzlichen Willkommen.

„Doctor, bester Doctor," rief sie lachend, „schon wieder das Mittagsessen versäumt, und Katharina hatte ein Leibgericht aufgetragen. Warum laufen Sie in die Berge? Wissen Sie aber das Neueste, bester Doctor," fuhr sie plaudernd fort, „mein Namenszug, den Sie jüngst mit Kresse säeten, ist diesen Morgen aufgegangen und macht sich allerliebst."

Und dieser blühende Engel, fragte ich mich, sollte in wenigen Wochen einem unerbittlichem Tode geweiht sein? Nimmermehr, nimmermehr!

Valerie bemerkte jetzt, daß noch Jemand hinter den Zweigen verborgen sei; sie hielt plötzlich inne und blickte den Doctor fragend an.

„Treten Sie nur näher, Herr Reinhold," rief mir dieser lächelnd zu; „Fräulein Valerie fürchtet sich nicht. Ein guter Bekannter und der Herr Nachbar von Tanneberg, dessen Güte wir die herrlichen Kohlkeime verdanken," fuhr er, mich den Mädchen vorstellend, fort.

Valerie warf einen Blick nach mir, schlug die Augen nieder und sprach leise zum Doctor gewendet: „So sind wir doch nicht die Einzigen, die sich so früh aufs Land gewagt."

„Ich wollte einmal den Frühling in seiner Kindheit kennen lernen," meinte ich.

„Und ist er nicht wunderschön geworden?" fragte das Mädchen freundlich.

„Ein wahrer Garten Gottes," antwortete ich, „dem selbst die Engel nicht fehlen."

Valerie war noch so natürlich, daß sie meine Schmeichelei nicht verstand. Sie blickte wieder fragend zum Doctor.

Doch genug für heute. Marthe hat schon zwei Mal zum Vesperbrote gerufen. Morgen ein Mehreres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Literarisches. Krause und seine Schüler. Materei. Musik.]

Der Fremde vermißt Geselligkeit, doch ist sie vielleicht von der Art, daß sie sich nicht auf der Oberfläche zeigt. In Richtungen der Wissenschaft und Kunst ist ein gewisser Provinzgeist hinderlich, indem Alles, was aus der Stadt hervorgeht, für allzu bedeutend geschätzt wird, und, da in jedem Genre allerdings tüchtige Talente vorhanden sind, diese gern an die erste Stelle gesetzt werden. Die Zeitschrift „Phönix" ist nicht durch Ungunst der Umstände, sondern durch ihre hiesigen Mitarbeiter zu Grunde gegangen. — Seit Kurzem besitzt auch Frankfurt seine Mittwochsgesellschaft, die aus Gelehrten und Künstlern bestehend, für die Mitglieder Erfreuliches leistet. Die hier lebenden Schriftsteller sind ihrem literarischen Charakter nach bekannt; wir nennen Aschbach und Schwenk; außerdem Carové. Auch nenne ich Hermann

Digitized by Google

Karl von Leonhaedi, bekannt als einer der eifrigsten Anhänger des edlen Philosophen Krause. Wee Gelegenheit hatte, Schüler dieses Mannes kennen zu lernen, wird die Anhänglichkeit bewundern, mit der hier der Meister verehrt wird, und die an die Art älterer Weisheitsschulen erinnert. Dem Laien erscheint Krause's Philosophie bald als ein Streben, gewisse philanthropische Strebungen des vorigen Jahrhunderts in sich vereine fortzusetzen; bald auch als eine den St. Simonismus paralleliſirende Richtung der neuesten Zeit. Jedenfalls wäre zum Besten der Denkfreiheit zu wünschen, daß eine Schule, die bisher einzelne Proselyten, aber diese mit ganzee Seele sich eegeben gemacht hat, auf irgend einem deutschen Lehrstuhle vertreten werden möchte. Krause selbst hatte im Leben viel zu leiden; und wer wünscht, daß jede Meinung sich aussprechen könne, muß auch ohne weiteres Interesse es für gut halten, wenn die Fessel ungünstigen Vorurtheils von einer geistigen Richtung genommen wird. Als Vertreter und Anhängee derselbeꝛ nennen wir außer dem trefflichen Leonhardi noch Ahrens in Brüssel, den Aesthetiker Leutbecher, Seidenstücker u. a. Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, von unserem Gegenstande abgehend, auf einen Mann aufmerksam zu machen, der hauptsächlich die Theilnahme humaner Buchhändler verdient. In den Gefängnissen von Celle schmachtet ein zu lebenslänglicher Haft Verurtheilter, der eben erwähnte Dr. Seidenstücker, ein sehr kenntnißreicher, im Wissenschaftlichen geschmackvoller Mann, der, um für seine verlassene Familie wirken zu können, sich zu Uebersetzungen aus dem Französischen anbietet — einer Leistung, der er wie wenige gewachsen ist. Diese Worte werden für Edeldenkende genügen.

Doch wieder zu unserem Frankfurt. Die beiden schönen Künste, in deren Gebiet Frankfurt über die Grenzen des Dilettantismus hinausgeht, sind Malerei und noch mehr Musik. Von Malern ist hier vorzüglich Philipp Veit zu nennen; den Bildhauer Launitz nicht zu vergessen. Alles, was hierin geleistet wird, knüpft sich auf irgend eine Weise an das Städel'sche Institut, mit welchem eine Kunstausstellung verbunden ist. Hier war in der letzten Zeit die Hiob von Hübner zu sehen, worüber das Urtheil der Laien, zu welchen wir uns zählen, wohl dahin ausfallen wird, daß die einzelnen Figuren sehr anziehen, obwohl das Ganze nicht recht erfreuen will.

In der Musik ist eine wichtige alte Neuigkeit zu besprechen, die Oper „Zaide" von Mozart, deren vollständige Partitur sich bisher in den Händen von J. B. André befand, und die im Ganzen ein Gegenstück zur „Entführung" bilden soll. Das Libretto ist nach alten Bruchstücken von Carl Gollmick, dem Liedercomponisten und Verfasser musikalisch-theoretischer Werke, vervollständigt worden; und es war keine leichte Aufgabe, den bestehenden Text der Gesangstücke beizubehalten, und aus dem neu zu erfindenden Dialog eine Interesse erweckende Handlung zu bilden, so wie den Text der Melodramen neu zu dichten, ohne Verletzung des Charakters der Musik. Beides soll der sachverständige Künstler glücklich gelöst haben.

Der Carneval ist in Frankfuet ohne Bedeutung, während in den Rheinstädten, von Mainz bis Aachen und noch weiter hinaus, aus der Lustigkeit in diesen Tagen ein ernstes Geschäft gemacht wird. Fast allgemein gültig ist die Bemerkung, daß solche losgebundene Licenzen und erfreuliche Feste nur in katholischen Städten Statt finden; und doch sinkt auch hier das Ganze zu faden Späßen herab. Hiervon gibt es zwei Gründe, und der erste ist, daß die überlegte Convenienz-Lustigkeit durch das Absichtliche ihren Reiz verliert. Wesentlicher aber ist, daß Festlichkeiten des Ernstes und des Scherzes ein erregendes Element haben, und das ist die Freiheit. Die Griechen tanzten um Trophäen, die dem Dranger entrissen waren, und Philemon verstummte, als der Macedonier heranzog. C.

Notizen.

[Maregraff's Täubchen von Amsterdam.]

Unter obigem Titel brachte das zuletzt erschienene Heft der Willkomm'schen Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater ein tüchtiges Drama, das allen Anforderungen der heutigen Bühne in soweit genügte, als diese mit der dramatischen Poesie sich überhaupt vereinigen lassen. Dem Autor wurden Hoffnungen gemacht, sein Product auf verschiedenen Bühnen zu sehen, bis jetzt ist indeß noch nichts erfolgt. Nun erhalten wir so eben aus einer Provinzialstadt — aus Zittau — die Nachricht, daß eine herumziehende Truppe, deren Director Tietz heißt, in Begriff steht, das Marggraff'sche Trauerspiel einzustudiren und demnächst auf dem dortigen Theater zur Darstellung zu bringen. Dies wäre mindestens ein Beweis für die Aufführbarkeit des Stücks. Möchten sich nur größere, mit reicheren Mitteln ausgestattete Theater dadurch zur Nachahmung bewogen fühlen!

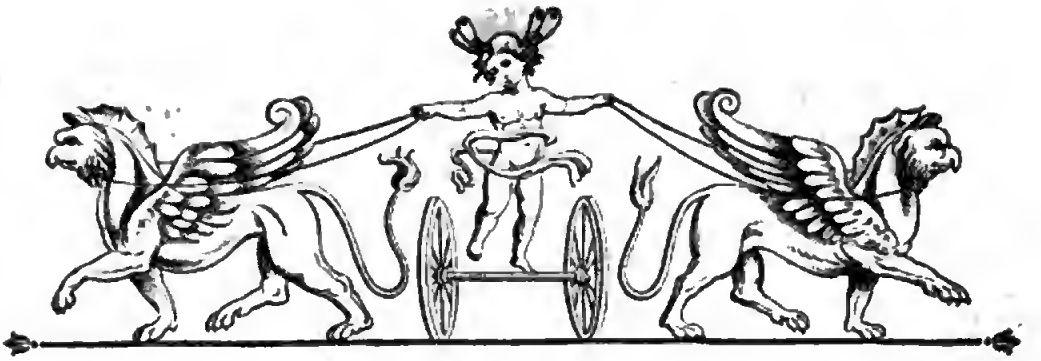
[Landschaftliche Bilder von Dahl.]

Im Local des leipziger Kunstvereins sind einige landschaftliche Bilder von Dahl in Dresden ausgestellt, welche die vollkommene Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publicums verdienen. Dahl schwelgt auch hier, wie gewöhnlich, in den landschaftlichen Reizen des Nordens, daher jene Strenge der Umrisse, jene melancholisch-romantische Auffassung und Kälte des Himmels, welche sich theilweise der Färbung im Ganzen mitzutheilen scheint. Der Künstler sucht gegenwärtig seine etwas flüchtig gewordene Behandlung durch starke Effecte zu verdecken, wie etwa durch schwere hangende Wolkenmassen, gegen welche das Grün der Vegetation und die Bläue des Wassers desto auffallender abstechen. Auf diesem Wege hat der Künstler in seinem Gemälde: „Wasserfall mit einem Lachsfang bei Hochfund in Norwegen," allerdings eine frappante Wirkung hervorgebracht. Reiner und ungesuchter in der Auffassung ist die vorzüglich gelungene Mondscheinlandschaft: „Der Hafen von Laurwig," ferner „Partie von Dresden bei Mondschein von Neustadt aus;" unbedeutender ein Bild „Bauernhäuser in Sorgen in Norwegen;" eine Winterlandschaft bei Fredricksdal unweit Kopenhagen" nicht ohne Schönheiten, aber in der Färbung nicht ungesucht. A.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage der Ruhbach'schen Buchhandlung in Magdeburg.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

. Montags — 60. — den 25. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder aus dem Kerker.

1.

Dein denk' ich oft, du stille Felsenbank,
Wo ich verträumt so manche trübe Stunden,
Wo ich vergaß des Herzens Kampfe, Wunden,
Und neuen Muth zu neuem Leben trank.

Es war ein räthselhafter Geistersang,
Der sich aus Wald und Feld und Thal und Berg entbunden;
Noch ist mir nicht der leise Ton entschwunden,
Der mir wie Weisheit, Lieb' und Glaube klang.

O, tönet wieder, süße Melodieen!
O, möchtet ihr vom freien Sonnenhang
Herab in diesen kalten Kerker ziehen,

Wo alle Lebensgluth in düstre Nacht versank.
Hin ist die Hoffnung, hin das frohe Streben —
Sei du, Erinnrung, des Gesang'nen Leben!

2.

Heil'ge Mutter, gotterfüllte,
Die mir oft die Leiden stillte,
Laß an deiner Brust den Müden
Ruhe finden, Trost und Frieden.

O, du treue, auch der Armen,
Die den Kampf der Zeiten kämpfen,
Willst du liebreich dich erbarmen
Und der Herzen Stürme dämpfen.

Treibt uns nur ein heiß Verlangen
Gläubig still an dir zu hangen,
Wirst du dich nicht von uns wenden,
Wirst uns süßen Segen spenden;

Wirst der Seele Klagen hören;
Denn aus Kampf und Noth der Zeit
Retten deine hohen Lehren
Gotterfüllter Ewigkeit.

3.

Dich soll mein Lied, du schönes Thal, begrüßen!
Der Friede ruht auf dir, dem stillbegränzten,
Das rings umher die wald- und weinbekränzten
Gewalt'gen Höh'n mit treuem Schutz umschließen.

Nicht große Länder sah ich mir zu Füßen,
Nicht Städt' und Thüeme, die mir ferne glänzten.
Doch wie die Bilder wechselnd sich ergänzten
Und Welt und Leben mich beschauen ließen,

Und wie die Zukunft, die Vergangenheit
An die lebend'ge Gegenwart sich drängte
Und Glaub' an Wissenschaft, und Licht an Dunkelheit,

Und drüber lächelnd sich der weite Himmel senkte:
Ich weiß es nicht; ich ahne nur den Frieden
Der ewigen Natur: o, wär' er mir beschieden!

L.

Digitized by Google

Die Rosen und ihre Schwester.

Frühlingsnovelle von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Den 7. Mai.

Da hab' ich gestern Abend eine Stunde lang in meiner Laube gesessen und durch die violetten Trauben des Flieders nach der untergehenden Sonne geschaut. Ueber mir sang ein Vöglein sein Abendlied. Dann schaute der Abendstern in stillem Glanze vom westlichen Himmel, und die Glocken der Dorfkirche läuteten den müden Tag zur Ruhe. Ach, was sind Frühling, Blumen, Sterne gegen Dich, Du Engelsbild, das weder im Wachen noch im Traume mich mehr verläßt! Gestern machte mir Herr von Rissen seinen zweiten Besuch. Er war zutraulicher und weniger einsylbig als das erste Mal, wiewohl die Melancholie aus jedem seiner Worte sprach. Unfehlbar hat ihm der Arzt meine Mitwissenschaft seines bejammernswerthen Geschicks verrathen. Er erwähnte nichts davon; aber bat mich dringend um einen Gegenbesuch, den ich auch auf Morgen zugesagt habe. — Ich werde sie sehen. Gott, Gott, nein, Du kannst sie nicht sterben lassen!

Den 9. Mai.

Der Fliederbaum steht überhangen
In reicher violetter Pracht,
Kaum kann ein grünes Blatt gelangen
Zum Himmel durch die Blüthennacht.

Es will sich Alles nun entzünden,
Es dringt hervor aus Grab und Gruft,
Ich weiß mich kaum zurecht zu finden
Vor lauter Blumen, Klang und Duft.

Ach, schöner als alle Blumen auf den Auen blüht sie. Gestern war einer der schönsten Tage meines Lebens. Ich bin mit Rissen's, Vater und Tochter, und dem trefflichen Arzte von früh bis Abends in den blumenvollen Thälern umhergeschwärmt. Wir machten Mittag in einer malerisch zwischen hohen Bergen gelegenen Mühle. Valerie versah das Amt der guten Wirthin. Die Müllersleute konnten sich nicht satt sehen an dem schönen Mädchen. Wenn Valerie ihren rosenfarbenen Humor sprudeln läßt, muß der engherzigste Misanthrop guter Laune werden. Selbst den alten Rissen hab' ich gestern mehrmals lächeln sehen, was mir innig wohl that. Wie, und dieses Mädchen, diese wahre Sprenginsfeld, dem die Gesundheit auf der Wange blüht, dieses kräftige Naturkind, ich habe nie ein kränkliches Mädchen gesehen, sollte in ein paar Wochen im Sarge liegen? Diese engelhaften Formen, das Meisterstück der schaffenden Natur, diese rührende gottverkündende Schönheit schon zur nächsten Rosenblüthe in Staub zerfallen? Nimmermehr, der Doctor ist ein Empiriker. Er beurtheilt das Bevorstehende nach dem Dagewesenen. In der ganzen Natur gibt es Ausnahmen; warum sollte Valerie nicht eine solche Ausnahme sein?

Den 10. Mai.

Es ist seit dem Sonnabende kein Tag vergangen, wo ich nicht auf Lindenthal einen Besuch gemacht hätte. Gestern endlich hab' ich mit Herrn von Rissen ein vertrautes Gespräch gehabt über dies furchtbare Erbübel. Der alte Mann hat mir innig weh gethan; sein Schmerz brach wiederholt in Thränen aus. Ich tröstete aus aller Macht meiner Seele; aber mein Trost schien nicht ansprechen zu wollen. Ward ich durch Rissen's Mittheilungen doch selbst wieder aufs Aeußerste für Valerien besorgt; doch als dieser Engel mir gleich darauf im Garten mit ihrem Lieblingstäubchen entgegentänzelte, munter wie ein Fischlein im Wasser, und mich fortwährend zu lachen machte, vergaß ich bald alle Todesgedanken.

Den 12. Mai.

Nun ist mein Haus und mein Garten, meine blaue Stube und meine Laube geheiligt. Ueberall ist Valerie gewesen, welche mir gestern in Begleitung ihres Vaters einen Gegenbesuch machte. Ich könnte den Boden küssen, den ihr Füßchen berührt hat. In meiner blauen Stube hat sie lange an dem Fenster gestanden, das nach dem Flusse hinausgeht, und auf den elfenbeinernen Tasten meines Piano hat die kleine Goldhand das „la ci darem la mano" gespielt. Zuletzt gab es noch eine ergötzliche Scene. Als ich Rissen's in meinem Blumengärtchen umherführte, hatte Valerie, trotz meines Protestes, ihren getreuen Begleiter, der ihr Schritt vor Schritt folgt, das Reh nämlich, nicht mit in das Gärtchen gelassen, aus Besorgniß, Freund Peter möchte in der Blumenwelt „dummes Zeug", wie sie sich ausdrückte, anrichten. Peter stand nun fortwährend draußen an der Gartenthür mit gespitzten Ohren und scharrte um Einlaß. Mein Joseph, der, seit ihm meine Verehrung für Rissen's klar geworden, einen außerordentlichen Respect für Alles hegt, was zu dieser Familie gehört, glaubte sich eine Stufe in den Himmel zu bauen, wenn er Herrn

Digitized by Google

Peter's scharrend ausgesprochenem Wunsche entgegenkäme und die Gartenthür öffnete. Er nahte sich daher ehrerbietig dem zarten Thierchen und ließ es mit einem Bückling herein. Lustig kam Peter auf Valerien zu galoppirt, welche nicht wenig erschrak. Aber nun hätte man die drollige Jagd sehen sollen und die Manöuvres, womit das Mädchen den Liebling wieder zum Garten hinauspraktieirte.

Den 14. Mai.

Joseph brachte mir heut Morgen die frohe Botschaft, daß Herr Servatius und Pankratius gnädig vorübergegangen wären; es hätte zwar in den ersten Morgenstunden die Luft recht spitz über die Berge gestrichen, aber den zarten Teäubchen, die in reicher Menge hervorgesproßt sind, nicht geschadet. Nur eine trockene Blüthenzeit, und wir haben die herrlichste Weinernte zu erwarten.

Den 17. Mai.

Marthe benachrichtigte mich diesen Morgen, als sie den Frühkaffee brachte, daß mehrere Herrschaften auf den benachbarten Gütern ihren Einzug hielten, und daß es nun bald lebhafter auf dem Lande werden würde; mir wahrhaft fatal, wir verlebten zeither den schönen Frühling in so reizender Einsamkeit. — Valerie trug gestern wieder ihr himmelblaues Kleid mit dem goldenen Gürtel, welches sie wunderschön kleidet.

Den 18. Mai.

Ich sitze jetzt über einer ästhetischen Thesis, nämlich, aus der weiblichen Schönheit die Unsterblichkeit zu beweisen. Die beseligende Harmonie in dem Antlitze Valeriens hat mich auf diese Idee gebracht. Stundenlang könnt' ich, ohne müde zu werden, im stummen Entzücken diese reizenden Züge betrachten; der Geist, der sich in diesen vollendeten Formen manifestirt, ist nicht von dieser Welt; diese Schönheitslinien sind nach Regeln gezogen, von denen wir hienieden keine Ahnung habrn. Wenn sie die seidenen Wimpern aufschlägt, in welche reizende Unendlichkeit schaut man, und bei alledem kein Fünkchen Schwärmerei im Auge, nichts als ungetrübte Jugendlust und liebenswürdige Schalkhaftigkeit. Valerie ist von mittlerer Größe, die ganze Gestalt hat etwas Sylphenhaftes; in ihrem Gange liegt Musik; sie schwebt mehr, als sie geht. Nacken und Hals sind von blendender Weiße, worauf die dunkeln, glanzvollen Locken in holder Nachlässigkeit herabfallen. Ihr Kopfputz ist außerordentlich einfach, ich habe sie nie anders als mit einer Schnur weißer Perlen oder einem ponceaurothen Bande in den Haaren gesehen. Auch in der übrigen Kleidung liebt sie die Einfachheit, nirgends erblickt man Ueberladung. Himmelblau und Rosa sind ihre Lieblingsfarben; auf der Brust trägt sie an schwarzer Schnur ein Kreuz von Diamanten, ein Andenken von der verstorbenen Mutter, welches sie gleich einem Talisman verehrt und nie von sich legt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Elberfeld*).

[Charakter der Stadt. Die Armuth und ihre Folgen.]

Es ist gar so Unrecht nicht, Städte wie organische Wesen zu betrachten, und den gleichen Maßstab der Beurtheilung an ganze Coeporationen wie an einzelne Individuen zu legen. Dieselben Kennzeichen geben sich im Allgemeinen kund, und der Beurtheiler wird selten fehl gehen, wenn er nur nicht in kleinliche Spezialitäten ausschweift. Haben nicht Halle, Nürnberg, Stuttgart, Cöln und selbst Berlin und Wien einen bestimmt ausgesprochenen Charakter, fest ausgebildete und hervortretende Organe, die man nur zu fassen braucht, um die ganze geistige Commune in nuce zu erhalten! Ausnahmen bilden allerdings Welt- oder Caravanenstädte, wie London und Paris, Leipzig und Frankfurt, obwohl selbst hier eine gewisse Gleichförmigkeit in den Ansichten herrsche, die jedoch nur von Eingesessenen wahrgenommen wird. — Bei einer Fabrikstadt, wie Elberfeld, wird die Beurtheilung um so leichter, da eine Menge Organe, die sich fast im geringsten Städtchen Sachsens mit einiger Mühe auffinden lassen, hier gar nicht vorhanden sind. Das industrielle Organ absorbirt z. B. das Organ der Kunst, das pietistische Organ das ästhetisch-philosophische u. s. f. Insofern nun von Angelegenheiten der schönen Kunst in diesem Berichte eigentlich keine Rede sein kann, dürfte derselbe überhaupt nicht ganz hier passend sein; allein Elberfeld behauptet seines in Deutschland auffallend schnellen Emporblühens, seiner lebhaften Industrie und seines großartigen Speculationsgeistes wegen eine hervorragende Stelle unter den deutschen oder preußischen Städten gleichen Ranges, und eine treue neutrale Skizze seines socialen Lebens wird nicht überflüssig sein für Leser, welche nicht blos mit dem leichten Schaume von Theaterkritiken gesättigt sein wollen.

In Elberfeld wohnten vor 20 Jahren vielleicht kaum 18,000 Einwohner, und jetzt zählt Stadt und Commune nahe an 36,000. Dieser auffallende Zuwachs der Bevölkerung wurde theilweise durch die für Aufnahme der Fremden günstige preußische Municipalverfassung befördert; Haupt-

*) Aus dem Briefe eines Reisenden.

Digitized by Google

veranlassung aber mag auch der gute Klang des Namens Elberfeld für das industrielle Publicum gewesen sein. Aus Frankreich, der Schweiz, Sachsen, Berlin, Breslau ꝛc. wanderten Schaaren von Fabrikarbeitern: Drucker, Färber, Formenstecher, Cartonszeichner, Weber u. s. f. hier ein, durch ungewöhnlich hohen Arbeitslohn und das hiesige Vorurtheil: die Vorliebe für Fremdes, angelockt. In vielen Fällen mögen die Hoffnungen dieser Einwanderer in Erfüllung gegangen sein; im Allgemeinen aber sind durch den unnatürlich raschen Zufluß der Bevölkerung manche Hände überflüssig geworden, und die Armuth hat auf schreckenerregende Weise um sich gegriffen. Die Preise der äußern Lebensbedürfnisse stiegen wie immer im Verhältniß zur Vermehrung der Consumenten, und die Fabrikinhaber erniedrigten in umgekehrten Verhältniß, durch Concurrenz gezwungen, den Lohn der Arbeiter, je mehr Hände sich ihnen darboten. Ein zweiter Nachtheil traf die Fabricate, da eine Menge junger Etablissements die alten soliden Geschäfte nicht anders überflügeln zu können glaubte, als durch wohlfeilere und demgemäß schlechtere Waare. So möchte in Zukunft, wenn die unnatürliche Erweiterung des hiesigen Commerces in progressivem Verhältnisse zunimmt, der wohlerworbene Ruhm der hiesigen Fabricate in gleichem Verhältniß abnehmen, und dadurch der ganze merkantilische Bau untergraben werden. — Armuth und Reichthum stehen überall auf demselben Terrain sich feindlich gegenüber: so auch hier; aber nirgendwo im deutschen Vaterlande kann die Armuth ein scheußlicheres Ansehen haben. — Zwar erscheint sie hier selten mit nackten Füßen, aber mit zerrissenen erbettelten Schuhen — nicht mit verzweiflungsvollen Blicken, sondern mit abgestumpften, von Branntwein blutiggeränderten Augen. Das Kind des Elends, der arme Weber hat gewöhnlich eine zahlreiche Familie, für die er oft achtzehn Stunden des Tages arbeiten muß, um sie mit der schlechtesten Kost zu versorgen. Natürlich schwinden seine physischen Kräfte durch die mühevolle Arbeit, und der belebende Funke der Hoffnung stärkt seine Organe nicht. Er schwebt beständig am Rande des Abgrundes, da die geringste Stockung im Handel ihm mit Verlust der Arbeit drohe; sein Handwerk hat nur goldenen Boden für den Fabrikherrn, nicht für ihn, dessen Tagelohn nie erhöht, nur stets verringert wird. In seiner Zukunft flattert ein kahles zerrissenes Hungertuch, oder auch ein schwarzes Todtenhemd, an dem er tagtäglich selbst weben muß.

Wer wird es, in Berücksichtigung dieser Lage, unnatürlich finden, wenn die matte Hand des Elenden zuweilen nach dem Branntweinglase greift und die Weberspule fortschleudert? Oder wenn die kalten Glieder Feuer in dem Höllentranke suchen, da die Sonnenstrahlen nicht bis zur Speiunke des Parias dringen? Das Laster ist der Bundesgenosse solcher Armuth, denn wo die Hoffnung geschwunden ist, lassen sich Trotz und Verbrechen breit und feldsiggefällig nieder. Unschuld und Frohsinn mit der Armuth verbunden, trifft man nur auf dem Lande, wo die schöne Natur ihren Einfluß übt und die Menschen mit Wenigem sich zu begnügen lehrt; aber in den Städten zeugt der Mangel die Begierde, und aus der gezwungenen Resignation wird trotziger Haß oder apathische Schwermuth.

Allein nicht blos in der bleichfarbigen, hektischen Gestalt des Webers gibt sich das Elend und der häusliche Jammer kund; es tritt in mannichfachen Variationen auf, von denen ich noch einige erwähnen will.

Da gibt es Schaaren von kleinen Kindern, Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren, welche zum Dienste der Spinnereien und Druckereien unentbehrlich sind. Ein tiefes Weh erfaßt das Herz des Menschenfreundes beim Anblicke dieser unglücklichen Geschöpfe, und fast gewaltsam drängt sich ihm die Rousseau'sche Idee auf, daß die fortschreitende Cultur das Unglück des Menschengeschlechts ist. Wenn der Tag anbricht, begeben sich die Blüthen der Menschheit an ihre Zwangsarbeit, von der sie nicht früher scheiden, bis die Nacht ihren dunklen Mantel ausgebreitet. Einige von ihnen müssen nun noch von Polizei wegen des Abends die Schule besuchen, d. h. nachdem ihr zarter Körper 12 bis 15 Stunden den Druck schwerer Arbeit erduldet, soll ihr Geist sich Fähigkeiten aneignen, die ihm zu weiter nichts dienen, als zur Erkennung des eigenen gränzenlosen Elends. Die Eltern dieser Kinder sind nicht im Stande, das Loos derselben erträglicher zu machen, weil sie selbst nicht hinreichend verdienen, sich zu erhalten; die kleinen Geschöpfe also müssen, sobald ihre Händchen den Faden halten, oder ein schmuziges Druckertuch auswaschen können, zur Ernährung der Familie beitragen. Die Spinnkinder sind beständig von dem Abfalle der Baumwolle bedeckt, so daß sie wie mit Schneeflocken bekleidet aussehen; — die Kinder in den Druckereien dagegen tragen eine ganze Farbenskala auf Gesicht, Händen und Kleidern, und schon in weiter Entfernung bemerkt man sie vermittelst des Geruchsinnes. Ihr technischer Name ist: „Streichjungen." — Eine andere Abtheilung der unglücklichen Fabrikarbeiter bilden die sogenannten Fitz-, Knüpf- und Schermädchen: die Grisetten der Fabrikstädte. Weil sie gewöhnlich in den Fabriken selbst ihre Arbeiten besorgen, haben die Herren Handlungscommis die schönste Gelegenheit, zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, was auch in den meisten Fällen nicht unterbleibt. Daß übrigens eine bedeutende Anzahl dieser Mädchen sich nicht dem Laster preis gibt, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; allein die äußere Lage dieser Letztern ist deshalb nicht weniger beklagenswerth. Arbeiten und weiter nichts als arbeiten, ist der ewige Wahlspruch, und während ihr Körper hierdurch der Hinfälligkeit preisgegeben wird, und die dereinstige Frucht ihres Leibes nur ein sieches Dasein erhält, wird ihr Geist für alle höhern Genüsse abgestumpft. —

(Die Fortsetzung folgt.)

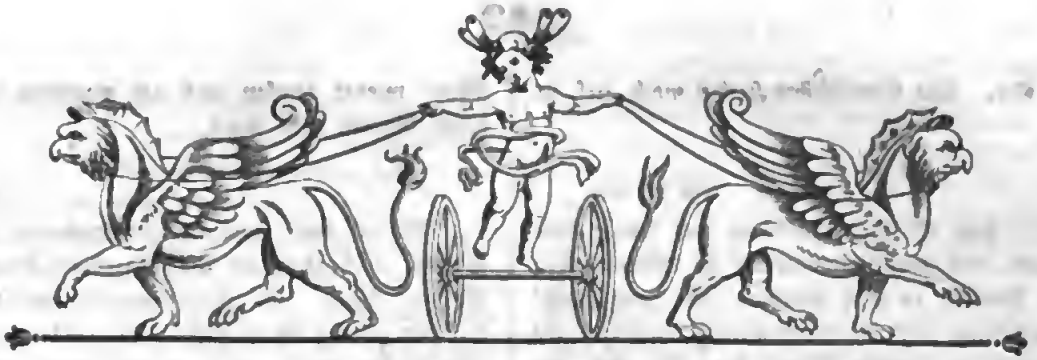
Notiz.

[Silcher's Hohenstaufenlieder.]

Von Fr. Silcher, Musikdirector in Tübingen, sind Sechs Hohenstaufenlieder, Stuttgart bei Liesching, erschienen, welche die Beachtung der Musikfreunde verdienen. Schon die eine Composition des Rückert'schen Barbarossaliedes macht die Sammlung werthvoll.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 61. — den 26. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

(Fortsetzung.)

Den 20. Mai.

Gestern mit dem Doctor eine abermalige Wanderung ins Gebirge nach Moosthee gemacht. Ich hätte bei der Kletterei fast den Hals gebrochen. Die heilbringenden Mimosen wachsen gewöhnlich an den unzugänglichsten und gefährlichsten Stellen.

Den 22. Mai.

Nun haben auch die Akazien ihre Gold- und Silberblüthen aufgeschlossen, und die Kastanien ihre zahlreichen Christbäumchen angezündet. Der Jasmin duftet, Jungfernherzchen und Schneeball stehen in voller Blüthe. Ist das ein Brand rings umher!

So steht in königlicher Schöne
Der Frühling da ein junger Held,
Und jubelnd künden seine Töne,
Daß er die Braut im Arme hält.

Und ich mit meinem kleinen Herzen,
Denkt, liege hier ins Gras gesteckt,
Umleuchtet rings von Frühlingskerzen
Und halb von Blumen zugedeckt.

Den 23. Mai.

Wie ein Donnerschlag trafen mich heute Joseph's Worte, daß dies Jahr eine wunderschöne Rosenblüthe bevorstehe; die Sträucher wären mit Knospen überschüttet. Ich eilte hinab nach dem Garten; da brannte in den obersten Knospen bereits das erste verhängnißvolle Roth. Noch nie hab' ich der Rosenblüthe mit so klopfendem Herzen entgegengesehen. Sie soll ja das Abendroth von Valeriens jungem Leben sein.

Den 24. Mai.

Ich habe mit Rissen's ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen gegen allen städtischen Besuch. Wir sind nie zu Hause, mag erscheinen wer da will. Bereits gestern befürchtete ich einen Ueberfall. Eine ganze Caravane Herren und Damen, mit wehenden Schleiern, bepackt mit Shawls und Sonnenschirmen zog unsern meiner Wohnung vorüber. Das war ein Lachen und Spectakel dieser foreirten Naturfreunde. Holder Friede, süße Einsamkeit, weile auch ferner über diesem Thale. Die Damen gingen sämmtlich nach dem neuesten Modejournale gekleidet, geschmacklos und überladen. Wenn ich da meine Valerie in ihrem einfachen himmelblauen Kleidchen bedenke.

Den 25. Mai.

Auch der Himmel hat uns lieb; selten wird er durch Wolken verfinstert; kein Sturm, kein dichter Regen stört die schönen Blüthentage, und da steht der Abendstern in solchem Glanze am westlichen Himmel, wie ich mich noch kein Jahr entsinne, ihn gesehen zu haben. Die Rosenknospen schwellen immer mehr, das Roth klimmt immer goldener hervor; es ist aber nur die Pfingstrose,

Digitized by Google

eine zrtigere Art. Die Erntifolien ſtecken noch tief in Blättergrün.

Den 26. Mai.

Ich drückr jetzt oft dir Augrn zu und hängr dem Grdanken nach, wie wohl Jemandem zu Muthe ſein müſſe, wenn Valerie zu ihm ſprächr: Ich liebr Dich! und ihr ſchönes Augr dazu bekenntnißinnig leuchtete. Es wäre unbeſtritten die höchſtr Stufr der Seligkeit, dir einem Strrblichen zu rrreichen mögiich wärr.

Den 27. Mai.

Geſtern hab' ich mich wiedrr ſtrrblich in den Engel vrrliebt. Ich machte mich bereits frühzeitig auf den Weg nach Lindenthal und verblieb den ganzen liebrn Tag daſelbſt. Man muß Valrrien in ihrer Häuslichkeit ſehen, um völlig von ihr bezaubrrt zu werden. Sie hat einr ganze Menagerie Hausvieh zu beſorgen, Hühner, Enten, Taubrn, Ziegen. Da muß man nun zuſchauen, wenn allgemeinr Fütterung iſt, ein Geſchäft, das ſich Valerie nie nehmrn läßt. Das iſt ein Spectakel. Das Heez iacht einem im Leibe. Jedes der Thierlein hat ſeinen beſondrrn Namen, weicher immer ſehr brzrichnrnd iſt, und worüber man herziich iachen muß.

Den 29. Mai.

Geſtern gab's rin prachtvollrs Gewittee. Dir Donnerſchiägr hallten majeſtätiſch in den Bergen und Wäldern wieder. Zwei Stunden lang rauſchte der Platzergrn. Endlich zeethrilten ſich die Wolken und dir Nachmittagsſonne beleuchtete dir rrfriſchte Landſchaft. Glockrn und Kelchr ſtrahitrn in reineren Farben. Ein balſamiſcher Duft ruhte über der Pflanzenwrlt. Ich brfand mich während des ganzen Gewitters bei Riſſen's. Valrrie fürchtete ſich außerordentlich. Mrhrmals zitterte ihee Hand in der mrinigen. Bei jedem der heftigen Schläge glaubte ſie den Blitz ins Haus gefahren. Als ſich das Gewitter übrr die Bergr zurückgezogrn, wuchs ihr Muth und ſie wollte gleich hinaus in den Gartrn. Der Doctoe abre rrlaubte rs nicht, weii ſir auf den naſſen Pfaden iricht die Füße erkälten könne. Ich ſtand mit ihr an einrm der offenen Fenſtrr, dir nach dem Parke hinausgehen. Uebee dem Walde ſtand ein wunderſchönrr Regrnbogrn. Sie hatte eine kindiiche Freude daeüber, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den herriichrn Farben. Nach einem Stündchen waren die Wegr wieder trockrn und ich wandelte an ihrrr Seite durch Garten und Park.

Den 30. Mai.

Als ich heute meine Sonntagsviſite auf Lindenthal machte, eeſchrak ich ob der glänzenden Dame, die vor dem Spiegei ſtand. Es war Niemand anders als Valerie, die mir zeithrr im einfachen Meeinokleide erſchienen war. Sie denken wohl, ich kann mich nicht putzen, lachtr ſir, ſich die Korallenglocken in dir kleinen Ohren befeſtigend. Dann kam ſir, heiter wie dee jungr Morgrn, auf mich zu und feagte: Wie gefall' ich Ihnen denn? Ich hätte anbetend niederkuien mögen. Valerir ſtand vor mir, geſchmückt wir einr Braut. Ein dunkelglänzendes Atlaskleid umſchloß die ſüßen Formen; in den Locken funkelten Rubinen. Ein ſpinnwebfeiuer Spitzenſhawi fiel wie weißes Gewölk zu beiden Seiten herab. Das diamantne Kreuz hing heut an einer ſchweren goldenrn Kette, und dir Armbändee waren mit Steinen von koſtbarem Werthr beſetzt. In der Haud trug ſir das Geſangbuch mit vergoldetem Schnitt. Wiſſen Sir rtwas Neues? fragte Valerie freudig, leiſe und geheimnißvoll; wir wollen auf den Nachmittag nach Markeesbach fahren, da haben feemde Muſiker ein Coneert angekündigt; ich freue mich ſehr darauf. Sir ſind doch bei dee Partie? Ich wollte rben freudig meinrn Brurtt erklären, als Herr von Riſſrn in das Zimmer trat. Valerir machte ein Knixchen und eilte nach dem zehn Minuten entfernten Gotteshauſr. Dee alte Herr war heute heiteree als gewöhnlich. Er theilte mie mit, daß, wir nahr auch dir verhängnißvolle Roſenblüthe bevorſtehe, ſich doch noch keinr Krankheitsſymptomr bei Valerien gezeigt hätten. Doch fügte rr düſter hinzu, der dem Ertrinken Nahe greift nach drm ſchwächſten Strohhalme. Ich tröſtete, der Doctor geſellte ſich zu uns und wir wandeltrn faſt den ganzrn ſchönen Sonntagvormittag zwiſchen den Blumenbeeten des Gartens und in den ſchattigen Gränzen drs Paeks auf und nieder.

Den 31. Mai.

Der letztr Mai! Sein ſtiller Abend ſinkt hernieder. Das wae ein Monat! Mag es nun werdrn wie es will; mag rs nun Unſterblichkeit geben oder nicht; ſie mögrn mich begeaben auf wie iange ſie wollen; nur dir Erinnerung ſollen ſir mir laſſen, dir Erinnerung an die verlebten Blüthentage; mehr brauch' ich nicht, mehr veriang' ich nicht. Und ſchau' ich zurück durch das Blüthrnmrer, durch Gold und Duft bis zu jrnem erſtrn Mai-

Digitized by Google

morgen, wo mich die frommen Töne des Chorals im Traume herüber trugen in ein ungeahntes schöneres Dasein, wie reich, wie unendlich reich fühl' ich mich! und wer könnte mir diesen Schatz rauben?

Die Nachtigall schlägt aus dem Buchenwalde herüber, der Abendstern sinkt tiefer, aber in dunkeln Räumen da unten schlafen die Blumen und träumen von Schmetterlingen, Bienen, Morgenröthen und Thautropfen. Wie viele der goldenen Kinder sind schon gestorben; ihr seidenes Feühlingskleidchen ist abgefallen, spurlos verweht. Was ist denn der Tod? Wär' es wirklich eine so große Kluft, ein Sprung von hier nach Jenseit? Aber in der Schöpfung gibt es keine Sprünge; überall ein harmonisches Aufstreben vom Unvollkommenen zum Vollkommneren. Sollten in der großen Schöpfungsleiter, die von der Wiege nach den Sternen reicht, wirklich einige Sprossen herausgebrochen sein, weil sie durch eine Wolkenschicht geht, die wir Grab nennen? Und wär' uns jenes Land wirklich so unbekannt? Es ist Niemand so unglücklich, daß nicht ein verwehter Ton von jenem Concerte, das dort oben aufgeführt wird, zu seinem Herzen gedrungen wäre; brechen nicht vereinsamte Strahlen einer unbekannten Sonne durch die Nachtwolken? Wir geben ihnen die schönsten Namen und nennen sie Liebe, Poesie, Freiheit, Feühling, Glaube, und in großen Stunden, wird unsre Gesicht nicht geröthet von den Flammen der Begeisterung? Das ist das Morgenroth, welches jenem großen und herrlichen Tage angehört, der uns drüben erwartet. Und der Himmel, daß wir an ihn glauben, schickt er nicht seine Engel? Und ist Valerie nicht ein solcher? Diese Tage sagte sie: der liebe Gott meint es so gut, er möchte uns selbst an das Sterben gewöhnen, darum läßt er uns alle Abende einschlafen und den Morgen fröhlich erwachen.

Den 3. Juni.

Das waren zwei wunderschöne Pfingstfeiertage. Ich bin fast gar nicht nach Hause gekommen und habe beide Tage von früh bis Abends bei Rissen's verlebt. Am ersten war der Himmel regenschwanger, wir wollten eine Partie nach der Grundmühle machen, trauten aber dem Wetter nicht. In den Nachmittagsstunden saß Valerie am offenen Fenster bei ihrem zierlichen Nähtischchen und stickte an einem Souvenir, das nach ihrer Aussage für den Geburtstag des Vaters bestimmt ist; das gute Kind kann sich aber nicht verstellen und lächelte schalkhaft, daß ich mit schauerndem Entzücken glaube, es ist ein Geschenk für mich; denn Valerie hat ein Vielliebchen an mich verloren. Ich las ihr während der Arbeit Zschokke's treffliche Novelle: „Aus dem Tagebuche eines Landpredigers" vor. Mehrmals standen dem Engel Thränen in den Augen. In des Pfarrers älteres Tochterlein hat sie sich oedentlich verliebt. So himmlisch gut wie Jenny, meinte sie, wäre sie lange nicht, aber sie wolle sich gewiß Mühe geben, es zu werden. Nach der Vorlesung half ich ihr Perlen auffädeln; ein interessantes Geschäft zum ersten Pfingstfeiertage; vor mir den duftenden Garten und neben mir Valerie, die ich von Zeit zu Zeit mit Erdbreren versorgte, welche in einem Körbchen auf dem Tische standen.

Den zweiten Feiertag war ein herrliches Wetter. Wir fuhren wieder nach Markersbach ins Concert. Es war nicht viel Besuch anwesend; uns eben recht. Ich beschaute mir mit Valerien die Räume des schloßähnlichen Wirthschaftsgebäudes. Wir kamen auf den Tanzsaal; kein Mensch war zugegen. Die Musiker im Garten spielten gerade eine allerliebste Galoppade. Geschwind, wir tanzen einmal, rief Valerie. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, und floh mit dem himmlischen Kinde ein paar Mal durch den Saal. Ich fühlte mich wie geheiligt, sie in meinen Armen gehabt zu haben.

Uebrigens hab' ich bei dem Tanzen bemerkt, daß Valerie eine ganz gesunde Brust besitzt. An eine Auszehrung ist nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Elberfeld. (Forts.)

[Lebensart der Proletarier. Die Pietisten.]

Die nächste Species der Proletaeier, die sich nach Gattungen beurtheilen lassen, sind die zahlreichen Fäbergesellen, und unter ihnen namentlich die Türkischrothfaeber. Wenn gleich diese Arbeiter hohen Wochenlohn erhalten, so ist doch ihre Arbeit so beschwerlich, daß sie den Kraften durch vielen Branntwein nachhelfen zu müssen glauben, und hierdurch ihr Einkommen auf ein Unbedeutendes zusammenschmilzt. Eine große Anzahl derselben lebt beständig in halbtrunkenem Zustande, und führt überhaupt eine so rohe Lebensweise, wie man es in einem gesitteten Staate kaum für möglich halten sollte. Gibt es doch unter diesen Matrosen zu Lande (man nennt sie spottweise: „Donneekeite;" eine furchtbare Bezeichnung!) Einige, die kein ganzes Wort aussprechen können, ohne ihm zwei Flüche zue Begleitung zu geben. — Nicht ohne Interesse sieht der Fremde diese Leute Mittags oder Abends, wenn sie nach Hause gehen, truppenweise durch die Straßen ziehen. Das Geklapper der schweren Holzschuhe, die krappeothen Hände und Gesichter und die

eigenthümlichen leinenen Kleider bilden einen fremdartigen Anblick. Ihrer Anzahl hier und in Baemen übersteigt Tausend.

Noch muß ich einer Abart des Menschengeschlechts erwähnen, die hier unter dem Namen: „Karrendinder" ihre Existenz fristet. Diese eckenstehenden Geschöpfe übertreffen Alles, was je Grandioses in Hinsicht der Völlerei und thierischen Gemeinheit geschrieben oder gedacht worden ist. Ihr Lager am Tage und in der Nacht ist der kalte Pflastersteim; da sie aber beständig ihren Leib durch Branntwein einheizen, so ist ihr Gefuhl für alle elementarischen Einflüsse abgestumpft. Es ist nicht selten, daß sie nach Ablauf einiger Jahre ihres Lazzaronisirens innerlich verbrennen und plötzlich sterben. Und doch fehlt es diesen Thiermenschen nicht an einem natürlichen Witze, der ihnen mindestens nicht angelernt ist, wie ihren berühmten Standesgenossen in Berlin. So erzählt man sich z. B. allgemein folgende Apophthegmata von ihnen: Vor dem hiesigen neuerbauten Rathhause sind am Eingange zwei bronzene Löwen und auf dem flachen Dache des großen Gebäudes mehrere Adler aufgestellt. „Inwendig sitzt das andere wilde Gethier!" sprach ein Karrendinder. — Einst bewunderte ein fremder Landmann die erwähnten Löwen an der Rathhausthür, als sich ein Sonnenbruder zu ihm gesellte, und ihm als Cicerone pathetisch erklärte: „Ja, das sind kostbare Thiere! Sie fressen nichts als preußische Cassenanweisungen und geben dafür nur Steuerzettel wieder." — Ich gestehe übrigens, daß die wahre vis comica derartiger Aussprüche durch moderne Umschreibung verloren geht. Man muß so etwas in dem rauhen Patois der hiesigen Bürger erzählen hören.

Nachdem ich nun die hervortretendsten Erscheinungen des hiesigen Elends nicht mit zu schwarzen Farben kopirt habe, muß ich die Leser ernstlich vor dem Trugschlusse warnen: daß Mangel an Wohlthätigkeitssinn von Seiten der reicheren Bürger zur Ueberhandnahme der Armuth beitrage. Dies ist durchaus unwahr, da vielleicht in keiner andern Stadt die Mildthätigkeit bereitwilligere Hände und weichere Herzen findet. Auch die städtischen Wohlthätigkeitsanstalten sind vortrefflich eingerichtet, wenn auch vielleicht großartige Associationen, denen der Staat Consistenz und Hülfe zusicherte, viel zur Dämmung der Armuth beitragen möchten. Aber das Uebel sitzt zu tief, um ganz ausgerottet werden zu können. Die Industrie ist eine despotische Lehnsherrin, deren Unterthanen in sklavischer Leibeigenschaft schmachten, und nur einige glückliche Dynasten genießen einer mächtigen Freiheit.

Dem Psychologen ist es leicht erklärlich, daß in einer Stadt, deren Einwohner der Mehrzahl nach in gedrückter Lage leben, der Pietismus seine Fledermausflügel weit ausbreitet. Der Arme, dem die Erde keine Genüsse bietet, nicht einmal die Hoffnung auf zeitliches Glück, lenkt nothgedrungen seine Blicke ins Innere, wo die äußerlich niedergedrückte Flamme des Egoismus hoch aufprasselt. „Nach dem Tode werde ich belohnt werden für meine irdische Entsagung und Frömmigkeit, und die in Wohlleben schwimmenden Reichen finden dann ihre Strafe." So spricht der Unglückliche, und wer wollte so grausam sein, ihm diesen Glauben, der ihn tröstet, zu rauben, gleichviel ob derselbe grobsinnlich und weitentfernt von göttlicher Frömmigkeit und Demuth ist.

Anders freilich klingt das Urtheil über jene Heuchler und Egoisten, die in selbstischer Verblendung den Gott nur in ihrer eignen besudelten Persönlichkeit anbeten, und alles Heterogene, ihren plumpen Geistern Unbegreifliche der Verdammniß preisgeben. Wer ist nicht von diesen sogenannten „Auserwählten," die gleich giftigen Stuermwinden die schönsten Blumen der Erde zerknicken, belastigt und gequält worden? Wer hat nicht schon oft die durch falsche Anwendung ekelhaften Worte: Gnadenwahl, Erbsünde, Wiedergeburt u. s. w. vernommen? Und hier ist die Zahl dieser Auserwählten zum Forcelaufen groß. Ueberall begegnet man ihnen, auf den Straßen in Gestalt von Mattern und Agenten, die sich Kunden erwerben wollen: in Theegesellschaften unter der Form der klatschsüchtigsten Damen; und in der Kirche sind es jene beglückten Seelen, die sich mit triumphirenden Blicken zuwinken, wenn die Hirten christliche Flüche gegen die Weltkinder ertönen lassen. Selbst die niedlichsten Mädchen sind so starke Anhängerinnen der Lehre von der Erbsünde, daß sie nicht heirathen würden ohne den correspondirenden Glauben ihrer Verlobten an Erbsünde und Wiedergeburt. Aber das hat allerweile gute Wege.

In den kirchlichen Streitigkeiten der Rheinprovinz verhält sich die hiesige Geistlichkeit beider Confessionen ziemlich neutral und daß die Mehrzahl der protestantischen Geistlichen nicht geneigt ist zu polemischen Conflicten, mag folgende Thatsache beweisen. Bei der am Ende des vorigen Jahres Statt gefundenen Jubelfeier des Pfarrers Boedding-haus in Ronsdorf sprach dieser würdige alte Geistliche von der Nothwendigkeit und schönen Pflicht der Einigkeit mit den Katholiken; wurde jedoch von einem jüngeren Pfarrer aus dem Städtchen Langenberg, einem Anhänger der äußersten pietistischen Rechten, zornig unterbrochen, der mit mißliebiger Suade von den Wohlthaten theologischer Polemik sprach, und zuletzt mit einem Lebehoch des christlichen Kampfes schloß. Ein schallendes „Pereant die zänkischen Pfaffen!" war die Antwort der Zuhörer, und der puritanische Eiferer sah sich zu schleuniger Entfernung genöthigt, um verdrießlichen Manipulationen zu entgehen. So erzählt man sich, die Details will ich jedoch nicht verbürgen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Graf Kalckreuth.]

Die Bruchstücke aus Briefen und die mündlichen Aeußerungen, die der Graf Kalckreuth, im Februar der Brau'schen Minerva, von seinem Vater, dem ehemaligen preußischen Feldmarschall anführt, lassen dringend wünschen, daß der Sohn das angedeutete Vorhaben, ein biographisches Denkmal des bedeutenden Mannes zu liefern, bald verwirkliche, besonders aber auch die Correspondenz nicht zurückhalte. Es ist bekannt, daß der Feldmarschall durch geselligen Geist und Witz, eben so wie durch Staats- und Kriegseinsichten sich auszeichnete, und es scheint, daß seine Briefe ganz der Ausdruck seines eminenten Geistes sind.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 62. — den 28. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Rosen und ihre Schwester.

(Fortsetzung.)

Den 7. Juni.

Nun werden auch die Centifolien lebendig. Zahllose Knospen dringen hervor. Valerie ist heiter und Gottvergnügt wie immer. Während sich ihr Bild von Tag zu Tag immer unverlöschlicher in mein Herz prägt, bleibt sich ihr Verhalten zu mir ganz gleich. Sie ist zutraulich wie ein Schwesterlein, meint es mit Gott und Menschen gut, und umfaßt die Vöglein unter'm Himmel, die Blumen auf dem Felde mit gleicher Liebr.

Den 9. Juni.

Gestern war ein Abend, wie ihn die Phantasie Jean Paul's nicht schöner wieder zu geben vermag. Der ganze Abendhimmel, Wälder und Berge standen in brennendem Golde. Die Flammen der Abendröthe schlugen hoch über unsern Häuptern dahin. Aber allmälig siegten die Schatten der Nacht. Dunkler ward es in den Thälern. Ich stand neben Valerien am äußersten Ende des Gartens, und wir schauten über die grünen Wellen der reichen Kornfluren dahin nach dem ersterbenden Abend. Rings umher tiefe Sabbathstille; nur eine Lerche sang einsam im Abendroth.

Hören Sie, sprach ich leise zu Valerien:

Es singt eine Leeche im Abendroth
Hoch über purpurnen Aeheen,
Hoch über Verwesung, Grab und Tod
In freien, glücklichen Sphäeen.

Und Valerie, auf die Schatten zeigend, antwortete mit dem zweiten Verse:

Die Welt wird dunkler, die Lerche singt fort
Im fern verhallenden Liede,
Die Schatten rücken von Ort zu Oet,
Und ringsum athmet der Friede.

Dann sprach sie stiller und ernster:

Du große heilige Abendwelt,
Schon blitzt es in himmlischen Räumen,
Und eings auf dunkel schüttendem Feld
Beginnen die Blumen zu träumen.

Alle Himmel der Poesie und Liebe sanken auf mich hernieder; es fehlte nicht viel, ich wäre dem Engel zu Füßen gesunken und hätte ihr mein Heez aufgeschlossen. Valerien war indeß lange nicht so romantisch zu Muthe wie mir. Sie sah den Vater mit dem Arzte den Gang daher kommen und eilte auf die Beiden zu.

„Wißt Ihr was?" sprach sie, als wir alle beisammen waren, die Händchen in einander schlagend, „ich werde einen Punsch brauen, und den trinken wir auf der Terrasse. Der Mond muß bald aufgehen, ich bringe meine Guitarre mit und singe Euch etwas. Das wird prächtig, nicht wahr?"

Der Vorschlag ward allgemein angenommen, und bald saßen wir auf der Terrasse. Nie entsinnr ich mich eines wärmeren, duftenderen Frühlingsabends, Johanniswürmchen stiegen wie Goldfunken zahlreich auf und nieder. Bald erschien der Punsch. Der Doctor erzählte von seinen Reisen im Morgenlande. Valerie hatte die

Digitized by Google

Guitarre mitgebracht und sang mit ihrer schönen Stimme mehrere Lieder. Zauberhaft klangen diese Engeltöne durch die stille Nacht. Da keimte der Silberblick des Mondes hinter dem Walde, die nächtliche Landschaft magisch beleuchtend. Eine himmlische Ruhe athmete über der Schöpfung. Wir waren alle tief bewegt. Valerie flüsterte leis' in den Saiten. Wieder erhoben sich die Töne und klangen in wunderbarer Schöne zu dem Liede:

Mondenlicht, Aetherglanz,
Stille Silberpracht,
Und mein Ruh verlangend Herz
Athmet stille Nacht.

Nebel wandeln, Träume zieh'n
In die Blumen ein,
Stiller wird die stille Welt
Und das Herz schläft ein.

Elfenschatten, Blumentraum
Schweben ab und auf;
Elfenschatten, Blumentraum
Weckt mir es nicht auf.

Es waren geisterhaft schöne Augenblicke. Klar ward es mir wieder: Nur die von der Poesie gerötheten Stunden hat man gelebt.

Den 11. Juni.

Welch ein Freudentag! Heut Morgen beschenkte mich der Doctor mit Valeriens Bildniß, das er selbst gemalt hat, und das sprechend getroffen ist. Ja, das ist sie; das ist der beseligende Liebreiz jener süßen, theuren Züge. Ein Glück kommt selten allein. Nachmittags ward ich abermals beschenkt. Ich erhielt das Vielliebchen von Valerien. Es ist ein mit Perlen gesticktes Portefeuille. Auf dem einen der niedlichen Pergamentblättchen stehen von Ihrer Hand die Worte: „Zur Erinnerung an den 19. Mai. Valerie." Das war der Tag, wo wir das Vielliebchen verzehrten. O, wie reich bin ich nun! Mit diesen beiden Schätzen, dem Portrait und dem Souvenir, kann ich nie ganz unglücklich werden. — Die Knospen der Centifolien werden immer röther.

Den 12. Juni.

Da hab' ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrochen, was ich Valerien für ein Gegengeschenk für das Vielliebchen mache. Mit Putzsachen darf ich nicht kommen, die besitzt sie in Hülle und Fülle; auch macht sie sich nicht sonderlich viel daraus. — Die Knospen der Centifolien werden immer röther.

Den 13. Juni.

Als ich heut Morgen auf meinem Zimmer saß, trat der Doctor herein. Es war dies nichts Befremdendes; er besucht mich häufig des Morgens. Ich schrieb gerade ein Lieblingslied Valeriens aufs Reine, ließ mich nicht stören und bat den Eingetretenen, Platz zu nehmen. Dieser trat an das offen stehende Fenster und schaute lange Zeit schweigend hinaus. Endlich wandte er sich zu mir und sprach in einem Tone, den ich nie vergessen werde: „Wir werden unsere Valerie wohl verlieren." Die Feder entsank meiner Hand, ich schaute wie betäubt zu dem Arzte auf. Auf seinem Gesichte war unverkennbarer Schmerz zu lesen. Mit gedämpfter Stimme fuhr er fort: „Vor einer Stunde kam Valerie auf mich zugesprungen. Sagen Sie mir nur, Doctor, sprach sie, was ist denn das: mir ist immer, als summe ein Bienchen vor meinen Ohren."

Dieselbe Erscheinung, fügte der Arzt hinzu, ging dem Tode der Schwestern Valeriens unmittelbar vorher.

Ich wußte im Anfange kein Wort zu erwiedern; doch Valeriens frohen Muth und Jugendfrische mir vergegenwärtigend, rief ich endlich wiederholt aus: Nimmermehr, nimmermehr, der Engel kann nicht sterben. — Die Knospen der Centifolien werden immer röther.

Den 14. Juni.

Es vergeht keine Stunde, daß ich Valeriens Souvenir und Portrait nicht mit Küssen bedecke. Ich bin noch immer fest überzeugt, daß sich der Doctor getäuscht und mir einen unnöthigen Schreck eingejagt hat. Aber nur der Gedanke, sie zu verlieren, der alle meine Nerven durchzitterte; er hat mir gezeigt, wie unendlich ich das Mädchen liebe. Als ich gestern nach Lindenthal kam, war Valerie in Begleitung des Vaters und Arztes spazieren gegangen. Man hatte hinterlassen, welchen Weg man einschlagen wollte. Ich wandelte eine Zeit lang die duftenden Gänge des Gartens auf und ab. Hier gab es kein Plätzchen, wo sie nicht geathmet. In der einen Laube, wo Herr von Rissen gern zu sitzen pflegt, lag ein Buch aufgeschlagen. Als ich nach dem Titel blätterte, las ich: „Elpizon, oder über ein Wiedersehen nach dem Tode." — Auch im Garten von Lindenthal schwillen die Knospen der Centifolien sichtbar.

Den 15. Juni.

Ich habe diese Nacht einen himmlisch-schönen Traum gehabt. Warum ich so oft den Traumgott vergebens gefleht, ist in Erfüllung gegangen: Valerie erschien mir,

Digitized by Google

und zwar in überirdischer Schönheit. Sie lächelte selig und blickte schweigend aber voll inniger Liebe lang auf mich. Dann reichte sie mir die Hand und sprach: Die Mutter und Schwestern haeren mein, ich darf nicht länger weilen. Sie entschwebte von rosenrothen Wolken getragen, und als ich erwachte schlug die Thurmuhr die dritte Stunde. Ich schwelgte lange Zeit in dem himmlischen Traumbilde; dann stand ich auf und ging in den Garten hinab. Die Knospen der Centifolien hingen voller Thautropfen; noch ein Sonnenblick und sie erschließen sich in lieblicher Pracht.

Am Abend desselben Tages.

Gott, Gott ist es denn möglich; kann die Brust eines Sterblichen eine Wonne fassrn, wie sie nur deinen seligen Geistern dort oben bestimmt ist? Ja, ich habe in deinen Himmel geschaut, und mit Flammenlettern steht es in meiner Brust — es gibt ein schöneres Land denn hienieden — es gibt eine Unsterblichkeit. Stundenlang bin ich in grauer Abenddämmerung über Berg und Thal, durch Flur und Wald geirrt, und habe den Blumen und Sternen die himmelseligen Worte zugerrufen: „Sie liebt mich, sie liebt mich, Valerie liebt mich!"

Es war bereits hoher Nachmittag, als ich hinüber ging nach Lindenthal. Herr von Rissen wandelte mit dem Arzte die Gartengänge in geheimnißvollem Gespräche auf und ab. Es schien mir, als spreche Letzterer dem alten Manne Trost zu. Ich fragte nach Valerien. Man zeigte nach dem Parke. Ich eilte dahin, durchsuchte die endlosen Gänge, ohne den Gegenstand meiner Liebe zu entdecken. Endlich erreichte ich das äußerste Ende des Parks. Da saß Valerie einsam und schaute nach dem Thale hinab, das wieder in himmlischer Abendbeleuchtung ruhte. Ich flüsterte ihren Namen; sie erschrak wie aus Träumen erweckt empor; doch als sie mich erblickte lächelte sie sanft. Die Brust voller Himmel nahm ich an ihrer Seite Platz. Valerie war heut ernster und stiller als gewöhnlich; sie blickte lange schweigend in den immer röther werdenden Abend. Dann sprach sie sanft: „Ich glaube, aus diesem schönen Thale in den Himmel ist nur ein Schritt. Es kann ja oben nicht schöner sein."

„O, Valerie," erwiderte ich mit einer Stimme, in welcher meine ganze unendliche Liebe zitterte, „nur wo Sie sind, ist der Himmel."

Sie antwortete lange nicht, dann wandte sie langsam ihr Madonnengesicht nach mir. Ein seliges Lächeln umspielte den Mund, ihr Auge strahlte voller Liebe, so himmlisch schön, wie ich es im Traume gesehen. „Sind Sie mir gut ein wenig?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Valerie!" rief ich außer mir, sank zu ihren Füßen und erfaßte ihre Hand, die ich mit zahllosen Küssen bedeckte. Sie neigte ihr Haupt über mich. Ihre Thränen fielen auf mein Hand. — Da stand sie plötzlich auf und eilte, ohne ein Wort zu sprechen, davon.

Ich sah ihr weißes Gewand traumhaft hinter den Zweigen der Bäume verschwinden, sank im Uebermaß meiner Seligkrit an der Rosenbank nieder und weinte lange. Tausend Blumen blickten um mich her im Abendgolde. Als ich zum Bewußtsein gelangte, lag ein Kranz von blauen Kornblumen neben mir, den Sie geflochten, aber nicht vollendet hatte.

Erst in tiefer Dunkelheit, nachdem ich Stunden lang Flur und Wald durchstreift, kam ich nach Hause. Joseph trat mir hier mit den Worten entgegen, daß sich mit dem letzten Blicke der Abendsonne eine der Centifolien erschlossen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Elberfeld. (Beschl.)

[Mangel an Kunstsinn. Die Gesellschaft. Freiligrath.]

Wo das Spulrad schnurrt und die Webrrstühle rasseln, wähten die Musen selten ihren Sitz; literarische Bestrebungen sind hier gar nicht vorhanden, oder werden bei ihrer Entstehung durch eiskalte Aufnahme unterdrückt. Himmel und Hölle füllen die Brust der Frommen, Geiz und Speculationssucht die Köpfe der Negozianten; wo bliebe da Raum und Empfänglichkeit für geistige Genüsse? Dem Gelehrten fehlt es an jedem Hülfsmittel, da weder eine öffentliche Bibliothek noch wissenschaftliche Apparate und Cabinette vorhanden sind; der Maler kann nur nach der Natur zeichnen: die wenigen Kunstwerke sind bei Privaten zerstreut und eine Gemäldegalerie wird gewiß für die überflüssigste Sache in der Welt von der Mehrzahl der hiesigen Einwohner gehalten. Der Freund des Theaters wird mit der Hoffnung abgefunden, daß ein Schauspielhaus auf Actien gebaut werden soll, aber seit circa 20 Jahren will sich die nöthige Zahl Actionäre nicht zusammenfinden; der Dichter endlich oder selbst der gebildete Dilettant findet kaum ein würdiges Journal, dem er seine Producte anvertrauen könnte. — Nur die Tonkunst macht eine Ausnahme in dieser Oede geistiger Genüsse. Von den schönen Lippen der Elberfeiderinnen erklingen oft die schmelzendsten Gedanken Mozart's und Beethoven's und Oratorien wie Mendelssohn-Bartholdy's „Paulus" und Bernh. Klein's „Jephta" werden mit überraschender Virtuosität von den Gesangvereinen hier und in Barmen executirt.

Digitized by Google

Auf die Verschönerung der Stadt, die bisher ein sehr dörfliches Ansehen hatte (von dem noch Spuren vorhanden sind auf dem kothigen, ungepflasterten Marktplatze, in den bretternen Schutzwehren an dem Ufer der Wupper u. s. w.) ist in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Behörde gelenkt worden. Unter den zahlreich entstehenden neuen Gebäuden finden sich einige recht hübsche, und die tristen, häßlichen Schieferbekleidungen der Häuser nehmen immer mehr ab. Hr. Doignon, ein Belgier, will die Stadt mit Gaslicht versehen, und schon ist wirklich ein kleiner Theil derselben in diesem Winter erleuchtet, aber das Etablissement ist im Ganzen sehr unvollkommen, und scheint theilweise von Halbunterrichteten geleitet zu werden. —

Wenn mir das forläle Leben der reichen Fabrikstadt nicht zusagen will, so trägt die Schuld daran wahrscheinlich das Unvermögen, mit dem Blicke eines Eingeborenen zu schauen. Die Sorietät ist in unzählige Fractionen, d. h. „geschlossene Gesellschaften" zerstückelt, die nach den kleinlichsten Rangunterscheidungen geformt sind. Eine wohlthätige Einwirkung der höheren Classen auf die geringeren kann gar nicht Statt finden, da beide strenge von einander geschieden sind. Hierdurch wird bei manchen Vornehmen eine aristokratische Schroffheit im Umgange und ein übler Kastengeist sehr bemerkbar, während sich den geringeren Bürgerklassen keine Gelegenheit bietet, ein rohes und plumpes Benehmen abzuschleifen. Uebrigens zeichnen sich diese Letztern durch wahre Herzensgüte und echtdeutsche Gemüthlichkeit aus. —

Zum Schlusse dieser Skizze möchte es den Lesern nicht unangenehm sein, etwas von einem seltenen Phönix, der in dieser literarischen Wüste sich niedergelassen, zu vernehmen. Ich meine den Dichter Freiligrath, der bekanntlich in dem benachbarten Barmen auf dem Comptoir der Hrn. v. Eynern arbeitet. Mit einer Phantasie begabt, die in fernen Zonen wie ein Zugvogel umherschweift, und sich berauscht an den sublimsten Genüssen des sonnenklaren Südens, und dann nichts zu erblicken als den nebelgrauen deutschen Himmel und kothige Straßen einer Handelsstadt, — festgeschmiedet sein vom Morgen bis zum Abend an eine entweder verhaßte oder indifferente Beschäftigung und noch obendrein das Gefühl einer äußeren Abhängigkeit in der freiheitathmenden Brust; — das ist wahrlich keine beneidenswerthe Lage. Sollte es auch blos eine poetische Hyperbel des Hrn. Dingelstedt (in Jahrb. der Lit. für 1839) sein, daß der Umgang Freiligrath's nur aus Menschen bestehe, die weiter nichts als Federn schneiden und Frachtbriefe schreiben könnten; — so ist doch nicht abzuleugnen, daß dem selbstbewußten Dichter in seiner unpassenden Lebensstellung häufig Verletzendes begegnen muß, das die innersten Fühlfaden seines Herzens widerlich afficirt. Uebrigens fehlt es dem Dichter nicht an sogenanntem literarischen Umgange: ich erwähne hier nur den liebenswürdigen und geistreichen Dichter und Buchhändler Langewiesche in Barmen, in dessen Hause Freiligrath wohnt, A. v. Maltzes hier, Immermann in Düsseldorf, Mazerath in Cöln, Müller und Simrock in Bonn. Besonders zuvorkommend soll Immermann den jugendlichen Dichter behandeln, und eine intime Correspondenz mit ihm unterhalten. Zahlreiche auswärtige Bekanntschaften benehmen dem beschäftigten jungen Manne außerdem noch den kurzen Rest des Tages, der zur freien Disposition seines Geistes gestellt ist. — Natürlich bedarf es der Elasticität eines kräftigen jungen Gemüths, um unter solchen Verhältnissen die Muse nicht dem Drucke der Alltäglichkeit erliegen zu sehen, und sei es, daß Freiligrath's Kraft zum Widerstande gegen ein ungerechtes Schicksal erlahmt ist, oder daß die enthusiastische Aufnahme seiner Gedichte ihn zu Hoffnungen veranlaßte, die er bisher gewaltsam zurückdrängte — er wird in wenigen Monaten den prosaischen Stab Merkurs von sich schleudern, um sich mit Leib und Seele dem Gefolge des Dichtergottes anzuschließen. Möge die Indifferenz und Kleinlichkeit des deutschen Volkes diesen herrlichen Geist nicht untergehen lassen!

Dingelstedt entwirft in seinem Literaturbilde das Portrait des Dichters nach Hörensagen und zeichnete folglich nicht nach dem Leben. Das Benehmen und die Haltung Freiligrath's werden darin gedrückt und beengt geschildert, was durchaus nicht der Fall ist. Wer nur einigermaßen mit dem hübschen jungen Manne vertraut geworden ist, wird ganz hingerissen von seiner jovialen Laune, dem sprudelnden Witze und den überraschenden Combinationen seiner Phantasie. In der Wahl seiner Worte ist er gar nicht ekel und überschreitet zuweilen die Grenzen einer ängstlichen Decenz. Seine Commilitonen fühlen sich im gewöhnlichen Umgange keineswegs gedrückt von der Superiorität seines Geistes, und folgen deshalb in großer Anzahl seinen Schritten. Allerdings mag jedoch das Benehmen des Dichters (der wohl öfter Unterhaltungen gepflogen mit den Löwen und Gazellen der Wüste als den feingeschniegelten und süßduftenden Herren und Damen eines vornehmen Salons) nicht leicht und sicher genug jenen reisenden Literaten erscheinen, die keine andere Tendenz beim Besuche von Berühmtheiten haben, als sie nolens volens abzukonterfeien. Was diesen Malern nicht nach dem Schnitte ihres Theecirkels erscheint, ist nicht modisch geschnitten, und oft sehen sie absichtlich Abnormitäten, die nicht vorhanden sind, um nur etwas Pikantes auftischen zu können.

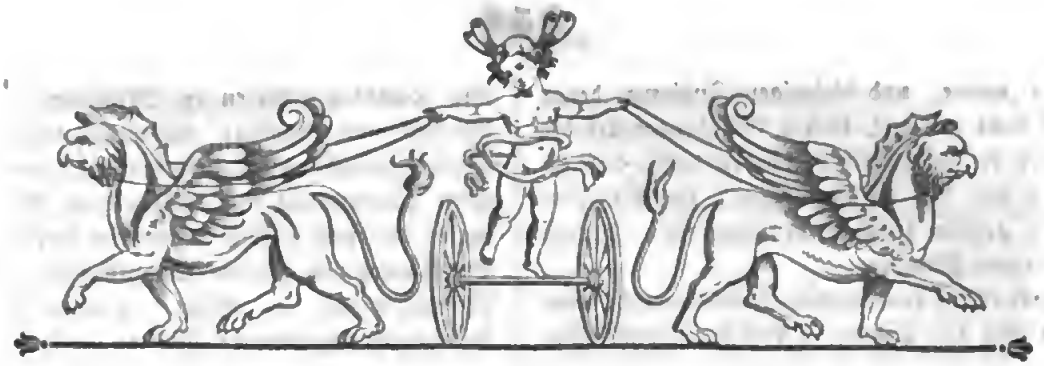
Notiz.

[Amerika als Neu-Süd-Wales für Deutschland.]

Hannover, dem wir seit Jahr und Tag so viel Neues zu verdanken haben, ist auf den Einfall gekommen, seine unnützen, undequemen und irregulären Unterthanen nach America zu transportiren. Vor Kurzem ist eine ganze Fuhre solcher nichtsnutziger Subjecte — ich glaube — aus Göttingen nach dem neuen Land ihrer Bestimmung abgegangen. Es entsteht die Frage, ob die Americaner es billigen werden, daß man ihnen aus aller Herren Länder die Untauglichsten so mir nichts dir nichts an die Küsten wirft, es müßte denn etwa der Fall sein, daß das Wort „nichtsnutzig" hier in einer ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht wäre, wo es dann Bezug auf den gegenwärtigen Ort ihres Aufenthaltes haben könnte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 63. — den 29. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Religion der Chippewa-Indianer.

Von Anna Jameson*).

Es ist ein Irrthum, vorauszusetzen, daß diese Indianer Götzendiener sind. Heiden und Abgöttische könnt ihr sie nennen, wenn ihr wollt, jedoch der Glaube an einen großen Geist, der alle Dinge geschaffen und über allen Dingen steht, der Glaube an den Unterschied zwischen Körper und Seele und an die Unsterblichkeit derselben — diese zwei erhabenen Gedanken dringen selbst durch den verwildertsten Aberglauben der Indianer. Niemand unter ihnen zweifelt an einem künftigen Zustande, obschon für keine deutlichen und allgemeinen Lehren im Betreff des Zustandes der Seele nach dem Tode haben. Jeder Einzelne hat, wie es scheint, über diesen Gegenstand seine eigenen oder keine besondern Gedanken. Im Allgemeinen jedoch nehmen sie ein Paradies an (das Land der Geister) in einer weit entfernten, südwestlich gelegenen Gegend, reich an Sonnenschein, ruhigen Seen, fischreichen Flüssen und Wäldern voll Wild, wohin sie durch den großen Geist geführet werden, und wo diejenigen, welche auf Erden getrennt waren, sich im Glück wiederfinden und nie mehr trennen.

Nicht nur der Mensch, sondern alles Lebende ist Geist und zur Unsterblichkeit bestimmt. Nach dem Glauben der Indianer und Sir Humphry Davy's stirbt nichts und wird nichts zerstört. Was uns als Tod und Zerstörung erscheint, ist nur Uebergang und Wechsel. Die Alten, sagt man (denn ich kann nicht aus eigener Kenntniß darüber urtheilen), erriethen ohne Teleskop und Logarithmen die tiefsten Grundsätze der Sternkunde und berechneten den Umlauf der Planeten. Auf gleiche Weise ist es diesen Indianern, die mir etwas von Philosophie oder Chemie hören, gelungen, auf einige der größten Wahrheiten der Physik und Mathematik zu stoßen, sie scheinen aber wie Jakob damit zufrieden, „Gott zu loben und nicht damit zu prahlen."

Wahr ist es, daß sie in einigen Dingen von der Rechtgläubigkeit weit entfernt sind. Ihre Vorstellung von der Hölle scheint im Ganzen ungewiß und verneinend. Man nimmt eine einstweilige Verstoßung aus dem Lande der guten Geister, eine Trennung von seiner verlorenen Verwandten und Freunden und einen Zustand der Verdammung an, wo die strafwürdigen Seelen bestimmt sind, ohne feste Wohnsitze einsam, ermüdet, rastlos und trübsinnig hin und her zu wandern. Für wie viele ist bereits auf dieser Erde die indianische Hölle verwirklicht! Körperlicher Schmerz oder irgend ein Uebel, das die Uebung des Muthes erfordert, und welchem zu begegnen, welches zu ertragen männlich ist, scheint ihren Begriffen von Bestrafung fern. Sie glauben an böse Geister, aber von dem bösen Geiste, der mit dem guten Geiste das Weltall theilt, der seinem Willen widerspricht oder ihn vernichtet, und sich ganz besonders damit beschäftigt, die Sünder zu quälen, — kurz vom Teufel hatten sie sicher keinen Begriff, bis er durch Euro-

*) Aus dem dritten Bande ihrer Winter-Studies and Summer-Rambles.

Digitized by Google

päer eingeführt wurde, und diejenigen Indianer, denen die Höflichkeit nicht gestattet, diesem Glaubensartikel des weißen Mannes zu widersprechen, bleiben dabei, daß die ewigen Qualen nie für die Rothhäute, die besondeen Günstlinge des großen Geistes, bestimmt seien, sondern nur für die weißen Männer.

Früher wae es bei den Chippewas gebräuchlich. mancheelei Effecten mit den Todten zu begraben, solche nämlich, von denen man glaubte, daß sie ihnen auf ihrer Reise nach dem Lande der Geister nützlich sein könnten. Heinrich beschreibt auf rührende Weise das Begräbniß eines jungen Mädchens, das eine Axt, ihre Schneeschuhe, einen kleinen Kessel, mehrere Paare Moccasins, iheen Schmuck und ihre Perlenschnuren mit ins Land „Jenseits" erhielt, und, weil es ein weibliches Wesen und mithin bestimmt war, auch in der andern Welt, wie in dieser, zu arbeiten und Bürden zu tragen, — so war dee Teaggürtel und das Ruder nicht veegessen. Die letzte Handlung der armen Mutter, die weinend übee dem todten Körper ihees Kindes lag, wae, ihm eine Locke als Andenken zu nehmen. „Während sie dies that," erzählt Heinrich, „bemühte ich mich, sie zu trösten, indem ich die gewöhnlichen Teostgeünde voebrachte, nämlich: daß ihe Kiud glücklich sei, da es von den Beschweeden dieses Lebens befreit, daß sie sich des Geams enthalten möchte, da es ihr in der andern Welt glücklich und daueend ersetzt werden würde. Sie antwortete mie: sie wisse das wohl; an dee Haaelocke werde sie ihre Tochter in dee andeen Welt wiedee erkennen. Daeum wolle sie dieselbe mit sich nehmen, auf die Zeit hindeutend, in welcher diese Reliquie, sammt dem Traggürtel und dee Axt auf ihr eigrnes Geab gelegt weeden würde." (D. B. f.)

Die Rosen und ihre Schwester.

(Beschluß.)

Einige Wochen später.

Als ich am Morgen des 16. Juni eewachte, mußte ich lange daeüber nachdenken, ob dir Abendseene vom vorigen Tage mit Valeeien wirklich erlebt, oder ob es nur ein seliger Traum gewesen sei. Der Kornblumenkeanz speach für die Wirklichkeit. Ein stiller, seliger Frieden zog in meine Brust, ich fühlte mich so groß, geheiligt duech den Gedanken, daß mich ein Engel liebe. Lange schaut' ich in den lachenden Moegen hinaus; die Sonne stand schon eine Hand breit übee den Bergen; ihee Strahlen zitterten in Millionen Diamanten auf Blumen und Ranken; balsamisch duftete es aus dem Garten heeauf. Eine Centifolie nach der andern öffnete ihren Purpuemund und lächelte nach Morgen. Plötzlich wurdr ich durch eilende Schritte im Vorsaale aufgeschreckt. Ein Diener von Rissens teat athrmlos ins Zimmer und überreichte mir ein Billet. Darauf standrn von des Doctors Hand folgende Worte: „Wenn sie unsere Baleeie noch einmal in diesem Leben sehen wollen, so eilen Sie." Es ward Nacht vor meinen Augen. Wie ich nach Lindenthal gekommen, weiß ich nicht. Nur dunkel schwebt die Erinnerung, daß mich die weinende Katharine durch mehrere Zimmer führte, bis zu einem Vorhange, der an der einen Thür herabfiel, wo sie mich bat, stehen zu bleiben. Halb bewußtlos schob sie den Vorhang ein wenig zurück. Da euhte Valerie, bleich wie ein Bild von Alabaster, aber selig lächelnd, auf einee Ottomanr. Ihr Auge schaute wie träumend vor sich hin. Im stummen Schmerze kniete dee alte Rissen an ihrem Lager; zu ihrem Haupte stand dee Arzt. Eine Todtenstille herrschte im Gemach; während draußen der seöhliche Morgen die Knospen der Centifolien zu Hunderten aufbrach.

Leise sprach Valeeie: „O, trauee nicht, mein guter, gutee Vatee; mir ist ja so sanft, so wohl —"

Nach einee Pausr fuhe sie fort:

„Mir teäumte diese Nacht, die Rosen wären aufgeblüht; ich habe mich lange daeauf gefreut — bringt mir doch einige."

Der Doctoe winkte Katharinen, welche leis' weinrnd an der Thüe stand. Dirsr eilte hinab und kehrte mit einem Köebchen wunderschöner, halberschlossener Centifolien zurück. Man brachte Valerien die Blumen — sie neigte sanft das Haupt — athmetr den Rosenduft — und sank leise auf das Kissen zurück — —

„O, mein Kind, mein Kind!" eief der Vatre mit schmerzerstickter Stimmr; der Arzt abre hob gefaltet die Hände empoe und sprach laut betend die Worte: „Allmächtiger Vater, so ist dein Himmel um einen Engel reicher!"

Zehn Jahee sind dahin gegangen; nie haben die Rosen wieder so schön geblüht. Ich mußte ins Leben zurück; die Wellen der Alltäglichkeit, dee Staub der Geschäfte, die Prosa des Stadtlebens schlugen über mir zusammen. Es war ein ödes, uneequickliches Dasein, und ich wäee verzweifelt, hätte nicht jenee Frühling, wo Valeeie unter den Blumen wandelte, wie ein stillee Feiede

Digitized by Google

in meiner Bruſt geruht. Dahin floh ich in einſamen Stunden.

Und wenn ſich dir Knospen der Centifolien von neuem röthen, eile ich alljährlich auf ein paar Tage nach Tanneberg; wandle von da zwiſchen den grünen Kornfeldern den bekannten Pfad nach Lindenthal; bekränze Valeriens Grab und das ihres Vaters, welcher ein Jahr ſpäter im Tode folgte, mit jungen Roſen; beſuche all' ihre Lieblingsplätzchen, den Teich, wo Sie dir Fiſche fütterte; und des Abends ſitze ich auf jener Moosbank am Ausgange des Parks, wo Sie den Kranz wand von blauen Kornblumen. Dann bin ich erquickt auf ein ganzes Jahr; und ſo durchduftet ein einziger Frühling mein ganzes Leben in erquickender Schöne.

Erinnerung, poeſiereiche Tochter der Unſterblichkeit, ich kann nie ganz unglücklich werden, ſobald du mich nicht verläßt.

Nachſchrift.

Mancher geachtete Kritiker dürfte ob der blumenhaften Ueberſchwenglichkeit in vorſtehender Geſchichte den Kopf ſchütteln. Ich kann es ihm nicht verdenken; aber es gibt ſo Viele, die ſich ähnliche roſenrothe Erinnerungen gerettet haben aus den Zeiten des Frühlings und der Liebe, woran ſie ſich erquicken auf dem Wüſtenwege durchs Leben — darum ſcheide ich mit der Hoffnung, daß wenigſtens dieſe mir nicht zürnen werden.

Ferdinand Stolle.

Schwediſche Novellen.

Die Ueberſetzungsluſt der Deutſchen plündert die Literaturen aller Völker. England und Frankreich liefern noch immer die leckerſte Speiſe für den Appetit der großen Menge, aber ſie reicht nicht mehr zu. Es wird etwas Neues, wenigſtens etwas Anderes begehrt, und jedenfalls etwas Nichtdeutſches. In dieſer Verlegenheit muß es erfreuen, wenn der geſündere Geſchmack ſich einfacher Koſt zuwendet, die in der bisher mehr als billig vernachläſſigten Literatur Dänemarks und Schwedens zu finden iſt. Jene Länder haben bis jetzt ihre Literaturen mehr im Stillen angebaut, ſie rein und keuſch zu erhalten gewußt und doch in ihrer tieferen geiſtigen Bildung keinen Rückſchritt gethan. Ueber die bedeutenderen Erſcheinungen der däniſchen Literatur, ſo weit ſie in Ueberſetzungen bei den Deutſchen bekannt geworden ſind, haben wir vor Kurzem berichtet, Schweden lag uns, wenn wir etwa Tegner ausnehmen, am fernſten, und doch regen ſich auch dort bedeutende Kräfte, die auf dem Felde der Novelliſtik und des größeren Romanes ſehr Beachtenswerthes geliefert haben. Schon der Gegenſatz, in welchem dieſe Producte des hohen Nordens mit den meiſten Erſcheinungen der neueren deutſchen und franzöſiſchen Literatur ſtehen, macht ſie der Beachtung werth und muß den denkenden Leſer feſſeln. Es mangelt dieſen ſchmuckloſen Blüthen der Poeſie weder tiefe Sinnigkeit noch Neuheit der Situationen: man findet in ihnen ſcharfe Charakterzeichnung, ſpannende Handlung, hinreichende Nahrung für den Geiſt: aber man vermißt mit einem jubelnden Wohlgefühl jene glänzende Unkeuſchheit der Intelligenz, wie ich es nennen muß, wodurch im Anfange faſt jedes franzöſiſche Product den Leſer blendet, beſticht, hinreißt und zuletzt ihn matt an Seele und Leib, leer und kalt im Herzen, ſich ſelbſt überläßt.

Der Norden, ſo weit germaniſche Stämme ihn bevölkern, iſt noch glücklich. Das können wir aus ſeiner Literatur entnehmen; denn ſie iſt einfach, ohne Raffinement, zart, ſinnig, von wunderbarer, überaus wohlthätiger Gemüthsklarheit, und ſo naiv in ihrer Gläubigkeit, wie nur die Unſchuld reiner Kindlichkeit zu ſein pflegt. Das iſt freilich im Allgemeinen nicht modern, es gefällt aber doch, und wir halten es gerade jetzt an der Zeit, darauf hinzuweiſen, wo wir es oft genug fühlen, daß es zwar nöthig iſt, auf dem Wege des ſkeptiſchen Forſchens ein ſchöneres Zeitalter zu ſuchen, deshalb aber nicht die kindlichen Gemüther unbefangener Nationen zu ſchmähen, die noch immer im blauen Aetherbogen, der über ihnen zittert, den Himmel finden, und in der Kirche ihrem Glauben huldigen, ohne daß irgend ein Gedanke des Zweifels mit banger Ahnung in ihrem Herzen aufathmet! Es wäre gar kein Unglück, wenn auch in der Gegenwart der deutſchen Literatur wieder ein Hauch dieſes Geiſtes ſichtbar würde!

Zwei Novellen: „Die Freunde" und „die Frauen*)," veranlaßten uns zu dieſen Vorausſchickungen, die auch in vielleicht noch höherem Grade Anwendung erleiden auf ein drittes im vorigen Jahre erſchienenes Werk: „die Töchter des Präſidenten." Erzählung einer Gouvernante**). Das zuletzt genannte Buch enthielt die Geſchichte zweier Schweſtern, von denen die eine ausgezeichnet durch alle Reize der Schönheit und weiblicher Anmuth, die allgemeinſte Bewunderung erweckt, während die zweite, unſcheinbar von Geſtalt und beinahe häßlich, in gleichem Grade vernachläſſigt, ja ſelbſt von ihrem Vater mit kalter Zurückhaltung behandelt wird. Die des weiblichen Herzens vollkommen kundige Verfaſſerin entwirft nun ein außerordentlich ſchönes Gemälde in Darſtellung der verſchiedenſten Situationen, Seelen- und Gemüthsſtimmungen der beiden Schweſtern, worunter am meiſten die zartſinnige Umkehr der Gemüthsverdüſterung jener unſchönen Schweſter hervorzuheben iſt, die, was ihr abgeht an körperlichem Reiz, durch Ausbildung ihres Geiſtes zu durchſichtiger ewiger Schönheit zu erſetzen ſucht und auch wirklich in dieſem Streben gewinnt. An dieſem Gemälde iſt Alles höchſt einfach und doch ſpannend. Die Charaktere

*) Beide überſetzt von C. Eichel. Leipzig, bei Kollmann. So eben erſchienen auch „die Couſinen," von derſelben Verfaſſerin, ebenfalls von C. Eichel, in 3 Bdn., überſetzt, Leipzig, Kollmann.

**) Leipzig, bei Brockhaus.

Digitized by Google

sind der Natur treu nachgezeichnet, ohne im mindesten nach etwas Pikantem zu haschen. Die Erzählung verläuft in vollkommen epischer Ruhe von Anfang bis zu Ende, ist aber in ihrer reizenden Einfachheit so reich an tiefen Gedanken und an wahren Bemerkungen, daß wir dies makellos reine Buch jedem gebildeten Mädchen zur Lectüre empfehlen können. Dem Gerücht zufolge sollen auch die zwei andern Novellen: „Die Freunde" und „die Frauen" von derselben Verfasserin sein, wiewohl wir einige Zweifel dabei nicht unterdrücken können. Die Verf. der „Töchter des Präsidenten" ist reicher an Geist, als jene der letztgenannten beiden Producte, während diese eine lebhaftere Erfindungsgabe besitzt und ein sehr gefälliges, einschmeichelndes Darstellungstalent. In der Reinheit ihrer Gesinnung und dem fast hinreißend überraschenden Festhalten an den überlieferten Formen des kirchlichen Glaubens, das hier nur rührend erscheint, gleichen sich Beide. Die Pointe in beiden Novellen ist beinahe eben dieselbe. In dem ersteren sind es zwei Freunde, die von hinreißenden Frauengestalten auf sonderbare Abwege geführt, dem Untergange nahe gebracht und endlich nach mannichfachen Täuschungen zur dauernden Erkenntniß ihres Glückes hingeleitet werden. Die Gestalten der beiden Stiefschwestern Lydia und Olivia, die sich als solche erst spät kennen lernen, sind vortrefflich gehalten, vornehmlich das engelreine, der aufopferndsten Liebe hingegebene Gemüth Lydia's, wie denn überhaupt in der Durchführung weiblicher Charaktere die talentvolle Verfasserin eine ungemeine Sicherheit der Federführung an den Tag legt. Die Männer hält sie, scheint uns, etwas gar zu ideal, oder doch zu weichmüthig im Allgemeinen, so viel Mannichfaltiges sie auch mit wenigen Pinselstrichen in ihre Charaktere zu bringen versteht. Der Graf Waldemar und sein Freund Edward sind in ihrer Art sehr anziehende Porträts, dieser ausgelassen, abenteuerlustig, scherzhaft und leichtsinnig, jener ernst, fast melancholisch, religiös bis zu der Scheidelinie, wo die Hinneigung zur Religiosität nur noch einen Schritt zu thun hat, um in das trübe Reich der Mystik sich zu verlieren. — In den „Frauen" dagegen stellt die Verfasserin drei Frauen einander gegenüber, alle gleich edel, gleich rein und der Liebe fähig, und doch in der Art, die Liebe zu suchen und in dem gewählten Gegenstande zu wecken und rege zu erhalten, unendlich verschieden. Linda, ihre der Jungfrau erst entgegen reifende Tochter Martina und Thekla sind drei mit der zartesten Sicherheit scharfgeschiedene Frauencharaktere, deren so klare Durchführung eine große Kenntniß der Frauenwelt voraussetzt. Die Fabel der Geschichte ist einfach. Ein junger vermögender Graf Leonhard wirbt um die Tochter des Präsidenten, Thekla, die in ihrem Mädchenübermuth den Liebenden in steter, peinigender Ungewißheit läßt. An einem Balladende lernt Leonhard ein armes Mädchen kennen, dessen Mutter in größter Armuth krank daheim liegt. Er schenkt dem Kinde aus Mitleid und weil er ihm einen kleinen Milchkeng in der Eile des Vorübergehens zerbrochen hat, einen Silberthaler und verspricht zugleich für ihre Mutter einen Arzt zu besorgen. Tags darauf besucht er die Kranke, sendet seinen Arzt Jarno und erfährt später von diesem, daß die Kranke ein junges, schönes Weib sei, das durch Umstände in diese unglückliche, hilflose Lage versetzt worden. Leonhard sorgt für alles Nöthige und fühlt bald eine heftige Leidenschaft für Linda, die junge Wittwe. Thekla, in ihrem Eigensinn beharrend, wird von Leonhard verlassen, Linda erhält unterdeß eine bedeutende Erbschaft, beide gestehen sich ihre Liebe. Da entdeckt Linda, daß ihre Tochter Martina eine tiefe glühende Leidenschaft für Leonhard nährt, sie entsagt, Leonhard, ohne dies zu erfahren, muß auf ihren Besitz verzichten. Unterdeß hat auch Thekla ihr Unrecht eingesehen. Leonhard kommt wieder in das Haus des Präsidenten, beide früher Liebende versöhnen und heirathen sich. Martina, unterdeß zur Jungfrau erwachsen, reicht Jarno die Hand, Thekla, kränkelnd und sich in geistigem Schaffen aufreibend (denn sie ist Malerin und Dichterin), stirbt, und so erlangt denn auch Linda nach so vielen Opfern und harten Prüfungen ihren treu Geliebten. So gewöhnlich und einfach dieser Entwurf ist, so anziehend hat die Verfasserin die Ausführung zu gestalten gewußt. Ueberall Natürlichkeit, Einfachheit, Streben nach künstlerischer Rundung. W.

Notizen.

[Eine seltene Heirath.]

Eine der anmuthigsten Neuigkeiten, womit Paris sich gegenwärtig beschäftigt, ist folgende: Der Director eines pariser Vaudevilletheaters hat eine junge hübsche Tochter, die er zu verheirathen beschließt; er läßt einen jungen Mann zu sich rufen, und fragt ihn: ob er seine Tochter zur Frau haben will? — Der junge Mann weist auf seine dürftige Lage hin. Ich weiß es, antwortet der Director, aber ich weiß auch, daß ich meiner Tochter ein Heirathsgut von 400,000 Frcs. mitgebe. Ich bin es, der Ihre Hand für das Mädchen fordert. Natürlich, daß der junge Mann keine weiteren Einwendungen zu machen weiß. Die Tochter wird herbeigerufen. „Meine Tochter," redet sie der Vater an, „ich schlage Dir diesen Herrn als Gemahl vor; er ist arm, seine Geburt niedrig, eine Stellung in der Welt hat er nicht. Aber seit sechs Jahren habe ich ihn die Nächte durch mit dem Abschreiben von Manuscripten beschäftigt gesehen, um seine alte Mutter zu ernähren. Er, ein so guter Sohn, wird gewiß auch ein guter Ehemann sein, folge mir und willige in die Heirath." Das junge Mädchen willigte ein und der tugendhafte Sohn bewohnt gegenwärtig ein prächtiges Hotel, welches der Schwiegervater ausdrücklich für das glückliche Paar erbauen ließ. J.

[Jean Jacobi.]

Dieser Prophet findet keine gläubigen Hörer mehr. Nachdem er es mit allen Parteien verdorben, will er dem Vernehmen nach Berlin verlassen. Wohin er sich zu wenden gedenkt, ist unbestimmt; man vermuthet aber, daß er vielleicht in München die zersprungenen Saiten seiner Harfe nochmals aufziehen und Görres ersuchen wird, ihm neue Griffe einzuüben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 64. — den 30. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Religion der Chippewa-Indianer.

(Beschluß.)

Die Sitte, dem Todten solche Effecten mitzugeben, wurde von der Pietät und Großmuth überlebender Freunde vormals bis zum Uebermaß getrieben, bis ein verehrter Häuptling, der unter den Indianern ob seiner Tapferkeit und Talente allgemein bewundert wurde, ein sinnreiches Mittel anwandte, seinem Volke eine Lehre zu geben. Er bekam einen Krankheitsanfall, und nach wenigen Tagen verschied er, oder schien zu verscheiden. Nachdem er aber in diesem todtenähnlichen Zustande einige Stunden gelegen, kehrte er ins Leben zurück, und als er seine Stimme und Sinne wieder erhalten, benachrichtigte er seine Freunde, daß er schon auf halbem Wege nach dem Lande der Geister gewesen sei, und die Wege dahin mit den Seelen der Todten überfüllt gefunden habe, alle so schwer mit Flinten, Kesseln, Aexten, Decken und andern mit ihnen begrabenen Dingen beladen, so daß ihre Reise verzögert worden, und sie schmerzlich über die Bürde geklagt hätten, welche Freundesliebe ihnen aufgeladen. „Ich will Euch sagen," fuhr Gitchee Gauzinee (dies war sein Name) fort, „unsere Väter hatten Unrecht, sie haben zu viel Dinge mit den Todten begraben. Es ist ihnen zu schwer und sie klagten deshalb bitterlich gegen mich. Es gibt Viele, die wegen der schweren Last, die sie tragen, das Land der Geister noch nicht erreicht haben. Kleidung ist für die Todten sehr dienlich, wie auch ihre Moccasins, um darin die Reise zu machen, und ihre Pfeife, um sich unterwegs zu erfrischen; — ihre andern Besitzthümer aber vertheilet an ihre Verwandten und Freunde."

Dieser kluge Wink wurde gut aufgenommen. Der Gebrauch, Feuer auf dem Grabe anzuzünden, um dem abgeschiedenen Geiste auf dem Wege nach dem Lande der Todten zu leuchten, ist sehr allgemein und wird Sie an die orientalischen Gebräuche erinnern.

Hier eine Geschichte; sie ist zwar nicht neu, wird aber doch, wenn Sie sie noch nicht gelesen, zu Ihrer Unterhaltung etwas beitragen *). Ein Chippewa-Häuptling, der seine Kriegshaufen gegen die Sioux anführte, wurde von einem Pfeile getroffen und fiel. Ein Krieger, der auf diese Art bleibt, wird nie begraben. Einem alten Gebrauche nach brachte man ihn in sitzende Stellung, den Rücken an einen Baum gelehnt, sein Gesicht nach den fliehenden Feinden hingewendet. Sein Kopfputz, sein Schmuck und seine ganze Kriegsrüstung wurde sorgfältig geordnet, und so verließ man ihn. Der Häuptling war aber nicht todt, denn, obschon er sich weder bewegen noch sprechen konnte, so wußte er doch Alles, was um ihn vorging. Als er sich nun von seinen Freunden gleich einem Todten verlassen sah, wurde er von Wuth und Verzweiflung ergriffen. Nachdem sie klagend Abschied von ihm genommen, stand er auf und folgte ihnen; allein sie sahen ihn nicht. Er folgte ihrem Wege, er ging, wo sie gingen, wenn sie liefen, lief auch er,

*) Diese Geschichte steht in Schoolcraft's Reisen, einem Werke, das in Deutschland wenig bekannt ist.

Digitized by Google

lagerten sie sich und schliefen, so that er ein Gleiches; aber er konnte nicht mit ihnen essen, und wenn er speach, hörten sie ihn nicht. „Ist es möglich," rief er aus, „daß meine Brüder mich nicht sehen, — mich nicht hören? Wollt ihr mich verbluten lassen, meine Wunden nicht verbinden? Wollt ihr mich verhungern lassen mitten unter Nahrungsmitteln? Haben meine Kriegsgefährten mich schon vergessen? Gibt es keinen hier, der mich erkennt, oder einen Bissen Fleisch mir bietet?" — So klagte er und machte ihnen Vorwürfe; doch der Ton seiner Stimme erreichte sie nicht. Wenn sie überhaupt etwas hörten, so hielten sie es für den Sommerwind, der in den Blättern rauschte. Die Kriegsschaaren kehrten nach ihrem Dorfe zurück, Frauen und Kinder kamen heraus, um sie zu bewillkommnen, der Häuptling hörte die Fragen nach ihm und die Klagen seiner Freunde und Verwandten über seinen Tod. „Es ist nicht wahr," kreischte er mit lauter Stimme, „ich bin nicht todt; — ich blieb nicht auf dem Schlachtfelde zurück; ich bin hier, ich lebe, ich bewege mich; seht mich doch, faßt mich an! Von neuem werde ich meinen Speer in der Schlacht erheben und meine Trommel beim Feste schlagen!" — Aber Niemand gewahrte ihn, seine Stimme hielt man für das Rauschen des Windes, der sich in den Zweigen der Bäume erhoben. Er ging nach seiner Hütte und fand seine Frau, wie sie eben das Haar sich ausraufte und über seinen Tod weinte. Er versuchte, sie zu trösten; sie schien aber unempfindlich für seine Gegenwart. Er beschwor sie, seine Wunden zu verbinden; sie regte sich nicht. Er legte seinen Mund dicht an ihr Ohr und schrie: „Ich bin hungrig, gib mir zu essen!" Sie dachte, sie höre einen Musquito in ihrem Ohre summen. Dem Häuptling ging die Geduld aus; er nahm seine ganze Kraft zusammen und gab ihr einen heftigen Schlag an ihre Schläfe, — sie fühlte mit der Hand nach ihrem Kopfe und sagte: „Ich habe einen leisen Kopfschmerz."

Als der Häuptling dies sah, kam er auf den Gedanken, sein Körper möchte wohl auf dem Schlachtfelde geblieben sein, während nur sein Geist unter seinen Freunden wäre; er entschloß sich daher, zurückzukehren und ihn zu suchen. Vier Tagereisen weit war der Platz, und als er am letzten Tage sich ihm eben näherte, sah er vor sich auf dem Wege eine Flamme. Er suchte an der Seite vorbeizugehen, er mochte sich indeß hinwenden, wohin er wollte, so war sie immer vor ihm. „Du Geist," rief er zornig aus, „warum hindrest du mich? Weißt du nicht, daß ich auch ein Geist bin, und nur in meinen Körper wieder hinein zu kommen suche? Glaubst du etwa, mich zur Umkehr zu zwingen, so wisse, daß ich nie durch die Feinde meines Volkes besiegt wurde, und auch von dir nicht will bezwungen werden!" Nach diesen Worten nahm er sich zusammen und sprang durch die feindselige Flamme. Er fand sich unter einem Baume auf dem Schlachtfelde sitzen in seiner ganzen Kriegsrüstung, zur Seite den Bogen und Pfeil, gerade wie ihn seine Freunde verlassen hatten, und als er aufsah, gewahrte er einen großen Kriegsadler auf den Zweigen. Es war der Manito, von dem er in seiner Jugend geträumt, sein Schutzgeist, der acht Tage über seinem Körper Wache gehalten, die wilden Thiere und Raubvögel von ihm abgewehrt hatte. Endlich verband er seine Wunden, und erreichte, auf seinen Bogen und seine Pfeile gestützt, das Dorf. Hier wurde er von seinen Freunden mit Entzücken empfangen und beschloß die Erzählung seiner Abenteuer, indem er ihnen sagte: bis zum Lande der Geister seien vier Tagereisen; der Geist bedürfe jede Nacht eines Feuers; deshalb sollten seine Freunde und Verwandte vier Nächte hindurch das Leichenfeuer auf dem Grabe unterhalten, wo nicht, so würde der Geist genöthigt sein, es selbst anzufachen und zu schüren, — ein Geschäft, das immer als sklavisch und beschwerlich angesehen wird. Dies ist die Tradition, durch welche die Chippewas den Gebrauch, auf dem Grabe ein Feuer anzuzünden, erklären.

Die Indianer haben eine sehr bilderreiche Götterlehre, die einem Poeten vortreffliche Stoffe liefern könnte. Sie ist von der Vielgötterei der Griechen ganz verschieden. Die Götterlehre der Griechen personificirt die ganze Natur und verkörpert alle abstracten Begriffe. Die Indianer vergeistigen die ganze Natur; sie setzen zwar keine Dryaden und Faune in ihre Wälder, noch Najaden in ihre Gewässer; jeder Baum aber hat seinen Geist, jeder Fels, jede Fluß, jeder schimmernde Stern, jeder säuselnde Wind hat seinen Geist, Alles, was sie nicht begreifen, ist Geist. Mit diesem Begriffe erklären sie sich jedes Geheimniß, oder machen vielmehr jedes Ding um sie herum zum Geheimniß, was eben so groß ist, als das der Vereinigung von Leib und Seele im Menschen. Eine Uhr, ein Compaß, ein Feuergewehr, — jedes hat seinen Geist. Der Donner ist ein zorniger Geist, das Nordlicht sind tanzende Geister, die sich eine Freude machen, die Milchstraße ist der Pfad der Geister. Vögel betrachten sie, vielleicht wegen ihrer ätherischen Bewegung, als auf gewisse Weise mit der Geisterwelt vorzüglich befreundet. Nicht nur haben, nach ihrem Glauben, alle Thiere Seelen, sondern es herrscht bei den Chip-

Digitized by Google

pewa-Indianern auch die Ueberzeugung, daß es diesen in der andern Welt um so besser ergehen werde, als ihr Leben und ihre Genüsse in dieser verkürzt worden seien. Daher empfinden sie beim Jagen keine Reue; wenn sie aber einen Bär oder eine Klapperschlange getödtet haben, so bitten sie sie feierlich um Verzeihung und entschuldigen sich mit dem Grunde der Nothwendigkeit.

Außer dieser allgemeinen Vergeistigung des ganzen Universums, welches für einen Indianer lauter Geist unter gewissen Formen ist, haben sie noch gewisse mythologische Existenzen. Manabozha ist ein Wesen dem Seeva in der Götterlehre der Hindus sehr ähnlich. Die vier Himmelsgegenden sind Geister, der Westen ist der älteste und Vater der Uebrigen, die einem schönen Mädchen, das sich eines Tages beim Baden vom Westwind umkosen ließ, ihr Dasein verdanken. Weeng ist der Geist des Schlafs, mit unzähligen untergeordneten kleinen Geistern, welche seine Botschafter sind. Sie haben das Geschäft, die Augen der Sterblichen zu schließen, indem sie leicht auf die Stirn derselben schlagen, um sie in den Schlaf zu klopfen. Dann haben sie Weendigos — große Riesen und Menschenfresser, gleich den Asea-parts und Morgantes in den alten Romanzen, und kleine winzige Geister und Feen, die die Wälder und Wasserfälle bewohnen. Der Ribanàba, halb Mensch halb Fisch, wohnt in den Gewässern des Obeen-Sees. Gespenster und Verwandlungen gibt es in Menge, wie Sie gesehen haben. Der Waschbär war vor diesem eine Muschel, die an dem Ufer des Sees lag und von den Sonnenstrahlen belebt wurde. Der indianische Name desselben bedeutet: er war eine Muschel. Aus dem Gehirn einer gottlosen Ehebrecherin, deren Schädel am Felsen eines Wasserfalles zerschellte, wurde der Weißfisch.

Der Bereich der Hexereien, der Verzauberungen, der Talismane und Verwünschungen, die unter dem allgemeinen Namen der Medicin begriffen werden, ist ohne Gränzen. Henry erwähnt, daß einige Kaufleute unter den Artikeln, welche sie mitgebracht, um sie gegen Pelzwerk zu vertauschen, auch eine große Sammlung kleiner grober Bilder, für Kinder herausgegeben, zu einem halben Pfennig an Werth, hatten. (Ich erinnere mich, sie als Kind gesehen zu haben.) Sie verkauften diese zu hohen Preisen als Medicin, d. h. als Talismane, und fanden, daß dies ein sehr einträglicher und beliebter Handelsartikel war. Eins von diesen, ein kleines Bild, einen Schiffer darstellend, der seine Geliebte küßt, war unter den jungen Leuten eine geachtete Medicin, und wurde schnell als ein Liebeszauber verkauft. Ein Soldat, der das Gewehr präsentirt oder seinen Säbel schwingt, war eine Medicin zur Befeuerung des kriegerischen Muthes.

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Malerei und Musik. Theatralisches.]

— Ein hiesiger Künstler, unstreitig einer der ersten, die es überhaupt gibt, hat eine höchst geistreiche Composition gezeichnet, die für unsere Tage besonderes Interesse hat. Sie stellt den Fanatismus vor. Ein wüthender Stier, mit dem Brete vor dem Kopfe, ras't in sinnloser Todsucht, pfeilschnell über die Weltkugel hin. Auf dem Ungethüme sitzt ein Mönch, bacchantische Wuth im fieberhaft blitzenden Auge, das Gesicht in wilder Verzuckung, mit flatternder Kutte, vom Stoße des tollen Renners hin- und hergeworfen, ein Kreuz hoch emporschwingend und die Bestie noch mehr antreibend. — Diese Zeichnung, für den Kupferstich anfangs bestimmt, wird nun der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden, weil der Künstler sich plötzlich fürchtet! Vor wem? Mit Recht oder Unrecht? Das mag ich nicht entscheiden, weil ich nicht entscheiden kann, ob der Deutsche überhaupt eine Veranlassung hat, sich so sehr zu fürchten.

Herr Bendemann hat bereits mehrere Cartons zu den Fresken im Thronsaale, einzelne Figuren darstellend, vollendet. Wie Künstler mir versicherten, sind es Meisterstücke in der Zeichnung, aber eben wieder Produkte der düsseldorfer Schule, ohne Lebensgluth, welche die Münchner charakterisirt, weiche, sentimentale, sanft träumerische Gestalten. Dies Urtheil gewinnt Wahrscheinlichkeit, wenn man an jene Bilder Bendemann's denkt, die den hohen Ruf ihres Schöpfers gründeten — die trauernden Juden und Jeremias auf den Trümmern Jerusalems. Bendemann's wohlthätiger Einfluß auf unsere Kunstakademie macht sich jetzt schon bemerkbar, namentlich auf die Zeichnung der Schüler, die doch seither immer der Stolz der Anstalt war. Bendemann jedoch soll einigen der besten Schüler derselben rund und nett erklärt haben: Das Studium der Zeichnung müsse noch weit gründlicher als seither getrieben werden, wenn man überhaupt sich der Hoffnung hingeben wolle, einst in Dresden einer correcten Zeichnung sich rühmen zu können. Wir müssen jedoch bekennen, daß uns diese Mittheilung etwas unglaublich vorkommt, da hier Zeichner, wie Retzsch, Matthäi, Rietschel, Rösler, Näke, in der Landschaft Dahl, Friedrich u. A. unterrichteten und, außer Näke, noch wirken. Eher wollten wir glauben, daß des vortrefflichen Bendemann's Beispiel im Colorit und vornehmlich in der Composition unsrer Künstlerwelt eine größere Richtung geben werde.

In Kurzem wird der für unsere Capelle gewonnene neue Concertmeister, der berühmte Lipinsky, hier eintreffen und seine Funktionen beginnen, wodurch dem Institute ein neuer Glanz verliehen wird, in dessen Annalen die Namen

Hasse, Naumann, Schuster, Seidelmann, Paer, Weber und A. m. als ewige Sterne glanzen. Hingegen steht unserem Theater ein sehr empfindlicher Verlust bevor, da Herr Emil Devrient sein lebenslangliches Engagement, mit einem sehr beträchtlichen Jahrgehalte zu verlassen wünscht und, dem Vernehmen nach, höchsten Orts sein Abgang bereits genehmigt ist. Seine Stelle im Fache der Liedhaber dürfte nicht sobald auf eine ihres bisherigen Inhabers würdige Weise ausgefüllt werden. Aber nicht allein dieser, sondern ein andrer ebenso harter Verlust steht unserem Theater in der Person des Herrn Heckscher bevor, welcher bei Ablauf seines Contracts in wenigen Monaten Dresden verlassen wird. Wer Heckscher jüngst noch als Rosa, Hugo in der Schuld, Stephan Foster und Meinau sah, der mußte bei dieser Fülle der Darstellungskraft, unterstützt durch ein dezaubendes Sprachorgan, den stürmischen Beifall des Publikums nur gerecht finden und wird gewiß seinen Abgang mit uns bedauern.

Wenn sich das Gerücht bestätigen sollte, daß Mad. Schröder-Devrient schon wieder um einen anderthalbjährigen Urlaub angehalten habe, um künftigen Sommer eine neue Reise um die Welt anzutreten, so müßte man in der That auf den Gedanken kommen, daß die gefeierte Dame Europa für ihr Vaterland und Dresden für ihr Absteigequartier halte, das ihr für diese Ehre jährlich die Kleinigkeit von 5000 Thalern Gehalt, nebst einigen Schock zerschlagener Hände zahle.

Notizen.

[Röhr's Predigt. Brieflich aus Weimar.]

Die Stärke der Röhr'schen Polemik gegen den Katholicismus beschränkt sich meist auf Schimpfwörter oder Redensarten, die unter der großen Menge den alten Zwiespalt neu anschüren sollen, zur Schlichtung des Dilemmas zwischen Staat und Kirche nichts beitragen. Die katholische Gemeinde hat sich in einer kleinen Broschüre gegen Angriffe und Beleidigungen dieser Art zu verwahren gesucht. Zugleich hat der Bischof von Fulda, zu dessen Sprengel die Katholiken in den weimarischen Landen gehören, bei der großherzoglichen Regierung eine Beschwerdeschrift eingereicht. Generalsuperintendent Röhr nennt unter anderem den Papst einen Gaukler. Bei Untersuchung dieser Beschwerden ergab sich, daß Röhr's Predigt, die noch immer neue Auflagen erlebt, ohne Censur gedruckt wurde. Der vorgeforderte Buchdrucker gab zur Entschuldigung an, er habe geglaubt, der Herr Generalsuperintendent seien exceptionell und aller Censur überhoben. Somit aber wären der Herr Generalsuperintendent ein Papst im Kleinen, der nach Belieben schimpfen und verdammen könnte. Gott behüte uns vor den Päpsten auf beiden Seiten. Uebrigens würde sich Hrn. Röhr's Eifer gegen den Katholicismus jedenfalls mäßigen, wenn wir eine katholische Prinzessin zur zukünftigen Landesherrin erhalten sollten, wozu die Anwesenheit des Erdprinzen in Wien wenigstens die Möglichkeit an die Hand gab. Was aber Hrn. Röhr's ausweichende Erklärung betrifft, er habe, wenn er den Papst einen Gaukler nenne, nicht den Papst als Person, sondern den Papst als Institution gemeint, mithin sich keine persönliche Injurie zu Schulden kommen lassen, so ist dies eine bloße Naivetät seiner Denkkraft. Wer z. B. einen König, einen weltlichen Papst, als Institution verletzt, ist gleich sehr des Hochverraths schuldig, als wer in einem Fürsten auch die Person antastet. Armer Rationalismus, wie schwach steht es mit deinem Denken, während du dem Katholicismus den Mangel an Gedanken vorwirfst!

[Sterbas Schütze. Brieflich aus Weimar.]

Am 19. März starb Hofrath Schütze in Weimar, nach kurzem Krankenlager. Nach der Munterkeit seines Geistes, nach der Lebenslust seines heitern Gemüthes zu schließen, war ihm noch ein höheres Alter bestimmt. Noch acht Tage vor seinem Tode erschien er in dem gelebten Cirkel, den die Großherzogin um sich zu versammeln pflegt. Es wurde an dem Abend ein Aufsatz über Musik und ein Operntext von Stephan Schütze vorgetragen. Den Operntext schrieb er für einen jungen Musiker, den Aufsatz über Musik rechnet man zu dem Besten, was er geschrieben. Auch andere literarische Pläne beschaftigten ihn noch in letzter Zeit, unter anderm eine neue Ausgabe eines seiner Lustspiele, in welchem er die Monumentomanie der Deutschen parodirte, und das er für unsere Tage von erneutem Interesse hielt. Ueber sein Leben hat er seinen Freunden selbst Bericht erstattet in dem kleinen autobiographischen Werke, das in Neuhaldensleben bei Cyraud schon vor mehreren Jahren erschien.

[Eine kleine historische Anfrage.]

Der Hofr. Förster sagt im dritten Bande seiner „Höfe und Cabinette Europas" gleich auf der zweiten Seite: „August von Sachsen traf im Juni 1687 in Paris ein. Paris war zu jener Zeit die hohe Schule aller Lüderlichkeit und Verdorbenheit, deren Gift um so unumschrankter wirkte, als es der unumschränkte Hof war, welcher den Ton angab, und mit welchem eine eben so verdorbene katholische Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache machte, so lange der König sich unter die Herrschaft der Cardinal-Minister stellte." Ueber die „Lüderlichkeit und Verdorbenheit" und über die „verdorbene katholische Geistlichkeit," in der ein Bossuet, Fenelon, Noailles und andere solche Zierden obenan standen, reden wir vielleicht ein andermal; diesmal möchten wir nur den Hofrath Förster um Auskunft bitten, wer denn die Cardinäle waren, die Ludwig XIV. zu Ministern hatte? *.

[Liszt und Georg Sand.]

Georg Sand hat während ihres Aufenthaltes in Spanien eine Oper geschrieben, die von dem berühmten Virtuosen Liszt, der sich jetzt in Italien aufhält, componirt wird. Gegenwartig soll Georg Sand mit den Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Orient beschäftigt sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 30. März 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Das Manifest

des Schauspielers Jerrmann in Nr. 3 des Intelligenzblattes der Ztg. f. d. Elegante Welt „Wie der Buchhändler Heinrich Hoff in Mannheim denkt, handelt und für sich schreiben läßt"

hat mich mit wahrer Rührung erfüllt, es wird mir aber wohl kein Vernünftiger zumuthen, alle darin enthaltenen lächerlichen Albernheiten zu widerlegen, auch sind sie durch meine vor 14 Tagen erschienene Schrift „Karl Gutzkow und die Gutzkowgraphie" schon voraus gewürdigt und ins wahre Licht gestellt.

Erst kommt Gutzkow entsetzt und vertheidigt Herrn Jerrmann und blamirt dabei ihn und sich, jetzt kommt Jerrmann entsetzt und vertheidigt Herr Gutzkow, greift dabei auf das wüthendste einen bei der ganzen Sache total Unschuldigen und Unbetheiligten, Herrn W. Fischer, Redacteur d. Rhein. Postillons, an, und blamirt ebenfalls Hrn. Gutzkow und sich, das ist ja recht hübsch. Edle Seelen finden sich und große Männer müssen sich einander beistehen. Ich spiele mit Beiden Schach und amüsire mich dabei.

Da der gute Jerrmann nur Unwahrheiten beizubringen versteht, so will ich ihm in der Kürze Folgendes erklären:

1) Herr Wilhelm Fischer hat nie Theaterrecensionen für die mannheimer Stadtpost geschrieben (einen einzigen Fall ausgenommen, wo der Referent krank war), überhaupt noch nie etwas gegen Jerrmann, ebenso hat er von meinem Aufsatz gegen Gutzkow nicht eher etwas gesehen, als bis dieser gedruckt war, die sämmtlichen Jerrmann'schen Angaben sind also falsch.

2) Wurde Jerrmann nie zu einer Theilnahme am Rhein. Postillon aufgefordert, sondern er meldete sich öfters sehr zudringlich dazu. Da er aber bei seiner Geistes-Armuth nichts Eigenes produciren konnte, was brauchbar gewesen wäre, so wollte er aus dem Französischen übersetzen, und ich gab ihm zu diesem Zwecke eine Anzahl Nummern des Charivari, den ich damals hielt, er brachte aber auch aus diesen nichts heraus. Seine desfallsige Angabe ist also falsch.

3) Erklärt Jerrmann: ich würde ihn wohl nicht öffentlich auffordern, die Bücher zu nennen, welche ich ihm zugeschickt hätte, um daraus Tendenz und Styl für das Blatt zu erkennen, er habe das Paket wohl versiegelt, wie er es empfangen, zurückgesandt —

Wohlan: ich fordere ihn hiermit öffentlich dazu auf, ich habe ihm nie weder Bücher, noch auch nur ein Buch gegeben, mich in die Redaction des Postillons überhaupt nie eingemischt, sondern nur längere Zeit die Redaction der Stadtpost besorgt. Die Jerrmann'sche Angabe ist also ebenfalls falsch.

4) Gibt Jerrmann an: als er mir seine Ansicht mitgetheilt, habe ich die Indiscretion begangen, seinen Brief drucken zu lassen ꝛc. Wen es interessiret, der mag darüber die Nr. 31 der Stadtpost nachlesen, die für 4 Kr. zu haben ist. Dort ist der ganze Vorfall erzählt, auch verweise ich auf die Gutzkowgraphie, wo die Sache kurz berichtet ist. Die Jerrmann'schen Angaben sind falsch.

5) Sagt Jerrmann: und gibt er nicht einzelne Schriften von Kottenkamp gratis als Zulage zu andern Werken, wie der Schlächter Knochenbeilage zum Fleisch.

Ich habe von Kottenkamp nur das hübsche Buch „Die Engländer" im Verlag, und dies nie verschenkt, es auch nicht andern Werken beigegeben, außer daß ich vielleicht davon wie von allen Büchern Freiexemplare an Freunde verschenkt habe. Die Jerrmann'sche Angabe ist also falsch.

Welche fürchterliche Anklagen werden da gegen mich erhoben, es wird mir ordentlich schauerlich zu Muthe.

Schließlich rathe ich dem Herr Jerrmann: er möge sich lieber befleißen, auf den Bretern so gut Komödie zu spielen, als er es hier zur Belustigung des Publikums im Leben thut, es wäre viel gescheidter.

Herr Wilhelm Fischer hat von den gegen ihn gerichteten Unwahrheiten und falschen Beschuldigungen einstweilen Notiz genommen, und wird dem Herrn Jerrmann schon zu seiner Zufriedenheit antworten.

Mannheim, d. 17. März 1839.

Heinrich Hoff.

Digitized by Google

Erklärung.

In Bezug auf die Erklärung des J. Jacoby im Intelligenzblatt Nr. 3 dieser Zeitung erklären die Unterzeichneten hiermit, daß es allerdings in ihrer Absicht gelegen, den J. Jacoby durch eine Adresse zu veranlassen, das Berliner Lesekabinet von Bernstein zu meiden, weil es ihnen unerträglich war, mit ihm dasselbe Zimmer zu theilen. Wenn diese Adresse nicht wirklich aufgezeichnet wurde, so liegt dies blos an der Pedanterei einiger Mitglieder des Lesekabinets, die über die Form der Abfassung nicht einig werden konnten. Uebrigens befindet sich in dem Wünschebuch des genannten Lesekabinets bereits zu Anfang Januar der Wunsch in satirischer Weise aufgezeichnet, daß J. Jacoby wegbleiben möge. Jetzt nun danken wir H. J. Jacoby, daß er Berlin von seiner Gegenwart befreit hat, und wünschen ihm glückliche Reise nach München.

Berlin, d. 23. März 1839.

Mehrere Besucher des Bernstein'schen Lesekabinets.

Conversations-Lexikon.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Conversations-Lexikon. Achte Original-Auflage. 12 Bände. Gr. 8. Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr.

Hiervon ist im vorigen Jahre ein unveränderter Abdruck veranstaltet worden, von dem die einzelnen Bände auch nach und nach in einem **neuen Abonnement** bezogen werden können, wo dann der Band auf Druckp. 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr. kostet.

Universal-Register zur 8. Aufl. des Conversations-Lexikons. Gr. 8. Geh. Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Register gibt eine **vollständige Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände** und weist auf 18 Bogen in dreispaltigen Seiten 70,000 Personen und Gegenstände nach, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conv.-Lex. sich finden. Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der 8. Auflage darthun.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Erster Band, in acht Heften. **A — E.** Gr. 8. Jedes Heft auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Dieses Werk ist **ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes**, bildet aber zugleich einen **Supplementband** zur 8. Aufl. des Conv.-Lex., sowie zu allen frühern, zu allen Nachdrücken und Nachbildungen desselben. Es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Gegenwart bewegt.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

The complete Works

of *Charles Dicken's* (Boz).

Vol. I. and II.

containing

the posthumous papers of the

Pickwick Clubb.

A faithful record of the perambulations, perils, travels, adventures and sporting transactions of the corresponding members.

Subscriptions-Preis 2 Thlr.

Die übrigen Werke dieses ausgezeichneten Schriftstellers werden in dieser schön gedruckten Sammlung in kurzen Zeiträumen nachfolgen.

Auch ist eine neue Auflage des ersten Bandes von

E. L. Bulwer's complete Works

containing

Pelham or the adventures of a Gentleman

erschienen, und nun die sämmtlichen Werke wieder vollständig in 16 Bänden zum Subscriptions-Preise à 1 Thlr. für den Band zu haben.

Leipzig, Friedrich Fleischer.

Für Kaufleute, Fabrikanten ꝛc.

Nachstehendes, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommene Werk erscheint hier in sehr verbesserter und vermehrter zweiter Auflage:

Die Handelsschule.

Oder Real-Encyklopädie der Handels-Wissenschaften. Enthaltend Belehrungen über den Handel und seine verschiedenen Zweige; die kaufmännische Rechenkunst; Coursberechnung; Correspondenz; die doppelte und einfache Buchhaltung; alle Arten kaufmännischer Aufsätze; den Waaren-, Wechsel- und Staatspapierhandel; Seehandel; das Land- und Seefrachtwesen; über Handlungsgesellschaften, Assecuranzen ꝛc. Für Jünglinge, welche sich dem Handel- und Fabrikwesen widmen wollen. Nach den neuesten

Digitized by Google

Quellen und besten Hülfsmitteln bearbeitet von A. F. Jöcher. 3 Bände. (1900 enggedruckte Seiten enthaltend.) 2te Auflage. Gebunden. Preis 5 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk erfreut sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls in der kaufmännischen Welt, weil es sich durch Gediegenheit und Gründlichkeit vor allen ähnlichen Schriften höchst vortheilhaft auszeichnet. Nicht nur allen Jünglingen, welche sich der Handlung widmen, sondern auch dem praktischen Kaufmann, dem Banquier, dem Fabrikanten, dem Makler, sowie überhaupt Jedem, der Handelsgeschäfte irgend einer Art treibt, darf dieses Werk seiner hohen Brauchbarkeit wegen empfohlen werden. Gegenwärtige neue Auflage ist überdieß außerordentlich vermehrt und vielfach verbessert, so daß solche den Zeitbedürfnissen in jeder Hinsicht vollkommen entspricht.

Der 4te und 5te Band, welche binnen kurzem erscheinen werden, enthalten die

Waarenkunde
in allen ihren Zweigen.
Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.
in Lieferungen zu 10 Gr. (— 12½ Sgr.)

Die erste Lieferung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben.

Bei Julius Wunder in Leipzig erschienene

Neue Musikalien:

Die beiden Schützen,

komische Oper in 3 Acten, vollständiger Clavier-Auszug von

A. Lortzing
(Regisseur der Oper in Leipzig).

Preis 6 Thlr.

Diese Oper ist auf vielen Bühnen Deutschlands, besonders in Leipzig, Dresden und Breslau mit dem besten Erfolge gegeben worden.

Aus dem Clav.-Auszug einzeln:

Terzett: Welche Wonne (2 Sopran u. Bass)	16 Gr.
Arie: Da wo schöne Mädchen (Bariton)	10 -
Quartett: Lasst euch ihr Schönen	16 -
Lied: Es kommt d'rauf an (Bass)	4 -
Quintett: Mein lieber Sohn	18 -
Arie: Ihr freundlich stillen Fluren (Tenor)	8 -
Duett: Der Bräut'gam naht (Sopr. u. Tenor)	12 -
Arie: Er ist mir werth (Sopran)	8 -
Lied: Sonn und Mond (Tenor)	4 -
Quartett: Ihm Trost zu bereiten	12 -
Duett: Wofür mein Herz (Sopr. u. Tenor)	6 -
Septett: Stille Nacht	1 Thlr. — -

Ouverture zu derselben Oper f. Pianoforte 12 Gr.
— — zu 4 Händen 16 -

Marschner, H., der Bäbu, Oper für Pianoforte allein ohne Worte 4 Thlr.
— — Contretänze nach Melod. aus Bäbu f. Pfte. 6 Gr.

Czerny, Carl, Salonstücke, 3 brill. Fantasien über ausgew. Motive aus Bäbu f. Pianoforte. Op. 540. Liv. 1. 2. 3. à Liv. 16 Gr.

Dorn, H., grande Sonate p. l. Pianoforte à 4 Mains op. 29 2 Thlr. 12 Gr.

Marschner, A. E., Lied: Wo sind ich Dich, m. Pftebgl. op. 9 8 Gr.

Nicola, C., die Rebentochter, Ged. v. Rückert für 1 Singst. m. Pianofortebegl. op. 10 12 Gr.

Taeglichsbeck, Th., Variations sur un air Stirien p. l. Violon, avec accomp. de l'orchestre op. 12 1 Thr. 12 Gr.
— — avec accomp. du Quatuor 18 Gr.
— — avec accomp. du Pfte. 16 -

Bei K. F. Köhler in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber Gewissens- und Glaubensfreiheit sowohl in moralisch-religiöser als in rechtlicher Hinsicht. Ein Friedenswort an alle Religionspartheien. Vom Professor Krug, Doct. der Theologie und Philosophie. gr. 8. brosch. 6 Gr.

In der Buchhandlung von A. D. Geister in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hafed,

Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Kien. 8. 11 Bogen. cleg. brosch. 16 gGr. netto

Ein Recensent sagt über dies Buch: „Mit stets gespannter Aufmerksamkeit habe ich dies Trauerspiel gelesen, und muß gestehen, daß sowohl die Handlung des Stückes, wie die reine Sprache ausgezeichnet genannt zu werden verdient."

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

An den Herrn Consistorialrath und Generalsuperintendenten Dr. Hrsekiel in Altenburg der Dr. Jonathan Schuderoff in Ronneburg über das an die gesammte Predigers- und Schullehrerschaft des Herzogthums Altenburg erlassene Consistorialrescript vom 13. November 1838. 8. brosch. 4 Gr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschenbuch
des
Rheinischen Postillon.

Ohne Stahlstiche.

Erster Jahrgang.
Das Jahr 1838.

8. broschirt 12 gr. — 48 kr.

Chronik des Jahres 1838, geblasen nach Postillons-Melodien. Die Variationen dazu macht sich jeder Leser selbst. Es ist übrigens nicht blos für die Leser des Postillons, sondern für alle Welt geschrieben, und ein gar anmuthiges politisches Volksbüchlein für Hoch und Nieder. —

Mannheim, 1839.

Heinrich Hoff.

Digitized by Google

Capt. Chamier's neuestes Werk.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Jack Adams, der Meuterer,

von Capt. Frederic Chamier. 3 Thle. geh. Pr. 1 Thlr.

Dieser interessante Roman bildet zugleich die Fortsetzung von Marryat's, Chamier's, Boz u. A. gesammelten Werken, Thl. 66 bis 68.

Braunschweig, 1. März 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Karl Gutzkow

und

die Gutzkowgraphie.

Ein gemüthliches Literarturbild

von

Heinrich Hoff.

Als Antwort auf Gutzkow's Abfertigung des Buchhändler Hoff, Wohlgeboren.

Motto:
Wo gehauen wird, fallen Späne.
Altes Stück.

8. elegant broschirt 6 gr. — 24 kr.

Die treue Schilderung eines Autors, der das Privilegium zu haben glaubt, das Publikum, die Literatur, die Schriftsteller und die Buchhändler zu malträtiren, für Jedermann interessant und amüsant. Ich habe den edlen Schriftsteller darin nach Verdienst und Würden behandelt und die Lection wird sicher etwas helfen.

Mannheim, 6. März 1839.

Buchhändler Heinrich Hoff.

Zur Feier des dem Preußenlande bevorstehenden Jubeljahres 1840.

Friedrich der Große

dargestellt

nach den besten Quellen

von

A. F. Fern.

In 18 monatlich erscheinenden Lieferungen von 3 Bogen Text und 2 Kunstblättern. à ⅓ Thlr.=30 Xr. Conv. M.=36 Kr. Rhein.

Sämmtliche Blätter sind auf chinesischem Papier gedruckt, und werden auch einzeln in 4. à ⅓ Thlr. gegeben.

Die Verlagshandlung beabsichtigt ein Werk zu liefern, das sowohl durch die Lebendigkeit und Treue der Darstellungsweise, als durch die äußere Ausstattung geeignet ist, ein Volksbuch zu werden, welches den Schöpfer und Träger des Preußen-Namens verherrlicht, in dessen Kunstbeilagen zugleich die ewig denkwürdigen Momente aus dem Leben des großen Königs würdig und schön dargestellt sind.

Das Werk wird 1840 vollendet, in dem Jahre, wo vor einem Jahrhundert der große König Preußens Thron bestieg.

Das erste Heft ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Magdeburg, im März 1839.

Die Rubach'sche Buchhandlung. (E. Fabricius.)

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Der Schleichhändler.

Roman

von

Robert Heller.

2 Bde. eleg. geh. 8. 2 Thlr. 16 gGr. od. 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Dieser Roman ist sowohl von der Kritik als vom Publikum mit einer Auszeichnung empfangen worden, als lange kein Werk dieser Gattung der Literatur erfahren hat. Wenn schon fremde Nationen die Werke des Verf. in ihre Sprachen übergetragen haben (was auch mit gegenwärtigem Roman bereits geschehen ist); so können wir uns einer weitern Anempfehlung billig entheben.

Ferner erschien von demselben Verfasser:

Alhambra.

Spanische Novellen.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 12 gGr. od. 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

Zwei Erzählungen: „die Schlacht von Toloſa" aus der Zeit des Maurenkrieges, und „la Niña" aus unsern Tagen bilden dieses Bändchen.

Altenburg, im März 1839.

H. A. Pierer.

Literarisch-artistische Ankündigung.

Gratis.

Ein ausführlicher Prospectus über den im Verlage des Unterzeichneten von jetzt ab, auf Subscripcion herauskommenden großen, dabei äußerst billigen,

Neuen

Naturhistorischen Original-Atlas

in methodischer Reihenfolge;

Ein Hausbedarf für Jung und Alt und überhaupt jeden Gebildeten!

Deutsches National-Prachtwerk,

63 Royal Velin-Blatt,

in **21** monatlichen Lieferungen,

jede 3 Blatt elegantester Ausstattung, umfassend, à Blatt colorirt 8 ggr. oder 36 kr. rh.; schwarz à 4 ggr. oder 18 kr. rh. (so, daß die color. Abbildung circa auf 6 pf. und die schwarze Abbild auf 3 pf., nur zu stehen kommt!); welcher jedem naturgeschichtlichen Lehrbuche als treffliches Erläuterungsmittel zu dienen wohl geeignet ist; kann sofort in jeder Buch- wie Kunsthandlung gratis in Empfang genommen werden. Anmeldungen zur Subscription werden jederzeit überall angenommen.

Breslau, im März 1839.

Fr. Hentze, Buchhändler.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 43.

Briefe über Schwaben und Franken.
Kleine Burlesken und Charakterzüge. Von Th.
Notizen.

No. 44.

Briefe über Schwaben und Franken. (Beschl.)
Kleine Burlesken und Charakterzüge. Von Th.
Notiz.

No. 45.

Die Verblühte. Novelle von J. Kaufmann.
Notiz.

No. 46.

Die Verblühte. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 47.

Die Verblühte. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 48.

Die Verblühte. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 49.

Die Verblühte. (Beschluß.)
Kleine Burlesken und Charakterzüge. Von Th.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 50.

Der Winterpalast. Betrachtungen des Fürsten Wjasemsky, mitgetheilt von H. Koenig.
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 51.

Der Winterpalast. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 52.

Ein Besuch bei Rahel in Paris. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

NO. 53.

Ein Besuch bei Rahel in Paris. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 54.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.
Abälard und Heloise. Von Kfm.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 55.

Ein Morgenbesuch bei Meyerbeer. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 56.

Die Rosen und ihre Schwester. Frühlingsnovelle von Ferdinand Stolle.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 57.

Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 58.

Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung).
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 59.

Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notizen.

No. 60.

Lieder aus dem Kerker. Von L.
Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Elberfeld.
Notiz.

No. 61.

Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Elberfeld. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 62.

Die Rosen und ihre Schwester. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Elberfeld. (Beschluß.)
Notiz.

No. 63.

Die Religion der Chippewa-Indianer. Von Anna Jameson.
Die Rosen und ihre Schwester. (Beschluß.)
Schwedische Novellen.
Notizen.

No. 64.

Die Religion der Chippewa-Indianer. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notizen.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Brotschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brossot Jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bolletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersboorg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Haon und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Wunlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choolant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehronberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Knebel, K., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Strove, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Blutes.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

April.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

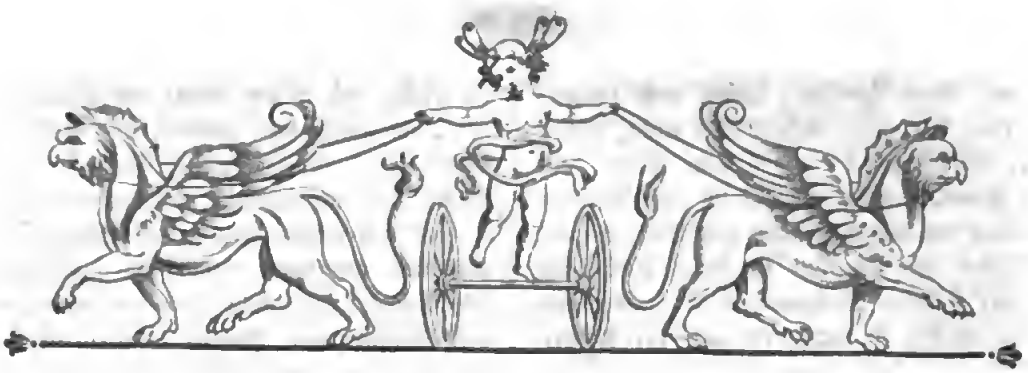
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 65. — den 4. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ben Mussa in Paris*).

Ben Mussa an Fatmeh.

....Aus einem Beduinen, aus einem gläubigen Moslem bin ich ein moderner Franzose geworden, — dem Aeußern nach, denn mein Inneres kann sich nie ändern, ich werde immer und stets der sein und bleiben, als welcher ich geboren und erzogen bin und bis hierher gelebt habe. Wollte ich jedoch ferner Deinem erhabenen Bruder und meinem Volke nützlich sein, so mußte ich zu einer Mummerei meine Zuflucht nehmen, mußte meinen Namen verläugnen und meinen Bart abschneiden lassen. Mein Bart, mein Bart! Es wird nicht lange währen, so werde ich nicht viel mehr von dieser Zierde des Mannes besitzen, als einem hessischen Staatsdiener erlaubt ist, d. h. gar nichts. Wie werdet ihr den Bartlosen empfangen, wie ihn verhöhnen! Allah Kerim!

Da ich nun einmal französirt bin, muß ich auch wie ein Franzose leben. Es kam mir anfänglich sehr hart an, aber der Mensch gewöhnt sich an Alles. Manche der hiesigen Sitten, mancher Gebrauch gefällt mir sogar mit der Zeit, und könnte ich meine Frauen und Kinder bei mir haben, so möchte ich wohl längere Zeit hier leben. Euch würde es noch mehr gefallen, als mir, denn wie groß würde Euer Entzücken sein, wenn ich Euch in die Oper oder in ein Theater führte! Natürlich müßtet Ihr Euch dicht verschleiern und würde ich doch noch zur Vorsorge ein Baignoir, eine verschlossene und vergitterte Loge, im Theater nehmen, wie es der vertriebene Dey von Algier und der vertriebene Herzog von Braunschweig hier gemacht haben. Der alte, würdige, nunmehr auch zu Allah gegangene Hussan lebte hier längere Zeit mit seinen sechsundfunfzig Weibern — die übrigen hatte er in Algier zurückgelassen — und soll sich sehr gefallen haben. Nur die Neugierde der Franzosen, Eifersucht bezüglich seiner Frauen, und hauptsächlich die Kälte und Feuchtigkeit des hiesigen Klimas sagten dem alten Manne nicht zu, und bestimmten ihn, nach dem südlichern Italien zu gehen, wo ihn aber doch das allen Sterblichen drohende Schicksal erreichte. Friede seiner Asche, die in fremder Erde modert; er war ein guter Mensch, ein treuer Gatte, ein liebender Vater, ein sorgsamer Regent, und lebt jetzt glücklich und sorgenfrei im himmlischen Paradiese. —

Daß die hiesigen Frauen und Jungfrauen sich in Alles mischen, an Allem Theil nehmen wollen, habe ich schon in einem früheren Briefe erwähnt. Wenn ich mich an alle europäischen Sitten und Gebräuche gewöhnen könnte und wollte, daran würde ich es nie können, meine Frauen und Töchter unverschleiert, ohne Bewachung und ohne meine Gegenwart inmitten von Männern zu sehen, die ihre spähenden Blicke auf die Damen richten, mit Brillen, Lorgnetten und Teleskopen dieselben

*) Ben Mussa ist der Abgesandte Abdel-Kadr's an den französischen Hof. Seine in beduinischer Sprache geschriebenen Briefe über Frankreich und die Franken werden demnächst in einer freien Uebersetzung von A. Jäger erscheinen.

Digitized by Google

den beängeln, mit ihnen sprechen, lachen und tanzen. Haben die Europäer Herz und Gefühl oder nicht, lieben sie ihre Weiber, ihre Kinder? — — Eine Frage, auf welche ich keine Antwort weiß, obwohl sie eine Antwort verdiente. So innig ich meine Frauen und Töchter liebe, würde ich doch eher den Yatakan in ihren Busen stoßen, als sie unter fremden Männern wissen, aber wie es hier der Eine macht, so macht es auch der Andere, und da fällt denn mancher Vorwurf, mancher Stein der Anstoßes weg.

Ich bin Dir, theuerste Fatmeh, noch eine Beschreibung der hiesigen Theater schuldig, ein Vergnügen, welches Du, Allah sei gepriesen! nicht kennst. Ehe ich jedoch vom Theater, von Opern, Balletten, Schau-, Lust- und Trauerspielen spreche, will ich vorher über hiesige Damengesellschaften, über die Vergnügungen der französischen und somit der europäischen Frauenwelt, denn jene gibt den Ton für diese an, über Thee- und Kaffeegesellschaften, über Dejeuners, Diners und Soupers, über Soiréen und Bälle, über Concerte und endlich über Theater reden, denn ich möchte Dich nicht alsbald mit dem Schlimmsten bekannt machen, mit dem Sittenlosesten und Verderbtesten, mit den Theatern, obwohl auch die andern Reunionen und Vergnügungen gerade nicht die Moral befördern.

Ihr, die treuen und glücklichen Weiber gläubiger Moslemim, lebt in den prachtvollsten Gemächern der Wohnung Eures Gemahls, lebt sorgenfrei, ohne Arbeit, unbekümmert um die Außenwelt, Ihr lebt Eurem Manne und Euren Kindern, Euer Bedürfnisse werden befriedigt, ehe Ihr das Wort gesprochen, zahlreiche Sklaven und Sklavinnen stehen zu Euren Diensten, die Wohlgerüche Arabiens duften in Euren Gemächern, die herrlichsten Orangenblüthen in den Gärten, Fontainen sprudeln im Garten und Hof, Bäder stehen stets für Euch bereit, und nach dem Bade laden schwellende Ottomanen und herrliche Teppiche zur Ruhe ein, Sklavinnen bringen Kaffee und die Kalium (Wasserpfeife). — Ihr lebt wahrlich beneidenswerth, kennet weder Ehegeiz und Herrschsucht, noch Sorgen und Schulden. Neid und Intriguen freilich herrschen leider auch unter Euch, wie unter den europäischen Weibern, und werden herrschen, so lange es Weiber gibt, also so lange die Welt steht, denn ohne Weiber keine Welt! Wie sorgenvoll aber, wie freudlos, in steter Unruhe, unter Plage, Zank und Kummer lebt die Frau in Europa! Gewinnen, sich bereichern, ist dort das Streben der Männer und der Frauen, der höchste Zweck, der alle Kräfte in Anspruch nimmt, der am Tage die Ruhe und in der Nacht den Schlaf raubt. Gewinnen, um glänzen zu können, und sollte es nur falscher Glanz sein! Dieses rastlose Streben, welches die Stirn furcht, die Haare bleicht und vor der Zeit altern macht, ist uns wie unsern Frauen unbekannt; auf gleiche Weise sind uns unzählige Bedürfnisse unbekannt, ohne welche die Europäer gar nicht leben zu können wähnen. Wieviel Ruhen und Plagen bereiten sie sich deshalb, oft Entbehrungen und Arbeit für lange Tage und viele Nächte eines neuen Anzuges halber, um das Theater, einen Ball besuchen zu können, um diese oder jene Bekannte durch ein Prunkstück zu übertreffen! Ja, ein geplagtes Leben führen die Europäerinnen, sie rühmen sich frei zu sein, und sind in Wahrheit Sklavinnen, frei und glücklich sind nur die muhammedanischen Weiber! Vernimm jetzt die Freuden und Leiden einer Europäerin, einer Hausfrau, und es gibt bei den Franken für den Mann nur eine legitime Frau. Wenn dir Nacht, dieses ewige Einerlei für Mann und Weib, vorüber, muß sich die Frau erheben, den Kaffee kochen, die Kinder wecken, waschen und anziehen, dann die Wohnzimmer säubern, das Frühstück bereiten, das Mittagsessen kochen, nach dem Essen wieder Kaffee — dann kleidet sich die Hausfrau an, nähet, stickt oder strickt bis zum Abendessen. Der von seinen Geschäften, von seinem Tagewerke zurückkehrende Mann ist müde und mürrisch, bei der Abendmahlzeit wird gezankt, nach derselben der Zank fortgesetzt, oder die Kinder zu Bette gebracht, oder geschlafen, und das währt bis zum Niederlegen. Siehe, das ist das Tagewerk, das gewöhnliche Leben einer Europäerin der mittlern und untern Classen, die reichen Familien, da ihrer im Verhältniß so wenige, kommen nicht in Betracht. Und wie die verheiratheten Weiber jener Classen, so leben im Ganzen auch die Jungfrauen, sie helfen den Muttern, oder verdingen sich bei andern Leuten, oder werden Gesellschafterinnen, Putzmacherinnen, Gouvernanten, Haushälterinnen bei Wittwern, Kindermädchen und Ammen — — überall Noth, Plage und Arbeit und ein trauriges Ende!

Haben denn aber die europäischen Frauen und Mädchen gar keine Freude, keine Abwechslung von jenem einförmigen, geplagten Leben? Ja, meine Gute, sie haben der Freuden viele, aber doppelte Sorgen, vermehrter Aerger und vermehrte Arbeit gehen einer Freude vorher und folgen ihr. Alle ihre Freuden kosten Geld, da brummt denn der Mann, oder es fehlt hier und dort, die Wirthschaft leidet, die Kinder leiden mit der Wirthschaft, und Alles der Mutter, der würdigen Hausfrau

Digitized by Google

wegen, die sich eine Erholung verschaffen und sich auf kurze Zeit für lange Leiden entschädigen will. Die verschiedenen Arten dieser Entschädigungen und Erholungen will ich Dir jetzt aufzählen, ich nenne nur die vorzüglichern und bekanntern, von den unwesentlichen und unbekannten will und kann ich nicht reden, denn ich will Dein Ohr nicht beleidigen. Aber Du wirst finden, daß die erlaubten Vergnügungen der Sorgen und Plagen, welche sie kosten, nicht werth sind, daß sie auf die Länge und in zu öftern Wiederholungen die vernünftige Frau, welche ihren Mann und ihre Kinder liebt, nicht befriedigen können.

Bevor ich zur Aufzählung derjenigen Vergnügungen, die einer Europäerin gestattet sind, und denen sie sich öffentlich überläßt, schreite, muß ich noch die Bemerkung einschalten, daß wie die muhammedanischen Weiber sich nur in ihrem Hause, so die europäischen sich nur außer demselben vergnügen können. Denn wenn letztere eine Gesellschaft, ein Gastmahl, einen Ball oder dergleichen in ihrem Hause veranstalten, um Andern Vergnügen zu bereiten, so bereiten sie sich selbst dadurch die größte Last. Tage und Wochen vorher werden Vorbereitungen getroffen, Nächte durchwacht, Schulden contrahirt, das Dienstpersonale geschimpft, mit Bäcker, Fleischer, Conditor und Weinhändler gehandelt und gezankt, der Gatte und die Kinder werden vernachlässigt, Alles im Hause und im Haushalt ist aus dem gewöhnlichen Geleise gebracht, nicht nur vor, sondern auch nach der Gesellschaft, nach der Soirée u. s. w. und je größer die Gesellschaft oder das Fest war, je bedeutender, zeitraubender und kostspieliger sind die Vorbereitungen und die Nacharbeiten, oder vielmehr Nachwehen, denn nachher muß Alles wieder in Ordnung gebracht, geputzt, gescheuert und bezahlt werden, und die gehabten Kosten müssen außerdem durch diese oder jene Art, meistentheils durch zu weit getriebene Oekonomie im Haushalte, wieder eingebracht werden. Nach eben Gesagtem wirst Du mir einräumen, daß eine Europäerin sich nur außerhalb ihres Hauses amüsiren kann, aber auch nur die leichtsinnige, denn die wirthliche, die besorgte, die treue und liebende Gattin und Mutter wird stets, wenn sie ihr Haus, ihre Familie verläßt, mit Sorge und Angst an jene zurückdenken, zumal die Dienstboten in Europa nicht so treu und zuverlässig sind, als unsere Sklaven; wenn daher dort die Herrschaft den Rücken kehrt, so geht Alles über und unter sich, denn da herrscht unter der dienenden Classe weder Furcht vor der Bastonade, noch vor dem Verkaufen. Ueberdies kosten alle Vergnügungen in Europa enorm viel; wo es wenig oder nichts kostet, amüsirt man sich nicht. Da wird überall gegessen, getrunken, gefahren, geritten, getanzt und musicirt, gespielt und geschwärmt, im Schlitten und auf der Eisenbahn gerutscht — Fatmeh, viele Männer in Europa sind durch ihre Weiber bankerott geworden, und doch hat dort ein Mann nur ein Weib! — Aber die Vergnügungen selbst sind noch nicht einmal so kostspielig, als die Anzüge und der Schmuck, deren eine Frau dazu bedarf. Glaubst Du, daß eine vornehme Dame in demselben Anzuge zwei Gesellschaften hinter einander besuchen oder auf zwei Bällen in demselben Winter sich blicken lassen dürfe, daß sie denselben werthvollen Schmuck bei allen Gelegenheiten trüge, daß sie mit einem Hute, einem Shawl, einem Mantel u. s. w. zufrieden wäre? Es geht ins Unglaubliche, beste Fatmeh, was eine Europäerin auf ihr Aeußeres, oft auf ein recht mißgestaltetes Aeußere, verwendet, wie viel Kleider, Schuhe, Shawls, Ringe, Ketten, Uhren, Hüte, Mäntel, Corsets, Handschuhe u. s. w. sie besitzt, man könnte in Wahrheit einen Harem damit versehen; ich bin fest überzeugt, daß eine hiesige Dame der Mittelclasse, eine Boutiquière oder Epicière, mehr jener Kleidungsstücke und jenes Tandes besitzt, als Du und meine übrigen Frauen und Sklavinnen zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag*).

[Mendelssohn-Bartholdy's Paulus.]

Das Oratorium „Paulus" von Mendelssohn-Bartholdy ist zwar bereits mehrfach und genügend in diesen Blättern besprochen worden; aber ich will dennoch über seine Aufführung und Aufnahme von den prager Kunstfreunden und vom Publicum berichten, und, um die Urtheile zu erklären, welche darüber mündlich und im Drucke gefällt wurden, einige Worte über unsere musikalischen Zustände voranschicken.

Prag, selbst geblendet durch seinen Ruf in der Musikwelt, verhätschelt und verzieht seine musikalischen Dilettanten auf unverantwortliche Weise. Kaum ist ein musikalisches Küchlein aus der Eierschale des Conservatoriums hervorgekrochen, so wird es schon als etwas Außerordentliches ausposaunt, als ein Glückhahn, der nicht blos die englischen, sondern alle Hähne siegreich bekämpfen wird. Solche Schooßkinder und Günstlinge werden dann wie Reliquien in öffentlichen und Privatcirkeln zum Küssen herumgereicht, und an allen Ecken und Enden der Gesellschaften und Journale wird darüber geschwatzt, recensirt und gelobt bis ins Blaue. Daher kommt es auch, daß hier, wenigstens dem Namen nach, Virtuosen und Componisten wie Pilze hervorschießen;

*) Durch Zufall verspätet. D. Red.

Alles klimpert, dudelt, fidelt, componirt, recensirt und docirt frisch darauf los, macht sich breit und verrammelt dem Fremden den Eintritt. Unter solchen Gevatterschaftsrücksichten und vielerlei crudelen Geschmacksverirrungen mußte es einem Orthodoxen doppelt erfreulich und überraschend sein, ein Werk wie Paulus hier aufgeführt zu hören.

Marx theilt die musikalischen Künstler, Kunstphilosophen und Kunsthandwerker in zwei Classen, in Oekonomisten und Speculanten. Die Oekonomisten bewachen den Haushalt der Kunst, wie sie ihn eben vorfinden; ihnen ist die Kunst weniger ein üppig grünendes, blüthentreibendes Feld, als ein Speicher voll getrockneter Früchte. Man erkennt sie an den Klagen: „Hier sind die Mittel der Tonkunst verschwendet;" „der Componist verbrauche zu viel Instrumente" oder „zu viel Harmonie" und was noch tadelnswerther, er habe sich neuer, folglich „durchaus unkünstlerischer und zweckwidriger Mittel" bedient. Andere dieser Classe hüten argusäugig die alten Grenzen, die etwa Emanuel Bach, oder Haydn, oder Mozart oder Sulzer gesetzt, und darüber hinaus darf ihnen nichts schreiten, sonst werden sie ängstlich, ungehalten, und rechnen uns bei Heller und Pfennig vor, daß „die Mittel der Tonkunst" dazu nicht ausreichten. — Die Speculanten schaffen weniger Kunstwerke, sondern forschen emsig nach, um zu enträthseln, wozu die Kunst geschaffen und bestimmt sei. Dies suchen sie nach dem Eindrucke, den sie von den Kunstwerken empfangen, zu lösen. Allein diese teleologische Untersuchung führt nur zu dem Resultate: Die Tonkunst gewähret einen Genuß, und zwar keinen blos sinnlichen, wie Essen und Trinken; keine Verstandesbeschäftigung wie Ziffern und Zahlen, sondern einen Seelenempfindungsgenuß. Diese Speculanten erscheinen als die wichtigere und schwerer zu bekämpfende Partei; schon deswegen, weil sie nicht genöthigt sind, sich speciell einzulassen wie die Oekonomisten, mit denen sie nächst dem Abstractionsverfahren den Standpunkt außerhalb der Kunst gemeinschaftlich haben.

Von diesen beiden Classen hatten besonders die Oekonomisten wegen Verschwendung der Tonmittel und der zu überhäuften Instrumentation an Mendelssohn's „Paulus" viel zu tadeln. Milder waren die Urtheile der Speculanten; denn sie befriedigte der Aufwand von contrapunctischen Mitteln und der sogenannten kanonischen Schreibart. Seit Bach hörte man wenige solche Fugen und andere kanonische Kunststücke, wie sie in dieser Composition nicht sparsam und in meisterhafter Durchführung vorkommen, und die mit Kraft und Macht himmeljauchzenden Chöre wurden der Art seit Händel nicht oft vernommen.

Ehe ich meine Ansicht über das Ganze niederschreibe, will ich in Kürze die vorzüglichsten Stücke und die darüber lautgewordenen Urtheile bezeichnen.

Die Ouvertüre, an Händel erinnernd, reich und stark instrumentirt, meisterhaft fugirt, versetzt den Zuhörer gleichsam auf heiligen Boden, man wird geweiht zu ernstem Genusse. Der gleich folgende Chor in A ist ergreifend und kraftvoll. Zu den schönsten Nummern gehört das Recitativ No. 6., Stephanus vor dem Rathe sprechend: die Stelle: „ich sehe den Himmel offen" ist voll Mark, dramatisch gehalten. — No. 8., Judenchor: „Steiniget ihn" — gräßlich geschildert, Mark und Bein durchschütternd. — Mit No. 14. erreicht die Composition ihren Höhepunct. Die Instrumentation ist hier ganz neu, äußerst effectvoll, das Gehörte scheint sich in Licht zu verwandeln. — No. 15. Kraftvoller Chor, in welchem alle contrapunctische Kunst mit eminenter Fertigkeit angebracht ist, eine der ausgearbeitetsten Fugen, Angst und Verwirrung schildernd. — Bei No. 16. tritt die Bedeutung der Ouvertüre in dem Choral: „Wachet auf," erst in volles Licht; tief rührt und erschüttert dieser echt christliche Tonsatz. (Man verzeihe diesen Ausdruck.) — Die Bekehrung des Paulus, seine innige Reue, sein zerknirschtes Herz und seine Thränen sind in den No. 17 und 18 vortrefflich geschildert, und die erste Abtheilung endet mit einem kraftigen Chore, einer Meisterfuge. — Der zweite Theil beginnt wieder in Händel'scher Manier mit starken Massen voll Ausdruck und Würde. In No. 26. vernimmt man die Lieblichkeit des Componisten der Lieder ohne Worte in ihrer reinsten Tiefe. — Der Heidenchor No. 35. versetzt ganz in das frivole, üppige, naturanbetende Götterthum; lydische Flöten blasen, die reizendsten Instrumentalfarbungen sind aufgeboten, voll Lust und Sinnlichkeit. — No. 40. sanft tröstend und wohlthuend gehört zu den gelungensten Nummern. In dem gewaltig ertönenden fugirten Schlußchore tritt gleichsam die ganze Christenheit in dem gläubigen Verhältnisse des Paulus mit auf, indem sie den Sieg und die Verherrlichung der göttlichen Erscheinung verkundet. (D. B. f.)

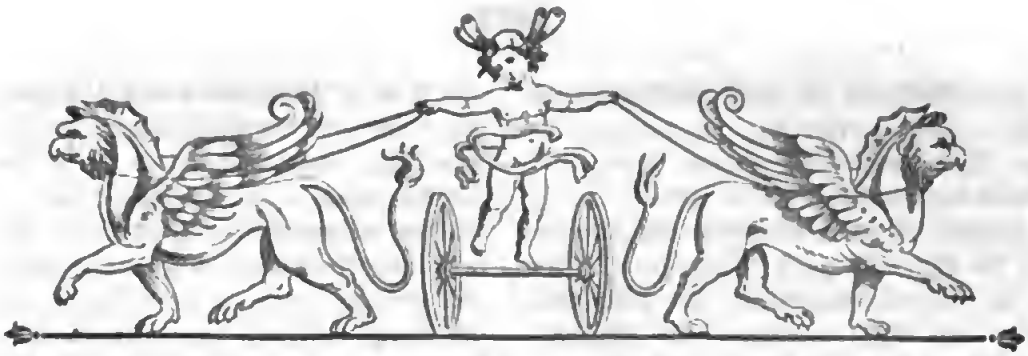
Notiz.

[3llustrationen]

Von Lamartine's sämmtlichen Werken erscheint in Paris eine Gesammtausgabe zu 8 Bänden und 168 Lieferungen, von denen jeden Donnerstag eine erscheint. Diese prachtvolle Edition wird mit 450 Vignetten in Holzschnitt und 31 Kupferstichen ausgestattet sein. Den großen Dichtern Deutschlands will diese Auszeichnung noch nicht zu Theil werden. Liegt es allein an der Theilnahmlosigkeit des Publicums? — Die Illustrationen zu Schiller, welche in Stuttgart erscheinen, sehen mehr wie Travestieen und Caricaturen des Dichters aus und gereichen wahrlich dem deutschen Kunstgeschmack nicht zur Ehre. Die Vignetten zu Herder's Cid (Cotta's Verlag) sind allerdings von Neureuther trefflich erfunden, aber englische Holzschneider haben sie ausgeführt; auch ist der Cid kein nationaldeutsches Epos und gehört mehr der spanischen Romanze, als dem deutschen Bearbeiter an. Von den Illustrationen zu den Nibelungen, welche bei Wigand erscheinen, haben wir nur die relativ besten Erwartungen. Es fehlt dem Deutschen an eigentlichem Sinn für Eleganz und Nettigkeit, dem Publicum ein Verleger, der durch fortgesetzte Anstrengungen den Sinn für Zierlichkeit zu erwecken und zu erhalten wüßte, dem Verleger ein Publicum, welches ihm durch seine Kauflust fördernd entgegenkäme und Verlagsunternehmungen dieser Art zur Sache der Nationalehre machte. Der bloße Hausbedarf ist es, der über unser Lassen und Thun entscheidet. A.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 66. — den 5. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ben Muſſa in Paris.

(Beſchluß.)

Ich verſuche nach dieſen vorangeſchickten Bemerkungen Dir einige Vergnügungen der hieſigen Frauenwelt mitzutheilen. Die unſchädlichſten, die am wenigſten zeitraubenden und koſtſpieligen ſind die Viſiten, d. h. kürzere Beſuche. Will man in Europa ſich kennen lernen, oder eine alte Bekanntſchaft erneuern oder fortſetzen, will man nach einem Feſtmahle, nach einem Balle oder nach einer Partie ſich nach dem Wohlbefinden der Theilnehmer erkundigen, oder ſich bei denen, die das Amüſement veranſtalteten und dazu einluden, bedanken, will man ſich überhaupt für etwas bedanken oder ſich einflußreichen Leuten empfehlen, hat man ſich verlobt, verheirathet, iſt ein kleiner Weltbürger in einer Familie geboren, oder iſt ein Glied derſelben geſtorben — ſo macht man eine Viſite, der Verheirathete mit ſeiner Eheliebſten, oder letztere, wie das häufig und bei einigen Veranlaſſungen allein üblich, ohne Begleitung des Gatten. Die Töchter begleiten gewöhnlich die Mütter, oder machen, wenn ſie erwachſen, auf eigene Hand Viſiten. Die Dauer dieſer Beſuche ſoll der Regel nach kurz ſein, eine Viertel-, höchſtens eine halbe Stunde währen, kommen jedoch Frauen zuſammen, ſo währen ſie oft einen halben Tag, denn was haben ſich Frauen nicht mitzutheilen, wichtige Kleinigkeiten und kleinliche Wichtigkeiten! Die Zeit der Viſiten variirt in verſchiedenen Ländern: in Frankreich pflegt man die Nachmittagsſtunden von 2 bis 5 Uhr zu wählen, in Deutſchland die Stunde von 11 bis 12 Vormittags, oder von 4 bis 5 Nachmittags, in England nach dem Frühſtück, nach 12 Uhr, oder nach dem Mittagseſſen, nach 6 Uhr; viele Bewohner genannter und vieler andern Länder ſtatten ſich ſogar während der Nachtzeit Viſiten ab. Das Beſte bei dieſen Zuſammenkünften beſteht darin, daß während derſelben den Beſuchenden nichts vorgeſetzt wird, und deshalb auch die Zeit gewählt wird vor oder nach dem Eſſen, vor oder nach dem Kaffeetrinken, Theetrinken u. ſ. w.

Ganz und ausſchließlich für das ſchöne Geſchlecht erſonnen und von demſelben zu ſeinem Wirkungskreiſe und Terrain auserkoren ſind die Kaffee- und Theegeſellſchaften. Erſtere finden am Nachmittage, letztere am Abende Statt, und zerfallen dieſe in gewöhnliche, in äſthetiſche und tanzende Theegeſellſchaften, oder wie der franzöſiſche Ausdruck allgemein dafür angenommen iſt, in Thés dansants. Zu einem Kaffee, wozu wie zum Thee invitirt wird, verſammeln ſich junge und alte Damen im Halbputze, bringen Stick- oder Strick- oder andere weibliche Arbeiten, vor Allem aber fertige Zungen, wenig Nächſtenliebe und ein leeres Innere mit. Und letzteres iſt ſo nöthig, wie alles Andere, denn eine wahre, gebildete und geübte Kaffeeſchweſter nimmt wohl ein Dutzend Taſſen Kaffee, eben ſo viele Stücke Kuchen, und wenn die Geſellſchaft nobel und die Wirthin freigebig, auch noch einige Gläschen ſüßen Weins, Obſt und kalte Speiſen zu ſich. Kaffeegeſellſchaften ſind die

Digitized by Google

gefährlichſten Zuſammenkünfte in einem wohlgeordneten Staate und ſollten häetee veepönt ſein, als demagogiſche Veebrüdeeungen, Feeimaueeelogen, eeligiöſe Conventikel und Aetienſchwindeleiaſſociationen, denn jede Schweſter einer Kaffeegeſellſchaft iſt eine Guillotine im Kleinen, eine Guillotine, die Ehre und guten Namen dem Nächſten abſpeicht, die das Staatsoberhaupt und deſſen Anhang ohne Uethei und Recht veedammt, die Angeſtellten ſtrenge beaufſichtigt und häet tadelt, über Religion, über Krieg und Frieden, über Theatee und Ehen, übee Heirathen und Taufen, übee neue Kleidee und alte Weiber, über Dienſtmädchen und Ehemänner, mit einem Woete übee Alles, was da iſt, und eben weil es iſt, einer Kaffeeſchweſter nicht gefällt, und den Statuten dee Kaffeegeſellſchaften zufolge nicht gefallen darf, läſtert und Verdammungsuetdeile eegehen läßt. Wehe dem Weſen, doppelt und deeifach Wehe dem Manne, deſſen Voezüge odee Nachtheile in einer Kaffeegeſellſchaft verhandelt, deſſen Namen doet nur genannt wied! Man hat für das chriſtliche Geſchäft der Kaffeeſchweſtern einen eigenen Kunſtausdeuck eefunden: Klatſchen.

Auch in Theegeſellſchaften wied geklatſcht, aber nicht in dem Geade, wie in Kaffeegeſellſchaften, ſchon aus dem einfachen Geunde, weil zu jenen in der Regel auch Männer gezogen weeden. Wie ich eben ſchon anführte, gibt es verſchiedene Arten Theeziekel, ich machte deei Haupteubeiken, könnte abee noch viele Unterabtheilungen machen, laſſen wir es jedoch bei den genannten bewenden. Die gewöhnlichen Theegeſellſchaften gehen einem Abendeſſen voeher, der Thee ſoll den Appetit reizen, die beigegebenen Zwiebäcke, Butteeſchnitte und andeee ſubſtantielle Zugaben ihn dagegen vermindeen, damit ee ſich beim nachfolgenden Mahle nicht zu heftig äußeee. Das Theetrinken iſt eine häßliche Eefindung, welche die Chineſen in iheem himmliſchen Reiche ausbrüteten und eben ſo wäſſerig, langweilig und keaftlos iſt, wie das chineſiſche Volk. Engländer eebten die Erfindung von China und vermachten ſie allee Welt, denn die Engländee können nichts bei ſich behalten, als ihr Geld und das Geld anderer Völkee. Wie teinken Thee, wenn wie keank ſind, die Eueopäer, um ſich zu beluſtigen. Die Luſt iſt dann abee auch wie dee Thee, ſüß-ſäuerlich, bittermilde. — Die äſthetiſchen Thees ſind noch entſetzliche, als die gewöhnlichen. Bei dieſen kann man wenigſtens in Ruhe übee den miſeradeln Abguß, zu dem man invitirt woeden, nachdenken und innee Betrachtungen über die Anweſenden anſtellen, bei jenen muß man dagegen höeen, muß albernes Gewäſch anhören, kritiſirende Herren und Damen, ſchmachtende und ſchmächtige Schöngeiſtee, junge und alte Scheiftſtellerinnen, gelehete Heeen ohne Mutteewitz, man muß ferner deelamieen, reeitiren und voreſeen hören — baemherziger Allah, oft eigene Schöpfungen der anweſenden Dichtee und Dichteeinnen, Autoeen und Autoeinnen, Schwärmer und Schäemerinnen. Bei meinem veelorenen Barte! viel lieber wollte ich täglich einem Gefechte, als täglich einem äſthetiſchen Thee beiwohnen, in welchem weder der Geiſt noch der Körper eeteägliche Naheung findet.

Folgen die Thés dansants, mit andern Worten Bälle, auf welche man nicht viel verwenden will, auf denen die Gäſte — wieder in Mehezahl weibliches Perſonale — mit Thee, Kuchen, kalten Speiſen und Punſch, d. i. einem waemen Soebet, in welchen Rum geſchüttet, und mit einem Fortepiano, anſtatt dee Muſikanten, ſich begnügen müſſen. Ein extemporirtee Tanzthee iſt häufig amüſant, ein voeher beſtimmtee dagegen, zu dem Einladungskaeten geſandt worden, häufig ſehe ennuyant.

Als Schlußbemeekung zu den Kaffee- und Theegeſellſchaften kann ich noch hinzufügen, daß in jenen ſelten, in dieſen in der Regel geſpielt wied; doet hätte man auch nicht Zeit zum Spielen, da man klatſchen will und muß, hiee hat man zuviel Zeit, wofür man „Langeweile" ſagt, und deshalb nimmt man ſeine Zuflucht zu Kaeten- und zu Geſellſchaftsſpielen, kann bei eeſteeen leichtlich ſein Geld und bei dieſen ſeinen guten Ruf veelieren. Wie bei den Karten-, ſo ſind auch bei den Pfändee- und andern Geſellſchaftsſpielen die Damen die Eifeigſten.

Wie kommen zu andern Geſellſchaften, zu denen das ſchöne, wie das andeee Geſchlecht ohne Unterſchied Zuteitt hat. Alles läuft und ſpeicht und ſitzt und ſchäkert bunt durcheinandee, es iſt ſogar Regel, daß neben einem Heeen eine Dame, alſo eine Dame zwiſchen zwei Herren ſitzt, und wieder Regel, daß keiner von beiden dee Ehemann oder nahe Verwandte ſei. Bei dieſen Geſellſchaften wird leibliche Koſt veeabeeicht, häufig in veeſchwenderiſchem Maße und unzähliger Abwechslung; außee Eſſen auch Geteänke, theuee Weine, und demzufolge ſind die nun zu nennenden Vergnügungen oder vielmehr Eß- und Teinkgelage die theueeſten, nicht nur füe die Gaſtgebee, ſondeen auch für die Gäſte, da es dee gute Ton veelangt, daß letztere den Sklaven, d. h. Bedienten beideelei Geſchlechts dee erſteren, ſogenannte Teinkgelder geben, wofür ſie auf eigene Rechnung und ohne Dankabſtattung in einem Gaſthauſe nach iheem Gefallen und ungenirt ſpeiſen könnten. Die Geſellſchaf,

Digitized by Google

ten, von denen ich bis jetzt im Allgemeinen gesprochen habe, zerfallen in Frühstücke, Mittag- und Abendessen, oder da die ganze gebildete Welt dergleichen lieber in französischer Sprache ausdrückt, in Dejeuners, Diners und Soupers. Zu einem Dejeuner, welchem häufig nur Männer, häufig aber auch das schöne Geschlecht beiwohnt, besonders in neuern Zeiten, versammelt man sich in Frankreich und England um 12 Uhr, in Deutschland um 10 Uhr früh, es werden meist seltene und theuere Leckerbissen, sogenannte hors d'oeuvre und feine Weine verabreicht, es wird in der Regel viel gegessen, sehr viel getrunken — deshalb eben zieht sich die Damenwelt von diesen Reunionen zurück, oder wird gar nicht gebeten — und häufig bis tief in die Nacht hinein wird gefrühstückt. Neuerdings sind die Déjeuners dansants Mode geworden, Paris hat damit begonnen und in Paris der österreichische Gesandte. Es scheint also, daß die arge Welt, die schöne zumal, noch nicht genug hat, wenn sie die Nacht hindurch bis zum Anbruch des Tages tanzt! — Diners oder Mittagsessen sind wie die Soupers für beide Geschlechter bestimmt. Die Diners beginnen in Frankreich, England, Italien und Spanien um 5 oder 6 Uhr des Abends, im guten alten Deutschland um 2 Uhr Nachmittags, früher begannen sie da präcise um Mittag, da aber das gute, alte Deutschland — welches übrigens eben so wenig besser oder älter ist, denn irgend ein anderes Land — fremde Moden nach und nach annimmt, so ist es bereits im Laufe eines Jahrhunderts so weit gekommen, die Zeit des Mittagsmahls um zwei Stunden weiter zu rücken, ist demnach Hoffnung vorhanden, daß in abermals hundert Jahren die Deutschen zu derselben Zeit essen, wie die Nachbarvölker; was das Trinken anbetrifft, so stehen sie jetzt schon hinter keinem zurück, übertreffen sogar die meisten. Der Christengott möge sie behüten, daß sie nicht wie in der Essenszeit, so auch im Trinken noch weitere Fortschritte machen!

Soupers, Abend- oder Nachtessen, sind in Frankreich und England nur unter den höhern Ständen gewöhnlich, und werden dort erst sehr spät genossen, wenn die hohe Welt sich bereits müde getanzt, oder gespielt, oder gelangweilt hat. Man soupirt in genannten Ländern gegen oder gar nach Mitternacht, eine eben so thörichte als schädliche Mode, denn Tag ist Tag und Nacht ist Nacht, und während der Nacht soll man schlafen, mit vollem Magen kann man aber nicht schlafen. In Deutschland speist man zwischen 8 und 9 Uhr zu Nacht, und wird auch erst um diese Zeit zu einem Souper geladen, wenn etwa nicht ein gewöhnlicher Thee vorhergeht.

Eine andere Gattung gesellschaftlicher Vergnügungen sind die Soiréen, wieder ein französisches Wort, welches „Abende" bezeichnet, Abende, die man in Gesellschaft, mit Plaudern, Spielen, Tanzen, Singen, Thee und Weintrinken, Essen, oft auch mit Gähnen und tödtender Langeweile zubringt. Nur vornehme Leute geben Soiréen, welche an und für sich nichts anderes als Thés dansants, oft mit, oft ohne Souper sind; bisweilen wird, wie angedeutet, in Soiréen, die den Begriff einer zahlreichen Gesellschaft mit sich verbinden, von Dilettanten, d. h. Leuten, die nichts oder sehr wenig verstehen, gesungen, musicirt, declamirt, improvisirt u. s. w., bisweilen wird getanzt, fast immer von ältern Herren und Damen ein Kartenspielchen, von der jungen Welt ein Gesellschaftsspiel arrangirt; es werden auch Tableaux vorgestellt, d. h. lebende Bilder, von Männlein und Fräulein dargestellt — es wird noch viel und mancherlei in Soiréen getrieben, aber für dieses Mal will ich abbrechen und interessantere Vergnügungen der hiesigen Welt, besonders auch des schönen Geschlechts, für den nächsten Brief versparen.

Paris, Mitte April 1838.

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[Mendelssohn's Paulus. La Roche's Gastspiele.]

Das Oratorium Paulus ist eine Composition, wie wir heutzutage keine dieser Art besitzen, ein Werk, das seines Gleichen nicht sobald finden wird. Es befriedigt in jeder Hinsicht vollkommen, es ist das Erzeugniß eines der talentvollsten Tonmeister, mit vollster und frischester Lebenskraft, und was auch schmähsüchtige Aristarchen dagegen aufbringen, es sind leicht platzende Seifenblasen. Händel's und Bach's Meisterwerke werden als herrliche Schöpfungen unvergänglich bestehen, aber unsere Zeit, die reichere Tonmittel schuf, bedarf auch einer durchgreifenden und allseitigen Anwendung derselben. Paulus ist im ganzen Sinne des Wortes ein Concert-Oratorium, alle Partien, sowohl Gesang als Instrumente vom ersten Geiger bis zum Paukenschläger sind vollauf beschäftigt, in welchem Umstande vielleicht auch ein Grund liegt, warum die Ausführenden, und die Profanen unter den Zuhörern so sehr von diesem Werke ergriffen wurden, während classischen Compositionen hier größtentheils leere Bänke und schlafrige, nachlässige Executionen zu Theil werden. Niemand erinnert sich, daß ein Oratorium in Prag solche Sensation erweckt hatte, als Paulus. Die Theilnahme und der Beifall sprach sich so laut und allgemein aus,

Digitized by Google

daß die Aufführung nach einigen Wochen wiederholt wurde. Und wieder war der Waldstein'sche Saal gedrangt voll, die Hitze überaus lästig, und trotz dieser Unbequemlichkeiten hielt das Publikum, worunter nicht nur Hörer, sondern auch bloße Zuschauer, drei volle Stunden, ohne zu ermüden aus, in feierlichster Stille und ungestörter Aufmerksamkeit. Der Beifall war stürmisch, und die No. 16. und 35 mußten wiederholt werden. Ich erwähne dies so ausführlich, weil es in Prag bei Aufführung einer solchen Composition neu und ungewöhnlich war.

Was die Aufführung betrifft, so muß man sowohl dem Dirigenten, Kapellmeister Sceaup, wie den Mitwirkenden verdientes Lob zuerkennen; es wurde mit sichtbarer Liebe und vielem Eifer einstudirt und gegeben, trotz der mannichfachen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche besonders hier einem solchen Unternehmen entgegenstehen. Der hiesigen Tonkünstlersocietät bleibt das besondere Verdienst, dieses große Kunstwerk zuerst in den österreichischen Staaten aufgeführt zu haben.

Noch eines Vorwurfes muß ich erwähnen, daß nämlich Mendelssohn-Bartholdy sich in der äußern Form seines Werkes zu sehr an sein Vorbild der Bach'schen Passionsmusik angeklammert habe. Abgesehen, daß dieser Tadel zugleich ein Lob enthält, so ist er zum Theil dem Texte zuzuschreiben, indem die eingemischten Lutherischen Choräle ein gewisses Helldunkel zwischen den lichten Massen der Chöre verbreiten. —

Nun soll ich auch über eine ähnliche Erscheinung, in ihrer Sphäre eben so außerordentlich und erfreuend, referiren, über den Schauspieler Carl La Roche, und Papier und Zeit geht mir zu Ende. Daher nur etwas Summarisches. Er gab 15 Gastrollen, darunter gänzlich contrastirende: Lorenz Kindlein, Mephisto, Hassan, Zampa, Posert, Wurm, Herzog im Tagsbefehl, den Stadthauptmann in den Mißverständnissen, Schewa, Shylok u. a. Er hat Furore gemacht, wie sonst nur eine Prima Donna. La Roche ist ein Künstler höchsten Ranges, unter den lebenden Schauspielern (gleichen Rollenfaches) ist ihm keiner überlegen; dies ist ein subjectives Urtheil des Referenten, aber aus eigener Anschauung hervorgegangen. L**.

Notizen.

[Kiß' Amazone und ein Abraham a Sancta Clara. Briefblatt aus Berlin.]

Der König hat unserm talentvollen Kiß ein Geschenk von 5000 Thalern gemacht. Zugleich ist man Willens, zur Ausführung seines Modells eine Subscription zu eröffnen. Der Platz für das Kunstwerk wäre leicht gefunden; unter anderm bietet sich der Vorschlag dar, die unbeholfene Granitvase vor dem Museum dadurch zu verdrängen. Ein Vorschlag, den auch schon Hr. Rellstab, der sternbezeichnete Referent der Brockhaus'schen Allg. Leipziger Zeitung, machte. Hr. Rellstab verräth sich jederzeit leicht, wo er anonym berichtet; in dem hier bezüglichen Correspondenzartikel spricht er von den „Täckelbeinen" der großen Vase. — Charakteristisch für die Stimmung des Zeitalters ist die spaßhafte, aber ernst gemeinte Polemik, die das Kunstwerk von Kiß von der Kanzel herab erlebte. Man erinnert sich, daß es in Rauch's Atelier im sogenannten Lagerhause aufgestellt war. Unweit davon steht eine Kirche. Es war Sonntags, um die Stunde des Gottesdienstes. Die schaulustige Menge strömte an den Kirchthuren vorüber, um die Amazone zu sehen, ließ die Predigt vor leeren Banken erschallen und ging dem Heidenthume nach. So faßte es der Kanzelredner in zornigem Eifer auf, indem er einen schmerzlichen Blick auf die verödete Kirche und auf die vorbeiziehende Menge warf. „Da lauft das Volk, um Götzenbilder anzubeten!" In dieser Weise erging sich der Zornentflammte, um Himmel und Hölle gegen die Amazone von Kiß aufzubieten, während ihm blos das Talent der Rede fehlte, um die Menge um seinen Platz zu versammeln. Der Protestantismus, der sich den Künsten gegenüber stellt, muß sich mit den Engelszungen der Beredtsamkeit rüsten, will er gegen die reizenden Lockungen der Welt mit Glück zu Felde ziehen. Einem Schleiermacher wäre dies nicht begegnet. Ein Schleiermacher war freilich auch kein Verächter der Kunst.

[Die berliner Akademie der Wissenschaften. Briefblatt aus Berlin.]

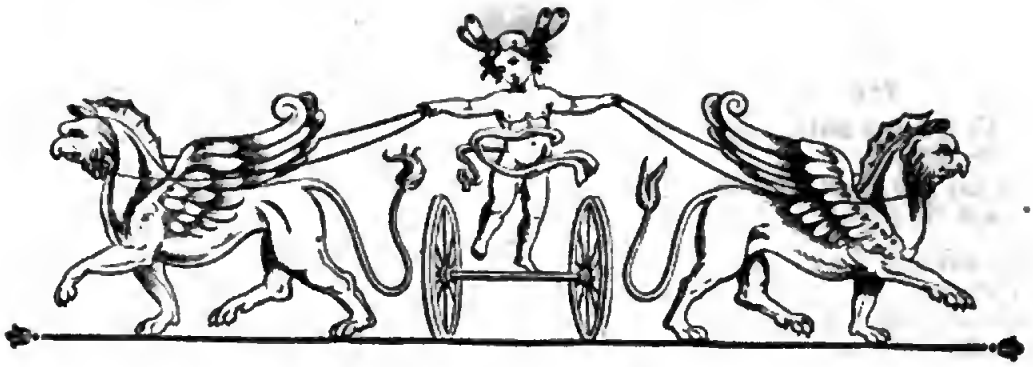
Vor kurzem beschäftigte unsere Akademie die Wahl eines neuen Mitgliedes. Man brachte drei Männer in Vorschlag, die, jeder in seiner Weise, in Deutschland Glanz und Gewicht haben, allein alle drei wurden beseitigt, und ein Ausländer, der englische Astronom Sir John Herschel, erhielt den Vorzug. Die drei Männer, — warum soll man ihre Namen verschweigen, da sich der Sinn, der diesem berühmten Institute unserer Akademie inwohnt, mit der Verwerfung derselben hinlänglich charakterisirt? — Varnhagen v. Ense, Kreuzer und Ottfried Müller. Und diesen, welche Deutschland zu ihren Zierden rechnet und mit Stolz nennen wird, wurde ein Sir John vorgezogen, der sein wissenschaftliches Verdienst hat, aber nicht in Anschlag kommen sollte, wo es sich um die Werthhaltung näher stehender deutscher Männer handelt. Bemerkenswerth für die Geschichte der berliner Akademie ist es auch, daß Hegel nie Mitglied war. Man kennt hier sehr gut den Cliquengeist, bei welchem solche Beschränktheit möglich ist. Statt Männer zu wählen, die in das Leben der deutschen Nation eingreifen, gibt man Fernstehenden den Vorzug, die jedenfalls gleichgültig sind. Und diese Mißachtung deutscher Größen in einer Zeit, die wahrlich heimische Talente nöthig hat, will sie aus ihren Wirren sich retten!

[Münchner Theaterblätter.]

So wird eine Zeitschrift heißen, die künftig unter der Redaction der Herren v. Elsholtz, v. Maltitz und v. Zu-Rhein in München erscheinen soll. Der Herzog Max von Baiern, so wie Schelling haben thätigen Antheil zu nehmen zugesagt. Wir wollen wünschen, daß der unglückliche Titel dem Unternehmen keinen Eintrag thun mag.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 67. — den 6. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.

Am Fenster.

I.

'S war eine milde Maiennacht:
Ich lag im Fenster spät,
Hab' still geweint und nachgedacht,
Wie's oft so seltsam geht.

Jüngst stand auch er am Fenster hier,
Da wo die Rosen blüh'n,
Und sah mich an und sprach mit mir,
Ach, und ich liebte ihn!

Da ward die holde Dämmerzeit,
Da manche Winternacht,
Mit ihm in süßer Einsamkeit
Geplaudert und gelacht.

Er kaufte mir manch buntes Band
Und kam und bracht' es hier,
Und schlang' es mit verweg'ner Hand
Um Hals und Nacken mir.

Auch manche Rose schenkt' ich ihm
In süßverliebtem Scherz,
Und er mit warmem Ungestüm
Zog mich hinan ans Herz.

Ach, jene Rosen sind verblüht,
Verblichen ist das Band,
Mein Sehnen nur, mein Seufzen zieht
Ihm nach ins ferne Land.

II.

Mein Liebster zog zum blut'gen Streit
Weithin von Hof und Haus;
Wohl sah er im Soldatenkleid
Gar schmuck und stattlich aus.

Die Trommel tönte das Dorf entlang,
Sie zogen stolz vorbei,
Und in der Hörner Jubel klang
Wehklagen und Geschrei.

Ich aber lag im Fensterlein,
Hielt grünen Rosmarin,
Und schaute still die blanken Reih'n
An mir vorüberzieh'n.

Und als mein Schatz gegangen kam,
Die Brust zersprang mir schier!
Sah er mich an mit stillem Gram
Und winkt' und nickte mir.

O Gott! wie ward mir da zu Sinn,
Wie ward das Herz mir schwer!
Ein grünes Blatt warf ich ihm hin,
Daß es zum Abschied wär'.

Nicht bücken durft' er sich darnach,
Schnell riß der Zug ihn fort,
Und ach! im Staub zertreten lag
Das Blättchen und verdorrt.

— Und hat er auch kein Abschiedspfand
So hat er doch mein Herz,
Das schlägt für ihn in fernem Land
Mit ungestümem Schmerz.

Digitized by Google

III.

„Ei, über die verderbte Zeit!
Verderbte böse Welt!
Da sitzt sie gar und macht sich breit,
Und thut was ihr gefällt!

Läßt immer nur zum Fenster 'naus
Die losen Augen geh'n,
Und solltest doch nach Hof und Haus,
Wie and're Dirnen seh'n.

Das Bischen Jugend im Gesicht,
Das macht dich nicht zur Frau;
Drum nach den Junggesellen nicht,
Nach Küch' und Keller schau."

So speicht die Mutter oft und schmählt;
Ich aber weine still,
Denn ach! sie weiß nicht, was mir fehlt,
Sie weiß nicht, was ich will.

Wohl viele Leute geh'n vorbei
Und schau'n mir ins Gesicht,
Die Bursche grüßen frank und frei;
Ich aber seh' es nicht.

Ich seh nur dich, o dich allein,
Den meine Seele liebe,
In Sonnenlicht, in Mondenschein,
Hellglänzend, ungetrübt!

Was will doch all die bunte Lust,
Was will die eitle Welt,
So lang dein Bild in tiefster Brust
Mein Herz gefangen hält!

IV.

Wenn sonst der Sonne frühster Straht
Mir hell ins Fenster schien,
Dann nickt' ich ihr wohl tausend Mal:
Mir war, als säh' ich ihn;

Als weckt' er mich mit holdem Gruß:
Fein Liebchen, säume nicht!
Als fühlt' ich seinen warmen Kuß
Auf Mund und Angesicht.

Und blickt die Sonne jetzt herein,
Wird mir das Herz so schwer;
Sie hat gar einen eignen Schein,
Ich kenne sie nicht mehr.

Aus Nebeln grau wie Pulverdampf,
Scheint sie so purpurroth,
Als käme sie aus blut'gem Kampf,
Aus Schlachtgewühl und Tod.

Dann kehr' ich weinend mich zur Wand,
Und wünsche, daß umher
Allüberall im weiten Land
Es ewig dunkel wär'!

Denn dunkel ist's ja auch im Grab —
Ach, Liebster, Liebster du!
Und legten sie dich auch hinab
Zur öden Grabesruh?

V.

Wenn ich des Abends oft allein
An meinem Fenster steh',
Und in den rothen Abendschein
Mit feuchtem Auge seh';

Und wenn dann langsam durch die Luft
Die Abendglocke tönt,
Und ferne schon ein blauer Duft
Der Berge Gipfel krönt;

Und aus dem Nebel hell und klar
Des Mondes Sichel tritt,
Und schau! die ganze Sternenschar
Mit feierlichem Schritt:

O, dann verstummt das laute Herz,
Mir wird so wohl zu Sinn,
Als legt' ich allen meinen Schmerz
Nun bald auf ewig hin;

Als spräche bald vom Himmel her
Ein Götterwort darein,
Daß nun auf Erden nimmermehr
Soll Krieg und Fehde sein.

Ob's wohl dem König auch so wird,
Dem stolzen Herrn der Welt,
Wenn nun die letzte Kugel schwirrt
Und ach! der Letzte fällt?

Und über Leichen sonder Zahl
Die Abendsonne schwebt,
Und man beim bleichen Mondenstrahl
Viel hundert Graber gräbt?

O, tönte dann vom Himmel her
Es ihm ins Herz hinein,
Daß nun auf Erden nimmermehr
Soll Krieg und Fehde sein!

Und wenn er dann das blut'ge Schwert
Müd' in die Scheide senkt,
Und wenn mein Liebster wiederkehrt,
Gesund und ungekränkt:

O, still, o still! ich fasse nicht
Die wundersame Lust!
O, still, o still! denn sonst zerbricht
Die Freude mir die Brust!

Digitized by Google

VI.

Als ich ans Fenster heute Morgen trat,
Erfaßte mich ein wundersames Bangen,
Denn ausgestreut, wie reiche Perlensaat,
Sah ich am Fenster tausend Tropfen hangen.

Die Leute sagen, 's ist der rauhe Wind,
Der hat mit Thau es nächtlich übergossen;
Ich aber glaube, daß es Thränen sind,
Die, ach! um mich, und, ach! um ihn geflossen.

VII.

Vor meinem Fenster der Rosenstrauch
Ist lange schon verdorret;
Für den er blühte, ist ja auch
Schon lange, lange fort.

Und blüht' ich denn nicht auch für ihn,
Für ihn mit Leid und Herz?
Die Rose starb vor Frost dahin,
So sterb' ich wohl vor Schmerz.

VIII.

Nun kommt die trübe Winterzeit
Mit ihrer langen Qual;
Die Schwalben ziehen auch schon weit,
Weit über Berg und Thal.

Und heute früh ans Fensterlein
Flog eine dicht heran,
Als wollt' sie sagen: laß mich ein!
Und sah mich freundlich an.

Da hab' ich sie zu ihm gesandt,
Und ihr mein Leid geklagt,
Und manchen Gruß in fernes Land
Hab' ich ihr angesagt.

Nun kommt sie wohl heut Abend spät,
O ja, gewiß, sie muß!
Und sagt, wie's meinem Liebsten geht,
Und bringt mir seinen Gruß.

Und wird's nicht eh', so ist sie doch
Zum Frühling wieder hier,
Und bringt von seinem Grabe noch
Ein dürres Hälmlein mir.

IX.

Nun gute Nacht! nun gute Ruh!
Herzliebster, gute Nacht!
Dein Mädchen macht das Fenster zu,
Hat lang an dich gedacht.

Die goldnen Sterne sah ich steh'n,
Des Mondes Silberrand:
Der Pfarrer sagt, sie geh'n und dreh'n
Sich rastlos über Land.

Die ihr vom hohen Firmament
Mir Trost und Frieden scheint,
O, Sterne! wenn ihr wandern könnt,
Geht, grüßt mir meinen Freund!

Und steht er einsam auf der Wacht,
Der arme, liebe Mann,
O, hütet ihr ihn in der Nacht,
Den ich nicht hüten kann!

Und sagt ihm, daß euch zu ihm trieb
Der Liebe Machtgebot,
Und sagt ihm, daß ich treu verblieb
Bis in den bittern Tod.

Nun gute Nacht! nun gute Ruh!
Herzliebster, gute Nacht!
Und mach' auch ich das Fenster zu,
Bleibt Einer doch, der wacht.

Deutsche Romane.

Novellen von Aibin. Leipzig, Literarisches Museum.

Drei, mindestens gut stylisirte Erzählungen, von denen indeß keine die Bezeichnung „Novelle" rechtfertigt. Die erste: „der Segen des Himmels oder das Weiberduell" führt uns neben drei alten Jungfern, die fast mehr als Karikaturen sind, ein schönes, gutes und natürlich auch armes Mädchen vor, die die Tochter eines Schmugglers ist, trotz dem aber den Sohn jenes reichen Kaufmannes heirathet, für den ihr Vater in nächtiger Stunde auf verbotenen Wegen Waaren über die Grenze schafft. Die Begebenheiten entwickeln sich fast zu schnell, doch entbehrt die Erzählung nicht jener komischen Situationen, die zur Noth den Mangel anderer novellistischen Vorzüge ersetzen können. Nicht ganz so zufrieden sind wir mit der zweiten Gabe: „Der Fluch des Himmels," die der Verfasser überdies noch besonders als Novelle bezeichnet hat. Zwar überrascht am Schluß der Erzählung die Enthüllung eines Geheimnisses, das der Verfasser bis dahin sehr gut verdeckt hält, doch sind die übrigen Elemente der sogenannten Novelle nicht von der Art, daß man sich des Gedankens an die alten Rittergeschichten, von denen eine hier etwas modernisirt erscheint, entäußern könnte. Die letzte Erzählung: „Jugendstreiche" ist unstreitig die gelungenste. Das Ganze ist hübsch erfunden. Gl.

Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des zwölften Jahrhunderts, von Ernst v. Brunnow. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Gerhard Fleischer.

Die guten Freunde in Dresden haben alle Saiten gezogen, um dem in Rede stehenden Buche auf die Beine zu helfen, und erst kürzlich noch hat E. Gehe Lobposaunentöne der wunderlichsten Art im Literaturblatte zum Kometen erschallen lassen, aber wir glauben dessen ungeachtet nicht, daß das Werk die gewünschte Aufnahme finden wird.

Es liegt dem romantischen Gemälde des Herrn Ernst v. Brunnow eine von der Historie gegebene, wunderherrliche

Digitized by Google

Idee zu Grunde, aber er hat sie verfehlt; seine Troubadours sind nur steif sich bewegende Figuren, ohne Herz und Gemüth, ohne jene Fülle poetischer Gedanken, die dem Minnesange inne wohnen. Der Verfasser hat uns immer nur eine trockene Geschichte der Troubadours, nicht ein romantisches Bild derselben geliefert. Fleiß und Gründlichkeit leuchten auf jeder Seite hervor, Herr Ernst v. Brunnow mag ganz vertraut mit der Geschichte sein, aber er hätte besser gethan, seine Forschungen in einem historischen Werke niederzulegen, oder sie von dem Katheder herab zu verkunden, wenigstens würde sein Styl dann keinen Anstoß erregt haben. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß es dem Verfasser an jedwedem Talente zur romantischen Darstellung mangele, wir glauben im Gegentheil wirklich, daß er da, wo nicht die drengenden Fesseln der Geschichte ihn belastigen, recht Erquickliches leisten würde, aber dem gewaltigen Stoffe des vorliegenden Romanes war er nicht gewachsen. Die Wahl der eingestreuten alten Troubadourlieder verräth eine ganz gesunde Kritik. Gl.

Der Schuhmachergeselle, oder der polnische Insurrectionskrieg von 1831. Erzählung von Fr. West-Ettin. Berlin, Morin.

Eine Geschichte für die Provinz, für den großen Haufen, der die langweiligen Winterabende mit noch langweiligeren Büchern hindringt. Im Eingange Einiges von einem räthselhaften Schuhmacherherbergsvater; nebenbei die Entwickelung einer stereotypen Liebesgeschichte; dann mit einem Male die ganze polnische Revolution von Beginn bis zu Ende, ohne alle Andeutung der Beziehungen, in denen das Buch mit diesem historischen Ereignisse steht; hierauf eine merkwürdige Raubergeschichte; zum Beschluß Lösung des Räthsels, Verlobung und Hochzeit. Nur ein Ungenügsamer kann mehr verlangen. — Gl.

Mosaik. Erzählungen und Novellen von E. Janinski. Zwei Bände. Altona, Hammerich.

An E. Janinski hat die Literatur einen tüchtigen Novellisten gewonnen. Seine bisher erschienenen Produete zeugten von präciser Auffassungsgabe, geschickter Reproduction und namentlich einen gewandten Styl. So die Grafin Kindelsberg, so wieder die uns jetzt vorliegenden beiden Bande. „Das Bombardement von Kopenhagen," eine historische Novelle, mit der der erste Band beginnt, leidet zwar an Breite, auch ist das Band, das sich um die einzelnen Begebenheiten schlingt, nur locker geknüpft, doch spannt die Handlung bis zum Ende. Welder ist ein kühn, hie und da vielleicht zu grell gezeichnetes Bild, das auf den ersten Anblick abschreckt, später aber alle Theilnahme anregt, nicht so Ulrich, dessen feindliche Stellung zur Vaterstadt immer einen unangenehmen Eindruck zurücklässt. Vollendeter, abgerundeter erscheint: „Ottilie," die zweite Gabe des ersten Bandes. Ottiliens Charaktre ist — so zu sagen — nach dem Leben gezeichnet, dieses Teelben eines leidenschaftlichen Weibes ist der Wirklichkeit abgelauscht. Janinski hat alle Rücksichten hinter sich gelassen, er hat das Weib, wie es ist, dargestellt. Dafür wird ihm wenig Dank werden, wenn auch die Kritik sein Streben anerkennen muß. — Der zweite Band enthält außer der ersten Novelle: „Josephine" nur kleinere Artikel. Alles scheint hier nur Fragment zu sein. Josephine wird durch die machtigen Umgebungen verdunkelt, in denen sie sich befindet. Hier zeichnet der Verfasser zu grell, das Ganze laßt einen unangenehmen Eindruck zurück. — Die histor.-rom. Erzählung: „Der Philhellene," ist unbedeutend, es tritt kein bezeichnender Charakter in ihr hervor. Gehaltvoller ist das Lebensbild: „Die drei Schwestern," sehr anmuthig aber das Mahrchen: „Die erste Rose," aus dem eine Fulle von Gedanken hervorbricht, die nur Kinder einer reichen Phantasie sein können. Man darf von Janinski in diesem Genre viel erwarten. Den Beschluß machen „Skizzen" in buntester Unordnung. Der Verf. bricht aus dem Schacht seiner Phantasie die Stücke heraus, wie sie ihm just vor die Hand kommen: kein Wunder, wenn die Goldadern nicht selten tief unter den Schlaken verborgen liegen. Auch der Styl des Verf. zeigt hier Unvollkommenheiten, die früher nicht vorkommen. Die beiden Bände sind jedenfalls eine willkommene Gabe. Gl.

Erste und letzte Liebe. Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich.

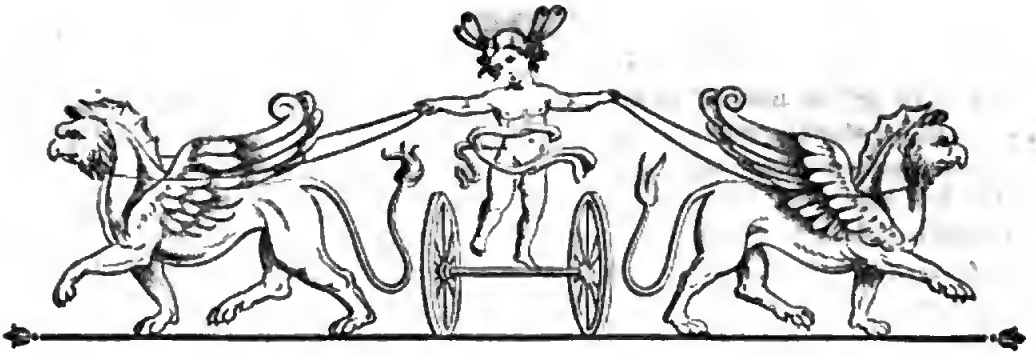
Die Pilger der Elbe von L. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich.

Eine neue Schriftstellerin, deren Producte einiges Aufsehen erregt haben. Sie debutirte mit dem erstgenannten der beiden obigen Romane. Die Begebenheiten in diesem Buche sind mager, die Erfindung nicht neu, mindestens nicht original; doch schreibt die Verfasserin einen gemüthvollen Styl und entfaltet einen Reichthum von Phantasie, der sie als eine bevorzugte Natur bezeichnet. Die Briefe Emiliens, die einen guten Theil des Buches füllen, zeigen diesen Schatz voller Innerlichkeit. Auch ist die Verf. in Auffassung gemüthlichen Situationen glücklich. Unvollkommener erscheint ihre Charakterzeichnung; die Personen in dem Romane: „Erste und letzte Liebe" erscheinen nirgend als fertige, völlige Gestalten, wenn auch Warme und quellendes Leben ihnen nicht abzusprechen ist. —

„Die Pilger der Elbe" sind jedenfalls als ein Lieblingskind buchhandlerischer Speculation vom Verleger ausgestattet, und die Verf. hat zu Gunsten der vier Stahlstiche aus dem malerischen und romantischen Deutschland gearbeitet. Es mag eine glückliche Idee sein, auf solche Weise gute Schilderungen der sachsischen Schweiz ins Publicum zu bringen. Doch kann sie wenigstens nie vor der Kritik bestehen. Die dürftigen Elemente einer gewöhnlichen Novelle sind hier bis ins Unendliche breit geschlagen, die Liebesintriguen matt, die Lösung prosaisch, ohne allen Effect. „Die kurze Uebersicht der neuen französischen und engl. Literatur," die S. 250—288 mitgetheilt ist, zeugt von wenig Kritik, ein Englander betrachtet die Erscheinungen in der Literatur nie so ruhig und kalt, wie es hier geschieht. Schreibart und Darstellung sind auch hier wieder sehr abgerundet, warm und einer liebenswürdigen Persönlichkeit entströmt. Gl.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 68. — den 8. März 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

XIII.

Zwei Bemerkungen werden sich Ihnen in meiner bisherigen Schilderung Frankens Schwaben gegenüber aufgedrängt haben: Sie werden einerseits eine Verwandtschaft mit dem Französischen und andererseits eine Hinneigung zum specifisch Weiblichen erkannt haben. Das Leichte, Flüssige, Conversationelle der ganzen Anlage, das Zurücktreten hinter den Typus allgemeiner Art und Bildung, der Trieb zur Repräsentation im Aeußern, das Fertige und Gewandte in Sprache und Benehmen spricht hinlänglich dafür. Noch mehr soll es sich bewähren, wenn Sie nun mit mir die innere, geistige Persönlichkeit betrachten und in die innere Organisation des fränkischen Geistes einen Blick werfen. Dadurch soll sich, wie ich denke, gerade das eigenthümlich Fränkische erst recht hervorstellen.

Die Aufgabe, welche für den Darsteller einer nationalen Eigenthümlichkeit erwächst, ist eine eigentlich psychologische. Wie in keinem Menschen alle Thätigkeiten und Kräfte des Geistes zugleich, noch weniger in gleichem Maße thätig sind, so ist es auch bei den Völkern und Stämmen. Ihre Unterschiede gründen sich auf wesentliche Unterschiede des Geistes, und jedes muß eine bestimmte Stufe desselben einnehmen, ein besonderes Organ vorzugsweise und energisch ausprägen und darstellen.

Was die Aufgabe des schwäbischen Lebens ist, was aber die gemüthlich in sich verschlungene Natur von Hause aus nicht erreicht, — von sich loszukommen, aus sich herauszutreten und sich von sich selber abzulösen — der Trieb nach Entäußerung, der die schwäbische Brust mit aller Macht durchzittert, kommt in der fränkischen Natur zu freier Entfaltung. Das Ich hebt sich aus seinem Grunde heraus und tritt sich gegenständlich gegenüber. „Fühlst du nicht an meinen Liedern, daß ich Eins und doppelt bin?“... singt Goethe. Diese Entzweiung und Verdopplung des Ich, wornach es sich selber anschaut und zusieht, in den Gegenstand sich versenkt und doch ganz bei sich ist, eben so in der äußern Welt der Erscheinung als in dem innern Busen lebt und webt, dieser Bruch des Geistes mit sich selber, worin er sich in ein freies Verhältniß zu sich und zur Welt setzt, sein Selbstbewußtsein gebiert, ist die Wesenheit des fränkischen Charakters. Er tritt nirgends entschiedener und anschaulicher hervor als in Jean Paul. Er selbst spricht von seiner Doppelnatur, welche ihn zum Humoristen macht; Sie wissen, er konnte im Arbeiten seiner Seele zusehen, ja sogar im Träumen den Traum beobachten und über ihn reflectiren; mehrere Gedanken zu gleicher Zeit zu verfolgen war ihm ein Kleines, und was am bezeichnendsten ist, er sah der Geburt seiner geistigen Person, seines Selbstbewußtseins zu. „An einem Vormittage,“ so erzählt er, „stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthür und sah links nach der Holzlage, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb. Da hat mein Ich

Digitized by Google

zum ersten Male sich selbst gesehen und auf ewig." Vielleicht erinnert Sie das an Goethe, wie er auf dem Sesenheimer Wege „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes," sich ihm selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen sah, und zwar in einem Kleide, wie er es nie getragen: „es war hechtgrau mit etwas Gold; sonderbar ist es, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das ich nicht nach Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." Ich führe das als Beleg für die wesentliche Leichtigkeit, mit welcher der fränkische Geist jene Selbstverdopplung und Selbstanschauung vollzieht. Vermöge dieser sind auch die drei großen fränkischen Dichter Helden und Dichter der Liebe im Großen dem Kleinhandel der schwäbischen Sänger gegenüber, Rückert besonders spricht sein tiefstes Wesen aus, wenn er den Doppelstrom der Liebe, die freie Entzweiung und Entäußerung des Ich in sein anderes zum Gegenstande ihrer Erbauung und Beschauung macht.

Der schwäbische Geist bringt es innerhalb seiner nicht zu jenem Entzweibrechen und Entfalten des Bewußtseins; der norddeutsche Geist aber ist schon damit fertig und hat es bereits hinter sich: der fränkische steht in der Mitte zwischen Beiden; sein Wesen besteht eben in dem Vollziehen jener Verdopplung, er ist stetig in der Entzweiung seiner selbst begriffen, es ist nicht die fertige und einmal für immer abgemachte That, sondern das stetige Thun derselben: die Momente des Bewußtseins sind nicht mehr in räthselhafter Innerlichkeit verschlungen, aber auch noch nicht abstract auseinandergetreten und so fest geworden, sondern es ist ein fortwährender Fluß, eine bleibende Production, und in diesem Wechselprocesse des aus sich Herausgehens und in sich Zurückkehrens ist der Geist wesentlich bildende Thätigkeit; in diesem Hin- und Herweben ist er wesentlich plastisch. Hiemit habe ich die Eigenthümlichkeit des fränkischen Geistes ausgesprochen. Der schwäbische bringt es nicht zu dieser Herausarbeitung und Rundung seiner selbst, vermöge welcher er sich in der That von sich ablöst, und Form und Gestalt gibt; der nördlichere nimmt die Form, die Bildung als schon fertige, gegebene und gewordene auf und verwendet sie für das System seiner Zwecke: der fränkische bildet — sich, das Leben, die Welt.

Schon als unbewußter und unfreier Geist sucht sich der fränkische seine Leiblichkeit nach der innern Anlage zu organisiren. Im Einzelnen vermag sich diese Anlage natürlich nie absolut zu vollziehen, in seinem Naturprocess ist der Geist überhaupt zu sehr den Zufälligkeiten einer gegen Norm und Regel sich sträubenden Materie unterworfen, als daß er sich schon hier vollständig zur Erscheinung bringen könnte. Wahrhaft und vollkommen offenbart er sich nur in seinen geschichtlichen Productionen. Indessen ist es doch das Aeußere zunächst, woran wir den Unterschied des Menschenschlages erkennen, und ich verweise Sie daher auf die frühere Darstellung. Sie mögen sich erinnern, wie der fränkische Geist als Natur schon sich weiter als der schwäbische entfaltet und gebildet hat: die Zunge ist mehr gelöst, der Schritt beflügelter, ein rascheres Blut pulst durch die Adern, leichter bewegen sich die taktfähigen Glieder, in die feineren Züge, zu denen er sich ausgearbeitet, ergießt der Geist seine geheimen Mächte und gibt sich in freierer Beweglichkeit, ohne sich an die Stereotypie der Lineamente zu binden, in den lautesten Tönen wie in den leisesten Schattirungen preis.

Aber der Geist kommt zu sich und wird sich seiner bewußt, nicht mehr blos in seiner gefühligen Einheit mit sich selbst, nicht in seiner gemüthlichen Innerlichkeit, sondern jener Witz, der ihm das innere Auge erhellt, schlägt auch das äußere auf, macht ihn mit einem Schlage zu jenem Doppelwesen, das sich einerseits in die Welt entläßt und leicht auf das Wirkliche sich stellt, andererseits darin sich nicht verliert, sondern stets aus dem Aeußern sich eben so schnell zurücknimmt, d. h. eben so bei sich als außer sich, im Innern und im Aeußern immer gleich sehr und zu gleicher Zeit Es selber ist. — In der That, es gibt kein interessanteres Schauspiel, als den Geist in dieser Bethätigung zu beobachten. Das ist ein Tausendkünstler! Zu allen Thoren, nicht blos zu zweien, fährt er zugleich hinaus — der Philister meint, nur vor seiner Schlafmütze sei er vorübergerannt, und wenn der Gevatter dasselbe behauptet, so sind beide im Stande, recht bitter und böse auf einander zu werden, da doch jeder weiß, was seine gute Weile gesehen — wie hat doch jeder Recht und doch wieder Unrecht; aber während sie den Unbegreiflichen zugleich nach verschiedenen Seiten hinausziehen sehen, ist der am Ende doch wieder ruhig zu Hause geblieben, wo nicht gar bei einem Pfeifchen Tabak. Er ist daheim und doch draußen — das sind seine Doppelgänger, seine schnellen Geister, in denen er hin und her webt, um wie die Biene an den Blumen zu nippen und zu Honig in die Zellen zu tragen. Das ist ein vielgeschliffener Spiegel, der die bunte Welt nach ihren tausend Seiten in sich versammelt. Kein Bild ist treffend genug, um diese Thätigkeit des sich bildenden Geistes zu bezeichnen, wie er sich entzwei-

Digitized by Google

bricht, einen Theil für sich behält, den andern hinauswirft in die weite Welt, um sie in tausendfacher Gestalt hereinzuholen, und doch immer und überall Er selbst ist, Er ganz und gar.

Indem der fränkische Geist gerade diese Stelle im großen Organismus des sich entwickelnden Geistes einnimmt, wo er in lebendigem Hin und Wieder eben so nach innen als nach außen sich verhält, schafft er sich die Bedingung zu lebendiger Ineinsbildung des Innern und Aeußern, des Idealen und Realen — die Bedingung zur Kunst. Das ist jene gegenständliche Anschauung, welche die Erscheinungen rein auf sich wirken läßt, ohne den behaerlichen Fluß zwischen Subject und Object, zwischen Verstand und Sinnen zu unterbrechen. Wo erst der Verstand nachhelfen muß, wo erst die Reflexion den Nebel von dem Auge streifen muß, da ist das Ende der Kunst, sie will nicht bei dem für sich fertigen Gedanken zu Schule und Leben gehen, sie ist und will Bild und Gedanke — Inneres und Aeußeres in Einem. Sie wird daher auch in dem Geiste ihre Stätte haben, welcher gerade so weit, aber nicht weiter mit sich fertig geworden ist, daß er in die Erscheinung sich entäußern, aber dennoch frei in und über ihr schweben und so sie rein und leicht in sich hereinnehmen kann. In Goethe zumeist bewundern wir die Genialität dieses gegenständlichen Denkens, d. h. dieses reinen Anschauens, welches ruhig und unbewegt „die Gegenstände auf sich wirken läßt." Das ist das Griechische in ihm, das ist das blaue große Spinoza-Auge, das scheinbar unthätig und leidlos dem Eindrucke sich hingibt, und doch in dieser leidendlichen Hingabe seine freieste, ungehemmteste Thätigkeit vollzieht.

So bildet sich der fränkische Geist an der Welt. Die unbefangene Hereinbildung des Aeußern erzielt zunächst eine freie, harmonische Ausbildung des Innern, eine lebendige und umfassende Anschauung der Welt und des Lebens. Wollen Sie das Organ dieser hereinbildenden Thätigkeit Einbildungskraft nennen, so muß das Wort in umfassendster Bedeutung genommen werden. Sie ist es dann, welche die Außenwelt verinnerlicht, ohne dem Inhalt seine Form und Gestalt auszuziehen, ohne die lebensvolle Erscheinung in den dürren Gedanken aufzulösen, ohne die Einzelheit zur Allgemeinheit abzudämpfen, und ohne wiederum das Einzelne in seiner Isolirung stehen zu lassen. Der schwäbische Geist, der mit sich noch nicht im Reinen ist, muß von jeder einzelnen Erscheinung alsbald auf sich zurückspringen, um sich dafür Rath und That zu erholen; das hemmt die Einheit, den Fortschritt und die Reinheit der Anschauungen, sie können sich nicht zur vollen Welt erweitern, daher auch das schwäbische Bewußtsein der engen und beschränkten Einzelheit verschrieben bleibt, und die schwäbische Poesie dem Liede. Der norddeutsche Geist aber zerstört die gegebene Einheit und Totalität, um zergliedernd und zerlegend kritisch-dialektischen Weges die Consequenzen zum dogmatischen System auszuziehen. Der fränkische dagegen verbindet das Einzelne zur Einheit einer lebendigen Totalität — schaut die einzelnen Bilder der äußern Welt in das große Gesammtbild einer innern Welt zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Eisenbahnangelegenheiten. Bedenklicher Zustand des Theaters.]

Wenn irgend eine Handelstadt eine Eisenbahn wünschenswerth erachten muß und durch ihre Anlegung ihre materiellen Interessen kräftig gefördert sahe, so möchte es vor vielen andern Städten vorzugsweise Hamburg sein. Eine Eisenbahn, die in gerader Linie von hier nach Lübeck ginge, und die Nordsee mit der Ostsee verbände, würde nicht allein für die beiden zunächst hiebei betheiligten Emporien, sondern für den Handel des ganzen Nordens und für die auf dieser Weltstraße so zahlreich dahinziehenden Reisenden zu große und zu augenscheinliche Vortheile darbieten, als daß nicht der hieraus sich ergebende Gewinn allein einleuchtend und unzweifelhaft sein sollte. Sehen wir nun dessen ungeachtet eine derartige Bahn noch immer nicht verwirklicht, und dürfte selbst die nächste Zukunft uns eben so wenig ihren Anblick gewähren, so muß man die Schuld dieses Uebelstandes keineswegs den ihre nächsten Interessen so stark verkennenden freien Städten, sondern vielmehr der in vorliegendem Falle eine gewisse Engherzigkeit und einen wohl etwas zu weit gehenden Egoismus zeigenden dänischen Regierung, der dieser Boden zusteht, beimessen. Gewohnt, in allen Communicationserleichterungen zwischen Nord- und Ostsee nur das Schreckbild einer geschmälerten Sundeinnahme und eines verödeten schleswig-holsteinischen Canals zu erblicken, ist gedachte Regierung nicht nur auf diesen großen Wunsch nicht eingegangen, sondern hat sich überdies noch bewogen gefühlt, den freien Waarentransport zwischen Hamburg und Lübeck durch die Auferlegung eines maßlosen Transitzolles noch mehr zu erschweren und zu beeinträchtigen, als es die so ausgezeichnet schlechte Beschaffenheit der Straße schon frühere ohnehin bewirkte. Es ist eine Straße, worauf man sich den Himmel verdienen kann, und wäre das Land katholisch oder dem Buddaismus ergeben, so würde zweifelsohne eine Fahrt auf ihr einem großen Bußwerke gleichgeschätzt werden. Nun aber kann man in dieser Rücksicht leider keinen Nutzen von ihr ziehen, und man wünscht einen bessern und schnellern zurückzulegenden Weg. Das traurige Bild eines über der Erde befindlichen Pompeji schon

Digitized by Google

lange uns vergegenwärtigende Lübeck dürfte übrigens durch die Verleitung dieser Hoffnung, und namentlich durch die Besteurung seines Waarentransports immer mehr und mehr dieser gespenstischen Stadt sich verähnlicht sehen, und an der hellen Sonne zur Stadtmumie werden. Da die Gemüther der Hamburger sich aber einmal zu sehr mit dem Gedanken, eine Eisenbahn zu besitzen, befreundet hatten, so beschäftigt man sich gegenwärtig stark mit der Inswerksetzung einer anderweitigen Bahn en miniature nach den zwei kleine Meilen entlegenen Landstädtchen Bergedorf. Die Actien sind bereits geschlossen, und da auch sonst kein Hinderniß diesem Plane entgegentreten möchte, so kann man ihrer baldigen Anlegung entgegensehen. Diese Bahn, deren eigentlicher merkantilischer und materieller Nutzen sich schwerlich absehen läßt, muß indessen wohl nur als das Ergebniß eines grollenden Unmuths betrachtet werden, als ein großes industriöses Capriccio einer Stadt, die einmal durchaus, und in welcher Richtung es auch sei, eine Eisenbahn haben will. Nichtsdestoweniger wird diese nur dem Vergnügen gewidmete Bahn ihren Actieninhabern gute Zinsen abwerfen und eines zahlreichen Besuchs sich erfreuen. Wegen der Neuheit ihrer Erscheinung wird gewiß ein jeder sich beeilen, die neue Locomotive der Zeit persönlich zu erproben, und sich innerhalb weniger Minuten durch sie in die zur Sommerzeit so reizenden Vierlande versetzen.

Das hiesige Stadttheater lag vor nicht gar langer Zeit in gewissen bedenklichen Agonieen, und einige gingen sogar irrthümlich so weit, daß sie in denselben das sogenannte hippokratische Gesicht gewahren wollten, und an eine baldige Auflösung dieses einst so berühmten Bühnenkörpers glaubten. Selbst die Herbeirufung eines wohlhabenden Mitdirectors vom Rhein her schien eine Wiedererhebung der im öffentlichen Credit so sehr gesunkenen Bühne nicht bewirken zu können, und die Verwaltung des Theaters baueete fort. Die Direction ist daher in letzter Zeit zu energischen Maßregeln geschritten, und hat durch den Gebrauch von exotischen Heilmitteln die kränkelnde Bühneneonstitution dergestalt gestärkt, daß das Theater nochmals der Mittelpunct der hiesigen Vergnügungen und der Hauptgegenstand der hiesigen gesellschaftlichen Unterhaltungen geworden ist. Das hiefür verschriebene Recept war seinen Ingredienzien nach aus exotischen Künstlern zusammengesetzt, und mußte die Bühne jeden Abend eine Dosis dieser Arznei zu sich nehmen, und pflegte die gewünschte Wirkung dann sogleich zu erfolgen. Eine solche Masse von spielenden und tanzenden Bühnengästen hat Hamburg wohl nie gesehen, wie seit einem Jahre. Es war ein förmliches künstlerisches Gedränge, wenn wie so sagen dürfen, wo der Eine nicht vor dem Andern aufzutreten vermochte. Die Durchführung eines derartigen Planes erforderte selbstverständlich einen großen Verbrauch künstlerischer Leistungen, und die Direction mußte sich daher häufig nur damit begnügen, eine neue Persönlichkeit dem Publicum vorgeführt zu haben. Man hatte daher Gelegenheit, das Gebiet der Kunst von seinen flachen Anfängen bis zu seinen Höhepuncten kennen zu lernen, um neben einer Taglioni, einer Löwe und einem Ole Bull wahre Zwerggestalten der Kunst zu erblicken.

Offenbar gehörte das ergriffene Mittel in die Kategorie der sogenannten Reizmittel, die bekanntlich in der Therapie nur selten angewandt werden, weil sie späterhin eine nur desto größere Schwäche und Abspannung des Organismus herbeizuführen pflegen, und es muß daher noch sehr in Frage bleiben, ob selbiges sich wirklich in vorliegendem Falle wider Gewohnheit als ein für die hiesige Bühne wahrhaft zuträgliches und gründlich heilendes ausweise. Die Unzulänglichkeiten desselben liegen vor, und seit einigen Wochen scheinen auch diese Gastvorstellungen bereits in etwas abgenommen zu haben, so daß mehrere Abende das Publicum nach alter Sitte mit einheimischen Leistungen und scenischer Hauskost trotz seines verwöhnten Magens vorlieb nehmen mußte. Möglich ist es indessen, daß die genannten Zustände des hiesigen Theaters in nächster Zukunft allgemein werden, und die hiesige Direction hätte somit eine bald auf allen Bühnen ins Leben tretende Erscheinung nur in etwas anticipirt; denn seitdem durch die so vielfach erleichterten Locomotiven das Reisen eben so leicht wie schnell geworden ist, scheinen namentlich die heimischen Künstler sich aus klingenden Gründen zu einem nomadisirenden Menschenstamme, zu Beduinen der Civilisation, umgeschaffen und feste Wohnplätze so ziemlich aufgegeben zu haben. Unter solchen Verhältnissen könnte es nun leichtlich geschehen, daß die Personale der einzelnen Bühnen sich zu einer einzigen, stets auf der Wanderung begriffenen Gesellschaft umgestalteten und sie das Gemeingut aller Bühnen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Goethe's Recension über die böhmische Monatschrift.]

Vor einiger Zeit hieß es in einem Aufsatz der Augsb. Allgem. Zeitung — zum Gedächtniß des Grafen Caspar v. Sternberg, des Freundes von Goethe, — über das Zusammenbestehen der deutschen und der böhmischen Sprache in Böhmen könne man nicht besser, als mit den Worten Goethe's reden, und darauf wird eine Stelle aus dessen Recension der böhm. Monatschrift vollständig angeführt. Wenn wir recht berichtet worden, so sind aber gerade diese Worte nicht von Goethe, sondern von Varnhagen, der ganze Abschnitte zu jener Recension beigetragen hat. Ein zwar an sich ganz unerheblicher Umstand, nur ist es komisch, das Gewicht des Namens gerade dahin gelegt zu sehen, wo dieser nur einen leichteren bedeckt. Schon früher ging es eben so mit einem Urtheil über den Dichter Ebert in Prag.

[Herr Ellendorf. Briefe aus Berlin.]

Ellendorf heißt der Mann, der eine Epistel an Görres, Thomas Becket, und mehreres Andere gegen die Hierarchie herausgab. Er war Gymnasiallehrer in Münster; die Geistlichkeit nöthigte ihn, seine Stelle aufzugeben. Er wird in Berlin die „Historisch-politischen Blätter" redigiren, als protestantische Entgegnung der münchner Blätter katholischer Seits.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 69. — den 9. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

In dieser zusammenfassenden Thätigkeit schließt der Geist mit sich ab, und zieht sich in die wesentliche innere Einheit seiner selbst zurück. Ist der Mittelpunct gefunden, das Aufgenommene in freien Besitz des Geistes verwandelt und verarbeitet, so wird die Thätigkeit selbst eine reine, nicht mehr Alles aufnehmende, sondern selbst zeugende und schaffende. Wie er sich an der Welt gebildet, so bildet er nun wieder Welt und Leben. In der schöpferischen That wendet er sein die Welt in sich schließendes Ich in die Welt zurück, und stellt ihren innersten Gehalt, ihr eigenstes Wesen im schönen Bilde vor die überraschten Augen. Das ist die Phantasie, welche selbstthätig als stille Einheit der realen und der idealen Mächte die Kunst neidlos und zwecklos zur Macht eines heitern, genüßlichen, geistig im Sinnlichen befriedigten Lebens macht.

Wenn in Wahrheit das plastisch-bildende Vermögen in seiner reinen Thätigkeit: die Phantasie vorzugsweise Organ des fränkischen Geistes ist — und das soll sich erweisen, doch nicht als ob die andern Stämme gar keine Phantasie hätten, sondern nur so, daß sich der fränkische Geist in seiner höchsten Potenz am liebsten und eigenthümlichsten durch das bildende Organ bethätigt! — so wird ihm von Hause aus das praktische und wissenschaftliche Element, das Ethisch-religiöse und der reine Gedanke ferner liegen, als den übrigen Stämmen, und darin besteht seine Einseitigkeit, Mangelhaftigkeit und Beschränktheit, durch die er seinen Vorzug erkauft. Freilich ein Vorzug, der ihn immerhin den andern gleichstellt, wie ja immer der Unterschied zwischen Stämmen und Völkern ein qualitativer, kein quantitativer ist. Denn so fühle ich mich in die angenehme Nothwendigkeit versetzt, dem fränkischen Stamme das Talent der Genialität zu vindiciren. Freilich könnte ich damit eine hübsche Anmaßung ausgesprochen haben; allein es ist ja damit nur gesagt, dieser Stamm sei besonders geeignet, sich genial zu bethätigen. Daß er dieses schöne Talent nicht alle Tage, nicht einmal alle Jahrhunderte ausübt, daran thut er sehr recht, denn der Himmel und die Philister haben genug mit einem Genie alle tausend Jahre zu thun.... Im Ernste, das Genie beruht wesentlich auf der Phantasie, und wo sich diese ungestört entfalten darf, wird vorzugsweise das Feld des Genies sein. Die Phantasie kann zwar, ja sie muß ahnend und schauend auch der Wissenschaft und der praktischen That unter die Arme, oder besser, vorausgreifen, aber weiterhin muß sie zurücktreten, und die reine That, den reinen Gedanken sich vollziehen lassen. Nur in der Kunst hat die Phantasie rein und lauter ihre Stelle, und so gibt es im vollen und eigentlichen Sinne nur in der Kunst Genies. Das Element des fränkischen Geistes ist die Kunst, sein Organ die Phantasie, er wird somit auch das eigentliche Genie leichter aus sich gebären, als ein anderer Stamm, welcher mehr den Gedanken oder die reine That, die Idee

Digitized by Google

des Guten und Wahren mehr als die des Schönen verfolgt. Natürlich wird sich diese geniale Productivität auch nicht in allen Kunstthätigkeiten gleich sehr offenbaren — lasset uns an der Gnade Gottes genügen, wir sind zunächst mit dem einen Goethe zufrieden. Old Goethe for ever!....

Nun aber ist es, denke ich, hohe Zeit, Sie aus den Höhen meiner genialen Entwickelung hübsch herab zum Einzelnen und Besondern zu führen. Ich will zuerst darstellen, wie der Franke sich der persönlichen und unpersönlichen Welt hingibt, sich an ihr bildet und entwickelt, um sodann wiederum in der Gestaltung eines schönen Lebens und des schönen Werkes sich zu bethätigen.

XIV.

Im unmittelbarsten Verhältniß zu sich selbst geht aus jener Selbstentzweiung und Selbstbefreiung des Bewußtseins ein „Auskennen", ein Ueberwachen seiner selbst hervor, welches eine unerläßliche Bedingung des fränkischen Lebens und Treibens ist. Wie Jean Paul während des Schaffens und Dichtens die Normen und Regeln desselben sich absah, so versenkt sich der fränkische Geist nie so ganz und gar in den Gegenstand oder in sich, daß er darüber sich und das Andere vergäße, er sieht sich stets über die Schultern herein, und wenn er dann zurückblickt nach seinem Ich hinter ihm, so mag er sich lachend in der Rolle des Evangelisten Lukas gefallen, dem bekanntlich ein Ochse in die Zeilen sieht. So ironisirt er mit leichter Grazie sich selbst und verlacht mitten im höchsten Eifer den Thoren, welcher so viel Lärmen um Nichts, so viel Handeln und Reden verbraucht, um am Ende doch nur seine Schwäche, die er verbergen will, zu enthüllen. Während der Schwabe sich gern mit der ernsthaftesten Ausdrücklichkeit dem Gedanken, dem Gefühl und dem Handeln hingibt, betrachtet der Franke sein Ich als bon enfant, fährt ihm wie Brennus mit muthwilligem Finger in den gravitätischen Senatorenbart, und zerstört in bester Laune die sorgfältigen Kreise, in die sein innerer Aechimed sich vertiefen möchte, kein noli turbare meos circulos kann dem Guten etwas helfen. Hierin liegt der Keim für das Spielende, Scherzhafte, Leichtsinnige, das der Franke ins Leben und in die Gesellschaft trägt, und womit er sich auch immer über allen Strudeln und Wirbeln der Bewegung flott erhält. Abgelöst von dem dunkeln Naturgrunde der Gefühlswelt wirft er sein Ich viel ungenirter als der Schwabe in die Welt, mag man ihm noch so nahe auf den Leib rücken, es thut ihm nichts, denn sein innerstes Ich hat er ruhig und ungestört bei sich, und nur sein Anderes überläßt er den Andern. Komme daher sein Doppelgänger auch noch so oft zu Fall, er springt lustig und guter Dinge immer wieder auf die elastischen Füße, und spielt man ihm noch so sehr mit, er bringt es schon wieder herein, „er kehrt den Stil um", und auch der andere muß herunter. Wahr ist's, der aufgewecktere, freiere Schwabe ist jener humoristischen Selbstparodie nicht fremd, und er weiß sich mitunter recht ergötzlich preis zu geben, aber doch ist er unendlich schwieeiger, leicht bitter, gereizt und launisch, während der launige Franke, weniger ernst und streng, sich leichter zum Besten gibt. Was aber die Hauptsache ist, in Franken ist jenes launige, selbst ironisirende Wesen Gemeingut, und durchdringt selbst die niedersten Stände, während diese vollends in Schwaben einen gar schweren und tapfern Schritt geben. Da wird am liebsten die Muskete geradezu umgekehrt und mit dem Kolben darauf losgeschlagen. Steht aber geistige Ueberlegenheit zu Gebot, so greift der Schwabe gern zum Hohn. Die directe Anzüglichkeit, die reine Verhöhnung, welche auf Verachtung gegründet, geradezu die Schmach des Nächsten bezweckt, kennt der Franke nicht einmal dem Namen nach, er vertauscht sie mit dem leichtern Spott, mit der harmlosern Ironie. Er will sich darin selbst genießen, indem er sich in ein freieres, weniger verbissenes Verhältniß zum Gegner setzt, sich über ihn hebt, durch Anspielungen, Sprich- und Stichwörter zu sich heraufschraubt und in eine lustige Lache hinabplatzen läßt. Dem erregten Gefühle tritt die Phantasie zur Seite, umflattert das Opfer mit dem heitern Flügelschlag des Blitzes, wirft auf den Widerpart einen um so energischeren Schlagschatten, je deutlicher sie ihn in ihr Licht stellt, macht ihn desto unsichtbarer, je sichtbarer sie ihm unter den Augen zündet. „Einen unsichtbar machen" heißt auf gut fränkisch, ihn der Ironie preisgeben, etwa auf die Tabaksdosen malen und als Caricatur in die fünf Welttheile schicken.

In der Welt haben sich namentlich „die Großen", die Autoritäten des Geistes und Lebens nicht wenig in Acht zu nehmen, wenn sie nicht diesem Todtengerichte bei lebendigem Leibe anheimfallen, nicht blos nicht „heruntergemacht", sondern „heruntergerissen" werden wollen. In Schwaben treten die Notabilitäten an sich schon nicht so aus der Gesammtheit hervor, ein jeder bleibt in der heimischen Sphäre und reiht sich ohne besonderes Aufsehen und Ansehen in das Leben ein; in Franken

Digitized by Google

dagegen ist der Trieb, aus der engen Gränze herauszutreten, viel größer, und darum erhebt sich auch um so kräftiger die nivellirende Reaction: sie müssen herunter. „So pflegen Kinder und Volk das Große in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln, und wie sollten sie auch sonst im Stande sein, es auszuhalten und zu ertragen." Ob diesem Worte freilich erschrickt der gewissenhafte, pietätsvolle, ernste, moralische Schwabe, und citirt schnell das Schiller'sche: „Es liebt die Welt das Strahlende ꝛc." Nichts ist ihm schrecklicher, als eine Persönlichkeit der Oeffentlichkeit überantwortet zu sehen, dazu ist die Pietät und das Phlegma zu groß. In Franken hat sich die Persönlichkeit in ihrer Freiheit und Selbstbewußtheit gerade dadurch zu bewahren, daß sie dieser Kritik sich unterzieht, die um so schonungsloser organisirt ist, je mehr die Phantasie die Waffen schärft; denn gar Vieles läßt sich in ein Witzwort zusammenfassen, mit einem Sprichwort bezeichnen, für welches die nüchterne Sprache und Beurtheilung den Ausdruck nicht finden kann und darf. — Von allen Geistern, die verneinen, ist ja der Schalk am wenigsten verhaßt. *Εἰρωνια* (Ironie) ist mit *εἰρηνη* (Friede) verwandt, aber wie will ich einen Verhöhnten versöhnen?

Ganz hierher gehört auch die Masse von Ueber- und Spitznamen, welche der Franke für seinen Nachbar bereit hat und sei dieser auch ein noch so großer Here; in Schwaben erstreckt sich dieses System nicht über die niedern Sphären hinaus. — Von der reichen Tafel dieser Witzthätigkeit fallen reichliche Brocken dem öffentlichen und gewöhnlichen Leben anheim, und hier ist es, daß das Allgemeinste auf sprichwörtliche Weise an das individuellste und erfreulichste geknüpft wird. Namentlich Schwaben gegenüber versteht es die fränkische Rede auf unvergleichliche Weise, sich mit solchen gäng und gäben Redensarten, bon mots, Sprichwörtern und Sprüchen — selbst aus Bibel und Gesangbuch — zu beleben. Durch diese Erübrigungen erhält die Bildung eine Masse fertiger Hebel, wodurch sie frei von der Consequenz des Augenblicks über dem Zuge des Moments schwebend diesen beherrscht und jederzeit leicht und schnell sich aus dem objectiven Flusse der Zustände und der Debatte erheben kann. Das gibt eine Zungenfertigkeit, vermöge welcher der Franke nicht leicht etwas schuldig bleibt, sondern schnell die Gelegenheit beim Schopfe fassend, dem Satz den Gegensatz, dem Allgemeinen das Besondere, dem Besondern das Allgemeine nachwirft. Dies verfolgen sie bis in die Tiefe des Volkes, von den grünen Weibern in Nürnberg bis zu den berüchtigten Sachsenhäuserinnen. Wie dieses Geschlecht „Haare auf der Zunge" hat, was das für „Schwertmäuler" sind!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Forts.)

[Der politische Journalismus.]

Der Journalismus ist bekanntlich ein Kind der Gegenwart, aber ein Herkuleskind, das schon in seiner Wiege nach der Alleinherrschaft in der Literatur strebt und allen Erzeugnissen derselben sein Gepräge und seine Form zu geben strebt. Auch in Hamburg wurzeln dahee die Anfänge der periodischen Presse eben nicht sehr tief in die Vergangenheit hinein, und von den jetzt so zahlreich hier erscheinenden Tagesblättern aller Art reichen nur wenige bis zur Belagerung, und, mit Ausnahme des greisen Correspondenten, der wie eine ehrwürdige Ruine unter der jüngern Gesellschaft dasteht, gibt es fast kein einziges, das in seinem Leben bis auf den Beginn dieses Jahrhunderts hinabsteigt. Unter diesen ephemeren Dichtern der Literatur sind natürlich manche, zu denen die Mutter eben keine Ursache hat, sich Glück zu wünschen, und unter den die hiesigen Localitäten ausschließlich besprechenden Blättern liegen einige sogar in einem noch immer nicht zu ihren Gunsten entschiedenen Kampfe mit der sich so pedantisch gerierenden Grammatik und den ersten Grfetzen der Sprache. Es ist indessen nicht unsere Absicht, den geneigten Leser duech diese literarische Kloakr zu führen, sowie wir denn überhaupt hier nicht vorhabrn, alle Erzeugnisse der hiesigen, periodischen Literatur die Revüe passiren zu lassen und das ganze Gebiet dee Jouenalistik von Dan bis Bersaba in kritischer Rüstung zu durchziehen. Wir wollen vielmehr gar keine Kritik ausüben und nue einige der hervoreagendsten und erfreulichsten Erscheinungen derselben hier flüchtig besprechen: der Veteean aller hier erscheinenden Jourenale, politischer und unpolitischer, ist der weltbekannte „Unparteiische Correspondent oder Staats- und Gelehrten-Zeitung," dessen Fiema vor Zeiten in allen Theilen der Welt bei dem politischen Publicum einen so großen Credit genoß, daß er noch immee vom früheren Ruhme zehren und ein gemächliches und sorgenfreies Alter leben kann. Wenn man übrigens vom Correspondenten speicht, so muß es stets mit der dem Alter und früheeen Vredienften schuldigen Ehrerbietung geschehen; auch soll nicht behauptet werden, daß der Coreespondent aller gegenwärtiger Verdienste baar sei. Dieser politische Veteran hat schon den siebenjährigen Krieg und die ganze americanische und französische Revolution auf dem Papiere rühmlich mitgefochten, hat mit Deutschland unter Napoleon gelitten, damals zue Hälfte ein französisches Kirid getragen, und hat seine Auferstehung zugleich mit der Stadt gefeiert. Sollten seine Lorbeeren auch eines frischen Gewächses in etwas eemangeln, so sind es doch nichtsdestoweniger Lorbeeren, die Siegeszeichen vieler auf dem Felde der politischen Journalistik in den Tagen der Vorzeit geschlagener Schlachten. Gleiche auch die Lesesphäre des Coeespondenten gegenwärtig mehe dem abnehmenden, als dem zunehmenden Monde, haben auch viele im Laufe der Zeit ne-

Digitized by Google

den ihm aus den größern Bedürfnissen und Ansprüchen der Gegenwart aufgewachsene politische Zeitschriften, und unter ihnen ganz vorzüglich die Neue Zeitung, sein Gebiet um vieles geschmälert und die Reihen seiner Abonnenten gelichtet, so ist der Autoritätsglaube an ihn doch noch mächtig genug, um in allen Ländern ihm Leser zu werben, und wir sehen ihn daher, nach wie vor, Europa von einem Ende bis zum andern, von den Saulen des Herkules bis an die Fluthen der Wolga in einzelnen Exemplaren durchwandern und wie selbst jenseits des Weltmeeres ein sporadisches Publikum mit seiner politischen Kost sich speist. Bei solchem Kosmopolitismus können wir es daher dem Correspondenten auch nicht verargen, wenn seine Haltung etwas diplomatisch, sein Colorit etwas farblos ist und wir ihn nur selten für eine politische Ansicht recht erglühen sehen. Er meint es gewiß gut mit den Interessen der Menschheit, aber auch die seinigen sind mit daeuntee begriffen, und wollte er das Redeschwert zu sichtlich zu Gunsten der Reform erheben und die Tricolore zu deutlich vor sich her flattern lassen, so möchte ihm wohl schwerlich so bereitwillig, wie jetzt, an gewissen Grenzen der Paß visirt werden. Die auf seinem Titel mit angeführte „gelehrte" Verheißung wird nur sehr mangelhaft erfüllt, und scheint dieses Wort somit nur ein Füllwort zu sein, ein horor vacui, damit hier ebensowenig wie in der Natur ein leerer Raum entstehe.

Die ganze Gelehrsamkeit beschränkt sich so ziemlich auf jeweilige kleine kritische Artikel und Bücheranzeigen, und ersieht namentlich ein bekannter hiesiger praktischer Jurist hier sich trotz seiner zahlreichen Klienten Zeit und Gelegenheit, uns in polemisch-kritischer Haltung seine Ansichten über die neueste Literatue und ihre Verdesserung zu eröffnen. Das zweite bedeutende und unendlich jüngere politische Journal Hamburgs ist die aus gewöhnlichen Adreßnachrichten erst später zum Range eines eigentlichen politischen Blattes erwachsene „Neue Zeitung." Da sie bei ihrem Entstehen als eine neue Erscheinung überall auf besetztes Terrain und vorgefaßte Meinungen stieß, so hatte sie einen schweren Stand und konnte die ersten Schritte ihres politischen Daseins nur mit Anstrengung zurückiegen. Trotz des so häufigen Wechsels ihrer Redacteure hat sie doch stets das Glück gehabt, gut redigirt zu werden und ihre entschiedene liberale Farbe sich zu bewahren. Ihren Hauptdebit hat sie in Schleswig Holstein, so wie sie auch in den nordischen Reichen häufig gelesen wird, weshalb sie den schleswigholsteinischen Angelegenheiten ein reges Interesse zu schenken pflegt. Ein Umstand, der indessen unlängst bald ihren Fall herbeigeführt hatte. Denn durch ihre zahlreichen, durch ihren Gegenstand ebenso sehr wie duech ihre Fassung anziehenden Correspondenzen von dort, sowie namentlich durch ihre raschen und freimüthigen Mittheilungen aus der Ständesitzung wodurch sie der schildkrötenartigen und mit lahmen Gliedmaßen sich fortbewegenden Standezeitung weit vorauseilte, erregte sie an einem gewissen Orte ein großes Aergerniß und die Postversendung unter ermäßigtem Porto wurde ihr plötzlich entzogen. Sie mußte, um ihren Debit zu sichern, Zugeständnisse machen und hat freilich dadurch ihr früheres Privilegium, aber wohl schwerlich alle ihre früheren Lesee dort wieder erhalten. Der Redaction dieser Zeitung stand Wienbarg einige Zeit vor, und ihm verdankte man namentlich die so vortreffliche Fassung der pariser Artikel, die so fein gemeißelte Sprache, die scharfsinnige Auffassung dortiger Vorfälle und die hineingewebten geistreichen Reflexionen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Wachsthum der russischen Macht.]

Seit einem Decennium entwickelt sich Rußland im Innern riesenmäßig. Was ihm fehlt, um dem europäischen Continent seine ganze Macht zu offenbaren, ist die Möglichkeit, seine weitgedehnten Kräfte zu concentriren. Diese Möglichkeit tritt jetzt naher. Man bezweckt ein Eisenbahnnetz, das Petersburg, Moskau, Wilna und Odessa verbindet. Woe der Hand fehlt das Geld dazu, allein „der Kaiser will es!" ist in Rußland bekanntlich eine Art Religionssatz. Inzwischen hat die Krone nicht das Geld dazu, sie wird jedoch die Nation zur Actienzeichnung auffordern und 5 Procent garantiren. Kommen diese Eisenbahnlinien zu Stande, so kann Rußland auf den verschiedensten Puncten mit Leichtigkeit seine militairischen Kräfte concentriren. — Was thut Europa, um der langsamen, aber furchtbaren Entwickelung des Slawenthums ein Gleichgewicht entgegenzustellen? In Deutschland religiöser Zwiespalt, in Frankreich politische Factcn. — —

[Lesefrüchte aus dem berliner Gesellschafter. Einerlandt.]

„Lessing's Bestrebungen für die deutsche Literatur leben bis auf den heutigen Tag uns mit voller Achtung im Gedächtniß," heißt es im Gesellschafter Nr. 47. Lessing's — Bestrebungen füe die deutsche Literatue? — So könnte man etwa von Franz Horn sprechen. Aber von Lessing?

In demselben Blatte wird Franz von Baader's neueste Schrift eine Carikatur der Schelling'schen Naturphilosophie genannt. Nichts ist in Form und Inhalt verschiedener als Baader's und Schelling's Philosophie. Auch war Baader wissenschaftlich längst aufgetreten, und in sich fertig, als Schelling noch unbekannt war.

[Bulwer.]

Voe Kurzem hat Bulwer wiedee ein Drama „Richelieu" auf dem Covent-Garden Theater aufführen lassen, das mit allgemeinem Beifall von dem versammelten Publicum aufgenommen worden ist. Die Kritik ist weniger glimpflich damit umgesprungen. Sie behauptet, das Stück leide an den größten Unwahrscheinlichkeiten, sei nachlässig, ja schlecht geschrieben und stehe dem „Mädchen von Lyon" offenbar weit nach. Dies wäre denn freilich ein ziemlich unzweideutiger Beweis von Bulwer's Talentlosigkeit für dramatische Productionen. Bulwer sollte fortfahren, seine bedeutenden Anlagen für den Roman auszubilden, worin er bei etwas strengeree Selbstkritik Großes leisten könnte. Seine Gattin ist neuerdings ebenfalls als Romandichterin aufgetreten. Ihr erster so eben erschienener Versuch führt den Titel „Cheveley oder der Mann von Ehre."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 70. — den 11. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Doch die Lebendigkeit dieses Wechselverhältnisses zum Andern ist ja nur die Consequenz der Leichtigkeit, womit das Verhältniß selber gestiftet wird. Seinem innern Zugr folgend, theilt er sich Andern mit und entfaltet sich zu lebendigem Herüber und Hinüber; schnell sind die Bandr geknüpft, zutraulich und gefällig gönnt Einer dem Andern neben sich Platz und findet in einem natürlichen Einverständnisse, in rinem unmittelbaren Takt ohnr Schwierigkeit dir Verbindungswege und Zwischenglieder von Geist zu Geist, von Mensch zu Mensch. Der Schwabe läßt sich mehr von Sympathien und Antipathien leiten. In wem er das Siegel der Wahlverwandtschaft erblickt hat, dem ergibt er sich aber auch ganz und gar, und um so härter ist der Bruch, wenn ein intimes Verhältniß zufällig oder nothwendig sich löst. Der Franke schafft sich sein Interesse, der Schwabe will es vorfinden, er will einen Zweck und Nutzen, er will eine ausdrücklich bestimmtr Wirkung. Darum soll der Andere in seinr Ideen und Plane eingehen, mehr drr Sachr als der Person sich widmen, und sollte er anders werden müssen. Allein Rückert singt:

Anders werden kann ich nicht,
Laßt was ich bin, mich teeulich bleiben,
Und wozu mir die Kraft gedricht
Das mögen andre Keäfte treiben.

Und Freund Gröbel fügt hinzu: „A jeder reit' sa Steckapferd und lh mei Räppli ah" — also Leben und Lebenlassen, den Andern nehmen, wie er ist, einen Jeden gelten lassen für das, was er ist, ja für das, was rr gelten will, das ist Grundsatz. Aber eben dieses erfordert eine Freiheit des Bewußtseins, welche der Schwabe nicht hat. Um eine Eigenthümlichkeit gewähren lassen zu können, muß Ich mich in sie zu versetzen und zu entäußern vermögen, dies ist eben dem Franken ein Leichtes vermöge jener Selbstverdoppelung, die ihn eben so frei außer als in sich walten und gebahren läßt. Freilich verwurzelt sich dieses fränkische Ich nicht so sehr in den andern, es behält den Kern seiner Egoität und versenkt ihn nicht in dir substanzielle Mitte. Dadurch aber wird es ihm möglich, seine Verhältnisse mannichfaltiger zu gestalten, leichter Anknüpfungen und Verbindungen zu gestatten, und darin ein Talent der Socialität zu bewähren, das der schwäbischen Tiefe, Einfachheit und zweckvollen Gründlichkeit fremd ist. Darin, daß einer den andern gewähren läßt, Sitte und Eigenheit und Ueberzeugung in ihm duldet und ehet, daß das freigewordene Subject auch Andern ihre Freiheit gönnt, liegt das Princip der Geselligkeit. — „Gleich und gleich gesellt sich grrn;" gleich ist mir aber Niemand, wenn ich ihn nicht dafür gelten lassen will, denn in meiner Persönlichkeit habe ich allerdings die Kraft und den Beruf, Alles, was nicht Ich bin, durchaus zu verneinen.

Man hat in Goethe Egoismus und nichts als Egoismus gefunden — warum? weil er sich nicht den guten Leutlein ganz in die Arme geworfen, weil er sich im-

Digitized by Google

mer wieder frei und selbstständig in den Kern seiner Eigenheit zurückzunehmen wußte. Das ist fränkische Art. Nur bedenken Sie, welch unermeßlichen Kreis jene eine Persönlichkeit belebte, wie unendlich seine Beziehungen und Verbindungen waren. Allen Alles sein, kann Niemand, aber Jedem Etwas sein, das vermochte diese Natur, welche sich frei mit der Welt ins Verhältniß zu setzen wußte. Schiller hatte wenige Freunde und Verbindungen, aber diesen gehörte er ganz. Wenn der Franke sich nicht so ganz und gar in das Andere übergießen und versenken kann, wenn er mehr an sich hält, wenn er die aufflammende Begeisterung gern mit einem „sei nur kalt" dämpft, so wird er, trotz der scheinbaren Kälte und Ruhe, nicht weniger Theilnahme und Zuneigung in die Formen freundlicher Begegnung und zuvorkommender Leistung legen. Nur das kann er nicht verstehen, wie man einander nicht freundlich sein kann, auch ohne Freunde zu sein, wie man sich den geselligen Umgang versagen und verbittern soll, wenn ein intimer unmöglich ist. Eben weil er sich selbst in der Gewalt hat, weil in ihm das unklare Wogen und Weben des Gemüthes zur Ruhe und zum Bewußtsein gekommen ist, braucht er auch nicht wie der Schwabe so ausdrücklich, empfindlich und rückhaltslos, wo möglich mit dem directen Gegentheil von Complimenten zurückzustoßen, was ihm nicht zusagt. Statt seine ganze ungeschlachte Natürlichkeit dazwischen zu werfen, verhält sich seine auf und über sich stehende Persönlichkeit mehr ablehnend: sie läßt dem Andern seine Geltung und Stellung, nur sucht sie sich denselben durch selbstbewußtes Ansichhalten nicht zu nahe kommen zu lassen. Im Anknüpfen von Verhältnissen selbst aber ist er immer frisch und selbstthätig bei der Hand, während der Schwabe mehr passiv das Fremde an sich kommen läßt. „Wie bist denn Du dazu gekommen — wer hat Dich denn hingeführt — hast Du etwa einen Vetter dort, oder bist Du von einem empfohlen — wie hast Du es denn angegriffen?" fragt er. „Weiß Gott!" antwortet keck der Franke: „Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Leute."

Es ist keine Frage, welch' eine Fülle von Gewandtheit, Erfahrung und Beobachtung aus solchem allseitigen Anschließen an den geselligen und praktischen Menschen hervorgeht, aus dem gegenseitigen Ineinandereingehen, aus dem sich Hineinversetzen in fremde Charaktere und dem Hereinleben fremder Zustände von allen Arten und Weisen. Nur dadurch waren Studien möglich, wie sie außer Jean Paul und Goethe nicht leicht ein deutscher Dichter auch nur geahnt, geschweige gemacht hat. Leben um Leben. Schiller's Figuren sind herrliche Ideale, aber dennoch Schatten, welche bleich und geisterhaft über das Blachfeld des Gedankens ziehen. —

Wie der Franke mit Allem und Jedem auszukommen sucht, und Alles und Jedes in seiner Art zu behandeln lernt, so läßt er sich selbst auch leichter behandeln: „er läßt mit sich reden." Wie unnahbar und unlenkbar ist oft der Schwabe, wie heftet er sich mit dem zu festen Eigensinn an den einmal genommenen Standpunct, und verwurzelt und verknotet sich in die schwere Scholle seiner Eigenheit! Freilich hat aber auch dagegen der fränkische Charakter Anlage zu einer gewissen Haltlosigkeit und Halbheit. Doch ist dafür wieder dadurch gesorgt, daß der Franke, weniger in die Sache versenkt, stets sein Ich frei in der Hand hat, und es ohne Gefahr nach seiner Eigenthümlichkeit bewegt und bethätigt. Trotz aller Unstetigkeit und Unbeständigkeit, trotz dem Wetterwendischen seines Wesens verliert er darum doch seinen innern Halt und Charakter so wenig als er seinen äußern Zweck aus den Augen läßt.

Allerdings der Festigkeit, Gediegenheit und Consequenz gegenüber, in welche der Schwabe mit unbefangener Naivetät nach innerer Nothwendigkeit sich gefangen gibt, muß die leichte Art, auch das Entgegengesetzte sich zu vermitteln, nichts auszuschließen, von Jedem das Beste zu denken, Allem eine Seite abzugewinnen, in das Nächste wie in das Entfernteste sich einzulassen, und so mit Allem ins Verhältniß zu treten und es auf sich wirken zu lassen — als Inconsequenz, Charakterlosigkeit erscheinen. Gibt es eine consequente Inconsequenz? Das andere Wort aber hat eine große Unbestimmtheit und Weite, und wir thun ihm Unrecht, wenn wir durchaus einen ethischen Begriff damit verbinden. Wenn der Schwabe sich mit allem Pathos seines Gemüthes der Sache, der Person ergibt, wenn dagegen der Franke, kälter, ruhiger, selbstständiger und selbstbewußter seine Verhältnisse gestaltet, soll darum das Ethos blos auf der Seite jenes Pathos sein? Ist nicht vielmehr das Pathos des darauf gegründeten Charakters ein leidentlicher Zustand, in dem das Subject so leicht die Selbstmacht verlieren, und einseitig an das Eine sich verkaufend, selbst dem Ethos nur um so leichter sich entfremden und consequent ein unsittlicher Charakter werden kann? Und kann umgekehrt nicht der leichtere, beweglichere Geist, welcher über dem Pathos der Sachen und Personen steht, darum sein Ich, das er aus freier Hand verkauft, leichter wieder aus der Einseitigkeit zurücknehmen, welche den Keim des Verderbens und der Unsittlichkeit in sich trägt? Die Selbstbil-

Digitized by Google

dung als Charakterbildung wird sich daher im fränkischen Geiste, selbst wenn er sich durch noch so viele Gegensätze hindurcharbeiten muß, leichter vollziehen als im schwäbischen, wo, sofern keine gute Erziehung und überhaupt pädagogische Einwirkung von außen Statt findet, das trägere, unfreiere, in die Natürlichkeit versenkte Ich nur nach den ungeheuersten Kämpfen und Wechselfällen ins Gleiche kommt. Nur daraus läßt sich, um dieses gleich hier anzuknüpfen, die in Franken so seltene, in Schwaben so häufige Erscheinung erklären, daß Subjecte, nachdem sie eine Jugend durch alle Stufen der Sinnlichkeit und Unsittlichkeit hindurchgehetzt haben, oft plötzlich in den directen Gegensatz ascetischer Kopfhängerei und Frömmelei umschlagen. Daß solche Bekehrungen nicht redlich und wahr seien, daß sie nicht für die Gesellschaft, für die Kirche und für den Himmel schon mehr als ein brauchbares Subject zurückgegeben haben, will ich ja nicht bezweifeln, aber das Unfreie und somit Unlautere der Entwickelung, die Zerrüttung der Lebenseinheit und Lebensconsequenz drängt sich zu sehr auf. Charakter ist Bildung der innern Eigenthümlichkeit, welche zwar auf Irrwege gerathen kann; aber je selbstbewußter, freier sie sich faßt und von der substanziellen Natürlichkeit ablöst, um so leichter wird sie aus den Wirren und Irren, denen sie sich leichtsinniger oder tragischer Weise hingegeben hat, sich zurücknehmen und ihrer Bestimmung entgegenführen. —

„Ländlich, sittlich!" mit diesem Worte vindicirt der Franke sich die Freiheit und das Recht, dem stets bereiten Ketzergericht sich zu entziehen, das nach allgemeinen Sätzen das Besondere, und nach besondern Caprieen und Ansichten das Allgemeine mustern und meistern will. Es ist wahr, wenn etwas, so hat die Sittlichkeit ihre allgemeinen Normen und Gesetze, oder sie ist vielmehr selbst die allgemeinste Norm, doch geht sie in die besondern Verhältnisse ein, und weiß sich in ihnen zu modificiren. Auch der sittliche Geist ist durch seine Naturbestimmtheiten verschieden, und weder können wir Alle Alles, noch dürfen wir Alle und Alles nach uns, d. h. wie die sittliche Norm in uns zum Bewußtsein gekommen ist, beurtheilen. Ich hoffe nicht, daß Sie mich mißkennen werden, wenn ich vom Standpuncte des fränkischen Stammes aus dagegen protestire, daß man Alles mit der eisernen Elle seines kategorischen Imperativs messe, und Alles über seinen Gesetzesleisten spanne. Es gibt, wie überall, so auch hierin, generische Unterschiede, und eben diese charakteristisch aus- und nachzubilden, die menschliche Mannichfaltigkeit glücklich zu beobachten und billig zu schätzen — darin besteht ein Vorzug des Franken, der mehr rigoristisch-consequenten, dabei häufig einseitigen Charakterfülle des Schwaben gegenüber. Was diesem der härteste Frevel im Moralischen, als das Unmögliche im socialen Gebiet erscheint, über das setzt sich der andere leichter hinweg, d. h. er versetzt sich hinein, lernt es so dulden, schätzen, und wohl nach seinen bessern Eigenschaften achten und lieben. So erscheint dem Franken manches als läßliche, was dem Schwaben als Tod-Sünde erscheint. Eine solche Todsünde ist diesem der arme Heinrich Heine, wenn er ihn auch noch so sehr lachen macht. Wie man über den alten Sünder Goethe denkt, habe ich Ihnen früher geschrieben. In Franken ist es anders. Goethe selbst hielt manches für „läßlich" und empfahl vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung; denn: „wer ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Die periodische Presse.]

Der angefügte literarische Feuilleton war gleichfalls das Werk Wienbarg's und ging mit seinem Austritt aus der Redaction auch wieder ein. Haben nun auch gleich die Leser dieses Journals dadurch viel verloren, so kann es uns im Ganzen doch nur lieb sein, ein ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent einer so undankbaren literarischen Thätigkeit entnommen und seiner eigentlichen Sphäre ungestört wiedergegeben zu sehen. Welche Qualen und tantalische Entsagungen hat überdies der Redacteur einer deutschen Zeitung vorzugsweise zu erleiden! Er muß da schweigen, wo er um Alles gern gesprochen hätte, das unterdrücken, was der Oeffentlichkeit vor allen andern ihm werth scheint, da Reden und Räsonnements abbrechen, wo gerade das Interessante kommt, in hohen Wochenstuben, auf Hoffesten und bei Ordensverleihungen sich langweilen, und endlich muß er über alle Dinge schreiben, ohne daß es ihm in den meisten Fällen freistände, seine eigentliche Meinung zu sagen; denn das Schwert des Damokles schwebt an einem dünnen Faden über seinem dem Unglück verfallenen Haupte. Scaliger meint, daß die Schreibung eines Wörterbuchs alle Arten von Strafen in sich fasse und empfiehlt diese Arbeit als ein Surrogat der Todesstrafe. Allein Scaliger kannte glücklicherweise noch keine deutsche Zeitung und hatte keinen Begriff von der peinlichen Lage ihres Redacteurs. Mag daher auch eine lexikographische Arbeit noch so langweilig und mühselig sein, so gebührt doch jedenfalls dem Schreiber einer deutschen Zeitung die Krone des literarischen Märtyrerthums.

Die „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle, die sich Kritik der heimischen und Mittheilungen aus

Digitized by Google

der ausländischen Literatur bekanntlich als Hauptzwecke vorgezeichnet haben, fahren fort, ihre Mission auf ihre Weise zu erfüllen. Diese so reiche und interessante Auszüge aus der französischen und englischen Journalistik in passender Auswahl liefernden Blätter müssen namentlich für den, der sich der Kenntniß dieser Sprachen nicht erfreut, oder wegen der so schwierigen Beziehung der Originale sie selbst nicht zu lesen vermag, eine sehr schätzenswerthe Lectüre sein. Die kritische Abtheilung der Blätter ist in zu vielerlei Händen, um sie summarisch besprechen zu können.

Die Redaction der „Lesefrüchte" verannehmlicht sich nach wie vor durch fremden Schweiß das Leben und fährt mit großer Behaerlichkeit fort, aus fremden Aeckern die besten Garben in die eigne Behausung zu schleppen. Wir wissen sehr wohl, daß dies Verfahren eine traurige Usanz in Deutschland erlangt hat und daß die Lesefrüchte nicht sowohl die Journalistik selbst, als die eigentlichen Bücher ausdeuten, aber das Ergebniß ist dasselbe, der gänzliche Verfall der heimischen Journalistik, die ohnehin schon an so vielen andern Uebelständen schwer darniederliegt. Ohne hier auf bereits anderswo so nachdrücklich Gesagtes und so klar Dargethanes zurückzukommen und alte Klagen wieder anzustimmen, möchten wir nur darauf aufmerksam machen, daß die Mission der periodischen Presse eine größere und wichtigere sei, als man gewöhnlich bei uns annimmt. Nach dem so schön uns hier vorleuchtenden französischen Vorbilde soll auch gewiß die deutsche Journalistik nicht in der Besprechung von Tagesbegebenheiten und von Tagesinteressen, sowie in der Lieferung kritischer Artikel die alleinige Lösung ihrer Aufgabe erblicken, sondern sie soll vielmehr auch ihrerseits kräftig zur Förderung und Ausbildung der Literatur beitragen, und in ihren Spalten mußte sich vorzugsweise das Gediegenste und Kräftigste, das Abgerundetste und Vollendetste, gleichsam die Blüthenkrone und die Quintessenz der Literatur niedergelegt, vorfinden. Niemand kann eine ganze Ilias des Schönen, einen ganzen Band des Trefflichen schreiben; ein Buch ist immer gut, enthält es nur viele schöne Stellen, liefe auch manches Mittelmäßige und selbst Tadelnswerthe daneben, aber an ein literarisches Erzeugniß von geringerem Umfang, an einen Aufsatz, an ein einzelnes Gedicht kann man strengere Anforderungen machen, und die Vollendung der Form und des Inhaltes verlangen. Wir sehen, wie namentlich in Frankreich auch der berühmteste Schriftsteller sich beeilt, den Journalen seinen Beitrag und die Blüthen seines Geistes zu überliefern, während man in Deutschland das schlechteste Product gemeiniglich noch immer gut genug für ein Journal hält, und unsere bedeutenden Schriftsteller sich nur selten hier vernehmen lassen, wenn sie nicht gerade selbst zugleich ein solches redigiren. Alle diese Uebelstände möchten zum großen Theile wegfallen und der Journalismus die ihm zustehende höhere Stellung einnehmen, würde das bürgerliche Gesetz jeden Eingriff in gelehrtes Eigenthum und alle literarische Freibeuterein nachdrücklich ahnen. Dann würden in einem Augenblick alle diese literarischen Schmarotzerpflanzen, die wie böse Auswüchse auf dem Baume der Literatur wuchern und ihm alle Säfte entziehen, alsbald aus Mangel an Nahrung dahinschwinden, und ehrenwerthen Journalen den widerrechtlich eingenommenen Raum wieder frei geben.

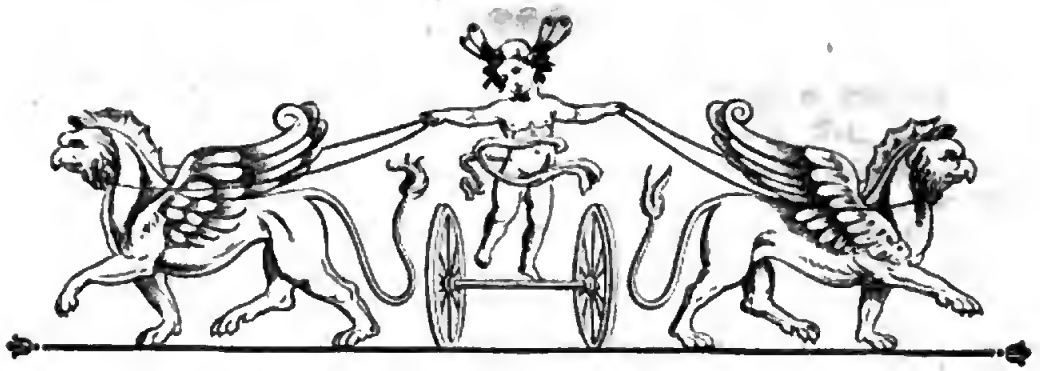
Notiz.

[Leipzig-Dresdner Eisenbahn.]

Am 7. April fand die Eröffnung der leipzig-dresdner Eisenbahn in ihrer ganzen Ausdehnung Statt. Nachdem man gezagt und gezweifelt, die Vollendung des außerordentlichen Unternehmens von mehreren Seiten wiederholt verneint und es an unnöthigen und lächerlichen Bemerkungen in keiner Weise hatte fehlen lassen, feierte an dem genannten Tage die Ausdauer der Compagnie ihren glänzendsten Triumph. Unter der geräumigen Halle auf dem Bahnhofe, die mit Kränzen, Guirlanden und Fahnen geschmackvoll verziert war, versammelten sich die zum Festzuge eingeladenen Vorsteher und Mitglieder der Compagnie, die Abgeordneten der verschiedenen Behörden nebst einem zahlreichen Publicum, das theils die erste Fahrt nach Dresden selbst mit antrat, theils auf dazu besonders errichteten Plätzen den Statt findenden Feierlichkeiten beiwohnen wollte. Auf einige kurze Reden folgten die lebhaftesten Lebehochs, dem Könige, der Compagnie und deren Vorstehern insbesondere ausgebracht, worauf den Herren Gust. Harkort und dem Oberingenieur Hauptmann Kunze die Insignien und Statuten des königl. sächs. Civilverdienstordens unter lautem Jubel und Beifalleuf des Volkes überreicht wurden. Drei Wagenzüge, alle mit Kränzen und Kronen geschmückt, jeder von 2 Locomotiven gezogen, verließen hierauf in sausender Eile den Bahnhof, alle von jubelnden, frohlockenden Menschen fast überladen. Aeußerst imposant nahm sich der eigentliche Festzug aus, auf dessen mittelstem Wagen eine prachtvolle Fahne prangte, deren eine Seite den Namenszug des Königs mit dem sachsischen Wappen, von Rauten umkränzt, die andere die vereinten Wappen der Städte Dresden und Leipzig, von Eichengezweig umschlungen, enthielten. Unaufhaltsam eilten die drei einander rasch folgenden Wagenzüge an der unabsehlich versammelten Menschenmenge vorüber, um in wenig Stunden eine Anzahl von mindestens 12—1300 Personen der Residenz entgegenzuführen. Tags darauf kurz nach 12 Uhr kehrte der Zug zurück, diesmal von noch lauterem Jubel begrüßt, begleitet von der ganzen königlichen Familie. Ueber dem Jubel und dem glücklichen Gelingen der Fahrt vergaß Jeder das etwas störende Wetter, das namentlich am 7ten sich ziemlich unfreundlich erwies. — Ueber die Feierlichkeiten in Dresden, die Ausschmückung des Tunnels bei Oderau und anderes Bemerkenswerthes, was sich daran knüpfen dürfte, behalten wir uns vor, in einem spätern Bericht zu sprechen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 71. — den 12. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

So drückt man viel eher „ein Auge zu", sieht viel leichter „durch die Finger", und erfreut sich des Erfreulichen, genießt das Schöne in skrupelloser Heiterkeit, um das Unschöne und Unwahre nur um so vollständiger und gerechter fallen zu lassen. „Alles hat seine gute Seite", wer will etwas ganz Gutes? Darum begnügt sich der Franke damit: „sich seinen Theil zu denken." Goethe sagt, daß man ohne jene ironische Gesinnung, welche sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, zum Besitze einer wahrhaft poetischen Welt nicht gelangen kann. Jene ironische Gesinnung ist eben eine ironische, sie gießt — obgleich oft zu bald und zu obenhin — Friede und Ruhe in den Streit der Elemente, statt durch polemische Donner und Wetter die Wellen noch mehr aufzuwühlen. —

Dem schwäbischen ist die moralische, dem fränkischen Bewußtsein ist die ästhetische Weltanschauung mehr homogen, nur sollten sie nicht einseitig geltend gemacht werden. Die ästhetische und die moralische Weltanschauung ist verschieden, obgleich die erste so wenig unsittlich sein darf, als die letztere. Die Sittlichkeit ist concret, sie geht in die Individualitäten der Länder und Menschen ein — ländlich sittlich —; die Moralität ist ein aus dem sittlichen Leben abgezogenes Gesetz, dessen Buchstabe tödtet, weil er nicht Geist und Leben ist, sondern ein kalter Imperator. Die Moralität sieht auf die abstracte Einzelheit, auf die isolirte Erscheinung, und richtet sie mit vollem Recht als absolut verdammlich; die wahrhaft sittliche und nicht einseitig moralische Weltanschauung fällt mit der wahrhaft poetischen, d. h. nicht einseitig ästhetischen, darin zusammen, daß sie auf das Ganze, auf die Gesinnung, auf die Idee und den Gesammtzweck sieht, zu dem sich die sittliche Welt- und Lebensordnung trotz einzelner Ungleichheit entwickeln muß. Die abstract einseitige Moralität ist sittlicher als Gott selbst, weil sie das Böse gar nicht will, aber eben darin nicht sittlicher, weil sie das Böse in seiner Einzelnheit fixirt und es als ein Festes, Bleibendes gegen Gott und das Gute festhält. Aber in der göttlichen, sittlichen und poetischen Weltordnung und Weltanschauung hat das Böse die Bestimmung, als in sich Nichtiges und Verdammliches unterzugehen, sich selbst zu vernichten und das Gute zu fördern. Also ist die poetische Weltanschauung nicht gleichgültig gegen das Böse, hält sie es unter dieser oder jener Form für läßlich, so empfiehlt und entschuldigt sie es nicht, sie macht es als tragisches Moment im Ganzen geltend und läßt es damit dahinfahren, wo es sich in die Macht des Guten, in den Sieg der Idee aufheben muß. Sie will nicht das Böse als solches, aber sie nimmt es wie die göttliche Weltordnung als nun einmal immanentes Moment, das wider Wissen und Willen dem Guten zu dienen und es zu fördern hat.

Immer bleibt das wahrhaft Schöne auch das wahrhaft Gute, aber darum kann und mag die Schönheit, die Kunst das Böse und Unsittliche nicht so von sich

Digitized by Google

ausschließen, daß es gar nicht in ihr Gebiet einziehen darf, wenn auch nur, um „zum unauslöschlichen Gelächter" des ganzen Olympus zu dienen, wie der hinkende Hephäst. Warum lachen wir über einen, der stolpert? Ach, es ist doch recht unsittlich! es war ein so würdiger Mann, dem ja wohl etwas Menschliches widerfahren konnte.... Ei, gerade darum, daß das Große auch seinen menschlichen Tribut bezahlen muß, ist der Fall lächerlich, und im Gelächter erkennen wir gerade die Würde an, wir lachen sie aus und helfen ihr damit wieder auf die kleinen Füße. Da ist ein Buckliger, und setzt sich gravitätisch unter seine geraden Brüder — daß mir ja keiner lache, er ist ja ein Mensch so gut wie wir, für sein Unglück kann er nichts! — ja er ist so gut wie wir, nur ein Bischen weniger, und darüber lachen wir, daß wir ihn gleichstellen und doch geringer ansehen müssen. — Wie unsittlich ist Jean Paul, der die erhabensten Ideen und Gefühle über miserable Pflastersteine purzeln läßt, der sich nicht scheut, das Schönste und Reinste neben dem Derbsten und Unflätigsten in den Mund und die Feder zu nehmen! In der That, beide Elemente müssen einander nicht so fremd sein, wenn sie in einer so strengen, reinen und starken Natur beisammenwohnen und zusammenstoßen konnten! Ja wohl, die Idee ist nicht so schwach, wie ihr, die ihr fürchtet, sie werde Hals und Beine auf immer und ewig brechen, wenn sie der Schalk in die Luft baumeln läßt.

Was wahrhaft schön ist, ist auch wahrhaft sittlich und gut; aber das Gute wie das Schöne ist nicht fertig im Kramladen zu kaufen, es will geschaffen, erkämpft, erobert werden. Es ist ein Proceß, in dessen Verlauf die Idee das Irdische abstreift und zu reinem Himmelsglanze sich emporhebt. Wenn der sittliche Kämpfer mit starkem Arme den Dämon der Sünde packt, und kämpfend sich mit ihm einläßt, ist das selber Sünde? Ja und doch nein, denn nur ein Sünder kann gegen die Sünde kämpfen, aber in diesem Kampfe ist er eben so wohl darüber hinaus, und wir dürfen ihn insofern freisprechen. — Wenn der Witz und Humor das Gemeine und Unsittliche beim Schopfe faßt, so will er es nicht als solches, sondern er will es vernichten. Das wahre Lachen ist dieser Vernichtungsproceß, und weil wir sehen, das Geringere kann sich trotz alles Herumbalgens der Idee nicht bemächtigen, weil wir also diese als Siegerin wissen, lachen wir nicht über sie, sondern über das tolle Beginnen des possierlichen Zwerges. Der wahre Witz und Humor — und gerade der Humor ist ein Weltgeist, eine poetische Weltanschauung — die das Verwerfliche nicht verschmähen aber verwerfen, sind himmelweit verschieden von dem launenhaft lüsternen Zuge um den Mund der Gemeinheit und Sittenlosigkeit, welche den Kitzel bereits auf der Zunge fühlt.

Ein Schwabe erzählte mir, es sei ihm einmal dasselbe begegnet, was Jean Paul irgendwo beibringt; als er zu Gottes Tisch gehen wollte, kam ihm auf einmal der Gedanke, wie schrecklich es wäre, wenn er jetzt lachen müßte — vor allem Volk: und kaum gedacht, bricht er über den Gedanken in ein unerstickliches Gelächter aus. Das sei eine beweinenswerthe Schwäche des menschlichen Geistes — und doch lachte er selbst wieder darüber. So sehr ist der Widerspruch des Endlichen und Unendlichen der eigenste Lebensquell des Menschen, so sehr ist er in die Mitte des Gegensatzes selbst gestellt, daß er das eben so ergötzlich als frivol finden muß. Nur daß der Schwabe nicht wie der Franke Beides in einem behalten, dem schnellen Vernichtungsproceß des Unsittlichen und Unschönen nicht folgen kann, sondern an dem häßlichen Gegensatze immer noch festhält, während die Idee ihn bereits aufgehoben und durch sein eigenes kräftiges Lachen ihren Sieg verkündigt hat. Das Lächeln durch Thränen schaut er nicht in einem schönen Bilde zusammen. Der Franke besinnt sich nicht lange, er stellt seinem Herrgott selber ein Bein, und dieser liegt der Schönheit im Arme — das ist ein Witz, und die Lache, die er hervorruft, hält unmittelbar das Gericht über ihn; aber der Schwabe besinnt sich und es ist — frivol. Frivol ist, wer das Heilige und Große als solches schmäht und erniedrigt, wenn er es zum Unheiligen macht — aber der wahre Humorist will nicht das Unheilige, er läßt das Große nur um so reiner vom Falle auferstehen und über die Bagatelle triumphiren, welche ihm der Schabernack angethan. Wenn der Schwabe das frivol heißt, so ist er kein Humorist, d. h. er vollzieht den Vernichtungsproceß des Niedrigen und den Läuterungsproceß des Erhabenen nicht vollständig, er hält das scheinbar Verunehrte und Verunheiligte nun als wirklich Ehrloses und Unheiliges fest, und bekennt dadurch die Unfreiheit und Ungelenkigkeit seines Geistes, der in sich selbst noch nicht zur völligen Doppelheit des Bewußtseins auseinandergetreten, auch im Aeußern nur die eine Seite des Widerspruches und nicht ihre Vernichtung durch die andere beachtet. So lange das in seiner natürlichen und sittlichen Wesenheit versenkte schwäbische Bewußtsein das für frivol erklärt, darf der Franke ihm den Humor absprechen, wenn auch der einzelne freiere Geist sich zur Vollziehung des humoristischen Gegensatzes

Digitized by Google

erhebt. In Schwaben iſt und bleibt der Humor ſporadiſch, in Franken iſt er weſentliches Element, bedingt durch die in der innern Verdopplung und Entzweiung gewonnene Freiheit, vermöge welcher der Geiſt eben ſo ſehr in die natürliche als in die geiſtige Seite ſich zu verſenken und doch ſtets gleich frei und leicht über Beiden ſpielend und lachend zu ſchweben vermag.

Der moraliſirende Schwabe wird nie aufhören, dem Humor den Teufel oder gar das junge Deutſchland ins Gewiſſen zu ſchieben. Genießt er ihn auch, ſo hat er am Ende nichts davon, als ein böſes Gewiſſen. Iſt's auch Recht, dem Komus ſeinen Zoll zu geben? Der Meiſter ſpricht: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt; nicht auch: dem Spaße was des Spaßes iſt? — Der Meiſter hat freilich gut reden; wenn Mephiſtopheles-Judas nichts mehr im Säckel hat, um dem Komus ſeinen Zinsgroſchen zu zahlen, ſo wirft Petrus die Angel aus und fängt einen Karpfen mit dem Stater im Maul. Ihr ſeid keine ſolchen Fiſcher!.... oder was ſoll es heißen, wenn der Aeſthetiker, welcher den Grundſatz aufſtellt: „Trachtet vor allem nach dem Schönen, ſo wird Euch das Gute von ſelbſt zufallen!" — auf die harten Angriffe Eurer moraliſirenden Inquiſition ausdrücklich ſich verwahren muß, daß er unter dem „Schönen" keine feile Metze meine!....

So genau nimmt es freilich der Franke nicht, ja er läßt ſich ſogar „einen Bären aufbinden", wenn er nur ergötzlich iſt; er findet ſchon wieder Gelegenheit zu anmuthigen Repreſſalien. Der Schwabe dagegen unterſucht ganz ernſtlich und ſorgfältig, ob denn der Pelz auch ein echter ſei; er iſt überhaupt viel ſkeptiſcher als der Franke. Dieſer fragt: iſt es möglich? und beruhigt ſich bei der Möglichkeit, jener will nicht blos Wahrſcheinlichkeit, ſondern Gewißheit und Wahrheit. Ein tiefes, wenn gleich rigoriſtiſches Wahrheitsgefühl werden Sie in Folgendem nicht verkennen dürfen, ſo wenig als ich, obgleich es mir hart einging, ſtatt „es iſt nicht wahr" immer auch bei blos ſcherzhafter Täuſchung und abſichtsloſer Ungewißheit nur das „es iſch verloge", „er lügt" zu hören. Ein alter Soldat erzählt von ſeinen Feldzügen und dichtet mit erfinderiſcher Phantaſie die grauſigſten Scenen, wie zum Exempel: daß er einſt allein auf einmal zwanzig Gefangene gemacht habe — wie ſo? — er habe ſie umringt; mein launiger Paſtor in der Nähe erlebte einſt als Schiffsprediger bei Zante einen ſo ſchrecklichen Sturm, daß er mit einem Stoße aus dem Bette heraus und alsbald durch einen andern glücklich wieder hineingeworfen wurde; einmal ging er dort am Meere zur Zeit der Ebbe ſpazieren, ganz ſorglos ſich des joniſchen Himmels freuend, da ſtürzt ein Freund voll Angſt herbei und ruft: um Gott, was thuſt Du, ſiehſt Du denn nicht auf den Boden? — und ſiehe da, wie der Paſtor auf den Boden blickt, geht er auf lauter Krokodilen herum, deren geſchuppte Rücken, eng zuſammengedrängt, eine förmliche Ebene bilden.... Wenn der gute Mann das erzählt, ſo lacht man, aber alsbald wird ihm der Proceß gemacht und man entfernt ſich kopfſchüttelnd: „wie doch der lügen kann!"

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Mainz.

[Der Carneval.]

Unſer Carneval war im Verlauf des vorigen Monats glänzender als je, und wir müſſen den erfinderiſchen Sinn unſerer Narrenbrüder preiſen. Der Hauptgedanke, der ſich durch das dreitägige Feſt hindurchzog, war: „Eine Brautſchau und Vermählung des Prinzen Carneval mit der Jungfrau Moguntia." Den erſten Feſttag konnte man als Einleitung zum Ganzen betrachten. Dem Narrenvölkchen, welches dem bedeutungsvollen Feſtact am morgenden Tage beiwohnen ſollte, mußte heute ſchon ein Vorſpiel gegeben werden, um die heiterſte Stimmung bei ihm anzuregen. Man ließ deshalb einige Aufzüge der Narrengarde veranſtalten, man gab ein Narrenheater am hellen Tage, man verlegte die Narrenkappenfahrt, die ein ſtereotypes Moment des Feſtes geworden iſt, auf dieſen Tag, man gab Abends eine prächtige Maskerade, woran ſich Tauſende betheiligen konnten. Die Manövres der impoſanten Narren-Ranzengarde boten des Ergötzlichen außerordentlich viel; das Narrentheater, wo die „falſche Catalani" von lauter Harlequins aufgeführet wurde, bot von Anfang bis zu Ende Scenen und Situationen zum Todtlachen; die Kappenfahrt repräſentirte eine gemeinſchaftliche Luſtreiſe von einem halbtauſend der jovialſten Narren, deren Humor außerhalb der Barriere noch weit freier, kindlicher, herzlicher wurde; und endlich bot die Maskerade ein Bild der ausgelaſſenſten, bunteſten Freude dar. — Den andern Tag kam die Vermählung Harlequin's zur Aufführung. Gleich am Morgen, der freundlich hereinbrach, verließ das Narrenvölkchen die für dieſen heitern Sinn viel zu enge Behauſung, und fluthete hinaus auf die Straßen, und nickte dem Himmel ſein Wohlgefallen entgegen, denn der Alte, freundlich und heiter ausſehend, ſchien heute unſere Thorheiten unter ſeinen beſondern Schutz genommen zu haben. Welch' eine ungeheure Menge ausgelaſſen froher Menſchen belebte die Straßen, die Häuſer, die Plätze! Ich zitterte für die, die auf Gerüſten, Bäumen, Mauerwerken und Dächern aufgeſchichtet waren. Dieſen hätte ihre Thorheit theuer zu ſtehen kommen können, wenn ſie einen Augenblick ihre zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende Stellung vergeſſen hätten. Endlich begann der Zug, vom „Narrenzeitverkünder" angezeigt, und von einer Abtheilung der „Ran-

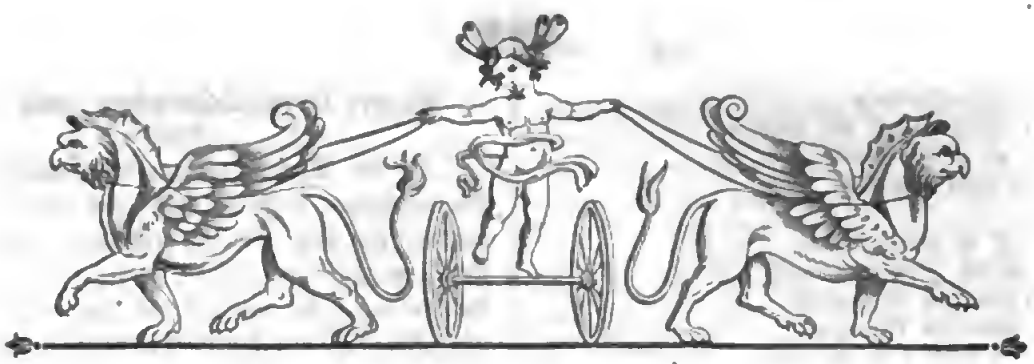
Digitized by Google

zengarde," mit ihrem ganzen glänzenden Stab und der trefflichen Musik an der Spitze, angeführt. Ich will versuchen, hier einige Gestalten des Brautschau- und Vermählungszugs hervorzuheben. Zuerst kamen die Pantoffelträger und Pantoffelvettern, das Zeichen ihrer Demüthigung auf den Schultern, — dann die Altjungferntröster mit einer Anzahl altehrwürdiger Matronen; — dann die Ehestandswetterpropheten mit ihrem geheimnißvollen Wesen, — dann der Oberconfusionsrath, der Projectenfabrikant und Theaterintendant, der Oberhofkammerer, Leidmundschenk und Leibschneidermeister, der Speise- und Weinfabrikant, der geheime Leidmedicus, der Leidhaarkräusler, — dann der Brautschau- und Bewerbungsrath, der den Leuten einen Spiegel vorhält, worin man goldne Berge, Tugend und Glück sieht, dann die Ehestandsklauselmacher, die Tintenfaß- und Federträger, die beiden Ehestandslochträger, welche gebückten Hauptes, schnaufend unter ihrer Bürde daherschreiten, — dann die Heirathscandidatinnen, der Circideo, und endlich der Held und König des Tages, der Prinz Carneval, hoch zu Roß, stolz und schön, ein Sieger über Mädchenherzen, ein unumschränkter Gebieter im Reiche der Liebe und der Thorheit. Dem Zuge folgten noch der Hofbanquier und Verlegenheitsaushelfer, endlich das Heer der Hochzeitsgäste, die Gesandtschaften des Fürsten, und ganz am Ende der sogenannte „Achilleszug," der in dieser Reihe modernwitziger Gestalten den Ernst der classischen Athletenzeit repräsentirte, und mit den vorhin Bezeichneten auf eine merkwürdige Weise contrastirte. — Dieser glanzende Hochzeitszug bewegte sich stolz und majestätisch nach dem Orte der Brautwahl, nachdem vorher jeder einzelne Theil dieses stattlichen Zuges die seiner Bedeutung entsprechenden Witze und Späße zu Tage gefördert hatte. An dem Orte angelangt, wurden die Heirathscandidatinnen vor Se. Majestät den Narrenfürsten gebracht. Man sah es den verschamten Damen an, wie ihnen das Herz unter dem Busen pochte. Welche wird die Glückliche sein, an des Narrenkönigs Seite durch das Leben schreiten zu dürfen? Sie sind alle köstlich geschmückt in Sammet und Seide, mit Gold und Edelsteinen reich verziert, denn sie wissen, daß nur die Werthvollste Hoffnung hat, zur Gemahlin erkoren zu werden. Nur eine ist unter den Hochzeits-Candidatinnen, die, im Bewußtsein ihres gewichtigen Werthes, jeden äußern Schmuck verschmäht, und vielmehr das bescheidene Habit der Armuth wählt. Aber in ihrem Auge sprühte Feuer, die Stirn trug sie stolz und edel, und über ihr ganzes Wesen war ein unbeschreiblicher Reiz ausgegossen. Das war die edle „Moguntia;" sie wurde vom Fürsten zur Gattin erkoren. Erst als dieses geschehen, warf die Holde ihr unscheinbares Kleid ab, und stand in ihrer ganzen Glorie da, vom Volke mit dem unendlichsten Jubel als die Königin des Narrenreichs begrüßt. — Nun bewegte sich der Zug nach dem Vermahlungsplatze, wo eine mit Narren-Emblemen sinnreich verzierte Estrade erbaut war, und über derselben erhob sich ein närrischer Hymen, der sich über den ganzen feierlichen Act lustig zu machen schien. Die Vermahlung wurde in bester Form vollzogen, und gleich darauf bestieg das junge Paar einen mit elf Pferden bespannten Wagen, um die sogenannte Schamreise anzutreten. Hierauf fanden die Kämpfe und Spiele der griechischen Athleten Statt, und das Volk belustigte sich auf dem Vermählungsplatze, bis der Tag sich neigte, und gebietend an die zweite Maskerade, die so eben begann, erinnerte. —

Am dritten Festtage war ein militairisches Fest der Ranzengarde. Das ganze Narrencorps nämlich bezog ein herrliches Lustlager, etwa 40,000 Menschen umgaben dasselbe, und der Himmel erscholl von dem Jubel und dem Gelächter, das durch die Vorgänge im Lager erregt wurde. Man sah im Lager das Rindfleisch in den Kesseln aufkochen, die Bratwürste dampfen, einen ganzen Hammel am Spieße braten, man sah die Marketenderinnen wacker einschenken, und den martialischen Krahwinkelheloen tapfer zutrinken, man sah das Treiben und die Kunststücke der Seiltanzer, der ambulanten Musikanten, man sah Luftballons aufsteigen, Schanzen erstürmen, mit einem Worte, man sah das beste Volksschauspiel, das man sich nur denken kann, und nannte diesen Tag den herrlichsten Faschingstag von allen dreien. — Ein hiesiges Localblatt ruft den Veranstaltern dieses dreitägigen, unvergeßlichen Festes wahr und schön Folgendes zu: „So wisset, ihr habt der närrischen Freude und dem lachenden Gotte ganz wacker und redlich geopfert. Ihr habt drei Tage lang, während der legitimen Dauer des Narrenreichs, einen wohleingerichteten Staat und eine treffliche Regierung gezeigt; sie war republikanisch durch und durch, der Erste im Reiche ging mit dem Untersten Arm in Arm, einer galt, was der andere, alles gehorchte dem Winke der Ordnung, der Eintracht, der Brüderlichkeit. Nur eins fehlte zur Republik — die schwarze, ärmliche, spartanische Suppe. Ihr habt es vorgezogen, dieselbe durch Champagner zu ersetzen, und das war die größte der Thorheiten nicht, und das wird euch jeder mainzer Brutus gern verzeihen. Ihr habt redlich eure Pflicht gethan, ihr köstlichen Narrenbrüder, ihr dürft mit gutem Gewissen auf euer Werk zurücksehen, ihr ließt von der kalten Vernunft auch nicht eine Spur in eurem Bereiche. Die euch nahen und verstehen wollten, mußten Humor in der Brust und Thorheit in und auf dem Kopfe haben, dann waren sie würdig, mit euch zu sympathisiren. Und ihr habt Tausende aus der Ferne herbeigezogen; ihr erregtet eine warme und starke Sympathie bei ihnen, und sie sind nun heimgekehrt, um drei freudige Lebenstage reicher, und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur in Mainz der ächte Boden ist, wo solche liebenswürdige Thorheiten wachsen, daß nur in dieser heitern Stadt Sinn für ein so sinniges Volksfest ist. Ja, ein Volksfest habt ihr, ausgestattet mit allem, was den Volkshumor anstachelt, ein rheinisches Volksfest, mit all dem Lebensmuthe, der Jovialität, der ausgelaßnen Freude und der Cordialität der Rheinbewohner. Nun möge die Vernunft wieder in ihre Rechte einkehren; die gewohnten Gestalten, Verhältnisse und Täuschungen mögen wieder, wie sonst, an uns vorübergleiten, und wenn das Leben uns zu viele seiner unmaskirten Fratzen zeigt, dann wollen wir denken, es kommt das nächste Jahr wieder ein Carnevalsfest, und „die schönen Tage zu Aranjuez" kehren wieder!" —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 72. — den 13. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Lieder von Johann Gabriel Seidl.

1.

Am Berge.

Wie blickt sich's droben vom Berge
So freundlich niederwärts,
Wie sieht man dem Städtchen drunten
So ungehindert ins Herz!

Recht friedsam schauen die Häuser
Mit ihren Dächern empor;
Recht gastlich quillt aus den Schlöten
Der blauliche Rauch hervor.

Woher, du flüchtiges Wölkchen?
Zieht Klag' oder Dank mit dir?
Hast überall gleiche Eile,
Bist dort so blau, wie hier. —

Jetzt treibt es sich in den Straßen
Ameisen ähnlich umher;
Jagt Trauer oder Freude
Das Wölkchen die Kreuz und Quer?

Ob Menschen voll süßer Wonne,
Ob Menschen voll banger Pein,
Man kann es nicht unterscheiden:
Denn Alle — sind sie klein!

Horch, von der Heerstraß' ertönet
Ein Posthorn lustig und hell;
Ruft's einen Wand'rer von hinnen,
Oder bringt es einen zur Stell'?

Und jetzo wieder das Läuten,
Das aus der Tiefe klingt! —
Wer sagt, ob's Einen zur Trauung,
Ob's Einen zur Grube beingt?

Doch sieh! da löst sich das Räthsel
Dort liegt der Oet der Ruh';
Ein schwarzes Trüppchen wandert
Mit einer Bahr' ihm zu.

Vielleicht so weit auch mein Auge,
So weit mein Ohr hier reicht,
Eeieth ich nichts von Allem.
Nur das — das erräth sich leicht!

Was Menschen sehen und höeen,
Das träumen und rathen sie; —
Nur Dich — ich will Dich nicht nennen,
Nur Dich — Dich verkennen sie nie!

2.

Geahnte Nähe.

Wenn Wolken auch die Ferne
Zur Vollmondzeit umzieh'n,
Und weder Mond noch Sterne
Vom Himmel niederglüh'n,
So ist doch selbst dem Trüben
Ein eigner Glanz geblieben.

Der Mond durchscheint am Ende,
Wiewohl verborgen ganz,

Digitized by Google

Die Alabasterblende
Der Wolken doch mit Glanz;
Und ob man ihn nicht sehe,
Man ahnt doch seine Nähe.

So ist es mir, o Holde,
Wenn ich Dich nahe weiß, —
Ob fern von Minnesolde,
Ob feen von Liebespreis;
Schon nahe Dich zu ahnen
Ist Vollmond meinen Bahnen.

Ich hang' an Deinem Bilde,
Das mir die Seel' entwarf,
Ich schwelg' im Glanz der Milde,
Die ich mir denken darf,
Beglückt durch Deine Nähe,
Wenn ich Dich auch nicht sehe!

3.

Bild der Größe.

Tief beugst du dich vor mancher Größe Bild; —
Hast du's wohl auch bedacht, wie hoch sie mißt? —
Ob nicht ihr Haupt in Weihrauchduft sie hüllt,
Um größer zu erscheinen, als sie ist?

Siehst du den Berg? — ein Riese dünkt er dich,
Weil er sein Haupt in Wolken schlau versteckt;
Bis in den Himmel, glaubst du, heb' er sich,
So lang' du seinen Gipfel nicht entdeckt.

Frisch auf! erhebe dich, — hinan, — empor!
Versuch' es einmal auch so hoch zu steh'n;
Vielleicht gelingt die's übern Wolkenflor
Von stolzer Höh' auf ihn herabzuseh'n.

Begreifst du dann, was seine Größe war?
Daß Andre es ertrugen, klein zu sein! —
Die wahre Größe wird dir droben klar,
Wo du zum Himmel schwindelnd schaust hinein.

Das tiefe Blau, das immer weicht und weicht,
Auf jedem steil'ren Gipfel ferner rückt,
Und wenn du doppelt Adlershöh' erreichst,
Aus zehnfach höhern Sphären niederblickt;

Dies klare ruhige Gewölbe nur,
Hoch überm Nebel, wo die Wolke schwillt,
Und noch im Kampfe gährend die Natur,
Das ist der wahren Größ' erhab'nes Bild.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

In der That, der Franke taugt wenig zu einem Epaminondas, so streng und ernst kann er es nie und nimmer mit dem Scherze nehmen. Hat er sich „eine Pelzkappe aufsetzen lassen", so setzt er zehn andere dafür Andern auf. Er acceptirt den Humor, den Witz bestens, und gibt ihn mit Vortheil wieder aus. Der ist gute Münze, gäng und gäbe, man legt daher nicht jedes Stück alsbald auf die ungläubige Goldwage; man glaubt an den Witz..

Ja man treibt den Witz. Es gibt in Franken Gesellschaften, welche sich lediglich zum Zweck solcher „Lügen" versammeln: wenn einer etwas Gutes beigebracht hat, so wird mit einem großen Aufschneid-Messer, das von der Decke hängt, an einer Glocke Beifall geklingelt. Nur ein Beispiel erlauben Sie mir anzuführen. Ein junger Mann erzählt, vorigen Winter sei er einmal aufs Land gegangen und habe in einem Bauernhause ein Glas frische Milch begehrt. Die freundliche Wirthin geht und spricht, baldigst das Gewünschte zu bringen. Er wartet und wartet, sie kommt nicht. Endlich wird es ihm zu lange, er geht in den Stall, und sieht da die Frau damit beschäftigt, mit einer Bettflasche das Euter ihrer Kuh zu erwärmen, in welchem die Milch bei der strengen Kälte eingefroren war.... Soll man dem „Lügner" ein memento mori klingeln? Wo möglich noch ein Aergeres wird ihm der gewissenhafte Schwabe decretiren, der mir jüngst ritterlich mit einem „Ihr immoralisirenden Franken" hinausgegeben, als ich das Reich seiner Schönheit und Sittlichkeit gegen sein Moralisiren vertheidigte. Er hat keinen Sinn für jene Streiche und Schwänke, für jene läßlichen Bosheiten, mit welchen der Franke mit selbstgefälliger Schadenfreude seinen Bruder in den April schickt. Jenes Anführen und Mystificiren, jene Verstellungen und Verkleidungen, jene Spiele und Attrapen, in denen sich der Franke so wohl gefällt, finden vor dem strengen Angesicht nutz- und zweckvoller Moral keine Gnade. „Nichts weiter?" ruft sie getäuscht aus, wenn sie hinter die Maske gekommen. Nein! nichts Weiteres, als ein freies Spiel, ein heiteres Behagen — das ist freilich nicht viel. Und doch „verliert das wirkliche Leben oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffrischen muß." Freilich muß man es auch verstehen, man muß „die Beine auseinander thun," sagt der Franke, man muß sich rühren, entäußern und in fremden Situationen sich bewegen können, wenn es

Digitized by Google

klecken soll. Darin bewährt nun auch der Franke seinen Beruf für die Kunst schon im gewöhnlichen Leben, denn die höchste Aufgabe für alle Kunst ist ja: „durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben." Der mehr nüchterne Sinn des Schwaben verlangt jene höhere Wirklichkeit unmittelbar und auf einmal, und erhebt daher nicht dir ganze Wirklichkeit des Lebens dazu, sondern steigt entweder in die Tiefen des Geistes, wirft sich in die stillen Fluthen des religiösen Gefühls oder des speculativen Gedankens, oder überläßt sich auch den trügerischen Wellen räthselhaft psychischer Zustände, in denen er seinr magnetischen und somnambulen Welten sich auferbaut. Und überläßt er sich wirklich einmal beim Weine einem heitern Gotte, wagt er jenen sich selbst überstürzenden Capitalspaß, bei welchem Alles „druntrr und drüber geht", so leuchten nicht die Freuden des Genusses, sondern die Leiden des Katzenjammers in den folgenden Tag hinüber. In der That ist die Maßlosigkeit, wenn einmal die Gränze überschritten ist, unendlich ungezügelter und toller als dort, wo das Subjert mit freierer und heiterer Bewußtheit sich dem Genusse weiht, und ihn zu einer Macht seines Lebrns macht. Auch hier hält der Franke mehr an sich; sein ganzes Wesen ist auf die fest umschriebene, klare Wirklichkeit gestellt, hier blühen seine Leiden und Freuden; rüstig und rben so lebensfroh als lebensfähig, nach gegenwärtigem Genuß verlangend, stellt er sich die Aufgabe, in der Gegenwart zu leben und zu wirken, und um sir zu verschönern, nicht um über sie hinauszuschweben, sucht und findet er wohlgemuth in der Phantasie die Mittel, welche das Leben etwa selbst nicht bieten mag.

Notizen.

[Schiller in Dresden.]

Dr. Döring erließ in unserer Zeitung eine Aufforderung an Sophie Albrecht in Hamburg, über Schiller und seine dresdner Periode ihre Mittheilungen schriftlich aufzuzeichnen. Fr. Clemens hat sich das Verdienst erworben, die Erinnerungen der bejahrten Dame der Feder zu überliefern und wir lesen in No. 22. der „Posaune" den interessanten Bericht, aus dem wir in Folge seiner eigenen Aufforderung folgende Stelle entnehmen: „Duech besonnenes Hinleiten ihrer Aufmerksamkeit auf die schönen Tage von Aranjuez, wo sie an der dresdner Hofbühne die Teiumphe einer vergötterten Mimin feierte, steigerte sich im enthusiastischen Gedanken die geistige Thätigkeit dahin, daß unter den glanzgeschmückten Bildern jener Periode auch die körperlich trübe Gestalt des vertrauten Freundes Schiller hervortrat, der sich eben zu jener Zeit ganz in den elegantten Apartements der Frau Doctorin angesiedelt und häuslich niedergelassen hatte. Sein Hauskleid bestand damals in einem dürftigen, grauen Schlafrocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs den Anforderungen auch nur eines halbschlägigen Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch von Spaniol-Tabak auf den Beschauer einen ungünstigen Eindruck, den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupe nur noch mehr begünstigte, und allein auf seinee schönen Stien und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von jenen großen Gedanken, die er meist nächtlich eben damals dem Manuskripte des Don Carlos übergab. — Wie noch heute die Gemächer gefeierter Künstlerinnen, so waren auch damals die unseree Albrecht mit Verehrern beiderlei Geschlechts aus der eleganten Welt angefüllt, und es war nach Aufführung der Ariadne auf Naxos, als zum ersten Male Fr. von A., die pensionirte Witwe eines sächsischen Officiers in Begleitung ihrer beiden erwachsenen Töchter, unsere Künstlerin besuchte und der schmeichelhaftesten Beifallbezeigungen voll war. — Hier war es, wo Schiller zuerst jene Familie sah, und zu dem ältesten Fräulein, Julie, einer hohen, blauäugigen Blondine, jene brennende Zuneigung faßte, von der Frau von Wollzogen andeutend spricht. — Meine Aite weiß noch heute, nach meist funfzig Jahren, nicht Worte zu finden, um die überirdischen Reize jenes Engels zu schildern, vor denen Schiller mit einer wortlosen Andacht des Gefühls stand, und der Flamme nicht wehrte, die heimlich und verzehrend in seiner edlen Beust empoelodeete. — Dee intelligenten und in Aventüren der Neigung wohlbewanderten Sophie war das Entflammen dieser glühenden Leidenschaft nicht enegangen, und sie enthielt sich nach Entfernung des Besuchs nicht, den Freund mit seinee jungen Liebe zu necken. Sonderbar genug läugnete dieser die Existenz derselben, und ist auch später, trotz der deutlichsten Beweise vom Gegentheil, nicht von der Behauptung, das Fräulein sei ihm gleichgültig, abgewichen. — die Besuche wurden fortgesetzt, doch nur zu bald stellte es sich heraus, daß Frau v. A., deren Pension für ihren Luxus nicht hinreichte, aus den Reizen ihrer Töchter, vornehmlich der ältesten, einen unerlaubten Gewinn zu ziehen trachtete, indem deren unvergleichliche Schönheit Männer, mannichfacher Standesgattung, zu fesseln und ihnen alsdann, oft sogar auf ziemlich unverschämte Weise, werthvolle Geschenke zu entlocken wußte. — Auch unser edler, gutmüthiger Schiller wurde mit seines Heezens brennendem Gefühle, das der weiblichen Verschmitztheit nicht lange unverhüllt blieb, ein Gegenstand jener raffinirten Industrie, und wenn es gleichwohl vielleicht unmöglich war, daß Julie der Gestalt des Dichters ein Interesse abgewinnen konnte, sie auch vielleicht geistig zu tief stand, um für seines Geistes erhabene Größe zu schwärmen, so entschuldigt doch nichts die kalte Sprödigkeit, mit der sie dem in ihrem Netze gefangenen edlen Jüngling qualvolle Tage bereitete, und heimlich seiner spottete, wenn er mit dargebrachten, möglichst werthvollen Geschenken, selbst in baaren Summen, ihre Gunst zu erkaufen trachtete. — Diese Summen aber hatte Schiller nicht vorräthig, sondern bezog sie von einem Verleger zum Voraus für seinen Carlos, und hätte deren

Digitized by Google

doch selber so nothwendig zur Ergänzung seiner mangelhaften Garderobe bedurft, da sich Defecte darin vorfanden, wovon die Mittheilung heute an das Unglaubliche gränzt, weil ein kleiner Splitter seines Denkmals den Werth jenes Fehlenden aufwiegen möchte. Schiller schied endlich nach Vollendung des Carlos auf Veranlassung seiner Freunde unter unsaglichem Weh von dem geliebten Wesen, und sagte zu, entweder zu sterben oder bald von Weimar zurückzukehren. — Die saubere Familie zürnte der Albrecht, indem sie vermuthete, es sei des einträglichen Freundes Abreise ihr Werk. Darüber sah man sich weiter nicht und das fernere Geschick jener wurde der Theilnahme entrückt."

[Lieberger's Zuckerfabrik in Pesth.]

Wir machen taglich neue Fortschritte in der Industrie, in allem, was zur Erheiterung und den Annehmlichkeiten des Lebens dienen mag, und hielt nicht der Luxus gleichen Schritt mit den Erfindungen des Zeitalters, oder verstände er leider nicht diesen noch vorauszueilen, so bliebe gar kein Zweifel: wir müßten in Kurzem sammt und sonders die wohlhabendsten und glücklichsten Menschen werden. Wie wir dem Wasser durch Erhitzung die Kraft abgewonnen haben, so verstehen wir den Pflanzen ihre Honigsüße zu entnehmen, um uns daran zu laben, und den wohlfeilsten Zucker zu bereiten. Hr. Lieberger in Pesth treibt dies Metier nun ins Große. Er hat eine vollständige Anstalt errichtet, worin er Jedermann für ein Billiges in der Rübenzuckerfabrication Unterricht ertheilt. Die Zubereitung soll höchst einfach und außerordentlich leicht sein, und die ungarischen Damen, vorzugsweise der Adel, nehmen den lebhaftesten Antheil daran. Die Frauen der ersten Familien machen jetzt Rübenzucker — die Gräfinnen Esterhazy, Zapary, Cottack u. A. Auch das Ausland hat dem betriebsamen Manne eine Menge Zöglinge gesendet. — Wäre nur nicht Pesth gar so weit oder hätten wir eine Eisenbahnlinie bis in das gesegnete Ungarn, so möchten wir den deutschen Hausfrauen wohl den Rath geben, gelegentlich dorthin zu eilen, um in wenig Tagen die Kunst zu lernen, sich für die Winter-Soiréen den Zucker selbst zu bereiten.

[Abbé Espanet und Dr. Malan.]

Seit der beabsichtigten Berufung des Dr. Strauß an die Züricher Universität scheint auch in der übrigen Schweiz ein reformatorischer Geist unter der theologischen Welt lebendig zu werden. In Genf ist neuerdings ein Missionär, Abbé Espanet, aufgetreten, der in Strauß'scher Weise, nur mit weniger Glück und nicht ausgestattet mit der gewandten, alles durchdringenden Dialektik dieses muthigen Streiters, öffentlich von der Kanzel herab eine Neugestaltung der religiösen Doctrinen, des gesammten Cultus predigt. Geraume Zeit ließ ihn die dortige Geistlichkeit gewähren, ob aus Furcht oder aus Mangel an geistiger Regsamkeit, bleibt unermittelt. Nun aber hat sich ihm Dr. Malan, der Gründer der methodistischen Kirche in Genf, entgegengestellt und ihn entweder zur Zurücknahme seiner Lehren oder zu deren Beweise in einer öffentlich zu haltenden Disputation oder Conferenz aufgefordert. Espanet erschien jedoch nicht, worauf Dr. Malan sich bewogen fühlte, eine besondere Schrift gegen den Abbé herauszugeben. Nach diesem ersten Schritte haben sich noch 8 ausgezeichnete Methodisten ihm angeschlossen und im Namen Aller dieselbe Forderung an den Abbé gestellt. Bis jetzt aber ist auch auf diese abermalige Aufforderung von Seiten Espanet's noch nichts geschehen.

[Das größte Privatvermögen in der Welt.]

Nach Handelsnachrichten, die in Leipzig eintrafen, berichteten wir zu seiner Zeit über den Tod jenes Leder- und Pelzwaarenhandlers Astor in Nordamerika, den Cooper zum Gegenstande eines ganzen Romans machte. Als gelernter Kürschner verließ er bekanntlich seine Heimath, — er war in der Nähe von Heidelberg gebürtig, — kaufte in London für die Summe von 500 Thlrn., die er zu Hause mühsam zusammengetrieben, Messer, Scheeren und kleines Geräth, wofür er von den Indianern Leder und Pelzwaaren eintauschte. Dieser Tauschhandel gründete sein Vermögen, und bald unternahm er jene Expeditionen, die Cooper in seiner „Astoria" erzählt. Das Vermögen eines bedeutenden Banquiers, der in allen politischen Handeln sein Wort mitspricht, oder eines Großhandlers, der über mehrere Welttheile seine Projecte wie ein Netz gebreitet hat, läßt sich schwer in Zahlen angeben. Astor's Vermögen wird auf 90 Millionen Dollar angegeben. Eine einzige Tochter, an den Gesandten der freien deutschen Städte in Paris, Hrn. Rumpf, verheirathet, ist Erbin. Im Jahr 1833 war Astor in Paris und wählte sich selbst den Eidam. Treuherzig und bieder, leutselig und schlicht, wie die Natur des Pfalzers zu sein pflegt, so schilderte man die Persönlichkeit Astor's. Wenn er nach Washington kam in seinem kleinen unansehnlichen Wagen, so strömte alles zusammen, um den merkwürdigen deutschen Biedermann zu sehen. Dabei war er keinesweges ein bloßer Glückspilz; die gesunde Vernunft feierte in ihm einen Triumph. Sein Herz blieb allezeit echt deutsch. Noch einige Jahre vor seinem Tode hatte er in Washington eine großartige deutsche Herberge gestiftet. Jeder deutsche Ankömmling fand hier Wohnung auf bestimmte Zeit und erhielt Unterweisung, wie er in Amerika Hand anlegen müsse, um sein Glück zu gründen.

[Fanatismus in Münster.]

Die Katholiken in Münster fahren fort, immer gewissenhafter dem ehemals so strengen Ritual ihrer Kirche sich wieder hinzugeben. Während der Charwoche sah man ganze Schaaren mit entblößtem Haupte den sogenannten Kreuzesgang durch die Straßen wandern, sich bekreuzen und inbrünstig beten. Die Kirchen waren überfüllt, die Stimmung aber nicht religiös-erbaulich, sondern fanatisch. Auch an andern Orten Westphalens, desgleichen in München ist der Kirchenbesuch auffallend stark gewesen. Schade nur, daß an diesem plötzlichen Umschwunge der Stimmung das Herz keinen Theil zu haben scheint. Ueberall verräth sich eine Absicht, nirgends ein wahres, tieferes Bedürfniß.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 73. — den 15. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fornarina *).

Ein Fragment von Ernst Willkomm.

— Dir herabgebrannte Kerze warf ein trübes, unstätes Licht über das Papier, der Schreibende legte die Feder weg, sein Blick fiel auf den schief über stehenden Wandspiegel, und es schien ihm, als sähe er die dunklen Umrisse einer Gestalt daran vorüberschweben.

Dir Richtung seiner Gedanken, die halb skeptische, halb schwärmerische Stimmung, worein ihn seine Beschäftigung und dir gepflogenen Gespräche versetzt hatten; dazu das große, düstere Gemach, die geräuschlose Ruhe des ganzen Palastes, trugen nicht wenig dazu bei, gerade jetzt wieder alle abergläubischen Vorstellungen in ihm hervortreten zu lassen. Er schauerte innerlich, über sein Haar lief es wie Spinnengewebe. Er wagte nicht, sich umzudrehen, lauschte aber mit angehaltenem Athem auf jedrn Laut. Ein unmerkliches Knistern am Fußboden ward hörbar. Plötzlich sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß eine zweite Person sich in unmittelbarer Nähr befinden müsse; eine leise Wendung ließ ihn den Schimmer eines Gewandes erhaschen, er fühlte sich von weichen Armen umschlungen, zwei große, brennend schwarze Augen lachten über seine Schultern hinweg ihn an.

Byron besaß nicht Kraft genug, dieser sanften Umarmung sich zu entwinden. Zweifel, Gewissensqual, Angst der Erinnerung, poetisches Träumen und Bilden — Alles war mit einem Male verschwunden. Ein Zucken der Freude lichtete seine verdüsterte Stirn, sein Auge flammte, und als die Schöne mit lächelnder Anmuth ihn immer lockender, immer verführerischer ansah, konnte er sich nicht versagen, den Mund des reizenden Geschöpfes mit vielen Küssen zu bedecken.

„Bist Du Deiner Amica so ganz überdrüssig?" sagte jetzt das Frauenzimmer. „Es sind schon drei Tage her, daß der stolze Signor Inglese nichts mehr von sich hat hören lassen. Was hab' ich verbrochen? Wann hattest Du noch Ursache, unzufrieden zu sein mit Deiner Mariane?"

Byron befand sich in einer mißlichen Lage. Die Nähr des schönen Weibes, dessen Leidenschaftlichkeit er kannte, stieß alle Vorsätze um, die er neuerdings gefaßt. Um Marianens Liebe oder vielmehr den Nachstellungen ihres Mannes zu entgehen, hatte er ihr Haus verlassen und erst vor wenig Tagen den Palast Mocenigo bezogen. Damit glaubte er sein bisheriges Verhältniß gelöst zu haben, vor ihren Annäherungen sicher zu sein. Unser Freund kannte aber die Sitten Venedigs und die Liebe seiner Töchter noch zu wenig. Jetzt sollte er aus dem Munde seiner Freundin selbst erfahren, daß es ganz vergeblich sein würde, beabsichtige er, sie zu vernachlässigen. „Ich werde Dich zu finden wissen, mein Herzchen," sprach Mariane, „und Dich so lange verfolgen bei Tag und bei Nacht, bis Du mich wieder zu lieben versprichst. Bin ich denn so häßlich geworden, Signor?"

*) Aus dem Novellen-Cyclus des Verfassers: Lord Byron, ein Dichterleben, das in kurzem bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheinen wird.

Digitized by Google

Sie stand auf und nahm eine Stellung an, die auch dem kältesten Menschen gefährlich geworden sein würde. Ihr glänzend schwarzes, krauses Haar fiel in einem Gewirr von Locken um das kecke adlerartige Profil; ihr leichter Wuchs, ihre Sitte, fast nur auf den Zehen zu schweben, gab ihr das Ansehen einer Antilope. Mariane schwang sich vor dem still lächelnden Byron aus einer graziösen Stellung in die andere, wie eine Tänzerin, dann fing sie an, leise eine Melodie zu summen, bis sie in den heitersten Gesang fiel, den sie durch ein taktmäßiges, stets anmuthiges Bewegen ihrer entblößten, schönen Arme begleitete.

„Hab' ich's nun recht gemacht?" sprach sie, mit einer plötzlichen Wendung vor Byron auf die Kniee sinkend und mit dem liebevollsten Blick in die Augen des Dichters sehend. Byron hob sie auf und zog sie ungestüm an seine Brust, an seine Lippen.

„Mariane!" stammelte er, unter ihren Küssen zitternd. Aber wieder traf ihn ihr großes, morgenländisches Auge, seine Seele entschwebte nach dem Orient, nach Griechenland, Theakita schien an seinem Herzen zu ruhen! Und wie uns eine lebhafte Phantasie meist einen entfernten Gegenstand nahe bringen, ein verlorenes Glück wieder geben kann, so täuschte sie jetzt auch Byron durch die lieblichsten Bilder.

Ein lautes Plätschern auf dem Kanale störte die Glücklichen. „Wirst Du nun wieder für mich zu Hause sein?" sprach Mariane. „Laß nur den Bullenbeißer auf der Flur etwas kürzer schließen, sonst kannst Du es noch erleben, daß ich von ihm zerrissen werde!"

Durch Bitten, Schmeicheln und Liebkosen erlangte das schöne Weib die Erlaubniß von Byron, ihn besuchen zu dürfen, so oft es ihr beliebe.

Sie schied sehr zufrieden, indem sie lachend betheuerte, ihr Mann werde in Sorge sein, und sie wolle eilen, dem albernen becco eine Visite zu machen, die er jetzt wohl verdient habe. Trällernd verließ Mariane das Zimmer, den Fazziolo coquett um ihr Gesicht schlagend.

Byron blieb verstimmt zurück. Er war fest entschlossen gewesen, die verführerische Frau, in deren Hause er längere Zeit gewohnt, die ihm durch ihre Anhänglichkeit und Eifersucht schon unsägliche Noth gemacht hatte, gänzlich zu meiden. Nun hatte sie ihn wieder überrascht, seine Schwäche benutzt, ihn abermals mit klugem Netz umstrickt! Obwohl sie schön, liebenswürdig und hingebend war, so gereuten ihn doch die Gunstbezeigungen, die er freigebig an sie verschwendet. Er wußte nicht, wie er der abermaligen Fessel am leichtesten entschlüpfen möchte. Unruhig ging er durchs Zimmer, warf Bücher und Manuscripte durch einander, schlug sich mit der Faust an die Stirn und raufte sich endlich im steigenden Unmuth die Haare. Dabei raschelte ein weißer Zettel auf den Boden, er hob ihn auf — es war das Billet, das so geheimnißvoll in seine Gondel gefallen! — Ein schneller Entschluß reifte in seinen Gedanken. Er warf einen Mantel über, drückte einen breitkrämpigen Strohhut auf seine Locken und eilte leisen Schrittes hinab an die Marmortreppe.

Hier lag die Gondel schon in Bereitschaft. Sein bärtiger, treuer Gondelier Tita, jederzeit willig, für seinen Herrn das Leben zu lassen, machte ein paar trockene Bemerkungen über die späte Fahrt, und nahm den Auftrag, am Rialto zu landen, mit gutmüthiger Gleichgültigkeit hin.

Die Nacht war still, warm, duftig. Hin und wieder klang noch ein Lied unter dem Fenster irgend einer Schönen aus der Ferne. Auf den Kanälen war alles Leben erstorben, die Stadt selbst, die zahllosen Paläste, an deren Säulenportalen die Gondel vorüberglitt, schien verödet, ausgestorben zu sein. Auf die dunkle Fluth fiel ein schmaler Lichtstreif vom Monde, der am blauen Himmel stand und sein Silberlicht auf die ruhende Stadt herabgoß. Die Thürme, die Paläste, die Brücken schimmerten in unaussprechlicher Pracht. Strahlend leuchtete auf dem St. Markusthurme der goldene Löwe, es schien, als bewege er die Flügel, als wolle er fortschweben dem Ruhme, der Größe nach, auf die er einst so viele Jahrhunderte lang herabgesehen.

Jetzt stieg der majestätische Marmorbogen des Rialto in perspectivischer Ferne auf. Byron's Blicke ruhten sinnend darauf. Shylok stand vor ihm mit seinem Haß und Rachedurst. Die Gondel legte sich an den Kai, der Dichter stieg aus und schritt, dicht in seinen Mantel gehüllt, über den Markusplatz nach dem Dogenpalast. Die Stille, die ruhige Luft, in der auch der leiseste Tritt ein dumpfes Echo weckte, riefen alle Sagen in ihm ins Leben, die er früher gehört oder gelesen hatte. Ein Schauer überlief ihn kalt, als er Schiller's „Geisterseher" gedachte, und die Stimme des geheimnißvollen Armeniers schien neben ihm zu ertönen; die Worte: „um neun Uhr ist er gestorben," wiederholten sich immer von neuem in seinem Ohr.

Unter den Arkaden des Dogenpalastes flossen Licht und Schatten in eine ungewisse Dämmerungshelle zusammen. An dem Orte, wo früher der Löwenrachen bereit war, jede geheime Anzeige den Händen der re-

Digitized by Google

publicanischen Tyrannen zu überliefern, lehnte, dicht verhüllt, eine Gestalt. Einen Augenblick zauderte Byron, dann schritt er schnell auf die Harrende zu. In einer geeingen Entfernung blieb ee stehen.

„Beim Leibe der Diana, Sie kommen spät, 'celenza!" rief eine wohltönende Frauenstimme. Zugieich fiel die künstliche Kapuze vom Haupte, ein weißer, zierlicher Fazziolo flatterte gar verführeerisch um ein ovales, fugendliches Gesicht, und ein paar Augen blitzten ihn an, so keck, so listig und doch wieder so schwärmerisch bittend, daß Byron nur mit Mühe eine Zueückhaltung erheucheln konnte, die ihm gar nicht geläufig war.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, Signoea," versetzte er. „Was begehren Sie von mir? Womit kann ich dienen?"

„O, ich weiß," erwiederte die Schöne, „daß Sie sich nur den Anschein dee Mildthätigkeit geben. Bitten werde ich Sie wohi nicht mehr, ich wollte Ihnen nur zeigen, wie elend ich sei."

„Beim heiligen Markus!" eief Byeon, „man sieht Ihnen den Mangei an! Fehit es Ihnen vielleicht an einer Begieitung, Signoea?" setzte er lächeind, flüsternd hinzu. „Es ist spät, ich bin bereit, dee Dame den Arm zu bieten."

„Mi (io) son Veneziana!" versetzte die stolze Schöne mit trotzig aufgeworfener Lippe, schiug den Fazziolo zurück und wendete sich so, daß dee volle Schein des Mondes auf ihe Gesicht fiel. „Kennen Sie mich, 'celenza?" feagte sie mit dem Lächeln dee natürlichsten Coquetteeie, „nun dann werden Sie auch einsehen, daß ich keine Uesache habe, Ihre Mildthätigkeit zu preisen."

Byron erinnerte sich jetzt, daß ee voe elniger Zeit die Schöne gesehen und einige flüchtige Woete mit ihr gewechselt hatte. Ein Spazierritt an dee Beenta führte ihn neulich einem veeworrenen Haufen zerlumpter Landleute zu, die schimpfend und mit deohenden Geberden sich um die Ueberreste eines kargen Mahles drängten. Denn dee Mangel in der Umgegend Venedigs und einem großen Theile von Piemont war damals unter den niedern Ständen so groß, daß Hungersnoth zu befürchten stand. Es wurden deshaib in Venedig Sammlungen füe die Nothleidenden veeanstaitet und Byeon lieferte eine bedeutende Summe, die mit Dank empfangen und gesprächsweise ins Ungeheuerliche übertrieben ward. Nach diesem Beweise seiner Mildthätigkeit hing Jedeemann dem Fremden an, nue entstand füe ihn selbst daraus die Unannehmiichkeit, daß ee von Bittenden umringt wuede, so oft er seinen Palast veeließ. An jenem Abende nun hatte ee den Hungernden eine Börse mit Liees angefüllt zugeworfen, dabei aber ein paar reiniich gekleidete und von Aussehen schöne Mädchen oder junge Frauen leer ausgehen lassen. Die lebhaften Kinder verabsäumten nicht, den freigebigen Lord deshaib zu necken, ihee Armuth zu beklagen und mit den übertriebensten Betheurungen zu versichern, daß sie sich höchst dürftig behelfen müßten. Byron ging auf den Scherz ein, pries ihre Schönheit und eitt gleichgültig weiter. Nun eekannte er in der vollen majestätischen Frauengestalt nicht ohne heimliche Freude die schönste jenee beiden Scherzenden wiedee. Ein schneller Blick sagte ihm, daß es hier nur auf ihn ankäme, sich ihre Gunst zu sichern. Zwar stand Mariane noch vor ihm, seine Liebe zu ihe wae abee schon längst erioschen. Und vergiich ee sie mit diesee junonischen Gestalt, die ihm jetzt nahe wae, hoch gewachsen, von echt venezianischem Gesicht, brünett, mit den schönsten blitzenden Augen, so mußte Mariane offenbar verlieeen. Ueberdies eeizte ihn die naive Keckheit der neuen Bekanntschaft, das Entschiossene, das sich in jedem Zuge aussprach, die schmeichelnde Lieblichkeit des venezianischen Dialekts, worin sie ihm die schönsten Liebeseeklärungen machte, indem sie zur Entschuldigung dafüe ihre gänzliche Uneefahrenheit im Schreiben anführte.

Byron war entzückt, bezaubert. Das Abenteuer war so neu, so ungewöhniich romantisch und vieiveesprechend, daß er nicht länger zaudern konnte. Ee iegte ihren Arm in den seinigen und schritt piaudeend mit ihr seinee Gondel zu.

„Wie heißt Du, eeizende Königin Venedigs?" fragte er.

„Margarita Cogni, die Venetianer aber nennen mich nur Fornarina."

„Fornaeina!" wiedeeholte Byeon. „Bei St. Maekus, Rafael selbst wüede mich jetzt beneiden um Dich!"

Er geleitete die wieder Verhüllte in seine Gondel, die unter Tita's kräftigen Ruderschlägen bald auf dem dunklen Canale verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Thiers und sein System. Lamartine's Studien.]

Womit beginnea? Der Stoffe sind so viele, daß man nicht weiß, welchen man zuerst behandeln soll. Wenn ich aber sage, dee Stoffe seien viele, so ist dies nue in einer gewissen Beziehung. Neues wird kein deutschee Correspon-

Digitized by Google

dent von hier berichten können, die meisten sind bloße Uebersetzer von Journalartikeln, die man in Deutschland nicht liest, es handelt sich aber vor Allem darum, die Begebenheiten an der Wurzel anzugreifen, sie oft auszureißen und den Saft derselben für Deutschland genießbar zu machen. In dieser Hinsicht ist die jetzige Krisis für ganz Europa von der höchsten Wichtigkeit. Wie ich Ihnen in einer frühern Corresp. meldete, so ist es gekommen, ich fürchte nur, meine anderen nicht ausgesprochenen Prophezeihungen verwirklichen sich eben so bald. Seht, was das Genie eines Mannes vermag! Vor zwei Jahren, als Thiers das Ministerium verließ, als der König sein System hinter ihm befolgte, sagte er, in drei Jahren wird man froh sein, wenn ich mein System im Namen des Königs ausführe, wo nicht, so führe ich es in fünf Jahren ohne den König aus. Und siehe, es sind kaum zwei verflossen und der König ist buchstäblich gezwungen alles zu thun, was Thiers will. — Ob dies gut ist, weiß ich nicht, doch dies weiß ich, daß Thiers ein Genie ist, daß er nichts nach ganz Deutschland fragt, daß sein System, wie er selbst irgendwo sagt, dahinzielt, den Adel des Verdienstes wieder in seine antiken Rechte einzusetzen, ein Umstand, der nicht wenig dazu beiträgt, daß Thiers gar kein Gewicht auf das jetzige öffentliche Deutschland legt, dies weiß ich bestimmt, am wenigsten aber auf die Correspondenzen der Ausburger Allgemeinen Zeitung, die ihn wie einen Buben behandeln. Man weiß nicht, soll man der Redaction oder den Correspondenten zürnen. Die Zukunft jedoch wird es lehren, wer den Sieg davon trägt, der Journalist Thiers oder die Schreiber des Hrn. v. Cotta. Ich fürchte, diese Zeitung wird in einigen Jahren einen ganz andern Ton annehmen müssen. Doch überlassen wir die Politik sich selbst, sie driche sich selbst Raum.

Lamartine hat einen Brief als Voreede zu seinen neuesten, höchst mittelmäßigen Gedichten geschrieben, der in mancher Hinsicht noch unverzeihlicher als die Vorrede Hugo's zu seinem Ruy Blas ist. Der arme Poet! Er hat hunderttausend Franken Renten jährlich, aber eine Engländerin zur Frau. Denken Sie sich, der Dichter schreibt von seinem Schlosse Saint Point einen Brief, den man in allen Zeitungen liest, worin er die geringste Bewegung seiner heiligen Person, seines Hundes, seines Pferdes und seines Ochsen beschreibt. Die Leute glauben, sagt er, ich hätte dreißig Jahre meines Lebens mit Versemachen verbracht, nicht einmal dreißig Monate. Das geht an und ich glaube ihm, wenn er aber auf drei Seiten erzählt wie er aufsteht, Männerchen malt, die Sterne beobachtet, Frost hat, das Feuer schürt, Langeweile hat, endlich den Schrei des Hahns hört, der Mitten im Gik Reue bekommt und das Ricki nicht ausschreit, wenn er endlich gar von einem schlafenden träumerischen Ochsen spricht, der ein helles Gebrüll ausstößt und damit den Ochsenhirten aus dem Schlafe weckt, „ou quelque boeuf endormi et rêvant dans l'étable qui pousse un mugissement sonore en reveillant le bouvier en sursaut," wenn er dann auch von den harmoniösen Versen spricht, die er nicht vollendet und dann von seinem Spazierritt, so möchte man an seinem Genie zweifeln, obschon ich längst überzeugt bin, daß Lamaetine in Deutschland noch nicht ein Mal den Namen eines Dichtees haben würde. Seine langen Tiraden sind unausstehlich und nur für Franzosen wegen der Harmonie der Sprache genießbar. So viel ist aber gewiß, daß kein deutscher Dichter den Muth haben würde, einen solchen Brief selbst zu schreiben und zu veröffentlichen, ja, daß er sich schämen würde; hier hingegen stoßen sich nur einige Witzlinge daran. Das kommt daher, weil Lamartine neuerdings eine politische Farbe angenommen hat und gern eine politische Rolle spielen will, zu der ee nie gelangen wird, höchstens ist ihm eine weniger als secundäre Rolle angewiesen. Denn trotz seines Talentes ist Lamartine kein Mann, der in der Politik imponirt, ich möchte sagen, er ist nicht auf der Höhe der politischen Zeit, und wir leben in einer Zeit, die mit einer socialen Umwälzung schwanger ist. Lamartine ist stolzer auf seinen Adel als der letzte adelige Dummkopf. Doch gesteht er in diesem Brief, daß er sich selbst nicht versteht, le maire vient et me solicite de lui expliquer le texte confus d'une loi nouvelle sur les chemins viciuaux, loi que j'ai faite et que je ne comprends pas mieux que lui. Lamartine hat diesen Fehler, daß er als Redner zuviel Poet und als Poet zu viel Redner ist. Lassen wir ihn, den armen Dichter, der hunderttausend Franken Renten, ein Schloß und eine Engländerin hat. Die Nachwelt richtet ihn besser. Zehn Jahre nach seinem Tode weiß kein Mensch mehr von ihm, während die Lieder Beranger's nie alt werden, ebenso wenig als die homerischen Fabeln Lafontaine's.

(Der Beschluß folgt.)

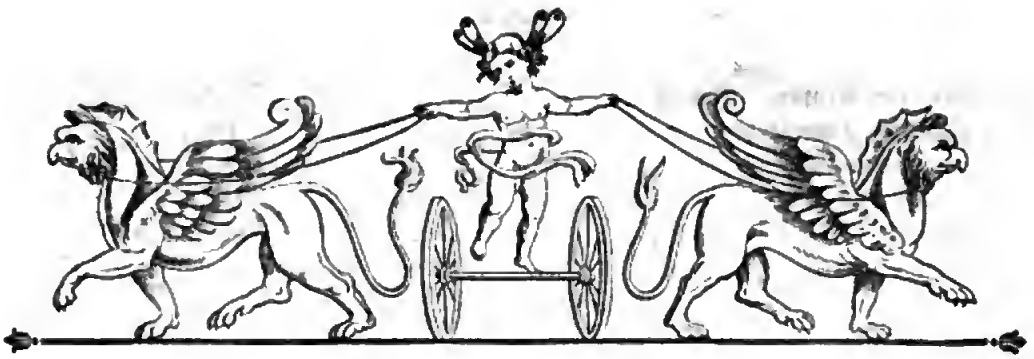
Notiz.

[Russische Literatur.]

Die berliner Jahrbücher gaben vor einiger Zeit einen ausführlichen Artikel über den russischen Dichter Puschkin, der bei deutschen Lesern hin und wieder Verwunderung erregte, weil er gegen manches allgemein verbreitete Vorurtheil anstieß. Aber auch in Rußland ist man mit dem Artikel nicht so zufrieden, als dem Anschein nach zu erwarten gewesen. Zwei Uebersetzungen sind davon bereits erschienen, die eine mit zustimmenden, die andere mit feindlichen Bemerkungen begleitet. Die Blätter in St. Petersburg streiten über die Frage, wiefern der deutsche Kritiker hier zu urtheilen befugt gewesen, ob er Russisch könne oder nicht, ob er mit fremder Hülfe und auf fremde Autorität geschrieben u. s. w. Ein innerer Parteikampf, der bei Gelegenheit des Koenig'schen Buches lebhaft ausgebrochen, hat auch dieses neuen Gegenstandes sich bemächtigt, und die Aufspüeer möchten nun vor allem herauswittern, welcher Partei diese deutsche Kritik angehöre, welcherlei Personen dabei Lehrer und Arbeiter gewesen! Wir erfahren jedoch aus sicherer Quelle, daß Varnhagen zwar Russisch hinreichend gelernt hat, um Schriften, die in dieser Sprache verfaßt sind, zu genießen und zu würdigen, daß er aber bei diesem spätgewählten Studium keinen Augenblick an Parteikämpfe gedacht hat, noch im geringsten Willens ist, oder auch sich nur befähigt hält, an solchen Theil zu nehmen. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 74. — den 16. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fornarina.

(Fortsetzung.)

Aus geringfügigen Anlässen ergeben sich meistentheils die bedeutendsten Folgen. Wir sollten daher immer darauf bedacht sein, den Zufall nicht blindlings über uns walten, das Ungewöhnliche nicht bis zum Gebietenden sich ausbreiten zu lassen. Denn was als ein Heiteres ergetzt, zur Verschönerung und Bildung des Lebens dienen mag, das wird lästig, sobald es um sich greift und als Gewohnheit sich geltend machen will. Ein Jeder ist zwar geneigt, auch das Unerlaubte einmal zu dulden, zu entschuldigen, wenn es vorübergeht; wird ihm aber das Recht fortwährender Begleitung zugestanden, so ist ein endliches Verdammungsurtheil von Seiten der Menge die unausbleibliche Folge. —

Zu dieser allgemeinen Betrachtung veranlaßt uns die neue Lebensweise unseres Freundes, dessen veränderte Gestalt wir jetzt nach Ueberspringung einiger Monate wieder zu uns rufen. Der Carneval hat begonnen, Lust und Scherz sind im vollen Gange. In dieser Zeit bietet Venedig einen vor andern Städten Italiens eigenthümlichen Anblick. Da es an Straßen mangelt, auf denen sich der Uebermuth austoben könnte, so stürzt sich Alles in die Gondeln, die in zahlloser Menge auf den Kanälen hin und wieder fahren. Die Gondeliere tragen meistentheils die abenteuerlichsten Masken, unter denen mythologische besonders beliebt sind. Hat man sich nun schon am Tage in Lärm und Lust abgetrieben, so verdoppelt und verdreifacht die Nacht dennoch den Spectakel. Tausende von bunten Lampen erhellen die schwarzen Körper der Gondeln, die mannichfaltigsten Masken drängen und necken sich in den gegen einander rennenden Fahrzeugen, Gesang und Spiel tönen darein, und das Jauchzen der Gondeliere, das verführerische Locken der schwatzenden Frauen will kein Ende nehmen.

Zu gleicher Zeit vermehren und vergrößern sich die in Italien üblichen Conversazioni, Abendgesellschaften, zu denen sich in der Regel nur Bekannte einfinden, da aber der Fasching Alles umkehrt, und in der gränzenlosesten Unordnung eben die Ordnung erblickt; so hat in dieser Zeit Jedermann das Recht, in den Conversazioni zu erscheinen, sobald er nur eine Maske trägt. Daneben gibt es fortwährend Oper und Schauspiel, und auch diese werden nur zu Versammlungsorten oder zur Anknüpfung galanter Abenteuer benutzt.

Während des Carnevals im Jahre 1817 war der Name Lord Byron in Aller Munde. Seine Wohnung, der Palast Mocenigo am großen Kanale, ward Tag und Nacht nicht leer von verkleideten Gästen. Die Zahl der Gondeln, die Abends an der Marmortreppe anlegten, konnte Niemand genau bestimmen, und noch schwerer möchte es gewesen sein, ein richtiges Urtheil über die Kommenden und Gehenden zu fällen. Er selbst war den Tag über aller Orten. Sein bärtiger Gondelier hatte die Maske des Charon anlegen müssen, die Gondel selbst war schwarz ausgeschlagen, in der Cajütte befanden sich schwarze Polster, seidene Vorhänge von ähn-

Digitized by Google

licher Farbe verhüllten die Fenster. Des Nachts aber machten zwei weißglühende Todtenköpfe, am Schnabel des Schiffes aufgesteckt, das unheimliche Fahrzeug schon in bedeutender Entfernung kenntlich. Oeffnete man nun die Cajütte, so zeigte sich Byron in der Tracht eines Osmanen mit turbantem Haupt in einer Ecke lehnend, während ein wunderschönes Weib, als Proserpina gekleidet, an seiner Brust ruhte. Ein andermal legte er wieder armenische Tracht an, um kurz darauf als wilder Suliot die neugierigen Venetianer zu schrecken und zu ergötzen.

Fremde scheuten dann weder Geld noch Zeit, um den launenhaften Schwelger zu sehen, seine Diener waren ihm aber zu treu ergeben, als daß ihn irgend Jemand hätte stören können.

Mit Einbruch der Nacht strahlten die Fenster seines Palastes, rauschende Musik klang heraus in die stille Luft und hielt stets eine Menge Gondeln in der Nähe desselben. Ein griechischer Seeräuber eilte durch die geräumigen Zimmer, mit jeder Maske scherzend, jede Dame durch Wort und Miene neckend. Es ist Byron, der in dem jähen Wechsel der Kleider und Vergnügungen entweder die Langeweile des Lebens hinwegspotten, oder die Mahnungen des grollenden Gewissens übertäuben will, die auf seiner bleichen Stirn, in seinem ergrauenden Haar laut genug das Urtheil der Welt aufrufen.

Am Ende des Palastes befindet sich ein Gemach, mit allem Luxus des Orients verschwenderisch ausgeschmückt. Ein großer Affe bewacht den Eingang und hält jeden Neugierigen vom Eintritt zurück. An Byron's Hand schlüpfen wir hinein. Dämmernde Helle umfängt uns, hinter einem durchsichtigen Vorhange tanzen verführerische Odalisken, zu Lust und Genuß die erhitzten Sinne reizend. Proserpina aber hat sich in eine Venus verwandelt, an deren Busen der frevelnde Byron jeden Laut der Reue überhört. Es ist Fornarina, die Sultana seines Harems, der jetzt tanzend durch die Säle schwärmt, und Alles vereinigt, was Venedig Schönes besitzt.

Die sanften Töne der Musik, das Kosen der Liebe hatten Byron ermüdet, eingeschläfert. Lockende Träume schmeichelten seiner Phantasie, doch nur zu bald erlöschen die heitern Farben und andere unfreundlichere Larven umschwirren den Schlummernden. Er schrickt auf aus seinen Täuschungen. Die Musik ist verstummt, die Tänzerinnen ruhen. Matt flattert das Licht der Lampe an den glänzenden Tapeten hin und her, ein Schimmer zittert auf der Gestalt Fornarina's. Bleich, mit halb offenem Munde, auf dem noch ein hineißendes Lächeln der Lust bebt, liegt sie schlummernd in den Kissen. Ihr schwarzes Haar umringelt den majestätischen Nacken, umhüllt mit dunklem Schleier den schönen Busen. Ihre Linke hat im Traum den Yatagban ihres Geliebten erfaßt, der glänzende Stahl blitzt mordlustig aus der goldenen Scheide. Byron schaudert, er fühlt sein Haar sich sträuben, frühere Erdensbegegnisse beklemmen ihm die Brust.

Der Rausch ist verflogen, mit ihm Reiz, Genuß, Vergnügen. Eine gräßliche Leere fühlt er in seinem Innern, die Pulse schlagen wie jammernde Stimmen, die ihn anklagen vor dem richtenden Gott; die sein eigenes Leben, sein Thun, sein ganzes Denken verwünschen. Er schleicht hinkend durch das Gemach, im Spiegel begegnet ihm seine Gestalt. Das bleiche Gesicht, das wahnwitzig glühende Auge schlägt wie ein Blitz in seine Seele. Er sucht mit zitternder Hand auf dem Polster, ergreift eine Maske und steckt sie vor sein entstelltes Antlitz. Hastig wirft er die prunkende Kleidung ab, legt ein einfaches Gewand an, umhüllt mit einem Mantel seine bebenden Glieder.

Da vernimmt er erst das Kichern und Lachen der noch versammelten Gäste. Man hat ihn schon längst vermißt, man weiß und sucht ihn in dem von ihm selbst entweihten Heiligthum der Liebe. Und dennoch wagt auch die keckste der schönen Sünderinnen, die ihm schmeicheln, kein gewaltsames Eindringen. Sie begnügen sich, den Verschwundenen mit Liebesworten zu bitten, zu necken, zu reizen. Alle zartesten Namen, an denen der weiche venetianische Dialect so reich ist, klopfen an die scheidende Wand, aber sie prallen unbeachtet ab an dem erkalteten Busen des großartigen Sünders.

„Maladetto!" ruft die liebliche Stimme einer zarten Blondine, deren Lippen Byron hundert Mal geküßt, bis sie erkalteten. „Maladetto! Ich werde ihm seinen Schnurrbart abschneiden, wenn ich ihn wieder sehe!"

„Ich lege meine Augen auf Dein Herz, carissimo piccino," sprach ein anderes Stimmchen, so schmeichelnd, und hingebend wie alle Mädchen und Frauen es thun, wenn sie einen theuren Wunsch gern erfüllt sehen.

Byron stand noch immer wie eine Bildsäule. Seine Gedanken waren so düster und verworren, daß er nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Nur fort aus diesen Umgebungen wünschte er sich, die ihn quälten, die er lebendig zu werden fürchtete, weil er überall nur eingeschlafene Furien zu erblicken glaubte. Leis schlich er nach der Thür; als er am Spiegel vorüberging, entfiel

Digitized by Google

ihm die Larve, sein Todtengesicht starrte ihm nochmals daraus entgegen. Wüthend schleudert er eine Pistole gegen das werthvolle Möbel, es zerbricht in tausend Stücke. Zugleich stürzt er durch eine Seitenthür auf den Corridor und entschlüpft glücklich hundert neugierigen Augen.

Fornarina, von dem Geräusch erweckt, fuhr auf. „Gran cane della Madonna," rief sie aus, als sie sich allein auf dem Lager sah, den Dolch in ihrer Hand fühlte. Die ganze Lebhaftigkeit ihrer südlichen Natur erwacht in der leidenschaftlichen Frau. Sie achtet nicht auf ihre leichte Kleidung, die kaum noch diesen Namen verdient. Eifersüchtig springt sie auf, eilt nach der Thür, ruft den Entflohenen, erst mit süßen Schmeichelworten, dann in weniger zarten Ausdrücken. Ueber die schönen, trotzigen Lippen schlüpfen einzelne naive Flüche, die sich verdoppeln, als sie das höhnende Gelächter ihrer zahlreichen Nebenbuhlerinnen hört. Sitte und Gewohnheit lassen sie nicht lange innerhalb der Gränzen des Anstandes bleiben. Sie glaubt, der Vermißte verberge sich unter den Spöttelnden, und zürnend entriegelt sie die Thür. Mit wilder Hast, in dieser Wildheit aber majestätisch schön, das Modell einer Mänade und Bachantin zugleich, stürzt sie sich unter die staunende, erschrockene, zurückfahrende Mädchenschaar. Ihr schwarzes aufgelöstes Haar fluthet hinter ihr drein, wie sie liebezürnend über den Saal mehr fliegt als läuft. Sie zertrümmert, beleidigt, was ihr in den Weg kommt; aber auch in dieser Zerstörungslust, in dem zügellosesten Toben einer unmäßigen Leidenschaft, bleibt sie immer noch schön, reißt sie fortwährend hin, wenn nicht zur Liebe, doch zur Bewunderung. —

Byron ist unterdeß glücklich entkommen. Sein treuer Tita hilft dem Zitternden in die Gondel, die grotesken Laternen werden abgenommen. Byron legt sich flach auf den Boden des Fahrzeuges. Die Cajütte ist ihm zu eng, denn Erinnerungen verbergen sich in ihr, die ihn jetzt zu Selbstmord oder Wahnsinn treiben müssen. Tita erhält den Auftrag, den Kanal entlang nach den Lagunen des Lido zu fahren. Wie Bilder einer Laterna magica gleiten die verodeten Paläste an ihm vorüber, über seinem Haupte fließen die Sterne fort, klingt und duftet die Nacht in feierlicher Weihe.

Erst als die mondbeleuchtete Stadt hinter ihm liegt, als die Gletscher Friauls mit weißem Glanz aus der Ferne ihm winken, wird es ihm leichter, milder. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen am Kiel, die Gondel schwankt; und nichts ist beruhigender für ein leidendes Gemüth als ein Zustand der Unruhe in einem Andern, und sei es in einem seelenlosen Gegenstande. Hinter dem Fort Malamocco blitzt und schäumt die See. Gleich wehenden Reiherfedern springen die Kämme der Wellen empor, zerstäuben funkelnd in der hellen Luft. An den Küsten Illyriens aber fluthet eine undurchdringliche Nacht, Nebel dampfen, Wolkenmassen schwanken langsam herauf am Horizont. Byron liegt auf den Knieen und schaut über Bord gebeugt in die unruhiger werdende Fluth. Er wirft den Mantel ab, und bietet die offene heiße Brust dem Winde, dem aufspritzenden Kielschaume. Noch umwindet der blutrothe Turban sein dunkles Haar, er hat vergessen, ihn bei der Flucht abzulegen. Jetzt ist die Gondel in der Nähe des St. Lazarusklosters, ein trübes Licht glitzert durch die Fenster der Zelle, wo er an den Brüsten der Weisheit so oft, so lange, so glücklich und ohne Reue geschwelgt hat! — Eine weiche Wehmuth überfällt ihn, er gebietet Tita, nach dem Kloster zu steuern. Da werden eilige Ruderschläge hörbar, eine Gondel überholt sie, er erkennt das milde, ehrwürdige Antlitz, den weißen Kometenbart des armenischen Bischofs! Ein Wink, ein Ruf verräth dem Greise, wer in so später Nacht noch auf den Lagunen umherirrt. Die Gondeln legen sich an einander und Byron besteigt die des Armeniers. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Der Roman Mariama. Savoye's Panorama. Charles Durand. Clara Wieck. Nourrit.]

Ein kürzlich erschienener Roman erregt mir Recht großes Aufsehen, er heißt Maciama, und ist von Sandeau, dem ehemaligen Freunde der Dudevant-Sand. Ich wollte Ihnen genau darüber berichten, aber Jules Janin hat so meisterhaft darüber in den Debats geschrieben, daß ich nichts mehr sagen konnte. Dies die kurze Geschichte. Eine junge schwärmerisch und poetisch gebildete Frau, die neue Gefühle, ich möchte sagen Unglücksfälle, braucht, um die Langeweile zu vertreiben — es gibt solche Gestalten überall — findet endlich das, was sie zu suchen glaubt, einen Mann, mit dem sie nach Paris flieht. Dieser, am Ende seiner Liebeslaufbahn — er ist in den Dreißigen — der sie blos aus Geilheit liebte, verläßt sie kalt aus reiner Philosophie, und zieht sich von dem Geschäfte der Liebe zurück. Umsonst ist ihr Flehen, ihr Winseln, ihr Weinen, umsonst ihr Bitten, ihr Drohen, ihr Fluchen, umsonst ihre Krämpfe, ihre Nervenzuckungen, der Mann ist dies Leben müde, er will sein eigener Herr sein, und allein von den Erinnerungen leben und — schlafen. Sie liebte ihn. Da entdeckt sie, daß ein Jüngling, ein Bekannter ihres Ungetreuen, sie anbetet, sie ergreift diese Gelegenheit, um sich an dem männlichen Geschlechte zu rächen. Die Scenen sind dieselben, nur sind die Rollen gewechselt. Sie liebte auch einige Zeit, gab sich

Digitized by Google

ihm hin; denn in Frankreich kennt man jene in geistigem Nebel schwimmende Liebe nicht, in einem Lande, wo jede Wissenschaft gleich zur Praxis wird, ist dies rein unmöglich, — aber plötzlich reißt sie sich eben so kalt von ihm los, sie bleibt stumm gegen seine Bitten, sie hat keine Thränen, kein Mitleiden für ihn, denn auch sie ist müde und will sich rächen. Nach der Rache schleicht sie verstohlenerweise wieder in das eheliche Haus, das sie nie hatte verlassen sollen, und zergeht, von nagenden Gewissensbissen gemartert. Dies der Inhalt. Der Roman ist höchst moralisch und denen Sand's entgegengesetzt.

Ich fahre fort, von literarischen Dingen zu sprechen. Also von Sovoye's Panorama. Mit Vergnügen melde ich, daß dieses so schön ausgestattete Werk besonders in Rußland viel Abonnenten zählt. Auch Constantinopel hat sich zwei Exemplare bestellt. Die Franzosen sind überzeugt, ganz Deutschland halte es, und deswegen schätzen sie es um desto mehr. In der That sehen die Franzosen ein, daß die Allgemeinheit der französischen Sprache in Deutschland den Deutschen eine Superiorität über sie verschafft, und glauben deswegen nicht, daß wenn man französisch versteht, man sonst keine Sprache mehr lernen müsse. Ich meinerseits bin gegen dies System, ich würde in Deutschland so lange die französische Sprache verbieten, bis die Franzosen in allen Schulen eben so das Deutsche lernen, da die französische Literatur der inländischen den meisten Schaden thut und sie zu erdrücken droht. Da aber für einen gebildeten Mann doch einmal die französische Sprache nöthig ist, so ist dies Panorama noch das nationalste Mittel dazu. Die Sprache ist das reinste Französisch, die Aufsätze und Stahlstiche von den ersten Schriftstellern und Künstlern, und dann sollten die Deutschen, die ihr Land lieben, alles aufbieten, um ein Werk immer mehr in Schwung zu bringen, das sie in ganz Europa bekannt macht. Das neunte Heft des Panorama's enthält den Schluß der Einleitung in die deutsche Geschichte, einen Artikel über Berlin von Theodor Mügge, über Chamisso von Laube. Die Stahlstiche von Chamisso und Berlin dienen als Beilagen. Das zehnte und elfte Heft werden, wie ich höre, Folgendes enthalten. Deutsche Geschichte von Dr. Zimmermann in Stuttgart. Heine über Rahel, nebst Stahlstich. Dr. Strauß aus Stuttgart über Bettina, nebst Stahlstich nach einem von Begas in Berlin für das Panorama eigens verfertigten Bildnisse Bettina's, was, wie ich höre, sehr viel Mühe gekostet hat. Meerier über Rückert, nebst Stahlstich. Gustav Schwab über Uhland, nebst Stahlstich. Spindler über Baden-Baden, nebst Stahlstich. Hofrath Dr. Mahl in Baden über Land und Leute in Westphalen, u. a. Auch über Charlotte Stieglitz wird berichtet werden. Sie sehen, daß man keine Kosten scheut, um Deutschland würdig zu repräsentiren, und deswegen ergreife ich jede Gelegenheit, um es allen gebildeten Familien Deutschlands zu empfehlen.

Charles Durand, der Redacteur des Journal de Francfort, hat seine Vorlesungen für rednerische Improvisation begonnen. Da diese Vorlesungen unentgeltlich sind, so kann man sich denken, daß sie besucht werden, zugleich muß man gestehen, daß Durand ein rednerisches Talent ersten Ranges ist. Bei der ersten Vorlesung, die kaum angezeigt war, und der außer mir einige Deutsche, auch Savoye, beiwohnten, waren zweihundert Menschen, lauter Studenten und Professoren, zugegen, bei der zweiten jedoch war der Saal, der achthundert Menschen faßt, nicht groß genug. Herr Durand wäre ein Thor, wenn er wieder nach Deutschland zurückkehren würde. Als Redner blüht ihm hier ein anderes Feld, als sich ihm in den Miserabilitäten der frankfurter Verhältnisse darbietet. Seine Rückkehr ist mehr als zweifelhaft.

Neulich wohnte ich zwei Concerten bei, in denen Clara Wieck spielte. Ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, sie habe Furore gemacht; daß man genöthigt ist, ihr hohes Talent anzuerkennen, versteht sich von selbst. Soll ich mein eigenes, bescheidenes Urtheil fallen, so läuft es schnurstraks dem der deutschen Blätter zuwider. Ich liebe das Starke nicht, wenn sich das Zarte nicht dazugesellt. Clara Wieck spielt wie ein Mann, wie ein Held, aber nicht wie eine Grazie. In einem dieser Concerte hörte ich eine Composition von Rosenhain, dessen Studien für das Piano das Conservatoire angenommen hat.

Zum Schluß noch ein Wort über Nourrit's Tod. Nourrit hatte eine religiöse Monomanie, er wollte seine Kunst zum Priesterthum erheben, Spaß bei Seite, er wollte aus einem Sänger einen Missionnair machen, und äußerte es oft; wäre er Schuster gewesen, so hätte er als Prophet gepredigt. Nourrit war kein großer starker Mann, sondern ein verzärteltes Kind der Kunst, er sing von oben an und endigte auf der niedrigsten Stufe. Ich bedauere ihn nicht; doch hätte er als Musiker noch viele Dienste leisten können. Er war es, der die Schubert'schen Lieder übersetzte, sang und populair machte, und er gab hier der deutschen Musik ihren ersten Schwung. Nourrit hielt sich für einen Philosophen, weil er den Hamlet auswendig konnte. Wahr ist's, er selbst war ein solcher Hamlet, er grübelte beständig in der Philosophie, aber seine Monomanie der Missionnairsucht war immer das Ende; so ging er unter. Unter den Theaterkünstlern ist er immer eine würdige große Erscheinung. Friede seiner Asche!

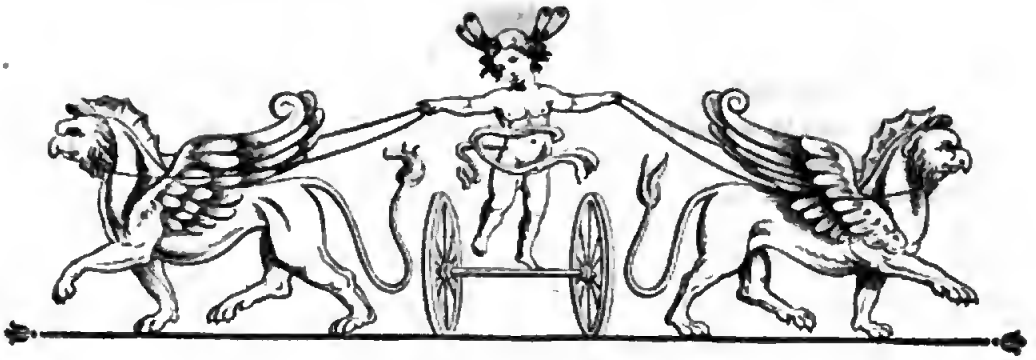
Notiz.

[Russische Literatur.]

In der „Europa" oder „Chronik der gebildeten Welt" steht eine Erzählung: „Silvio. Russische Novelle." Russische Novelle, — das kann etwa blos den Stoff bezeichnen sollen, der bearbeitet worden, und man kann glauben, ein deutsches Erzeugniß vor Augen zu haben. Der zweideutige Titel ist aber diesmal im strengsten Sinne zu nehmen, die Novelle ist aus dem Russischen übersetzt, gehört in eine Reihe von Erzählungen Puschkin's, ist keine seiner besten, und bereits voriges Jahr in der kleinen Sammlung von Friedrich Tietz (Berlin 1838) übersetzt. Warum dies alles verschweigen? Die Uebersetzung von Tietz ist außerdem die sorgfältigere, treuere. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 75. — den 18. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fornarina.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Male in seinem Leben fühlt unser irrender Freund das Bedürfniß, seine Fehltritte einem edlen, reinen Gemüthe anzuvertrauen. Er erzählt, fast wie ein Beichtender, dem Armenier in schneller Rede seine Vergehungen. „O, daß ich Katholik wäre!“ ruft er in reuigem Irren aus, „daß mir ein Asyl offen stünde, wohin ich mich flüchten könnte, nun mich der Hohn, die Ungerechtigkeit, die dumme Verläumdung der schadenfrohen Welt jeder Freude beraubt haben! Der Katholicismus ist die beste Religion, so lange es sündhafte Menschen gibt. Am Bilde hängt der sinnliche Mensch, im Bilde nur kann er anbeten, unter bildlicher Form und Gestalt nur bereuen. Und auch das Priesterthum der katholischen Kirche hat etwas Erhabenes, in dessen Gewalt der Sünder sich gern begibt, weil seiner Einbildungskraft selbst in den auferlegten Bußübungen Beschäftigung und Sühnung geboten wird. Verflucht sei meine Geburt, verdammt mein Land, daß es mich auch dieses letzten Trostes beraubt hat!“

Byron erhob sein gesenktes Auge, der Armenier saß mit halb abgewandtem Gesicht, um das sein Haupthaar flatterte. Ein wunderliches Frösteln ergriff den reuigen Dichter, denn sein schnelles Gedächtniß und die Beweglichkeit seiner Phantasie wirkten so seltsam zusammen, daß er plötzlich die Gestalt der Prophetin Williams neben sich zu erblicken glaubte. Ihre ganze Prophezeihung stand lebhaft vor seinem Geiste — Mönchthum und Klosterleben klirrten in Phantasie und Wirklichkeit mit ihren Ketten. Da schauerte es ihn, das Leben schien ihm doch heiterer und mehr werth zu sein, als ein dumpfes Hinbrüten hinter feuchten Mauern.

Jetzt erhob der greise Armenier sein Haupt, sah den von Zweifeln und Gewissensqualen Gepeinigten mit heiterm Auge an und sprach: „Mein Sohn, Sie verkennen sich und die Natur der Reue. Katholik wünschen Sie zu sein, in einem Kloster die Stätte zu finden, wo Ihrem Ringen und Kämpfen die Ruhe der Versöhnung winke? O, täuschen Sie sich nicht selbst! Der starke Mensch, der forschende Geist bedarf keiner Klosterregeln, um den Weg zum Frieden zu finden. Er trägt das Kloster schon in sich. In seinem Gemüthe allein mag er es suchen und finden. Dort öffnet sich für ihn die Zelle, wo er unter Schauern der Angst betet, und sei es zweifelnd, in Worten, in Seufzern, die wie Hohn oder Lästerung klingen. Die Welt nennt Sie einen Dichter,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „und sind Sie es, wie ich es glaube, so mögen Sie desto gestissentlicher den Zwang der Regeln fliehen. Dichtung — was brauche ich es Ihnen zu sagen — Dichtung ist immer eine Reue, die jederzeit auf Versöhnung hoffen darf. Ein wahrer Dichter bekennt nur in seinem Liede, was er gesehlt hat, und wie ist ein Bekennen denkbar ohne vorangegangene tiefste Reue? Glauben Sie nicht, mein Sohn, daß ich Worte der Strafe oder gar der Verdammniß über Sie aussprechen werde. Es würde mir

Digitized by Google

übel genug lassen. Ich kenne die Welt zu lange, um da zu verdammen, wo ich Fehler, ja Frevel sehe. Was würde aus uns Allen, erfaßte uns nicht die wilde Strömung des Irdischen oft unbarmherzig, und riß uns fort in die tobenden Strudel! Freilich ist es Irrthum, Sünde, aber Dem leuchtet schon ein heiterer Stern über seinem Haupte, der Kraft genug besitzt, sich wieder durchzustreiten an das Land. Fehlten Sie, mein Sohn, so gehen Sie hin und beichten in Ihrem nächsten Liede, was Sie Strafwürdiges gethan! Ich zweifle nicht, daß auf dem heißen Altar Ihres Herzens der Weihrauch sich entzündet, der Hunderten ein Gefühl der Andacht erregen wird, mag es auch nicht gerade eine religiöse, eine kirchliche sein."

Die Gondel schwankte an den Stufen, die zum Kloster führten. Heftig schlugen die Wellen an das Gestein, der Schaum peitschte in feuchter Spreu über die Fahrzeuge hinweg.

Der Bischof stieg ans Land, seine Hand ruhte segnend auf dem Haupte Byron's, dem der heftiger werdende Wind den Turban herabgerissen hatte. „Vorwärts, mein Sohn!" sprach er Abschied nehmend. „Nicht in der Vergangenheit liegt Trost und Kraft für's Leben, nur die Zukunft ist stark und ihre Hoffnungen."

Der Greis verschwand hinter der zuschlagenden Pforte. Byron war in der seltsamsten Aufregung. So hatte noch kein Mensch, noch kein Geistlicher zu ihm gesprochen. Tita ruderte mit Anstrengung zurück nach dem Kanale; der bewegte Dichter ließ es geschehen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Luft hatte sich verfinstert, feuchte Nebel strichen über die Lagunen, Blitze leuchteten und brannten in grellen Flammen über den Kuppeln der Stadt. Es begann heftig zu stürmen. Nur mit großer Anstrengung konnte die Gondel über Wasser erhalten werden. Byron legte rüstig mit Hand ans Werk, man erreichte ungefährdet, obwohl oft von den aufgewühlten Wellen überschüttet, den Kanal.

Als die Gondel an den Palästen hinfuhr, sah Byron auf den Stufen des seinigen ein Weib lehnen, umsprüht vom Scheine der Blitze. Die Haare und das lose weiße Kleid flogen und ringelten sich um die hohe schlanke Gestalt, die in ihrer entzückenden Wildheit der Medea glich. Es war Fornarina, die Zorn, Angst, Liebessehnsucht in den Sturm hinausgejagt hatten. Kaum erblickte sie den Zurückkehrenden, als sie die großen schwarzen Augen, durch ihre Thränen blitzend, in freudiger Wildheit auf Byron richtete, ihn ungestüm küssend umarmte und ausrief:

„Ah, gran cane della Madonna, ist das ein Wetter, um nach den Lagunen zu fahren?"

Obwohl nun Byron nicht in der Stimmung war, eine solche Begrüßung freundlich zu erwiedern; die Innigkeit ihrer Freude, die magnetische Anziehungskraft ihrer Umarmung, gossen dennoch ein unwiderstehliches Feuer in seine Adern, und zerstörten in diesem Augenblicke alle seine Vorsätze, verscheuchten die Bilder der Angst, die Pein der Reue! Er ließ sich willenlos von dem reizenden Geschöpf fortziehen, das an dem Gondelier seine ganze Wuth ausließ, die bei aller Naivetät doch etwas Tigerartiges an sich hatte.

Fletcher konnte jetzt seine Unruhe nicht mehr verbergen. Dieser treue Diener befand sich äußerst unbehaglich bei der ausschweifenden Lebensart seines Herrn. Er hatte nicht allein von dessen Launen Vieles zu dulden, auch die wechselnden Stimmungen der zahlreichen Freundinnen, die seit einigen Monaten kürzere oder längere Zeit als Gebieterinnen den Palast Moceniго besucht und bewohnt hatten, lasteten drückend auf dem Herzen des armen Mannes. Und doch war er seinem Gebieter so innig ergeben, hing mit so uneigennütziger Liebe an ihm, daß er nicht einmal laut seine Klagen, seine Wünsche dem Lord vortrug. Er schlich still im Palast herum, suchte zu ordnen, zu erhalten, was irgend möglich war, sah überall zum Rechten, und wendete durch seine schweigsame Umsicht manches Uebel von Byron ab, der in seinem leidenschaftlichen Toben zuletzt Alles darüber und darunter gehen ließ.

Am wehesten that es ihm, daß er jetzt Niemand um sich sah, mit dem er ein ehrliches englisches Gespräch hätte führen können. Gegen das Italienische fühlte er eine unüberwindliche Abneigung. „Es ist die Sprache," sagte er, „die meinen armen Herrn ganz und gar den Weibern verschrieben hat, und deshalb kann ich sie nicht leiden." Noch ein anderes größeres Mißgeschick brach aber dadurch über ihn herein, daß ihn Byron zu seinem Briefträger und Empfänger ernannte. Dieses Vertrauen machte Fletcher ganz unglücklich und brachte ihn in die trostlosesten Verlegenheiten. Denn nun gab es täglich Abenteuer zu bestehen, die seiner stillen Natur und soliden Denkungsart völlig zuwider liefen. Seine Unkenntniß der Sprache machte ihn täppisch und unbeholfen, sein ehrenfester Charakter lächerlich bei den leichtsinnigen Frauen Venedigs. Es fehlte nicht an Neckereien, die man sich gegen ihn erlaubte, an betrüglichen

Digitized by Google

Bestellungen, die ihm nur Aerger eintrugen. Gehetzt von frühen Morgen bis in die späte Nacht verhieß ihm diese auch keine Ruhe, denn nun verlangte Byron, daß er den galanten Diener spiele, seine eben begünstigte Dame zierlich bediene, ein englisches Trinklied singe, wohl gar einen irischen oder schottischen Tanz aufführe. Und Fletcher war zu gutmüthig, dem Lord die Bitte abzuschlagen.

Der Carneval ging zu Ende. Unser Freund, noch oft von Stimmungen befallen, wie wir sie zu schildern versuchten, war doch zu schwach oder zu trotzig, ein geregeltes Leben zu beginnen. Seine Vergnügungen blieben dieselben und verbargen höchstens die rauschende Außenseite vor dem Publicum. Ernste Mahnungen, die aus der Ferne ihn erreichten, wurden mit Ingrimm verhöhnt, leisere Bitten und Andeutungen von nahen Freunden durch einen gewinnenden Blick, ein tiefes Wort, eine schmerzliche Stunde wahrhafter Zerknirschung beseitigt. Man mußte zuletzt achselzuckend schweigen, das Unabänderliche für eine nothwendige Epoche in dem Leben des seltenen Mannes ansehen und ruhig die Folgen erwarten, die aus einer baldigen Uebersättigung wahrscheinlich entstehen würden.

Eines Tages fand Fletcher seinen Gebieter nachlässig auf dem Sopha lehnen, ihm zu Füßen war Margarita auf ein Knie niedergesunken und unter dem possenhaftesten Geschwätz beschäftigt, Byron die Nägel zu feilen. Des Dichters Lieblingsaffe lief im Zimmer herum, einen neuen Damenhut auf dem Kopfe, der ihm sehr wohl zu gefallen schien, denn er machte die barockesten Sprünge, schnitt die lächerlichsten Grimassen vor den Spiegel.

Fornarina war zu sehr in ihr Geplauder vertieft und gefesselt von dem leidenschaftlichen Auge Byron's, um den Affen zu beachten. Durch Fletcher's Eintritt gestört, wandte sich der Lord um, und erblickte jetzt den Grimmacier. Er schlug ein unmäßiges Gelächter auf, wandte den Kopf der Venetianerin ziemlich unsanft um und rief jubelnd aus: „Sieh dort, Fornarina! Gerade so nimmst Du Dich aus in dem verwünschten Kopfputz. Für den Affen taugt der Trödel. Ihm soll er auch bleiben, Du aber nimmst wieder den Fazziolo."

Schimpfend sprang Margarita auf. Das türkische Pfeifenrohr Byron's fiel ihr in die Hände. Sie schwang es, stürzte auf den Affen los und schlug das putzsüchtige Thier mit grimmiger Wuth unbarmherzig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriftstellernöthen.

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben, daß mir der Telegraph des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irren Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff des Schwabenspiegels, aus persönlichen Rücksichten, nichts erwiedern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Mißlaunen des Gemüthes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel Widerwärtigkeiten wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlichern, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der Zeitung für die Elegante Welt dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene Jahrbuch der Literatur enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt Schwabenspiegel, welcher im Interesse der darin besprochenen Personazen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im Telegraphen des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der Censur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben."

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein eben so kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrthums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Factum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direct in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiscret und meine Furcht vor einer gewissen rothen Kreide weniger hemmend sein wird, werde ich auf jenes Factum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publicum selbst beurtheilen möge:

Digitized by Google

ob Sie, theurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten, in der erwähnten, inofficiosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen traurn, als mir im Telegraphen die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht langst gewußt, unter welchen Einflussen Sie stehen, wahrhaftig die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes Wort den schmählichsten Mißverständnissen bloßstellte. Das fing an mit den „französischen Zuständen." Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestandeu mir, daß Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Censur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt... Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht gradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publication diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den 1. Theil des Salons konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregel der Censur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich Ihnen den 2. Theil des Salons, der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Censur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hineingedruckt, z. B. Börne's Briefe, daß ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe... Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer 2. Band des Salons, den Sie sacrificirten, den Sie auf den Altar der Censur niederlegten, als Sühnopfer für Ihre Preßsünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermetzgert, daß seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, daß man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schaale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, daß dadurch zur Verkennung und zur Verläumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publicirte, mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillirten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das gedarsteue Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihuen „die romantische Schule" die Sie ebenfalls druckten... nachdem Sie dieselbe, aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Censur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „zur Geschichte der neuern schöneu Literatur" in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe, der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Theil enthalten, und ich mich also vor boßhaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagbeschluß gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beschloß hinführo nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen baar, überall die Censur passiren würden...

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Theil des Salons, welcher eine harmlose Mährchensammlung, und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denunciauten gerichtet, und derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denunciauten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunciationen nicht blos öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehülfen. Ja, jene Denunciationen waren nicht blos öffentlicher Art, bestanden nicht blos in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise sich selber verrieth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Das lustige Paris.]

Die Franzosen machen täglich größere Fortschritte in der Kunst vergnüglich zu leben. Bisher war es unsers Wissens aller Orten Sitte, in der Charwoche rauschende Vergnügungen zu vermeiden, jetzt fangt man an, diesen Gebrauch abzuschaffen, und recht im Gegensatz zu manchen fanatisch-bigott gesinnten Städten unseres Deutschlands hat man in Paris am diesjährigen Charfreitage mehrere Theater geöffnet. Daß es an zahlreichen Besuchern in so düsterer Zeit nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 76. — den 19. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fornarina.

(Fortsetzung.)

„Beim Leibe dee Diana!“ rief das unbändige Weib, „noch heute soll die Bestie aus dem Hause, odee ich eewüege sie! Gran cane della Madonna,“ fuhe sie foet, zu Byeon gewendet, — denn sie gab dem Lord jedeezeit diesen schmeichelhaften Namen, wenn sie zornig waed — „wozu sollen die vieien Bestien im Hause? Oben und unten wimmelt es von Thieeen aller Art, und ich habe doch wahehaftig genug zu thun, Dich schönen Teufel zu zähmen.“

Byeon zitteete an allen Gliedeen, seine Stirnadee schwoll an, seine Augen funkelten. „Per dio,“ rief er endlich mit zischendem Tone, den Affen seiner Duäieein entreißend, „veedammte Vacca!“

„Si,“ eewiedeete Fornaeina, drehte sich geaziös um, und machte einen zieelichen Knix, „Si, Signor, vacca di tua, 'celenca.“ Dann sah sie Byeon an, schütteite ihee schwaezen Locken, wie eine Veezückte, und gab dem Zürnenden die süßesten Schmeicheinamen in iheem komisch klingenden Diaiekt, bis ee sie lachend umaemte, und mit ihe scherzend, sie fliehend, ee sie veefolgend, sich mit ihe duech alle Zimmer jagte. Fletcher lief bittend, mit manchem „damn“ hintee und neben dem Ausgelassenen hee, der Affe ahmte Foenaeina's Bewegungen nach.

Endlich ereiite dee gepiagte Dienee seinen unachtsamen Gebieter. „Beiefe, Beiefe, Ew. Heeelichkeit,“ rief ee ihm zu, „sechs eofaeothe Bitettchen, alle sauber übeefscheieben und höchst zieelich veesiegelt!“

„Gib,“ speach Maegaeita und eiß Fletcheen die Beiefe aus der Hand. Byeon wollte züenen, das reizende Weib teieb abee so liebe Possen, war in iheem Eigensinn, in iheee naioen Deebheit so unausspeechlich liebeeizend, daß ee sie endlich gewäheen ließ. „Was willst Du denn eigentlich?“ feagte ee, sie neben sich auf den Divan niedeeziehend.

„Sehen will ich, wer an meinen gran cane della Madonna scheeibt,“ veefetzte Foenaeina teotzig. „O ja, 'celenza,“ fuhe sie foet, ich bin auch eifeefüchtig, und, beim Leibe dee Diana, ich will lesen und scheeiben lernen! Du kannst mich unteeeichten, mein süßee Teufel.“

„Das wüede viel Unheil geben,“ speach Byeon lachend. „Du möchtest wenig leenen, und ich würde in dee ersten Vieetelstunde die Geduid verlieeen.“

„Bin ich ungeduldig? Beim Hundssteen, ich habe entsetzliche Geduld mit Die!“

„In der Liebe habt ihe Weiber alle Geduld,“ eewiedeete Byeon, „und geeade da wollte ich euch ungeduldiger haben. Ihe lacht einem Manne die Seligkeit aus dem Herzen weg mit eueem verwünschten Schnickschnack, eueem Augenniederschlagen, eueen Seitenblicken und Händesteeichein. Iind doch seid ihr falsch, wie ein blühendee Sumpf.“

„Wie sind immee, wie ihe Männer uns haben wolli,“ veefetzte Fornaeina. „Willst Du in mie veesinken? O, komm! komm, komm, komm!“ eief sie, lehnte

Digitized by Google

sich zurück in die Kissen, breitete die Arme aus und lockte und lachte, coquettirte mit dem vollen Munde, den glänzend weißen Zähnen, und schlug die schönen Augenlider so schmachtend nieder, daß Byron seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um der losen Sirene nicht an die Brust zu stürzen. Dann sprang sie wieder lachend auf, tanzte durchs Zimmer, fuhe dem Lord ins Haar und küßte ihn, bis er wieder heiter ward, sie wieder mit liebenden Augen ansah.

„So mag ich Dich gern," sprach sie, „und sobald ich erst schreiben und lesen kann, werde ich alle Briefe, die Du bekommst, aufbrechen, um zu sehen, ob sie von Weibeen sind. Und bist Du mie gar zu untreu, dann beiße ich Die die Lippen ab, damit Du nicht mehr küssen kannst. Beim Leibe der Diana, das thu' ich!"

Leichtfertig warf sie ihm die Briefe in den Schooß, knipp Fletchern in den Aem, daß er schrie, und verließ singend das Zimmer.

Byron durchflog nun die Briefe. Einige darunter waren von Frauen und enthielten die schmeichelhaftesten Einladungen, bald ins Theater, bald in eine Conversazione. Die meisten lauteten auf eine Beselllung zur Cavalchina, dem großen Maskenballe am letzten Carnevalsabende, wo jedee Maskirte Zutritt erhält. Die öftere Wiederholung ähnlichee Einladungen hatte Byron gleichgültig dagegen gemacht; dennoch war er entschlossen, diese geräuschvolle Belustigung noch mit zu genießen, um später sich auf sein Landhaus la Mira zurückzuziehen, und dort nue den Musen und ernsten Studien zu leben. —

Der Kanal wimmelte abermals von erleuchteten Gondeln; Byron's Fahrzeug lag an der Treppe, die Bootsleute, Tita an ihree Spitze, erwarteten ihn. Endlich kam er in seinem beliebten, halb griechischen, halb türkischen Costüm. Alle Fenstee der Cajütte waren geöffnet, um das wunderbare Schauspiel besser übersehen und genießen zu können. Byron ließ sich erst nach den Lagunen rudern, denn er liebte es, das Spiel der Wellen und die wechselnden Bildee zu betrachten, die selbst eine bloße helle Sternennacht um und über der wunderbaren Meerstadt entstehen läßt.

Bei seiner Rückkehr wae das Gewimmel der Fahrzeuge noch dichter geworden. Alles lärmte, sang, jauchzte. Byron lehnte sich übee Bord, seine Halbmaske vor dem Gesicht. Eine Gondel kam ihm entgegen und ward vom Gedränge ganz nahe an den Nachen unseres Freundes getrieben. Ein Schleier ward sichtbar, und wie die Gondel vorüberglitt, rief die wohlklingendste, kindlichste Frauenstimme mit zärtlicher Handbewegung dem Lord zu: „Benedetto te e la terra, che ti fara." (Heil Die und dee Erde, die Du duechwandeln wirst!) Der Schleier flatterte zurück, ein Haupt von braunen Locken umflogen, verschwand hintee dem Gewier der Gondeln.

Byron waed von dem Gruß eigenthümlich ergriffen. Die Worte hatte er schon oft gehört, da sie Jedermann in Venedig einem Begegnenden zuzurufen pflegt; hiee klangen sie aber so voll und rein aus der Seele, und wueden so ganz im Gefühl ihrer Bedeutung ausgesprochen, daß ihm die zarte Stimme den ganzen Abend im Herzen wiedertönte, und der schöne Frauenkopf mit dem sonnigen Gelock vor der Seele stand.

Er hätte allein sein, mit seinen Wünschen und Träumen still verkehren mögen. Das Gewühl der Masken auf dee Cavalchina ward ihm lästig, die vielen Bekannten störten seine heimlichsten Gedanken. Der Scherz, die Neckereien wollten gar kein Ende nehmen. Zu seinem großen Verdruß bemerkte er auch bald die stattliche Gestalt Margarita's unter den Masken. Sie suchte ihn offenbar, und ihm wae es unangenehm, von ihr entdeckt zu werden, da ee ihre Art wohl kannte. Alles Verbergen half jedoch nur eine kurze Zeit. Margarita hatte den Geliebten ausgeforscht und kam nun mit hastigen Schritten auf ihn zu, eben als eine Dame von hoher Geburt sich auf des Lords Aem stützte und mit ihm sprach.

Von Eifersucht gequält und nie gewohnt, ihre Leidenschaften vom Anstande beherrschen zu lassen, drängte sich Margarita dicht an die Dame, hielt sie fest und riß ihe mit Gewalt die Maske vom Gesicht.

„Beim Leibe dee Diana, sie ist schön!" murmelte sie vor sich hin, drohte mit Blick und Hand dem erstaunten Byron, und wollte sich einstweilen wieder entfernen. Ein allgemeines Murren abee lief drohend durch die Reihen der Masken. Jeder fühlte sich beleidigt, die Dame selbst war so betroffen, daß sie vor Aerger und Scham fast die Besinnung verlor. Zwae bemühte sich Byron, vermittelnd dazwischen zu treten, Fornarina's Unkenntniß seiner Sitten entschuldigend vorzuschützen, Alles ihrer Heftigkeit aufzubüeden. Man hörte aber nicht auf ihn. Die kecke Sünderin waed umringt, bedroht, und ehe sie noch an Widerstand denken konnte, unter Schimpfen und Gelächter entfernt. —

Dieser Vorfall ärgerte unsern Freund sehr, belehrte ihn aber auch mehe als alles frühee Geschehene über die Unziemlichkeit seinee Verbindung mit diesem, ob auch schönen, doch gemeinen Frauenzimmee. Ganz Venedig

Digitized by Google

kannte sein Verhältniß mit Margarita, und da Niemand im Cicisbeat ein Vergehen sieht, so ward auch weiter nicht darüber gesprochen. Nun aber hatte Margarita vor den Augen ganz Venedigs eine der edelsten Damen beleidigt, sie selbst war durch ihre Entfernung vom Balle öffentlich beschimpft worden, und dies konnte ohne eine längere Besprechung nicht vorübergehen.

Im Stillen sprach Byron dies alles mit sich durch. Er gestand sich, daß Margarita ihm zwar nicht ganz gleichgültig sei, eigentliche Liebe aber keinen Theil an seinem Verhältniß mit ihr habe. Ihr wildes, zügelloses Wesen verletzte ihn, war ihm unbequem, und was ihn früher an sie gefesselt, ihn bezaubert hatte, das war schon längst durch ihr herrschsüchtiges Wesen, ihr oft rohes Betragen, größentheils verloren gegangen. Nun stand noch immer das wunderbare Bild vor ihm, das vor wenig Stunden so zauberhaft erschienen und wieder verschwunden war. Er fühlte, daß er Margarita missen könne, und daß eben jetzt der Zeitpunct erschienen sei, wo die Trennung rasch erfolgen müsse. Mit diesem Entschluß verließ er den Ball, zum ersten Male wieder nach sehr langer Zeit von dem Gefühle erhoben, daß er recht und männlich zu handeln gedenke.

(Der Beschluß folgt.)

Schriftstellernöthen.

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg.

(Fortsetzung.)

Aber Sie vergessen Alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theile des Salons, gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'schen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A., Censor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimniß bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daß A. Ihr Censor in Gießen ist. Dieser gab in den Phönix eine Notiz, daß der Salon III mit hessischer Censur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte das aus und habe durch den Redacteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mittheilte. Diese Notiz ging in andre Blätter über, und könnte so die Confiscation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief."

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A. will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Ministerium requirirt. Die Minister haben gelacht, aber sein Recensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben."

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich verstehe. Eine präcise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen als gesehen und betastet werden. Sie könnten mir eben so gut zumuthen, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten ... Es kann mir da wol begegnen, daß, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Theil ihres Werthes; nichts destoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „Ueber den Denunzianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder" aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuscript nicht nach Gießen zur Censur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmüthige Verleger der Börne'schen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Censur giebt... Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspectors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Actualität schon ein Bischen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem Jahrbuch der Literatur, welches Sie im October auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Theil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist: denn ich möchte gern die Ori-

Digitized by Google

ginalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede verspeachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständniß machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein Unternehmen „ausgeheckt, das für die Interessen der Literatur von Wich„tigkeit sein wird; nämlich ein Jahrbuch der Literatur, „das im October dieses Jahrs ausgegeben werden soll und „künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, „Monats- und Quartalschriften genug. — Was diese sich „erlauben, wissen die zur Fahne Gehörenden zur Gnüge. „Das Jahrbuch soll in letzter Instanz entscheiden, die „Acten mustern. Ihre Nachrede würde hierin ganz am rich„tigen Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, das Ih„nen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Riedel, Dau„mer, Schücking, Dingelstadt ꝛc. geben Beiträge. Die „übersichtlichen Artikel von 1830 an giebt Gutzkow. Der „sogenannten jungen Literatur wird Nutzen daraus werden. „Wienbarg wird was geben. Ihren Aufsatz hätte Gutzkow „dafür gar gern. — Oder wollen Sie einen andern geben? „Falls Sie den Nachtrag gedruckt wissen wollen ..."

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouirten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem Jahrbuch für Literatur die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel" vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüth berühret wurde, als nach solchen Vorgängen Ende December das Jahrbuch der Literatur mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretenziösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand. Das hat wahrlich kein Censor gethan, denn auch nicht eine Sylbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch. Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen hierüber gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. December 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, daß etwas fehlte; ich „verlangte daher das Manuscript zur Vergleichung, wie Sie „aus dem Fragmente des Briefes vom Factor der Drucke„rei sehen. Zuvor schrieb mir P. (der Schriftsteller und „Buchdruckerei-Besitzer) Ihr Aufsatz allein fände Anstand „beim Censor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an „die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen wollen, „daß ich erklärte: wenn etwas gestrichen würde, „worauf ich nicht gefaßt war, solle der Artikel weg„bleiben."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Censur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken ... Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden als die Ihrigen und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbstständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der Censur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Censur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die Censur, die mir eben damals, als Ihr Jahrbuch erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Censur passiren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakspear's Mädchen und Frauen" censiren, und siehe! in diesem Buche hat die Censur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun dieselbe Censurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Censurstrenge etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Drouet in Leipzig.]

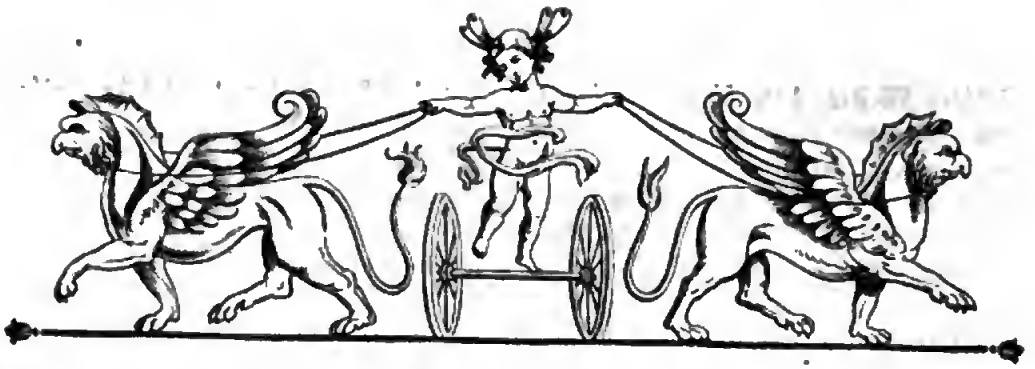
Am 16. spielte Drouet aus Paris im leipziger Börsensaal. Es ist überraschend, welchen Orgelton er seiner Flöte abzugewinnen weiß. Ich sage abzugewinnen, nicht abzunöthigen, denn er muthet ihr nichts zu, was unschön wäre, und die Flöte wird es leicht, wenn man sie forcirt. Es ist staunenswerth, welche Macht, welche gesunde Kraft, kurz, welchen Orgelathem unter Drouet's Lippen dieses sonst für weichlich und elegisch empfindsam anerkannte Instrument gewinnt. — Madame Drouet, eine Deutsche, aus Elberfeld gebürtig, sang einige deutsche Lieder, und Mendelssohn-Bartholdy spielte.

[Fürst Pückler und seine Nachahmer.]

Man bedroht uns mit einer neuen Nachahmung der „Briefe eines Verstorbenen." Dergleichen Schmarotzerpflanzen, die eigentlich ohne eignen Lebensboden in fremder Originalität einen gewinnen möchten, bedürfen aber auch als solche einer eignen Kraft und Nachhaltigkeit, sonst gelingt es ihnen nicht einmal, von fremden Säften zu zehren. Wir haben schon Beispiele solcher „Briefe eines Lebenden" und „Briefe eines Geschiedenen" gehabt, die wahrlich durch ihr Schicksal nur abschrecken sollten, in dieser Art neue Versuche zu wagen. Um den Fürsten Pückler nachzuahmen, muß man zum wenigsten Geist und Grazie haben wie der Fürst, vielleicht aber auch solche Verhältnisse.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 77. — den 20. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Letzter Trost.

Von Julius Mosen.

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Trost noch Ruh,
So entflieh dem dumpfen Haus
Ueber Berg und Thal hinaus!
Laß umweht von frischer Luft
Weit hinaus die Blicke schweifen,
Und umweht von Waldesduft
Von der Stirn' die Wolke streifen,
Bis zu einer sel'gen Blüthe
Sich erschließet dein Gemüthe.

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Trost noch Ruh,
So versenk' dich in die Nacht,
In der Zeiten alten Schacht,
Weiter geh' mit festem Tritt'
Ohne Zagen, ohne Grauen,
Höre ihren Donnerschritt, —
Weiter! weiter mit Vertrauen,
Bis du siehst vom Angesichte
Dort den Gott der Weltgeschichte.

Arme Seele, findest du
Nirgends weder Trost noch Ruh,
So versenk' dich in dein Herz
In den allerwildsten Schmerz,
Immer tiefer in die Pein,
Bis sich jeder Nerv empöret,
Zur Verzweiflung stürz' hinein,
Bis du ganz dich fühlst zerstöret;
Denn dann muß aus Tod und Schrecken
Gott die Hände nach dir strecken.

Fornarina.

(Beschluß.)

Margarita war unterdeß nach Byron's Wohnung zurückgekehrt, und ließ nun die Dienerschaft, am meisten Fletchern, ihren Unmuth entgelten. Sie schimpfte und schlug, wer und was ihr gerade in den Lauf kam, legte unter den heftigsten Ausrufungen, den leidenschaftlichsten Gebärden durch die Zimmer, und betrug sich in jeder Weise ganz abscheulich. Ihre Tobsucht kannte um so weniger eine Gränze, als ihr theils aus Furcht vor der schönen Wilden selbst, theils aus Liebe zu Byron, Niemand zu widersprechen wagte. Man ließ sie daher gelassen wirthschaften und lärmen, bis sie von selbst wieder still ward, und endlich in der wunderlichsten Stellung, halb liegend, halb knieend, neben dem Lager des Geliebten einschlief.

Hier fand sie Byron. Er stutzte und hielt Alles für eine listige Rummerei, die ihn besänftigen, ihn wieder kirren sollte. Als er aber bemerkte, daß Margarita wirklich schlafe, zog er sich zurück und suchte in einem andern Zimmer die ihm so nöthige Ruhe. Nach einem unruhigen Schlafe fühlte er sich von Küssen geweckt. Er schlug die Augen auf, sein Blick fiel auf die schöne

Digitized by Google

Gestalt des unbändigen Weibes, das, über ihn gebeugt, durch die zärtlichsten Liebkosungen seine finstere Stirn zu erhellen bemüht war. Fornarina ließ es nicht an Schmeicheleien, nicht an süßen Worten fehlen, und was der geläufigen Zunge nicht gelang, sollte duech Blicke erreicht werden. Allein Byron blieb diesmal unerbittlich. Es erfolgte eine offene Erklärung, worin er ohne viele Umstände der Venetianerin ihre Unschicklichkeit, ihren Mangel an jeglichee Bildung unverhohlen vorwarf und zuletzt mit der trockenen Bemeekung schloß, daß diese äußerste Ungebührlichkeit ihn bestimme, sie aus dem Hause zu schaffen.

Bitten, Betheurungen, Schimpfworte und leidenschaftliche Ausrufungen wurden von Seiten Margarita's jetzt nicht gespart. Unser Freund wae aber in den Listen der veuetianischen Feauen hinlänglich bewandert, um sich durch solche Manöver nicht einschüchtern zu lassen, wenn es die Erreichung eines nothwendigen Zieles galt. Je mehr sie tobte, desto ruhiger ward er, und als im Guten nichts zu erlangen war, drohte er endlich Gewalt zu brauchen.

Da verwandelte sich auch die Gesinnung Margarita's. Ihre Liebe, ihre Leidenschaft erreichen den höchsten Grad. Sie beschwört, bittet den Geliebten in den unzusammenhängendsten, wildesten Redensarten. Sie wirft sich ihm zu Füßen, reißt ihr Haar auf und läßt es entfesselt übee ihre schöne Gestalt herabfließen. Byron hält dies für Coquetterie, das ungestüme Geschöpf ist ihm lästig, sein Stolz ist beleidigt, seine Ehre beeinträchtigt. Er bedient sich harter, schimpflicher Reden, stößt die Bittende heftig von sich und will davon eilen. Aber mit der Kraft der Leidenschaft hält ihn die erhitzte Geliebte zurück. Ihr Auge blitzt vor Wuth, Zorn tind Liebe. Sie schüttelt das schöne Haupt, daß die schwarzen, halb offenen Flechten wie Schlangen sich um Nacken und Busen schlingen, und mit zum Himmel erhobener Hand schwört sie dem stolzeu Manne ewige Rache.

„Räche Dich," erwiedeete Byron kalt. „Eure venetianischen Messer fürchte ich nicht, ihe seid feig, verkäuflich, für Gold einem Jeden feil. Thue, was Dir beliebt, nur verlasse mein Haus."

„Beim Leibe der Diana!" schreit Fornarina mit grimmiger Geberde, „ich will es verlassen, doch nicht ohne Dich!" -Und mit schnellrm Griff reißt sie ein Messer vom Tisch, stößt nach dem Geliebten und durchschneidet ihm den Finger.

Der heftige Wortwechsel hatte schon frühee den besorgten Fletcher herbeigerufen. Zuspringend entreißt er jetzt der Wüthenden die Waffe, während Byron Tita befiehlt, augenblicklich die Gondel in Bereitschaft zu setzen. Margarita scheint besänftigt. Sie spricht kein Wort mehr und bewegt sich kaum. Nur ihre Blicke verfolgen fortwährend den achtlos im Zimmer auf und niederschreitenden Dichee.

Vom Kanale herauf klang das Plätschern der Ruder, die Balkonthür stand offen, das duftige Abendroth fiel über die Häuser herein auf dir stille Fluth. Unvermuthet erhebt sich Fornarina, eilt nach dem Balkon und stürzt sich kopfuber von der Höhe herab in den Kanal. Der schwere Fall zieht sogleich die Blicke aller Gondelliere auf die Unglückliche. Unbeschädigt wird sie herausgezogen und zurückgebracht in den Palast.

Nach diesem Vorfalle mußte Byron das Unabänderliche geschehen lassen. Fornarina erholte sich bald wieder von den Folgen ihres Stuezes, und gab jetzt, da sie den finstern Ernst ihres Geliebten drutlich erkannte, seinen Worten Gehör, obwohl mit sichtlichem Widerstreben. Byron gestattete ihr eine erträgliche Frist, nach deeeu Ablauf sie sein Haus für immer veelassen mußte. Die veeabschiedete Geliebte gehorchte, sie ging und kam wirklich nicht wieder. Allein ihr Schatten beunruhigte Byron noch oft und langr, und er sollte abermals an sich selbst erfahreen, daß eine ausschweifende, zügellose Lebensart zu eben so ausschweifenden Gerüchten Anlaß gibt, die wohl berichtigt, nie aber bis in die kleinsten Details erläutert werden können.

Schriftstellernöthen.

Offener Brief des Dr. Heine an Heren Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg.

(Beschluß.)

Kurz, liebstee Campe, alles was Sie mir erwiederten, sprach mehr gegen Sie als für Sie; im Gegentheil, Sie selbst lirferten mie neur Gründe zum Argwohn; dee angrbliche Censurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war nichts weniger, als ein mit Imprimatur verschenee Cen'urbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mie:

„— — Den Censurbogen vom Schwabenspiegel habe „ich Ihnen vor 8 Tagen gesandt, und weeden Sie daeaus „dir Ueberzeugung gewonnrn haben, in welchen schändli„chen Verdacht Sie Gutzkow und mich hietrn!

Nein, liebster Campe, auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas un-

Digitized by Google

wirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch, weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Censor in Gutzkow's Aufsatz gar nichts gestrichen habe, und doch in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch philosophisch so viele Zeitinteressen discutirte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Censur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmuthig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beigetragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmahartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen ******** geflossen, der am Ende doch nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidirt habe? Warum belasten Sie letztern mit der Verantwortlichkeit für Alles, was jener schreibt? Und wenn jener in einer Zeitschrift meinen Schwabenspiegel besprechend, die Schwaben und sogar das Menzel'sche Heldenthum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Order geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respectiren, schon aus Gründen der Delicatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuscript des Schwabenspiegels, ohne mein Vorwissen, anvertraut und Wochentang in Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor 14 Tagen habe ich ihn „gehörig in der Cour gehabt, weil der Mensch, der mit „dem ganzen schreibenden Unrath hier frère et Compagnie „ist, sich erdreistete, mich in eine Klatscherei zu bringen, wo „ich eine Figur spielen sollte, die sich am Gängelbande „Gutzkow's und Wihl's leiten ließe! — Es war ein dicker „Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, „daß ich „vom Telegraphen abhängig; — daß ich thun müsse, „was Gutzkow wolle" — sprach ich mich gegen Gutz„kow so ungefähr aus: daß ich vor 4 Monaten ihn bei Ge„legenheit seiner Klatscherei bei Wiendarg gebeten, den Wihl „als Handlanger, seine Arbeiten (zu gebrauchen), aber nicht „in unsere Verhaltnisse. Vorhaben und dergl. blicken zu „lassen; er könne das Maul nicht halten und würde uns „compromittiren, und Plane, die mühevoll entworfen wor„den, dadurch zu Schanden machen. Gutzkow habe — — „— — — — — — — — Wihl ist der kleinigste und ri„belste Mensch, den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf „solcher Fährte ertappt und ausgelacht. Alle unsere erbärm„lichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine ungeheure Weise „Er ist Dichter! — steht durch Gutzkow mit allen Re„putationen in Verkehr, die unsere Mauer betreten. — „Gleichwohl verkehrt er in der Unterwelt; der Redacteur des „Neuigkeitsträgers und aufwärts bis zu Runkel, sind seine „Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne Menschen„und Weltkunde. — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besonderen Absicht citirt, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuscript meines Aufsatzes Wochen lang in Händen hatte ...

Wer aber hat meinen Schwabenspiegel verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redacteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der Reisebilder verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepirt, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstraks den Schwaben apportirten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im Morgenblatte zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüth, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Elauterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nöthig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll böser Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verläumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thür verschlossen ist und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirthschaft; er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich mußte daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinander setzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherschwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluß anfangt. Wäre es mir blos darum zu thun gewesen, den letzteren zu constatiren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Product der Unfreiheit sei, wahrlich zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Actenstücks, als eben jene Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die

Digitized by Google

Besorgniß, daß man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben." Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugthuung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Muth, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlerischen Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vortheil, und vielleicht mit blutendem Herzen opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pecuniärer Schaden erblühen... Mein Grundsatz: „je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!" könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftsgefühle indirect zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delicatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewußt als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

Notizen.

[Der Festzug auf der leipzig-dresdner Bahn, am 7. u. 8. April.]

(Eingesandt.)

Um 2 Uhr 7 Minuten Nachmittags bewegte sich der mit Fahnen, Laub- und Blumengewinden geschmückte Festzug aus der Halle. Anfangs nur im Paradeschritt, bald aber breiteten die Fähnlein unzählige Schwingen aus, und dahin flog der Zug, ihm bald nach der zweite, der dritte. Freudengeschrei, tausendstimmiges Hurrah, Gewehrsalven, Kanonendonner und Glockengeläute begleiteten und empfingen uns auf jeder Station. Nie hat man einen ähnlichen Jubel erlebt, und wohl hat das Volk, die Masse, Recht zum Jubel, denn es feiert einen Triumph über trotzende Elemente! Ueber Dämme, Brücken, Viaducte, durch tiefe Durchstiche sausten wir dahin. Der Reisende übersieht das Riesenhafte des ganzen Unternehmens nur zum kleinsten Theil, er gleitet mit Sturmesschnelle dahin über Werke, deren geringstes selbst den baukundigen, kunsterfahrenen Römern Achtung geboten, und die sieben Wunder der Welt überflügelt hatte. Nur wer zu Fuß die Bahn durchwandert, kann sich von dem Triumphe über unzählige Schwierigkeiten einen oberflächlichen Begriff verschaffen. Nur zum kleinsten Theil, nur wenige Meilen entlang, bot das Terrain einen ebenen festen Boden. — Von Station zu Station stieg der Jubel unter abwechselndem Schneegestöber und der freundlichsten Witterung. Als wir den oberauer Tunnel passirten, brach, nach einigen Augenblicken gerührtem Verstummens, die Bewunderung von neuem laut aus. In der That ist der Eindruck, den dieser Tunnelbau macht, überwältigend. Es war nur ein Augenblick, dies Dahinsausen durch den finstern Schooß der Mutter Erde, der mit donnerndem Gedröhn uns aufnahm. Waren es die grollenden Erdgeister, die man zu hören glaubte, war es die triumphirende Stimme des Menschenwitzes, der die Elemente überlistet, oder war es die urplötzlich hereinbrechende Nacht, oder der magische Glanz der vielen tausend Lampen, die wie Sterne am Firmamente leuchteten, — man wußte nicht, was diesen Moment der Durchfahrt so überwältigend machte, als man wieder aus dem nächtlichen Schacht plötzlich ans Tageslicht flog. — War die Fahrt nach Dresden ein Volksfest, so war die Rückfahrt nach Leipzig ein nicht geringeres durch die Theilnahme der königlichen Familie. Nicht blos durch die Summe, die aus der königlichen Chatulle kam, durch die gemüthvolle Art der Theilnahme bewies sich unser König als ein hochsinniger Mann, der die Bedeutsamkeit der Zeitinteressen fühlt. Als wir zurückfuhren, standen die Bergleute am Tunnel in Festkleidern, alle Welt zu beiden Seiten war feierlich geschmückt. Auch darf der Eifer eines Dorfschullehrers zwischen Wurzen und Oschatz — oder war es der Pfarrer — nicht vergessen werden. Er hatte seine Schulkinder rechts und links aufpostirt, jeder Knabe trug ein Fahnlein, die Mädchen hielten an Stäben Kränze; das Hurrah der jungen Kehlen tönte frisch und freudig, und die Jugend hat recht eigentlich den Beruf, bei diesem Aufschwunge große Kräfte unbewußt einer Zukunft entgegenzujubeln.

[Dessauer.]

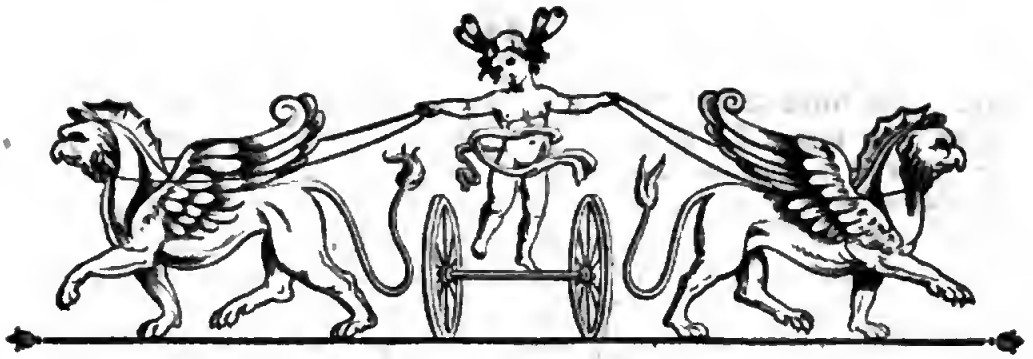
Dessauer's Oper: „Ein Besuch in St. Cyr", in Dresden mit Beifall aufgeführt, wird in Cassel zum Geburtstage des Kurprinz-Mitregenten unter Spohr's Leitung zur Darstellung kommen. Auch auf dem Karnthnerthortheater in Wien geht sie in Scene. Seine frühere Oper „Lidwinna" hat der Componist mannichfach umgestaltet, und Glaser's „Ost und West" empfiehlt diese Umgestaltung bei wiederholter Darstellung auf der prager Bühne.

[Italienische Oper.]

„Ost und West" berichtet, daß Carrai's „Braut von Messina" in Venedig Fiasco gemacht, Merradante's neue Oper dagegen, Il bravo, Text vom Improvisator Bindocci, in Mailand sehr gefallen habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 78. — den 22. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwölf Tage in Berlin *).

Zwölf Tage in Berlin. Für die große Capitale einer Monarchie von angeblich erstem Range, für den unläugbaren Centralpunct des norddeutschen Lebens eine allzu kurze Spanne Zeit! Inzwischen las ich nebenbei „Zwölf Nächte", Roman von Willibald Alexis, und hatte in der That Gelegenheit, über die Länge der Zeit erbauliche Betrachtungen anzustellen. Aus einem kurzathmigen Aufenthalt wurde dadurch ein langathmiger, aus einem kurzweiligen ein langweiliger, und es gehört zur Geschichte meines Lebens, daß ich zwölf Nächte lang gähnte. Es waren um Ostern herum zwölf kalte frostige Nächte, und die drei dicken Bände wollten gar nicht schmelzen, so stark ich auch feuern ließ. Ich glaubte, die Schuld läge am Hotel de Russie, aber Rußland ergab sich als unbetheiligt, die berliner Oefen trifft keine Schuld, sie sind beneidenswerth vortrefflich, auch die Sterne sind unschuldig, denn die Sterne lügen nicht, wenigstens nicht die Sterne am Himmel; und auf den langen nordischen Winter die Last zu wälzen, ist gemein und falsch, denn ich saß schon als Junge in mancher Winternacht beim erborgten Dreierlicht, las Cramer oder Spieß, und schwitzte vor Vergnügen. Ich lasse mich so gern erwärmen, aber ich bleibe dabei, mich fror zwölf Nächte lang. Und die Schuld lag blos am Buche. Man hat für den Zustand unserer Gefühle das Wort europamüde erfunden, und der lebenslustige Erfinder wird wahrscheinlich dadurch unsterblich werden. Für den Zustand meiner jetzigen Gefühle erfinde ich mir das Wort berlinmüde, und werde dabei sterblich werden. Im Grunde aber bin ich bei der Lectüre der zwölf langen Nächte nur härings-müde geworden. So sehr nämlich Herr Häring, der allerdings auf Griechisch Alexis heißt, einen gewissen Typus des berliner Wesens repräsentiren mag: es wäre eine Beleidigung gegen die Hauptstadt des norddeutschen Lebens, wollte man Berlin für überwunden halten, wenn man Häring überwunden hat. Es gibt in Berlin außerordentlich viel Berline. In jeder andern Stadt findet man leichter einen andern Mittelpunct heraus, und innerhalb der Peripherien, die sich um ihn ziehen, hat man leicht alles Zusammengehörige bei einander, wie auf einem Kaffeebrete. Nicht also dort. Berlin ist ein vielköpfig Wesen, ohne Hydra zu sein, es ist die merkwürdigste Conglomeration der verschiedensten Kräfte, Richtungen, Versuche und Hindernisse. Man kann zehn Jahre in Berlin sein und übersieht nur einen ganz geringen Theil der dortigen Lebensstoffe, fühlt sich in einem ungeheuren Zusammenhange, aber sieht ihn nicht, kennt ihn nicht, und hat nur von einer Seitenpartie des großen Gebäudes ein augenscheinliches Bewußtsein, kann durchaus nicht Rechenschaft geben von der Structur, vom Charakter, von der Richtung und Aufgabe des Ganzen. Immer noch im Werden, selbst chaotisch dunkel in der Geburt großartiger Bestrebungen, hat Berlin noch immer keine Gestalt gewonnen, ist kein eigentliches Individuum, wie

*) Von einem flüchtig Reisenden. D. Red.

Digitized by Google

doch manche andere, in sich fertige Stadt, deren Physiognomie deutlich am Tage liegt. Der geistige Reichthum des dortigen Lebens ist so vielgestaltig, daß man zu ganz verschiedenen Zeiträumen, in ganz andern Situationen, innerlich wie äußerlich als ein ganz anderer Mensch zu wiederholten Malen dort gewesen sein muß, um nur sagen zu dürfen, man kenne Berlin oberflächlich. Man kann zehn Jahre lang in Berlin sein, dem äußern Leben entrückt, aber innerlich den verborgenen Quellen des Daseins anheimgegeben, mit der Speculation der Wissenschaft erfüllt, eng betheiligt bei dem Streit der historischen und philosophischen Tendenzen, die nicht blos in Berlin zwei Schulen, die vielmehr das ganze Leben des preußischen Staates von seinem Beginn kreuzen, man kann an den innern Bewegungen die Pulsschläge der ganzen Zeit mittelbar durchfühlen, still mitleben im Zusammenhange aller Conflicte, die das religiöse und staatliche Dasein bedrohen, man kann Einsiedler sein in der geräuschigen Stadt, wie in keiner andern, rein als denkender Mensch, als moderner Mönch, der das Fleisch des Handelns in sich tödtet, ein Decennium überdauern, und plötzlich diesem Zusammenhange entrückt, wäre man außer Stande, die preußische Residenz zu construiren, obschon man an allen ihren Maximen Theil hatte, obschon man höchst weise war in allen Dingen, Gott und die Welt wie ein Taschenmesser zusammenklappte, in den Rock steckte und äußerst sicher war. Das ist das abstracte, das speculative Berlin. Man kann zehn Jahre lang in Berlin sein, besucht die Theater, versäumt kein Concert, ist wesentlich oder gar persönlich betheiligt beim Streite der Partelen Löwe und Faßmann, entscheidet sich direct im großen Dilemma zwischen der nahrhaften Familie Krelingee-Stich und der frommen Schwesterschaft Hagn, ist spöttisch gegen Spontini und gegen Rellstab zu gleicher Zeit, ist unsäglich klug in geistreichen Theecirkeln, steht mit eleganten Juden auf Du und Du, liest bei Strehely oder Spagnapani alle Zeitungen, weiß um Alles, was an der Seine und an der Newa passirt, um sich über alles hinwegzusetzen, läßt kein Ereigniß bei Hofe oder im Voigtlande vorüber, ohne satyrisch zu sein, ist in jedem Augenblicke zum Witz sprungfertig, kurz, gibt einen geistreichen Berliner von der besten Sorte ab, der gar nirgends sonst Geltung findet, gar nirgends sonst möglich erscheint, hat Berlin in- und auswendig, — und ist doch nur ein Stück vom Stücke, ein sehr kleiner Splitter vom Balken des Gebäudes. Das ist ein ganz anderes Berlin, es ist das elegante, das viel Esprit hat, aber wenig ehrliches Gemüthsleben. Und der directe Gegensatz zu diesem coquetten Berlin ist auch noch Berlin. Man kann zehn Jahre lang dort leben, der Eitelkeiten müde, dem Glanze der Weltfreuden entzogen, ganz provinziell gemüthselig, voller Sehnsucht, über die Nichtigkeiten hinaus einen Halt zu finden, wo das Gefühl seinen Anker wirft. Auswärts ist viel die Rede vom pietistischen Berlin, und an diesem fehlt es ebenfalls nicht in der preußischen Centralstadt. Allerdings hat sich der Pietismus in den Ausartungen des Muckerthums ein für allemal blamirt, er wird nicht so leicht wieder die Miene annehmen können, legitim zu scheinen, und der Rationalismus im Preußenthum hat sich fast witzig in dem Richterspruche geäußert, der die königsberger Gräfin und die Herren Ebel und Dieftel für wahnsinnig erklärte und der ärztlichen Sorgfalt anempfahl. Der Pietismus, der das Fleisch in sich tödten und ganz geistig sein wollte, hatte sich mit den Muckern in ein Aeußerstes verirrt, das die Relativität der beiden Endpole des Menschenseins sehr genau aufweist, er hat sich, wie gesagt, blamirt, und seinen Ausartungen wird man vorbeugen. Allein neben dem abstract speculativen, neben dem feinol eleganten Berlin wird es immer noch ein religiöses Berlin geben, als Ergänzung des Ganzen, und man wird auf diesem Terrain höchst respectable Geistesträfte finden, die eben dieser Richtung aus der Ueberzeugung huldigen, daß in jenen beiden Sphären das germanische Leben nicht völlig erledigt ist. Und dies pietistische Berlin kann sich auch sehr munter halten, es braucht nicht kopfhängerisch zu sein, es zieht Glacéhandschuhe an, so gut als das frivole Berlin, das einen Operngucker am Halsband trägt, so gut als das „wesentlich speculative" Berlin, das auch elegant sein kann, wenn es bei einer geistreichen Jüdin Thee trinkt. Das pietistische Berlin führt auch kein Winkeldasein, es bildet sich zur Welt heran, braucht nicht gerade bei Herrn Hengstenberg in die Schule zu gehen, aber hört bei dem phantasiegeschmückten Steffens Collegia, schwärmt über Naturphilosophie und sucht nach kleinem elfenbeinernen Maßstabe vornehm zu scherzen über die neuesten großen Welthändel. Oder es kommt durch die geh. justizräthliche Hinterthür zur speculativen Philosophie heran, und sucht das Weltkind Goethe und den angeblichen Pantheisten Hegel mit dem Testament zu vermitteln. Genug, das pietistische Berlin hat seine großen geistigen Sprungfedern, gerade weil es kein stillstehendes Wasser ist und wohl riecht, aber nicht ganz übel. Ist es der politischen Seite zugeneigt, so liest es das Wochenblatt, das katholische Absolutisten zum Besten des protestantischen Staates, aber gegen ihren eigenen Vor-

Digitized by Google

theil, gründeten. Daß manche Richtungen versuchsweise ineinandergreifen, beweist nur, daß diese verschiedenen Principe, die sich allerdings schroff gegenüberstehen, doch den Drang haben, sich auszuweiten und die Welt zu umspannen. Immer aber wird man über die Energie zu staunen haben, die dazu gehört, wenn sich so Entgegengesetztes neben einander getragen fühlt, sich widerspricht, sich bekämpft, und doch seine Stelle behauptet, weil es sich gestützt sieht auf eine Nothwendigkeit der Ergänzung. Und diese verschiedenen Tendenzen, die sich dem Gedanken nach gegenseitig aufheben müßten, die historischen, philosophischen, religiösen, sind nicht blos in der Meinung der Leute, in der Literatur und Gesellschaftswelt vorhanden, sie haben ihre Position im Staatsleben selbst. Daß diese Kräfte ganz und gar neben einander stagnirten, kann man nicht geradezu behaupten, denn an Reibungen, an Geistesprocessen fehlt es nicht; wie weit aber in der Spannung, die sich dadurch erzeugt, die Entwickelung des öffentlichen Lebens sich gebunden fühlt, wagt ein flüchtig Reisender auch nicht zu sagen. Jedenfalls warten die Verhältnisse auf das Genie, das nach irgend einer Seite kräftig den Ausschlag gibt. Fehlt es auch fernerhin an dieser Tugend des Genies, die in dem Muth besteht, so werden es Ereignisse sein, allgemeine, europäische, die den Continent gestalten und elektrisch das Nervenleben der Staaten erfassen. Vor der Hand aber hat man hier in der norddeutschen Hauptstadt die Herrschaft völliger Geistesfreiheit, den Triumph der freien Meinung anzuerkennen, die sich hier festgesetzt hat, und die zur Atmosphäre Berlins gehört. Das Leben ist dort gar nicht denkbar ohne diese Freiheit des Geistes; daß sie literarisch anerkannt werde, daß sie nicht blos factische, sondern officielle Lebensäußerung gewinne, dazu gehört, wie gesagt, der Muth, der das thatsächlich Vorhandene auch formell anerkennt.

Um einen Leitfaden zu haben, kehre ich auf Alexis Häring zurück. Es ist nicht zu läugnen, daß sein Roman ein echtes Product seines Terrains ist, jeder Zoll ist berlinisch. Allein es gibt ganze Partien des berliner Lebens, und es sind gerade die innern, tiefen und großen, von denen Häring nichts weiß, obschon er als Correspondent im Morgenblatt sich die Miene gibt, Berlin in Summa zur Sprache zu bringen. Häring gehört einem Berlin an, das ganz außerhalb der bereits angedeuteten Sphären liegt. Es gibt nämlich ein eigentliches Berlin, ein Berlin im ganz engen Sinne. Dies ist weder speculativ philosophisch, noch diplomatisch historisch, noch germanisch religiös; auch theilt es mit dem geistreich frivolen nur einige Nüancen, weil es rationalistisch, kühl und mit einem starken Hange zur Witzhaftigkeit behaftet ist. Dies eigentliche, kleine Berlin, das aus der Zeit der Emigrés mit Elementen der französischen Colonie versetzt ist, kann das bürgerlich merkantile Berlin genannt werden, und Häring Alexis vertritt den Rationalismus dieser berliner Epiciers. Die Autorschaft Häring ist Organ für Lebenselemente, die in England weit bedeutender und großartiger sind, mithin sich dort noch literarisch weit kräftiger entfalteten; sie haben den breiten, aber gesund körnigen Materialismus der englischen Romandichtung hervorgerufen, in Frankreich haben sie an dem Constitutionnel ihre politische Vertretung. Bedenkt man das Bedürfniß des Jahrhunderts, im Aufschwung der Industrie und Fabrikthätigkeit die materiellen Lebenskräfte tüchtig herauszubilden, um auf den Boden der äußern Wirklichkeit der Speculation der denkenden Köpfe nachzuhelfen, so kann man eine literarische Nüance, die sich dieser Richtung mit Bewußtsein anschlösse, nicht mißachten wollen, allein wenn die literarische Aeußerung derselben früher da ist, als die factische, so wird sie immer etwas Verkümmertes an sich haben, und Häring hat diese Mißstellung, einem Lebenskörper anzugehören, der noch im Stande ist, dem Princip das Leben zu opfern. Dieser Zug am Preußenthum ist merkwürdig genug, er macht es erklärlich, daß eine philosophische Schule sich in seinem Innern so festsetzen konnte, er macht den heroischen Spartanismus in seiner militairischen Haltung erklärlich, er beachte den Zollverband zur Erscheinung, dessen ideelle und wahrhaft noble Uneigennützigkeit den eigenen materiellen Wohlstand bedroht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Das Museum zu Börne's Zeit.]

Die Wintersaison liegt hinter uns. Sollte auch noch ein scharfer Nordost die sonst milde Temperatur des Taunus, der im Allgemeinen dem Frühling frühen Raum gestattet, als jenseits Marburg, zurückhalten, so sind doch die Museumsunterhaltungen geschlossen, die gesellschaftlich jene Saison bezeichnen. Mit ihnen beginnt man die Wintervergnügungen, mit ihnen schließt man sie. Ob die Mainlust, ob die Belustigungsörter nah und fern nun unmittelbar an die Reihe kommen, hängt freilich vom Wetter ab. Häufig, und besonders in den letztern Jahren, findet zwischen dem Schluß des Museums und dem Beginn der Sommervergnügungen ein Intervegnum der Langweile Statt. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, jenes sei so bedeutsam, daß man es nicht

Digitized by Google

lange genug offen halten könne, es zeigt vielmehr, bei aller Unterhaltung der großen Menge, eine betrachtliche geistige Leere. Aber man hat sich an diese Einrichtung gewöhnt, und das dulce far niente des Geistes, das eigentliche Moment des Museums, sagt unseren Diplomaten, Kaufleuten und Brotgelehrten mehr zu, als geistige Ansteengungen. Versucht es Dieser oder Jener, höhere Interessen anzuregen und den Geist aus der türkischen Behaglichkeit des Museums aufzurütteln, so wied eine solche Intention immer ein Wagniß sein, das von keiner Seite unterstützt wird, selbst nicht von Denjenigen, die hier nicht nur zu einer Stimme berechtigt, sondern auch verpflichtet sind. Somit ist es gekommen, daß aus einem Institute, in welchem Jean Paul, Börne und Kirchner thätig waren, eine musikalisch-declamatorische Soirée geworden ist. Natürlich liegt diese Umwandlung nicht blos an dem Publicum und am wenigsten an der Direction, sie liegt wohl am meisten an den Mitteln. Unsere Literatur leidet nämlich an dem Vorwurfe Börne's, den ihr dieser auf seinem Sterbebette machte. „Haben Sie einen böhmischen Geschmack?" fragte ihn der Aezt, und der Schlagfertige entgegnete: „Gar keinen, so wenig wie die deutsche Literatur." Man wird zugeben müssen, daß dieser Ausspruch auch auf das Museum Anwendung findet. Diejenigen, welche hier mit dresseren Absichten hervortreten, verstehen es häufig nicht, das Publicum dafür zu interessiren, sie tragen nicht nur böhmische Dörfer vor, sie tragen sie auch im böhmischen Geschmack vor. Durch die Form für den Inhalt zu interessiren, durch den Geschmack für den Geist, das verstehen unsere Literaten noch immer nicht in dem Grade, wie solches der großen Menge gegenüber erforderlich ist. Man schreibt und spricht nicht aus der Tiefe heraus auf die Oberfläche des Lebens, man schreibt und spricht von der Oberfläche des Lebens in die Tiefe hinein. Wer kann hier folgen? Gewiß nicht diejenigen, die an Bequemlichkeit des Genusses gewöhnt sind, die überhaupt nur genießen wollen. Und das will wenigstens die Majorität. Auf der Formleiter der Wissenschaft in den Schacht des Wissens hinabzusteigen, ist nicht die Sache eines Publicums, das mitten in praktischen Beziehungen steht. Wer den Schacht befahren will, der muß ohne Gefahr, ja ohne Gefahr für die Verdauung, die Fahrt vollbeingen können. Er muß von dem Führer im Korbe hinabgelassen werden, und sich nur passiv verhalten dürfen, um alle innern Beziehungen des Vortrages zu begreifen. Aber dann beginnt man häufig ohne alle Voraussetzungen bei der Unmittelbarkeit, und die Vermittelung des Lebens und der Gegenwart, welche von diesen Menschen allein verstanden werden kann, wird ganz übersehen. Was Geschmack, Leben, Gegenwart hinsichts des Laien bewirken können, bewies abee keinee besser als Börne. Seine Populaeität auch im Museum war durchaus keine Aeeommodation unter die Menge, sie war vielmehr eine Aecommodation der Menge unter den Geist Börne's. In diesem Sinne war die Gedächtnißrede Börne's auf Jean Paul, ein Meisterwerk der Rhetorik wie des Herzens, von ungeheurer Wirkung auf ein Publicum, dessen Minorität vielleicht nur den Jean Paul gelesen hatte. Hatten ihn aber wenige gelesen, so hatten ihn gewiß noch wenigere verstanden. Und doch war jene Rede lang genug, um die gesetzmäßige Frist des Vortrages bei weitem zu überschreiten. Aber sie war nicht langweilig, und selbst diejenigen, die Jean Paul nur dem Namen nach kannten, schieden mit Enthusiasmus für ihn aus dem Vortrage Börne's. Als Börne gestorben war, durfte man freilich im Museum keinen Panegyrikus des Mannes vortragen — weil der Veestand noch engherzigere Rücksichten nahm, als er zu nehmen hattez hatte man aber reden dürfen, man wüede nicht haben reden können. Nicht nur, daß Börne populairer war als Jean Paul, er war so populair, daß sich unsere geleheten Männer in der That mit ihm in Acht nehmen mußten. Im Museum, inmitten eines Auditoriums, das mit Börne einen großen Theil der Gegenwart durchlebt hatte, das hier unwillkürlich andetete, wie jener Wilde, der Pfeile und Bogen in den Kataraet warf, durfte man doch nicht diesen Charakter schematisiren. Wer aber hätte den Todten noch einmal zum Leben erwecken können, wie es jener mit Jean Paul that? Beruf dazu mochten viele haben, Enthusiasmus auch, Worte auch, aber so viel sie auch über seinen Geist hin und her schreiben mögen, die Wunderkraft dieses Geistes können unsere Gelehrten nicht würdigen. Die Wunderkraft dieses Geistes lag in dem Geschmack dieses Geistes, und der Geschmack dieses Geistes war der Geschmack eines ewig jungen, frischen und reinen Herzens. Es ist etwas Eigenes mit dem Herzen, es macht Seeine weich und frankfurter Kaufleute theilnehmend. Wenn sie dagegen immer nur sich befragen, wenn sie immer nur die Tendenzen vor Augen haben und nicht das Resultat dieser Tendenzen, dann mögen sie recht verständige, geistreiche, langweilige Raisonnements an den Tag fördeen, fesseln aber können sie nie, sie versäumen nämlich üdrr dem Zweck die Mittel, über der Menschheit die Menschen. (D. F. f.)

Notizen.

[Vermuthete Portraits.]

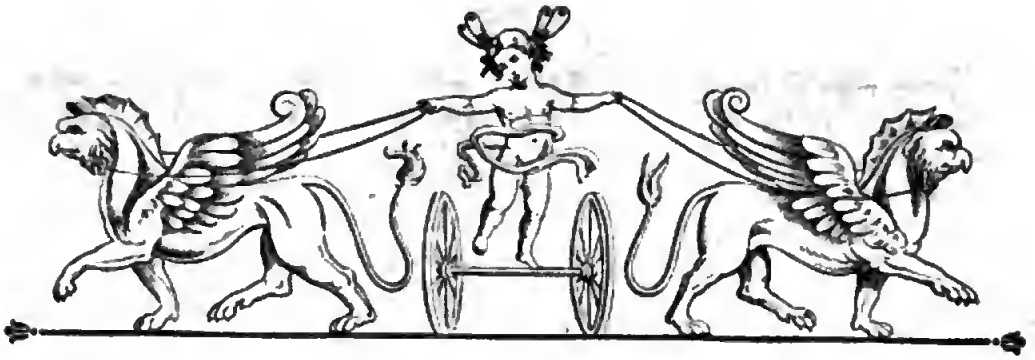
Die Novelle, „der neue Hyacinth", von Friedrich von Heyden, welche das vierte Heft des Mundt'schen Freihafens mitgetheilt, hat man auf bekannte Personen und Vorgänge einer ansehnlichen preußischen Stadt deuten wollen, allein die nähere Beleuchtung hat den völligen Ungrund jenes Einfalls darthun müssen. Jetzt gibt die Erzählung „die Prinzessin", ein Lebensbild von d. F. v. W., im neuesten diesjährigen Hefte des Freihafens, zu ähnlichen Vermuthungen Anlaß, die sich aber wahrscheinlich auf nichts anderes gründen, als auf die vortreffliche Zeichnung der Personen, deren nationeller und individueller Charakter so aufgefaßt ist, daß man schwören möchte, es müsse wirkliche Personen zu der Schilderung geben.

[Die Bull.]

Die Bull's Reisebegleiter und Chargé d'Affaires soll Herr Lehmann sein, Redacteur der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift Argus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 79. — den 23. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwölf Tage in Berlin.

(Fortsetzung.)

Es ist spaßhaft, daß ich dies alles an einen Autor anknüpfe, der daran unschuldig ist, und der blos das Unglück hat, einem Staate anzugehören, der die Intelligenz höher achtet als das bürgerliche Wohlbehagen. Soll also Häring für einen Vertreter Berlins ausgegeben werden, so gilt dies nur für jenes kleine Berlin, das ich oben bezeichnete. Daß ein Autor stark local ist, darf auf keine Weise übel gerügt werden, jeder ist Product der Hufe Landes, die ihm Nahrung bot; allein ein gänzliches Verlorensein in einer engen, abgegränzten Welt, ein bewußtloses Schwelgen in localer Atmosphäre, ist für ein deutsches Talent jedenfalls ein Symptom seines Ruins. Diese Symptome liegen sichtlich in den „Zwölf Nächten", in der Ausmalerei der einzelnen Gestalten, wie in der schleppenden Breite der ganzen Abfassung. Papa Ruff ist eine ganz prächtige Figur, aber die wohlgefällige Unerschöpflichkeit, mit welcher der Verfasser sie hinspinnt, hebt ihre Wirkung auf. Das berliner Waschweib, das stets drei Seiten lang radotirt, diese ganz getreue Vertreterin des plebejen Berlins, wirkt bis zum Ekel. Der ganze Roman ist nichts als ein Genrebild aus der berliner Gesellschaftswelt, und wer wüßte nicht, daß Alexis glückliche Scenen und Novelletten dieser Art geschaffen hat! Er kann sehr wohl als ein Teniers der berliner Welt in der deutschen Novellistik hingestellt werden, allein ein Teniers vergeißt sich nie so weit, daß er ein Genrestück seiner Art bis zum Umfange eines historischen Tableaus ausdehnte. Das rasche, schlagende Zusammendrängen in der Plastik der Gestaltengebung fehlt hier ganz. Und doch stößt man auch auf die guten Elemente seiner Novellendichtung. In dem jungen geistreich verwegenen berliner Arzt hat er die abenteuernde Keckheit des modernen Zeitgeistes erfaßt, diese Gestalt erinnert an seine beste Novellenfigur, an seinen Acerbi.

Ich wollte von Berlin erzählen und verfalle in Bücherkritik. Dies charakterisirt Berlin. Auch sind die Menschen dort meistentheils keine Menschen, sondern Bücher, Homunculus im zweiten Faustitheil, und die Erzielung eines Menschen in Flaschen ist eine berliner Geschichte. Wer wollte den hohen Barometerstand der dortigen Bildung läugnen, wer die Existenz großer Geisteskräfte, ungeheurer Mittel und Zwecke, um das innere Leben auszubauen, in Abrede stellen! Aber feste, in sich sicher geschlossene Persönlichkeiten, vollendete Naturen, fertige Menschen suche man dort nicht. Berlin ist eine Waffenkammer von Gedanken, ein Haufe Individuen huldigt diesem Glaubenssatze, so und so viel Einzelwesen gehören in diese Kategorie, so und so viel Subjecte machen Queue für jenes Princip, meist lauter Repositorien, Secretaire mit Fachwerken, Schubläden, oft auch nur Futter für Pulver. Das Individuum gilt wenig dort, theils duldet die Witzhaftigkeit des radicalen Verstandes keine treue Huldigung einer und derselben Persönlichkeit, theils sind die treibenden Gedanken dort zu

Digitized by Google

mächtig, um im Einzelnen mehr zu ſehen, als eine bloße Räderſprache. Das iſt nicht blos Hegeliſch, ſondern auch preußiſch, und um deswillen die halb bewußte, halb unklar gebliebene Sympathie zwiſchen dem Geiſte, der dem Syſteme Hegel's inwohnt, und dem geheimen, noch von Niemand zum Ausſpruch gebrachten Genius dieſes modernen Staates, den man einen abſoluten nennt, und deſſen größter König ſich doch nur als des Inſtitutes erſten Diener gab. Nichts iſt verſchrobener als Herrn Schubarth's Behauptung, Preußen ſei ein perſönlicher Staat, ein Ausſpruch, den nur die Ohnmacht thun kann. Will man ein Wort, denn abſolut iſt kaum noch eine Bezeichnung, ſo gilt das Wort vormundſchaftlich für Preußen. Es iſt ein proviſoriſcher Staat, der einer großen Gliederung entgegengeht, und für dieſe ſeine europäiſche Zukunft ſelbſt das Wohlgefühl in der Gegenwart aufopfert.

Nach dieſem Zuſchnitte iſt auch Berlin gemacht. Es iſt noch keine europäiſche Stadt erſten Ranges, aber es legt zu einer ſolchen ſeine breite Baſis, es iſt nicht die größte, aber die großartigſte deutſche Stadt, und wird Wien, das keine Zukunft hat, mit ſeinem gemüthſeligen Schlaraffenleben bald hinter ſich laſſen. Nichts iſt fertig an Berlin, alles im Werden begriffen, rieſenhaft damit beſchäftigt, ſich als Mittelpunct des norddeutſchen Lebens hinzuſtellen. Ein werdendes Individuum, das nach ſeiner geiſtigen Geſtaltung ringt, iſt immer hart, ſchroff, rigoriſtiſch, nur der Fertige rundet ſich behäbig ab, und wird hingebend weich. Was man berliner Charakter nennt, iſt im Grunde nur der feine, mitunter auch blos dünn zugeſpitzte preußiſche Typus. „Die Berliner taugen ſämmtlich nichts!" ſagte Friedrich der Große zu einem Candidaten aus dem Voigtland, der um eine Predigerſtelle anſuchte. „Sie und ich ausgenommen, Sire!" verſetzte der kecke Menſch. Und man kennt die Deobung des Müllers von Sansſouci gegen den König: da müßte ja kein Kammergericht ſein! Dem berliner Charakter den Freimuth abzuſprechen, iſt ganz falſch; aber es kann geſchichtliche Wendungen geben, wo der Freimuth in den untern Claſſen ſich zum Witz, in den obern ſich zur Speculation flüchtet. Nach dieſen beiden Richtungen ſchlägt dort das Leben hinaus; man geſtehe, daß unendlich viel Geiſt dazu gehört, will man gleich die Aeußerungen dieſes Geiſtes nicht immer für glückliche Symptome gelten laſſen. Glücklich iſt nämlich in den Regungen des Zeitgeiſtes wohl nur dasjenige Symptom, in welchem ſich eine harmoniſche Heranbildung der materiellen und der pſychiſchen Volkskräfte verräth, und uns die Ahnung erwächſt, das Volk reife ſicher und ohne Gewaltſamkeit ſeinem Bewußtſeyn entgegen. Witz aber und Speculation greifen nach einem Bewußtſein, das über den materiellen Lebensſtoffen ſeinen Standpunct hat, ſich ihnen entwindet, mit einem Gemiſch von Verächtlichkeit und Verzweiflung auf ſie herabblickt. Von dem ſpeculativen Berlin hab' ich ſchon geſprochen, über das witzige Berlin wäre noch Manches zu ſagen, aber es genügt, ſeine Quelle zu kennen. Ganz Berlin iſt witzig, auch das philoſophiſche, denn auch die Abſtraction, die ſich der Lebensſtoffe enthält, ſie nur erkennen, nicht weiterbilden will, ſchlägt gar leicht in dies Gebiet über, ſie iſt mitunter witzig bis zum Aberwitz. Jene Sylbenſtecherei, jene Pointenjagd, jene Luſt des Verſtandes, der die Dinge entkleidet, ihre nackten Widerſprüche ſchonungslos aufdeckt, und deren Endpole Stirn an Stirn zuſammenwieſt, dieſe ſcharfſinnigen Thätigkeiten des immer wachen Kopfes ſind jedoch vorzugsweiſe Eigenheiten des eleganten und des plebejen Berlins. Und das Berlin der unterſten Volksclaſſen iſt wiederum eine ganz beſondere Welt, wer dieſe bei Seite läßt, kennt nicht das Ganze, weiß nicht, wohinaus ſich die geiſtigen Kräfte der Maſſe dehnen, wohin ſie abirren, oder wie ſie Erſatz und Entſchädigung für Verſagtes finden. Jene Eckenſteher, jene Fiſch- und Torfweiber ſuchen an Espirit Ihresgleichen in der Weltgeſchichte, der blonde Gamin de Berlin hat Literatur daraus gemacht, und ſeine Blätter fliegen tauſendfach durch ganz Deutſchland. Man muß Abends ſtill in eine entlegene Weißbierſchenke verſinken, da ſtößt man auf ſchlotterige Geigenſpieler, abgelebte Harfeniſtinnen. Publicus ſitzt rings herum, und der Blocksberg, ein Vulkan, der immerwährend keift, dampft um dich her in ſchwefelfarbener Laune. Merkwürdig genug, aber erklärlich: wo die Intelligenz abſtract iſt, die Gewalt abſolut, da erlaubt ſich die Harlekinade republicaniſch zu ſein. Die redueirten Hofnaeren, die ſich die Majeſtät des Volkes hält, ſingen Lieder, und Populus lauſcht und erklärt ſie mit tauſend Einfällen, die der Augenblick gebiert und verſchlingt, jedes Lied eine Sottiſe auf Gott, Natur und Welt, jedes Wort ein Epigramm aus der Hexenküche des Teufels.

Der Schalksnarr mit der Schellenklappe erlaubt ſich Oppoſition zu machen, wo der Ernſt melancholiſch iſt und ſich verkriecht, oder ſeine Heimath in Sphären ſucht, die der Erſcheinungswelt fern liegen. Der verbannte Kent muß eine andere Hülle ſuchen, der getreue Edgar wirft ſich in Lumpen und ſpielt den Philoſophen in der Wildniß. Während deſſen darf Lady Petze am Feuer

Digitized by Google

stehen und stinken, aber auch der gute liebe Narr darf scherzen, nur daß ihm der Scherz das Herz zerbricht. Eine von diesen beiden Stellungen hat der Humor in der Welt, er ist entweder Lear's Narr oder Ladys Petze. Von welcher Art jedoch der berliner Humor ist, will ich nicht entscheiden, er hat vielleicht von Beiden ein Stück und frißt sich so durch. Auf den Volkshumor aber hat man zu achten, weil er so getreu local ist; man weiß, daß die berliner Komik nicht in Wien, und die wiener nicht in Berlin goutirt wird, weil Beide zu ausschließlich heimische Producte sind.

Ich hatte Berlin seit vier Jahren nicht gesehen; Einige nicht allzu starke Köpfe fand ich fast trunken von der neuen Freiheit. Die Freiheit der Meinung ist eine alte eingeräumte Thatsache, man kann nirgends freier denken, freier sprechen als in Berlin, allein ihr Uebergang in Schrift und Druck ist noch — um mich zart auszudrücken — jungfräulich schüchtern. Inzwischen fühlt man das Bedürfniß, die öffentliche Willensmeinung in religiösen Dingen zu hören, und man würde Recht haben, wenn man auf die Entwickelung derselben baute und rechnete. Der verworrenen Hartköpfigkeit einiger katholischen Priester und der kecken Schmähsucht einiger baierschen Blätter gegenüber fühlt man jedenfalls die Nöthigung öffentlicher Entgegnung. Vor allen Dingen sucht man dem halboffiziellen Organ eine reflectirende Feder zuzuwenden, um dem Bewußtsein, von welchem die Maximen des Gouvernements in neuester Zeit ausgingen, Sprache zu leihen und den protestantisch modernen Staat gegen ultramontane Umtriebe zu vertreten. Ob der Theolog Rheinwald, der zur Redaction der Staatszeitung berufen wurde, für Handhabung dieser Interessen geeignet war, läßt sich bei der kurzen Dauer seiner Regie eher läugnen als behaupten. Ranke hatte gleich Anfangs das Interesse seiner Studien mit der Führung der Tagesdebatte für unvereinbar erklärt, so sehr auch der Mann seiner ganzen Richtung nach berufen schien, die historische Richtung des Staates im Ganzen und Großen zu erklären und mit dem Glanze seiner Darstellungskraft zu schirmen. Eben so wenig ist der Biograph Kant's, Professor Schubert, mit dem Entschluß nach Berlin gegangen, seine Professur zu Königsberg mit der Redaction der Zeitung zu vertauschen. Offenbar ist die Zeit da, wo man der Talente bedarf, weil man die Macht der öffentlichen Meinung ahnt. Aber umgekehrt scheint die Zeit noch nicht gekommen zu sein, wo die Talente frei und entschieden, sei's nun in der Position oder in der Opposition, der Gegenwart und dem augenblicklich und immerfort drängenden Bedürfniß der lebendigen Menschheit sich widmen. Während dessen dauert in der Leitung der Staatszeitung das redactionelle Provisorium des Schuldirectors Arnold fort, und in Vertretung der Redaction nennt sich Herr Wenzel, dessen Feder die ausgezeichnet gearbeiteten englischen Artikel im Blatte liefert. Als tägliches Organ der gouvernementalen Willensmeinung hat dies politische Blatt doch immer zwischen vier- bis fünftausend Exemplare Absatz, und wenn man anfängt, die Macht der Meinung in der Gesellschaft anzuschlagen, so wird es begreiflich, daß man es für wichtig hält, den protestantischen Staat, dessen Bevölkerung doch zum Drittheil katholisch ist, im Raisonnement vertreten, in seinen Maximen fest und mit Kraft erklärt zu sehen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Museum. Theater, Poesie und Kritik in Deutschland.]

Soicherweise ist es mit unserm Museum dahin gekommen, wo es steht. Jetzt ist man — wie gesagt — so weit, daß man selbst denen, die in humanerer Weise und geschmackvollere Form den Höhepunct des Museums zu bezeichnen bemüht sind, die Absicht erschwert. Vor einigen Jahren doctrte ein recht tüchtiger und verständiger Schullehrer den Thierkreis an der Tafel und mit der Kreide in der Hand, in diesem Winter dagegen sprach Dr. Auerbach mit lebendiger Theilnahme über gesellschaftliche Interessen, nicht über die gesellschaftlichen Interessen, wie sie jetzt Regel sind, sondern über die gesellschaftlichen Interessen im engeren Sinn, über die Gesellschaft in der Gesellschaft, und beide Vorträge: der Thierkreis, wie die Gesellschaft wurden von der Versammlung verworfen. Ich habe den letzteren jetzt im Druck gelesen, und muß gestehen, daß es mich Wunder nimmt, wie er solches Schicksal erleiden konnte. Er ist nicht nur zeitgemäß, sondern auch innig und gemüthlich und vor allen Dingen licht. Vielleicht fehlt ihm nur der Schatten der Satyre, die die große Menge in einer Zeit der Negation und des Kampfes leichter mit den Interessen der Gegenwart und Zukunft vermittelt. Mit einem Worte nun: der Messias unseres Museums muß noch kommen. Bis dahin muß man die Allemannischen Gedichte von Hebel und die Arien und Variationen in Geduld ertragen.

Wenn ich Ihnen so ausführlich von dem Museum schrieb, so müssen Sie wissen, daß dasselbe eine bedeutende Stellung in der hiesigen Gesellschaft und Literatur einnimmt. Wenn es jene in dem Grade beschäftigt, daß man an Museumstagen selbst mit Bällen und Soupers Rücksicht nimmt und hinsichts Gastkarten keineswegs freigebig sein darf, will man den Raum nicht unverhältnißmäßig beschränken, so soll es diese repräsentiren. Schade, daß letzteres nicht umgekehrt ist, um so mehr Schade, als nach Frankfurt seit einiger

Digitized by Google

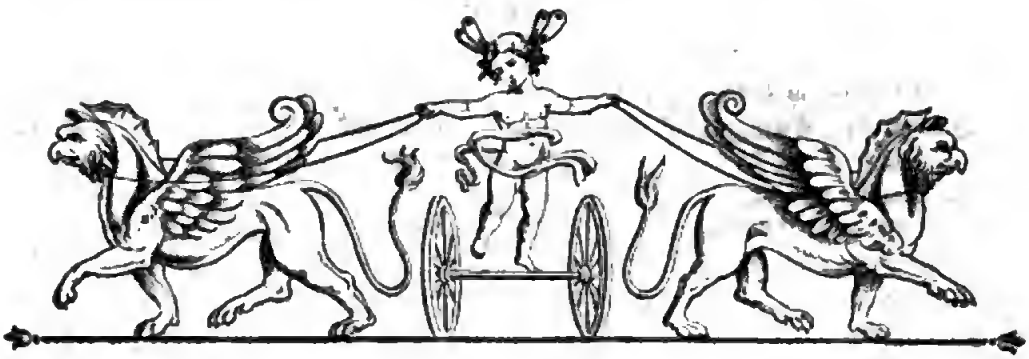
Zeit viele literarische Persönlichkeiten überstehen, die allerdings im Museum einen Wirkungskreis finden könnten, eine Vermittelung mit dem Publicum.

Eine solche Vermittelung möchte man der jungen Literatur auch hinsichts der Bühne wünschen, der einzigen Anstalt in Deutschland, wo das freie lebendige Wort sich bis auf die Censur über die Interessen des Jahrhunderts verbreiten kann, der einzigen Anstalt, die im Volke fußt und da den Dichter diesem unmittelbar gegenüberstellt. Indeß ist diese Unmittelbarkeit eine um so schwierigere Aufgabe; man muß hier seiner Sache gewiß sein, und nicht nur der Dichter muß solches, sondern auch der Schauspieler, soll er sich mit Eifer der Dichtung hingeben. Da behauptet man nun im Allgemeinen, die Schauspieler seien theilnahmlos für die Literatur und die Kritik müsse diese Theilnahmlosigkeit wegschaffen und die Schauspieler Respect lehren. Weit entfernt von der Ansicht, daß der deutschen Bühne noch jener reelle Fond der Kunst zum Grunde liege, der die frühere vagabundirende auszeichnete, sondern vielmehr überzeugt, daß die lebenslänglichen Engagements und Pensionen dem Enthusiasmus keinen Vorschub geleistet haben, halte ich doch dafür, daß die Kritik hier am wenigsten wirksam sein kann. Zugegeben selbst, daß die Majorität der heutigen Schauspieler sehr erdgeboren und roh ist und sich keineswegs zu Motiven erheben kann, die über die Unmittelbarkeit der Bühne hinausliegen, so wäre es doch wohl an der Poesie, ihre göttliche Mission zu bekunden. Fällt die Dichtung den Schauspielern aufs Herz, was gilt's, man wird sich nicht gegen die Aufführung sträuben. In diesem Sinne schuf Lessing aus sehr ungebildeten Leuten große Schauspieler, und verlangt die Literatur, die Schauspieler sollen aus ihr große Dichter machen, so gesteht sie nur ihre Schwäche ein. Genug, der Dichter muß den Schauspieler überwältigen und bestimmen, die moralische Gewalt muß den Ausschlag geben, nicht die psychische der Kritik. Vortrefflich und in ganz humaner, vorurtheilsloser Weise hat sich in dieser Hinsicht Wienbarg in seinem „zur Literatur" ausgesprochen. „Wenn nur der rechte Spielmann käme." Dieser „rechte Spielmann" wird aber auch der Form bedürfen. Man hat behauptet, die Directionen wiesen meistentheils Productionen, die die gewöhnliche Leere und Nüchternheit des heutigen dramatischen pêle-mêle durch Geist, Gedanken und innere Wahrheit ersetzten, zurück, und diese Behauptung ist allerdings nicht ohne Grund; aber die Voraussetzung, daß diese Zurückweisung nur deshalb geschehe, weil hier Geist, Gedanken und innere Wahrheit statt des gewöhnlichen Bühneneffects anzutreffen seien, liegt wohl nur in der Einbildung der Verfasser. Die Form ist die nächste Bedingung der Darstellung. Ist die Dichtung so ausgeweitet, daß diese Form über die Coulissen hinausreicht, so wird die Bühne nur zum Prokrustesbett des Dichters, und was bei der Lecture zu Thränen rührte, erscheint in der Darstellung nicht selten lächerlich. Ich verweise hier auf Heine's einzigen dramatischen Versuch, von dem er selbst erzählt hat, derselbe sei ausgepfiffen worden. So viel ich weiß, ist er nicht ausgepfiffen, aber er ist ausgelacht worden. Und Schauspieler, die in diesem Stücke, das unter Klingemann's Leitung auf der braunschweiger Nationalbühne dargestellt wurde, beschäftigt gewesen waren, versicherten mich, daß auf der Leseprobe alle Darsteller dergestalt von der Dichtung angeregt worden seien, daß man vor Rührung nicht habe lesen können. Wenn das wahr ist, woran lag denn jener so verschiedenartige Erfolg der Aufführung? Vielleicht wird man der Meinung sein, er habe an der Darstellung gelegen, die Schauspieler seien nicht befähigt gewesen, die Dichtung, die in ihrer Unmittelbarkeit so schlagend wirkte, mit dem Publicum zu vermitteln, sie hätten sich als Hinderniß der unverfälschten Wirkung zwischen Dichter und Publicum gestellt. Zugegeben selbst, daß dem so war, so bin ich doch überzeugt, daß auch diese Ursache an dem Dichter lag. Der dramatische Dichter soll nämlich bedenken, daß die Bühne die Welt bedeutet, d. h. mit anderen Worten die Wirklichkeit. Somit soll er überall dafür sorgen, daß seine Phantasie von Menschenhänden zu erreichen sei und zu verwirklichen. Spielt sie in unbekannte Räume hinüber, in die ihr der Geist höchstens folgen kann, so wird man auch von dem größten dramatischen Künstler gelten lassen müssen: das Fleisch sei schwach und zwischen der Conception und Reproduction stehe eben nur der Mensch, der sinnliche Mensch. Wenn Gott selbst eine sinnliche Welt schaffen mußte, so soll der dramatische Dichter nicht weiter streben, er soll sich überall innerhalb der Grenzen dieser sinnlichen Welt halten. Geist und Gedanken entschädigen auf der Bühne nicht wegen Fleisch und Blut und Charakter. Hört man die Schauspieler reden, so sehnen sie sich fortwährend nach diesen Requisiten der dramatischen Kunst, sie empfinden die Leere der heutigen Intriguenstücke sehr wohl. Was kann ihnen die Spannung und der Bühneneffect auch nützen? Hat man das Neue von dem Stücke abgesehen, so hat man auch das Neue von dem Schauspieler abgesehen. „Ich habe das Stück schon gesehen" ist der ewige Refrain des Publicums. Sonst sah man einen großen Darsteller in Lessing'schen, ja selbst in Iffland'schen und Kotzebue'schen Dramen unzähligemal, es war ihm Gelegenheit gegeben, stets Neues und Besseres zu entwickeln, der Dichter hatte keine Intrigue gegeben, in der sich Marionetten bewegten, sondern Charaktere, die die Intrigue herbeiführten. Wenn unsere heutigen Stücke so wenig große Schauspieler schaffen, wie sie denen, welche vorhanden sind, Gelegenheit geben, sich als solche zu zeigen, sollten dann die Schauspieler nicht nach anderen begierig sein, sollten sie die, welche die Lücke ergänzten, abweisen? Kurz, ich meine, die Poesie muß sich selbst helfen, jedes Vorwort, jede Einleitung, jede Kritik bezeugt nur ihre Mangelhaftigkeit, und das Publicum lacht zu solchem Eingeständniß der Schwäche und spottet über solche Eitelkeit. Wenn ich zu diesem Raisonnement durch eine frühere Correspondenz aus Frankfurt, die in ihren Thatsachen durch eine spätere Mittheilung berichtigt wurde, veranlaßt worden bin, so soll damit nur die Stagnation der dramatischen Poesie angedeutet sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 80. — den 25. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwölf Tage in Berlin.

(Fortsetzung.)

Obwohl ich nun den Stand der Oeffentlichkeit in sothanem Provisorium, das Papier der Staatszeitung noch immer so bläulich, die Lumpen der Voß'schen und der Spener'schen Tagesblätter noch immer so gräulich wie früher fand, so wollte man doch stark wissen, daß selbst diese beiden Schwämme der Politik sich als Organe der öffentlichen Willensmeinung zu gestalten riesenhafte Versuche machten. Was inzwischen nicht so gefährlich wae, einige Ausbeüche gegen baierſche Peiester ausgenommen. Die berliner Komik nahm Gelegenheit, sich hieeübee zu ergießen. Es war in einem declamatorischen Moegeneoneert, zu dem fast die gesammte Bühnenkraft beider Theatee, besonders aber die Phalanx der Komiker, ins Treffen rückte, um für einen wohlthätigen Zweck, ich glaube zum Besten alter Kriegee aus den Befeeiungszeiten, zu kämpfen. Im Grunde war es eine Wiederholung derselben deelamatorisch-musikalischen Matinée, welche zum Besten der Witwe des verstoebenen Albini veeaustaltet war. Bei solchen Veranlassungen äußert sich dee Eifer der Berliner auf das anerkennungsweetheste; man wae nach Abzug der Kosten im Stande, der Familie des Dichters die Summe von 900 Thalern zu übeereichen. Dieselben Bühnenkräfte teaten gleich darauf noch einmal zusammen, der Bogen war noch gespannt und man deückte noch einmal ab behufs eines andern guten Zwecks. Dies war die Morgenunterhaltung im Schauspielhaussaale, von der ich Rede stehe. Man hatte in der That die Elite der berlinee Bühnentalente beisammen, nue die beuelaubten Damen Hagn und Faßmann wurden vermißt, und Mime Rott war unpäßlich. Leistungen dieser Art, mit welchen der Künstler ohne Maske, ohne mimische Unterstützung und dem gesteigerten Effeet dee Coulissenbeleuchtung entzogen, mehr als Mensch sich dem Publieum gibt, haben das besondere Interesse, daß man hier den Persönlichkeiten, die in Deutschland fast die einzige Oeffentlichkeit bilden, ganz bestimmt auf den Zahn fühlen, und ihnen den Grad ihree Bildung als Individuen abmerken kann, wie auch bekanntlich der Opernsänger im eoneertirenden Voetrage an den Tag legt, was er als bloßes Gesangstalent zu leisten im Stande. Ich unterdrücke jedoch meine verspätigte Einzelkritik, und gebe blos folgenden Bemerkungen Raum. Ich sagte, man habe auf die Komik zu achten, um den Chaeakter dee localen Atmosphäre zu verstehen; die Komik ist das Schlingkraut, das sich an der Stimmung des Augenblicks aufrankt, während man die ernste Pappel an der Heerstraße kappt. Gern und Beckmann, die Zöglinge des Jokus, die Sonntagskinder der berliner Laune, die Lieblinge von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Spree, traten als Zeitungsleser, mithin als Publieum vor das Publicum, ich glaube, sie nannten sich Zauder und Hauder, der Eine mit der Voß'schen, der Andere mit der Spener'schen in der Hand. Dies komische Duo wae auf dem Zettel als „ruhiger Scherz"

Digitized by Google

angekündigt, und dies beruhigte mich schon im Voraus. Beckmann sagte: „Zu welcher Seite gehörst Du denn eigentlich?“ „Zur rechten,“ sagte Zauder. „Da bist Du weit links!“ rief der Gegenpart, — und ein gerechtes Staunen wälzte sich über die Versammlung hin. Um das legitime Gegengewicht wieder aufrecht zu halten, hätte Gern erwiedern können: „Wenn ich auf der rechten bin, bin ich wenigstens nicht link'sch!“ — Sonst war Gern äußerst komisch in seinem Mienenspiel, und im Tone seiner Rede hat er etwas vom Wiehern des Pferdes, wie denn die Komik jedesmal irgend eine animalische Sympathie im Menschen festhält oder aufdeckt. Beckmann's Phlegma hält eine andere Nüance fest, die sich in dem plötzlichen Ausbruche verrieth: „Aber da steh' ich ja wie Schaaff vor Gans!“ Dies bezog sich auf den Streit der historischen und speculativen Schule. Die Savigny'sche Partei, zu stolz, um mit ihrem Haupt ins Treffen zu rücken, hatte den Studiosen Schaaff ihre Gründe gegen Professor Gans in einer Brochüre entwickeln lassen, und wie Beckmann mit diesem Einfalle herausbrach, suchten hundert Augen im Saale nach den betheiligten Personen. Dieser Einfall gehörte zu denen, die man schlechte Witze nennt, allein er gehört auch zur Geschichte der berliner Oeffentlichkeit. Wie weit diese gediehen, beweist auch Louis Drucker mit seinen Annoncen. Er hatte erklärt, bei dem Streite der halleschen Professoren auf keine Weise compromittirt zu sein; eben so hatte er den zwiespältigen Gelehrtenschulen die Entscheidung überlassen, ob seine Primadonna, Achmalia Rindfleisch, im wirklichen Besitz einer Stimme, und ob demnach diese Stimme ein Recht oder ein Factum sei. Es ist ein merkwürdiges Factum, daß die Harlekinade im Besitz der Oeffentlichkeit ist; daß sie das Recht dazu hat, bezweifelt Niemand, die Oeffentlichkeit des ganzen gesammten Lebens ist ein Recht, wenn auch kein Factum. Gern und Beckmann trieben ihren „ruhigen Scherz“ wohl eine Viertelstunde lang. Beckmann's Komik wirkt durch das stupende Phlegma, das er unerschütterlich festhält. Dabei ist sein Gehirn in immerwährend kreisender Bewegung, er hat im Augenblick tausend gute Einfälle, die schlechten ungerechnet. Dagegen fand ich seine Stimme reducirt, nicht mehr so lustig frisch wie sonst, etwas ersäuft von Wein oder sonstiger Flüssigkeit, wie das dem Scherz und dem Ernst wohl begegnen kann. Er wirkt durch die Naivetät seiner Mimik und durch die witzige Benutzung der Tagesereignisse, deren Chronik er auf der Bühne liefert. Feinere, charakterisirende Komik ist bei ihm so wenig als bei Gern zu suchen, sie geben keine komischen Charaktere, sondern sind komische Charaktere, aus dem Typus der Zeitstimmung hervorgewachsen. Inzwischen ist auch Gern productiv in Einfällen. Nachdem sich die beiden Zeitungsleser im berliner Jargon über die Ereignisse der Weltgeschichte unserer Tage, über Belgien und Spanien, Baiern und Aegypten gegenseitig nach Maßgabe der Spener'schen und der Voß'schen zum Bewußtsein verholfen, ergreift sie das Gelüst, sich auch über heimische Zustände klar zu sprechen. Sie suchen in ihren Exemplaren nach dem Artikel „Inland“, suchen und finden ihn nicht. „Ja,“ sagt Gern, „siehst Du, ehrlicher Hauder, so eine Zeitung ist wie ein Mensch, Selbsterkenntniß ist eine seltene Perle, die schweiste Tugend, über alles und jedes weiß man mehr als über sich selbst.“ — In dem lauten Jubel, der diese Worte begleitete, mischten sich auch einige verlegene Blicke; es waren selbsterkennende.

Sprechen wir von Staatsgeschäften! sagt Hamlet, als ihm Rosenkranz und Güldenstern Langeweile machen. Ich für meinen Theil bleibe bei Gern, dem Liebling der Grazien, dem Organ der Oeffentlichkeit. Es kann dem gewandten Komiker nicht fehlen, in einer geistig aufgeregten Hauptstadt immerfort neue Stoffe zu finden, neue Blumen des Humors zu pflücken, und wären es Gänseblumen, da die Disteln brennen. Oft bricht er sie rasch vom Zaune, und so übergab er einen Chevalier de Ferrer gleich auf frischer That dem Gelächter des Publicums. Dieser Gesangskünstler hatte sich in den Zeitungen marktschreierisch ausposaunt, und der unglückliche Ritter einer untergegangenen Stimme erlebte vor dem satyrischen Berlin einen verhängnißvollen Theaterabend. Alles war auf ihn gespannt, selbst die Staatszeitung hatte auf den italienischen Ritter aufmerksam gemacht; nur eine glänzende Leistung hätte ihn retten können, allein der Besitz seiner Stimme war weder ein Factum noch ein Recht, und die Satyre brach erbarmungslos über ihn herein. Noch an demselben Abend gab Gern die Parodie des Armen. Im „Spiegel des Tausendschön“ benutzte er den Moment, trat mit der blauen Brille, mit dem Taschentuche in der Hand, ganz mit den Manieren des Chevaliers vor und travestirte den Gesang und die Person des Mannes unter dem Jubel der Menge. Abermals eine Scene aus dem öffentlichen Leben, und mich dünkt, sie charakterisirt sehr bestimmt die scharfe Lauge der berliner Volksstimmung.

Noch weit specifischere Localpflanzen als Gern und Beckmann sind jedoch zwei andere Komiker der königlichen Bühne, ich meine die Herren Schneider und Räth-

Digitized by Google

ling, beide von weit geringerer Herrschaft über die Menge, aber recht eigentlich zu Berlin gehörig, und als lebendige Typen der Localität bemerkenswerth. In Beckmann ist die schlesische Vegetation erkennbar geblieben, obschon auf seinem gemüthseligen Phlegma der berliner Esprit so emsig wuchert; diese beiden lustigen Personen des Stücks, Rüthling und Schneider, sind aber ohne Zweifel mit Haut und Haaren und mit allen ihren Ahnen echte Stadtkinder. Rüthling's Komik ist der spitzgeschliffene, listig zugespitzte Jargon der Residenz. Schneider, nur in einigen Bedientenrollen glücklich, am wenigsten aber in den von ihm selbst geschriebenen, lockern Stücken, in denen er sich übertrieben breit macht, gibt doch auf den Brettern den sichersten Typus des berliner Gamin. Und dieser Typus des Localgeistes hat sich auch auf feinere Weise in einer interessanten kleinen Weiblichkeit auf der Bühne zum Ausspruch gebracht. Ich meine Clara Stich. Das keck zugespitzte Lippenspiel, der schelmische Auf- und Niederschlag der Wimpern, der listig naive Blick, der um alles weiß und um nichts wissen will, die ganze verschmitzte Dreistigkeit, in der sie ihre Rollen hält, ist echt berlinisch.

Soll ich noch immer von der Oeffentlichkeit im Leben der preußischen Hauptstadt reden, so muß ich schon beim Theater stehen bleiben. Hier ist für die Masse Tribune und Volksversammlung, hier sind die Personen selbst bis auf ihre kleinsten Intriguen und Miseren öffentlich, hier gilt sogar eine Jury, d. h. die Menge äußert hier frei ihr ästhetisches, und selbst ihr moralisches Gutachten. Und die meisten Oeffentlichkeiten und Offenheiten gibt das Ballet zum Besten. „Don Quixote" war an der Tagesordnung, und es gehört nicht zu den schlechtesten Balletgedanken, die verwitterte Gestalt des famosen Ritters, die Gern vortrefflich abgibt, unter die Gruppen der reizenden Nymphen und Bajaderen zu stellen. Das Ballet gehört zur Harlekinade, und diese füllt das Proscenium auf der Bühne des öffentlichen Lebens; der Ernst, der sich hinter die Coulissen verkriecht, kommt mit seiner bleichen Miene des Nachdenkens nicht auf, hat keine öffentliche Sprache und wird hypochondrisch. Ich habe in Berlin nur Ballet, coquette Oper und Posse gesehen, und mich dabei sehr wohl befunden. Man kann überall seinen Schöpfer loben, ihn nach der Ansicht eines Philosophen selbst an einem Strohhalme bewundern, warum nicht auch an der Aragonnaise der Galster oder den Pirouetten der kleinen blonden Henriette Schulz, der lieblichsten Colombine, die je ihre Füße über die Bretter schwang! All' dieser kleine frivole Mummenschanz ist unschuldig, so lange sich nur der Ernst des Lebens nicht geknebelt fühlt. In den Späßen und Scherzen, die ein Zeitalter treibt, liegen oft seine Verbrechen; seine Sünden, wenn es wirklich sündhaft ist, liegen jedesmal tiefer.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Auerbach's Lustspiel, Mozart's Zaide, deutsche Injurienklagen.]

Was das in jener Correspondenz berührte Lustspiel Auerbach's: „der Ultimo" betrifft, so gehört es keineswegs zu denen, die wegen ihrer Mittelmäßigkeit zurückgewiesen werden könnten, eben so wenig leidet es an Mangel der Form. Es ist vielmehr bei aller modernen Richtung „bühnengerecht," aber es entbehrt — wenn ich mich so ausdrücken darf — des allgemeinen Verständnisses, hier bilden Beziehungen den Mittelpunct, die dem Publicum nicht nahe liegen, die menschlichen Schwächen und Thorheiten werden hier unter Gesichtspuncte gebracht, die, um allseitig begriffen zu werden, vielleicht eines Commentars bedürften. Nichtsdestoweniger hätte Herr Dr. Auerbach die Pièce nicht zurücknehmen sollen, schon aus dem Grunde nicht, weil man sich nicht mit ungetrübtem Eifer an eine zweite Arbeit begibt, ist man wegen des Erfolgs der ersten im Zweifel. Und der Verfasser ist — so viel ich ihn kenne — ein Mann von Gesinnung und lauterem Enthusiasmus für die Literatur. Weshalb zaudert er, das Seinige dazu beizutragen, ihr aus der fortwährenden Krisis zu helfen? Productionen nur können sie feststellen, aber Productionen im Schreibepulte entscheiden nichts. In dieser Hinsicht wär' es ersprießlich, wenn man sich wegen der Aufführung einer Tragödie: Saul, die einen bekannten geistreichen Schriftsteller zum Verfasser hat, verständigte. Die Direction — an deren Spitze Maiß steht, der durch seinen Bürgercapitain locale Beziehungen über ihre Unmittelbarkeit hinaus trug und selbst den weltberühmten Frankfurter Bürger Goethe zu einer höchst beifälligen Anerkennung veranlaßte — ist nicht nur nicht abgeneigt, das Stück zur Aufführung zu bringen, sondern Maiß interessirt sich auch vom literarischen Standpuncte aus für dasselbe. Warum es sich handelt, sind vielleicht nur einige Abänderungen und eine Besprechung des Dichters mit unseren Schauspielern, wenn — die Censur nichts einzuwenden hat, denn Saul veranschaulicht ein großes Moment der Gegenwart: den Kampf der Hierarchie und des Königthums.

Sie haben wahrscheinlich von einem hinterlassenen Opernmanuscripte Mozart's vernommen. Die André'sche Musikalienhandlung erstand dasselbe, und eine Vergleichung der vollständigen Partitur mit der Entführung aus dem Serail ergibt innige Beziehungen jener Oper zu dieser. Sie heißt Zaide und ist gewissermaßen als ein Quartiermacher der Entführung anzusehen. Beide Opern sollen im Sujet, wie in ihrer musikalischen Einrichtung auffallende Parallelen bieten. Wahrscheinlich ist die Zaide zu Ende der 1770er Jahre geschrieben und aus dem Zusammenhang des zum

Digitized by Google

Theil melodramatisch behandelten Textes soll sich entnehmen lassen, daß nur noch ein kurzer Schlußsatz, vielleicht eine Art Vaudeville, erforderlich gewesen sei. Dieser Schlußsatz und die Ouverture, die Mozart gewöhnlich zuletzt schrieb, fehlen aber und sind von dem Verleger, der als Tonsetzer nicht unbekannt ist, ergänzt worden. Eben so fehlt der Dialog des Textes, bis auf einige Fragmente. Vielleicht sagte dem Componisten derselbe nicht zu, eine Vermuthung, die sich zum Theil aus dem sehr mangelhaften Gesangtexte rechtfertigen läßt, und wurde durch jenen der ihm inzwischen bekannt gewordenen Entführung aus dem Serail*) ersetzt, welche durch ihren eigentlichen Titel: „Belmonte und Constanze" noch einen besonderen Reiz in Mozart's Augen haben mochte. Wenn der Verleger diese Ansicht ausspricht, so übertrug er Herrn Carl Gollmick, dem Verfasser einer musikalischen Terminologie, die von dem Publicum sehr beifällig aufgenommen wurde, und einem technisch durchgebildeten Musiker, die Ausarbeitung eines neuen Dialogs, der zu dem Gesangstexte nicht nur passe, sondern auch den Zusammenhang in jeder Hinsicht wieder herstelle. Diese Arbeit ist Herrn Gollmick überaus gut gelungen (man darf hier natürlich nur einen relativen Maßstab anlegen) und derselbe hat somit das Verdienst, einer Oper des größten deutschen Tonsetzers, die ohne diese geschickte Manipulation von der Bühne ausgeschlossen gewesen sein würde, die Bahn zum Repertoire gebrochen zu haben. Wenn Gollmick die mangelhaften Fragmente des Dialogs beibehielt**), so entschuldigt er solches mit der Ehrfurcht vor einer Reliquie, die einer Composition Mozart's zum Grunde lag.

Eine Brochure des Buchhändlers Hoff in Mannheim: Gutzkowgraphie, ein Ragout aus Animosität und Persönlichkeiten, ist hier sehr spurlos vorübergegangen. Sie wurde gelesen und aus dem richtigen Gesichtspunkte gewürdigt. Wenn wir einmal eine Censur haben sollen, so kann man mit Recht fragen: weshalb sie hier nicht einschreite? Ihres Amtes ist es doch, öffentliche Aergernisse zu verhüten, und die Behauptung: die Censur vertrete den Inhalt nur gegen den Staat in seiner Gesammtheit und nicht in den einzelnen Theilen, sie sei also nur der Politik und der Gesellschaft im weiteren Sinne wegen eingesetzt, möchte nicht leicht zu vertreten sein. Soll die Censur nicht in offenbarer Blöße erscheinen, so muß sie von moralischen Voraussetzungen ausgehen. Und am Ende wird ja auch die Gesammtheit durch solche Invectiven verletzt. Was die Polizei nicht auf der Straße duldet, soll das die Censur in der Presse durch das Imprimatur gutheißen, zumal da wir keine rasche und fertige Justiz haben, keine Justiz, die nach moralischer Ueberzeugung entscheidet? Die juristische Entscheidung aber hilft in Injuriensachen, die das heiligste Recht verletzen, wenig, oft gar nicht. Gesetzt, ich erkläre einen, der in dem Zuchthause gesessen hat, für einen Schurken, so kann es sehr wohl geschehen, daß mir die Einrede der Wahrheit nicht hilft, da es mir nicht gewährt ist, auch den Schuldigen öffentlich mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Der Schurke, den man einem Dieb an den Hals wirft, wird als Injurie behandelt. Nennt mich nun zufällig derselbe Dieb gleichfalls einen Schurken, so werde ich zweifelsohne klagend abgewiesen werden, denn die Logik der Jurisprudenz hat die Compensation des Civilrechts auf die Ehre angewendet. Dann heißt das Retorsion, und der Schurke des Diebes geht gegen den Schurken des ehrlichen Mannes auf. Wenn diese Anführung überhaupt nicht auf den vorliegenden Streit paßt, so beweist sie doch die Mangelhaftigkeit unserer Justiz in Ehrensachen, und wenn wir eine so mangelhafte Justiz haben, so sollte die Censur doch verhindern, daß sie so selten als möglich angewendet würde. Wie die obige Sache vorliegt, so hat Gutzkow in der Hauptsache recht, d. h. wenn auch nicht juristisch, doch moralisch. Er hat die Literatur zunächst gegen eine injuriöse Herabsetzung im Preise vertreten, und zwar in einem Tone, der den Ton der Entgegnung des Buchhändlers Hoff im Intelligenzblatte der Eleganten keineswegs veranlassen konnte. Besser hätte nun Gutzkow gethan, den Ton der ersten Auseinandersetzung in der Replik beizubehalten, am besten, gar nicht zu antworten. Die Persönlichkeiten seines Gegners konnten der guten Sache nicht schaden und ihm noch weniger. Wenn er aber hitzig wurde, seiner guten Absicht also begegnet und eine allgemeine Frage in den Kehricht der Persönlichkeit gezogen zu sehen, so war auch das zu entschuldigen bis — auf den Ausfall gegen den Redacteur der Eleganten, hinsichts dessen es ihm wohl klar sein mußte, daß die Debatte in dem Intelligenzblatte seine Verantwortlichkeit nichts angehe. Die Sache selbst betreffend, die den Streit erregt, so ist es allerdings edel, die Literatur gegen die Rachsucht eines Buchhändlers zu vertreten. Hier handelte es sich nicht um Herrn Hoff, noch um Herrn Jerrmann, hier handelte es sich um die Frage: darf ein Buchhändler eine Schrift nicht nur unter dem Preis, sondern auch offenbar in der böswilligen Absicht feil bieten, durch die Herabsetzung der schriftstellerischen Ehre zu schaden? (D. B. f.)

*) Die Entführung wurde nämlich ursprünglich von Bretzner für den Vater des Verlegers, den Tonsetzer und Musikdirector des deutschen Theaters in Berlin André, gedichtet. Der letztere setzte auch den Text in Musik, und die Oper wurde in dieser Gestalt mehrere Male in Berlin gegeben. Später erst machte sich Mozart an eine zweite Composition, zu welchem Ende er von Stephani den ursprünglichen Text abändern ließ.

**) Sie sind mit Cursivschrift gedruckt.

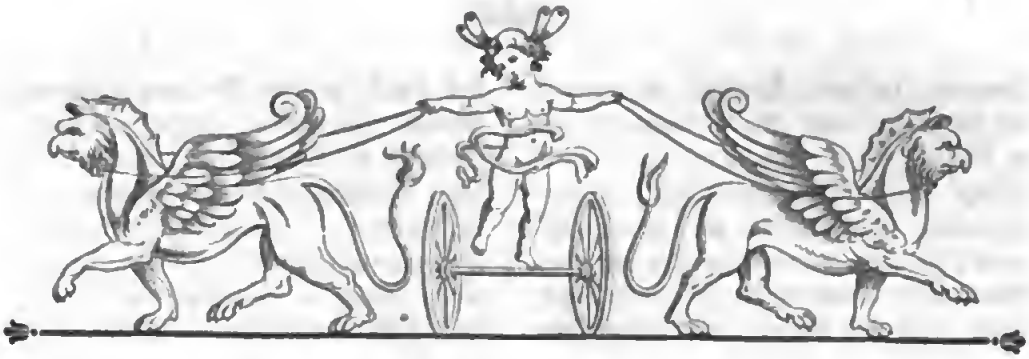
Notiz.

[Bulwer's Frau.]

Bulwer's Gattin, jetzt Lady Bulwer, da der Romandichter Edward Lytton Bulwer der erste von den Baronets ist, welche die Königin Victoria kreirt hat, hat einen Roman geschrieben, in welchem eine satyrische Polemik gegen ihren Gatten enthalten sein soll. Sie lebt von ihm seit längerer Zeit getrennt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 81. — den 26. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwölf Tage in Berlin.

(Beschluß.)

Ueber den Zustand des Schauspiels in Berlin hab' ich kein Bewußtseln, ich weiß nur, daß so lange Seydelmann dort ist, der Sinn für das Großartigste seine feste Stütze behauptet. Man sprach noch viel über seinen Ludwig XI., in den nächsten Tagen wollte er zum Besten des Lessingsfonds den Nathan lesen. Die Combinationen dieses scharfsinnigen Kopfes sind recht eigentlich im Stande, den Ernst der kritiklustigen Residenz fortwährend zu beschäftigen und in Spannung zu erhalten. Daß er die deutsche dramatische Poesie nicht in Flor findet, ist nicht seine Schuld, und daß diese nicht blüht, ist — zum Theil ihr eigenes Verschulden. Es war nur zufällig, daß ich den Meister jetzt blos in geringern Partien sah, unter andern in der „schelmischen Gräfin" von Immermann. In diesem Stücke erregte Mad. Crelinger mein höchstes Erstaunen. Die gefeierte Künstlerin gab die Gräfin so ohne alle gesellschaftliche Tournure, zeigte sich so ganz hors de la loi, so ganz aller Feinheit, aller Würde vornehmer Haltung enthoben, daß ich Mühe hatte, mich an den Ruhm der Darstellerin zu erinnern. Diesen Ruhm hat sie freilich im tragischen Fache, wo der Kothurn sie hebt, wo Leidenschaft sie begeistigt; und es ist sehr selten, daß eine deutsche Schauspielerin auch eine Dame ist. Will man den graziösen Zauber einer modernen weiblichen Salongestalt von der Bühne herab auf sich wirken lassen, so muß man Sophie Löwe als Prinzessin in Johann von Paris sehen. Nach der Caroline Bauer in Dresden kenn' ich keine deutsche Schauspielerin, die in so feiner Vollendung die Dame des Salons zur Erscheinung bringt. Man sage nicht, es sei zufällig, wenn irgend ein Element auf der Bühne fortgesetzt schwach ist, es liegt irgendwie an der Gesellschaftswelt, wie sich die Talente fügen und gestalten. Berlin steht in dem Rufe äußerster Feinheit und vornehmen Airs. Mit Unrecht, Berlin hat weit mehr Witz und Geist als jene gesellschaftliche Grazie, die sich wohlthätig für eigene und fremde Naturen abrundet, es gehört ein Anflug südlicher Lebensluft dazu, um die echte Vornehmheit, die immer zugleich aisance und Bequemlichkeit ist, ganz glücklich herauszubilden. An Berlin hat man das Abweisende fälschlich für vornehm gehalten. Die echte Vornehmheit ist aber hingebend, ohne sich preis zu geben, sie ist human und eröffnet die Schranken der Gemüthswelt, ohne freigebig mit Gefühlen zu sein; abstract, verschlossen und arrogant ist die echte Vornehmheit nie. In den Sphären des Bürgerstandes und der mittlern Beamtenwelt Berlins findet man viel Sucht nach äußerem Scheln, und bei diesem Streben nach Eleganz kommt es nicht zum behaglichen Comfort. Architektonisch wohnt man sehr gut, oft sogar glänzend, aber der innere Ausbau des Familienlebens ist karg, oft ärmlich und dürftig; keine Behäbigkeit des Daseins, keine Lust am Wohlgefühl des Vegetirens, und hinter dem Bischen Schimmer guckt die blasse Armuth, die harte Entsagung durch, auf einen Tag Schlemmerei folgt eine Woche in Nöthen, und man

Digitized by Google

weiß tauſend Familien, in deren Kochtopf ein pauvres Stück Rindfleiſch durch die halbe Woche wandert, und wo der Tiſch es entgelten muß, daß man Abends gern einmal mit eleganter Toilette im Theater ſitzt. Kommt nun hier das eigentliche Wohlbehagen der Familienexiſtenz nicht recht auf, ſo iſt in den höhern Sphären Berlins das Geſellſchaftsleben wenig ausgebildet. Man gibt Geſellſchaften, wie man ſich auszudrücken pflegt, aber man lebt nicht in Geſellſchaft. Die Menſchen dort rücken ſich nicht nahe genug, um ein zuſammengehöriges Daſein abzugeben. Daß ſich hier und da um eine äußerlich oder innerlich bevorzugte Natur ein Cirkel von Anhängerſchaft bildet, bringt noch kein Geſellſchaftsleben zu Stande, zu welchem eine Gegenſeitigkeit Gleichberechtigter, ein Zuſammengehören verſchiedener Kräfte erforderlich iſt. Ohne dieſe Relativität, in der ſich eine Anzahl geiſtig bedeutender Menſchen getragen, gebunden und zugleich aufgeregt und geſteigert fühlt, iſt keine charakteriſtiſche Lebensatmoſphäre denkbar, die Menſchen bleiben ſich zu fern, man hat und will nur für ſich Geltung, und man muß dort von einer Inſel zur andern ſchwimmen, will man ſich den geiſtigen Reichthum des bevorzugten Lebens zu Genuß bringen. Es iſt dies nordiſche Eigenthümlichkeit; ſie fällt in Wien fort, wo freilich auch wieder der Muth des Einzelnen fehlt, ſich ſelbſt Schöpfer zu ſein, ſich ſelbſt ſeine nächſte Welt geiſtig und geſellſchaftlich zu geſtalten, und ſich an die vorhandene Summe des Daſeins nicht gefangen zu geben. Wird einmal in Berlin durch irgend einen Schwung in der Atmoſphäre ein lebhafteres, engeres Zuſammentreten der großen iſolirten Kräfte möglich, ſo wird Berlin einen der bedeutendſten europäiſchen Civiliſationspuncte abgeben, auf deſſen Meinungen und Stimmungen man ſo ſorgfältig lauſcht, wie jetzt auf Paris. Nichts ſpaßhafter, als wenn der Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, der Verf. der untergegangenen „diplomatiſchen Blätter," im hamburger unparteiiſchen Correſpondenten ſeinen Bericht beginnt: In den Salons von Berlin iſt man der Meinung —. Erſtlich meint man nichts in Berlin, d. h. eine öffentliche Meinung, eine allgemeine Stimmung, die als ſolche reif wäre, gibt es dort noch gar nicht, und zweitens kennt man in Berlin eben ſo wenig ein eigentliches Salonleben, an deſſen Graden man Barometerbeobachtungen anſtellten könnte.

Soll ich noch von Neuigkeiten reden? Man war noch ſehr erfüllt von der Dürftigkeit eines Dramas, das Rellſtab nach Bulwer's Eugen Aram fabricirt. Auch unterhielt man ſich von der Art und Weiſe, wie Rellſtab ſich in neueſter Zeit zum Sittenrichter Cato aufgeworfen. In einem gedrängten Concerte hatten einige Elegants die Damen nicht reſpectirt und ihnen den ſchuldigen Vorrang im Platznehmen verſagt. Auf die Rüge, die Rellſtab in der Voß'ſchen erließ, folgte eine bittere Verwahrung gegen die Strafpredigt des Leuſorinus; ob er die Kunſt zu beurtheilen habe, hieß es, ſei immer noch problematiſch, jedenfalls aber ſei er nicht dazu berufen, das Publicum zu kritiſiren. Inzwiſchen las man von ihm einen intereſſanten Bericht über die letzte Aufführung des Don Juan. — In der Königſtadt hörten wir eine neue Oper: „Emma von Falkenſtein", das Erſtlingswerk eines jungen deutſchen Componiſten, Namens Schäffer, der ſich an Spohr und Weber mit Hinwegläugnung des coquetten ausländiſchen Operngenres heranzubilden ſcheint. — Im königlichen Theater erwartet man im Laufe des Sommers Karl Blum's neue Oper: „Ginevra, oder die vier Wünſche", Text von Kaufmann, dem bekannten Shakſpeare-Ueberſetzer. Als Luſtſpieldichter hat ſich Karl Blum durch ſeine treffliche Bearbeitung des „lauten Geheimniſſes", nach Gozzi, ein neues Verdienſt erworben. Er hat die Calderon'ſche Abfaſſung des Stücks beſeitigt und ſich an den Italiener gehalten, und mit außerordentlichem Glück die dichteriſchen Reimſpiele im erſten Acte wiedergegeben; von nicht minderer Wirkung ſind die eigenen Scenen, welche Blum einlegte *).

In anderen Kreiſen erwartete man von Eduard Gans die Vorleſungen über die Geſchichte der letzten funfzig Jahre. Das Lebehoch, das die akademiſche Jugend dem geiſtvollen Redner beim Schluß des Winterhalbjahrs gebracht, tönte noch in der Converſation der Geſellſchaft nach. An ihm ſelbſt nahm man einige Verſtimmung wahr. In Wien werden die denkenden Köpfe leicht hypochondriſch und menſchenſcheu, in Berlin menſchenfeindlich und bis zur Unnatur ſarkaſtiſch. Im Ganzen bietet Deutſchland für die Mühſal, in die öffentliche Meinung einzugreifen, zu wenig Genugthuung. — Von Theodor Mundt ſteht ein dritter Band der Spaziergänge zu erwarten, der ſeine Wanderungen durch die Schweiz und Südfrankreich bringt. Er ſollte auch „Spaziergänge in Berlin" ſchreiben. Nicht leicht hat Jemand wie er den Beruf, das Leben der modernen deutſchen Hauptſtadt zur Darſtellung zu bringen, er hat für die dortigen Zuſtände eben ſo viel Haß als Liebe. Die Speculation ſeines Eſprit iſt ganz norddeutſch, ſeine

*) Theater von Karl Blum. Erſter Band: Das laute Geheimniß und der Ball zu Ellerbrunn. Berlin, Schleſinger.

Digitized by Google

Lebensanschauung erscheint als ein Product der niederdeutschen Atmosphäre, während sein Naturell eine üppige, südliche Vegetation verräth. Man kann nämlich sehr gut Esprit und Naturell an einem Autor unterscheiden. Mit der zweiten Seite hängt alles Unbewußte zusammen, mich dünkt auch der Styl des Autors, und Mundt's Styl ist nichts weniger als norddeutsch, er gefällt sich in einer vollsaftigen Vegetation. Will man in der jetzigen Literatur das Gegenstück finden, so hat man es in Wienbarg's Prosa und in seiner ganzen scharfgeschliffenen Persönlichkeit zu suchen, der man etwas südlichen Wiesenwuchs hinzuwünschen möchte. Im neuesten Heft des Freihafens (1839. 2.) hat Mundt die Persönlichkeiten Rotteck's und Welcker's geschildert. Wie fein und wie gemüthlich zu gleicher Zeit! Es gehört norddeutscher Esprit dazu, um fremde Naturen zu verstehen, aber um die leisesten Regungen des Seelenlebens mitzufühlen, dazu gehört eine Hingebung, die man entweder als ein weibliches oder als ein südliches Element des Geistes zu bezeichnen hat.

Auch in Bettina's Werkstatt sah es lebendig aus. Die Briefe des Kindes haben noch gar nicht aufgehört geschrieben zu werden, es können noch ganz neue Ergüsse der verzückten Phantasie mit altem Datum an der Stirn dem Publicum überreicht werden und man wird diese freien Dichtungen mit ungeschwächtem Dank als alte Briefschaften hinnehmen. So hat Bettina jetzt in ihren Papieren „Gebetr an Goethe" aufgefunden, die sie einst in den böhmischen Bergen, wie sie sagt, geschrieben. Auch in ihnen wogt und wallt derselbe Rausch der Empfindung, brennt und dürstet dieselbe Trunkenheit des vergötternden Gefühls. Auch Briefe der Frau Rath haben sich gefunden, die als Anhang einer neuen Ausgabe des Briefwechsels beigefügt werden. Eine Correspondenz mit der Günderode wird Bettina ebenfalls ediren. Zugleich ist Frau v. Arnim damit beschäftigt, die Briefe des Kindes Französisch zu geben, nachdem dieselben bereits zum Staunen der Welt Englisch erschienen sind. Ueber diese sprachlichen Leistungen ließe sich viel reden. Bettina hat nämlich dabei weniger den Zweck, jenen fremden Nationen das Verständniß ihrer Briefe einzuflößen, als vielmehr ganz terroristisch ihnen die Religion ihres Herzens aufzuzwingen, jenen Missionnairen ähnlich, die den Negern die christlichen Symbole mit Feuer und Schwert auf den Rücken einbrennen, statt ihnen behülflich zu sein, diese Heilmittel durch die Uebereinkunft in sprachlichem Austausch in Saft und Blut aufzunehmen.

Und diese wundersame Phantastik einer schwärmenden Bacchantin — mitten in dem kalten nordländischen Berlin! Freilich auch inselhaft, vom Zusammenhange getrennt, ohne das befeuchtende Wohlthun um sich her geltend zu machen, das auf anderem, weicherem Boden möglich wäre. Und was sich Barockes und Seltsames an einzelnen Figuren dort ausgeprägt hat, ist vielleicht auch nur in dem Grade gesteigert, weil Jeder scharfe Gräben um sich zieht und Einer zum Andern nicht leicht die Brücke findet. Auf dem ungeheuren Ocean des dortigen Lebens kreuzen sich die verschiedensten Strömungen nach allen Himmelsgegenden. Jeder segelt auf seine Hand, als sei er der Hülfe nie benöthigt. Wenn ein Nothschuß fällt, nun dann läuft wohl einmal alles zusammen, aber die Wogen rauschen bald wieder dazwischen, und die Schiffe treiben einzeln auf weitem Meer. Arme Charlotte, warum drängt sich mir dein Bild zum Abschied vor die Seele? —

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Die Gutzkow-Hoffsche Sache, juristisch genommen.]

Gutzkow hat diese Frage zu einer Prüfung der Gesetzgebung machen wollen, und ich glaube schon, daß dieselbe befugt wäre, den Begriff einer Injurie auf eine solche Verunglimpfung auszudehnen, die nach dem, was bis jetzt Rechtens ist, freilich nicht für eine Beeinträchtigung des guten Namens angesehen wird. Ob man noch weiter gehen könne, ob man auch die Herabsetzung des Preises ohne jene böswillige Absicht und lediglich im Handelsinteresse des Buchhändlers, durch die Gesetzgebung verhindern könne, das ist allerdings eine Frage, die ich nicht mit ja beantworten möchte. Denn wenn der Autor das Recht hat, im Verlagscontracte deshalb Bedingungen zu stipuliren und sich gegen eine solche Herabsetzung vollständig zu verwahren, so glaube ich nicht, daß die Gesetzgebung befugt ist, den Autor, der dieses Recht versäumt hat, zu ergänzen und die Freiheit des Buchhandels in der angegebenen Weise zu beschränken. Ich sage, die Gesetzgebung sei dazu nicht befugt, und bin überzeugt, daß diese Behauptung von der Jurisprudenz durchaus gebilligt werden wird, die denn doch in legislativen Fragen den Maßstab gibt. Wenn es hier überall nicht am Orte sein würde, das juristische Verhältniß des Verlagscontracts auseinanderzusetzen, so mag doch so viel bemerkt werden, daß derselbe zweifelsohne den sogenannten „ungenannten Contracten" beizuzählen ist: der Schriftsteller gibt nämlich dem Verleger die Erlaubniß, für ein bestimmtes Honorar von einem bestimmten Manuscripte eine bestimmte Anzahl Druckabzüge zu machen, die vollständiges Eigenthum des Verlegers werden. Daß der Schriftsteller dabei das Recht hat, Nebenbedingungen zu stellen, wie z. B. einen festen Verkaufspreis, ist natürlich.

Digitized by Google

Wenn er nun von diesem Rechte keinen Gebrauch macht, weshalb sollte ihn der Staat bevormunden? Aber wenn der Staat dazu nicht verpflichtet ist, weil er überhaupt nur verpflichtet ist, die Rechte desjenigen zu vertreten, der sie selbst nicht im erlaubten Wege vertreten kann, so ist er auch nicht einmal dazu berechtigt, weil die individuelle Freiheit so wenig als möglich beschränkt werden soll. Etwas Anderes ist es freilich mit der absichtlichen Kränkung, wie sie bei dem Verkaufe der Jerrmann'schen Brochure vorlag. Würde man hier den Begriff einer Injurie feststellen, so läge darin auch die Verpflichtung des Staats, gegen eine solche Injurie Schutz zu verleihen. Freilich würde der Buchhändler noch immer behaupten können, die Herabsetzung des Preises sei nur im Handelsinteresse geschehen; allein eine solche Behauptung ließe sich denn doch durch das Factum und dessen Form widerlegen. Wie man aber auch über den vorliegenden Streit urtheilen mag, so viel ist gewiß, daß Gutzkow hier als Ehrenmann gehandelt hat, eine Concession, die ihm von der Literatur um so weniger bestritten werden wird, als er gerade deswegen, daß er für sie das Wort ergriff, nun mit Persönlichkeiten überhäuft wird. Möchte doch aber Gutzkow nun auch, wenn nicht die Sache, doch die Debatte mit Herrn Hoff als geschlossen betrachten. Ich wünsche das im Interesse der Literatur, die sich doch nicht wohl zu dem Standpunkte der Gutzkowgraphie herablassen kann, wie im Interesse der Persönlichkeit Gutzkow's, die wahrlich an solchen Reibungen zu Grunde gehen muß.

Notizen.

[Prüme in Leipzig.]

Schon wieder ein jugendlicher Meister auf der Geige, ein junger Virtuos, der mit aller Schwärmerei der Empfindung, mit aller Ausdauer des Fleißes den Saiten sein Leben widmet. Hr. Prüme gab am 20. abermals ein Concert in Leipzig. Sein brillantes Spiel ist überall von der größten Wirkung auf die Menge, die stets der Keckheit und Coquetterie größeren Beifall zollt als der Solidität des Vortrags. Ich will nicht behaupten, daß es dem Künstler an dieser fehle, allein womit er Glück macht, fühlt er selbst wohl am besten. Sein Spiel gefällt sich oft in witzigen Einfällen, deren liebenswürdiger Uebermuth fortreißt und besticht. Aber seine Töne haben sozusagen nicht Ton genug, sie sind kurzathmig und spielerisch. Er spielte eigene Sachen, die freilich außerordentlich geringen Werth haben, und eine Beethoven'sche Sonate mit Mendelssohn-Bartholdy. Hier wurde zwischen beiden ein großer Unterschied in der Manier des Vortrags bemerkbar.

[Der Brauer von Preston.]

Am 19. hörten wir Adam's neue Oper dieses Titels auf dem leipziger Theater. Die pariser Theater fahren fort, sich aus der Sphäre der Epiciers Stoffe zu holen und dem Patriotismus der Kleinbürger von Paris ein Genüge zu geben. Auch die komische Oper schlägt mit ihrem Texte in dies Genre, das zugleich mit Sentimentalität stark versetzt ist. Sind die Gewürzkrämer und der kleine solide Handelsstand im Stande, Louis Philipp's Regiment zu schirmen, so ist es nicht mehr als billig, daß sie auch die Theater mit ihren friedlichen Interessen erfüllen. Wir erlebten in den neuen Opern von Adam und Thomas bald einen Zuckerbäcker, bald einen Friseur, nun auch einen gemüthlichen Bierbrauer als komischen Helden. Der Komik steht es durchaus gut, sich aller kleinen Localgeister zu bemächtigen, allein sie hat dann eben auch nur locales Interesse. Wir edlen Deutschen freilich, die wir unsere aristophanischen Gelüste auf eigenem Grund und Boden unterdrückt fühlen, müssen uns an allen diesen fremden Späßen ergötzen. Wir haben Talente genug, die dessere Stoffe, d. h. für uns passende, und dessere Musik schreiben und setzen können, aber wir laufen auf der alten Fährte der Fremdländerei. — Adam's neue Oper wäre hübsch und artig zu nennen, wenn wir nicht wirklich dessere eigne, auch im leichten komischen Genre, hätten. Ein einziger Act von einer Lortzing'schen Operette hat mehr Musik als Adam's sieben Sachen zusammengenommen. — Was die Aufführung auf der leipziger Bühne anbelangt, so verdient Hrn. Schmidt's Leistung im Gesang und Spiel alle Anerkennung. Diese neuen Opern haben die Partie des Buffo in den Tenor verlegt, sie verlangen einen Tenor, der im Spiel etwas zu geben weiß, und Schmidt's liebenswürdige, leise und geschmackvolle Humoristik ist ganz dazu geschaffen, ihm auch in diesem Genre den Beifall des Publicums zu erhalten.

[Die Hugenotten in Pesth.]

Wir erfahren aus Pesth, daß man auf dem deutschen Theater nächstens die Musik zu Meyerbeer's Hugenotten hören wird — nur die Musik, da sich der Text den eigenthümlichen Ansichten der Censur hat fügen müssen und unter dem Titel „die Ghibellinen zu Pisa" unschädlich gemacht worden ist. Es ist dasselbe Experiment, das man in einem spirituellen Staate mit Rossini's „Wilhelm Tell" vorgenommen hat, indem man der Musik einen anderweitigen Text unter dem Titel „Andreas Hofer" unterlegte. Es ist unglaublich, was für geschickte Textdreher es in Deutschland gibt! *A.*

[Unwillkürliche Selbstanklagen.]

Manche Kritiken heutiges Tages, die mit Anklagen und Vorwürfen, besonders moralischer Art, gar heftig und freigebig sind, legen dabei unwillkürlich zugleich das Bekenntniß ab, das in Schiller's Don Carlos die Prinzessin Eboli gegen die Königin ausspricht:

„— Das Verbrechen, dessen ich Sie zeihte, ich
Beging es selbst!" —

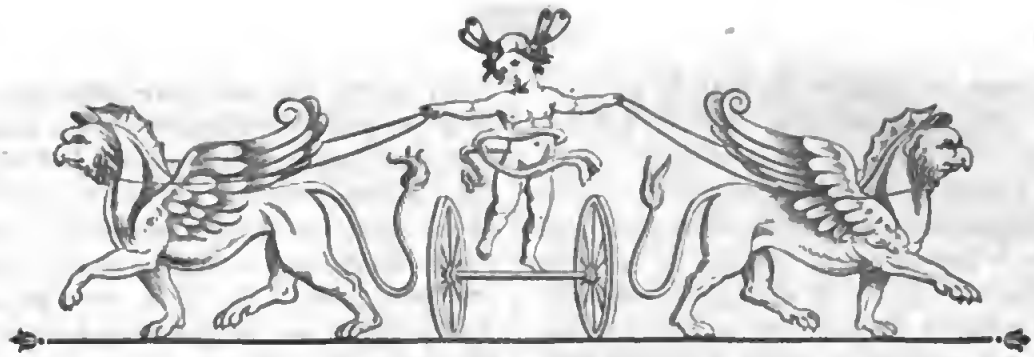
Wem fällt hier nicht * und ** ein?

[H. Heine.]

Noch im Laufe dieses Jahres wird von Heine ein Abschnitt aus seinen Memoiren, über die zwei ersten Jahre nach der Julirevolution, erscheinen. Auch über Börne soll er eine Scheist bereit haben. Beide Nachrichten haben wir aus zweiter Hand.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 82. — den 27. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schleswig-Holstein.

Religiöse und kirchliche Verhältnisse.

Wenn man sich der früheren hiesigen kirchlichen Verhältnisse erinnert, so muß es Erstaunen erregen, sieht man, welche glaubenskräftige junge theologische Saat dem hiesigen früher fast ausschließlich mit Rationalismus bestellten kirchlichen Boden in jüngster Zeit entstiegen ist. Bei weitem der größere Theil der jüngeren Geistlichkeit hat sich wieder dem religiösen Glauben der Vorzeit zugewandt, und wenn auch nur wenige unter ihr dem strengen lutherischen Lehrbegriffe seinem ganzen Umfange nach huldigen sollten, so steht sie doch meistentheils unter der Herrschaft eines mehr oder weniger entgegen, sich in die mannichfaltigsten Abschattungen verlaufenden Supranaturalismus. Vormals, als fast die ganze protestantische Theologie das Feldzeichen des Rationalismus aufgesteckt hatte, und unter dem gewaltigen Schlachtrufe: „Gott ist Gott, und Jesus nur sein Prophet!" die alte Zionsburg der Trinität und der Incarnation erstürmte, und die gesammte Glaubensbesatzung über die Klinge der Vernunft springen ließ, stand auch hier der Rationalismus auf der Kanzel, und zu seinen Füßen in den gedrängten Reihen der Zuhörer saß andächtig der Glaube. Gegenwärtig hat das Verhältniß sich umgestaltet, beide religiöse Ansichten haben sich im Laufe der Zeit wechselseitig erobert und ihre gegenseitige Stellung mit einander vertauscht. Aus dem rationalistischen Geistlichen ist vielfältig ein Paulus, aus dem gläubigen Laien ein Julian geworden, der Glaube hat sich der Kanzel, der Unglaube sich seinerseits der Versammlung bemächtigt. Ist nun auch gleich augenscheinlich das jetzige Verhältniß ein mehr normales, natürliches, ähnelt es gleich mehr jener ersten Verkündigung des Christenthums, so möchten doch nichtsdestoweniger die Hoffnungen dieser jungen theologischen Orthodoxie auf Wiedergewinnung des verlorenen Terrains auch hier nur sehr schwache und unzulässige zu nennen sein. Denn mag auch immerhin die jetzige religiöse Stimmung eine etwas unbehagliche sein, mag namentlich das tiefere Gemüth die Unzulänglichkeiten derselben nicht verkennen, und sich nach einer anderen, in den Stürmen des Lebens vorhaltigeren, mit Recht sehnen, so möchte doch nicht der alte kirchliche Glaube in unveränderter Gestalt es sein, dem man sich wieder hinzugeben geneigt sein sollte. Das Christenthum der Orthodoxen naht sich jetzt nicht, wie in jener alten Zeit, als eine neue, jugendlich frische, unbekannte Erscheinung der Menschheit, sondern es ist vielmehr eine alte, längst gepredigte und oft beseitigte und bezweifelte Lehre, die hier, ihrem Grade entstanden, nochmals verkündigt wird, und die über das Herz nur eine schwache, augenblickliche Gewalt und über den Verstand gar keine mehr hat. Man hat sich inzwischen aus dem Katechismus des Christenthums eine mit vielen Varianten versehene Chrestomathie wie zum vorläufigen Hausgebrauch gezogen, und scheint das Christenthum fürder nur im Auszuge glauben zu wollen. Den ganzen Wunderapparat, die ganze Rechtfertigungstheorie, die angeerbte Sündlichkeit, die In-

Digitized by Google

carnation mitsammt der göttlichen Dreiheit, so wie überhaupt den so reichhaltigen mystischen Bestand desselben hat man durch einen sogenannten Vernunftprocess ausgeschieden, und glaubt im Residuum das wahre, reine Elixir des Christenthums, das Arcanum aller Religion zu besitzen. Bei so bewandten Verhältnissen ist die Stellung des gläubigen Geistlichen so ziemlich die eines unter die Heiden gesandten Missionnairs, der, wenn er die Kanzel betritt, sich gleichsam in einem feindlichen Meinungslager befindet. Er muß daher in vollständiger geistlicher Rüstung, in kriegerischer Haltung auftreten, und sein Vortrag muß ebendaher eine starke polemische Färbung annehmen. Allerdings füllt die junge Orthodoxie in etwas wieder die leer gewordenen Kirchen, man sucht an den Strahlen fremder Begeisterung und Wärme die eigene Kühle zu sonnen, und sich wenigstens auf einen Augenblick in eine künstliche religiöse Ekstase zu setzen, aber sie geht nur selten mit uns zur Kirche hinaus, die realen Zweifel regen sich nachher nur um so mächtiger und das Ganze gleicht einer Bühnenrührung. Der alte kirchliche Glaube ist hier für die Masse auf immer verloren, mag er auch noch so viele einzelne und selbst glänzende Persönlichkeiten für sich erobern, alle desfallsigen Bestrebungen werden im Ganzen und Großen vergeblich sein, und hätte nicht der Staat ihn in seinen kräftigen Schutz genommen, es würden hier höchst bedenkliche öffentliche Spaltungen, ein großes kirchliches Schisma, aller Wahrscheinlichkeit nach schon längst entstanden sein, zumal da stets kleine Vorfälle die Reibungen unter den Parteien unterhalten, und die Schenkung einer Dinter'schen Schulbibel von Seiten der hiesigen patriotischen Gesellschaft an einen verdienten Schullehrer, woran die rechtgläubige Partei ein großes Aergerniß nahm, hat namentlich in diesem Augenblicke einen lebhaften kleinen Krieg in Schrift und Rede hier wiederum hervorgerufen. Aber der Staat wird nach wie vor in seiner starren lutherischen Haltung beharren. Die dänische Regierung hat nie den Rationalismus offiziell anerkannt, sie desavouirt ihn auch jetzt aus politischen Gründen, und das Lutherthum ist die religiöse Livree, worin sich namentlich jeder Staatsdiener äußerlich und formell zu kleiden hat, mag er auch sonst demselben täglich die ärgsten Sottisen sagen. Die übrigen Religionsverwandten sind trotz der deutschen Bundesacte selbst in Holstein nur geduldete Existenzen, und außer der freien Vermehrung und dem Rechte des Grundbesitzes unterscheidet sich ihre staatsrechtliche Stellung gar nicht von der der Juden, die hier noch in einem fast mittelalterigen Drucke leben. Man kann daher hier zu Lande wirklich stolz auf seinen lutherischen Glauben sein, er ist ein großer Privilegienbrief, und gibt einem, wenn auch nicht gerade die Anwartschaft auf die ewige Seligkeit, so doch jedenfalls die auf die irdische. Ohne ihn ist hier wenig anzufangen, und trägt man ihn nicht in seinem Taufscheine bei sich, so ist das ganze Indigenatrecht eine taube Nuß. Trotz dieses großen Indifferentismus sorgt daher die hiesige Gesellschaft ängstlich dafür, daß er ihr nicht verloren gehe, und läßt sich darauf taufen und begraben. Bei gemischten Ehen müssen — wie unlängst ein hiesiger Vorfall es aufs neue dargethan — alle Kinder ohne Weigerung in ihm erzogen werden, und das Reskript des Erzbischofs von Coln hat somit hier eine gesetzliche Kraft. Ein Fremder müßte daher vernünftigerweise annehmen, daß hier lutherischer Glaube noch hochhoch aufgeschichtet liege, und wie die ganze ungläubige protestantische Welt damit gläubig machen könnten, was aber eine ganz verkehrte Annahme sein würde, da diese socialen Einrichtungen lediglich auf einem alten Herkommen, auf Gewohnheitsrechten beruhen, und nur unsere ins Unglaubliche gehende Liebe für alles Bestehende, oder vielmehr Bestandene, uns unter andern auch von dieser zeitgemäßen Abänderung bis jetzt abgehalten hat. Wenn man nun auch weit entfernt ist, das alleinige Heil der Menschheit in der Wiederaufnahme des alten kirchlichen Glaubens zu erblicken, wenn man auch nicht in Abrede stellen will, daß gerade dieser die großen Unseligkeiten beging, die jemals gegen das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft begangen wurden, und daß gerade aus der unumschränkten Regierung des durch die Jahrhunderte so vielfach geübt und entstellt auf die Nachwelt gekommenen historischen Christenthums sich die meisten jener zahlreichen socialen Uebelstände datiren, mit deren Wegschaffung unsere Zeit sich so angestrengt abmüht, so ist es doch auf der andern Seite eben so gewiß, daß wir theilweise aus der Charybdis in die Scylla gerathen zu sein scheinen, und daß der sogenannte Rationalismus in seiner consequenten Durchführung nur schlecht befähigt sein möchte, die religiösen Bedürfnisse wahrhaft zu befriedigen und das Glück der Gesellschaft zu erbauen. Aus bloßen Vernunftpartikeln läßt sich gewiß kein in den Stürmen des Unglücks vorhaltiges und ausdauerndes Religionsgebäude aufführen, ein solches bedarf nothwendig der Beimischung des Glaubens, und gerade die Stützpfeiler jeglicher Religion, das Setzen Gottes, beruht ja nur auf Glauben. Namentlich ist das aus dem kirchlichen Christenthum gewonnene rationalistische Elixir ein meistentheils so durchaus

Digitized by Google

fades, wäſſeriges, farbloſes, daß es ſtatt zu kräftigen und zu begeiſtern, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hat, und das, wenn es nicht ſchadet, doch gewiß auch nichts nützt. Es bedarf jedenfalls noch einer großen Zuthat von belebenden und erwärmenden Elementen, ſollten dieſe auch nicht geradezu dem kirchlichen Glauben entnommen ſein. Der Rationalismus demonſtrirt uns die Religion wie eine mathematiſche Größe, aber zwiſchen der Religion und dem pythagoräiſchen Lehrſatz iſt ein großer Unterſchied. Abſtracte Verſtandesformeln lehren nicht Religioſität, und dieſe iſt mehr ein Glauben, Ahnen, ein Gefühl, als ein Wiſſen. Der Rationalismus iſt eigentlich ſeinem Weſen nach gar keine Religion, oder doch nur höchſtens eine Religion für Geſchäftsmänner, Leute, die von ihren Renten leben, Börſenſpeculanten und derartige Perſonlichkeiten. Der Rationalismus iſt — und das iſt wohl das Schlimmſte, was man nicht allein von einem Gedicht, ſondern auch von einer Religion ſagen kann — poeſielos, dieſes Wort in ſeiner wahrſten und tiefſten Bedeutung aufgefaßt. So lange eine Religion noch in ihren Lehren wie in ihrer Lehrart poetiſch iſt, ſo lange iſt ſie auch lebenskräftig und kann auf Beifall rechnen, denn die Blüthe alles Religiöſen iſt das Poetiſche. Streift ſie aber dies Element von ſich ab, ſo dient ſie nicht fürs Volk, ſondern iſt nur eine Katheder-religion. Wenn der Koran nicht ſo hochpoetiſch wäre, ſo würde der Islam hundert Millionen Anhänger weniger zählen. Das, was ihm in Vergleich mit dem Chriſtenthum an innerer Poeſie, an Dogmenpoeſie, abgeht, erſetzt er durch die ſo poetiſche Behandlungsart ſeiner Lehren, und mehr als einen Lebid gab es wohl, der durch die in der zweiten Surah enthaltene ſo vortreffliche Metapher aus einem Gegner zu einem Anhänger der neuen Lehre ward.

Bemerkenswerth iſt es aber, wie man immer ſo geſchickt die eigene Schuld des Mangels an Religioſität und Frömmigkeit einem Andern aufzubürden weiß. So iſt es bekannt, daß bei uns die junge Literatur dieſe Sündenbürde bei Vielen tragen muß. Auch hierin iſt ſie alſo eine Mäetyrerliteratur. Namentlich wird Heine ziemlich allgemein als der bezeichnet, dem wir unſere Mangelhaftigkeit in Rechnung zu ſtellen haben, und wenn man ſich früher deshalb allein an Adam zu halten pflegte, ſo geht jetzt Heine zum halben Theil mit ihm, und Adam hat eine merkliche Erleichterung ſeiner Verantwortlichkeit gefunden. Daß man dieſe Anſchuldigung von einer gewiſſen, hier nicht näher zu ſignaliſirenden Menſchenclaſſe hört, kann nicht auffallen, wenn aber gar Literaten, und noch dazu ſolche, deren eigene ſchriftſtelleriſche Moralität wohl ſehr lückenhaft ſein dürfte, hierin einſtimmen, und Heine nicht allein zu einem moraliſchen Lump, ſondern noch dazu zu einem geiſtigen zu machen ſich nicht entblöden, ſo müßte das freilich eine gerechte Verwunderung und ein mitleidsvolles Lächeln erregen, wüßte man nicht, daß das eine alte deutſche Tugend iſt, und daß das Genie ſich bei uns erſt begraben laſſen muß, will es Anerkennung und den verdienten Ruhm erlangen. Heine hat in jüngſter Zeit ſich bekanntlich bewogen gefühlt, einen Schwabenſpiegel zu ediren, um darin bekannte literariſche Schwabenſtreiche abzuſpiegeln, ich fürchte, er ſieht ſich gemüßigt, nächſtens auch einen Sachſenſpiegel zu ſchreiben, worin denn freilich nicht von Schwabenſtreichen, aber deſto mehr von Eulenſpiegeleien die Rede ſein wird. E. E.

Correſpondenz.

Aus München.

[Hr. v. Maurer.]

Der um die innren Staatseinrichtungen und Geſetzgebung Griechenlands ſo verdiente und ſorgfältig bemüht geweſene königl. bairiſche Reichsrath und Staatsrath im ordentlichen Dienſt, Herr Georg Ludwig von Maurer, der bekanntlich ſeit mehreren Jahren aus Griechenland zurückgekehrt iſt und deſſen Bemühungen damals mitunter ſehr unrichtig beurtheilt oder nicht mit dem gehofften Dank und Erfolg aufgenommen waren, hat dagegen nunmehr kürzlich eine, ſeinen Verdienſten entſprechende volle Anerkennung und Genugthuung erhalten, die von ſeltenem und bleibendem Werth für ihn ſein muß und ihn aller ferneren Rechtfertigungen und Selbſtvertheidigungen überheben kann. Es wurde ihm nämlich in den letzten Tagen des Februar ein ſehr ſchmeichelhaftes und huldreiches Handſchreiben aus Athen vom König Otto mit der eigenhändigen Unterſchrift dieſes Monarchen zu Theil, worin derſelbe ihm für die vielfachen Anſtrengungen und Dienſtleiſtungen, die er dem griechiſchen Staat gewidmet, den verbindlichſten Dank ſagt und als einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit ihm das Großkreuz des griechiſchen Erlöſerordens überſendet. Da in unſern Tagen ein öffentlicher Widerſpruch ſo gewöhnlich und allgemein iſt, daß er faſt ſchon zur Tagesordnung gehört, und daher beinah Alles, auch das Beſte und Nützlichſte, getadelt und bekrittelt zu werden pflegt, ſo iſt es wohl kein Wunder, wenn auch die wohlgemeinten Abſichten und ſorgſam erwogenen Beſtrebungen dieſes Staatsmannes hier und da Widerſprüchen und ſchiefen Urtheilen begegneten, deren Ungrund und Gehaltloſigkeit nun auf eine klare und für ihn ſo belohnende Weiſe hervortritt, indem die gedachte rühmliche Auszeichnung wohl den beſten Beweis gibt für den Werth ſeiner amtlichen Einrichtungen und Beſtrebungen. Wie dieſe neuen Inſtitutionen in der Geſetzgebung des grie-

Digitized by Google

chischen Staats näher kennen will, findet sie gesammelt im dritten Bande des an gründlichen, wissenschaftlichen Forschungen reichen und lesenswerthen Werks: „das griechische Volk in öffentlicher kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampf bis 1834. Der dritte Band auch mit dem Titel: Interessante neugriechische Urkunden, Gesetze" u. s. w. Auch einige Dichtungen sind darin mitgetheilt. Der Hauptgegenstand des Werks ist jedoch juridisch und dies ist wohl das erste Buch, das den Rechtszustand von Griechenland näher beschreibt. Indem man dies schon mit Beifall aufgenommene Werk wieder in Erinnerung bringt, möchte man auch wohl an das bekannte Sprüchwort erinnern: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen." — Nein, es sind gewöhnlich die reifen, besten und nahrhaftesten Früchte.

Notizen.

[Franzilla Pixis. Nourrit. Brief aus Neapel.]

Unsere Landsmannin, Franzilla Pixis, hat auf dem ungeheuern, so sehr gefürchteten Theater S. Carlo große Triumphe gefeiert. Zu Anfang März kam sie hier an, nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Rom, wo sie die Carnevalszeit zugebracht. Die Umstände waren hier sehr günstig für sie, da sich der Impressario der königlichen Theater mit der ersten Sängerin in großer Verlegenheit befand; zwei waren krank, wahrscheinlich par dépit, weil sie nicht mehr gefielen, eine dritte, die schon die kleineren Proben von der Gabriella di Vergy gemacht hatte, ergab sich auf der großen Theaterprobe als untauglich. Unsere junge Deutsche traf also zu einem günstigen Momente ein und Barbaja machte ihr den Antrag, in dieser Rolle, die sie schon einstudirt, und als Romeo, zwölf Mal aufzutreten. Schon am 8. März sollte jene Oper in Scene gehen, als das Ereigniß mit Nourrit einen Querstrich zog. Schon seit einiger Zeit erschien Nourrit krank und tiefsinnig, so daß er seiner Frau und seinen Freunden ernstliche Besorgniß einflößte. Es fehlen nur eines kleinen Anstoßes zu bedürfen, um eine Katastrophe herbeizuführen. Diese fand sich am 7. März. Er sang einige Scenen aus Norma, ungern und weniger gut als gewöhnlich, wurde indessen gerufen, erschien nicht augenblicklich, so daß das ungeduldige Publicum zu zischen begann. Dies wiederholte sich bei einer Scene aus dem Sinramente, die er ganz herrlich sang und spielte. Er hielt sich beide Ohren zu und soll, indem er fortstürzte, einem Sänger zugeflüstert haben: è finito per me, bisogna morire! Die Nacht brachte er unruhig zu, stand um halb sechs Uhr auf, ging hinaus auf die Galerie und fiel oder stürzte in einem Anfall von Schwindel in den Hof hinab, wo er todt liegen blieb. Seine Frau, die Unglückliche, die seit mehreren Monaten sich Mutter fühlt, fand ihn zuerst. Ich habe ihn Tags darauf zu seiner Ruhestatt begleitet; er lag freundlich und wie schlafend in seinem Sarge. Er war als Künstler groß, als Mensch liebenswürdig, nur steigerte sich seine Eitelkeit, die keinen Ruhm über und neben sich duldete, bis zur Hypochondrie. Wie weit der Wunsch, seinen Ruhm nicht zu überleben, bis zum festen Entschluß, freiwillig zu enden, gediehen, ist kaum zu ermitteln, da seine Todesart zweifelhaft bleibt*). — Die Oper fand nun erst am 14. statt, nachdem der zweite Tenor des Theaters die Partie einstudirt. Franzilla Pixis erregte schon in der ersten Orchesterprobe den größten Enthusiasmus, und man versicherte ihr einen bedeutenden Erfolg. Das Theater, unstreitig das schönste der Welt, war glanzend beleuchtet, der ganze Hof zugegen, die Erwartung gespannt, als Gabriella auftrat. Sie begann ihr Recitativ sehr ruhig, sang das Adagio sehr gut und einzelne Stimmen riefen ihr brava. Nach der Cabaletta begann ein stürmischer Beifall, der sich bis zum letzten Finale steigerte und mit zweimaligem Herausrufen endete. Spontini, der zugegen war, äußerte: c'est une grande tragedienne, en chantant supérieurement. Ihr Spiel war in der That hinreißend, ihre Stimme hat in der Höhe außerordentlich gewonnen. Zugleich überraschte sie durch Erfindung, sie hat, so zu sagen, einige Verzierungen erfunden, womit sie den lautesten Ausruf der Bewunderung erregte. An Wärme und Schwung der Phantasie sucht diese deutsche Sängerin ihresgleichen. Merkwürdig ist, wie hier der Sänger vom Orchester unterstützt wird. Diese 85 Instrumente, unter Festa's Leitung, schmiegen sich so zart und discret den Einfallen und den Eingebungen des Gesangstalentes an, daß ein solches Ineinandergreifen bewundernswürdig genannt werden muß. Der Erfolg war so groß, daß Franzilla's Antichambre von Visiten wimmelt. Während ich dies schreibe, bereitet man die Wiederholung der Oper zur Feier der Ankunft des Erzherzogs Karl.

[Eine Erinnerung an Chamisso.]

Der gute liebe Chamisso, wie kundig er des Deutschen war, und wie meisterhaft er darin dichtete und kernhaft und eigenthümlich sich ausdrückte, gab doch im Sprechen immer etwas den Ausländer zu erkennen, und radebrechte Sylben und Wörter. Die Zunge schien seinem Eifer nicht immer entsprechen zu können, und spielte ihm dann bisweilen arge Streiche. Einstmals, da er sagen wollte: „Es schlug mir fehl", brachte er mit großer Anstrengung, aber auch Deutlichkeit: „Es fehlte mir Schlag" heraus. Ein andermal wollte er sagen: „ihre Mädchenfreude", und warf auch das um. Nachdem es erklungen war, wurde ihm selbst jedesmal das Fehlgegriffene gleich bemerkbar, und in der unwilligen Eile, es zu verbessern, fiel er wohl in eine zweite Grube. Er lachte gutmüthig mit den Andern über sein Mißgeschick, und ließ sich davon nicht weiter stören. *.

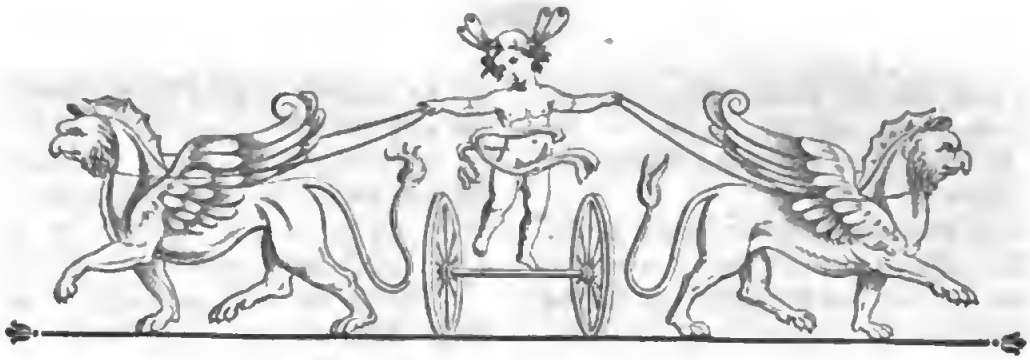
[Der See der Feen.]

Scribe und Auber sind unermüdlich. Der Eine scheint mit Hülfe des Dampfes Verse zu schreiben, der Andere sie singbar zuzurichten. Die neueste Oper dieser beiden Geschwindschreiber heißt: der See der Feen. Sie ist jüngst in Paris mit großem Beifall aufgeführt worden.

*) Vergl. auch die Mittheilung unseres pariser Correspondenten über Nourrit, in N. 74.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 83. — den 29. April 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rom und die gemischten Ehen.

Aus den Papieren einer Dame.

Wir saßen beim Pfänderspiel, Frauen und Mädchen, fröhlich beisammen, die Arbeit ruhte, die Lectüre war zu Ende, die Lust zur Musik war müde geworden. Es war Dämmerung im Zimmer, da trat ein junger Mann aus Berlin herein, den der Bediente bei dem Herrn des Hauses melden sollte, und der nun zu der Frau, unserer liebenswürdigen Wirthin, geführt wurde. Mit unserm Lachen und Scherzen war es nun zu Ende, der junge Reisende war mehr ein Buch als ein Mensch, und es kam erst darauf an, in ihm zu blättern, ehe man sich zur förmlichen Lectüre entschloß. Die Unterhaltung tappte hin und her, der Hausherr kam nicht, und im Uebermuthe schlug ich vor, das Pfänderspiel von neuem zu beginnen. Mit Galanterie, aber doch mit der Ueberlegenheit, die an Verächtlichkeit gränzt, ging der Fremde auf den Vorschlag ein, an dem kindischen Spiele Theil zu nehmen. Früher hatten wir das Gespräch auf die religiösen Conflicte zu bringen versucht, der junge Mann schien unterrichtet, aber zu stolz, zu abstract, vielleicht zu unfruchtbaren Gemüthes, mit Einem Worte, zu sehr berlinisch, um seine Weisheit einem Fraueneirkel anzupassen, hatte er kurz geantwortet auf unsere Ekundigungen; weitern Erläuterungen war er ausgewichen. Dafür mußte Rache und Strafe sein. „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr," rief ihm die Frau vom Hause zu, „auf Ihr Pfand fällt eine schwere Aufgabe!" — Einige Blicke und Winke, und wir verstanden uns; sein Pfand mußte durch eine Darlegung der Verwirrungen in den gemischten Ehen gelöst werden. Alle stimmten mit ein; der junge Mann ergab sich in sein Schicksal, und hielt nun, als er bald darauf wirklich ein Pfand auszulösen bekam, folgende Rede, die ich mir so gut wie möglich nachträglich in mein Tagebuch schrieb.

„So soll ich denn, begann er, über ein Verhältniß sprechen, das mir selbst noch fremd ist, ich, der noch nicht einmal eine Andeutung im Leben gewonnen, ob ich je eine gemischte oder ungemischte Ehe schließen werde, ich, der ich von Jugend an gewohnt war, das Religionsverhältniß, wenn es nur ein christliches, als d „ch- aus gleichgültig anzusehen, ja, der sogar mit einer triumphirenden Prophetenfreude auf das Land Weimar hinwies, wo ein großsinniger Fürst, jener Karl August, selbst die Schranke zwischen Christen und Juden in soweit fortträumte, daß man dort nach den Landesgesetzen in der That eine Jüdin heirathen kann, ohne aufzuhören, ein Christ zu sein, oder die Auserlesene zum Uebertritt zu zwingen. Ich hielt Liebe und Treue für genugsam zur Ehe; der moralische Mensch schloß, nach meiner Meinung, die Ehe, nicht der so und so denkende, dieser oder jener religiösen Kaste angehörige. So sah es auch der Staat an, der moderne, gleichviel, ob protestantischer oder katholische. Jetzt ist es freilich nicht mehr ganz so, und man muß sich wohl nach dem umsehen, was hierin Rechtens ist. Ich füge mich daher in Ihren Willen, und in mein verpfändetes Schicksal, um Ihnen mitzu-

Digitized by Google

theilen, was ich selbst über die Sache ermitteln konnte. Ich werde aber etwas weit ausholen müssen. — Sie wissen, daß es in Rom einen Statthalter Gottes gibt, den man Papst nennt." —

Hier wurde der Redner unterbrochen, indem die Damen ihm zuriefen: „Weiter, weiter! Sie haben mehrere Katholikinnen vor sich, und das Verhältniß ist uns daher genau bekannt!" —

„Nun denn, fuhr der Fremde lächelnd fort, so wird Ihnen auch bekannt sein, daß dieser geistliche Herrscher auch einen weltlichen Besitz hat. Es hat zwar sein Machtgeber, als er auf Erden wandelte, gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt, allein das konnte auf den Stellvertreter keine Anwendung finden, denn augenscheinlich mußte ihm für seine Stellvertretung ein Reich zu Theil werden, damit er auch die ganze Kraft seines Machtgebers repräsentiren konnte, und kurz, es machte sich mit der Zeit von selbst. Karl der Große hielt es für angemessen, dem geistlichen Oberhaupte die Stadt Rom und deren Gebiet zu schenken, und dafür verlieh ihm der Papst alles das, was Karl schon besessen, und was er noch erobern würde im Namen und Auftrag seines Oberherrn. Seit der Zeit hat der heilige Geist, der durch die Cardinäle im Conclave die Papstwahl leitet, mehrentheils den Stellvertreter Christi nur in der Gegend von Rom oder in Italien gefunden, es sei denn, daß er mit sich selbst uneinig wurde, und Gegenpäpste wählen ließ, wo denn zuweilen auch ein anderer als ein Italiener zur Tiara gelangte. Dies, meine Damen, darf nicht übersehen werden, denn es trägt wesentlich zur Aufklärung des Uebrigen bei. Es wird Ihnen nämlich einleuchten, daß, da nur Italiener zur Regierung kommen, die Päpste in der Regel von den Bedürfnissen, Einrichtungen und Verhältnissen anderer Völker eben so wenig wissen, wie wir z. B. von den Bedürfnissen des türkischen Reichs. Der Italiener bekümmert sich ohnehin wenig um das, was außerhalb vorfällt, und sieht heute noch wie früher mit einer gewissen Verachtung auf die Völker herab, die er ehedem Barbaren nannte, und die für ihn immer noch im Norden der Alpen wohnen. So fragte ein neapolitanischer Fürst, der vor einigen Jahren nach Berlin als Gesandter gehen sollte, alles Ernstes erst an, ob in Berlin um Johannis der Schnee schmelze, oder ob er bis zum nächsten Winter aushielte? Den Brief könnte ich Ihnen vorzeigen. Es ist mithin kein Wunder, daß die guten alten Herren in Rom sich durchaus kein Bild von unsern Zuständen machen konnen. Sie beurtheilen Alles nach dem, was sie kennen, und da nunmehr ihr Land seinen Einwohner leicht nährt, ihm auch Ueberfluß genug bringt, um ein üppiges Leben zu führen, so sahen sie es als angemessen an, ihm hin und wieder im Jahre Kasteiungen angedeihen zu lassen, die unter uns, wo man sie auch einzuführen wagte, die bösesten Folgen haben mußten, und auch hatten."

„Fasten sind meist nachgelassen," unterbrachen hier einige Damen.

„Ganz Recht," fuhr der Redner fort, „doch nur erst nachdem ganze Generationen daran verkümmert waren, und noch bei weitem nicht überall, denn Rom nimmt nie etwas zurück, es sei denn, wenn es mit Gewalt dazu gezwungen wird, denn der Beschluß kam vom heiligen Geist. Desbalb ist auch eine Zurücknahme nur provisorisch, und kann jeden Augenblick, so wie die Kraft weicht, wieder das alte Verhältniß eintreten. Schlimmer als das Bedürfniß zum Fasten war aber der Umstand, daß der Römer nicht allein äußerst abergläubisch, sondern auch äußerst rachsüchtig ist; zwei Eigenschaften, die den Deutschen nur selten verunzieren. Dies veranlaßte den römischen Stuhl, der immer viel Geld braucht, weil er ein Heer von Müßiggängern als geistlichen Hofstaat zu versorgen hat, und überdies bei dem ewigen Regentenwechsel viele Familien versorgt werden müssen, beide Eigenschaften auszubeuten, und mit käuflichen Ablaßbriefen die Vergebung aller ersinnlichen Laster und Verbrechen zu verhandeln. Allerdings hing so eine kleine Bußübung daran, allein das Volk, das in Allem nimmer das Richtige durchschaut, sah die Geldbuße als die Hauptsache an, und hielt sich ruhig an diese. Da die Sache nun so gut in Italien ging, versuchte man es auch außerhalb, und namentlich in Deutschland. Die deutsche Biederkeit, und das deutsche, tiefe religiöse Gefühl widerstrebten diesem Handel, und so brachte er die Reformation zum Ausbruch, die sonst erst später allgemeinen Anklang gefunden hätte. Bei dieser nun ist in Deutschland, um für die Folge viele Reibungen zu vermeiden, ein Mangel geblieben, der aber die Sache der gemischten Ehen erschwert. Es ist nämlich kein Bischof zur evangelischen Kirche mit übergetreten, was in England der Fall war. Da nun der Papst nur als Bischof Roms Stellvertreter Christi ist, so setzt der römische Glaube fest, daß nur ein Bischof im Stande sei, die geistliche Weihe zu geben, und diese geistliche Bischofsweihe sei unerläßlich, um ein Sacrament verwalten zu können; daß aber auch diese Weihe durchaus nicht getilgt werden könne, so daß der ärgste Bösewicht, wenn er nun einmal geweihter Priester ist, durch nichts

Digitized by Google

seine Sacramentalkraft verlieren kann. Dies hat zur Folge, daß Rom, ohne seine eigene Stellvertretung Christi auf Erden aufzugeben, die evangelischen Priester der presbyterianischen Kirche, so wie die Bischöfe als solche anerkennen muß, und auch wirklich die von ihnen ertheilten Sacramente vollständig anerkennt. Dasselbe gilt nicht für Deutschland, der protestantische Priester ist für die katholische Geistlichkeit kein Priester, und sein Sacrament kein Sacrament."

„Die Gewalt zwang Rom, die evangelische Kirche in Deutschland factisch anzuerkennen, aber weiter ging es nicht, und das Concil zu Trident, das den Friedensschluß bilden sollte, ergab kein anderes Resultat, als daß man einen Waffenstillstand schloß, in der Hoffnung, daß sich in Deutschland von selbst, durch die ruhige Vernunft, die Verhältnisse ordnen würden. Dies war auch einigermaßen der Fall, und man konnte wohl um so mehr darauf rechnen, daß sich Rom mit dem Protestantismus aussöhnen würde, als es einsehen mußte, daß dieser allein die deutsche Christenheit vor den furchtbaren Gräueln bewahrt hatte, die die Halsstarrigkeit des Klerus, der die gesunde Vernunft zur Empörung nöthigte, in Frankreich bei der Revolution hervorrief, und die Rom später mit in das Verderben riffen."

„Doch kaum hatte deutsches Blut den Uebermuth eines mächtigen Gegners gebrochen, und in seiner Gutmüthigkeit auch den Papst wieder in seine Staaten eingesetzt, so sah dies Rom nur als eine Schuldigkeit an, die man erfüllte, und protestirte feierlichst zu Wien gegen den Congreßbeschluß, weil es jetzt an der Zeit sei, den Zustand vor dem dreißigjährigen Kriege wieder herzustellen."

„Vor dem dreißigjährigen Kriege!" riefen die Damen alle.

„In vielen Puncten, ja, meine Damen! Für Rom gibt es keine Zeit, und in seinem Hofkalender finden Sie heute noch einen ergetreuen Bischof von Brandenburg, einen gutkatholischen Erzbischof von Magdeburg, alle, wie man es nennt, in partibus, d. h. so wie sich die Gelegenheit ereignet, ist er angewiesen, seinen alten Sitz wieder einzunehmen, von dem er nur durch die Heiden verdrängt ist. — Doch ich komme jetzt auf die gemischten Ehen. Es hatten sich natürlich während des langen friedlichen Nebeneinanderlebens Freundschaftsbande aller Art zwischen den verschiedenen christlichen Religionsverwandten geknüpft. Man einigte sich, so oft eine Ehe dieser Art entstand, so gut es ging über die Religion der Kinder, und es hatte Niemand den Einfall, sich darum zu kümmern. Es machte sich, wie man so sagt, Alles von selbst."

„Doch dies konnte Rom jetzt nicht mehr mit Ruhe ansehen. Die angeborne Herrschsucht fühlte sich von dem blinden Eifer wahnsinniger Zeloten, namentlich derer unterstützt, die durch den Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche ihren Fanatismus und ihre Unduldsamkeit offenkundig bewiesen haben; die alte schlummernde Herrschbegier der Priester fühlte sich nun durch Hoffnungen belebt, welche der langsam genährte und täglich um sich greifende, in Zeiten der Ermattung vielgestaltig auftauchende Pietismus darbot, und Rom ergriff den ersten besten Zündstoff, um die protestantische Religion anzugreifen, und den Versuch zu machen, ihr einen Vortheil abzugewinnen. Preußen bot dazu die schönste Gelegenheit. Es hatte mit einer Großmuth, die nur das blinde Rom verkennen konnte, die katholische Kirche, die namentlich in den Rheinprovinzen ganz im Verfall, und in derselbe Armuth und Verachtung versunken war, wie in Frankreich, wieder gehoben, wieder mit Glanz umgeben, und mit Rom unter so günstigen Bedingungen ein Concordat geschlossen, wie es nirgends in ganz katholischen Ländern der Tiara bewilligt wurde. Für diese neubewilligten Rechte fiel es damals Preußen nicht ein, Gegenbedingungen über die gemischten Ehen zu stellen, die man damals katholischer Seits ohne Weiteres eingeräumt hätte. Und diese freiwilligen Gaben, zu denen sich der protestantische Staat damals großmüthig verstand, hält man jetzt für simple Verpflichtungen!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Altes und junges Hamburg.]

Hamburg hat seinen Gesandten — (wenn auch nicht Gesendeten oder Geschickten) — bei aller Welt, warum denn nicht auch bei der eleganten Welt, wenn er obenein bescheiden genug ist, dem Exequatur zu entsagen, und den Vollzug seiner Aussprüche im Glauben und Thun ganz dem Ermessen eines eleganten freien Willens anheimstellt? — Die geistigen und socialen Interessen der alten Hansestadt mit ihren hunderteundzwanzigtausend großen und kleinen Hänsen und Hänschen zu wahren, sei darum unsere Sorge, und gelegentlich das Bemühen, dem Hänschen etwas zu lehren, was der alte vaterstädtische Hans mit Zopf und Perücke, Kniehosen und dreitmäuligen Schnallenschuhen doch nimmermehr erlernen wird, nämlich: Arm in Arm mit dem Zeitgeist und dem Geist Banko's das vergangene Jahehundert in die Schranken zu fordern. — An dazu erforderlichen Schranken aber fehlt es uns keineswegs, trotz unserer

Digitized by Google

sogenannten republicanischen Institutionen, und es sollte uns gar nicht schwer fallen, ein ganzes Rudel kämpfender Jahrhunderte geeignet zu piatirrn und ihrer Kampfkunst Beschäftigung zu gewahren. Es ist ordentlich rührend, zu sehen, wie die intelligenten Hanseleutchen, ohne Perrücken und Schnallenschuhe, sich heimlich traulich in ihren Gedankenwinkel niederkauern, sinnend hocken und brüten, bis das Küchlein eines Gedankens, noch mit der Eierschale auf dem Kopfe, unter ihnen weg und in den vaterstadtischen Artikel des localen Intelligenzblattes läuft, um zehntausend Lesern zu sagen, wie es doch so billig, so wünschenswerth, so republicanisch-human, und über Alles sogar practicabel wäre, z. B. armen Leuten ihre ersten Lebensbedürfnisse accisefrei, und dann zwei Drittel billiger aus den Vorstadten herein holen zu lassen; — alle in kalten feuchten Mauern, bei Tages Müh' und Fritz Eingepferchten Abends kostenfrei der freien Lüfte Fächeln, die Erquickung eines Spazierganges vor den Thoren zu gönnen; — die Aufklärung des Volkes bei den Laternen zu beginnen, dem Gase die Ehre und den Dieben Abschied zu geben; — des Volkes Verwilderung durch Schulordnung und Seminar, und der Ueberzahl der Hunde durch eine Steuer zu wehren — und sonst allerlei guten Rath, der bei uns gar nicht theuer ist, zu geben; — wie gesagt, es ist ordentlich rührend, zu hören, wie die verständigen Kinder ihre lieben Väter und Großväter mit aller denkbaren Ehrerbietung ins Gewissen reden, nun doch einmal Vernunft anzunehmen, und nicht so starr und störrisch an verjährten, unserer Zeit unwürdigen Institutionen zu hangen; — wie dann rings alle guten Kindlein hoffend ihren Beifall nicken, noch ein Gedankenküchlein und noch eines dem ersten nachläuft, wie dann Alle zuletzt den Pipps bekommen, siechen, elendiglich dahinsterben, und Väter, Großväter und Institutionen die alten bleiben, die langer ausdauern im Bedarren, als die Finger im Schreiben, weil man hier nun einmal keinem andern Wechsel befreundet ist, als dem, der in Banko abgeschrieben werden kann. Dessen ungeachtet blüht das Schiboleth unsers Jahrhunderts, die Humanität, auch bei uns auf allen Lippen, die sich am Weine letzen, und ihre Früchte gedihen tausendfältig, selbst im Verborgenen, wohin kein ungeweihtes Auge sieht, und unter Hüllen, wo nur der Seher sie entdeckt; denn nicht im lachenden Gewande der milden Gabe nur schreitet diese freundliche Tochter der Zeit einher, sondern bei uns trägt sie in einer Hand das Füllhorn und in der andern die Ruthe oder auch ein schwankes Rohr, mit der sie zu Nutz und Frommen der Gerechten verstockte Herzen öffnet. Es ist wahr, wir haben uns von dem Barbarismus des Mittelalters ziemlich emancipirt, aber, wie es überall weise ist, schroffe Uebergänge zu meiden, so hat man auch, als ein Prödchen jener Tortur, die einstmals in unsern Blättern, in der Person eines Rechtsbeflissenen einen warmen Vertheidiger fand: — das Rohr, von kräftiger Hand geschwungen, als Geständnißmittel weislich aufbewahrt, und selbst die Pforten eines schönen, aber schwarzen Herzens — erzählt man sich — sind in diesen Tagen auf solche Weise zu öffnen versucht worden. So sagt man, aber mein Herz kann den Schauer nicht fassen und sträubt sich, das zu glauben, was ein Männerauge nicht sehen darf. — Ist's dennoch wahr, so sieht man denn, wie weise die graue Vorzeit handelte, als sie, neben Schwert und Wage, die Themis auch mit einer Augenbinde beschenkte. — Milder doch als sie ist die Justiz der Kritik, insofern es sich um Urtheil und Recht über die Thaten unserer Mimen, gewöhnlich Künstler genannt, handelt. Ihre Verbrechen gegen die Gesetze der Aesthetik sind in der That groß, himmelschreiend und rachefordernd, aber das Paradies ist so verblendet, wie der Hades, die Loge verschwiegen wie die Maurerloge, und das einzige Zeichen des Mißfallens dieses, daß man nicht hingeht, und wenn auch die Engel vom Himmel selber ein Conversationsstück herunterwürfen, und solches in Scene gesetzt würde, vorausgesetzt nämlich, daß nicht einer von ihnen selber mitspielte. Wahrlich, wenn man so hört, wie ein Fehringer, Bur- oder Baumeister sich eines Schiller'schen oder Halm'schen fünffüßigen Verses bemeistern, und ihm, gleich einem gesottenen Krebs, bald diesen bald jenen Fuß, bald den Kopf und bald wieder den Schwanz ausreißen, so ergreift Einen ein Grauen, wie wenn man ein lebendiges, fühlendes Wesen auf dem Sectionstische zerschneiden sahe; man sieht den edlen Vers jämmerlich verbluten, erhebt das Auge über den Kronleuchter und seufzet: „Rächer im Himmel!" —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Journalistisches Vehmgericht. Eingesandt.]

Wenn die Regierungsbehörden ein auswärtiges Tagblatt verbieten, so kann dieses dabei für den Augenblick einigen Vortheil finden, weil das Verbot irgend etwas Pikantes voraussetzt, das dazu Anlaß gegeben, und also ein erhöhtes Interesse begründet. Anders aber ist es, wenn ein Quasi-Verbot von dem Publicum selber ausgeht, und manche Tagblätter wegen ihrer Tendenz oder Werthlosigkeit außer Cours gesetzt werden. Wie wir hören, hat zu diesem Behufe in einer großen Stadt Norddeutschlands ein eigenes Comité sich gebildet, das hierüber urtheilen und auch einige Thätigkeit anwenden will, seine Urtheile in Ausführung zu bringen, d. h. zu veranlassen, daß die verurtheilten Blätter an öffentlichen Orten und in Lesecirkeln nicht mehr gehalten werden. Offenbar kann eine solche Journal-Vehme manchen Blättern große Gefahr bringen! —

[Vorschlag zur Anlage von Eisenbahnen für Rechnung des Staats. Eingesandt.]

Der Staat creire zinslose Bank-Actien zum Betrage des Anlage- und Betriebs-Capitals, setze sie als baares Geld in Circulation, hypothecire die Eisenbahn dafür und amortisire das Capital durch den Rein-Ertrag der Bahn. Wenn dieser auch nur zwei Procent betrüge, so würde doch binnen 25 Jahren die Bahn Eigenthum des Staats werden. Allem Actien-Schwindel und jeder verderblichern Speculation wäre auf diese Weise gründlich vorgebeugt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 84. — den 30. April 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rom und die gemischten Ehen.

(Beschluß.)

Die preußische Gesetzgebung verlangt Ordnung in allen Theilen des Staatsverbandes, dies der Grund, warum Preußen eine erniedrigte, verarmte Kirche nicht haben wollte, und ihr aus Staatsmitteln aufhalf, ohne irgendwie dazu verpflichtet zu sein. Dies auch zugleich der Grund, warum Preußen das Verhältniß in den gemischten Ehen für den Fall regulirte, wo die Eltern nicht selbst darüber einig wurden, oder darüber nichts festgestellt worden war. Den Eltern steht nach unserer Gesetzgebung ganz frei, was sie in einer gemischten Ehe in Bezug auf das Bekenntniß der Kinder feststellen wollen. Ist irgend etwas festgesetzt, so respectirt der Staat diese Bestimmung vollkommen, und so ist es oft vorgekommen, daß Waisenkinder aus gemischten Ehen, die nach Feststellung der Eltern katholisch werden sollten, in protestantischen Staats-Erziehungsanstalten auf Kosten des Staats erzogen, gleichwohl im katholischen Glauben unterrichtet und eingesegnet wurden. Für den Fall aber, wo die Eltern bei ihren Lebzeiten nichts festgestellt hatten, oder, noch lebend, unter sich uneinig werden, mußte das Gesetz entscheiden, und hat dies, um Parität zwischen den beiden Religionen zu haben, nach dem Vorbilde vieler anderer Länder dadurch erzielt, daß die Söhne dem Bekenntniß des Vaters, und die Töchter der Religion der Mutter angehörig sein sollen. Unser König aber, bei seinem tiefen Gefühl für Familienglück, sah in dieser Bestimmung den Keim zum Unheil, zur Familienspaltung; es war ihm klar, daß die Familien hierdurch ohne Noth getrennt wurden, und in seiner echt väterlichen Weisheit setzte er fest, daß in jedem streitigen Falle die Kinder ohne Unterschied des Geschlechts der Religion des Vaters folgen sollten."

„Eine sehr weise Bestimmung!" unterbrachen den Redner hier viele Damen mit Einer Stimme, „denn allerdings kann dies nur Segen bringen, und jedes Mutterherz muß dem Könige dafür Dank wissen; denn für das Mutterherz ist Familienglück das höchste."

„Sie mögen Recht haben, meine Damen!" fuhr der Redner fort, „allein ich bitte Sie, wohl zu bemerken, daß Roms Herrscher und alle seine Priester von diesem Glücke keine Idee haben, und im Gegentheil, vielleicht eben wegen ihres ehelosen Standes, mit scheelen Augen auf die Glückseligkeit des Familienlebens herabsehen. Wie der Mensch überhaupt geneigt ist, das, was er selbst thut, und wenn es eine Thorheit wäre, für das Beste anzusehen, für das Erhabenste und Vorzüglichste, so hat Rom die Ehelosigkeit weit über den Ehestand gesetzt, und aus einer Institution, die nächst der Ohrenbeichte keinen andern Zweck hatte, als Roms weltliche Macht zu verbreiten und zu erstarken, eine heilige, gottgefällige Sache gemacht, so sehr sie auch mit der Natur und mit der Vernunft in Widerspruch steht. Hier liegt der Bruch zwischen alter und neuer Zeit. Mit dem alten Schreckenssatz, die Welt sei das von Gott Abgefallene, und der Geist sei, nur der Welt gegenüber,

Digitized by Google

benedeit und selig, steht der moderne Staat im direeten Gegensatz. Er hat das Familienglück zur Basis seiner Existenz, aus ihm erwächst er ewig jung und frisch, ohne dies Element hat er kein Bestehen. Das Familienglück ist der Schooß einer weltlichen Kirche; von diesem sieht sich die Hierarchie ausgeschlossen, deshalb muß sie hier ihre Polemik anknüpfen, die auch außerdem die Freiheit des Geistes, nicht blos das Gedeihen der weltlichen Zustände, d. h. des modernen Staates bedroht. Rom sah gerade in dieser Bestimmung des Kongs eine Handhabe, um den protestantischen Staat anzugreifen. In dieser Bestimmung wollte Rom nämlich ein Mittel sehen, die katholische Bevölkerung dem Protestantismus zuzuführen. Sie wäre, heißt es, blos in der Absicht gemacht, damit junge Offeianten aus den protestantischen Familien in die katholischen Provinzen versetzt würden, junge katholische Mädchen dort heiratheten, und somit den Protestantismus staatsrechtlich in katholischen Landen verbreiteten. Daß den Eltern ganz freie Bestimmung blieb, wurde gar nicht in Anschlag gebracht; daß eben so viele Katholiken in die protestantischen Provinzen versetzt wurden, und dort Protestantinnen heiratheten, kam nicht in Betracht, kurz, Rom wollte nur eine Gelegenheit haben, und fand sie. Alte Bestimmungen, längst der Vergessenheit verfallen, wurden wieder hervorgesucht, und es sollte die katholische Braut erst ein Examen bestehen, der Bräutigam einen Revers ausstellen, daß die Kinder, ohne Ausnahme, katholisch erzogen würden; dann erst sollte der katholische Priester die Ehe einsegnen dürfen. Freilich schützt der Staat seine Gesetze dadurch, daß Rom es nicht zu hintertreiben vermochte, wenn jener die protestantische Ehe als vollkommen gültig anerkannte, aber in den Herzen des jungen Mädchens blieb der Stachel sitzen, da sie wohl wußte, daß ihre Kirche die Trauung des protestantischen Priesters nicht als ein Sacrament anerkennt, und sie mithin sodann, Angesichts ihrer Kirche, im Concubinate lebt."

„Was sprechen Sie da von Braut-Examen, Herr Redner!" fragten einige Damen.

„Vor der Trauung in gemischter Ehe," fuhr der Redner fort, „hat der Pfarrer das Recht, die Braut im Geheim, und ausdrücklich ohne Anwesenheit eines Dritten, am wenigsten des Bräutigams, über die Pflichten des Ehestandes und ihren Glauben zu prüfen."

„Pfui!" schrieen alle Eines Sinnes, „pfui über die, welche sich einer solchen Bedingung unterwirft. Nach der Einsegnung hat keiner mehr das Recht, meinen Glauben zu bezweifeln, und welcher Bräutigam kann es sich gefallen lassen, daß seine Braut von Andern über eheliche Pflichten belehrt werde, als von ihm, — pfui über ihn!"

„Mein Geschmack wäre es auch nicht," fuhr der Redner fort, „aber die unverehlichten Priester sind am meisten darauf erpicht, jungen Mädchen Unterricht in den ehelichen Pflichten zu geben. In Spanien läßt der Mönch seine Sandalen vor der Thüre stehen, wenn er bei einer Dame ist, und wollte der Ehemann eintreten, würde er die höchsten Strafen, ja das Leben wagen. — Somit hatte Rom, wie gesagt, den sichern Keim zur Unruhe in die junge Mädchenseele gepflanzt, wenn sie nicht darauf bestand, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen; abgesehen von dem Unzarten, ein Mädchenherz duech die Vermittlung der Brutalität, der Unwissenheit oder der Rücksichtslosigkeit über die verschleierte Zukunft der Mutterpflichten unterwiesen zu wissen, — ich selbst muß hier um Verzeihung bitten —. Rom hatte überdies noch eine Art Entehrung an die Weigerung geknüpft. Eine Frau, die nämlich einen Protestanten ohne katholische Einsegnung geheirathet hatte, blieb einer Menge von Kirchencensuren ausgesetzt, die sie mit Concubinen in gleichen Rang setzten. Was namentlich die mittleren Stände traf, denn bei den höheren hat Rom nie Schwierigkeiten gemacht, die Schärfe seines Schwertes nie gebraucht. So sehen wir die Maitressen jener französischen Ludwige von der Kirche hoch geehre, und einzelne fast dem Volke als Heilige angepriesen. — Es versteht sich, daß die preußische Regierung diesem Unwesen nicht länger zusehen konnte. Sie mußte für alle ihre Unterthanen gleiche Rechte in Anspruch nehmen. Sie hatte selbst in den Rheinprovinzen, der katholischen Religion zu Liebe, die Civilehe abgeschafft, der Erzbischof Spiegel in Cöln hatte auch einen Ausweg gefunden, um die Vortheile der Kirche mit der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen. Aber es hatte der Prälat nicht voraussehen können, daß sein Nachfolger, ein mehr als römischer Ignorant, der durchaus in zelotische Asceetik vertieft, die Welt um sich her nie kennen gelernt hat, mit Wuth darauf hinarbeiten würde, das Werk des Friedens zu zerstören, und wo möglich die Völker in die Finsterniß der Barbarei zurückzuführen. Nur unter der Bedingung, die vom Grafen Spiegel eingeführte Convention zwischen den rheinischen Bischöfen aufrecht zu erhalten, war der Erzbischof Droste zu seinem Stuhle berufen worden. Er aber sah seine Eide für ungültig an, weil sie einem Heiden-Könige geleistet. Rom schloß sich dieser Ansicht an, und verbreitete den

Digitized by Google

willkommenen Zündstoff über ganz Preußen. Allein an einen Umstand hatte es nicht gedacht, daß nämlich seine Worte weiter führen würden, als ihm ganz lieb wäre. Es glaubte bei seinem Widerstande gegen Preußens vernünftige Vorstellungen nur Preußen, zum Dank für seine Wohlthaten, Verlegenheiten zu bereiten, aus welchen es neue Zugeständnisse erhalten würde; es übersah aber, daß Preußens gerechte und aufgeklärte Regierung Rückschritte nicht zu besorgen hat, und daß der Norden von Deutschland zu weit in der Erkenntniß von Wahrheit und Recht vorgeschritten ist, um sich dem Ausspruche eines unwissenden römischen Senats blind zu unterwerfen; es übersah, daß man bei uns Ueberzeugung durch Beweisgründe verlangt, und daß hier die Vernunft auf Seiten der Regierung ist. — Was aber für Rom noch viel schlimmer ist, auch in den katholischen Ländern, die es zu schonen weise Gründe hat, namentlich in Oesterreich, haben die blinden Anhänger Roms sich veranlaßt gesehen, diese durch die Allocution promulgirte neue katholische Lehre geltend zu machen, die Rom in seiner Kurzsichtigkeit nur auf Preußen bezüglich wähnte; dies hat allerdings das Verhältniß sehr geändert, und die saubere belgisch geistliche Partei, die jetzt erst ihre ganze Ohnmacht, so wie es auf Heldenthum ankommt, gezeigt hat, wird auch nichts weniger als geeignet sein, Roms Muth sehr zu entflammen. Oesterreich hat bei der Papstwahl ein sehr gewichtiges Wort dem heiligen Geiste ins Ohr zu flüstern, das weiß Rom sehr gut, und wenn daher der jetzige Papst, durch ein sehr zweideutiges Uebel, vielleicht vor der Zeit, seitdem er sich eines erfahrenen Arztes beraubt hat, weil seine unwissenden Umgebungen nicht erfahren haben, daß Gifte auch Heilmittel sind, abgerufen wird, um Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben, so dürfte der Nachfolger vielleicht nicht eher sich auf den Altar der Kirche Petri stellen, als bis die Wirren gründlich beseitigt sind, welche jetzt zwischen Welt und Kirche obwalten. Doch auch abgesehen davon, werden schwerlich neue Aufreizungen von Rom ausgehen, denn es hat auf unzweideutige Weise vernommen, daß man von allen Seiten Frieden haben will, und wird bald einsehen, daß man die Mittel hat, seinen Umtrieben Schranken zu setzen. — Hiermit, meine Damen," schloß der Redner seine Auseinandersetzung, „glaube ich, mein Pfand ehrlich ausgelöst zu haben."

„Allerdings," rief ihm die Wirthin zu, „wir sind Ihnen sogar dankbar dafür verpflichtet, aber was will denn Preußen eigentlich nun, und was wird es thun?"

„Preußen will nichts, als Ordnung und Ruhe, damit die Entwickelung seiner Völker nicht durch die Herrschsucht von Priestern gestört werde. Es verlangt von Rom weiter nichts, als Gleichstellung aller christlichen Confessionen vor dem Gesetze, und namentlich Aufhören aller Anfeindungen Andersdenkender. Es will mit einem Worte weiter nichts, als Erfüllung des christlichen Gebots: „Thue keinem Andern, was du nicht willst, das dir geschehe," und von Seiten der Geistlichkeit, daß sie nach Christi Grundsatz: „Dem Cäsar gib, was Cäsar's ist." — Was Preußen thun wird, ist eine andere schwer zu beantwortende Frage, da ich nicht im Cabinett Zutritt habe; so viel weiß aber jeder Preuße, daß seine Regierung für Aufrechthaltung der Gesetze sorgen wird, die sie zum musterhaften Beispiel für Alle gewissenhaft selbst befolgt, und daß es dann alle Umtriebe nur abwehrend, von der Vernunft des Volkes erwarten wird, daß es sich selbst überzeuge, von wem eigentlich sein Wohl gefördert werde, von Denen, die es anreizen, der Aufklärung zu entsagen, um in alter, längst vergessener Stumpfheit und Dummheit seine Pfaffen zu mästen, und deren Aussprüche für unumstößliche Wahrheiten anzuerkennen, namentlich, wenn sie von römischer Ignoranz eingegeben sind, oder von Denen, die stets bemüht sind, seine Intelligenz zu erhöhen, und es dadurch einer höhern Wohlfahrt sicher theilhaftig zu machen. Die Wahl dürfte nicht schwer sein, und schwerlich zu Gunsten der papistischen Zeloten ausfallen. Auch hierbei hat die brave Landwehr am Rhein und in Westphalen einen praktischen Ausspruch gethan, der bei dem belgischen Klerus große Aufmerksamkeit erregt hat. Es hat sich gezeigt, daß eine gerechte Regierung Anerkennung findet, wenn es gilt."

Die Gesellschaft war durch diese Rede zu neuen Fragen aufgeregt, die vielleicht später ein wiederholtes Pfänderspiel zu beantworten Veranlassung gibt.

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Theater, Heine's Buch der Lieder.]

Aber die Rächer auf den Parteerebänken, die ihn vertreten sollten, sind fröhlich und guter Dinge; man hat den ästhetischen Kannibalen Beifall zugeklatscht und sie klatschen morgen in ihren Blättern getrost nach: das Ding ist ganz excellent gegangen; nur die eine Wange war etwas zu roth geschminkt, und Fräulein So und So schien nicht recht bei Laune zu sein; sonst — capital! — die alte Schule lebt

Digitized by Google

noch; sonderbar, daß Hans und Hänschen nicht zahlreicher hineingehen will. — Ich bitte, das nennt man sonderbar! — Unsere Kritik ficht mit dem Hasenschwanze, sie vertreibt dem Prometheus die Mücken, und läßt den Geier ungestört an seiner Leber hacken. — Fräulein Grahn ist wieder da, die lächelnde Spanierin aus Kopenhagen, sie tanzt Variationen über das Thema der wirklichen Grazie, über die Liebesgluth eines spanischen Mädchens zu Jemandem, den wir nicht sehen, sondern uns hinzudenken müssen, sie tanzt eine lebendige Bajadere, eine todte Aedtissin, und eine schlafende, nachtwandelnde Jungfrau; sie tanzt Einem das Herz aus dem Leibe und lächelt dabei so süß und verlockend, als ob das Alles zur eignen Freude und Wonne geschehe, und doch hat das liebe Mädchen nichts davon als ein Säckchen Gold, das ihre häßliche, düster-verschlossene steckdänische Mutter in Empfang nimmt. Sie selbst ist eher häßlich wie schön zu nennen, erscheint im Umgang einfach, ernst, trocken, doch klingt ihr Deutsch sanft und leutselig; nichts verräth den Stand einer modernen Bajadere, vielmehr erscheint sie eher eine fromme Nähterin als eine Tänzerin, und erst wenn das Kammermädchen an der Toilette das Automat aufwindet, beginnen die Muskeln das Spiel der Grazie, das obligate Lächeln beginnt, die Glieder alle wiegen sich wellenartig, die Füße züngeln wie leckende Flammen, und eine Verzückung kommt über das eingeknickte Wesen; wenn aber die Castagnetten klappern und die Töne der Cachucha oder des El jaleo de Xeres ihr schmachtendes Liebesglocken beginnen, dann ist es als wenn das Schlachtroß die Fanfare ertönen hört und der Geist Terpsichorens senkt sich verklärend auf die Gestalt des dänischen Mädchens herab. — Uebrigens ist die Anziehungskraft dieses mal doch nicht so bedeutend wie früher. Was das Drama betrifft, so laboriren auch wir an der französischen Invasion, die unsre Bühne besetzt hält. Man erzählt sich, daß eine Beleuchtung von oben in die dunkeln Kammern deutscher Directorenschädel gedrungen sei, und eine Coalition sich gebildet habe, — (worunter auch die unsern begriffen) — zu gegenseitigem eidlichen Versprechen: binnen zehn Jahren keine französische Uebersetzung auf die Bretter zu bringen, vielmehr, da die überrheinischen Früchte doch einmal auch nicht überwinden, den Deutschen die Ehre zu geben, beiläufig auf Talente zu vigiliren und die Gewerbslust mit Patriotismus, Aesthetik und Geschicklichkeit möglichst in Verbindung zu bringen. — Das wäre dann ja wahrlich ein dramatischer Pfingsttag gewesen! aber — was erzählen die Leute nicht Alles! — Mit dem Vergreifen der zweiten Auflage von Heine's Buch der Lieder, — bei Hoffmann u. Campe hier — wodurch denn die dritte Auflage im Werden sein soll — sagt man auch — sei es nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen. Nachdem die erste Auflage beiläufig ihrer sechs bis acht Jahre bedurfte, um unter die Haube zu kommen, sollte die zweite wirklich in kaum einem Jahre vergriffen sein? — sagt man; — und da werden denn verschiedene Auskünfte gegeben. Die eine Version lautet dahin, — und das ist die glaublichste — es hätte die deutsche Gemeinde der Pietisten und Mystiker das Liederwerk als Gesangbuch in ihren Conventikeln eingeführt und sie kreuzigten ihr Fleisch damit. Eine andere sagt, weil die Heine'sche Schule sich geschämt, hinter der schwäbischen zurückzustehen, wo König Uhland und die Enclaven Freiligrath, Grün und Lenau mit zwei bis dreizehn Auflagen an der Stien stolziren, so habe man eine Collecte veranstaltet und die zweite Auflage zur Befruchtung der dritten aufgekauft, um so mehr, da man befürchten mußte, daß der junge Troubadour Beck dem alten Titan Heine an Auflagen über den Kopf wachsen könnte — und was denn so der literarischen Kannegießerei mehr ist, die ein nächster Brief wieder aufnehmen mag. †.

Notiz.

[Jansenismus und Jesuitismus.]

In dem ausgezeichneten, an geistvollen Blicken wie an gewichtigen Thatsachen überaus reichen Buche: „Geschichte von Port-Royal, von Dr. Hermann Reuchlin" wird der Jansenismus und der Jesuitismus aus einem ganz neuen Standpunkt betrachtet. In jenem sieht der Verfasser entschiedene, unter der Hülle des strengsten Katholicismus verborgene protestantische Keime, die noch einmal fruchtbar aufgehen können. Dagegen verleiht ihm der Jesuitenorden die weltliche Seite des Katholicismus, ja geradezu die industrielle des modernen Socialismus will er darin begründet sehen. Er nimmt an, die Lehre und Richtung der Saint-Simonisten sei ganz auf demselben Boden heimisch, den früher die Jesuiten bebauten, und zwischen den Grundlagen der Doctrin Robert Owen's und den Sätzen des Jesuiten Molina findet er die größte Uebereinstimmung. Er fügt hinzu: „Auch Goethe's Wilhelm Meister, besonders die Wanderjahre, gehören hieher;" in welcher letztern Bemerkung er unstreitig ein eben so wahres als tiefes Wort über dieses Werk sagt, welches in Deutschland, wie es scheint, bisher wenig verstanden und erkannt worden ist. Goethe selbst jedoch dürfte hier am wenigsten klagen; hat er doch fast in derselben Zeit, da er die Wanderjahre in ihre neuste Gestalt goß, mit entschiedner Verwerfung von dem Saint-Simonismus gesprochen, nicht erkennend, wie sehr sein Buch dieser Richtung angehöre, ihr diene und zustimme!

In demselben Buche wird angeführt, wie ein moderner Katholik in einer Predigt die Sünde des Menschen mit einem Pferdeschweif vergliche, dessen Haare man sicherer eins um das andere ausraufe; worüber ein namhafter Diplomat dann gesagt habe: „Das ist sehr gut, so behält man die angenehmsten Sünden bis zuletzt!" — Der moderne Katholik ist, soviel wir wissen, Zacharias Werner, der 1815 in Wien Fastenpredigten hielt, in manchen Stücken des berühmten Abraham von Sancta-Clara nicht unwürdig, — der Diplomat aber ist Wilhelm von Humboldt, der oft solche Scherzreden führte. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 65.

Ben Mussa in Paris.
Correspondenz. Aus Prag.
Notiz.

No. 66.

Ben Mussa in Paris. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Prag. (Beschluß.)
Notizen.

No. 67.

Neue Gedichte von R. E. Prutz.
Deutsche Romane.

No. 68.

Briefe über Schwaben und Franken.
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notizen.

No. 69.

Briefe über Schwaben und Franken. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 70.

Briefe über Schwaben und Franken. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hambueg. (Beschluß.)
Notiz.

No. 71.

Briefe über Schwaben und Franken. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.

No. 72.

Neue Lieder von Gabriel Seidl.
Briefe über Schwaben und Franken. (Beschluß.)
Notizen.

No. 73.

Fornarina. Ein Feagment von Ernst Willkomm.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 74.

Fornarina. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 75.

Fornarina. (Fortsetzung).
Schriftstellernöthen.
Notiz.

No. 76.

Fornarina. (Fortsetzung.)
Schriftstellernöthen. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 77.

Letzter Trost. Von Julius Mosen.
Fornarina. (Beschluß.)
Schriftstellernöthen. (Beschluß.)
Notizen.

No. 78.

Zwölf Tage in Berlin.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 79.

Zwölf Tage in Berlin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)

No. 80.

Zwölf Tage in Berlin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 81.

Zwölf Tage in Berlin. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notizen.

No. 82.

Schleswig-Holstein. Von E. C.
Correspondenz. Aus München.
Notizen.

No. 83.

Rom und die gemischten Ehen.
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notizen.

No. 84.

Rom und die gemischten Ehen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notiz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hahn und Ludwig Meyer. Mit sechs Tafeln. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Krinhuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Chonlant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. Istor Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. Istes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersborg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis editn. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Strove, F. G. W. de, sur l'emploi du l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelnee Charaktere, Ereignisse und Zustände dee neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischee Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jedee Woche eegelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregistee, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung postofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Obee-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Obee-Postämtee und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoie in Beelin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfuet.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Obee-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nüenbeeg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembeegsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgaet.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hambueg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Dee Preis des Jahrganges ist 8 Thle. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer eheinisch, und dafüe überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmitteldar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder dee resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

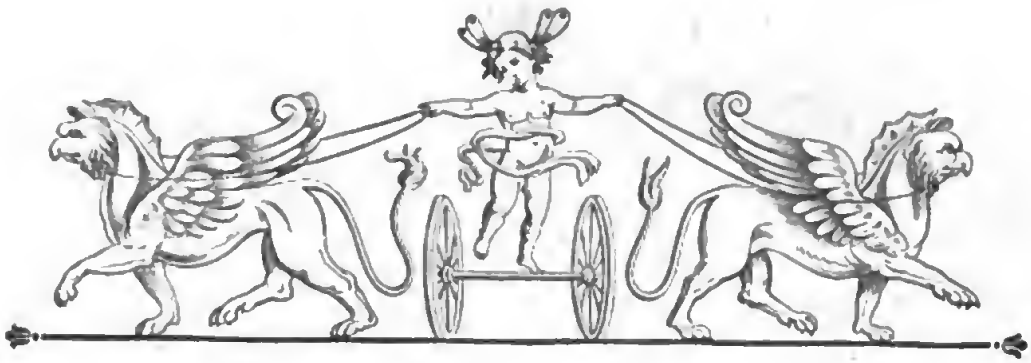
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entwedee untee der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusendeu.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 85. — den 2. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

Von A. Wellt.

1.

Muß man ein Maler sein, um ein Gemälde beurtheilen zu können? Winkelmann und Lessing behaupten nein, doch müsse man poetisches Gemüth haben; die schlechten Maler, die zufällig getadelt werden, sagen ja, und fügen hinzu, ein Dichter oder ein Kritiker verstehe nichts von einem Gemälde. Ich meinerseits weiß nicht, was man sein muß, um ein Urtheil öffentlich über einen Kunstgegenstand zu äußern, Etwas jedoch muß man sein; Andere würden sagen, Etwas jedoch muß man haben, — doch wäre es für unsere Literatur von höchster Wichtigkeit, wenn auf dem großen kritischen Markt ein jeder sein Schild heraushinge, das Visir aufschlüge, statt vehmartig in dunkler Nacht mit einer schwachflimmernden numerirten Laterne in der Hand, ein unwiderrufliches Urtheil zu fällen, wie dies in den „Blättern für literarische Unterhaltung" geschieht. Es ist dies einer der schreiendste Mißbräuche in der deutschen Literatur, und die erste und letzte Ursache ihres Verfalls und der Gleichgültigkeit des Publicums für Lob oder Tadel, der in den öffentlichen Blättern niedergelegt wird. Wer sich nicht nennt, der hat Ursache dazu, wer hingegen frei und aufrichtig ist, der nennt sich, selbst wenn er weiß, daß er gefehlt hat.

Nichts Imposanteres kann man sich denken, als die Salons im Louvre; nichts Großartigeres und Auffallenderes, wenn man so in einem Schuß die langen, auf beiden Seiten mit Gemälden tapezirten Galerien durchläuft. Doch wenn man sich die Zügel ein wenig kürzer zieht und ganz gemächlich ein Gemälde nach dem andern beschaut, wenn man endlich diese Reise einige Dutzend Male, den Katalog in der Hand, gemacht, und so lange gesehen und gesehen hat, daß einem Hören und Sehen vergeht, daß einem der Nacken wehe thut, so sieht man erst recht ein, wie geringfügig alle diese Gemälde sind, und sucht Entschädigung in den vielen lebendigen Portraits, die darin mit aufgeschwungener Nase und gespitzten Ohren herumwandeln. Wahrlich, will man die französische Kunst nach der Ausstellung im Louvre beurtheilen, so erhält man eine schiechte Meinung davon. Vorerst sind mehr als tausend Portraits ausgestellt. Wozu dies? Ich verzeihe noch das Portrait der Sand und Hugo's, auf die ich zurückkommen werde, aber wozu diese Legion der Namenlosen? Hinaus mit ihnen! würde ich rufen, da kommt so ein Philister, der weiter kein Verdienst hat, als eine krumme Nase und rothe Augen, und setzt sich gravitätisch über Scheffer's Mignon. Wozu dies? Die Franzosen fühlen das Beleidigende nicht, denn so schlecht sind ihre Maler nicht, als ihre Feuilletonisten; diese sind von der liebenswürdigsten Ignoranz, die man sich denken kann. Ich will hiermit nicht sagen, daß nicht meisterhafte Gemälde ausgestellt sind, im Gegentheil ist der Salon dieses Jahres einer der besten, doch um diese alle zu kritisiren, müßte man so viel Zeit verwenden, die sowohl

dem Kritiker als dem Leser zu theuer ist. 2141 Gemälde sind ausgestellt. Unter diesen übergehe ich vorerst alle Schlachtstücke, die hier in jedem Falle größer in der Quantität als in der Qualität; jedoch sind Meisterstücke darunter; ferner die Landschaften, die Gottlob hier in geringer Zahl sind, während es in Deutschland bald mehr Landschaftsmaler als Landschaften gibt; dann fehlen hier auch die lyrischen Tändeleien, die blondgelockten düsseldorfer Kinderspielchen, die so süß sind, daß man ihrer zum dritten Male schon überdrüssig wird; ich übergehe Alles endlich, was meinem poetischen Gemüthe nicht zusagt, ohne es darum zu verdammen. Ein jeder hat seinen Geschmack, doch ist es mir unmöglich, über einen Gegenstand zu schreiben, den ich nicht liebe, blos um darüber zu berichten. Ein altes Sprichwort sagt: man soll um Millionen kein armer Mann sein. — Ich spreche also zuerst von einigen deutschen Gegenständen, die mir auffielen, und die ich liebgewonnen. Ich hoffe, daß dies Sie selbst interessiren wird. Zuerst die Trilogie: Esmeralda, Mignon und Gretchen, obschon sie ziemlich weit von einander entfernt sind. Ich habe sie dennoch gleich zusammengestellt, und im Traum kam es mir vor, als hätten sie mir darob gedankt.

Esmeralda, von Steuben.

Ist das ein Deutscher? Der Name und das Gemälde sagen ja, der Katalog sagt, rue hautefeuille, No. 30. Obschon ich nicht zweifelte, fragte ich doch den Portier, der es aber nicht wußte. Dem sei, wie ihm wolle, diese Esmeralda ist entzückend, ist unvergleichlich. Steuben ist ein eben so großer Dichter als Hugo, der Schöpfer dieses prototypischen Mädchens. Quasimodo hat bekanntlich die liebe Esmeralda von der Todespein gerettet, indem er sie auf seine Kammer im Thurme von Notre-Dame trug. Vergebens suchte ich diese Kammer in dem Thurme, ich hätte dem Führer alle meine Baarschaft darum gegeben; so mächtig ist der Dichtung Schöpfung, daß ich Hugo's Phantasie für Wahrheit nahm. Der Führer mußte mich daran erinnern, daß dies wohl nur erdichtet sei. „Imbécille!“ sagte ich unwillkürlich; ich habe ihm gewiß weniger Führerlohn gegeben. „Y-pensez-vous?“ sagte er zu mir spöttisch, „vous prenez l'imagination de Victor Hugo pour un fait?“ Das ganze Lebensbild stellte sich mir in diesem Augenblicke riesenartig vor meine Augen. Hier der kecke prosaische Krämergeist, der die Hand nach dem dicken Sou ausstreckt, und einem sogar, einem phantasielosen Gelehrten gleich, die Geschichte erklärt, und dort der schöne Wahn der Dichtung mit leeren Taschen und großen Augen, der sich so lange etwas vorphantasiet, bis er selbst daran glaubt. Ich mußte hinaus in die Seine und in das tausendäugige Paris schauen, und dort dicht neben der Kirche sah ich die Esmeralda mit ihrer Ziege auf dem öffentlichen Platze, umringt von einer beifallklatschenden Menge, tanzen. Hier auf Steuben's Leinwand sitzt sie, das eine Bein untergeschlagen, das andere entblößt und graziös nachlässig ausstreckend, indem sie mit ihrer Ziege spielt. Quasimodo hat ihr ein kleines Lager so gut als möglich bereitet, und sich entfernend, bleibt er an der Thüre stehen, um sie unbemerkt und in Wonne schwimmend zu betrachten. Ihr Blick ist gesenkt, denn sie liebelt mit ihrer Ziege, ihr Busen kaum von einem weißen leichten Gewand bedeckt, und ihr Ausdruck der eines jener merkwürdigen genialen weiblichen Geschöpfe, die, kaum einer Gefahr entronnen, den Mund schon wieder zum Lächeln und den Fuß zum Tanzen spitzen. Um ihren Mund spielt das beständige Hin- und Herwellen ihres bekannten Mäulchens, moue, das der Dichter so oft und so treffend bezeichnete, und neben ihr sieht man ihre Tanzschuh und das Tamtam. Nichts Interessanteres als dies innere unbegreifliche Verhältniß zwischen Esmeralda und ihrer Ziege, die ihr Kärtchen auf das zarte Bein der Geliebten legt, und gern vor Freude lächeln würde, wenn überhaupt Ziegen lächeln könnten. Es gibt ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Thier und Menschen, das man unbegreiflich nennen könnte, wenn es nicht wahr wäre, und das dem Maler besser als dem Dichter gelingt. In der Ecke steht Quasimodo. Steuben liebt ihn, weil er seine Esmeralda gerettet, so sehr, daß er ihn sogar verschönert hat. Er ist zwar schwarz, aber doch regelmäßig von Gesicht gebildet, ja er ist wirklich zu schön. „Tiens, il est joli garçon!“ hörte ich zwei Gamins sagen, die schnell vorübergingen, und wahrlich, diese Gamins haben ein gesundes und frisches Urtheil. Quasimodo ist zu hübsch: dies der Schatten des Lichtes. Das Ganze jedoch ist ein Meisterstück und — doch die deutschen Literaten kaufen keine Gemälde.

Gretchen, von Ary Scheffer.

Ary heißt auf Hebräisch Löwe, Scheffer ist ein Löwe unter den Malern, obschon er so sanft wie ein Schäfer ist. Ary Scheffer ist wirklich der Löwe unter allen Malern, und sein Gretchen, das Faust zum ersten Male erblickt, trägt die Krone und die Siegespalme unter allen Gemälden davon. Scheffer ist ein Deutscher. Was würde

Digitized by Google

eine Ausstellung in Deutschland, wozu alle deutschen Künstler mitwirken würden, erst gegen die hiesige aufzuweisen haben? Ist denn dies nicht möglich, daß unter vierzig Millionen Deutschen eine Ausstellung die ganze Nation repeäsentirte? Die hiesige Ausstellung müßte sich verkriechen, sie müßte beschämt ihr Gesicht verschleiern. Ich frage noch ein Mal, ob dies nicht möglich ist, obschon ich von der Möglichkeit überzeugt bin. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Ihr Blatt diese Idee zuerst anregte und beständig darauf zurückkäme. Der ganze Vorzug der hiesigen Ausstellung liegt wirklich in der erstaunlichen Menge der Gemälde, worunter einige Meisterstücke, während eine solche Ausstellung von ganz Deutschland ganz andere Resultate hervorbringen würde. Doch kommen wir auf Scheffer zurück. Sechs Figuren begleiten Gretchen aus der Kirche, sie selbst steht auf der steinernen Treppe, und neben ihr etwas höher ein charmanter J nge, ein Gebetbuch mit dicken Spangen in der Hand. Neben der Treppe steht Faust, auf ihn stützt sich Mephistopheles. So wenig es mir möglich wäre, ein Gretchen, einen Faust oder Mephisto nach Goethe zu beschreiben, eben so wenig ist es mir möglich, diese Figuren würdig zu schildern, ich müßte mit Franz sagen, es ist gerade, als wenn man Musik sieht und ein Gemälde hört; denn Scheffer ist noch ein größerer Dichter als Maier, und eines Goethe würdig. Dieses Naivsentimentale in Gretchens Antlitz, dieses Nationale, Unbeschreibliche, das man nur in deutschen Augen sieht, dies unnennbare Etwas, das der Deutsche Gemüthlichkeit nenut und der Franzose bewundert, ohne es zu verstehen, dieses Sicherrathenlassen, das nur das deutsche Mädchen unwillkürlich besitzt, Alles dies hat Scheffer in das Gesicht, ja sogar in die Falten des Kleides und in die blondglatten Haare Gretchens gelegt. Nichts desto wenigee ausdrucksvoll ist Faust, wenn schon ein wenig französirt; aber er gewinnt nur dadurch. Ueber alle Maßen originell ist Mephisto mit seinem teuflisch-lieblichen Halblächeln und seinen braungrauen Zähnen. Zum ersten Male habe ich die Zähne des Mephistopheles gesehen, sie sind nicht weiß, wie bei den Schwarzen, sondern dunkel; neugierig wäre ich, wie sich die Schwarzen ihren weißen Teufel vorstellen. Ich habe Cornelius' Zeichnungen von Gretchen gesehen, nur das Costüm gleicht sich ein wenig, im Uebrigen übertrifft Scheffer ihn hinsichtlich Gretchens in allen Puncten. Cornelius' Gretchen ist eher eine Chrimhilde, Scheffer's Gretchen ist Goethe'n aus der Seele abgelauscht. Hingegen hat Cornelius mehr Freiheit und Kühnheit in der Zeichnung, wenn es gilt, Männer zu malen, während Scheffee etwas zu ängstlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Kunst und Wissenschaft; die Ausstellung der düsseldorfer Bilder.]

Endlich ist es gelungen, den Minister v. Altenstein dahin zu bestimmen, dem Professor Schönlein die duech Bartel's Tod erledigte Klinik zu übergeben. Schönlein hat den Ruf angenommen und die Freude in Berlin ist allgemein darüber. Weniger begreift man die Motive, durch welche die einflußreiche Wirksamkeit des Medicinalrathes Dr. Froriep, Sohnes des berühmten weimarischen Arztes, bedingt werden ist; derselbe leitet schon jetzt zum Theil bei uns die Examinationscommission. Soll diese Maßregel dazu beitragen!, in unser Medicinalwesen einen Umschwung zu bringen? Dr. Froriep, der mit einem sehr bestimmt ausgesprochenen Ruf aus Jena, wo er seine Doctorwürde erhielt, zu uns kam, ist kürzlich als Mitglied der Ober-Examinations-Commission beigegeben. — Unsere Akademie der Wissenschaften fahrt gleichfalls fort, durch neue Wahlen sich zu complettiren — doch im umgekehrten Sinne, wie die Universität; während diese große deutsche Talente wie Dr. Schönlein nach Berlin beruft, holt jene ihre Mitglieder jenseit des Meeres her, und verschmäht die Aufnahme eines Creuzer, eines Otfr. Müller! Doch wozu auch Männer dieses Fachs, da Namen wie Panofka in ihren Reihen leuchten, der, nachdem Letronne im Journal des Savants seine wahre Würdigung ihm hatte angedeihen lassen, von der Akademie zum Mitgliede ernannt wuede. — In die belletristische Literatur ist duech Dr. Jul. Ed. Hitzig Leben und Bewegung gekommen; frühee erregten seine Streitigkeiten mit Meyen und Klein im Gesellschafter viel Skandal, jetzt sind diese Aufsätze gesammelt erschienen, und man könnte sich wohl veranlaßt sehen, denselben volle Aufmerksamkeit zu schenken. Will man sich auch mit dem ersten Theil einverstanden erklären, so ist doch nicht zu läugnen, daß hier der ehemalige Buchhändler zu sehr hervorsieht. Dieses ist aber im zweiten Theil noch weit mehr der Fall, und man stößt in demselben auf Behauptungen, welche für den Verfasser erröthen lassen. Von dem Buchhändler eine Zeitschrift abhängig zu machen, heißt ja geradezu den Abschreiber für den Conclpienten nehmen. Der Buchhändler ist nichts als ein vervielfaltigender Abschreiber. Es kann jener sagen: ich will nicht mehr abschreiben, aber nimmermehr steht ihm das Recht zu, auch nur mit einer Spitze der Redaction in die Hände zu pfuschen. Was würde da wohl aus der Literatur werden, wenn solche Geundsätze aufkämen! Das preußische neue Gesetz über das schriftstellerische Eigenthum hat dieselbe Verwechselung gemacht, und nicht das Eigenthum des Verfassees, sondern den Gewinn des Buchhändlers in Schutz genommen. Wahrlich, wir leben in einer confusen und verkehrten Welt. Alle Theorien werden nichts helfen, um der Presse einen Umschwung zu

Digitized by Google

geben. Sie wird sich immer nach dem Geschmack der Leser richten, und nur diesen consultirt der Buchhandler. Uebrigens entwickelt Herr Hitzig einen seltsamen Begriff von „Klatschen." Manche Nacheicht mag in Klatscherei ausarten; wenn man es aber interessant findet zu melden, daß Herr Rothschild von Wien nach Paris reist, warum sollte es nicht auch interessant sein, anzuzeigen, daß Schlegel von München nach Bonn gegangen ist? Es liegt tiefer, viel tiefer, und nur erst dann wird die Literatur wieder aufkommen, wenn alle Drucksachen und Nachrichten mit Namenschiffre, oder voller Unterschrift erscheinen, wenigstens jeder für seinen Artikel verantwortlich gemacht werden kann; das Publicum darf ja übrigens die Chiffre nicht kennen. —

Die düsseldorfer Maler veranstalten in diesen Tagen hier eine Ausstellung ihrer neuesten Werke im Local des Hotel de Russie. Eine solche abgesonderte Ausstellung von der größeren, welche die königl. Akademie der Künste im Herbste dieses Jahres beabsichtigt, wird, da die Werke dieser Künstler zu den vorzüglichsten gehören, das Interesse an der bevorstehenden akademischen natürlich sehr verringern, und in der bisherigen nicht unbedeutenden Einnahme derselben, die zum Theil zu Gunsten vieler Künstler verwandt wurde, einen auffallenden Ausfall herbeiführen. Sollten diesem Entschlusse der düsseldorfer Maler, durch ähnliche Umstände herbeigeführt, auch die französischen und die andern auswärtigen Künstler beitreten, so würden gewiß die sonst von Beförderern und Kunstfreunden so belebten Ausstellungsräume ein anderes, öderes Ansehen gewinnen. Die Werke dieser Künstler allein gewährten das mannichfaltige Interesse, sie waren es, die die Künstler und Kenner über die Fortschritte und die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Malerschulen unterrichteten und in ihrem Zusammenhange den Werth jedes einzelnen zur richtigen Würdigung gelangen ließen. Nur aus den Werken der hiesigen Maler den eigentlichen Standpunct der neueren Kunst richtig erkennen zu wollen, wäre wohl unmöglich, weil sich bei denselben seit längerer Zeit mehr ein Streben in der Nachahmung jener fremden Schulen, als eigene Originalität deutlich genug zu erkennen gegeben hat. Die königl. Akademie wird, wir dürfen es wohl hoffen, gewiß nicht unterlassen, Alles zu thun, um künftighin Kunstwerke dieser Art für ihre Ausstellung zu erhalten. Nur dadurch wird sie das wahre Interesse der Kunst sowohl, als ihr eigenes bewahren können.

Bei dem rühmlichen Streben des hiesigen Cultus-Ministeriums, die wissenschaftlichen Institute so viel als nur immer möglich dem Publicum zugänglich zu machen, muß es tadelnd bemerkt werden, daß die Bibliothek der königl. Akademie der Künste in ihren alten Formen zum Theil noch beharrt. Der Reichthum derselben an neueren Werken der Kunst-Literatur ist nicht unbedeutend, kann aber leider nur wenig benutzt werden. Es ist dies um so übler, da gerade diesem Zweige der Literatur in der großen königl. Bibliothek so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, ja sogar ein Mangel der gewöhnlichsten Handbücher sich vorfindet. Es wäre daher wohl wünschenswerth, daß einem Manne von hinreichenden literarischen Kenntnissen die akademische Bibliothek übergeben werde. Eine freie Benutzung, so daß Künstler und Gelehrte, wie in der großen Bibliothek, unter einer Garantie Bücher zum Gebrauch entleihen könnten, und ein leicht übersehbarer, wissenschaftlich geordneter Katalog dieser schätzbaren Bibliothek der Akademie dürfte alsdann gewiß zu erwarten stehen. †.

Notizen.

[Spiridion.]

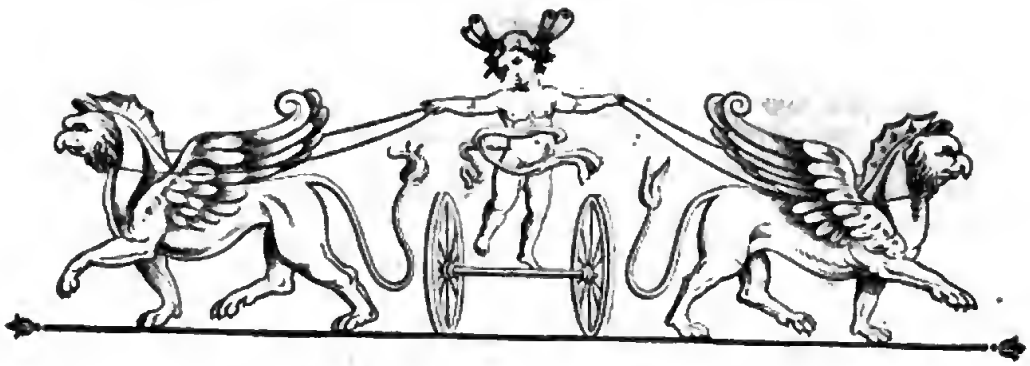
Die Marquise Dudevant (George Sand) ist unstreitig das merkwürdigste Autogenie, das jetzt in Frankreich lebt. Ihr neuestes Erzeugniß „Spiridion," von welchem bereits eine Correspondenz aus Paris in diesen Blättern berichtete, setzt durch Composition und Ausführung in nicht geringeres Erstaunen, als ihre früheren Schriften. Doch scheint sie diesmal nur für eine kleine Auswahl von Lesern geschrieben zu haben, die Menge kann ihr unmöglich folgen. Sie hat gewiß keine Zeile von Strauß gelesen, noch vielleicht Strauß eine von ihr, das Zusammentreffen aber in manchen Ansichten ist auffallend, Spiridion kann für eine belebte Variation des Aufsatzes „Vergängliches und Bleibendes" gelten. Merkwürdig in andrer Hinsicht ist es, daß auch in Frankreich sich dem fruchtbarsten Genie die Form einer „Klosternovelle" aufdrang, während gleichzeitig die Geschichtschreiber sich mit dem Klosterwesen näher einlassen, und z. B. das berühmte Port-Royal deutsch durch unsern Reuchlin, französisch durch den trefflichen Sainte-Beuve geschichtlich dargestellt wird. — *.

[Professor Näke.]

Der Professor in Bonn, August Ferdinand Näke, leider vor kurzem allzu früh der Wissenschaft und seinen Freunden entrückt, besuchte während der Herbstferien des Jahres 1822 im Elsaß auch das durch Goethe berühmt gewordene Dorf Sesenheim. Was er durch den Prediger dort noch in Erfahrung bringen konnte, sowohl über die früheren Bewohner, deren Goethe gedenkt, als auch über diesen selbst, merkte er sorgfältig an, und ordnete in der Folge das Ganze zu einer Darstellung, welche durch Anmuth und Lebendigkeit sich den Goethe'schen Schilderungen anreihen dürfte. Das Heft, von Näke's eigner Hand sauber geschrieben, kam ohne sein Wissen, durch Vermittlung eines Freundes, unter die Augen Goethe's, der mit Wohlgefallen dabei verweilte, und darüber den kleinen Aufsatz niederschrieb, den wir im 49. Bande seiner Werke unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" lesen. Dies alles erfahren wir willkommnerweise durch das Programm der nächsten Sommervorlesungen der Bonner Universität, dessen Verfasser, der geschätzte Prof. Ferdinand Delbrück, bei dieser Gelegenheit seines verewigten Freundes in verdienten Ehren zu erwähnen nicht versäumt hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 86. — den 3. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Osternacht in Weimar.

Vor St. Schütze's Haus.

Die Pforte zu, die Schalteen fest verschlagen, —
Ein Haus des Todes, wie ich's nie gedacht!
Kein Herz mehr drinnen? Er ward fortgetragen,
Er ging nicht aus, er kommt nicht heim zu Nacht.
Dort seine Bäume treiben neue Sprossen
Und harren ihrer Dichter leichtbeschwingt,
Sie ahnen nicht, daß, wenn sie aufgeschlossen,
Der heiterste der Frühlings-Sanggenossen
Nicht mehr in ihre grünen Zweige singt.

Der Schütze starb! O rümpft Ihr Superklugen,
Die Nase nur, jedweden Leides bar;
Weil Euer Pfade nicht zusammenschlugen,
Darum sagtet Ihr schon längst von ihm: „Er war."
Wohl paßt' er nicht in unsre jungen Glieder,
Doch Dichter blieb er stets und allerwärts,
Und zu dem Dichter-Geiste seiner Lieder
Gesellte sich — schlagt Euer Augen nieder! —
Eins, was Euch fehlt, ein echtes Dichterherz.

Es klopft nicht mehr. Still, wie er stets gewesen,
Wie seine Muse leicht, entschlief er dort;
Im Sterben noch gedacht' er an Genesen,
Tod war ihm fremd, gehässig selbst das Wort.
Ach, armer Freund, was frommte Dir Dein Glaube?
Der Tod ist streng, das Leben treulos feig,
Es zog auch Dich der unerbittlich taube
Mit starker Faust zum and'ren Menschenstaube,
Den Mann des Scherzes in sein ernstes Reich.

Sei Dir die Erde leicht, die heil'ge Erde,
Drin Deines Volkes liebste Särge steh'n!
Mich aber laß von dem verwaisten Herde,
Wo Du gewohnt, von dannen fürbaß geh'n!
Mich lüstet's nicht in jener Stadt zu weilen,
Sie mahnt mich selber wie ein Sarkophag,
Würgengel sah' ich durch die Gassen eilen
Und Wunden schlagen, deren Brand zu heilen
Die kühle Gegenwart nicht mehr vermag.

Die Nacht bricht ein. Aus ihren Nebelschauern,
Wer weiß, welch' neue Thräne niedertropft?
Schau! Schatten schleichen längs den öden Mauern,
Von Haus zu Haus huscht es und lauscht und klopft.
Vielleicht wenn mit verwachtem Aug' der Morgen
Vom Berge blickt, ist's wiederum geschehn,
Daß Einer in sein Lailach sich geboegen,
Um den die Andern rathlos und voll Sorgen,
Als um den Träger dess'rer Zeiten steh'n!

Dort ruhen sie, zwei in der Fürstenhalle,
Selbst Fürsten, aus gemeinem Reis entstammt,
Bei ihnen E R, um dessen Thron sie Alle,
Die hellsten Lichter seines Geist's, geflammt!
Nur wenig Häupter noch aus jenen Tagen
Steh'n aufrecht da, vom Alter schon beschneit,
Wie Pyramiden aus dem Flugsand ragen,
Um dem Vorüberziehenden zu sagen:
Hier herrschte weiland eine and're Zeit.

Und jetzo? — Bilder überall und Büsten,
Mit leerem Hirn, die Lippen stumm und bleich,
Die Augen stolz, als ob die Todten wüßten,
Wie arm die Lebenden und sie wie reich.

Digitized by Google

Weh, armes Zion, unsre hohe Veste,
Auch du wirst Schutt, wie alles Irdische!
Auf, sammle deines Glanzes karge Reste
Und weine, einst der Mütter größt' und beste,
Um deine Todten, deutsche Niobe!

Franz Dingelstedt.

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

(Beschluß.)

Neben Gretchen auf beiden Seiten hängen zwei Mignons, ebenfalls von Scheffer. Mignon aspirant au ciel und Mignon schlechtweg. Wissen Sie, was aspirant au ciel ist? Verklärt, das sieht ein Deutscher im ersten Blick, der Franzose kann das verklärt nicht übersetzen, und nennt es nach dem Himmel strebend. Mignon regrettant sa patrie: Kennst du das Land? — ist göttlich schön. Ein schwarzes poetisches Kind mit einer tiefen nachsinnenden Miene, das eine Aermchen in die Höhe haltend, — man möchte mit ihm weinen und lachen zugleich. Dabei ist die Zeichnung Scheffer's immer glatt und elegant, ohne affectirt zu sein, die Kleidung immer correct, und der Ausdruck hell und deutlich. Die hiesigen Kritiker heißen es cet enfant du nord, cette créature de l'occident; cet être essentiellement allemand u. s. w, es ist zum Todtlachen. Uebrigens haben nicht alle die Romanze von Mignon gesungen, die hier sehr schlecht im Ménestrel übersetzt wurde. Ueber Mignon aspirant au ciel weiß kein Mensch etwas zu sagen, sogar Janin übergeht es. Wenigstens haben sie hier ein Verdienst, sie schweigen. Mignon, das Halbkind, steht ganz mit dem Gesicht dem Zuschauer zugewendet, die „verklärte" Mignon zeigt nur das Profil. In der That, das Kind ward zur Jungfrau, und obschon es dieselben Züge aufs Haar hat, so sieht man doch die starke Veränderung. Man kann es als ein Symbol der reinsten Poesie nehmen; denn schöner und zugleich bedeutungsvoller kann die Muse der deutschen Poesie nicht sein.

Rechts neben Mignon steht der König von Thule, im Brustbilde, den Becher in der Hand, in den die letzten Thränen fließen. Auch hier versteht die französische Kritik nichts, sie bewundern den weinenden König und die dicken Thränen, kein Mensch weiß aber warum. Dies Bild ist ebenfalls meisterhaft und voller Ausdruck. Man glaubt, man sehe die Hände zittern, womit er den Becher hält. Das Meer spiegelt sich ruhig unter ihm, — eine Bedeutsamkeit, die hier auch Niemand verstand.

Endlich Jesus auf dem Oelberge, von einem Engel gestärkt. Der Ton ist hier sehr originell, er spielt ins Aschgraue; die ganze Auffassung ist daher neu und frappant. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die hiesige Kritik Scheffer'n unter die Ersten zählt, obschon sie ihn einmal Franzose, das andere Mal einen Deutschen nennen. Doch stellen sie Decamps neben ihn, der es zwar hinsichtlich der Mannichfaltigkeit verdient, der aber, was Genie und Talent betrifft, ihm nicht das Wasser reicht, und nicht einmal ein Schüler von ihm sein könnte.

Madame Bourlet de la valée hat ebenfalls Gretchen, Faust und Mephisto gemalt; sie wählte den Augenblick, als Faust Gretchen aus dem Gefängniß retten will, diese sich weigert, und Mephisto seinen Contract zeigt. Nicht übel. Doch ist das Gretchen nicht deutsch, ich wette darauf, die Madame hat es von der Lindner gesehen, denn es sieht ihr gleich, doch die Taille der Lindner paßt nicht für ein Gretchen, und ihre Größe läßt sich nicht malen. Das Ganze hat jedoch Verdienst, besonders lobenswerth ist das Spannende in der Handlung, worin die Franzosen mit ihrer Wildheit immer Effecte hervorbringen. Gehen wir von Goethe zu Schiller über.

Max Piccolomini, von Dietz.

Existirt dies Bild in Deutschland schon? Ich weiß es nicht, eben so wenig, ob Dietz ein Deutscher ist, wie sein Name glauben macht. Die Scene ist ein Schlachtstück, der Künstler wählte den Augenblick, wie Max mit seinem Pferde in den Graben stürzt und die andern Reiter über ihn. Leben, Feuer und Handlung ist in dem Gemälde, der Schwung der Rosse, die Angst der sie zügelnden Reiter, der Ausdruck des Max unter dem Pferde, alles dies ist meisterhaft und grandios, doch wäre dies kein Sujet für einen poetischen Maler. Wer sieht hier etwas von dem innern Kampfe des Piccolomini zwischen Ehre, Pflicht und Liebe? Der Katalog erzählt's, ein Jeder weiß es, aber ein Maler darf auf ein solches a priori nicht rechnen. Lieber wäre mir Max, der durch seine Figur selbst diesen Kampf ausdrückte. Dieser deutsche Cid, der leider in Wallenstein nur eine secundaire Rolle spielt, während er eine Figur zu einem besondern Trauerspiele abgeben könnte, ist in dem Graben sehr zu bedauern, aber nicht poetisch genug. Wie ihn ein Maler vorstellen sollte, das weiß ich selbst nicht, so aber genügt er nicht. Indessen ist das Gemälde mehr als verdienstvoll.

Digitized by Google

Albrecht Dürer und seine Frau, von Jacob.

Eine böse Frau ist immer zu etwas gut. Albrecht Dürer wäre gewiß kein so großer Maler geworden, wäre er nicht nach Italien gereist, nach Italien wäre er aber nicht gereist, wenn er keine böse Frau gehabt hätte. Sokrates, — lachen Sie nicht! — Sokrates hätte vielleicht nicht so ruhig den Giftbecher geleert, wenn er nicht gewußt hätte, daß es, wie Salomon sagt, noch etwas Bitteres gibt, als den Tod, eine böse Frau nämlich. Bei den wichtigsten tragischsten Begebenheiten ist immer eine komische Nebenursache; — endlich hätte Moses die Israeliten nicht aus Aegypten geführt, hätte er nicht seine Frau verlassen wollen, die er übrigens zum zweiten Male sitzen ließ: — sie war nicht von den besten. Nun ist die Frage: wie malt man eine böse Frau? Denn man kann lächeln und lächeln und doch ein Tyrann sein. Man sieht es der Frau Dürer's gar nicht an, daß sie einen so bösen Namen hat. Dürer sieht dem Spiele der Kinder zu, es sind fünf Figuren. Seine Frau mahnt ihn an seine Arbeit, und macht ihm Vorwürfe über sein Müßigsein, worauf er antwortet: „Glaubst Du, ich arbeite nicht, wenn ich die Natur beobachte?" Dies Alles steht im Katalog, auf dem Bilde sah ich's nicht. Indessen ist das Stück nicht übel, besonders ist das Costüm der Zeit beobachtet. Dürer's Frau hat röthliches Haar; ich weiß nicht, ob dies historisch ist. So viel ist gewiß, daß nur Albrecht Dürer selbst im Stande gewesen wäre, eine böse Frau zu malen.

Die Landschaft von Achenbach habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, denn es geht nicht der Reihe der Nummern nach, eben so wenig die von Funk und Köhler, aber ein gewisser Guerin hat eine Apotheose Mozart's mit mehr als hundert Figuren gemalt, die aber mehr lächerlich als heilig ist. Das Bild soll den Hof der heiligen Cäcilie vorstellen, einen Tempel des Ruhms, der buchstäblich die hiesige Börse vorstellt. Man denke sich, welche Satyre! Mozart wird im Frack von Pergolese eingeführt. Man sieht Raphael und Buonarotti, Dante und Virgil, Rubens und Ariost, Tasso, Petrarka und Laura. Chöre singen seine Lieder, es müssen französische Chöre sein, denn es scheint uns, sie singen sehr schlecht. Zum Schluß kommt auch noch Donna Anna und Don Juan. Hier rief ich unwillkürlich aus: Ist auch Saul unter den Propheten?

(Wird fortgesetzt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Malerei, der Kunstverein.]

Das Häuflein unserer hiesigen Maler wird seit einiger Zeit gewaltig durch den Tod verkleinert. Es ist erst einige Monate her, daß kurz nacheinander die beiden Maler Knapp und Orth starben, der erstere ein tüchtiger Rhein-Landschaftsmaler, aus dem vielleicht ein bedeutender Künstler geworden wäre, wenn er nicht mit allzumißlichen, häuslichen Verhältnissen zu kämpfen gehabt hätte, — der letztere ein junges, hoffnungsvolles Talent im Portraitiren und in der Genremalerei, auch nicht unverdienstlich in der Historie. Orth wollte sich eben mit einer liebenswürdigen, vermögenden Dame vermählen, als plötzlich der Genius die Fackel senkte, und eine sehr achtungsvolle Familie aufs tiefste betrübte. Der dritte der Heimgegangnen ist der 56jährige Maler Caspar Schneider, ein Künstler, der in Deutschland sich durch seine anmuthigen Rhein-Landschaften sehr berühmt machte, und dessen hinterlassne Landschaften bereits mit hohen Preisen bezahlt werden. Er lebte ein patriarchalisches, zurückgezognes Leben, ganz der Kunst hingegeben, in der sich ihm stets eine veredelte Natur abspiegelte. Alle seine Landschaften schmückt eine duftige Silberfärbung und eine optische Nebelferne; in seinen Portraiten ist der Dargestellte durch und durch individualisirt, es ist alles Wahrheit daran, nichts Ideal. Seine historischen Bilder befinden sich in den hiesigen Kirchen als Altarblätter; Frömmigkeit und Gottesliebe ist in ihnen in den edelsten Formen dargestellt; die Färbung ist einfach und sanft. — Der hiesige Kunstverein faßte kürzlich den glücklichen Gedanken, alle in hiesiger Stadt sich vorfindenden Gemälde dieses Meisters, besonders seine Portraits, in dem Kunstvereins-Saale zusammenzustellen. Da Schneider seit einem halben Jahrhundert fast alle bedeutenden Männer der hiesigen Stadt gemalt hat, so gab die Ausstellung Veranlassung zu interessanten Rückerinnerungen an viele wichtige, schon längst heimgegangne Personen. — Es mag hier der Ort sein, auch Einiges über die Wirksamkeit des rheinischen Kunstverbandes im vorigen Jahre mitzutheilen, da der gedruckte Generalbericht uns vorliegt. Aus der Thätigkeit und dem Eifer dieses Vereins in den beiden vergangnen Jahren läßt sich im Interesse der Kunst das glücklichste Resultat für die Zukunft erschließen. Aus der Reichhaltigkeit der Ausstellungen läßt sich entnehmen, daß die organische Einrichtung und die Verwendung gemeinschaftlicher Mittel zu einem gleichen Zwecke von Seiten der Künstler eine günstige Anerkennung erhalten hat. Auf der andern Seite bethätige sich die wachsende Theilnahme der Kunstfreunde für diese Verbindung dadurch, daß die einzelnen Kunstvereine in den verbundnen Städten stets an Mitgliedern zunehmen. Von dem Wunsche ausgehend, daß die Künstler mehr als bisher zu Darstellungen aus dem Gebiete der Religion und dem Leben der Völker geführt werden möchten, hat sich der rheinische Kunstverein verbunden, von Jahr zu Jahr eine Preisaufgabe für die historische Malerei zu stellen, deren Ergebniß, rücksichtlich des für preiswürdig erkannten Bildes, demjenigen der verbundnen Vereine zufällt, welcher jeweilig den Preis aus-

Digitized by Google

setzen und die Kosten tragen wird. Die concurrirenden Gemälde durchlaufen den Turnus der Ausstellungen, und die Entscheidung der Preisfrage steht dem Vereine zu, welcher die Aufgabe gestellt hat. Für dieses Jahr hat der mannheimer Kunstverein die Aufgabe bestimmt, und zum Gegenstande gewählt: „Herrmann's Rückkehr aus der Teutoburger Schlacht und das Wiedersehen Thusnelda's;" der ausgesetzte Preis beträgt 500 preußische Thaler. Dabei beabsichtigt der Verband, gemeinschaftliche Vereinsblätter für alle Mitglieder ausführen zu lassen. Im vergangnen Jahre wurden 28072 fl. von dem Verbande für Kunstgegenstände verausgabt, welche Summe die vom Jahre 1837 um 5000 fl. übersteigt, ein Beweis, daß die Kräfte des Vereines im Zunehmen sind. Der diesjährige Turnus der Ausstellungen findet im Mai in Carlsruhe, im Juni in Straßburg, im Juli in Mainz, im August in Darmstadt, im September in Mannheim Statt. —

Notizen.

[Das Theater zu Riga. Eingesandt.]

Mehrfach sich kreuzende, zum Theil sich widersprechende Notizen und Correspondenz-Artikel über das Theater in Riga veranlassen uns, nachstehende, aus sicherer Quelle verbürgte Nachricht über jenes Institut zu geben.

Im Januar 1837 vereinten sich die Theaterfreunde Rigas und brachten, — nachdem sie den Entschluß gefaßt, ein neues, dauerndes Theater zu gründen, — mehr als Vierzehntausend Silber-Rubel durch freiwillige Beiträge zusammen, welche Summe theils zur Einrichtung des Gebäudes, theils zur Erneuerung der Decorationen und Garderoben, hauptsächlich aber zu Reisegeldern und Sustentations-Gagen sämmtlich neu-engagirten Personals verwendet worden sind. Obgleich der Director dieses Theaters, Herr von Holtei, nur seinem eigenen Wunsche gemäß, die unumschränkte Leitung übernommen und sich zur Führung auf eigene Rechnung verpflichtet hatte, mithin gar kein Grund vorhanden war, ihn früher seiner Verpflichtungen vor Ablauf ihrer Dauer zu entbinden, so hat doch der nach dem Tode seiner Frau von ihm ausgesprochene Vorschlag, die Direction in andere Hände zu übertragen, wenig oder gar keinen Widerspruch gefunden, ist vielmehr fast allgemein mit Wohlwollen und Güte aufgenommen und befördert worden.

Der aus St. Petersburg nach Riga gekommene Sänger Herr Hoffmann, ein gewandter, rüstiger und wohlunterrichteter Mann, hatte sich nun zwar bereit erklärt, in Herrn von Holtei's Stelle einzutreten, aber nur unter der Bedingung, daß ihm neuerdings ein nicht unbedeutender pecuniairer Zuschuß bewilligt und ausgezahlt werde. Eine Bedingung, die einerseits Niemand dem Herrn Hoffmann verargen konnte, weil Herr von Holtei in seinem Etat offenbar zu weit gegangen war, die aber andererseits gewiß um so schwerer zu realisiren war, als die Neigung, neuerdings zu geben, wenn schon so große Opfer gebracht worden sind, Niemandem zugemuthet werden darf. Der Zustand der Sache schien um so mißlicher, als Herr von Holtei, um aus den traurigen Umgebungen seines zerstörten Haushaltes, aus dem Drange quälender Geschäfte zu entkommen, daneben freilich auch um für das Theater (damals noch das feine) neue Engagements zu treffen, von Riga abgereist war und jetzt sogar der persönliche Einfluß, den er auf seine Gönner hatte ausüben können, gänzlich fehlte.

Demnach mußte eine General-Versammlung sämmtlicher Interessenten Statt finden, welche, wie schon früher, der Präses des Theatercomité's, Herr Oberfiscal Hofrath von Cube leitete, und in welcher dieser menschenfreundliche und geistreiche Mann, wie eben auch schon früher, Alles so zu stellen und zu führen wußte, daß nicht nur Herr von Holtei, seiner Bitte gemäß, freundlich und in allen Ehren aus seinem Contracte entlassen, sondern auch dem Herrn Hoffmann, als neuem Director, dasjenige zugestanden wurde, was er verlangte, und bei klarer Uebersicht der Verhältnisse zu gebrauchen glaubte.

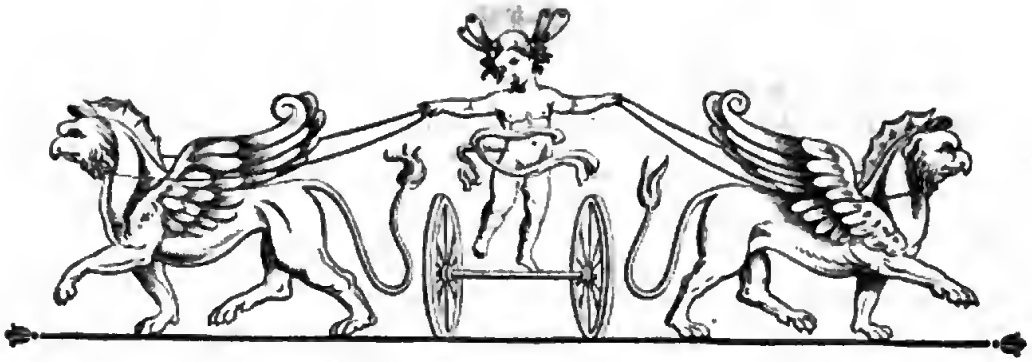
So ist das Theater der Stadt Riga unter den günstigsten Auspicien neu consolidirt — und wenn wir die Geschichte deutscher Theater durchgehen, wo finden wir im Publicum so viel thätigen Sinn, so viel edle Bereitwilligkeit, so viel Einigkeit!? Von der Freundlichkeit, die der fremde Künstler (weiß er sich nur irgend Geltung zu gewinnen) in Riga erlebt, hat man anderswo vielleicht keinen Begriff, und wer es versteht, sich heimisch zu machen, der findet wohl nirgend so leicht eine trauliche Heimath, als in unserer Stadt.

[München und Baiern.]

Die Leipziger Allg. Zeitung hat mehrere Correspondenten in München. Der Eine, gewöhnlich mit einem Stern bezeichnet, gehört zu den sogenannten Weißbrennern; er liebt es, dortige Maximen und Ereignisse, auch wenn sie schnurstracks dem Geist der fortschreitenden Zeit Hohn bieten, zu vertuschen, zu bemänteln. Er ist ein Niederdeutscher, uns dünkt, ein Berliner, dorthin verschlagen, in einer mindestens schiefen Lebensstellung befangen. Wir werden später den Namen dieses Novellisten und Kritikers bekannt machen; sein Handwerk heißt täuschen. Von einer andern, durchaus ehrlicheren Feder sind die mit † bezeichneten münchner Berichte, und in No. 110 der genannten Zeitung lesen wir den neusten. Der Verfasser ist ebenfalls von dem Glanz des dortigen Kunsttreibens eingenommen, er ist selbst Künstler, und gleichwohl schließt er den gedachten Artikel mit folgender Betrachtung. „Wie lebendig schreitet doch hier die bildende Kunst nach allen Richtungen vorwärts, und wie rasch verwirklicht sich hier jeder, selbst der großartigste Gedanke auf diesem Gebiete, während in andern Beziehungen die geistige Entwicklung mehr zurückbleibt, wodurch der längern Andauer dieses schönen Kunstlebens die wesentlichsten Bedingungen und Grundlagen nothwendig entzogen werden!" Dies ist der rechte Gesichtspunct, von welchem München beurtheilt werden muß, die großartigen Bauliebhabereien können interessiren, dürfen aber Niemanden vergessen machen, daß es wesentlichere Interessen für die geistig und physisch bedürftige Menschheit gibt, welche um einer Aesthetik willen nicht aufgeopfert werden dürfen. Was helfen schöne Decorationen, wenn dumpfe Befangenheit und nackte Armuth dahinter stecken! So aber erscheint uns der Abstand zwischen München und Baiern, zwischen Residenz und Land.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 87. — den 4. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Etiquette am Hofe Napoleon's *).

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution befolgten nur noch die Höfe von Spanien und Neapel die von Ludwig XIV. eingeführte Etiquette. Der Hof zu Petersburg hatte die franzöſiſchen Formen des Salons nachgeahmt, die Höfe zu Wien und Berlin waren bürgerlich geworden. In Frankreich war von dem ſchönen Geiſte, der Eleganz und von den Theorien des verſailler Hofes keine Spur übrig, ſo daß Napoleon zur Zeit ſeiner höchſten Macht, wie man zu ſagen pflegt, eine abgenommene Tafel und ein leeres Haus fand. Um dieſe Zeit wollte der Kaiſer, mit Recht oder mit Unrecht, einen Hof bilden und die Gebräuche und Gewohnheiten der alten Monarchie zum Theil wieder ins Leben rufen, darin aber ein vernünftiges Juſtemilieu finden, um die Würde des Thrones mit den neuen Sitten zu vereinigen und die Manieren und die Sprache der alten ſo wie der neuen Ariſtokratie zu verbeſſern.

Gewiß war es keine Kleinigkeit, auf demſelben Boden, wo man elf Jahre vorher rechtsförmlich ein Schaffot erbaut, und wo man jedes Jahr verfaſſungsmäßig den Königen Haß geſchworen hatte, einen Thron zu errichten; auch war es keine Kleinigkeit, Titel, Würden und Decorationen inmitten eines Volkes wieder einzuführen, welches ſie bekämpft und beſtändig über ihre Abſchaffung triumphirt hatte. Aber Napoleon, der Alles ausführte, was er wollte, wußte mit ſeinem großen Verſtande alle ſich entgegenſtellenden Schwierigkeiten zu überwinden. Er machte ſich zum Kaiſer, gründete einen Adel, bildete einen Hof und bald ſchien der Sieg ſelbſt für die Befeſtigung und die Verherrlichung dieſer neuen Ordnung der Dinge Sorge zu tragen. Ganz Europa erkannte ſie an, und es gab eine Zeit, wo man hätte glauben können, daß alle Höfe des Continents nach Paris geeilt wären, um den Hof der Tuilerien bilden zu helfen, der in der Folge der glänzendſte und größte war, den man nur ſehen konnte. Man gab jede Woche große und kleine Receptions, Banketts, Bälle, Concerte und Schauſpiele, man wendete eine außerordentliche Pracht, einen außerordentlichen Glanz auf, und wenn einzig und allein die Perſon des Kaiſers die größte Einfachheit beibehielt, ſo kam dies daher, daß der Luxus und das Gepränge, wozu er alles um ſich aufforderte, mehr in ſeinen Berechnungen als in ſeinem Geſchmacke lag. Die Ceremonie der Krönung, die Feſtlichkeiten bei der Vermählung mit Marie Louiſe und bei der Taufe des Königs von Rom übertrafen an Glanz alle andere, die bis dahin Statt gefunden hatten, und ſie werden vielleicht nie wieder ſo glänzend vorkommen.

Es war am 18. Mai 1804 in Saint-Cloud, wo Napoleon zum erſten Male von Cambacérès, der an der Spitze des Senats erſchien und ihm den Senatsbeſchluß hinſichtlich der Gründung des Kaiſerreichs überreichte, mit dem Titel Sire begrüßt wurde. Nach Beendigung

*) Erzählt vom Grafen Las-Caſes in den kürzlich zu Paris erſchienenen Erinnerungen aus dem Privatleben Napoleon's, von Emil Marko de Saint-Hilaire.

Digitized by Google

drr Rede drs künftigen Erzkanzlers, woein die Majrstät wieder erschien, reistr der Kaiser unverzüglich nach Paris, um bei dem grand lever, welches Tages daeauf Statt findrn sollte, zugegen zu sein. Die Versammlung war zahlericher und glänzendrr als jr. Alle feanzösischen und fermden Minister, alle Gruerāle, alles, was dir Hauptstadt in allen Classen, in allen Einzelnheiten an ausgrzeichnrten Männrrn zählte, wurdr dem neuen Kaisee von seinem Beuder Louis, drr von diesem Tage an die Funrtionen des Großconnetable bei ihm veesah, vorgestellt.

Vor allem andeen führtr Napoleon die großen und klrinrn Levees und eben so die geoßen und kleinen Couchees dee altrn Heerschaft wieder ein, obschon ein Unterschied zwischrn den jetzigen und den frühеen darin bestand, daß die neurn nicht in der Wirklichkeit, sondeen nur dem Namen nach voehanden waeen, nämlich, anstatt daß sie bei den Details der Toilette, wir unter den Königen der alten Monaechir, Statt fanden, waren sir in dee That nur bestimmt, um die Officiere seines Hauses, welche von dem Kaiser unmittelbar iher Befehlr eehielten, zu empfangen. Viele Personen, die es jetzt scheinen vergessen zu haben, legten damals einen großen Werth auf diese Auszeichnung. Napoleon wendete sich an jede einzelne Peeson und höete wohlwollend an, was man ihm zu sagen hattr; war rr mit der Rundr zu Ende, so grüßtr er und Alles entfeente sich. Wolltr mitunter Jemand ihn allein sprechen, so wartrtr ee, bis Alle weggegangen waern, dann nährrte er sich dem Kaiser, blieb allein bei ihm und hatte so die ihm nöthige Audienz.

Die besondern Peäsentationen und Admissionrn, feührr dir geoßen und kleinrn Entrées genannt, wueden gleichfalls wiedee eingeführet; aber bei diesen hatte dir Gebuet krinen Vorzug mehr, sie wurden Jedem gestattet, drr eine besondeer Stelle im Staatsdienst bekleidrtr odrr dessen Dienste sonst von Einfluß waren.

Von diesem Zeitpunrte an ließ Napolron sich angelrgrn sein, im Aeußeen alles wiedee aufleben zu lassen, was hinsichtlich des Ceeemoniels und der Repeäsentation den Hof der Tuilerien mit den übeigen europäischen Höfen in Uebeeeinstimmung brachte, und im Innern beabsichtigte er die alten Formen mit drn neuen Roden zu vrrschmelzen. Der Palast rehielt also rin ganz anderes Ansehrn. Etiquetteneeglements wueden von rinrm zu dirsrm Behufe gebildeten Conseil brrathen, unter dem Vorsitz des Kaisers in eignee Peeson, der an seinen langen und umständlichen Discussionen eben so viel Antheil nahm, wir an denen des code civil. In dirsrm Geschäftr wurde er von einem Mannr unterstützt, den er mit Recht seinrn Obrrreremonienmeister nannte, nämlich vom Hrrn von Srgüe. Sodann teieb man alle Ordonnanzen der alten Könige zusammrn und zog die alten Diener Ludwig's XVI. zu Rathe, Madamr Campan, welche eeste Kammerfeau der Königin Marie Antoinette gewesen, hatte lange Unterredungen mit der Kaiserin Josephine, besondees aber befeagte man die alten Hofleute, diesr lebenden Pfeiler des Ochsenauges zu Veesailles.

„Wie machtr man dies zur Zeit der Königin? Wie benahm man sich dabei gegen drn König?" So lauteten dir Feagen der Kaiserin an dir, von welchen sie eine Auskunft erwarten zu können glaubte, und so grschah rs, daß dir Grbeäuche der alten Herrschaft nach und nach wieder in die Modr kamen.

In dee eesten Zeit gab die Einführung dieser Etiquettr zu einer Menge komischer Seenen Vrranlassung, wegrn der Verlegenheit, in welche die seit langer Zeit in dem inuern Dienste Napoleon's befindlichen Angestellten geeiethen, bis sie sich daran gewöhntrn. Zehn Mal wirderholtrn sie in einer Minute: Sire, Grnrral, restrr Bürgerconsul. Der Kaiser lächelte darüber, ohne sich den Anschein zu geben, als ob rr diese Gedächtnißfehler bemeeke. Dies dauerte indeß nicht lange, die Hrrren Geoßoffiziere, und besonders die Kammerherren, wußten sich bald in ihre Rolle zu finden, auch erschienen zu iheer Unterweisung einr Mengr Heeren vom alten Hofe, welche es beim Kaiser dahin gebracht hatten, daß sir in drr Emigrantenliste gestrichen wueden, und dir füe sich und ihee Feaurn flehentlich um die am kaiserlichen Hofe noch varanten Stellen baten.

Spätee ereiete der Kaisrr Titel, wrlchr drm altrn Lehnswesen entnommen waren, aber diese Titel, Ritter, Baeon, Geaf, Heezog, und sogar Prinz, waren ohnr brsondern Weeth, ohne Vorrechte, und wurden allen Ständen, ohne Rücksicht auf dir Geburt, vrrliehen. Napolron hatte die Ansicht, daß sir weitrr nichts als rin nützlichrs Annäherungsmittel an dir Sittrn drs alten Europas im Aeußeen und rine unschuldige Lockspeise für alle Eitelkeit im Innern frien. „Wir viele Mrnschen," sagtr rr, „bleiben Kinder duech dir Eitelkeit!" Er schuf dir Bänder und die Orden wieder und vertheilte sie in geoßer Anzahl, er belohntr allr Arten von Talentrn damit, und rs ist meekwürdig, jr mehr rr davon vertheilte, desto höhrr schienen sir im Werthr zu steigen. „Das Verlangen, rinr einfachr Dreoeation der Ehrnlegion zu rrhaltrn," sagte rr auf Sanct Helrna, „nahm immee zu, es stirg bis zu rinrr Art von Wuth." Als Napolron nach der

Schlacht bei Wagram dem Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers Franz, diese Decoration geschickt hatte, bemerkte man, daß er aus einer Art feiner Galanterie, die nur Napoleon eigen war, blos das silberne Kreuz, das eines gemeinen Legionairs, gegeben. Er selbst trug nie ein anderes.

Vier Monate nach der Krönung bildete sich Napoleon einen Hofstaat, worin sich unter andern befanden ein Großmarschall, Palastgouverneurs, Ceremonienmeister, Waffenherolde, Kammer- und Cabinetsdiener, eine Jägerei, eine medicinische Facultät, und eine zahlreiche Geistlichkeit.

Dieses ansehnliche Personal wurde sowohl aus den Männern, die durch die Revolution gestiegen waren, als auch aus den alten Familien, die ihr erlegen, gewählt. Die Ersteren betrachteten sich gleichsam auf einem Boden, den sie sich errungen, die Andern meinten gleichsam wieder von dem Orte Besitz zu nehmen, der ihnen angehörte. Napoleon aber wollte durch diese Amalgamirung nur eine Vertilgung des Hasses und eine Verschmelzung der Parteien herbeiführen, wiewohl vergebens. „Dessen ungeachtet," sagte er einst, „ist es leicht, den Unterschied zwischen den Einen und den Andern zu entdecken. Im Allgemeinen zeigen die Altadligen viel mehr Eifer und Grazie in ihren Dienstleistungen als die Neuen. Die vornehmste Herzogin aus der alten Heerschaft würde sich herzudrängen, um das Schuhband der Kaiserin zu binden, während eine Dame von dem neuen Adel, zum Beispiel die Frau eines meiner Marschälle, einen Anstoß daran nehmen würde, aus Furcht, mit einer Kammerfrau des Palastes verwechselt zu werden. Die alte Herzogin hätte dies nicht gefürchtet, sie hätte zuviel Takt gehabt."

Die Dienstleistungen, aus welchen dieser Ehrendienst, wie er genannt wurde, bestand, wurden den Meisten sehr schlecht bezahlt, obwohl sie zu großem Geldaufwande genöthigt waren, aber sie lebten täglich unter den Augen des Herrn, und zwar eines allmächtigen Herrn, und dies war eine unversiegbare Quelle von Ehrenstellen und Reichthümern, weil sich die Hofleute an die von Napoleon laut ausgesprochenen Worte erinnerten: „Ich will nicht, daß ein Officier meines Hauses, wenn er in wirklicher Noth ist, bei Jemand anders als bei mir Hülfe und Unterstützung sucht."

Und Niemand wußte so gut, zu passender Gelegenheit, und so oft zu geben, wie Napoleon.

Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Marie Louise versetzte der Kaiser eine Menge Kammerherren, Palastdamen ꝛc. in den ersten Rang der Aristokratie, theils um Europa zu zeigen, daß in Frankreich jetzt nur noch Eine Partei vorhanden sei, theils um seine neue Gemahlin mit geschichtlichen Namen zu umgeben. Indessen glaubte er doch aus dieser Classe die Ehrendame der Kaiserin nicht wählen zu dürfen, aus Besorgniß, die Letztere, deren Charakter er noch nicht kannte, möge mit den Vorurtheilen der Geburt ankommen, wovon die alte Partei lange befangen blieb, er traf daher eine andere Wahl, und ernannte zu dieser hohen Stelle die Herzogin von Montebello, für welche er mit Recht die größte Hochachtung hegte.

Von diesem Augenblicke an bis zu dem Wendepunete des Glücks rissen sich die ältesten und berühmtesten Familien um die Ehre, in den Hofstaat Ihrer Majestäten einzutreten. Und warum hätten sie es auch nicht sehnlichst wünschen sollen? Napoleon beherrschte die Welt! er hatte Frankreich und die Franzosen zur ersten Nation erhoben, das Volk zur Excellenz. Die Macht, der Ruhm, die Gewalt, der Reichthum waren in seinem Gefolge. Man war stolz darauf, der Person des Kaisers oder der Kaiserin unmittelbar anzugehören.

Der Kaiser war lange Zeit zweifelhaft, ob er auch das große Couvert wieder einführen sollte, wie es in der großen Galerie zu Versailles Statt gefunden hatte, nämlich die öffentliche Mittagstafel der ganzen kaiserlichen Familie an jedem Sonntage. Nach vielem Für- und Widerreden wurde es von dem Repertoire gestrichen, und Napoleon machte bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen: „Ich begreife, daß der Anblick meiner ganzen versammelten Familie moralisch auf das Volk wirken und einen guten Eindruck auf dasselbe machen kann. Uebrigens wäre es die beste Gelegenheit, wo Jeder nach Belieben mich, meine Gemahlin, meine Brüder und meine Schwestern in meiner Behausung sehen könnte, aber es steht Jedermann frei, uns Sonntags in der Messe, oder, wenn wir eben hingehen, im Theater zu sehen; dort trifft man sich bei einer frommen Handlung, hier nimmt man an unsern Vergnügungen Theil, während, wenn man in die Tuilerien kommt, um uns essen zu sehen, nichts als die Neugierde befriedigt wird. Man würde weiter nichts sehen, als wie wir die Bissen in den Mund stecken, und es wäre nicht viel anders, als wenn man in den Pflanzengarten geht, um zu sehen, wie die Thiere gefüttert werden. Dies würde uns gegenseitig lächerlich machen, und wir haben des Lächerlichen schon zu viel. Die Souverainetät ist ein hohes Amt, welches sich immer nur in seinem Berufe zeigen soll: in Besorgung von Geschäften, in Musterungen der Truppen, in Gnadenbezeigungen,

Digitized by Google

und ohne die Bedürfnisse und Schwächen des gewöhnlichen Menschen merken zu lassen."

Der Kaiser hatte eine fixe Idee, welche gewiß zur Ausführung gekommen wäre, hätte ihn nicht sein Schicksal sobald ereilt. Diese Lieblingsidee bestand darin, sich beständig im Kreise in den Departements des französischen Reichs, welches damals fast noch einmal soviel zählte, wie jetzt, herumziehen zu sehen; er wollte ein Departement nach dem andern, in Begleitung der Kaiserin, des Königs von Rom, seiner Verwandten und seines ganzen Hofes, nicht durchfliegen, sondern ordentlich untersuchen, aber die gewaltige Reisebegleitung sollte nicht etwa eine Last, sondern eine Wohlthat sein. Eine Gobelinstapete, die sich unter der Bagage befand, sollte seine Stationsorte, seine Lagerplätze meubliren und decoriren.

„Was mein Gefolge betrifft," sagte er bei dieser Gelegenheit, „so soll es bei den Bürgern einquartiert werden, welche ihre Gäste nicht wie eine Last, sondern als eine Wohlthat betrachten werden, weil sie bald einsehen müssen, daß sie ihnen zu einem Vortheil oder zu einer Gnade verhelfen. Hierdurch wird es möglich werden, in jedem Orte den Bedrückungen vorzubeugen, die Verschwender zu züchtigen, das Verdienst zu belohnen und das Unrecht wieder gut zu machen. Ich werde neue Gebäude aufführen, die Brücken ausbessern, die Wege in guten Stand setzen, neue Steaßen anlegen, Kanäle öffnen, Moräste austrocknen und die Ländereien fruchtbarer machen lassen, aber dazu muß mir der Himmel zehn Jahre Ruhe verleihen. Wenn dies der Fall ist, so werde ich Paris zur Hauptstadt des Weltalls und Frankreich zu einem Roman machen."

Dies waren die Worte, welche Napoleon an einem schönen Maimorgen des Jahres 1811 zum Marschall Duroc sagte, als er mit demselben in dem herrlichen Thal von Fleury, welches das Gehölz von Meudon von dem Park zu Saint-Cloud trennt, spazierrn ging.

Notizen.

[Eine neue Art von Lesegesellschaft. Eingesandt.]

Eine neue, eigenthümliche Art von Lesegesellschaft, die wohl nicht ohne Nachahmung bleiben wird, ist seit einiger Zeit im Stillen und fast absichtslos zu Stande gekommen. Mehrere Personen, die gewohnt waren, ihre literarischen Genüsse gemeinsam zu haben und ihre Eindrücke wechselseitig auszutauschen, sahen ihren bisherigen Kreis durch Auflösung bedroht, indem zwei bis drei der bedeutendsten Mitglieder in die Ferne zogen. Man wünschte, trotz dieser Trennung, das geistige Zusammenleben möglichst fortzusetzen, und fand folgendes Auskunftsmittel. Die Theilnehmer kamen überein, in bestimmten Zeiten, in demselben Monate zum Beispiel, oder in demselben Sommee, Herbst u. s. w., je nach Erforderniß und Gelegenheit, dasselbe Buch zu lesen, und dann, wie bisher mündlich, ihre Urtheile und Meinungen nun schriftlich einander mitzutheilen. Das erste Buch war Wilhelm Meister und forderte gleich einen größeren Zeitraum, dann kamen Mundt's Madonna und die Tochter der Luft von Calderon an die Reihe. Die überraschendsten, reichsten Ergebnisse fanden Statt; ein ganz neuer Reiz, eine erhöhte Aufmerksamkeit, ein frischer Eifer belebten diese Lectüren. Der Kern der Gesellschaft, in ** zurückgeblieben, fuhr fort, sich zu versammeln und gemeinsam zu lesen, ein Resumé des über das Gelesene Verhandelten wurde von williger Hand flüchtig niedergeschrieben, und nach *** und **** an die Entfernten gesandt, die ihrerseits die inzwischen selbstgemachten Bemerkungen einschickten, aber nicht die eignen blos, sondern auch ihnen hatten sich bereits neue Theilnehmer angeschlossen, und Kreise antworteten Kreisen. Doch fürchtete man größere Ausdehnung, und beschloß, in bescheidener Enge und Stille zu bleiben. In der That kann die Sache nur in der Obhut dieser beiden gedeihen. Je schlichter und anspruchloser, desto besser. Die bezeichnete Gesellschaft wurzelt übrigens in den höheren Sphären der bürgerlichen Welt und genießt den Vortheil, daß auch Damen, die in jeder Art zu den Ausgezeichneten ihres Geschlechts gehören, thätig mitwirken und das sogenannte Protokollführen nicht von sich ablehnen. Wir dürfen keinen Verrath begehen und müssen uns weitere Andeutungen enthalten. Nur soviel sei uns noch erlaubt zu erwähnen, daß die Mittheilungen über Bettina's Briefwechsel zu einem kleinen Archiv der pikantesten Verhandlungen angewachsen sind, an deren Veröffentlichung wohl nie gedacht werden kann, aus denen aber ein Literater gewiß gar vieles schöpfen könnte: —

[Carl von Holtei.]

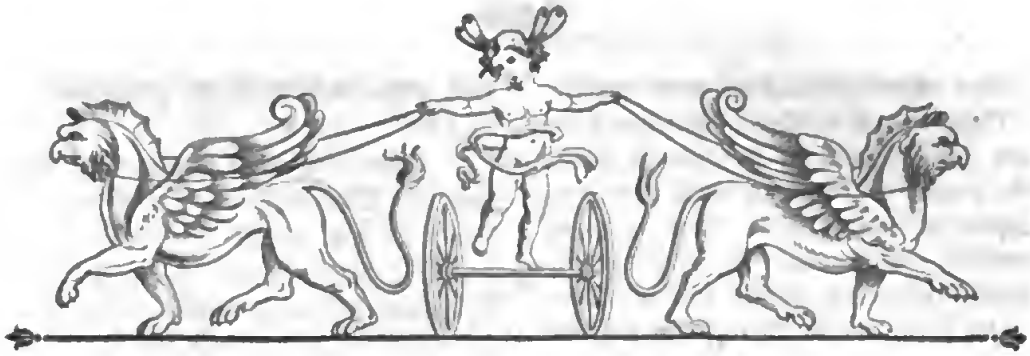
Herr v. Holtei wird den Sommer über in Leipzig bleiben. Er hat ganz kürzlich in Königsberg und in Breslau durch seinen geistvollen Vortrag Shakspeare'scher Dramen, in jeder der beiden Städte drei Mal, die zahlreich versammelte Menge erfreut und begeistert. Er ist gegenwärtig mit seinen Memoiren beschäftigt. Der erste Band, seine Kindheit umfassend, ist bereits fertig im Manuscript. Die barocke Romantik des vagabundirenden Schauspielerlebens wird später einen Haupttheil seines Buches füllen.

[Kleine französische Irrthümer.]

Im Journal des Debats wird Clara Wieck eine Schülerin von Liszt und Pianistin des Kaisers von Rußland genannt. Ferner heißt es daselbst, daß Lachner einen Operntext der Prinzessin Amalie von Sachsen componirt und dafür den „Rautenkranz-Orden" erhalten habe!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 88. — den 6. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

Ein Lebensbild von Amalie Winter.

„Die Tante wird sogleich erscheinen," sprach die blühende Elina zu den Gästen, indem sie Jeden einzeln begrüßte und sich bemühte, die Honneurs im Salon des Stiftsfräuleins von D. zu machen, „die Tante ist noch bei der Toilette und bittet um Verzeihung, daß sie zögert."

Die Toilette war bei der Tante nicht jene unbedeutende täglich sich wiederholende mechanische Handlung, wie bei vielen ältern Damen, die sich nur bekleiden, weil es die Sitte erfordert; Fräulein von D. kleidete sich nach Grundsätzen. Sie meinte, es sei eine Pflicht des Alters, so lange als möglich die Zerstörung der Jahre aufzuhalten oder unmerklich zu machen, auch sei es eine Pflicht gegen die Gesellschaft, so hübsch oder so wenig garstig als möglich vor derselben zu erscheinen. „In der Jugend," sagte sie, „sei das Wangenroth der schönste Schmuck; im Alter müsse dasselbe durch Eleganz und sorgfältige Berechnung im Anzuge ersetzt werden." So glaubte sie es auch ihrem Namen und ihrem Range schuldig zu sein, in der schweren Seidenrobe einherzurauschen, mit den Schwungfedern auf dem Hut, mit dem Ordensband, der Blondenzierde und der großen goldenen Kette, die das Geschenk einer fürstlichen Pathe war.

Dann aber pflegte sie noch tiefere Bedeutung in die todten Kleidungsstücke zu legen. Grün war die Farbe der Hoffnung, Grau die der stillen Trauer, Weiß deutete auf Freude, Schwarz war die Ordenstracht, und wenn sie die weiße Rose in das Blondenhäubchen fügte, da war es ihr, als friere sie das Gedächtniß einer erblaßten Jugendliebe, eines unerhörten Sehnens. So beging sie in ihrem Anzuge Trauer- und Freudentage auf eine stille Weise, und wenn sie ernstig die gelben Blüthen von dem pariser Hute abnahm, da ahnte die unbefangene Elina nicht, daß die Tante eben so ernstig den Neid, die Eifersucht, alle bittren Gefühle eines gekränkten Frauenherzens, zu verbannen strebte, da dieselben in einem christlichen Herzen nicht Wurzel fassen durften. —

Die Tante trat ein und wurde von Elina empfangen. Sie küßte das junge Mädchen auf die Stirn und sagte ihr: „Tenez-vous droite!" denn sie sprach immer französisch mit ihr; sie wollte keinen Augenblick vorübergehen lassen, ohne gut auf die Kleine zu wirken.

Fräulein von D. war eine große schlanke Dame, deren Alter Niemand wußte. Streitfragen waren schon oft über diesen Gegenstand angeregt worden und hatten die verschiedenartigsten Vermuthungen veranlaßt. Sie hielt sich sehr gerade, war meistentheils ernst, und eine große Falte auf der Stirn konnte eben so gut für die Spur eines langen Kummers, als für die eines strengen Urtheils gehalten werden, und obgleich das milde Wort der letzteren Deutung so oft widersprach, so wichen doch die Meisten scheu vor ihr zurück. Doch war sie sehr geachtet, und in ihrem Salon versammelten sich Geistreiche und Gelehrte. Mit letztern sprach sie gern, doch war

Digitized by Google

das Vergnügen nicht immer gegenseitig, denn meistentheils, wenn ein Gelehrtee sich heerabläßt, mit einer Frau von Gegenständen seines Faches zu speechen, so müssen ihre Lippen noch jung, ihre Wangen noch roth sein. Den jungen Leuten pflegte sie guten Rath zu geben, welchen man natürlich nicht befolgte, weil man ihn langweilig und exaltirt fand. Sie wollte, daß alle Menschen unbedingt edel seien, und so Viele bilden sich doch schon etwas darauf ein, wenn sie nur gut sind, oder nicht böse. Mit den Müttern spach sie von Erziehung, doch leider verstehen sich die meisten Mütter mehe auf das Aufziehen und Großziehen der Kinder, als auf Erziehung, und das edle Fräulein sprach zwar schön und gut, aber man höete nicht immer gern zu.

Auch duldete sie in iheem Salon keine übelu Nachreden, keine Stadtneuigkeiten, man durfte nicht über den Nebenmenschen sprechen, nur über Bücher, Musik, Politik. Die fernsten Länder schienen ihe näher zu liegen, als die Nachbarshäuser, die Negeesklaven und wilden Indianer ihr näher zu stehen ais ihre Mitbürger. Auch fand man keine Karten bei ihr, die doch den Abend so schnell tödten, ohne eine Erinnerung zurückzulassen. Es gibt aber viele Alltagsmenschen, denen das nicht behagt, es gibt sogar viele Gelehete und Geistreiche, weiche vom Denken ausruhen wollen und das Bedürfniß fühlen, insipide zu sein, wie andeee Menschen. Den Salon der Stiftsdame fand man nicht amüsant; es ließ sich eine schwerfällige Wolke von Geist, Tugend, Anstand und Christenthum darauf nieder, und man vermißte Abandon und Feöhlichkeit. Dessen ungeachtet war derseibe viel besucht, denn das Fräulein von D. war für geistreich bekannt, und man wußte, daß das Gemeine ausgeschlossen sei aus iheem Kreise; und wenn auch viele Glieder der Gesellschaft sich nicht scheuten, gemein zu sein, so wollten sie doch nicht dafür gelten, und viele langweilten sich wöchentlich am Theetisch der Stiftsdame, und meinten sich duech diese Buße die Märtyrerkrone des Geistes errungen zu haben.

Fräulein von D. war auch Schriftstellerin. „Wie?" fragte ein Fremder, „führte diese magere Hand die Feder zu liebeathmenden Idyllen, zu glühenden Gedichten, zu Romanen voll Liebesgluth, Schmerz und Verzweiflung? Die hatte ich mir andees gedacht. Dem dunkeln Auge sieht man es wohl an, daß sie Romane mag gespielt haben, abee die Romanschreibeein hätte ich nicht in ihr vermuthet! Höchstens hätte ich ihr ein Modejournal zugetraut, oder ein Erziehungsbuch. Ein Kochbuch nicht, sie hält sich zu gerade und sieht zu stolz dazu aus."

„Nein, fürwahr," sagte ein Anderer, „man sollte doch nie Schriftstellerinnen kennen lernen, ihre Persönlichkeit ist nicht immer liebenswürdig."

Ein dreißigjähriger Lieutenant versicherte darauf: „Ich liebe auch nicht schriftstellernde Feauen, sie teagen, wie das Federvieh, immer ihre Federn bei sich, und sind eitel auf ihre Werke, wenn sie auf nichts Anderes eitel sein können."

„Das ist nun bei dieser nicht der Fall," erwiedeete ein Einheimischer, „auch hat sie längst das Schreiben aufgegeben?"

„Was thut sie denn?"

„Sie rzieht ihre junge Verwandte, die blühende Elina."

In dem Augeublicke ertönte Musik im angränzenden Saale, und die jungen Leute begannen zu tanzen; denn es machte dem Stiftsfeäuleln besondeee Feeude, die Jugend munter zu sehen, und Elina vor Allen, die sie wie eine Tochter liebte, und deren Leben zu verschönern ihr stetes Steeben war. Froh hüpfte das junge schöne Mädchen dahin; sie dachte nicht daran, daß die Taute einst auch so gehüpft, sie dachte nicht darau, daß wäheend die Jahre so hinziehen, so viel durch das Frauenheez hindurch ziehen kann, von der Jugend bis zum Alter. Sie ahnete auch nicht, was für Gefühie durch das Herz der Tante gezogen waren, was für Feeuden und was für Schmeez. Es ist der Jugend nichts so unverständlich, als die entflohene Jugend. Die Tante aber verstand die Jugend uoch sehr gut. Wenn sie die blühenden Mädchen sah, mit Blumen und Bändern geschmückt, da schienen sie ihr seibst Blumen vom schönsten Flor, und sie liebte sie alle, als sei sie die Gärtnerin, die sie gepflegt. Wenn sie aber bedachte, daß diese Blumen auch Heezen hatten, da traten Thränen in ihr Auge. „O, Ihr aemen, armen Kinder!" sagte sie dann zu sich selbst, „Ihr seid jung, Ihr werdet lieben! Tanz, Spiel und Geselligkeit sind Rosen, die Euch Dornen ins Heez drücken werden. Viele Nächte wird der Schlaf Euch fliehen. Ihe weedet warten auf Briefe, auf Worte, mit stockendem Athem warten auf Schritte. Ihe werdet glauben an Liebe und Treue, an die Ewigkeit des Gefühls, dessen Ihr Euch selbst in der eigenen Beust bewußt seid, und werdet getäuscht werden, Ihr Armen!" — Und im Gebet pflegte sie ost Gott zu danken, daß sie nicht mehe jung sei, daß sie kei-

Digitized by Google

nen Mann mehr liebe, auf keine Gegenliebe mehr rechne, keine Täuschung mehr zu fürchten habe.

Am Theetische aber ahnete Niemand, daß dieses Gebet über die festgeschlossenen Lippen des alternden Fräuleins gekommen war. Wo ist denn überhaupt der Salon, der Theetisch, an welchem man richtig ahnet, was im Menschenherzen vorgeht! Da nimmt man die Schminke für Jugendfrische, das Lächeln für Glück, den Putz für Reichthum. Da weiß man freilich nicht, was das geheimere Ich fühlt und denkt. Man sieht die gemalten Fensterscheiben und deutet die gemalten Figuren darauf, aber durch die Fensterscheiben hindurch sieht man nicht, weder in die Natur hinaus, noch in das Menschenherz hinein. Und als dichter Lichtschirm wird oft noch das Ridicüle vorgeschoben, und das Auge der Gesellschaft bemüht sich nicht einmal, dahindurch zu dringen, und das strahlende Licht zu suchen, das es oft verbirgt. „Sie ist eine alte Jungfer," sagten oft ihre Gäste achselzuckend, wenn sie ein Wort geäußert, das nicht gefiel; selbst das bedeutende Wort fand oft keinen Anklang, weil sie es mit allzugroßer Bestimmtheit aussprach und die fremde Meinung nicht aufkommen ließ. Sie hatte ja die Ihrige so durchdacht und durchfühlt mit dem ernsten Ringen nach Wahrheit, sie war so fest überzeugt, es sei die richtige, daß sie der ganzen Welt dieselbe hätte aufdringen mögen. Sie hätte so gern das Resultat ihrer Erfahrungen der ganzen Menschheit eingeimpft, um Andern die Erfahrungen zu ersparen, die meist nur Schmerzen waren.

Niemand in der Gesellschaft kannte des Fräuleins Jugendgeschichte. Sie war vor mehreren Jahren mit der kleinen Elina in das Städtchen gezogen, sie hatte ein schönes Quartier gemiethet, gute Empfehlungsbriefe gehabt, Visiten gemacht und zum Thee eingeladen. Man hatte die Einladungen angenommen und unter einander über die Theegeberin gesprochen und allerlei Vermuthungen laut werden lassen: Ob Elina nicht am Ende ihre Tochter! ob das Fräulein wirklich so reich? warum sie nicht geheirathet? denn sie müsse doch einst schön gewesen sein. Dann hatte man Erkundigungen eingezogen, Briefe geschrieben und Reisende befragt. Das Fräulein war wirklich reich, Elina war wirklich eine arme Verwandte, und das Fräulein war einst Braut gewesen und hatte den Bräutigam aufgegeben. Warum, wußte man nicht. Aus Wankelmuth? oder war sie Eheseindin? War sie volage, und hatte so das Liebesglück verscherzt? Und wenn sie so wehmüthig lächelte über ein junges Paar und eine Thräne ihr Auge netzte; war es nicht Reue vielleicht, was bleich und schmerzlich in ihr aufstieg? So sprachen sich tausend verschiedene Vermuthungen aus, ein Wechselgesang der unbeschäftigten Jugend, der alten Junggesellen und der Kaffee trinkenden Frauen, und dieser verstummte erst, als Jahre vergangen waren, als man das Fräulein sich immer gleich sah, gleich wohlthuend, gleich geputzt, gleich höflich und förmlich und gleich theilnehmend. Denn es war auch eine von des Fräuleins Eigenheiten, daß sie mit allen Menschen fühlte, und mit allen Herzen empfand.

Es war ein großer Augenblick ihres Lebens gewesen, als ihr eigenes Glück zusammenstürzte, da hatte sie sich ihren Lebensweg vorgezeichnet. Sie meinte nur für Andere leben zu müssen, da ihr eigenes armes Dasein ihr nicht mehr der Mühe werth schien. Diejenigen, die sich suchten, brachte sie zusammen, sie versöhnte die, welche sich entzweiten; sie glich Mißverständnisse aus. Wie eine zweite Vorsehung wollte sie in ihrem Kreise walten, einem Jeden zuwendend, was sie für ihn angemessen fand. Sie sparte dazu nicht Worte, nicht Visiten, nicht Thränen. Sie konnte sehr beredt sein, und wo sie nicht überzeugte, da bat sie. Doch ward ihr wenig Dank dafür. Sie hatte Leute versöhnt, die besser gethan hätten, wenn sie entzweit geblieben wären, deren Feindschaft in Fremdheit hatte ausgehen sollen, und die jetzt Feindschaft blieb unter einer freundlichen Maske. Sie hatte Liebende zusammengeführt, die unglücklich wurden; sie hatte mit ihrem guten Willen nicht immer Gutes gestiftet. — Auch hatte sie den Grundsatz, wahr zu sein. Sie sagte unbefragt ihre Meinung an Jung und Alt: den Autoren über ihre Werke, den Mädchen über ihre Haltung und Kleidung, den Müttern über ihre Kinder, und enthielten diese Wahrheiten einen Tadel, so wurde derselbe um so unfreundlicher aufgenommen, eben weil er so wahr.

Das Fräulein hatte keine Freunde. Die Männer hatte sie sich stets fern gehalten. Sie fürchtete das Herzpochen, dies Signal eines engern Anschließens. Sie fürchtete ein Band, das zerreißen, ein Gefühl, das langsam erkalten könne. Die Neigung, welche eine ältere Frau dem Manne einflößen kann, schien ihr zu lau, zu ungenügend für die warmen Gefühle, deren ihre eigene Brust noch fähig war. Ein Autor nahte sich ihr in der Ahnung ihres feinfühlenden Geistes; sie schätzte sein Streben, sie bewunderte sein Talent, sie las seine Bücher, doch hielt sie ihn fern von ihrem Vertrauen, von ihrer Freundschaft. Der Staatsmann, der gern, von Geschäften ermüdet, im freundschaftlichen Umgang mit einer geistreichen Frau sich erholt hätte, sich von ihr durch Literatur

Digitized by Google

und Kunst erfrischen ließ, auch er hatte sie aufgesucht. „Ich kann ihm nützlich sein," sagte sie, „aber er würde mir nothwendig werden! Hinweg!" Ein Geistlicher, der seinen Beruf mit ganzer Seele erfüllte, der keiner Partei angehörte, der ein Christ war im ganzen Sinne des Wortes, und dessen Predigten am Sonntag sich alle Herzen erschlossen; auch gegen ihn waffnete sie ihr Herz. Sie wollte ihn nicht als Freund. Auch den Officier nicht, der ihr von Schlachten und vom Feldlager erzählte, der aus seiner Jugend, von seinen Triumphen und Niederlagen in der Liebe sprach, der so bieder war, so gerad' und offen, in dessen Auge eine schöne Musik Thränen locken konnte, der sich sonnte in ihrer Uebergenheit, und dem sie durch ein herzliches Wort das Rauchen, das heftige Aufbrausen und noch manche andere Barbarei hätte abgewöhnen können, der so willig, im Bewußtsein seiner männlichen Kraft, ihr ein Uebergewicht eingeräumt hatte, auch ihn nicht, — sie wollte Keinen zum Freunde. — Sie fühlte, daß ihre Brust noch Jugendkraft genug habe, um eine süße innige Liebe zu empfinden. Die herbstliche Sonne kann ja auch sehr oft noch heiß sein, und doch folgt ihr der kalte erstarrende Winter, der ein Leichentuch über alle Hoffnungen zieht. Sie wußte wohl, daß die Gefahr, die ein männliches Auge bringt, nicht bestimmt wird durch dessen Größe, nicht durch die Farbe, nicht durch die Länge oder das Dunkel der Wimper. Sie wußte, daß es der sanfte Strahl der Liebe war, der dem weiblichen Herzen so gefährlich werden kann. Sie wollte es nicht bis zu diesem Liebesblicke kommen lassen, denn sie wußte, daß derselbe erkalten könne durch Zeit und Umstände und Stimmungen. Sie wußte, daß die männliche Liebe nicht zu fesseln sei, nicht durch Verdienste und Tugenden, nicht durch die heißeste Liebe. Sie wußte nur, daß die Ewigkeit der Liebe ein Glück sei, und auf Glück wollte sie nicht mehr rechnen. Aber unglücklich wollte sie auch nicht mehr sein; sie fürchtete den Schmerz, wie ein gebranntes Kind das Feuer; sie wich ihm aus, noch lange ehe er nahte. Sie wollte keine unerwiederte Liebe empfinden, deshalb wollte sie keinen Freund. — So war sie denn so alt geworden, daß sie jetzt eine männliche Freundschaft gar nicht mehr zu fürchten und zu vermeiden brauchte.

Sie hatte auch keine Freundin. Den Schauplatz ihrer Jugend hatte sie verlassen; sie war herausgerissen aus ihren Verhältnissen; ihre Jugendfreundinnen waren theils vermählt, oder sie hatten unverheirathet andere Richtungen genommen. Sie war mit Niemand vertraut, außer mit ihrem Gott. Kein Wunder, daß am Theetisch und im Salon Niemand sie durchschaute, Niemand sie verstand.

Wie aber, die jetzt wie Geister in diesem Salon herumwandeln, die nicht nur wie der diable boiteux in die Räume, sondern auch in die Herzen schauen können; denen sich das Boudoir öffnet, der Schreibtisch und das Tagebuch; denen das Kopfkissen die geheimen Gedanken des schlaflosen Hauptes verräth, so wie die Träume des schlafenden; wie, die wir zugleich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schauen können, wir Leser nämlich und Schreibenden, die doch auch Leser sind, wir können alles wissen und das weibliche Herz verfolgen auf seiner langen einsamen Reise durch des Lebens Schmerz und Freude. Wir dringen ins Boudoir des Stiftsfräuleins, das kein männlicher Fuß noch betrat. Man sieht Bücher eings an den Wänden; ein schwarzer Tisch steht in der Mitte, er ruht auf einer Lyra. Hier belebte das Fräulein ihre einsamen Stunden, hier schrieb sie Folgendes nieder:

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Mercadante.]

Von den drei neuen, während der vergangenen Herbstsaison in Italien in Scene gegangenen Opern, welche Hofmeister in Leipzig für Deutschland angekauft hat, ist es die erste: „le due illustre rivale" welche im Clavierauszuge zuerst erscheint, und von welcher bereits die einzelnen Nummern unter dem Titel „die berühmten Nebenbuhlerinnen," mit deutschen Textversen von Herrn Alex. Simon, ausgegeben worden sind. Diese Oper ist drei Monate hindurch täglich auf dem Theater Fenice in Venedig gegeben worden. Auch von Paris schreibt man, daß Mercadante alle seine früheren Arbeiten durch diese in den Schatten stellt.

[Rosenhain.]

Die Etüden für's Pianoforte von Rosenhain, welche vom Conservatoir in Paris adoptirt worden sind, gehören unstreitig zu den interessantesten letztjährigen Erscheinungen in der musikalischen Welt. Sie bezeichnen einen Abschnitt der Vollendung in einem neuen Genre, welches, ganz abweichend von der Art der Darstellung Al. Schmitt's und Moscheles', sich zum selbstständigen gegliederten Kunstwerk herausarbeitete. Was Chopin zuerst andeutete, was Henselt häufig durchblitzen läßt, das erscheint bei Rosenhain streng herausgebildet und entwickelt. Das Werk wird in der Ostermesse bei Hofmeister in Leipzig ausgegeben. **.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 89. — den 7. Mai 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

(Fortsetzung.)

„Ich bin in den glücklichsten Verhältnissen geboren, und in der Wiege prophezeihte man mir schon ein reiches Leben. Meine Ahnenreihe machte mich hoffähig, meine schönen Augen liebefähig, ein gekröntes Haupt, ein König, hielt mich über den Taufstein, und eine Fürstin gab mir ihren Namen. Von Beiden erhielt ich schöne Geschenke, die mein erstes Lallen bewegten. Ich wurde in verschiedenen Stiftern eingeschrieben, deren eins für die Fräulein meiner Familie ganz besonders gegründet war. Unser Vermögen war zwar gering, doch bekleidete mein Vatrr eine rinträglichr Stelle und konnte mir rinr sorgsame Erziehung geben. Er war klug genug, um meinen Unterricht zu leiten, und meine Mutter war eine so fromme und brave Frau, so rein in ihrem Wandel, so mild in ihrem Urtheil, so gleich in ihrer Launr, daß ich ihr eine glückliche ungetrübte Kindheit verdanke. Der Vater hielt auf Ausbildung der Talente, die Mutter auf Entwicklung des Gemüthes. Sie meinte: „Wie bei dem Geradehalten die Hauptregel sein müßte: den Kopf in die Höhe! wir dadurch Hals und Schultern und der ganze Körper die rechtr Richtung erhielten, so müsse man in der Erziehung nur nach Oben deuten; man müsse die jugendliche Seele gewöhnen, den Himmel zu suchen, das Uebrigr werde sich schon finden." Das war der Segen, den meine Mutter mir hinterließ, denn sie starb bald. Der Vater vollendete meine Erziehung und führte mich in das Leben, in die Gesellschaft. Er sagte mir, ich sei schön und habe Verstand; das machte aber keinen Eindruck auf mich, es kommt eben immer darauf an, von welchen Lippen die Schmeichelei strömt, die väterlichen Lippen sollten nur segnen, der Liebende allein beglückt durch ein Lob.

Der Vater machte mich aufmerksam auf verschiedene Verhältnisse und deutete mir Manches anders, als ich es mir selbst würde gedeutet haben. Er sagte mir, ich sollte fröhlich sein und mir die Cour machen lassen von Allen, die mir gefielen. Der allgemeine Beifall sei der schönste Heiligenschein, den ein Mädchen um ihre Stirn schlingen könne. Außer diesem bedürfe es auch noch des andern Schmuckes; der Putz, meinte er, sei uns von der Natur und von der Gesellschaft auferlegt, wir müßten uns schmücken für uns selbst, für die Frauen, die uns darnach beurtheilten, und für die Männer, deren Aufmerksamkeit davon abhinge. Die Disharmonie in der Farbe einer Balltoilette könnte einen Mißton in ein inniges Verhältniß bringen, und die lebhafte Phantasie eines jungen Mannes könnte leicht unter den unordentlich flatternden Schlangenlocken ein Medusenhaupt erblicken. Er meinte auch, ich solle mich nur des Lebens freuen, tanzen, sprechen und lieben, und nicht immer gleich an den veritabeln Ernst denken, wenn ein junger Mann mir gefiele. Ich solle für's erste den Cotillon vor Augen haben, und nicht immer gleich den Ehestand. Heirathen sollte ich freilich, aber nicht allzubald. Er meinte, ich dürfte aus Liebe heirathen, aber die Vernunft müsse

Digitized by Google

auch dabei berücksichtigt werden; er wolle mir nichts in den Weg legen, aber sein guter Rath solle mich leiten.

Er rieth mir, keinen Soldaten zu heirathen. Diese, meinte er, hätten vor allen das Vorrecht, schlechte Ehemänner zu sein. Im Kriege hätte die arme Frau immer zu zittern für des Mannes Leben, und im Frieden führe er gewöhnlich Krieg gegen die Hausgenossen, da er nichts zu thun hätte und unbefriedigt mit sich und mit den Andern wäre. — Auch der Jurist sei ein schlechter Ehemann. Die Aktenstöße stumpften bald die Poesie der Liebe ab, und ein Frauenherz schmachte immer nach dieser Poesie. So leicht vertrockene der Jurist zur Mumie, und sähe um sich herum die Menschen auch für Mumien an, und die Gesetze für die harten Formen, in welche die ganze Welt wie in ein Prokrustesbett einzupferchen sei. — Vor dem Autor warnte mich mein Vater ganz besonders. Ein Autor, sagte er, sei meistens ein geistiger Don Juan, dessen Liebe hinreißend, dessen Huldigungen bezaubernd, aber auf dessen Treue nicht zu rechnen sei. Die wahren Gefühle schreibe er in die Bücher und die erlogenen in sein Herz. Seine Liebe sei ein Phantasiestück, das er sich selbst zuerst vorspiele, und dann den Andern. Auf eines Autors Liebe sei nie zu bauen. Auch als Haus- und Familienvater sei er gewöhnlich unpraktisch. Er wolle sich erheben über die Erde und deren Angelegenheiten, und sei ihren Genüssen, ihren Champagnerfreuden doch mit Leib und Seele verfallen. Ein Autor bedürfe von Zeit zu Zeit einer Dosis Liebe, mehr zu seinen Werken als zu seinem Glücke, er müsse von Zeit zu Zeit ein Herzklopfen aufsuchen, wie manche Menschen dann und wann niesen müßten, und dazu eine Prise Tabak nehmen. — Auch am Arzt und am Geistlichen war Manches auszusetzen. Dann, meinte er, solle ich mich nie durch Reichthum zu einer Heirath verleiten lassen. Die Annehmlichkeiten, die der Reichthum gibt, würden leicht zur Gewohnheit, und man entbehre dann um so mehr das Glück, wenn die Nothwendigkeit uns nicht zu einer Thätigkeit zwänge und uns dadurch zerstreute. Aber Armuth solle ich auch vermeiden. Die Liebe könne auch den Hungertod sterben, und in der Prosa der Armuth ihre Poesie einbüßen. — Ich sollte auch keinen Mann heirathen, der nicht zehn Jahre älter sei als ich, das sei gerade das rechte Verhältniß. Sonst könne es geschehen, daß wenn der Mann in der schönsten Jugendkraft blühte, die Frau verwelkt als alte Matrone neben ihm stände. — Vor allem aber warnte er mich vor Ungleichheit des Standes in der Ehe. Nicht vornehmer sollte ich werden und von den vornehmern Verwandten ungern aufgenommen; aber auch nicht unter meinem Stande sollte ich heirathen; mein Vater war nicht ohne einigen Adelstolz. —

Nachdem er seinen Vortrag beendigt, küßte er mich freundlich auf die Stirn, und versicherte mir, außer diesen angeführten Ausnahmen könne ich heirathen, wen ich wolle.

Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß mir da keine große Auswahl mehr bliebe, und daß ich wohl am besten thäte, mich gar nicht zu vermählen. Das schien meinem Vater fürs Beste auch sehr recht zu sein; er hatte jene innige väterliche Neigung für mich, die so nah an den Egoismus streift; denn der Egoismus ist nun einmal der Felsen, an den alle männlichen Gefühle angeschmiedet sind. Ich war meines Vaters Spielwerk, neben der Theemaschine noch ein Magnet, der Besuchende anzog, das Triebrad der Wirthschaft, das belebende Princip der Geselligkeit in seinem Hause, ich war die Jugend seines Alters und sein Stolz.

Für alle seine gütigen liebevollen Empfindungen küßte ich ihm dankbar die Hand, wenn auch nicht für seinen Vortrag, der mir sehr lang geschienen. Ich dachte: so viel guter Rath in der Welt wird nicht befolgt, und schon mancher Vater hat umsonst gesprochen. Was weiß Papa in seiner Weisheit, wie ein Frauenherz zu beglücken ist! Ich sagte jedoch zu Allem ja, und nahm mir vor, zu thun, was mir beliebte. Was war denn Rang, Reichthum, Beruf, Stellung und alle diese armseligen Dinge für die Liebe! Der Geist selbst schien mir nur ein armer Bettelmann; in bunte Lumpen gehüllt, vermag er nichts zu geben ohne Liebe, und die Liebe war es, nach der mein Herz sich sehnte. Ich hatte mir alle die Ideale von Glück, wie sie ein sechzehnjähriges Mädchen sich auferbaut, mit einer glühenden Phantasie ausgemalt. Die wüste Insel, die Strohhütte, die Kartoffelspeise und das Vergißmeinnicht! Nichts fehlte daran. Ich lebte auch in einer Zeit, wo alle Frauen sentimental waren, sie trugen den Lockenkopf auf die Seite gebeugt, und ließen sich malen mit einem Vergißmeinnicht in der Hand. Sie fielen oft in Ohnmacht bei Gemüthsbewegungen, und selten verging ein Ball, ohne daß eine schöne Tänzerin bleich in die Arme ihres Tänzers sank. Man las viel rührende und unendlich lange Romane, auch Schäfergedichte. Schäfermäßig war auch oft die Toilette, denn man kleidete sich mehr nach den Angaben der Idyllen, als nach denen des Modejournals. Ich selbst liebte vor allen blaßblaue Schleifen, und hatte mir ein Kleid gestickt, ganz mit Füllhörnern besäet, aus de-

Digitized by Google

nen bunte Blumen und Früchte zu fallen schienen; auch schmückten wir uns viel mit frischen Blumen, fanden es poetisch und ein Bild des Lebens, wenn diese am Ende des Festes die Häupter senkten. Man konnte weinen über eine Fliege, die ins Licht flatterte, über die Schwalben, die hinwegzogen, und über das Verstummen der Nachtigall.

Meines Vaters Wunsche zu Folge hatte ich die Gesellschaftsfreuden genossen und die Männerwelt kennen gelernt. Ich wurde gesucht und gefeiert; ich wurde auch geliebt; doch Jahre vergingen, ehe ich die wahre Liebe gefunden, die ich erwiederte. Bis zu diesem Augenblicke hatte ich der guten Lehren meines Vaters pflichtmäßig gedacht; jetzt waren sie vergessen, denn ich verlobte mich mit einem jungen Gelehrten, der eben ausstudirt hatte und sich auf das erste Examen vorbereitete. Ich hatte während eines ganzen Carnevals alle Cotillons mit ihm getanzt und auch sehr oft den ersten Walzer. Ich hatte die erste Stufenleiter der Liebesconversationen mit ihm durchgemacht, die gewöhnlich mit Analysiren und Vergleichen der gegenseitigen Charaktere beginnt, durch Leiden und Freuden des ganzen vergangenen Lebens hindurchführt, Glauben, Liebe und Hoffen bespricht, und mit Ach! und O! und stillen glühenden Blicken endigt. Ich gestand meine Liebe und sagte meine Hand zu, ohne den Vater erst zu befragen. Das sollte nach dem Examen geschehen. Karl ... war der Sohn eines Geheimeraths ..., Protection konnte ihm nicht fehlen, Kenntnisse und Talente besaß er, und mein Herz lieh ihm noch mehr, als er besaß. Ich sprach mit dem Vater nicht gern von meiner Liebe, denn Karl war ein Jurist, Karl war nicht reich, nicht von Adel und zwei Jahr jünger als ich. Es waren also vier seiner väterlichen Ermahnungen übertreten; desbalb zagte ich, und erst als das Examen glorreich überstanden war, und Karl mit triumphirendem Blicke in mein Zimmer trat, und ich in der Freude ihm zum ersten Male in die Arme flog, da fand ich an seinen Lippen den Muth, um des Vaters Einwilligung zu bitten. Mit Herzpochen ging ich zu ihm, und er sagte ohne Weiteres Ja! War es nun, daß der junge Mann ihm wirklich gefiel, daß er Talent und Streben in ihm erkannt, und ihm daraus eine glänzende Laufbahn weissagte, oder war es die Aussicht, daß mein langer Brautstand, denn dieser sollte bis zu der Anstellung dauern, die Trennung von mir, die er so sehr fürchtete, hinausrückte; er reichte dem künftigen Schwiegersohne freudig die Hand und erklärte mich für eine Braut.

Und eine glückliche Braut war ich. Zwar einige Jahre älter als Karl, hatte ich im Anfange mit ihm getändelt, wie mit einem Kinde, und es war mir, als hätten sich mütterliche Gefühle in mein Herz geschlichen. Doch war ich auch oft so stolz auf ihn, er war mir so überwiegend durch seinen starken Verstand, so daß ich oft wie die Tochter an dem Vater zu ihm heranblickte. Dann war ich auch wieder die Braut mit der ganzen Innigkeit, mit Küssen und Liebkosungen, wie sie unser Verhältniß gestattete. Auch war ich eitel auf den schönen jungen Mann, wenn ich mit ihm durch die Straßen ging oder im Walzer durch den Saal flog. Alle Bande, die Liebe, Freundschaft, Achtung, in den verschiedenartigsten Verhältnissen nur weben konnten, sie waren hier vereint; sie schienen für die Ewigkeit geknüpft; sie konnten nicht zerreißen! — Ich schwelgte in dieser Ewigkeit! Ich war berauscht von dem Glück, zu beglücken. Mit Auge, Mund und Hand vermochte ich dem Geliebten eine Seligkeit zu geben; und meine Hand ruhte oft Stunden lang in der seinen, mein Blick drang durch sein Auge bis in die tiefste Seele hinein, und meine Lippen hingen an den seinigen. Dann war ich auch so stolz, daß ich mir ihn ausgesucht, aus so Vielen; ich war so stolz, daß ich mich hatte erheben können über die Vorurtheile des Standes, daß ich so leicht für mich und meine Kinder das kleine Wort im Namen, das Wappen und alle die Armseligkeiten des Adels hatte aufgeben können. O, ich war eine glückliche Braut!

Und ich war auch eine geliebte Braut. Denn als Deutschland erwachte, sich regte und hob und das fremde Franzosenjoch abzuschütteln strebte, als an die deutsche Jugend ein Ruf erging und alles sich in Reih und Glied stellte zum Kampf für das Vaterland; als alle Bräute verlassen wurden, und Frauen und Kinder auch, von den jungen freiwilligen Kriegern, und keiner zurückbleiben wollte von dem Felde der Ehre und des Todes; da schaute Karl erst lange in mein weinendes Auge und in meine Hände legte er seine Ehre, in meine Hände die Entscheidung, ob auch er für das Vaterland sich stellen sollte? Und ich gab ihm die Einwilligung unter Thränen. Ich sah ihn ziehen in Reih und Glied mit den Andern. Ein Freudenmarsch tönte zu meinen Thränen, die Fahnen wehten, durch die Straßen hallten die Schritte der muthigen Schaar, das Volk umschwärmte sie, aus den Fenstern winkten die Frauen. Ich winkte nicht. Ich barg mich hinter die Gardine und weinte, und weinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

Von A. Weill.

2.

Ich muß unwillkürlich auf meinen ersten Brief zurückkommen; denn theils habe ich einige Irrthümer zu verbessern, theils aber auch den deutschen Künstlern, die gern zu stolz werden — obschon sie in gar keiner Verbindung mit den Gelehrten stehen — noch einige Wahrheiten zu sagen, die sie mir, der guten Absicht halber, verzeihen werden. Warum stellten die deutschen Maler dies Jahr keine Gemälde aus? Hat man ihnen das vorige Jahr nicht genug Ehre erwiesen? Ich möchte das Gegentheil behaupten. Ich habe schon gesagt, daß eine deutsche Ausstellung en masse großartiger sein würde, indeß muß man den Franzosen und besonders ihrer Hauptstadt Gerechtigkeit widerfahren lassen, es gibt nun einmal kein Paris in Deutschland und glücklich die Kunst, die keines Uebersetzers bedarf. O, wenn deutsche Schriftsteller und Dichter ihre Gefühle und Gedanken in Farben oder Tönen ausdrücken könnten, wie anders stände es um sie! Winterhalter hat diesmal nur Portraits der königlichen Familie ausgestellt, was nicht ganz gut berechnet war; denn abgesehen, daß sich Winterhalter, der deutsche Künstler, hier durch seinen Decameron und sein dolce far niente, die er hier sehr gut verkaufte, einen bedeutenden Namen erwarb, den er diesmal nicht erhöhen wollte, fallen auch alle Oppositionsblätter über den Deutschen her, der blos Portraits von der königlichen Familie ausstellt. Natürlich behaupten jene, diese wären schlecht, was nicht wahr ist, aber wahr ist's, daß ein Künstler, wer er immer, doch auch an die Kunst denken muß. Dietz, der den Pircolomini ausstellte, über den ich Ihnen berichtete, ist ebenfalls ein hier lebender junger deutscher Künstler, der sehr viel Verdienst hat. Während eines andern Besuches im Louvre sah ich ihn mit Horace Vernet vor seinem Bilde stehen. Dieser lobte es sehr, und wirklich ist das Sujet, einmal so gewählt, die Stellung der Gefährten des Max und der Schweden diesseits des Grabens höchst kühn und treu. Auch das Colorit ist vortrefflich, nur hatte das Bild einen sehr schlechten Platz, so daß man von der einen Seite immer geblendet war. Achenbach's Landschaft ist ebenfalls ein vortreffliches Bild. Man sieht da Bäume, die, wie in der Natur selbst, bei einiger Entfernung gleichsam eine satyrische, manchmal aber auch fürchterliche menschliche Stellung annehmen, Gesträuche und Gestrüppe, das sich schlangenartig in die Erde windet, es ist zwar nur eine eintönige Ebene, aber Achenbach hat so wie Lessing die besondere Auffassungskraft, den geheimen Zusammenhang der todten und der lebendigen Natur zu errathen, und nur so verdient eine Landschaft ein Kunstwerk genannt zu werden. Je mehr du ein Gemälde ansiehst, sagt der alte Lessing, je mehr mußt du darin zu sehen glauben, sonst ist es kein Kunstwerk. Ich habe Ihnen von Steuben gesprochen. Steuben ist zwar ein geborener Deutscher, doch muß er als Franzose gerechnet werden, ebenso Arp Schesser, der ein Utrechter ist, aber dennoch der Schule nach Franzose sein würde, obschon er sich ausschließlich Goethe'n und der deutschen Muse gewidmet hat, und dazu seine Studien aus Vorliebe macht. Goldschmidt aus Frankfurt stellte auch eine Studie aus *). Johannot, wieder ein Deutscher von Gewicht, die Schlacht von Rosebecque, wahrscheinlich für Versailles. Ueber Schlachten berichte ich nicht, denn in dieser Hinsicht sind wieder die Franzosen die Meister und wer die unermeßlich großen Gemälde Vernet's gesehen, die die Schlachtscenen vor Constantine in natura vorstellen, muß gestehen, daß dazu eine geläufige und, was noch mehr, eine kühne nationale Hand gehört. Hingegen ist der Tod von Julien d'Avenel ein anderes Bild von Johannot, sehr verdienstlich und findet Anerkennung. Auch Funk aus Düsseldorf hat einige gute Landschaften ausgestellt, Köhler lieferte eine Allegorie, die Dichtkunst. Im Allgemeinen jedoch fehlen diesmal die großen deutschen Bilder, die das hiesige Publikum zu sehen hoffte; denn man kann sich leicht denken, daß man unter einer solchen Menge von Bildern nicht leicht ein mittelmäßiges oder auch ein gelungenes Bild heraushebt und nach dem Namen des Künstlers fragt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, um dies die deutschen Gemälde herauszusuchen und nur Liebe zur deutschen Kunst unterstützte meine Beharrlichkeit, jeden Tag die lange rue de Richelieu hinab in den Louvre zu gehen, um unter 2000 6 bis 7 Gemälde zusammenzustellen und — sehr oft getäuscht zu werden. Schnetz stellte diesmal kein Gemälde aus, Winterhalter, wie ich schon meldete, nur Portraits, es bleibt also Achenbach als erster nach Scheffer, den man hier zu den Deutschen rechnet, Johannot, Dietz und Funk. — Nun zur französischen Kunst. Lassen Sie mich vor Allem Franzose sein. Ich nehme den Pinsel in die Hand, — es ist dies meine Feder, die schon mehr als einen Pinselstrich machte. Aber glauben Sie ja nicht, daß ich aufs Geradewohl hierüber eine Meinung äußere, ich versichere Sie, daß ich mir diese Gemälde beständig vorstelle und vorstellen kann und daß, wenn ich irre, dies nicht aus Gewissenlosigkeit geschieht, sondern höchstens vielleicht aus mangelhaftem Urtheil; denn wo ist der Mensch, der Alles richtig beurtheilt!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Lehnen aus Düsseldorf, die todte Natur, Wagner aus Eßt eine badische Landschaft, und Pose aus Düsseldorf eine tyroler Landschaft.

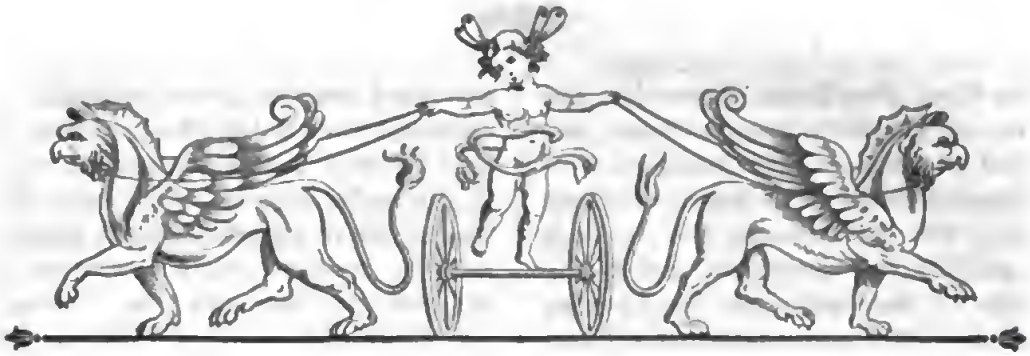
Notiz.

[Literarische Neuigkeiten.]

Wir hören von zwei literarischen Neuigkeiten, die der Meßkatalog noch nicht kannte. Bei Engelmann in Leipzig: Lieder von Burns, deutsch von Freiligrath. Bei Otto Wigand in Leipzig: Eine Schrift über die düsseldorfer Malerschule, von der Feder des geistreichen Dr. Püttmann, Redacteurs der barmer Zeitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 90. — den 9. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

(Fortsetzung.)

Ich habe seitdem nie wieder so recht von Herzen geweint, so ganz ohne Bitterkeit. Es war ein so heiliger Schmerz, den ich mir selbst auferlegt hatte; so Viele theilten diesen Schmerz; das Schicksal hatte denselben über uns gebracht, und dann blieb uns die Hoffnung. Mit demselben Marsch, der die Geliebten hinwegführte, sollten sie einst wieder einziehen.

Und er zog ein, der junge Held. Eine Narbe schmückte seine Wange, ein Bart seine Lippen. Gebräunt war das Gesicht, die Haltung kriegerisch, und noch stolzer blickte ich auf ihn, noch liebender zu ihm empor. Es waren so Jahre vergangen; ich war älter geworden und sehnte mich nach dem stillen Glücke für zwei Wesen, das ja immer mein Ideal von Glück war. Die heimgekehrten Krieger wurden von den Frauen so freudig empfangen, daß die meisten für die Frauen in Dankbarkeit und Liebe entbrannten. Die als Bräute verlassen waren, lächelten und heiratheten; Verlobungen wurden rings gefeiert, Verlobungskarten sah man an allen Spiegeln; der Friede schüttete aus seinem segensreichen Füllhorn Liebe und Glück. Meine Hochzeit konnte noch nicht gefeiert werden, denn Karl hatte noch keine Anstellung. Er mußte noch arbeiten, studiren. Noch eine jahrelange Prüfungszeit lag vor uns, auch noch jahrelange Trennung, denn in einer fernen Stadt war er im Staate der hundertundfunfzigste Referendar. Hätten wir Vermögen gehabt, wie gern wäre ich als seine Gattin mit ihm gezogen, so aber mußte man Geduld haben.

Das wurde auch nicht schwer, denn wöchentlich tauschten wir Briefe. Es waren Briefe voll Liebe und Innigkeit. Wir lebten in unsern Briefen mit einander fort, wir erzählten uns alles, was um uns geschah, so, daß wenn wir uns sahen, wir uns nichts zu erzählen hatten, und doch immer viel zu sagen. Selbst die Gedankenstriche verliehen diesen Briefen Reiz, und das Fragezeichen stand oft nur der Form wegen bei einer Frage, die der Briefsteller sich selbst mit freudigem Ja beantworten konnte. Die Frage: Bist Du mir treu? wurde ohne alles Fragezeichen erhoben. Die ganze Sicherheit der Ehe hatte sich über unser Verhältniß ergossen, obschon ihm der Priestersegen fehlte.

Unter seinen juristischen Geschäften hatte Karl auch eheliche Zwistigkeiten zu untersuchen, und entweder Versöhnungen oder Scheidungen herbeizuführen. Das ist für einen Bräutigam eine eigene Beschäftigung, und das Herz mag ihm wohl oft stärker klopfen, wenn er die süße Liebe so ausarten sieht in Hader und Streit. Er klagte mir oft, daß es so wenig glückliche Ehen gebe, er könne es nicht begreifen, und er suche den Grund in der Form der Ehe, die er gern zweckmäßiger gemodelt hätte.

So viele schaudern vor der Ewigkeit dieses Bundes, während der Fühlende und Liebende schaudern müßte, wenn seiner Liebe nicht der Stempel der Ewigkeit aufgedrückt werden soll. Die Gemeinschaft des Namens,

Digitized by Google

des Interesses, die Ehre, alles Andere könnte eher eine Ewigkeit dauern, nur die Liebe hielte nicht aus und könne nicht gefesselt werden, und diese sei doch die Seele des ehelichen Körpers. Wenn sie entflohen, sähe man nur dessen Leiche. Bei den Aermeren störe das enge Beisammensein die Liebe, bei Vornehmen und Reichen das Auseinanderleben. Man wollte, daß der Friede ein vollkommenes Glück brächte, ein vollkommener Segen sei. Die Fürsten sollten vollkommen sein, frei von menschlichen Schwächen; die Gesetze vollkommen, so daß keine Ausnahme nöthig; die Freiheit vollkommen, vollkommen auch die Ehe. So Viele hatten schon an der Form der Ehe gerüttelt und sie für einen Fluch der Menschheit erklärt, und des einzelnen Menschen. Man hatte sich den Kopf zerbrochen, um eine neue Form zu entdecken, zum Schutz für die Liebe, für Familienbande, und doch auch für die Freiheit. Die Männer hatten für die Freiheit gekämpft und meinten nun auch Ansprüche auf alle Freiheiten haben zu können. Selbst die Frauen, die doch nicht mit gekämpft hatten, wollten auf einmal auch ein vollkommneres Glück.

Wie anders waren die Ansprüche der Frauen aus früherer Zeit. Meine Mutter und Tanten hatte ich oft beobachtet; sie blickten an ihren Männern empor, wie an höheren Wesen; sie hielten es für ihre Pflicht, den Mann zu bewundern. Sie fügten sich schweigend in den männlichen Willen; denn „Er soll dein Herr sein" war ja die Formel der Trauung. Willig verziehen sie dem Manne Härte und Rohheit, sogar Trunk und Untreue. Sie fügten sich in alles, und ich hatte eine Verwandte, die sogar darauf verzichtete, eine eigene Meinung zu haben, vom eigenen Willen war gar nicht die Rede. Wie der schwache Epheu wollten sie sich hinanranken an dem männlichen Eichstamme, dankbar, daß derselbe ihr Anschmiegen nur dulde; und traurig war oft das Loos der Armen. Die höchsten Zweige erreichten sie doch nicht, Himmelsfreude und Himmelsthau drang nicht zu ihnen, nur den Sturm, der den Baum erschütterte, den fühlte die arme schwache Pflanze mit; doch sie klagte nicht. Jetzt wollte aber eine jede Frau selbst ein Stämmchen sein, nur mit den Zweigen zum Gemahl hinüberreichen, wenn es ihr beliebte. „Freiheit und Gleichheit in der Ehe!" stammelte manche schöne jugendliche Lippe, und selbst das mildeste Regiment des Eheherrn erschien drückend. Die weniger selbstständigen Frauen klagten; manche grämte sich, weil der Bräutigam nach und nach so ganz in dem Gemahl verschwunden war, die Stirn finsterer, die Stimme weniger sanft, und von Attentionen keine Spur mehr. Auch die Männer beschwerten sich über die gewickelten Locken, das Negligé der Frau und die verschwundenen Illusionen, wenn sie über nichts anderes sich beschweren konnten; als ob bei der wahren Liebe so armselige Triebfedern im Spiel wären! Ueberall hörte man über die Ehe disputiren und discutiren, Niemand war zufrieden, Alle klagten, und keinem fiel es ein, sich selbst anzuklagen, und das eigene störrische und unfügsame Herz, dem es immer leichter scheint, bestehende Gesetze umzustoßen, als sich denselben zu fügen. Mir aber kam es vor, als könne man gerade nur durch das eigene Herz sich ein Glück bilden und durch die Erziehung auf das Glück der Ehe wirken; durch die Erziehung der Kinder, aber vor Allen durch die Selbsterziehung. Die schwärmerische Jungfrau soll nicht ein vollkommenes Glück in der Ehe suchen; wo findet man denn das Vollkommene auf Erden! Sie soll die Ehe wie eine Classe in der Lebensschule ansehen, in der die Menschheit für den Himmel erzogen wird. Wenn man selbst recht ernstlich nach Vollkommenheit strebt, so schmachtet man nicht so sehr nach Vollkommenheit in den Verhältnissen. Das weibliche Herz soll nicht ein ewiges Liebessehnen in sich nähren, nicht immer in einer Liebesatmosphäre athmen wollen. Der Wunsch, zu beglücken, kann sich zu einer Nervenkrankheit steigern, er muß unterdrückt werden, wie jeder allzuheftige Wunsch. Die Frau soll nicht die Liebe der Flitterwochen ein ganzes Leben hindurch verlangen, sondern sich an der ruhigen Freundschaft genügen lassen. Die bessern Frauen, welche an sich selbst erziehen wollen, und sich bemühen, das ergene Herz zurechtzulegen und dessen Falten zu glätten, sie erziehen sich meistens direct für den Himmel, und vergessen, daß noch ein ganzes Leben in der Ehe vor dem Himmel liegt, und daß dieses möglichst gut durchlebt werden muß. Es ist aber viel leichter, sich für den Himmel zu erziehen, als für die Ehe, die so viele langweilige, unpoetische, immer wiederkehrende Pflichten auferlegt. Eine gute Erziehung schließt die für den Himmel mit ein, und wer in dieser Welt allen Ansprüchen genügt, wird auch in jener mit Ehren bestehen.

Nach diesen Ansichten erzog ich mich selbst. Ich wollte meinen Gemahl glücklich machen, und unsere Ehe sollte eine glückliche werden. Karl besuchte mich einige Male im Jahre. Es war immer ein sehr frohes Wiedersehen, doch auch immer so schmerzlich die Trennung. Eine heiße Sehnsucht ergriff mich, nicht mehr getrennt zu sein, und der Brautstand wurde drückend. — Das zweite Examen rückte heran und wurde bestanden. Nach

Digitized by Google

diesem konnte wohl eine Anstellung erfolgen, aber dann war keine große Carrière zu machen, die das dritte Examen erst erschließen konnte, und für den Ehrgeiz öffnete sich nur ein kleines Feld. Das stille Glück in den engen Verhältnissen zog mich an, und abermals legte Karl die Entscheidung in meine Hände. Ich las den Kampf in seinen Zügen, in seinem Herzen hatte der Ehrgeiz dieselbe Stimme, wie die Liebe, er fürchtete, daß meine Liebe lauter sprechen werde als der Ehrgeiz. Ich erbat mir eine Nacht Bedenkzeit. Das war eine Nacht des innern Kampfes, aus dem ich aber wie eine Heldin hervorging, bereit, jegliches Opfer dem Manne, den ich liebte, darzubringen, und keines von ihm anzunehmen. Freudig drückte mich Karl an sein Herz, und so dankbar, als habe ich ihm eben meine Liebe und meine Hand zugesagt, und ich hatte ihm doch Beides ferner gerückt. Wenn die Leute nur wüßten, wie mancher bittere Tropfen oft aus dem Freudenbecher eines Brautstandes stromt! Die Liebe ist ein großer schöner Ocean; er birgt alle Klippen, an denen ein Herz scheitern kann.

Also noch Jahre lagen vor mir bis zum ersehnten Ziele. Ich war Achtundzwanzig, die Geselligkeit bot mir wenig Freude, der häusliche Kreis war arm, denn mein Vater war gestorben und ich lebte im Hause von Verwandten; ich lebte mit Büchern und mit meinen Gedanken. Immer ernster wurde meine Seele. Die Philosophie leitete mich in ihre Labyrinthe, und selten gelang es der Poesie, mich wieder hinauszulocken. Durch das viele Alleinsein wurde ich stumm, wortarm. Ich war wohl besser geworden mit den Jahren, aber nicht heiterer. Karl schrieb auch seltener, auf zwei oder drei meiner Briefe erhielt ich oft nur wenig Zeilen, und doch erhielt er nie einen Vorwurf von mir, nie eine Klage. Ich wollte durchaus ihn nicht stören durch meine Ansprüche, ich wollte mich selbst beherrschen, mich überwinden — mich fügen. Ich fühlte, daß die Frische seiner Liebe verduftet war durch die Länge der Zeit, auch fühlte ich, daß ich nicht mehr dieselbe sei, wie vor zehn Jahren, als wir uns verlobten, nicht mehr das frohe, jugendlich heitere Wesen, das den ernsten Mann hätte erfreuen können. Ich fühlte aber, daß Karl mich achten konnte, mir vertrauen, und mein Freund sein durch das ganze Leben; ich meinte, ihm noch ein Glück geben zu können, wie wenig andere Frauen, denn es waren wenig Gedanken in ihm, die ich nicht hätte verstehen können; ich konnte seinen Geist fassen, sein Streben begreifen.

Das dritte Examen nahte heran; hoffend sah ich ihm entgegen, da starb der Geheimerath, Karl's Vater. Das Examen war glücklich bestanden, aber die Protection fehlte, und nun mußte noch auf eine Stelle gewartet werden, vielleicht noch Jahre. Ich fühlte mich nicht mehr jung genug, um gleichgültig warten zu können. Auf meine Stirn hatten die vielen einsamen Stunden, die ernsten Gedanken eine tiefe Falte gelegt. Meine Gesundheit war zerstört, und ein Nervenleiden mit seinen unsichtbaren, gespensterartigen Zufällen mochte mir wohl den Anschein der Wunderlichkeit und Laune geben, wenn ich körperlich und geistig litt. Ich konnte dann Karl nicht so freundlich empfangen, ihm nicht so heiter schreiben. Ich hatte keinen frohen Blick in die Zukunft, keine Hoffnung; dazu gehören gute Nerven. Aber ich hatte noch meine Liebe. Hätte mein Vater gleich seine Einwilligung zu unserer Verbindung versagt, so wäre ich sehr unglücklich gewesen, vielleicht in Verzweiflung. Doch die Verzweiflung der Jugend zieht vorüber, das stärkste Gefühl läßt sich verschmerzen, die Eindrücke eines Carnevals sich verwischen. Damals liebte ich Karl mit Leidenschaft; jetzt aber liebte ich ihn noch mehr; ein halbes Leben hatte das Gefühl mir angeeignet, wie wenn es ein Theil meiner selbst wäre. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alles trug seinen Namen. Er war verwebt in jede Minute meines Tagewerks, in jeden Pulsschlag meines Herzens. Ich kaufte kein Kleidungsstück, ohne zu denken, ob es ihm gefallen würde, kein Geräth rückte ich in meinem Zimmer, ohne seine Meinung zu befragen. Meine Handarbeiten waren nur für ihn; die langen Briefe an ihn füllten einen großen Theil meiner Zeit, und Bücher, deren Inhalt ich ihm mittheilte, füllten die übrige. In der Ecke meines Sophas lag gewöhnlich ein Tuch, Handschuh oder sonst etwas, das er bei mir vergessen, und ich wiegte mich in Illusionen, daß der Eigenthümer dieses todten Gegenstandes bald käme, um denselben zu holen. Nur wer selbst Jahre lang in einem Liebesverhältniß gelebt hat, in stetem Hoffen und Sehnen und in immerwährender Trennung, nur der begreift solche schmerzliche Spielereien des Gefühls, nur der begreift solch Leben in einem Gedanken. Und solch ein Gedanke an den Geliebten ist dem weiblichen Herzen noch theurer als der Geliebte selbst, und die Wittwe eines solchen Gedankens ist noch unglücklicher als jede andere Wittwe, die den Gatten begraben. Für die Wittwe eines solchen Gedankens gibt es kein Trauerkleid, kein Grab mit Cypressen, für sie ist die ganze Welt ein Grab, und das künftige Leben verspricht ihr umsonst eine Auferstehung, diese ist ihr kein Trost.

Ich harrte geduldig auf die gewünschte Anstellung.

Digitized by Google

Karl hatte mich lange nicht besucht. Man sollte immer bei Zeiten mit seinen Vorbereitungen zur Abreise fertig sein, um die letzten Stunden dem Abschiede widmen zu können, denn ein inniger Abschied erleichtert dem Zurückbleibenden die ganze Zeit der Trennung, während ein kaltes Lebewohl dieselbe trübt. Karl hatte das letzte Mal so viel zu packen und zu besorgen, daß er in den letzten Minuten mir nicht angehören konnte, wie wohl sonst. Er schrieb auch seltener als sonst, er schrieb unbegreiflich selten. Es gibt verschiedene Grade von Neigung, welche Briefe hervorbringen; man schreibt, wenn man es nicht lassen kann, wenn es ein Bedürfniß ist, sich mitzutheilen. Man schreibt auch, um dem Geliebten Freude zu machen, einen Sonnenstrahl zu schicken in ein dunkles Leben. Dann aber schreibt man auch aus Mitleid, man ahnet das Weh, das man durch ein Verstummen hervorbringt, und man will nicht wehe thun, man will ein Weh heilen. Manch weibliches stolzes Herz weiß't vielleicht diese letzte Art von Briefen von sich, und doch sind sie noch von einem Wohlwollen dictirt und von einer freundlichen Absicht. Karl schrieb gar nicht mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

(Fortsetzung.)

Decamps.

Decamps hat einige Bilder ausgestellt, die viel mehr Aufsehen erregen würden, wenn sie nicht im Katalog stünden, denn meistentheils sind seine Bilder das nicht, was sie sein sollen, das heißt, sie entsprechen ihrem Namen nicht. Joseph von seinen Brüdern verkauft: so heißt das erste Gemälde. Man sieht nur sehr schöne Kameele und im Hintergrund einige Umrisse von Menschengestalten, die die gedachten Personen vorstellen sollen. Am originellsten bei ihm ist sein Colorit und seine Auffassung. In diesem Bilde ist der Himmel, die Gegend, die Kameele und die ganze Art der Auffassung höchst künstlerisch und eigenthümlich, doch ist es kein historisches Gemälde. Weit gefehlt, es ist vielmehr nur eine Art Phantasie ohne Namen, der man einige Menschengestalten fast in Miniatur beigefügt hat, um das Kind zu taufen. Ueberhaupt spielen die Figuren immer eine untergeordnete Rolle bei Decamps. Aber warum malt er denn historische Bilder? Er, der hier obenan steht, verdient meiner Meinung nach nur im zweiten Rang zu stehen, mais au royaume des aveugles les borgnes sont rois.

Delacroix.

Gehen wir auf einen andern, ich möchte sagen widerlichen, aber einen der originellsten Maler über. Ich meine Delacroix. In Frankreich gibt es nur ein Mittel, berühmt zu werden: die Verfolgung. Die romantische Schule verdankt ihren Einfluß blos der Verfolgung der Classiker. Versagt hier die Jury oder irgend ein Comité einer Kunstanstalt einem Künstler den Zutritt, so ist sein Glück gemacht. Nur das Lächerliche ist hier das einzige Mittel, um Jemand zu stürzen. Die Jury hat diesmal drei Bilder von Delacroix ausgeschlagen. Folglich ist Delacroix ein Genie, folglich ist die Jury aus Dummköpfen zusammengesetzt, folglich besucht man Delacroix in seinem Atelier und bezahlt ihm doppelt seine Bilder. Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Delacroix ist ein Genie, aber ein widerliches, ungenießbares und obschon ich, als Mitglied der Jury, seine Cleopatra ebenfalls beseitigt hätte, so erforderte doch die Klugheit, kein Bild von ihm abzuweisen; das hätte ihm sehr viel geschadet. Die Jury war daher eher aufrichtig als klug, was die Franzosen aber nicht zu würdigen wissen. Diese Cleopatra ist abgeschmackt, einer Bäuerin ähnlich, der Bauer mit der Natter in den Feigen ist ebenfalls unausstehlich. Delacroix hat auch noch ein andres Bild ausgestellt, Hamlet auf dem Kirchhof, das trotz seiner fehlerhaften Zeichnung, trotz seiner Widerlichkeit den Stempel des Genies trägt. Ich habe es mehr als sechs Mal mit Widerwillen gesehen und immer zog es mich wieder hin. Und warum das? Weil eine ungemessene Kühnheit, ein satanischer Schwung darin liegt, der von einer innern genialen, ich möchte sagen Shakspearischen dramatischen Kraft zeugt. Der Todtengräber reicht Hamlet einen Schädel hin; „'s ist Yorik's Schädel," sagt er, „der arme Yorik war des Königs Spaßmacher und dies ist des Spaßmachers Schädel!" Lachen Sie mich nicht aus, man sieht's dem Todtengräber an, daß er dies sagt. Die Stellung ist, wie ich Ihnen sage, verwegen kühn. Er steht bald im Grab, sein Helfershelfer sitzt auf dem Sand, Hamlet steht mit seinem Begleiter da und so reicht er ihm den Schädel hin. Jeder Zoll an diesem Todtengräber ist genial. Unterdeß muß man von Delacroix keine Zeichnung erwarten, auch nicht, was man Schönheitsgefühl nennt, es scheint, als sei er der Sohn irgend eines teuflischen Mephistopheles, der sich blos in Finsterniß und Halbdunkel zeigt. Ich wette darauf, daß ihm ein jüngstes Gericht im Gehirne spukt. Die Zukunft wird es lehren, ob er sich um die Kunst bekümmert. Dem sei wie ihm wolle, Delacroix ist ein Genie. — (D. F. f.)

Notiz.

[Portius' Psychometer.]

Portius' Psychometer ist schon vor längerer Zeit in Prag entwendet. Herr Portius wird von einer vornehmen Familie aufgefordert, in ihrem Kreise zu erscheinen. Er nimmt sein Instrument unter den Arm und folgt dem Bedienten, der ihn eingeladen. Der Weg ist weit, der Bediente bittet und nöthigt ihn endlich, ihn den Kasten tragen zu lassen. In einer engen Seitengasse verschwindet er plötzlich, und Portius erfährt nachträglich, daß der Name der angegebenen Familie fingirt war. Man sagt, die Geistlichkeit sei im Spiele, um diesem psychologischen Spuk zu steuern! Fürchtete sie sich vor Offenbarungen?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 91. — den 10. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

(Fortsetzung.)

Es kamen aber Reisende und erzählten in der Stadt von meinem Bräutigam, und meine Freunde und Verwandte schauten mich an mit Blicken voll Mitleid. Sie besuchten mich fleißiger und sprachen mir von Resignation, von Gott und Christus, vom Trost der Religion; davon spricht man in der Regel nicht mit einer glücklichen Braut. Ich ahnete, daß ein Geheimniß im Kreise der Meinen waltete; und wie eine Gewitterluft schwül und dumpf umgab mich dieses Geheimniß. Mir war es, als träume ich, und wisse, daß ich träume; ich hatte nicht die Kraft, den Traum zu verscheuchen, oder vielmehr, ich hatte nicht den Muth dazu. Doch wurde dieser Zustand eben so schmerzlich, als der Schmerz, den ich fürchtete. Ich wollte endlich die Wahrheit erfahren, und wußte noch nicht, von wem ich sie am liebsten erführe. Nicht von einer Frau, die Frauen sind zu barmherzig, sie vollenden die Operation nur halb, sie träufeln den Balsam falscher Hoffnungen in die Wunde, sie wollen Thränen trocknen mit Tröstungen und Versprechungen, es gibt aber Thränen, die nur ein Leichentuch trocknen kann.

Ich hatte manchen jungen männlichen Verwandten, der mir wohl auch die Wahrheit gesagt hätte, doch fürchtete ich, dieser möchte durch meinen Schmerz sich aufgefordert fühlen, die Untreue zu rächen, denn das ahnete ich, daß von einer Untreue die Rede sei. Die jungen Männer meinen, mit einer Herausforderung sei alles gut zu machen; ein Schwertstreich, ein Pistolenschuß, und dann wären die Thränen getrocknet! — Es lebte ein alter Verwandter Karl's in der Stadt. Diesen besuchte ich oft, denn ich liebte ihn meines Bräutigams wegen, und auch wegen seiner großen Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe. Er hatte mich oft beruhigen müssen, wenn keine Briefe kamen, auch guten Rath hatte er mir oft gegeben. Er tadelte mich über meine ernste Lectüre, ich sollte den Kripskraps der Philosophie bei Seite lassen und mich ans Christenthum halten, an die einfachste Lehre. Ich sollte lieber ein Romänchen lesen oder ein Mährchen. Auch sollte ich nähen und stricken, dazu sei die Frau geboren, und müsse es immer büßen, wenn sie über ihre Sphäre hinauswolle. Ich war nie seiner Meinung gewesen und hatte oft mit ihm gestritten, halb im Scherz, halb im Ernst; denn ich meinte, die Entwickelung jeglicher geistigen Kraft läge den Frauen eben so gut ob, als den Männern, und sei ihnen ein Bedürfniß, das sie befriedigen dürften. Doch hielt ich den alten Herrn für meinen Freund, und ging zu ihm. Ich mußte sehr bleich aussehen, denn er fragte mich, ob ich krank sei. Er nahm Platz neben mir auf dem Sopha und ergriff meine Hand. Dann fand aber keines von uns Worte, es lag ein Geheimniß, ein todter Gedanke zwischen uns, ich wollte ihn etwas fragen, er mir etwas mittheilen, und keines hatte den Muth dazu. Endlich fand ich Thränen und schluchzte: „Ich bin sehr unglücklich!"

Digitized by Google

„Sie wissen es also?“ sagte er; aber ich ahnete nur, ich wußte nichts.

Karl liebte eine Andere. Mein alter Freund sagte mir, daß sie reich sei, Tochter eines Banquiers. Die Heirath sei sehr vortheilhaft und die nöthige Protection würde nun nicht mehr fehlen, alle Kreise würden sich ihm nun öffnen. Er meinte, die wahre Liebe müsse das Wohl des geliebten Gegenstandes im Auge haben, nicht nur das eigene. Er stellte mir die Sache vor, als sei es nur eine Vernunftheirath, die man Karl vorgeschlagen; das war ein Trost, denn in eine solche hätte ich mich nicht verpflichtet geglaubt zu willigen. Als mir aber der Name des Mädchens genannt wurde, da erinnerte ich mich, wie ich schon oft von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gehört habe, und ich wußte nun, daß es eine neue Liebe war, welche die alte verdrängt hatte. Jetzt deutete ich sein Schweigen, sein Fernbleiben und die Kälte seiner Zeilen.

Mein Freund sagte mir aber auch, daß Karl noch nicht in die Heirath gewilligt, daß es erst dazu meiner Zustimmung oder vielmehr Aufforderung bedürfe, daß er sich durch Ehre und Rechtlichkeit an mich gebunden glaube, er werde die Versuchung von sich weisen, wenn ich es wolle, er werde mir verlobt bleiben und, wenn er eine Anstellung bekäme, mich heirathen. — Er hatte also nicht den Muth, das trennende Wort zu sprechen, das Band hatte er langsam lösen wollen. Er hatte nicht den Muth, den Tadel der Welt auf sich zu ziehen. Ein Staatsdiener muß ja ohne Tadel in sein Amt treten und achtungswerth vor den Mitbürgern sein! O, er war allzugewissenhaft! Die Untreue und Wortbrüchigkeit gegen eine Frau tadelt kein Staatsdiener, kein Mitbürger. Das Urtheil der Welt findet es ja so natürlich, daß ein junger Mann die altjüngferliche Braut mit der verblühten Wange, der geschwundenen Gesundheit, der tiefen Falte auf der Stirn, den Spuren langen Leidens und Wartens, nicht mehr liebt, und kein Glück mit ihr zu finden glaubt, keines ihr zu geben vermag! Liebe läßt sich ja nicht geben und nicht nehmen! Und die Treue ist eine launenhafte Gottheit im männlichen Herzen, wie die Liebe selbst. Der Mann, zum Ebenbilde Gottes geschaffen, kann die Frau wohl betrügen, thut es doch Gott selbst, indem er ihnen Illusionen gibt, und diese dann zerstört. Was ist es denn auch weiter? Ob eine Unglückliche mehr in der Welt herumschleicht! So viele hatten ja gleiches Schicksal mit mir gehabt, so viele wurden um ihre Jugend, um ihr Glück betrogen, von demjenigen, dem sie Beides hätten verdanken sollen. Ich war die Erste nicht! So viele hatten schon denselben Schmerz überlebt, ich würde ihn wohl auch ertragen können, ich würde nicht daran sterben. Es war ja nichts Unerhörtes, nichts Seltenes, nichts Ungewöhnliches, und doch so schmerzlich! Mein alter Freund war nicht wenig erstaunt, als ich bleich zusammensank. Erst nach langem Erstarren kam ich zu mir.

Man brachte mich in einer Sänfte nach Hause; man legte mich zu Bette, denn es war Abend und ich sollte schlafen. Schlafen? mit dem klopfenden Herzen, den fliegenden Pulsen und dem Gedanken an Trennung. Ich mußte ja alles aus meinem Herzen herausreißen, das Gefühl, das es allein bewohnte! Wieder lag in meinen Händen eine Entscheidung, wieder konnte ich Karl'n durch eine Entsagung beglücken; es war aber die letzte, die er je von mir erwarten konnte. Ich liebte in diesem Moment ihn nicht mehr. Seine Untreue hatte meine Verachtung erregt, denn die Treue schien mir wie die Ehre ein Attribut der gebildeten, edlen Natur! Mein Stolz war verletzt, alle Bitterkeit, die mein sonst sanfter Charakter aufbringen konnte, war erregt. Ich liebte ihn nicht mehr, aber doch rang ich die Hände und schluchzte. Ich beweinte nicht ihn, sondern meine verlorenen Jahre, meine vergeudete Liebe. Im Alter sollte man die Liebe Derer ernten, zu denen man eine Neigung in der Jugend gesäet. Ich konnte nicht ernten, meine Ernte war zerstört, einem einsamen Alter ging ich entgegen. Ich konnte nicht ruhen, ich verließ das Lager, und die ganze Nacht hindurch wandelte ich auf und ab in meinem Zimmer mit schnellem Schritt. Wohl dem, der dieses rastlose Auf- und Abgehen, das Resultat einer innern Aufregung, nicht kennt. Die Glieder brechen beinahe zusammen vor Müdigkeit, doch der Gedanke gönnt ihnen keine Ruhe, immer wieder beginnt der ermüdende Lauf. Ich habe seitdem nie wieder einen Löwen sehen können, oder sonst ein edles Thier, das der Freiheit und des Glückes beraubt wurde, ohne daß dessen stetes Hin- und Herbewegen mich an jene Nacht erinnert hätte, wo ich alles aufgab, selbst die Hoffnung.

Ich schrieb an Karl. Keinen Vorwurf enthielten diese Zeilen, keine Hindeutung auf eine schöne Vergangenheit; ich hatte kein Liebeswort ihm zu sagen, ich war ganz stolz, ganz kalt. Ich schrieb nur das Nothwendigste und gab ihm die Freiheit. Und als der Brief auf der Post war, fühlte ich, daß auch ich frei sei, und laut weinte ich über das trostlose Glück meiner Freiheit. Und welche Leere, die nun folgte! wie lange mußte sich meine

Digitized by Google

innere Verzweiflung durchbetteln durch das Leben, durch die Erinnerungen, durch die Gesellschaft, bis sie zum mildeen Weh wnede. Denn lange nach jener Nacht empfand ich noch einen stechenden Schmerz; ich entdeckte nämlich, daß ich Karl doch noch liebe, ich entdeckte auch, daß ich ihn doch noch achten konnte, und daß es dem menschlichen und vorzüglich dem männlichen Herzen natürlich sei, für das jugendlich blühende Mädchen Liebe zu fühlen, selbst wenn es für eine alternde Braut recht herzliche Freundschaft empfand. Hätte der Zufall dieses junge blühende Mädchen, denn der Reichthum hatte ihn nicht bestochen, nicht zwischen uns gefuhet, wir wären doch glücklich gewoeden. Ja, ich hätte ihn beglücken können durch meine Liebe und durch meine Freundschaft.

Es dauerte lange, ehe mein Schmerz sich abstumpfte. Ich fühite, daß ich mich aus dem Zustande der Trauer und Apathie herausreißen müsse, und etwas ergreifen, das mich zerstreue und meine Zeit ausfülle. Beschäftigung ist die einzige Lethe, die uns fließt; und ich wollte mich beschäftigen. Aber wie? Wo sollte ich das Interesse heenehmen aus meinem öden Heezen? Was sollte ich thun, für wen lesen, für wen aebeiten, an wen schreiben? Es war das Unglück, das zuerst mein Interesse wieder in Anspeuch nahm. Jedes weinende Auge zog das meinige auf sich. Armuth, Krankheit, Tod schienen meine Welt. Ich pflegte die Keanken, ich unterstützte die Aemen, und denen, die um einen Todten weinten, sagte ich: es gibt noch herbeee Trennungen. Ich war aber nicht reich genug, um den Armen so zu helfen, wie ich es wünschte. Ich konnte wohl die Noth lindern, aber keine Freude machen, ich konnte manchem das Leben fristen, aber keinem dasselbe verschönern. Da deutete man mir eine Hülfsqnelle an: ich sollte schreiben. Im Anfange erschrak ich über diese Zumuthung nicht wenig. Ich hatte gemeint, die Autorenfeder müsse aus dem Adlerfittig sein und der Sonne zufliegen, oder aus dem Flügel der zwitschernden Lerche, welche die Poesie von den höhern Regionen auf die Erde herabruft. Man sagte mir abee, sie sei eine Gänsespnhle, wie alle andeen Schreibfedern auch, und wenn die meinige ihren Ursprung dann und wann auch verrathen sollte, so möchte ich mich damit trösten, daß es nicht die einzige Autoeenfeder sein würde, der so etwas geschähe.

Ich hatte noch nie die nähere Bekanntschaft von Autoren gemacht, meine Phantasie hatte dieselben immer so hoch gestellt, daß ich schüchtern war, mich ihnen zu nahen. Ich hätte mit keinem über sein Week sprechen können, wie ich nicht mit einem Frommen über sein inbrünstiges Gebet reden würde. Jedes Werk, meinte ich, müsse durch eine göttliche Eingebung hervorgebracht sein, zu heilig, um dieselbe am Theetische zu erwähnen, die linke Hand dürfe kaum wissen, was die rechte niedergeschrieben, und ein Dichter müsse von Gottes Gnaden eingesetzt sein. Den Parnaß hatte ich zum Olymp erhoben, und die Autoren schienen mir Gottheiten, die frei von menschlichen Schwächen sein müßten. Wie sollte ich mich unter diese Aristokraten des Geistes deängen? Da meinte man aber, auch in dieser Aeistokratie wie in der andern, liefe gar Manches mit herum, das nicht hof- und olympfähig sei. Das gab mir Muth. Ich hatte schon oft in feühern Zeiten zu meinem Vergnügen die Feder gefühet, und auch zum Vergnügen Anderer. Geburtstage und Freudentage hatte ich durch meine Verse gefeiert, sie mochten wohl schlecht gewesen sein, aber die Freunde hatten sie immer gut gefunden. Ich hatte auch Novellen geschrieben, Geschichten von glücklichen Menschen, denn damals kannte ich nur das Glück. Ich hatte Mähechen geschaffen zum Entzücken der Kinder und zur Freude meiner Freundinnen. Ein Kronleuchter, der Hellung sogar in die dunkle Seele bringt, ein Brustbi, der Allen, die er aufnimmt, Liebenswürdigkeit verleiht, ein Spiegel, der alle Leute schön macht, ein Divan, auf dem selbst der Lebensmüde mit Genuß ausruht, ein Himmelbett, das nur schöne Träume gibt, und ein Schemel, auf dem jeder Niederkniende Liebe empfindet. An solch buntem Möbelmagazin, das mein Kopf eezeugte, hatte ich mich selbst beinstigt, und Karl hatte sich daran erfreut. Ich hatte ihm an stillen traulichen Abenden vieles der Art vorgelesen. Es war dann so schön um uns geworden, so feenhaft, so übernatürlich schön, und ee war niedergekniet auf den Schemel zu meinen Füßen, und hatte mir mit komischem Ernst betheuert, er fühie die Liebe, den Zauber des kleinen verhexten Geräths. Und ich hatte die Hände gefaltet. Ich erinnerte mich eines Bildes von Carlo Dolce: das Jesuskind liegt auf der Erde und Maria steht davor und betet es an. — Wohl der Frau, die in dem, der ihr zu Füßen liegt, ihren Gott erkennen kann und ihn anbeten! Ich war damals sehr glücklich. (D. F. f.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

(Fortsetzung.)

3.

Soviel wird nicht in Deutschland über den Faust geschrieben, als in Frankreich Situationen aus Faust gemalt

werden. Faust, Gretchen und Mephistopheles verpuppen sich jedes Jahr mehr in allen Städten Frankreichs und jeder Maler nimmt seinen Pinsel zur Hand, um sich am Faust zu versuchen. Am Ende wird der deutsche Mephisto noch so populär hier, daß man quene macht, um nur zu ihm zu kommen, daß er ein Hotel bewohnt, Audienz gibt, und wirkliche Vorlesungen über Weltweisheit und Politik hält. Die Sache ist nicht unmöglich, denn die Franzosen verwandeln immer die deutsche Theorie in populäre Praktik, während wir noch schwatzen und schreiben, sind die Franzosen schon längst mit der That fertig. Er heißt schon Monsieur Méphistophèle bei den hiesigen Bürgern, und ich hörte sogar einen Schneider behaupten, que c'est le Robert Macaire de l'Allemagne. Lachen machte mich diese drollige Behauptung, und ich wette, Sie und Ihre Leser müssen auch lachen. Les gens d'esprit zwar werden etwas anderes thun, aber schon Beaumarchais sagt: rien de plus bête que les gens d'esprit. Sechs bis sieben Fauste oder Gretchens habe ich noch entdeckt, groß, klein, mittelst Statur, wie sie der Hirt zum Thor hinaustreibt, würde Eulenspiegel sagen, aber ich unterlasse meine Kritik und gehe zu den ausgestellten Dichtern über. Gilbert, der unglückliche Dichter, an den ich oft dachte, als ich Uhland's herrliches Lied über einen verhungerten Poeten las und selbst dabei singend den Wasserkrug an den Mund brachte, ist zwei Mal dargestellt. Ein Mal mit einem Contrast: Louis XV. sitzt neben ihm mit seiner Maitresse, während der schwarze Doctor, nach Alfred de Vigny's Roman, den sterbenden Dichter besucht. Das andere Mal sterbend im Hospital, wie er den letzten Vers dichtet:

Au banquet de la vie, infortuné convive
J'apparus un jour et je meurs.
Je meurs et sur la tombe, où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.
Salut, champs que j'aimais, et vous douce verdure,
Et vous riant exil des bois,
Ciel, pavillon de l'homme, admirable nature,
Salut pour la dernière fois.

Dies waren Gilbert's letzte Verse. Schönere, rührendere, melodischere gibt es keine in der ganzen französischen Literatur. Schade daß die beiden Gemälde nicht des Dichters würdig sind. Wenn man jedoch jene zwei Gestalten auf der Leinwand sieht, den Dichter und den König, so muß man unwillkürlich der Betrachtung Raum geben, wie die Geschichte stets sich fürchterlich rächt und die Partie des Dichters nimmt. Den mit Glanz Geschmückten hat sie der Verachtung preisgegeben und den in Staub Gebückten hat sie erhöht, indem sie seine Thaten, seine Lieder, dem Herzen der Nachwelt überliefert. Schiller sagte, Beide wandeln auf der Menschheit Höhen. Nur wenig Könige haben das Wort ausgesprochen, denn die Meisten, auch Ludwig XIV., machten die Kunst zur Dienerin ihrer Lustbarkeit; die Geschichte aber überbietet noch den Spruch Schiller's, sie stellt den Dichter über den König. Nicht um seiner Fürsten willen kennt und ehrt man Deutschland in Frankreich, sondern um seines Schiller, seines Goethe willen. In diesen beiden sieht und sucht man Deutschland, von jenen weiß man kein Wort; — ich auch nicht.

Auch Tasso im Kerker ist dargestellt, von Hebert, wie der Maler heißt. Dante mehrmals, wie er dictirt, wie er einem Maler, seinem Freunde, die göttliche Komödie erklärt, und endlich wie ihn das Volk als einen Zauberer und Höllenmeister angafft. Diese Bilder sind jedoch ohne Bedeutung. Decaisne hat einen Giotto gemalt. Auch Victor Hugo ist ausgestellt und endlich George Sand, mit Blumen im Haar à la Corinna, ein bedeutendes Bild, um das sich Schaaren Schaulustiger drangen. Zum Schlusse muß ich noch ein Bild erwähnen, das auch in die Dichterkaste gehört. Der Katalog nennt es découragement, ich nenne es Katzenjammer, es ist aber ein poetischer Katzenjammer, wie man ihn in Deutschland so oft findet. Ein Dichter sitzt in einem einfachen Kämmerlein — er scheint sehr arm zu sein — und hält ein Buch in der Hand. Auf dem Tische liegen Manuscripte und ein halbaufgeschlagener Brief, der wahrscheinlich eine abschlägige Antwort des Buchhändlers oder des Theaterdirectors enthält. An der Wand hangt eine Geige und ein Rappier, Alles ist mit Trauer umgeben, der Dichter selbst will an seinem Talent verzweifeln, nur sein Hund scheint ihn zu verstehen, und sucht gleichsam ihm Muth einzuflößen. Dies Gemälde, obschon etwas zu dunkel, ist sehr gut, es ist ein Charaktergemälde, worin die Franzosen sonst freilich nicht sehr stark sind. Der Künstler heißt Lafaye. Wenn ich ein Dichter wäre und wenn mein Beutel nicht den Katzenjammer hätte, dies Bild würde ich kaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

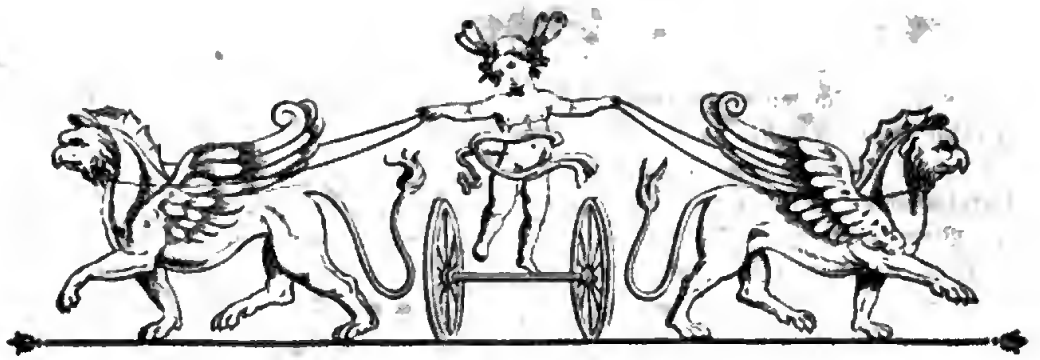
Notiz.

[Die vier Gebrüder Müller.]

Man sagt von manchem Virtuosen, er spiele, als habe er vier Hände, namentlich hat man Thalberg mit so viel Gliedern lithographiet. Von den vier Brüdern aus Braunschweig kann man umgekehrt sagen, sie spielen, als wenn eine einzige Hand sämmtliche Bögen führte. Dies seltene Kleeblatt hatten die Musikfreunde am 6. Mai in Leipzig zu bewundern Gelegenheit. Wir hörten Quartette von Haydn, Onslow und Beethoven. Der älteste der Brüder, Karl, würde im Solospiel als einer der ausgezeichnetsten Virtuosen anerkannt werden, man kann sagen, er ist auch unter Brüdern ein Violinist ersten Ranges; inzwischen bleibt der Hauptreiz dieser brüderlichen Leistungen in der seelenvollen Harmonie ihres Zusammenspiels. Und am glänzendsten bewährt sich ihre Meisterschaft vielleicht im Adagio, wo die vier Instrumente wirklich wie mit Einem Seelenhauche ausathmen. An Energie, an Kraft und Schwung, an Bravour fehlt es den Künstlern keineswegs; nur möchte die discrete Zartheit ihres Spiels eben eine Erscheinung sein, die nur möglich ist durch vieljähriges Zusammenwirken. — Wie wir hören, hat sich das Kleeblatt in der Familie Müller auch schon verjüngt, vier kleine Söhne des einen der Gebrüder üben bereits kleine Quartette ein und werden für die nächste Generation ihre Väter ersetzen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 92. — den 11. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

(Fortsetzung.)

Solche Erinnerungen tauchten vor meiner Seele auf, als ich die kleinen Productionen meiner Phantasie ordnete und zum Drucke bestimmte. Ich gab sie heraus unter einem fremden Namen, denn ich scheute mich, in einen Kreis zu treten, dem ich nicht gewachsen war. Ich fürchtete, neugierig angesehen zu werden, und einmal meine Persönlichkeit mit meinem Werke bekleidet zu lesen. Es war mir selbst unangenehm, meine Bücher in den Händen meiner Bekannten zu wissen. Ich hatte eigentlich nur für Einen Leser geschrieben, für Karl. Mit was für Empfindungen mußte er meine Werke durchblättern, wie manches Wort mußte ihm daraus ein Dolchstich sein! Doch nein! Wahrscheinlich werden sie nie in seine Hände kommen; und wenn es ja geschehen sollte, der Mann, der unsern sein kann, hat tausend Entschuldigungen und Ausreden für sich selbst, die einen festen Schild abgeben gegen solche Dolchstiche des Wortes. Ich hoffte, die Beschäftigungen einer Schriftstellerin würden mir wohlthun, und mich abziehen von mir selbst. Doch nein, sie führten mich immer wieder auf mich selbst zurück; den Schmerz, den ich aus der Seele heraus auf das Papier niederschreiben wollte, ich schrieb ihn nur noch tiefer in die Seele hinein. Allem Unglück, das je durch mein Leben gezogen, gab ich Worte, und dem Unglück, das ich nur geahnet, gab ich Wirklichkeit. Ich hatte gemeint, ein Autor könne kalt berechnend niederschreiben, was Andere rühren sollte, ich aber weinte heiße bittere Thränen, indem ich niederschrieb, was vielleicht Niemanden rührte. O ja! es rührte doch Einige; diejenigen nämlich, welche selbst empfunden hatten, selbst gelitten. Für die Andern waren der Worte zu wenig, zu wenig der Farben, zu viel Gedankenzeichen, die eine Erinnerung ausfüllen mußten.

Auch hatte ich mir durch das Romanschreiben einen Genuß geraubt, den nämlich, welche zu lesen. Denn ein Autor liest auf eine andere Art, als ein gewöhnlicher Leser; der erste beurtheilt den Faden, während der andere sich von demselben umstricken läßt. Ich konnte mich nicht mehr ängstigen über verwickelte Situationen und über die Gefahren der Helden. Ich wußte zu genau, daß Menschen sie geschaffen, und daß der Autor nach Willkür sie modelte. Obgleich ich selbst kein Meisterwerk schrieb, so hatte ich doch so tief in die Autoren-Werkstatt hineingeschaut, daß ich Meisterwerke verlangte, während ich ehedem nur amüsirt sein wollte; ich hatte keine Illusion mehr; doch groß war immer meine Freude über ein gelungenes Buch, und wenn andere über das Unglück der Heldin oder des Helden weinten, so beklagte ich den Autor.

Ein anderer Kummer, den dieses Wirken über mich brachte, war, daß mein Name verrathen wurde. Es gibt so wenig Menschen, welche wissen, was eigentlich Verschwiegenheit ist. Gewiß wird keiner, dem man ein Geheimniß anvertraut, dasselbe verrathen, doch ein errathenes Geheimniß weiter zu plaudern, daraus machen

Digitized by Google

sich Wenige ein Gewissen. Ich wurde genannt. Alle, die mich kannten, lasen meine Novellen und suchten deren Helden und Heldinnen unter meinen Freunden und Bekannten, die Gefühle aber suchten sie in meiner eigenen Brust. Jedes Verhältniß, das ich geschildert hatte, sollte ich selbst erlebt haben, und man fragte mich oft, wer Jener gewesen, oder wann ich dieses erfahren. Ich sollte für Alles Rechenschaft ablegen, für Handlungen und Gefühle. Kann man doch kaum die des eigenen Lebens immer verantworten, geschweige denn die, welche man niederschreibt. Man lobte oft, was ich langweilig fand, und tadelte, was aus tiefster Seele herausgeschrieben war. Ich litt beständig. Denn eben weil ich oft aus der tiefsten Seele herausschrieb, kam es mir vor, als sei dieses Enthüllen des Innern vor Männern und Frauen unweiblich, und ich erröthete, wenn ich daran dachte.

Nach Beifall strebte ich nicht. An wessen Beifall sollte mir auch gelegen sein? Und wessen Beifall ist es denn, nach dem der Autor am meisten ringt. Das Genie zollt meistens Beifall, denn es legt von dem eigenen Reichthum in jedes Werk hinein. Der Verstand prüft und erwägt und ersetzt, er hat allerdings ein Urtheil; sollte aber nicht der Instinct der unbefangenste Richter eines Buches sein, und die Thräne aus dem Auge eines Naturkindes die schönste Perle abgeben, die dem Autor zufällt. Für mich war das Publicum nichts. Wie der Feuerstein, der aus unzähligen Infusionsthierchen bestehen soll, und doch für das Auge nur ein harter Körper ist, so war das Publicum mit seinen vielen Köpfen und Herzen nur eine todte harte Masse für mich. Ich konnte nicht begreifen, wie man für den Ruhm arbeiten und nach demselben streben könne. Der Ruhm schien mir nicht die reine Opferflamme, den die Geister dem Geiste darbringen, er schien mir der Rauch zu sein aus den Essen und Feuerstätten der Spießbürger. Wie kann man Werth legen auf das Urtheil derer, die man nicht liebt. Das Publicum hat so viele unbekannte Augen und so wenig Liebesblicke für den Autor. Ich dachte nie an das Publicum, wenn ich meine Novellen schrieb. Wenn aber das Geschriebene gedruckt war, da dachte ich daran, und es war mir dann, wie wenn ich ein Kind in die Welt schickte, ein bleiches, kränkelndes, lahmes, aber doch ein liebes Kind, und ich zitterte. Ich zitterte vor allem, was ihm begegnen könnte; vor den frivolen Lesern im Salon, und vor denen im Antichambre, vor der Atmosphäre der Leihbibliothek, und dem in den zarten Blättern sich aufspeichernden Tabaksduft der Casino's und der Casernen. Mir war es so unangenehm, wenn man meine Werke las, und Autoren wollen doch sonst so gern gelesen werden, sagt man. Man lobte meine Schriften und meinte mir dadurch die größte Freude zu machen. Höher als dir Schriftstellerin schien mir aber die liebenswürdige Frau zu stehen, höher als diese dir liebenswerthe, und am höchsten von allen stellte ich dir geliebte Frau; sie mußte dir würdigste und bestr sein, weil sie ja dir Glücklichste war.

Noch ein Gefühl überkam mich, es war vielleicht thöricht. Aber es war mir, als könne man viel schaden durch das gedruckte Wort und wenig nützen. Der Autor schien mir eine Art von Säemann zu sein, der zwar selbst nicht von seiner Saat rentet, aber doch Rechenschaft ablegen müsse für den Saamen, den er ausgestreut. Es gibt so viele Frauen, welche dahinleben, ohne zu denken: das tägliche Leben mit seinen Pflichten nimmt sie in Anspruch, und wenn sie sich erholen wollen an einem Buche, greifen sie am Morgen nach den Andachtstunden, und am Abend nach einer Räuber- und Geistergeschichte, und diese können ihnen nichts schaden. Die Geschichte aber eines weiblichen Herzens, mit seinem Sehnen, Suchen, Verirren und Sichzurechtfinden, sie erweckt Gefühle und Gedanken; und während ein Autor einer liebenswürdigen Sünderin aus ihren Kämpfen, ihrem Leiden und Unglück einen Heiligenschein webt, den er ihr um die schöne Stirn schlingt, während er meint, dadurch Nachsicht und christliche Milde in der Leserin zu wecken, ebnet er vielleicht der bis jetzt Tugendhaften den Weg zur Sünde, öffnet ihr die Pforte zum Unrecht, von dessen Dasein sie bis jetzt nichts geahnet. Es kam mich oft ein Grauen an, wenn ich die Blätter zum Drucke abschickte, und dieses Grauen wuchs. Da legte ich die Feder nieder; eine ziemlich bedeutende Erbschaft hatte den Entschluß vollends zur Reife gebracht. Ich war nun keine Schriftstellerin mehr, ich war nur noch eine alternde Stiftsdame, einsam und verlassen, ohne Familienkreis. Zwanzig Jahre frühre hätte diese Erbschaft mich zur Glücklichsten auf Erden gemacht; jetzt schien sie mir die Kerze, die mein Unglück noch heller beleuchtete. Ich fühlte in mir die Kräfte, zu beglücken, und Niemand war da, den ich hätte glücklich machen können. Ich zündete den Weihnachtsbaum für fremde Kinder, ich wirkte für die Armen der Stadt, ich stand allen Wohlthätigkeitsvereinen vor, beaufsichtigte Nähschulen und Klein-Kinderschulen. Beinahe in allen Häusern meiner Bekannten hatte ich Pathchen, deren Geburtstag ich nie vergaß. Allen auswärtigen Bekannten

Digitized by Google

machte ich willig die Commissionen, bei den Kranken und Wöchnerinnen führte ich den Haushalt und beaufsichtigte die Kinder. Ich machte mich nützlich, wo ich nur konnte, ich war geliebt, geachtet. Aber ich war für Niemand nothwendig, und wenn mein Lebenslicht damals verlöscht wäre, in keinem Familienkreise wäre es dunkel geworden, in keinem liebenden Herzen finstere Nacht.

Noch ein Schmerz mußte mir werden; es war wieder einer, den Niemand bemitleidete, weil Niemand ihn durchschauen konnte. Karl kam in die Stadt mit seiner Frau. Zehn Jahre waren vorübergegangen, seit unser Bund zerriß; in zehn Jahren kann man viel vergessen und verschmerzen. O ja! die Glücklichen können es. Er hatte eine gute Carrière gemacht, und war auf dem Wege zu den höchsten Ehrenstellen. Ich hatte schon oft von ihm gehört, seine Ehe aber, sagte man, wäre nicht glücklich. Das hatte mich nicht überrascht, denn ich glaubte immer an eine Nemesis. Er hatte in den letzten Jahren mich oft grüßen lassen, und von mir gesprochen, wie von einer Jugendfreundin. Großer Gott! meine Jugend hatte ich ihm freilich hingegeben, und die Freundschaft, sie war schlecht belohnt worden. Er ließ mich fragen, ob er mich besuchen könne.

Ich bewohnte noch dasselbe Zimmer, dieselben Möbeln umgaben mich, dieselben Bilder hingen an den Wänden, sogar das seinige. Das deckte aber ein Vorhang, den ich nur aufzog, wenn das Leben irgend einen Stachel in mein Herz drückte. Dann pflegte ich Karl's Züge zu betrachten und mir zu sagen: Jener Schmerz war ein Dolchstich! — Er wollte mich besuchen? Was für Empfindungen hätten durch sein Herz hindurchziehen müssen, wenn er in mein Zimmer getreten wäre. Die Erinnerungen einer ersten heiligen Liebe, während das Gefühl der zweiten nicht so heilig, nicht so beglückend war, das an Religion gränzende Gefühl der ersten Geliebten, während die zweite den erstarrenden Hauch der großen Welt in das theige eindringen ließ, der Schauplatz der Jugend, während die reiferen Jahre die Hoffnungen der Jugend nicht erfüllten! Das mußte Schmerz geben, und ich wollte ihm den Schmerz ersparen und auch mir das Unrecht. Denn wenn gleich ich wohl wußte, daß er in meinem Gemache nichts verändert finden würde, als mich selbst, daß, selbst wenn er nun niedergekniet wäre auf den einst verzauberten Schemel, er mich wohl hätte um Verzeihung bitten können für das verursachte Weh, und dabei wohl Reue, aber keine Liebe empfinden, so schien es mir doch selbst ein Unrecht, in seiner Brust die Reue herauf zu beschwören, jetzt, wo nichts wieder gut gemacht werden konnte, und wo es nur darauf ankam, die Folgen des Geschehenen mit Würde zu ertragen. Auch stockte mein Herz bei dem Gedanken, ihn wieder zu sehen, so bald, so allein, so unvorbereitet, und ich ließ mich verläugnen. (D. B. f.)

Zur Literatur der Reisen.

Der Deutsche in London. Von August Jäger. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann.

Der Verfasser des deutschen Studenten, des Deutschen in Paris, der Schweizerskizzen, versetzt uns hier mitten unter die kolossalen Verhältnisse Londons, mit denen er auf dem Wege der Autopsie nahe vertraut geworden ist. Der Verfasser liebt, seinen Reisetagebüchern einen halb romanhaften Hintergrund zu geben. Hier sind es vier politische Flüchtlinge, welche, aus der Schweiz fortgewiesen, ihren unfreiwilligen Aufenthalt in London nehmen. Er beschreibt uns die Mittel und Wege, womit sie ihr im Ganzen nicht beneidenswerthes Leben in London fristen, ihren großen Jammer und ihre kleinen Freuden, ihr ehrliches und unehrliches Treiben und die Berührungen, in welche sie mit den politischen Flüchtlingen aus allen Völkerschaften Europas gerathen. Zuletzt erscheinen sie sogar, der Falschmünzerei angeklagt, vor dem Geschwornengericht. Der Jude Jakob wird nach Botanybai transportirt; Franz zu leichter Haft verurtheilt, aus der er sich jedoch ranzionirt, Emil, der sich später mit einer Engländerin verheirathet, freigesprochen. Wir wissen nicht, ob sich das Alles mit den Deportirten in der Art zugetragen hat, wie der Verfasser erzählt, indeß widerspricht nichts der Illusion, daß es sich so mit ihnen zugetragen haben könnte. An diesen Grundfaden reiht sich die Darstellung des londoner Lebens in buntestem Wechsel seiner für den Continentbewohner überraschendsten Phänomene, so weit sie der Verfasser mit eigenen Augen übersehen und, wie wir fast annehmen möchten, aus englischen Journalberichten ergänzen konnte. Ein Register dieser großen und kleinlichen, prächtigen und ärmlichen, übersatten und hungerleidigen Erscheinungen des londoner Lebens, wie sie in dem Waarenlager des Buches zur Schau und allgemeinen Nutznießung ausgelegt sind, zu geben, ist bei ihrer Anzahl und Mannichfaltigkeit nicht rathsam, kaum möglich. Einen besondern Accent legt der Verfasser auf die Darstellung, welche er den politischen Flüchtlingen in London, ihren Versammlungen, Planen und Schicksalen zu Theil werden läßt. Für die Kenntniß dieser Flüchtlingswirthschaft ist das Buch eine gute Quelle, vorausgesetzt, daß sie eine ungetrübte ist. Der Verfasser stellt diese Flüchtlinge in keinem allzuglänzenden Lichte dar; aber wohl in ihrer Unschädlichkeit. Die Verfolgungen, denen sie unterlagen, bezeichnet er als zwecklos, da die betheiligten Staaten von dieser Handvoll meist ungebildeter, über ihre Zwecke unklarer, zum Theil erbärmlicher und feiger Flüchtlinge, deren große, aber ungrammatikalische und schlecht periodisirte, in Blut schwelgende Reden ein kleines Herz verbergen, in Wahrheit nichts zu fürchten

Digitized by Google

hatten. Wie gesagt, wir müssen diese Ansichten des Verfassers auf Treu und Glauben hinnehmen, da er uns versichert, an diesen Umtrieben zwar nicht Theil genommen zu haben, aber doch ihr aufmerksamer Beobachter gewesen zu sein. Das Buch läßt sich leicht, fast allzuleicht lesen; es ist darin, wenigstens was den Styl betrifft, zu wenig Arbeit. Das Kleid der Darstellung ist fertig und sitzt gut, aber die Nahte sind nicht saubee genug. Hierauf hat Jager besonders zu achten, wenn es ihm darum zu thun ist, in der Literatur eine mehr als bloß ephemere Erscheinung zu sein. H. M.

Notizen.

[Ein Correspondent aus Spanien.]

In No. 121 gibt die leipziger Allgem. Zeitung einen Brief aus Estella. Der Correspondent verräth sich als ein nicht genau Unterrichteter, wenn er im Stande ist, zu verkünden, ein deutscher Officier sei Commandant von Estella, der Residenz des Don Carlos. Eben so schief ist seine Mittheilung in Bezug auf das, was er von den „verfehlten Unternehmungen" des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, ältesten Sohnes des Feldmarschalls, angibt. Fürst Schwarzenberg war im karlistischen Hauptquartier, um Spanien zu beobachten. Daß er den Geist dazu besitzt, und außer dem Esprit auch den Instinct des genialen Naturmenschen, der auch da, wo er nicht deduciren und beweisen kann, das Richtige wittert, werden diejenigen einraumen, die sein Werk über Algier oder sonstige Mittheilungen aus dem Orient und Occident kennen, welche man der Feder des geistvollen Fürsten zuschreibt. Daß er auf Seiten der Karlisten den Beobachtungspunct gewählt hatte, bezeugt nur seinen richtigen Takt, um die ersprießlichste, die interessanteste Position auszufinden. Eine Intention auf militärischen Erfolg lag wohl seinen Absichten, die auf Beobachtung des Menschenlebens gingen, ganzlich fern. Nach dem, was der Correspondent aus Estella über den preußischen Officier, v. Swiderski, aus Schlesien gebürtig, anführte, ließ sich auch in seinem Bericht über andere Persönlichkeiten nur Halbes und Schiefes erwarten.

[Clara Wieck. Brieflich aus Paris vom 17. April.]

— Clara Wieck hat gestern einen außerordentlichen Succeß gehabt. Ihr Concert war das brillanteste des ganzen Winters, nicht nur weil der höchste Adel es besuchte, sondern weil auch die größten musikalischen Notabilitäten, die sonst nie Concerte besuchen, zugegen waren. Es herrscht die allgemeine Stimme, man habe seit Liszt nichts Aehnliches gehört. Die Wieck hat Alles entzückt, bezaubert, in Begeisterung dahin gerissen. — Eine entgegengesetzte Wirkung brachte die Belleoille, die den Abend vorher ein Concert gab, bei ihren nur wenigen Zuhörern hervor; sie mißfiel allgemein, und das mit Recht. Wie peitschte sie das G-moll Concert von Mendelssohn ab, wie gefuhllos den letzten Satz des Es-dur Concerts von Beethoven! — Doch wieder zu unserer gefeierten Pianistin. — Clara Wieck spielte mit einer Seele, mit einem Gefühle, daß selbst die Neider, die sich in bedeutender Zahl versammelt hatten, sichtbar ergriffen wurden.

Besonders gefiel ihr Scherzo, und wurde mit wiederholtem rauschendem Beifall aufgenommen. Die Etude von Chopin No. 5 (auf den Obertasten) machte gleiches Furore; mit wahrem Enthusiasmus aber erfüllte die Schubert-Liszt'sche Serenade. Als thatigen Mitwirker in diesem Concert erwahne ich besonders den Heren de Beriot. Sein Duo über Motive aus der Nachtwandlerin spielte er mit Clara Wieck ganz vortrefflich.

[Niebuhr in Rom.]

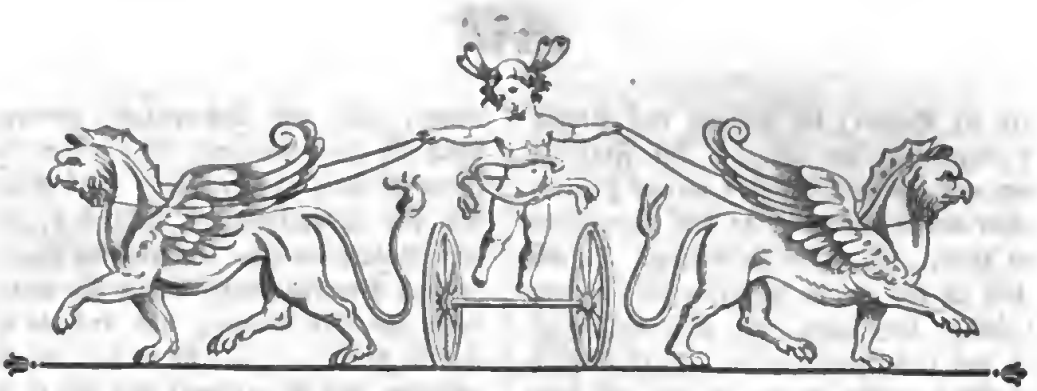
Niebuhr schrieb aus Rom (im Januar 1817) an Jacobi: „Goethe's Reise ist erst jetzt hieher gekommen, und ich lese sie, wie man im Monde Schröter's selenographische Fragmente lesen würde." Der gute Niebuhr! Was er sich doch für Einbildungen machte! Daß er mit seiner Anschauungskraft so weit über die Goethe'sche hinaus zu sein wähnte, ist ungefahr von gleichem Werthe, wie die Selbstgefälligkeit, mit der er sein schlechtes Diplomaten-Franzósisch für ganz correctes hielt, oder wie die Großmuth, mit der er sich des (nie gehabten) Titels Excellenz nur nicht bedienen zu wollen versicherte! Wie es sich mit Niebuhr's Kunde von Rom verhielt, darüber äußert sich ein uns vorliegender Brief seines damaligen Collegen, des niederlandischen Gesandten Chevalier von Reinhold. Dieser feine, tactvolle Beobachter schrieb am 1. Juli 1817 ganz unbefangen einem Freunde: „Herr Niebuhr lebt auch hier viel für sich: bis jetzt scheint ihm Rom nicht wie das seinige einzuleuchten, und die römische Geschichte mochte ihm zweihundert Meilen von Rom klarer vorkommen. Vielleicht auch, wenn er sich in Berlin zuweilen nach Rom sehnte, mag er sich jetzt manchmal nach Berlin sehnen. In der Kenntniß des neuern Roms thut es ihm Herr Bartholdy, der so lange hier war, natürlich zuvor. — Man würde Heren Niebuhr, glaube ich, einen Dienst erzeigen, ihn abzutöfen; denn dieser gute Mann erkennt sich in dieser Heimath Cicero's gar nicht wieder." — Der zweite Theil der schwerfalligen, trübsinnigen und schwarzgallichten Correspondenz Niebuhr's liefert auf jedem Blatte die vollkommene Bestatigung dieser Ausspruche jenes wackeren, um seiner freundlichen und milden Humanitat willen nicht minder als wegen seiner diplomatischen Tüchtigkeit allgemein geschatzten Mannes, dessen im vorigen Jahre zu Hamburg erfolgten Tod seine zahlreichen Freunde noch lange beklagen werden. —

[Erklärung des Dr. Ludwig Wihl.]

Als Entgegnung auf Heine's offnen Brief aus Paris sendet uns Herr Ludwig Wihl eine Erklärung ein, aus der wir nur hervorheben, daß der Vorwurf wegen Verstümmelung des Schwabenspiegels als falsch abgewiesen wird. Ist die Verstümmelung ein Factum, so bleibt der Vorwurf doch immer noch stehen, und es fragt sich, wen er trifft, wenn Herr Wihl, seiner bestimmten Behauptung nach, ihn nicht auf sich nehmen kann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 93. — den 13. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Stiftsfräulein.

(Beschluß.)

Vor der Gesellschaft aber konnte ich mich nicht verläugnen lassen. Ich wußte zwar, daß ich ihn da finden sollte, doch hoffte ich, das Wiedersehen würde mir dort von den umgebenden Menschen erleichtert werden. Ich konnte dann Andere grüßen, Andere ansehen, mit Andern reden, und doch, wie schlug mein Herz, wie zitterten die Glieder, und bei all den aufgeregten Gefühlen hatte die Eitelkeit auch eine Stimme. Meine Toilette dauerte ungewöhnlich lange, die Farben des Anzuges mußten mehr als je harmoniren, und unzufrieden war ich mit meinem Spiegel. Vergebens drehte ich an den Locken, sie wollten die Spuren der Jahre nicht verhüllen. Weh mir! ich entdeckte ein weißes Haar! — Man hat mir von Leuten erzählt, deren Haar durch eine einzige kummervolle Nacht erblichen. Der Gedanke an Dich, Karl, war es, der dieses Haar gebleicht, dieser erste herbstliche Reif, die erste Schneeflocke des nahenden Winters sei Dir! Bei einem Manne ist so ein erblaßtes Haar nichts, so kurz, so klein, unter andern verborgen. Bei einer Frau aber schlängelt es sich so lang durch alle Flechten hindurch, durch die Ringellocken, durch die ganze Existenz!

Ich war nicht zufrieden mit meinem äußern Erscheinen, ich fand mich nicht so, wie ich ihm hätte entgegentreten mögen, und als er mir entgegentrat, sah ich ihm wohl an, daß er, trotz der unbefriedigten Ehe, trotz dem mangelhaften Glück doch keine Reue darüber empfand, nicht mit mir vereint zu sein. Und seine Frau? Ich begegnete dem forschenden Auge, das sie auf die Jugendfreundin des Mannes richtete; es war kein eifersüchtiges, nur ein neugieriges. Sie war so schön, so reich gekleidet, sie funkelte in Diamanten. Sie war auch so ruhig im Besitz, so stolz auf den Ehrenplatz, der ihr zukam, stolz auch auf den Mann, dessen Namen sie trug, wenn gleich sie ihn nicht liebte. Und Er? Es war eine harte Prüfung für mich, dieses Wiedersehen. Er hatte ein so gutes Gedächtniß; er fragte mich nach allem, auch nach meinem treuen Hunde, der einst eifersüchtig auf ihn gewesen, und der längst durch den Tod mir untreu geworden war; er hatte nichts vergessen und berührte grausam all' die wunden Stellen meines Herzens. Und das mit den besten Absichten; er wollte mir beweisen, daß er nicht aufgehört habe, sich für mich zu interessiren, und daß er mein Freund sei. Es war ein schwerer Abend, der mir eine schlaflose Nacht verursachte, vielleicht auch deren noch mehrere. Dieser Schmerz wurde aber auch überwunden, und ich lebte weiter.

Aber ich fürchtete immer, Karl könne einmal wiederkommen; ich hörte so oft seinen Namen; ich konnte die Erinnerungen nicht vermeiden. Alles, die Natur selbst, erschien mir wie der grüne Vorhang, der sein Bild bedeckte; selbst ohne diesen hinwegzuziehen, wußte ich, was für ein Schmerz darunter geborgen. Es war ein schöner Frühlingstag, und ich suchte das Freie. Ich blickte auf die Rasenteppiche mit bunten Blumen, auf

Digitized by Google

das Blüthenmeer der Bäume, ich athmete das Aroma und hörte das Gezwitscher der Vögel. Der Frühling der Erde mahnte mich an den Frühling meines Herzens, an dessen Blüthen und Hoffnungen, an den trügerischen Vogelgesang der Liebe. Ich wurde so traurig. Da fiel es mir auf, daß ich das einzige trauernde Wesen war in der schönen frohen Umgebung, wo alles sich freute außer mir, und daß diese Freude einen heiligen Anstrich nahm und zum Gebet wurde; da war es mir, als wäre es auch des Menschen Pflicht, sich zu freuen, als bedürfe es nur einer gewissen Energie, um den langen Schmerz abzuschütteln, und als könne Gott diese Energie verlangen. Was hatte ich denn bis jetzt gethan, um Gott zu dienen? Ich hatte zwar gebetet: „Dein Wille geschehe," und hatte mich ergeben, aber ich hatte geweint und mein Auge war trübe geworden und das Schöne, das ich noch hätte sehen können, sah ich durch das trübe Auge.

Ich kehrte nach Hause zurück, mit dem Vorsatz, glücklich zu sein! Dazu mußte ich aber meinen Wohnort verlassen; hier konnte ich nun einmal nicht vergessen. Eine Verwandte hatte viele Kinder und wenig Vermögen. Ich nahm Elina, eines der vielen, zu mir, um sie zu erziehen, und ihr verdanke ich eine Art von Glück. Sie ist mein erster und mein letzter Gedanke; denn ich möchte sie gut erziehen, ja bis zur Vollkommenheit gut. Ich möchte auch ihre Liebe für mich erringen; großer Gott! ich möchte ja geliebt sein! ich will ja nur noch für Andere haben, ich will ja nichts mehr für mich in dieser Welt; keinen Rang, keinen Reichthum, keinen Ruhm, nur die Liebe, und zwar die Liebe eines Mädchenherzens! Ist denn das zu viel verlangt?

Ich möchte auch Elina's Glück! Ueber ihr Herz will ich wachen und es leiten, damit sie nicht ihre Jugend verliere, wie ich die meine, damit sie nicht Liebe säe, ohne einst davon zu ernten, damit nicht, wie bei mir, der Herbstwind über Stoppelfelder wehe, während keine Scheuer gefüllt wurde." — —

Diese Seiten hatte das Fräulein heute vollendet. Sie hatte die Geschichte ihres Lebens und ihres Herzens niedergeschrieben, theils damit Elina dieselbe einst lesen möge, und dadurch die Tante verstehen und beurtheilen könne, theils auch, weil die schriftstellerische Ader und die Autorengewohnheiten sich noch dann und wann in ihr regten, so daß ihr Denken und Schreiben beinahe eins und dasselbe waren. Wenn es ihr auch oft schwer wurde, alles das Schmerzliche niederzuschreiben, was durch ihr Herz geströmt, so gewährte es ihr doch eine eigene Freude, es abzulegen. Sie hatte sich selbst eine Art von Doppelgängerin geschaffen, doch diese erregte kein Grauen in ihr, sondern eine herzliche Theilnahme, ja auch Bewunderung, daß sie den ungeheuren Schmerz hatte überleben können, und doch so fromm, so mild und so heiter sein, wie sie es jetzt oft war. Das Bewußtsein, daß sie gekämpft und sich so eine innere Kraft errungen, hatte sich auf sie niedergelassen, und gab ihrem Wesen beim Eintritte in die Gesellschaft etwas viel Feierlicheres noch als gewöhnlich; auch hielt sie im Laufe des Gespräches eine lange Rede über die Perfectibilität des menschlichen Geistes. Sie behauptete, man könne Alles, was man wolle, sogar glücklich sein; sie war so stolz auf ihr selbstgeschaffenes Glück, und vergaß, daß sie Jahre lang dazu gebraucht, um so weit zu kommen; — und wie weit war sie denn gekommen?

Die Violinen verstummten, die Gesellschaft trennte sich, und Elina warf sich ermüdet neben der Tante auf das Sopha nieder und küßte ihr dankbar die Hand für das Vergnügen, das sie ihr am heutigen Abend bereitet. Da rollte ein verspäteter Wagen durch die Straßen und hielt vor dem Hause des Stiftsfräuleins. Es war Elina's Mutter, die sich nach ihrem Kinde gesehnt hatte, und Elina hatte von ihrer eigenen Sehnsucht geschrieben, und die Mutter kam, um sie zu holen. Die Langgetrennten lagen einander in den Armen und weinten Freudenthränen. War es doch, als glaubte Elina, sie habe eine lange Prüfungszeit bestanden, während sie bei der Tante gelebt hatte; bei der Tante, die in jeder Minute des Tages ihr Liebesbeweise gab, und deren Seele von Sorge für sie erfüllt war. Aber sie war ja doch nicht die Mutter, sie konnte den Familienkreis ihr nicht ersetzen, nicht die Geschwister und das elterliche Haus. Das Stiftsfräulein stand ganz bleich und traurig neben den sich Umarmenden, sie gedachten ihrer gar nicht in der Freude des Wiedersehens. „Ich kann mein Kind nicht mehr missen," sagte endlich die Mutter. Und das Fräulein erwiederte: „So nimm es hin." Sie half selbst die Koffer packen, fügte noch mancherlei hinzu, was Elina Freude machen konnte, und erfüllte so noch manchen Wunsch des jungen Mädchens. Thränenlos war ihr Abschied, sie hörte noch den Postillon blasen, den Wagen dahinrollen, dann war es still. Auch in ihrem Herzen war es still. Sie war so bleich, so kalt, so ruhig; das Auge so matt, der Blick so todt. Sie war ja wieder allein! Allein mit den vierundzwanzig Stun-

Digitized by Google

den des Tages, allein mit den zwölf Monaten des Jahres; allein vielleicht mit noch vielen Jahren. Sie war allein in ihren Zimmern, in der Natur, im Leben. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagte sie dumpf vor sich hin, und stützte die schwere gedankenmüde Stirn in die Hand. Was soll ich beginnen mit dem langen, langen Leben?

Da brachte der Diener einen Brief, welcher ihre Ernennung zur Aebtissin eines fernen Fräuleinstiftes enthielt. Dieses lag tief in Bergen, von Wäldern umgeben. Ein großes Gebäude mit Kreuzgängen, ein Saal mit lebensgroßen Bildern von Stiftsdamen und Aebtissinnen, mit vergoldeten Möbeln; und Stühlen, die zu schwer waren, um sie von der Stelle zu rücken, mit einem Putzzimmer von verblichenem rothen Sammet. Es war alles so alt, so fest, und durch die gewölbten Säle hallte jeder Schritt wieder. Eine Dorfschaft lag dabei, Gärten umgaben das Schloß. Schön war die Natur, gut die Menschen; und abgelegen von allen Landstraßen lag der Ort. Hier konnte ja wohl kein Schmerz das Herz der Aebtissin mehr erreichen, keine Hoffnung, aber auch keine Täuschung. Sie rechnete auf keine Liebe mehr, auf keine Freude, aber Ruhe meinte sie hier zu finden. Hier, meinte sie, würde auch keine Erinnerung sie mehr erreichen. Hier wollte sie ihre Tage beschließen. Sie nahm Abschied von den Gesellschaften, von den Städten, von der bewegten Welt. Ruhe! Ruhe! sagte sie sich immer vor, wie man einem weinenden Kinde das Süßeste vorspricht, um es noch für einige Zeit zu beschwichtigen; und als sie den Ort ihrer Bestimmung liegen sah unter den düstern Tannenwäldern, umgeben von Blüthenbäumen und von der Sonne beleuchtet, da kam er ihr vor wie ein stilles friedliches Eiland, und sie breitete die Arme aus und rief mit heißer Sehnsucht: „Ruhe! Ruhe! hier wird meine Seele Dich finden!"

Die Glocken läuteten, und umgeben von ihren Damen trat sie in die Kirche. Schwerer noch als gewöhnlich rauschte die lange Seidenrobe ihr nach, noch höher hob sie das Haupt. Sie sah so würdig aus, so fromm, so heilig. Sie wurde aber plötzlich sehr bleich. Der König hatte einen Abgesandten zum Zeugen ihrer Einführung geschickt, und um der neuen Aebtissin Glück zu wünschen. Dieser Abgesandte war Karl. Es mußte sie doch freuen, den Jugendfreund zu sehen; er hatte es selbst gewünscht. Er führte sie zum Altare; da war es eben, als sie so bleich wurde; er war es auch, der ihre Hand zuerst glückwünschend an die Lippen drückte. Dann bat er sie, seine Tochter als Stiftsfräulein einzuschreiben, und reiste ab, mit der Ueberzeugung, der einstigen Geliebten einen frohen Tag bereitet zu haben. Die Aebtissin aber starb an den Folgen dieses Tages; man meinte durch eine Erkältung.

Es geht beinahe durch jedes Menschenleben eine Art von Schicksal hindurch, das sich treu bleibt, ein Thema, das sich immer wiederholt. Allein zu sein im Leben und mit ihrem Herzen, nicht verstanden zu werden: das war der dunkle Faden, der durch die ganze Existenz der Stiftsdame lief, und an den Täuschungen und Hoffnungen sich wie Perlen anreihten, mochten es nun hellere sein oder dunkelrothe Rubinen. — Die Ursache ihres Todes hatte Niemand verstanden. —

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

Von A. Weill.

(Fortsetzung.)

4.

Ich versichere Sie, daß, obschon ich den vierten Brief hiermit beginne, ich eigentlich noch gar nichts über den Louvre gesagt habe. Erstlich habe ich Ihnen noch gar nichts von den heiligen Bildern erwähnt. Erschrecken Sie jedoch nicht, ich werde auch nichts darüber sagen. Unsere Zeit ist nicht mehr heilig genug für diese Gegenstände, weit weniger haben die Künstler selbst die Stimmung dazu, und dann gehört eine seltene Kühnheit dazu, mit den alten Meistern in diesem Felde zu wetteifern. Nach Raphael, Guido, Rubens oder Murillo eine Madonna zu malen, ist eben so thöricht, als nach Shakspeare Romeo und Julie zu versuchen, wie es Halm that, oder nach Goethe einen Faust, wie Lenau. Halm und Lenau aber haben bedeutendes Talent, eben so die Maler, die den Christ, die Jungfrau und die tausend Wundergeschichten des Evangeliums darstellen. Ihre Bilder sind zum Theil nicht übel, einige sogar sind gut zu nennen, doch zwei Scheitle davon hängen die alten Meisterwerke —. Solche Gemälde wandern gewöhnlich in die Dorfkirchen, deren Gemeinden für das Ministerium stimmten. Wahrhaftig, wäre ich Minister, ich würde einige in die Oppositionsgemeinden zur Strafe schicken. — Sprechen wir von einigen profanen, aber doch aus der Bibel entnommenen Sujets. Ruth und Noemi, von Louis. Wo der Gedanke poetisch ist, da wird es dem Künstler leicht, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln. „Wo Du hingehst," sagte Ruth zu ihrer Schwiegermutter und Freundin Noemi, „gehe ich auch hin, wo Du übernachtest, will ich auch übernachten, wo Du stirbst, will ich auch sterben, und wo Du begraben wirst, will ich auch begraben werden. Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott der meinige." Das sind die einfachen, aber tief in das Herz dringenden Worte der höchsten und reinsten Liebe. Auch hat der Künstler seine Ruth so gemalt, wie sie sich zart und liebend an ihre

Digitized by Google

Freundin schmiegt und ihr Haupt auf ihre Schulter legt. In der Ferne sieht man die andere Sohnesfrau zurück nach Hause gehen. Das ganze Bild ist als gelungen zu betrachten. Weniger künstlerisch ist ein anderes Bild, Ruth und Boas in der Scheune, von Lestang, obschon der obere Körpertheil der Ruth den tüchtigen Coloristen verräth. Nehmen wir ein anderes Bild, den Untergang Korah's und seiner Söhne Dathan und Abiram. Ich erinnere mich, einst einem Maler diese Scene zu einem Gemälde vorgeschlagen zu haben, die ihm aber deswegen nicht gefiel, weil sie eine große Menschenmasse im Hintergrunde erfoedert. Jetzt sehe ich, daß jener Künstler Recht hatte. Die Figuren des Moses und Aaron sind ebenfalls nur secundair, Korah, Dathan und Abiram spielen die Hauptrollen, und auch diese sind in ihrem Sturze nicht interessant genug. Der Künstler hielt sich übrigens nicht streng an die Bibel, wo es heißt, die Erde sperrte ihren Mund auf und verschlang sie, während er sie vom Blitze erschlagen läßt, was nur für die andern gale. Dicht daneben steht ein fluchender Jeremias, von Jonquières. Offenbar schwebte dem Künstler Bendemann's Jeremias vor, wenn er auch dunkler und wüthender malte. Eben dies aber benimmt ihm den prophetischen Charakter. Ein Prophet, wenn er flucht, muß etwas mehr als ein wüthender Mensch, er muß heiliger sein. Besser ist die Verklärung des St. Hieronymus, ein kolossales, gelungenes Gemälde von Müller. Am vortrefflichsten aber ist eine Susanna vor dem Gericht, während der junge Daniel erscheint, von Etang. Diese Susanna ist lebendig, man sieht, daß dem Künstler eine schöne Jüdin zum Modell diente, denn sie trägt zu deutlich den Stempel der morgenländischen Schönheit. Das ganze Bild ist vortrefflich; in allen Figuren liegt Charakter, und der Ausdruck der Unschuld im Gesichte der Susanna ganz sichtbar. Dies Bild erhielt vielen Beifall. Was die hiesigen Kritiker betrifft, so hat es noch keiner bemerkt, und dennoch ist es bemerkenswerth und das Modell bekannt. Uebrigens kann man es Niemanden verdenken; unter 2000 Gemälden alles Gute herauszufinden, ist sehr schwer. Man muß dazu beständig im Salon wohnen, und dem Urtheile der nicht kritisirenden Menge folgen, die immer den besten unverdorbensten Geschmack hat und, was noch mehr, unbestochen ist, was bei den hiesigen Kritikern durchaus der Fall nicht ist.

5.

Ich denke mir wohl die Qual eines Lesers, der einen Bericht über Gemälde liest, ohne sie zu sehen, und wenn ich selbst dann meine Briefe lese, scheint mir diese Qual noch qualvoller. Im Interesse der Kunst liegt es aber, jedes nur gute Gemälde zu berühren, damit der auswärtige Künstler doch wenigstens die behandelten und die noch zu behandelnden Stoffe erkennt. Daher müssen meine Leser noch einmal die Runde mit mir durch den Louvre machen, indem ich immer mehr beachtenswerthe Gemälde entdecke. Den Diogenes hier, der mit der Laterne Menschen sucht. Ich stand einen Augenblick ganz allein bei ihm und fragte ihn, warum er nicht nach Deutschland geht; seine Grimace hat sich aber nicht geändert. Im Gegentheil schien er lebhaft an den Leo-Hegel'schen Streit zu denken. Ist denn ein Philosoph auch ein Mensch? so hörte ich ihn flüstern. Aber Diogenes war doch selbst ein Philosoph, und wenn es nach ihm ginge, wäre er nicht in Farben gemalt. Noch einmal habe ich ihn im Fasse gesehen, während Alexander ihn besuchte. Ob dies Alexander war, weiß ich nicht. Plutarch aber behauptet, er habe den Kopf etwas schief getragen, hier scheint er zu steif. Ein großer Mann ist nicht steif, nur die Halbgenies suchen mit der Steifheit zu gewinnen, was sie an Geist verlieren, und schon Lacochefourauld sagt: La gravité du corps a été inventée pour couvrir le défaut d'esprit. Das erste Bild ist von Müller, einem Franzosen deutschen Ursprunges, das zweite ist von Bard. Giroux hat schöne vortreffliche Landschaften ausgestellt, eine besonders, die ein Werk ersten Ranges ist. Eine Aufnahme von Venedig, von Wyld, ist ebenfalls meisterhaft; eine unterirdische Capelle, von Fordin, in der der femme Ludwig den Verpesteten zu Hülfe eilt, erregt durch den Lichtwurf von oben, und wegen des natürlichen Halbdunkels großes Aufsehen. Eben so ausgezeichnet ist eine untergehende Sonne im Meere, von Banneux. Einige satyrische Gemälde sind nicht weniger originell; eines besonders: les suites d'un bal masqué, von Biard, wo der Künstler einen Ball in der großen Oper wählte, und wo im Herausgehen eine Maske auf die andere stürzt, gesticulirt, bramarbasirt und schwadronirt, ist beständig von dem Publicum in Beschlag genommen; eben so ein anderes von Decamps, wo Affen als Jury ein Gemälde beurtheilen. Dies Letztere ist weit origineller als sein Joseph. Ueberhaupt sind die Franzosen in diesem Genre sehr stark. Die historischen Bilder sind nicht minder zahlreich. Die Momente aber sind meistentheils schlecht gewählt. Hier will Lavauden einen Karl den Fünften malen, wie er am Hofe Franz des Ersten heimlich für seine Sicherheit fürchtet. Ein Kind, der junge Herzog von Orleans, springt auf sein Pferd und sagt: Sie sind mein Gefangener. Karl erschrickt und Franz lächelt. Das Kind jedoch will nicht mehr herabspringen, und das ist das Unangenehme, das Unhistorische; solche kleinliche Momente sind immer undankbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Friedrich des Großen Werke.]

Endlich hat man in Berlin die Herausgabe der Werke des großen Königs auf Kosten des Staates beschlossen. Die Archive werden dazu geöffnet, und Prof. Preuß leitet dies nationale Unternehmen. Es ist dies ein Werk der Betriebsamkeit des Ministers Altenstein.

[Goethe's Farbenlehre.]

Eastlake, einer der besten Historienmaler in England, wird Goethe's Farbenlehre englisch ediren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 94. — den 14. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782.

Aus den Papieren eines Großvaters.

Mitgetheilt von

Dr. B. F. Guttenstein.

1. Das münchner Theater.

Wie in Spanien und in England, so ziehen nun auch seit einiger Zeit in unserm lieben Vaterlande unzählige kleine Komödiantenschaaren auf dem Lande herum, beehren fast alle Dörfer und Marktflecken mit ihrer angenehmen Gegenwart, und schlagen in Scheunen und Ställen ihre jammervollen Bühnen auf. Der Herr Director einer solchen interessanten Truppe ermangelt nicht, dem Herrn Dorfschulzen seine Aufwartung zu machen, und Wohldenselben unterthänigst gehorsamst zu bitten, ihm auf einige Stunden seinen Schlafrock und seine Pantoffeln zu leihen, damit er den Julius Cäsar oder den großmüthigen Sultan Soliman spielen könne. Auf einer neulich (1779) nach Stuttgart und München gemachten Reise sah ich fünf solche Gesellschaften. Sie bestehen meistens aus verlaufenen Studenten, aus liederlichen Handwerksburschen, die bald auf dem Theater, bald unter den Soldaten, bald im Zuchthause, bald im Spital sind. Der erste Held und Liebhaber, oder der erste Intriguant, hat nicht selten benebst jenen artistischen Leistungen die Verbindlichkeit, der Frau Directrice und Dero Kindern die Schuhe zu wichsen, einige Stücklein Holz zu spalten, Kartoffeln zu schälen, Mehl zu holen und noch anderes für die Haushaltung zu besorgen. Thut er es nicht, muß er sich einen merklichen, sehr empfindlichen Abzug von seinem Künstlerhonorar gefallen lassen.

Die gegenwärtige münchner Schauspielergesellschaft ist, wie sich leicht ermessen läßt, weit erhaben über diesen erbärmlichen Troß. Sämmtliche Mitglieder werden vom Hofe besoldet, welcher die Einnahme des Entrées hat. Fast alle sind sehr manierliche, gebildete Leute, deren künstlerische Leistungen mitunter vorzüglich genannt zu werden verdienen. Man trifft sie sehr häufig in Soiréen und sonst in Gesellschaft von höhern Hofbeamten, weshalb sie Gelegenheit haben, in der geselligen Bildung sich zu befestigen und das Leben und Treiben der höhern Stände kennen zu lernen. Wie widersinnig finde ich es, wie sonderbar, daß diese höhern Cirkel dem Dichter verschlossen sind, ihm, der noch mehr, oder doch eben so viel dadurch profitiren könnte, als der Schauspieler!

Schon früher hatte ich von Herrn Marchand und seiner Gesellschaft viel Gutes gehört. Als er noch kein festes Engagement hatte, spielte er zu wiederholten Malen in Mannheim, Mainz, Stuttgart und Straßburg, bis der Kurfürst Karl Theodor, welcher damals noch in Mannheim residirte, seine Gesellschaft als Hoftruppe anstellte, und ihn selbst mit einem ansehnlichen Gehalte zum Director des Hoftheaters beförderte. Es war mir sehr angenehm, Herrn Marchand persönlich kennen zu

Digitized by Google

lernen. Er ist ein Mann von Welt, sehr lebhaft und witzig, und versteht sich so gut auf seine Wirthschaft, daß er in den niederrheinischen Gegenden, wo er einige Jahre mit vielem Beifall spielte, ein Capital von siebzigtausend Gulden zusammengebracht hat. Er erzählte mir, wie viel Mühe er sich beim Antritt seiner Princi-palität gegeben, um seine Gesellschaft auf einen Achtung gebietenden Fuß zu setzen, damit sie sich von den herumziehenden Lumpen gehörig unterscheiden möchte. Er wählte nur Leute von Erziehung, zahlte ihnen sehr richtig aus, und dankte sie bei einer Ausgelassenheit eben so richtig ab. Dadurch erwarb er sich und seinen Leuten die Achtung des Publicums, welches Anfangs die Schauspieler noch als anrüchige Individuen betrachtete. Auch auf den Geschmack des Publicums verschaffte er sich Einfluß. Er gab, nebst den bessern vaterländischen Originalien, ausgewählte französische und englische Stücke in ordentlichen Uebertragungen, und wechselte zur Unterhaltung und Ergötzung der Theaterfreunde mit den neuern beliebtern Operetten, deren gefällige Musik ungemein ansprach, und die außer Paris gewiß nicht besser als bei ihm aufgeführt wurden.

Nun riß aber auf einmal die hochtragische Wuth und das Riesenmäßige auf den deutschen Bühnen ein. Ungeschlachte Eisenfresser und Raubritter, mittelalterliche grausame oder großmüthige Könige und Lehensleute mit ihrem unabläßigen Drängen, Stürmen, Toben, und einer eigens für sie erfundenen, bis Dato nicht gehörten Sturmsprache wurden nun Haupt- und Lieblingsfiguranten auf den deutschen Schaubühnen. Marchand kämpfte lange gegen diese Ungeheuer, mußte aber endlich dem Strome nachgeben. Da die Lungen seiner Leute an gewöhnliche Menschentöne gewöhnt waren und die starken Erschütterungen nicht aushalten konnten, welche zu der neuen Riesensprache, zu den erschrecklichen Raserein und all dem Geheule nöthig waren, so mußte er sich bei seiner Ankunft zu München auf Verlangen des Publicums einige neue Subjecte verschreiben, die im stundenlangen Sterben und Heulen hinlänglich geübt sind, und im Ausreißen ihrer eingesteckten falschen Haare, im unerträglichsten Gebrüll und Händeringen mehr beklatscht werden, als die andern im feinsten Ausdruck eines meisterhaft durchgeführten Charakters. Doch vermuthlich ist der jetzige Geschmack nur eine vorübergehende Manie, die der guten Sache, dem gesunden Menschenverstande, mit der Zeit Platz machen muß.

---

2. Die badischen Lande.

Von den grünen Wellen des Rheines und seiner Nebenflüsse bespült, erstrecken sich die markgräflichen Lande von Philippsburg bis hinauf gen Basel. Lörrach mit der benachbarten imposanten Schloßruine Rötteln liegt dicht an der Schweizergränze. Die badischen Besitzungen berühren das Elsaß und die Mosel, und würden weit mehr eintragen, wenn sie rund beisammen lägen. Ackerbau und Viehzucht sind sehr bedeutend; Holz, Wein und Getreide hat man im Ueberfluß. Die Weine von Müllheim, Laufen und Kastelberg, insgemein Markgräfler genannt, schmecken vortrefflich. Auch Marmor bricht man im Lande, und thut ihm die Ehre an, ihn mit dem florentinischen und carrarischen zu vergleichen; aber gewiß ist man zu höflich gegen seinen Landsmann; man soll auch den Patriotismus nicht übertreiben.

Die milde Regierung gewährt den Landeskindern den ruhigen Genuß der Güter, womit die Natur den Fleiß der Landleute so reichlich lohnt. Da die kluge Sparsamkeit des Hofes den Unterthanen keine Aussichten zu übermäßigem Reichthum eröffnet, sie aber gegen drückende Armuth geschützt sind, so leben fast alle Badner im glücklichen Mittelstande. Die Sicherheit ihres Eigenthumes und Erwerbes und der durch die Rheinschifffahrt erleichterte Verkehr und Waarenabsatz erweckt und hält ihren Kunstfleiß rege. Die Manufakturen mehren sich von Jahr zu Jahr, und einige derselben nehmen sich vorzüglich aus und haben auch im Auslande Ruf erlangt. Mit dem Seidenbau hat man gleichfalls recht glückliche Versuche gemacht.

Markgraf Karl Friedrich ist als Privatmann eben so liebenswürdig, als er es als Fürst ist. Er und seine Frau Gemahlin, eine Prinzessin von Hessendarmstadt, lieben die Musen, und der Hof ist die beste Gesellschaft zu Karlsruhe. Man braucht wenig Titel, um Zutritt zu finden.

Karlsruhe ist ein artiges, nach einem eigenthümlichen Plane erbautes Städchen, welches mitten in einem großen Gehölze liegt, einem Rest des ungeheuren Waldes, welcher zu Tacitus Zeiten ganz Deutschland deckte. Damals zogen Auerochsen und andere gewaltige Bestien, die sich nun in die dicksten Wälder von Rußland zurückgezogen haben, heerdenweise umher. Der Abstich eines so verfeinerten Hofes und Volkes mit der ehemaligen Wildniß hatte viel Vergnügen für mich. Durch dieses Gehölz hatte man zweiunddreißig Alleen gehauen, und auf neun derselben die Stadt in Gestalt eines Fä-

Digitized by Google

chers erbaut. Ein durchreisender Cavalier äußerte vor ungefähr vierzig Jahren sein Befremden darüber, daß das Schloß von Holz und nicht von Steinen erbaut sei. „Ich wollte nichts als ein Obdach haben," erwiederte ihm der Fürst, „und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen!" Eine so großartige, wahrhaft humane Gesinnung beseelte den fürstlichen Gründer und Erbauer von Karlsruhe!

Der Hof Karl Friedrich's ist wegen seiner Oekonomie in der Umgegend sehr verschrieen, absonderlich in den benachbarten Landen. Diese Oekonomie mag wirklich in einigen Stücken übertrieben werden; aber der Fürst selbst hat keinen Theil daran. Seine Frau Mutter fand etwas Sparsamkeit nöthig, um ihr Haus von der alten schweren Schuldenlast zu befreien. Als der Fürst im Jahre 1771 die Regierung der Lande des ausgestorbenen Hauses Baden-Baden antrat, fand man zu Rastatt fast so viele Schulden, als die ganze Erbschaft werth war. Diverse lebenslustige Personen, worunter auch Pfaffen, Jäger, Köche und Frauenzimmer, hatten seit langer Zeit gewetteifert, diesen Hof zu Grunde zu richten, unter der letzten Regierung war man in der Wirthschaft zum Theil aus Vorsatz nachlässig, weil man sah, daß ein anderes, und zwar ein protestantisches Haus (Baden-Durlach), nachfolgen würde. Auch das alte Erbe des Markgrafen war durch Kriege und starke Apanagen mit Schulden beschwert. Noch hat man sich eben nicht sehr zu wundern, wenn die Fürstin Mutter nicht gern sieht, daß die Blumen im Hofgarten, mit welchen, so wie mit Obst, ein kleiner Handel getrieben wird, von den Prinzen zu Sträußen gebrochen werden. Ohne die äußerste Sparsamkeit wäre der Hof verloren gewesen; die Schulden hätten sich von selbst immer mehr gehäuft; nun sind sie aber größtentheils schon getilgt. Auch fand ich bei genauer Untersuchung, daß das Geschrei von allzugroßer Oekonomie hauptsächlich durch einige Schöngeister entstanden war, die sich durch Verbreitung solcher in der That abgeschmackten Anekdötchen rächen wollten, dieweil der Hof von Karlsruhe nicht für gut gefunden hatte, Wohldieselben zu protegieren.

Die wenigen Tage, die ich in der Residenz des Markgrafen zubrachte, gehören unter die vergnügtesten und genußreichsten meines Lebens. Ich sah einen trefflichen, edelsinnigen Fürsten, der nur seinen Unterthanen lebt, nur in ihrem Glücke das seinige sucht; dessen aufgeklärter, thätiger Geist den ganzen Staat belebt, dessen überaus heilsamer Einfluß alle, die an der Verwaltung Theil haben, zu gediegenen Patrioten gebildet hat; der ohne Anspruch auf äußere, vergängliche Scheingröße blos für sein Volk und durch stille Wirksamkeit für das Wohl desselben groß sein will. Erziehungsanstalten, Polizeiverordnungen, Ermunterungen zum Landbau und zur Industrie athmen den Geist des Fortschreitens, der Philosophie, der Humanität. O, daß Karl Friedrich viele Millionen so beglücken könnte, als er seine 200,000 beglückt! (D. F. f.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

(Fortsetzung.)

Auch Ludwig den Elften habe ich mehrmals gesehen. Ein Mal, wie er einen Geist sich austreiben läßt, das andere Mal, wie er der Königin zürnt, daß sie den Dauphin unterrichtet. Dies letztere Bild ist charakteristisch und treu. Karl der Große und Hildegarde, von Schoppin, ist kein übles Bild. Dies wäre ein deutscher Stoff. Karl will auf einer Jagd seine Liebeserklärung machen, da stürzt ein Auerochse herbei, er versetzt ihm einen Streich, aber das Thier scheint ihn nicht zu fürchten und wühlt mit seinen Hörnern in den Flanken seines Pferdes, da ergreift Hildegarde ihre Lanze und durchbohrt den Ochsen. Karl reicht ihr die Hand und erklärt sie zur Königin. Hildegarde ist nicht schön genug, die Pferde sind zu stark, doch ist das Gemälde ansprechend. Leullier stellte ein schreckliches Gemälde aus, wie nämlich die Christen unter Domitian den wilden Thieren preisgegeben wurden. Es liegt eine kannibalische Phantasie in diesem Gemälde, obschon es eher ein großes Thierstück zu nennen ist, da der Maler wenig Menschen zeichnete. Beiläufig will ich die meisterhaften Schafe von Herment nicht vergessen. Ich versichere Sie, der Mann weiß aufs Haar, wie ein Schafskopf aussieht.

Rasch muß ich die historischromantischen und die Genrebilder durchfliegen. Hier ein Alexander von Medicis, der in den Armen seiner Geliebten schwelgt, während eine Wahrsagerin ihr und allen Maitressen des Tyrannen einen gewaltsamen Tod verkündet. Etwas weiter davon stürzt die Lavallière bei der Nachricht von des Königs Tod in der Königin Zimmer, um die Wahrheit zu erfahren. Die Königin, selbst vom Schmerz ergriffen, vergißt ihren Rang, der Maitresse gegenüber, und heißt letztere niederknieen, um für die Genesung des Königs zu beten. Dieses Sujet, von einem Meister ausgeführt, müßte mehr als dankbar sein. Schade, wenn so poetische Situationen von der Mittelmäßigkeit behandelt werden. Mehrere Bilder geben Bildnisse in verschiedenen Situationen, je nach seinen Abenteuern. Auch wimmelt es von Adam und Eva's, obschon der Salon kein Paradies ist, es müßten denn gerade pariser Engel darin sein, die von Zeit zu Zeit sich blicken lassen. Nur Eins unter vier Adambildern sah ich, das der Erwähnung werth ist, wie nämlich Eva nach dem Fall der Menschheit die erste Regung der Liebe empfindet. Auch eine Po-

Digitized by Google

tiphera habe ich gesehen, wie sie den Joseph hält. Diese Potiphera muß schrecklich leidenschaftlich sein; denn ihr Joseph ist nichts weniger als schön. Besser ist eine Heloise, wie sie Abälard im Paraclet empfängt, von Gigoux. Auch Desdemonen hab' ich zwei gesehen, beide von Frauen gezeichnet, sie stehen beide hinter der Gestalt Shakspeare's weit zurück. Besser ist der Cervantes neben ihr, der im Kerker den Don Quixote schreibt. Ein anderes Bild machte mich sehr lachen, obschon das Sujet tragisch sein soll. Es heißt Jose Ribera und Juana. Der Katalog erzählt die Situation beider auf folgende naive Art:

„Juana: — Was fehlt Ihnen? Sie scheinen sehr leidend.

Ribera: — Mein Gott ich sterbe. Seit drei Tagen habe ich nichts gegessen. (Wie poetisch!)

Juana: Heilige Jungfrau! Nein, Sie sterben nicht. Nein, nein. Hier ist mein Frühstück, essen Sie's — (Welch' eine Liebe!)

Nachdem sie Ribera, fahret der gute Katalog fort, zu sich genommen hatte, und sie mit ihm Alles, was sie hatte, einige Zeit theilte, starb die arme Juana, und der Schmerz darüber trieb Ribera nach Italien, wo er in einem vorgerückten Alter starb." — Denken Sie sich, wie groß dieser Schmerz war! Nach Italien reiste er, und was that er dort in dem Lande der Zitronen? Er aß sie und starb in einem hohen Alter. Alles dies aus Schmerz. Dies erinnert mich an eine Todesanzeige, die ich einmal im nürnberger Correspondenten las, worin es hieß: „Nur die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens erhält mich am Leben."

Zwei Gemälde, den Ugolin vorstellend, sind ebenfalls da. Ferner eine Frau, die auf Cromwell schießt. Mehrere Scenen aus Tasso's Jerusalem, das ziemlich ausgebeutet ist, ferner vier Scenen aus Walter Scott's Romanen, Jane Gray, indem ihr der Henker selbst die Haare abschneidet, Ines de Castro von Pacheco gemordet, der Herzog Girster von Sommerset vor der Königin Englands angeklagt, indem Mylady Nevill, die der Herzog erkränkt zu haben glaubt, selbst erscheint und Zeugniß gegen ihn ablegt (die Erscheinung der Todtgeglaubten ist sehr effectvoll). Der Zaar und seine Frau. Peter eifersüchtig auf sie, zerschlägt einen Spiegel indem er zu ihr sagt: Siehst du, wie ich diesen schönsten Spiegel im Pallaste in Nichts, in Staub verwandle? Worauf sie, die Anspielung fühlend, erwiedert: Glaubst du, dein Pallast ist schöner, weil du das schönste Meubel darin zerstört hast? Peter ist gut gemalt mit seinen langen Matrosenstiefeln, hingegen ist Katharina abgeschmackt. Auch einige Strelitzer Geschichten habe ich gesehen; ferner Armidens Garten; wenn aber keine schönere Feen darin waren als hier, so war es lauter Charlatanerie. Ich weiß gar nicht, warum sie sich alle verhüllen; ihre werthen Angesichter machen gar nicht weiter nach ihnen begierig. Rodrigo Calderon, wie er zum Tode geführt wird. Nicht der Dichter, aber doch ein Genie, das sich unter Philipp dem Dritten von einem Bauerbuschen zum ersten Minister hinauf schwang und später zum Tode verurtheilt wurde. Der General Marceau und Blanche, ein schönes Bild. Marceau rettete sie aus Mörderhänden, sie war eine Vendéerin, verliebte sich in sie, wollte sie heirathen. Seine Cameraden, die dies wußten, guillotinirten sie; während er mit der Begnadigung erschien. Er war schon mit ihr durch einen ebenfalls verurtheilten Priester getraut. Diese Scene wählte der Künstler. Besser hätte er gethan, wenn er den Moment des Todes gewählt hätte, doch schlägt die Jury jedes Bild aus, worauf die Guillotine sieht. Man will die Geschichte wahrscheinlich überweißen oder gar mit Gyps bestreichen. Gute Jury! — Hamlet, wie er Polonius ersticht. Hamlet ist gut, doch die Königin-Mutter unter aller Kritik schlecht. — Annunziata, des Dozen Frau. Ein junges Mädchen, das dem alten Dozen Treue schwört. Vor lauter Atlaß sieht man kein Mädchen. Einige Marien Stuart, weit hinter dem Original zurück. Patroklos endlich, wie sich die Griechen um seine Leiche schlagen. Die Figuren sind größer als gewöhnliche Menschen, ein Beweis, daß der Künstler seinen Homer nicht verstand, denn dieser malte nur Menschen. Ja ich bin überzeugt, Achilles war nicht von sehr großer Statur, die Länge gesellt sich seinen zur Größe.

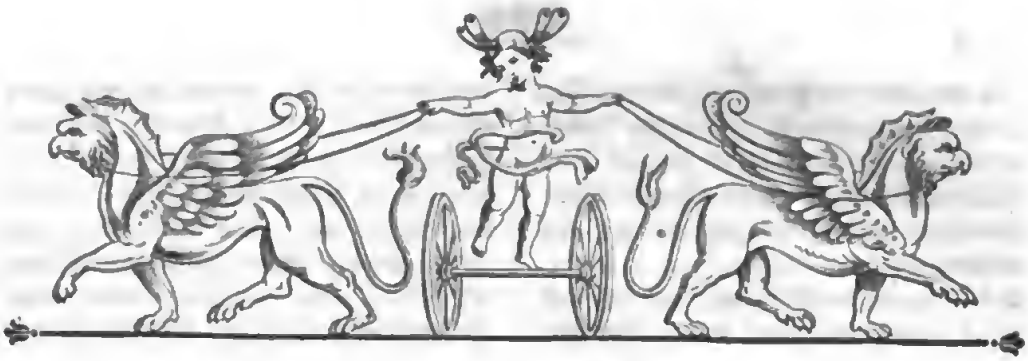
Ueberzeugt jedoch, daß Sie mir die Genrebilder, worunter viele vortreffliche sind, schenken, schließe ich meine Briefe über die Gemälde. Ich bin ohnedies müde. Gern werde ich Ihnen eine Uebersetzung von Jules Janin über Scheffer geben, die ich sogar versprochen habe, doch hoffe ich, daß die hiesigen Correspondenten und zwar die dessern ihn ohnedies in ihren Berichten übersetzen.

Die Ausstellung ist dies Jahr besser als das vorige Mal, es sind viele gute Bilder, aber keine Meisterstücke darin. Es ist dies ein Charakter unserer Zeit, sogar das Genie scheint sich der Gleichheit zu unterwerfen. Auch fürchte ich, die Politik übt zu vielen Einfluß auf die französischen Künstler. Die Politik ist der alles verschlingende Drache, für den kein Ritter mehr gewachsen ist. Wo aber die Politik, d. h. das Tagesinteresse, beständig die Aufmerksamkeit, ja das Denken und Trachten eines Volkes in Anspruch nimmt, wird und kann nie die Kunst gedeihen. Die Kunst ist aristokratisch, sie muß Beschützer haben, sei nun dieser Beschützer wer er sei, ein Republikaner oder ein Philosoph, immer ist sie in diesem Sinne abhängig. In unserer Zeit lebt sie, besonders hier, auf Kosten des Volkes, sie baut sich Paläste und spielt die Königin, doch hat sie keinen andern Zweck als das Interesse, als das Geld. Sie schmeichelt daher dem Volk, das Volk ist ihr Tyrann, und dies ist der schlimmste von allen Tyrannen. Das Volk liebt aber das Individuum nicht, es betet nicht gern lange einen Menschen an, daher die große Zahl der Künstler und die kleine Zahl der großen Genies, die von der Menge hingerissen werden und mehr quantitativ als qualitativ sind. Um dem Strom der Zeit aber entgegen zu schwimmen, um sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen, dazu muß man mehr als Genie, dazu muß man ein Gott sein.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 95. — den 16. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Reformator und Reformation.

(Fragment aus einer größern Dichtung.)

Am Elbstrom steht geharnischt die altergraue Stadt,
Die einst auf Roms Burgschloß den Blitz geschleudert hat;
Sie wahrt in Tempelhallen des Helden heil'ges Haupt,
Das dort die Siegerkrone, der Lorbeer hier umlaubt.
Da nannte Festgeläute jüngst einen großen Tag,
Wo durch des Irrthums Dunkel der Wahrheit Sonne brach.
Des Markts Lärm verstummte, und des Jahrhunderts Herz
Trug auf der Freude Schwingen sein Danklied himmelwärts.
Zum Schauplatz flogen jubelnd der jungen Krieger viel,
Die weckten durch die Lüfte der Waffen klirrend Spiel;
Das Gotteshaus erbebte in seinem heil'gen Schooß,
Riß aus den stillen Mauern des Festspiels Echo los.
Da träumt in tiefer Klause der Held gar düstren Traum,
Hört wie den Sturm die Glocke heult durch der Kirche Raum;
Die Säulen wecken schaurig des Schlachtlärms Wiederhall,
Als pochte Feindesfäuste wild an der Festung Wall,
Als pocht' es wild ans Herz ihm, so wogt sein heißes Blut:
„Mußt deinen Tempel retten! Mußt dampfen Sturmes Wuth!"
Und wie ein Jüngling flammend, so stürzt der Greis hervor,
Er sprengt mit starkem Arme der Gräber hartes Thor;
An seinem blanken Schwerte hat noch kein Rost genagt,
Und Funken sprüht sein Auge, das kühn nach Feinden fragt.
Doch eh' noch seine Schritte erreicht die Jubelschaar,
Da wird er krankhaft Zucken an seiner Brust gewahr,
Und tiefer wühlt und tiefer darin geheime Qual,
Und durch den Harnisch drängt sich des Blutes heißer Strahl.
„O weh, so traf inmitten der Freunde mich der Feind,
Still haben mich verrathen, die laut um mich geweint!"
Im weichen Arm der Menge ruht bald des Helden Haupt,
Der an der Menschen Treue fest wie an Gott geglaubt.
Da wirft er Fluch und Schmerzen in des Verräthers Blick,
Beschwört des Satans Ränke in Nacht und Graun zurück.
„Wach auf, getäuschter Feigling, aus süßem Friedenstraum!
Jahrhundert! Feinde hausen in deiner Heimath Raum!"
Und reißt sich aus den Armen; in seines Domes Ruh'
Schließt er das Flammenauge zu kurzem Schlummer zu;
Dort heilt ihm seine Wunden der Gott, der ihm getreu,
Der, wenn im Schooß der Zeiten gereift das Kriegsgeschrei,
Den Feldherrn auf wird wecken sammt seinem Heldengeist,
Der über Weltenwirrwarr hoch wie der Adler kreist.

C. Tischendorf.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1771 — 1782.

(Fortsetzung.)

3. Speyer.

Unser Weg ging über Bruchsal, der Residenz des Bischofs von Speyer, durch kühles Waldland mit kleinen Dörfern und Marktflecken. Das Holz macht einen ansehnlichen Theil der Einkünfte sowohl des karlsruher als auch des bruchsaler Hofes aus. Es wird auf dem Rhein nach Holland geflößt und allda sehr gut verkauft. Die Waldungen, die wir passirten, sind ein auffallender Beweis für die Vorzüge einer Erbregierung vor der Staatsverwaltung eines Wahlfürsten. Die zur Markgrafschaft Baden gehörigen Holzungen werden mit der sorgfältigsten Oekonomie benutzt und gepflegt, weil dem Fürsten daran gelegen ist, daß diese Quelle des Einkommens für seine Nachkommenschaft in gutem Stande

Digitized by Google

erhalten werde; da hingegen zu Bruchsal, wo des Fürsten Sprößlinge keine Holzansprüche zu machen haben, der augenblickliche Genuß desselben mehr für die Verschwendung als für die Erhaltung dieses Schatzes spricht. Und mit den Menschen verhält es sich wie mit dem Holze! Es ist auffallend!

Bruchsal ist kein unartiges Städtchen, und die fürstliche Residenz ein sehenswerthes, sehr solides Gebäude. Der jetzige Fürstbischof soll, einige Anwandlungen von böser Laune abgerechnet, kein schlimmer Regent sein. Sein Humor äußert sich besonders gegen Frauenzimmer auf eine seltsame Art. Man versicherte mich, wenn er es vermöchte, er würde alle Mädchen zu Nonnen machen und die Männer zu Verschnittenen. Er soll dermalen kein Frauenzimmer ansehen können, ohne in Versuchung zu kommen, auszuspucken. In seiner Jugend soll er über diesen Punct anders gedacht haben. Ueberhaupt hat er seine ganz eigene Sittenlehre. Er ließ einen Geistlichen seiner Diöcese für einen Ketzer erklären, weil derselbe lehrte: „Selbstliebe sei eine der ersten Grundtriebe der menschlichen Handlungen; Arbeiten sei besser als Nichtsthun; Nehmen besser als Geben!“ Dieser kleinkale Spaßvogel war, wie mir scheint, ein unwillkommener Satyriker!

Speyer ist eine kleine freie Reichsstadt, die ehedem weit ansehnlicher war als jetzt. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war sie von der französischen Armee gänzlich zerstört, lag eine Zeit lang wüste, und ist nun kaum zur Hälfte wieder erbaut. Sie war eine der ersten römischen Colonien an des Rheines weinbekränzten Ufern, wie denn kein Jahr vergeht, wo man nicht römische Münzen und sonstige Antiquitäten auffindet.

Mein Freund führte mich zur Kathedrale, die noch halb im Schutt liegt. Hier sah ich die schmählich entweihte Ruhestätte der alten deutschen Kaiser, deren Särge die gallische Soldateska geplündert, deren Gebeine sie zerstreut hatte. Nicht als ein Feldherr hat hier Melac gehandelt, sondern als das Haupt einer raubsüchtigen Mordbrennerbande. Auch anderwärts hat er es so gemacht; über sechzig blühende Städte und eine Menge Dörfer in den mittlern Rheinlanden hat er in Asche gelegt, ganze Ländergebiete in Wüsten und Einöden verwandelt. Und dies geschah unter Ludwig dem Vierzehnten, in dessen goldenem Siècle Frankreich die größten Dichter, Redner, Tänzer und Philosophen besaß!

Sowohl zu Speyer als zu Bruchsal fand ich in den wenigen Häusern, woselbst wir unsere flüchtigen Besuche abstatteten, mehr Geselligkeit und guten Ton, als ich erwartet hatte. Ich bemerkte, daß man in diesen Gegenden sehr für die Fremden eingenommen ist. In Speyer war ich bei einem renommirten Domcapitular mehrmals zu Gast geladen, und es wurden unsere Tafelfreuden durch reichliche Spenden köstlicher Rheinweine nicht wenig erhöht. Die geistlichen Herren wissen zu leben! Der Fürstbischof für sich hat 300,000 Gulden jährlichen Einkommens, und er ist noch bei weitem keiner der reichsten Bischöfe Deutschlands. Man denkt unwillkürlich an den Heiland und seine Apostel, die mit einigen Datteln vorlieb nahmen und aus des gelobten Landes klaren Bächen ihren Durst löschten! Auch mag jener hochfürstliche speyersche Landpfaarer R... nicht so Unrecht gehabt haben, wenn er, freilich als hierzu unberufener Sittenredner, predigte: „Nehmen gewähre mehr Seligkeit als Geben!“

Es war ein herrlicher Sommerabend. Wir machten in Gesellschaft einiger liebenswürdigen Damen eine Spazierfahrt auf dem mondbeglänzten Rheine, der sanft, wie ein kosender Großvater, der in seine hoffnungvollen Enkel vernarrt ist, unser buntbewimpeltes Schifflein und dessen Bürde schaukelte. Der alte Dom, in dessen geweihten Räumen Bernhard von Clairvaux predigte, blickte ernst und düster in den Strom herab. Ich glaubte, die Geister der ruhmreichen salischen Kaiser aus den Wogen auftauchen und in stillem Feierzuge nach dem dunklen Dome sich bewegen zu sehen. Die Neckereien der Mädchen weckten mich aus meinen glorreichen Kaiserträumen.

---

4. Die pfälzische Wirthschaft.

Alles, was jemals eine Regierung von Pfaffen, Maitressen, natürlichen Fürstensöhnen, Parvenüs, Projecteurs, Castraten und Banqueroutiers ausgezeichnet hat, findet man in der Pfalz wie in einem Compendium beisammen. Ich sprach mit einigen Beamten dieses in jedem Betracht so merkwürdigen Landes, die gar kein Geheimniß daraus machen, daß sie ihre Stellen erkauft haben. Man hat häufig Beispiele, daß die Stellen in der Antichambre einer Maitresse öffentlich versteigert wurden. Eine Folge hievon sind die himmelschreienden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche die sogenannten Landschreiber oder Landvögte begehen, die echte türkische Paschas sind, und die von den Unterthanen ihrer Bezirke durchaus als brandschatzende Feinde angesehen werden. Ich hatte die Ehre, in einer sehr großen und glänzenden Gesellschaft bei einem dieser Paschas zu speisen. Er und seine zahlreiche Familie schimmerten von

Digitized by Google

kostbaren Ringen, Uhren, Borden und allem Zubehör eines ausschweifenden Luxus. Wir hatten vierundzwanzig Gerichte auf der Tafel, worunter auch junge Pfauen waren. Der Herrlichkeit der abgetragenen Speisen entsprach das feinste, ausgesuchteste Dessert. Ueberhaupt war Alles im größten Ton. Der Mann hatte seinen hübschen Marstall, seine prächtige Equipage und seine Jäger, und doch beträgt sein fixer Gehalt nicht über zweitausend Gulden. Wie er mit dieser Revenue seinen ungeheuren Aufwand bestreitet, kann man von jedem armen Bauer seines Gebietes erfahren, wenn man denselben nur ein wenig vertraut macht. So treiben es fast alle pfälzische Landschreiber.

Einer meiner Freunde, mit welchem ich einst im mannheimer Schloßgarten promeniete, zeigte mir einen Menschen, der von einem Stande des heiligen römischen Reiches als ein treuloser Beamter infam cassirt und des Landes verwiesen worden war, der sich aber durch die gewöhnlichen krummen Wege und heimlichen Treppen eine ansehnliche Stelle in der Pfalz erschlichen hat, woselbst er nunmehr keine Anklagen wegen Malversationen zu fürchten braucht. In keinem deutschen Lande können Aventuriers jeder Sorte so leicht ihr Glück machen als in der Pfalz; so lange sie ihre Beute mit der fürstlichen Casse treulich theilen, sind sie gegen alle Angriffe sicher. Das Lotto di Genua, welches, mit dem gelindesten Namen belegt, ein Pharaotisch ist, wo der Landesfürst seine Unterthanen einladet, ihr Geld an ihn zu verspielen, hat sich niegends in Deutschland so wohl befunden, als in Mannheim. Es harmonirte mit dem ganzen Finanzsysteme des Hofes zu schön, als daß es nicht an demselben sein Glück hätte machen sollen. In einem sogenannten Lottokalender wird mit Privilegium des Kurfürsten und unter seinem Wappen gesagt: „Das Lottospiel sei für Jedermann der kürzeste, sicherste und anständigste Weg, sein Glück zu machen!“ Nun ist aber längst schon bekannt, daß alle Vortheile dieses Spieles lediglich in der Hand des Reichen sind, und daß die Spieler, welche kreuzer- und batzenweise einsetzen, der Lottocasse die angenehmsten sein müssen. Welche Begriffe muß man sich von einer Regierung machen, die alle Verderbtsamkeit, alle mögliche Charlatanskünste aufbietet, um ihre Unterthanen zu einem Spiele zu reizen, bei welchem sie im Ganzen nothwendig verlieren müssen, während das Gouvernement, wie sehr leicht zu berechnen ist, wenigstens hundert Procent gewinnen muß. Es ist wahr, fast jeder deutsche Hof hat sein Lotto; keiner aber hat so viele Marktschreiereien angewendet, um seine eigenen Unterthanen zum Spiel zu reizen, als der pfälzische. Wie würdig steht in dieser wie in so mancher andern Hinsicht und Beziehung der Markgraf von Baden da! Nie würde Karl Friedrich solchen Unfug dulden!

Alle diese rheinpfälzischen Sultanismen kommen noch in keinen Vergleich mit den Religionsbedrückungen, welche die Protestanten des Landes vom Hofe zu erdulden haben. Nach diversen Verträgen und Friedensschlüssen sollte eigentlich das calvinische oder sogenannte reformirte Glaubensbekenntniß die herrschende Staatsreligion sein. Durch unerhörte Gewaltthätigkeiten sind aber die Katholiken, die den frühern Tractaten gemäß nur tolerirt waren, nicht nur herrschend, sondern auch mächtig genug geworden, um die Reformirten verfolgen und unterdrücken zu können. Man nahm in den Städten und Dörfern des Landes das verworfenste Gesindel, Zigeuner, Landesverwiesene und die verächtlichsten Convertiten auf, blos um die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man schloß die Reformirten nicht nur von allen erledigten Stellen aus, sondern nahm auch den wenigen, die bei der Verwaltung angestellt waren, ihre mit einem sehr bescheidenen Dienstgehalt verbundenen Aemter. Man machte den Schweinehirten eines Dorfes zum Schulzen, weil sonst kein katholischer Einwohner da war. Man begnadigte Diebe und Missethäter jeder Art, wenn sie zur Hofkirche übergingen, und bei allen Gerichten herrschte eine Parteilichkeit gegen Protestanten, welche zu wiederholten Malen die ausschweifendsten Ungerechtigkeiten veranlaßte. Und derselbe Hof, der den größern und bessern Theil seiner Unterthanen so schmählich behandelt, wird von in- und ausländischen Schriftstellern bis zum Himmel erhoben. Man besingt die Reize des schwetzinger Gartens und die der mannheimer Oper, wo italienische Primadonnen und Eunuchen ihre Triller zum Besten geben. Aber die ganze übrige pfälzige Administration bildet den grellsten Contrast zu jenen süßen Rouladen. Die gedrückten Protestanten sahen keine andere Rettung, als ihr Vaterland zu verlassen. Sie wanderten so häufig nach Amerika aus, daß die Engländer in ihrer Sprache alle fremden Colonisten Pfälzer nennen.

So wenig lächerlich diese Grausamkeiten sind, so sind es die Anstalten der Regierung zur Förderung der Industrie. Während man den vermögendsten und fleißigsten Theil der Unterthanen aus dem Lande vertreibt, legt man zu Lautern eine sogenannte Cameralschule an, wo die vortrefflichsten Theorien von Bevölkerung, Landescultur und Gewerbfleiß von schlechtbesoldeten Professoren zum Besten gegeben werden, und lockt unzählige

Digitized by Google

Projecteurs nach Frankenthal, um Fabriken anzulegen, welches Städtchen man mit aller Gewalt zum Hauptsitz der pfälzischen Industrie machen will. Aber alle Fabriken von Frankenthal zusammengenommen sind noch lange nicht so viel werth, als eine einzige der ansehnlichern von Sachsen oder Preußen. Außer der Porzellanfabrik ist nicht eine da, die nur hundert Menschen beschäftigte, oder deren Capital hunderttausend Gulden betrüge. Man nennt eine Oblatenbäckerei, wo drei Menschen, den Lehrjungen mitgezählt, arbeiten, eine Fabrik. In dem Verstande wären alle Werkstätten der ehrsamen rheinpfälzischen Schuster und Schneiderlein Fabriken und Manufacturen. Nicht einmal die ersten Producte, welche das Land selbst liefert, weiß man in hinlänglicher Quantität und Qualität für die innere Consumtion zu verarbeiten. Der pfälzische Tabak wird in ganzen Schiffsladungen roh nach Holland geführt und guten Theils wieder zurückgebracht, wenn er gehörig zubereitet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemäldeausstellung im Louvre.

(Beschluß.)

6.

Erlauben Sie mir, daß ich zum Schlusse etwas über die Ausstellung der Skulptur sage. Die Zahl der Statuen ist bei weitem nicht so groß; ohnedies muß man alle in Marmor gehauene Celebritäten von Paris abrechnen, die schon eine ziemlich große Zahl ausmachen. Ferner die Statuen der Könige und der Heiligen. Ich spreche Ihnen nur von drei Hauptwerken. Obenan stelle ich eine Statue in Bronze, die einen neapolitanischen improvisirenden Winzer zeigt. Nichts Graziöseres läßt sich denken, als diese Figur mit ihrem halben Lächeln; die Guitarre spielend, hält der Sänger gerade an einer Stelle an, wo die Worte sehr witzig sind. Der Künstler heißt Duret. Diese Statur, obschon in Bronze, findet allgemeinen Beifall. — Dann die Gruppe in Gyps Ugolin mit seinen Söhnen vorstellend *). Die Bildhauerkunst hat einen großen Vortheil über die Malerei, sie ist vielseitiger und dem körperlichen Gegenstande näher, wenn sie auch in geistiger Hinsicht, das heißt am innern Ausdruck, etwas einbüßt. Diese Gruppe von Rochet ist sehr treu und ergreifend. Der letzte Sohn ruft dem Vater zu: Du hilfst mir nicht, Vater! und stürzt über seine bereits entseelten Brüder zusammen. Er selbst ist dem Tode nahe, nur der Schmerz hält ihn noch aufrecht. Am meisten Aufsehen erregte eine kolossale Gruppe in Marmor von Etex, Kain und sein Geschlecht nach dem Tode Abel's vorstellend, wie er die Wanderung durch die Welt antritt. Zwei Söhne knien zur Seite; rechts seine Frau, das Kind an der Brust, die ihr Gesicht auf seinen Knien verbirgt, er selbst sitzt finster, aber ruhig, sein Schicksal ertragend, da. Die ganze Auffassung ist kühn, die Ausführung konnte etwas graziöser sein. Noch eine Statue in Gyps ist schön. Die Erzherzogin Velleda, die Eudorens Wohnung betrachtet und Liebeswünsche hegt. Das Sujet ist aus Chateaubriand's Martyr. Merkwürdig ist der tiefe Liebesblick dieser Statue, den der Künstler ihr zu geben wußte. Er heißt Maindron. Auch eine Gruppe von Cephalus und Procris in Marmor habe ich gesehen, doch ist die Erzählung des Ovid weit poetischer als dieser widerliche Ausdruck. Abälard und Heloise fehlen auch hier nicht. Ferner ein schönes Basrelief, wie Jesus die Kinder zu sich kommen läßt. Im Ganzen jedoch entspricht die Ausstellung der Bildhauerarbeiten den Erwartungen nicht, da die großen Meister nichts geliefert haben. Gestehen muß man jedoch, daß der Anblick der Salons überhaupt einen großartigen, das Nationalgefühl erhöhenden Anblick darbietet. Diese weiten Galerien, diese prachtvoll geschmückten Salons inmitten eines magischen Palasts, worin Tausende von Menschen wimmeln, erinnert beständig an Paris. Anderswo mögen schönere Meisterwerke, großartigere Paläste aufgestellt sein, aber diese lebendigen beständig abwechselnden Decorationen fehlen und sind nur hier zu finden. Die ganze Woche hindurch kann man die Ausstellung sehen, aber wenn man ein Billet hat, so thut man am Besten Samstag Nachmittags um 2 Uhr hinzugehen, wo die ganze Noblesse der Stadt, sowohl die der Geburt als die des Talents und des Geldes, anzutreffen ist. Der Salon ist alsdann ein Rendezvous der hohen Welt und der öffentlichen Kritik. Bis jetzt habe ich ihn blos Ihren Lesern zu Gefallen besucht, ich habe mein Mögliches gethan. Jetzt aber werde ich ihn für mich selbst besuchen. In jedem Falle aber amüsire ich mich mehr als Ihre Leser.

*) Ueber diesen christlichen Laokoon wäre viel zu sagen; ich glaube nämlich, der Schmerz des Hungerleidens muß anders als der eines Schlangenbisses ausgedrückt werden.

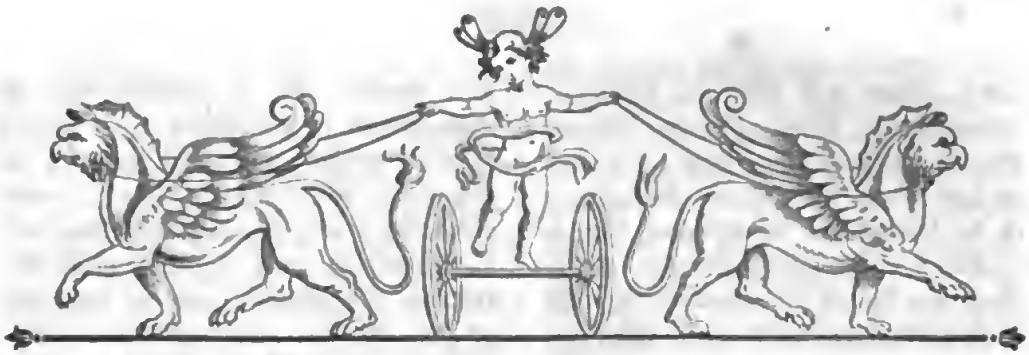
Notiz.

[Römische Zustände, von Münch.]

Der neulich von uns mitgetheilte Artikel über Rom und die gemischten Ehen, veranlaßt uns, auf einige Aufsätze von Ernst Münch hinzuweisen, die bereits im vorigen Jahre unter dem Titel: „Römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit," Stuttgart bei C. Hoffmann, erschienen sind. Der Verf. beleuchtet Rom als Kirchenstaat und als weltliche Macht, nimmt das alte, zuletzt im J. 1815 in Anregung gebrachte, und vom Fürsten Metternich gegen Hardenberg bekämpfte Thema von der Möglichkeit und Heilsamkeit einer deutsch-katholischen, von Rom unabhängigen Kirche wieder auf, und weist in dem Artikel: „Das Concilium von Trident über die Ehen" nach, daß das gedachte Concilium bereits sich gedrungen sah, eine Art von Civilehe als gesetzlich einzuräumen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 96. — den 17. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782.

(Fortsetzung.)

Im glänzendsten Lichte erscheinen die staatswirthschaftlichen Grundsätze der pfälzischen Regierung, wenn man sieht, wie sie einem guten Theil ihrer Landesangehörigen die Ausfuhr der Landesproducte auf alle Art zu erschweren sucht. Die Stadt Mainz lebte bisher blos von pfälzischem Boote. Nun aber suchte der Hof von Mannheim den von Mainz zu chikaniren, wie denn alle benachbarten Reichsstände in ewiger Fehde mit einander begriffen sind, und wollte die Bürger von Mainz zwingen, ihr nöthiges Getreide auf pfälzischem Grund und Boden aufzukaufen. Ehedem brachten es die Bauern auf die Märkte der Stadt. In dieser Absicht legte die pfälzische Regierung zu Oppenheim und an andern Gränzorten Wochenmärkte an. Ein Vortheil für die Pfälzer wäre es immer gewesen, daß die fremden Käufer auf ihren Märkten etwas Geld verzehrt hätten, und sie die Marktpreise besser hätten machen können, als zu Mainz, wenn diese Stadt und das benachbarte Rheingau so ganz und gar in Rücksicht des Brotes von der Pfalz abgehangen hätte, daß sie gar keine andere Zufuhr hätten bekommen können. Allein dieser Zwang, wodurch für die Mainzer die Getreidepreise erhöht wurden, indem sie die Früchte nicht so wohlfeil in die Stadt transportiren konnten, als die pfälzischen Bauern, setzte einen Theil der wetterauischen Landleute in der so getreidereichen Gegend von Usingen und Friedberg in den Stand, mit den pfälzischen Bauern auf den mainzer Feuchtmärkten zu concurriren, und letztere waren nun gezwungen, einen Theil des Getreides, welches sie sonst der Stadt Mainz lieferten, mit mehr Beschwerden und weniger Gewinn nach Frankreich und der Schweiz zu führen, und so mußten sie eine Grille des Hofes büßen, der immerfort mit seinem eigenen Interesse und der guten Sache überhaupt im Streite liegt. Da alle pfälzischen Projecte keinen Bestand haben, so werden seit einigen Jahren die mainzer Wochenmärkte wie ehedem wieder von den Pfälzern besucht.

Um den Geist der pfälzischen Staatswirthschaft noch besser fassen zu können, muß man wissen, daß man für die liebe Stadt Mannheim und die Umgegend sogar ein Brennholzmonopol errichtet hat, aber nicht in der Art des Monopols von Berlin, welches den Bauern den Verkauf ihres Holzes eher erleichtert als hemmt. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten, den er in den Grafenstand erhoben hat, machte ein Complott mit einigen Projecteurs, und wußte sich ein Patent zu diesem Monopol zu verschaffen, kraft dessen er auf Kosten der Bewohner von Mannheim und der Bauern der benachbarten Ortschaften in dulci jubilo leben kann.

Man nennt die Pfalz das Paradies von Deutschland, und sie wäre es auch in mancher Weise, wenn die Administration sich anders benähme. Die Fruchtbarkeit des Landes ist so groß, daß man in manchen Jahren vierzigtausend Malter Korn, das Malter zu hundert und siebzig Pfund, exportirt hat, und nebst dem Getreide

Digitized by Google

gewinnt man Tabak, Kraut und Wein in Fülle und von vorzüglichen Qualitäten. Allein nichts hat mir einen so hohen Begriff von der Ergiebigkeit des Landes gegeben, als die Liste eines kurfürstlichen Einnehmers von den Abgaben der Unterthanen im Vergleich mit ihrem Wohlstande. Für mich wenigstens wäre es ein unauflösliches Problem, eine Rubrik von Auflagen zu erfinden, die nicht auf dieser Liste stünde, es müßte denn eine Accise von der Luft sein, die man auf pfälzischem Grund und Boden einathmet. Auch die Zölle sind sehr merkwürdig für angehende Cameralisten und reisende Staatsräthe. Nur um sie zu vermehren, hat man die kurfürstlichen Aemter oder Vogteien so eingetheilt, daß fast jeder Ort an einer Hauptstraße zu einer andern Vogtei gehört, also an jedem Orte auch ein neuer Zoll von den durchgehenden Gütern entrichtet werden muß. An mancher Straße ist die Zollstätte nur mit einem Stock bezeichnet, und die Fuhrleute, welche Landesproducte exportiren, sind gezwungen, eine Stunde und noch weiter von der Chaussee wegzulaufen, um in einem entfernten Dorfe den Zoll zu entrichten. In diesem wirklich schönen und gesegneten Pfälzerlande, das aber durchweg von seinen eigenen Beamten ausgeplündert wird, ist das Privatinteresse der Räuber zu überwiegend, und jedes Fünkchen von Vaterlandsliebe zu sehr erstickt, als daß sich hierin eine Aenderung hoffen ließe. Der Kurfürst selbst weiß vielleicht nichts von dieser elenden Wirthschaft, deren Entstehen und Fortgang seiner Umgebung zur Last fällt. Karl Theodor ist sonst ein gutgesinnter Fürst, der sein Volk und sein Land liebt; aber mit der Liebe allein ist es nicht gethan, wenn nicht geistige Energie und Charakterstärke hinzukommt. Leider vermißt man diese bei Karl Theodor. Seine Höflinge wußten ihm falsche Begriffe von Fürstengröße beizubringen, und während sie seinen Schwächen huldigen und schmeicheln, säumen sie nicht, den Raub des Landes unter sich zu theilen.

Sollte man glauben, daß der Hof von Mannheim, der nicht über 3,200,000 rheinische Gulden Einkünfte hat, blos für die Oper 200,000 Gulden jährlich verwendet? Es ist nur zu wahr! Man mag durch die Straßen von Mannheim gehen, wenn man will, es wird immer gegeigt und geblasen und geflötet und Singprobe gehalten für die bevorstehende große Festoper. „Freut euch, der neue Bassist ist angekommen, aber der Baritonist will Zulage haben, oder geht weg, und Madame Stanzi, die unvergleichliche Stanzi, wird nächsten Sonntag noch einmal singen!" Das ist das ewige Geträtsch in den Gaststuben des rheinpfälzischen Babylon. Den Hofstall und die Schlösser von Mannheim und Schwetzingen zu unterhalten, kostet jährlich 200,000 Gulden; der Artikel „Jagden" beläuft sich auf 80,000. Elf Regimenter hält dieser Hof, die zusammen 5500 Mann ausmachen, von 11, sage elf Generalen commandirt. Das Kostlichste aber ist, daß diese kostbare pfälzische Hof, um das Marionettentheater vollkommen zu machen, zu zwei bis drei Rheinjagdschiffen auch einen Großadmiral besoldet. Ist das nicht kostbar?

Seitdem der Hof zu München residirt, soll Mannheim über zweitausend Bewohner verloren haben. Die Mannheimer thaten dem Kurfürsten den seltsamen Vorschlag, bei ihnen zu bleiben, und Baiern, welches wenigstens fünf Mal so groß ist als die Pfalz, durch einen Statthalter regieren zu lassen. Sie können jetzt noch nicht begreifen, wie ihr Landesfürst München vorziehen könne. Sie sind von den Schönheiten ihrer Stadt so sehr eingenommen, daß sie Dich unter die Nase auslachen, wenn Du ihnen sagst, es gebe noch schönere Städte in der Welt als Mannheim. Und doch erweist man dieser Stadt noch zu viel Ehre, wenn man sie ein Miniaturbildchen von Turin oder Berlin nennt. Die in der Länge sehr einwurfante Regelmäßigkeit abgerechnet, ist selbst München eine viel schönere Stadt als Mannheim. Das kurfürstliche Schloß, die Jesuitenkirche und einige andere öffentliche Gebäude sind sehenswerth, und mögen den überreichlich gespendeten Beifall verdienen, wie ich denn unter andern auf einen jungen Mann aufmerksam gemacht wurde, welcher, um sich bei Hofe bemerkbar zu machen, den Lovolitentempel, „den prachtvoll schimmernden, unvergleichlichen," in mittelmäßigen Distichen besungen und gepriesen hat. Alles Uebrige aber, was sie hier groß und schön nennen, fällt so sehr ins Kleinliche und Verkünstelte, daß es das Auge des Kenners mehr abschreckt als anzieht. Ueberhaupt sind die lieben Mannheimer das eitelste Völkchen unter der Sonne. Sie haben einen so hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum ihres Landes, daß sie ihren guten Pfalzgrafen bei Rhein mit den größten Monarchen parallel setzen. Sie versichern Dich in vollem Ernst, daß, wenn derselbe nicht zu sehr den Frieden geliebt und grausames Blutvergießen nicht zu sehr verabscheut hätte, es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich gegen die Ansprüche des Hauses Oesterreich mit Gewalt in den Besitz von Baiern zu setzen. Diese lächerlichen Begriffe kommen ohne Zweifel daher, daß die Pfalz mit noch kleineren landesherrlichen Territorien umgeben und ihr Fürst also unter den kleinsten der größte ist. Sie sind durchaus das Gegenbild

Digitized by Google

ihres Hofes, und ihre Devise ist: „Viel Lärmen um nichts!“ Wollust und Schlemmerei sind durch das Beispiel der Großen bis in die Winkel der geringsten Bürgerhäuser ausgebreitet worden. Es wimmelt da von Maitressen, und eine Bürgersfrau hält es für unartig, ihrem Manne treu zu sein.

Ich lernte übrigens in dieser heitern lebenslustigen und genußreichen Stadt, welche so viel Anlage hat zu einer würdigern socialen Bildung und Bedeutung, einige sehr achtbare und verständige Männer kennen, welche die Mängel der pfälzischen Staatshaushaltung sehr gut erkennen und als wahre Patrioten betrauern und beklagen. Die Pfalzherrschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande (1781) ist eine wahre Despotie. Landstände sind keine da; die Privilegien der verschiedenen Gemeinden sind ein Spiel des Hofes. Allein gerade hier wird man mehr als an irgend einem andern Orte in der Welt überzeugt, daß der uneingeschränkteste Regent der abhängigste unter allen ist. Er hängt in der That von seinem niedrigsten Beamten ab, und ist Dupe von allen, die ihn umgeben. Jeder Untergeordnete, jeder Subalternbeamte, jeder Assessor und Canzelist übt, insoweit sein Wirkungskreis reicht, dieselbe Despotie aus, und wenn der Regent nicht Muth und Kraft genug hat, die Regierungsgeschäfte hier und da auch im Detail auf sich zu nehmen und über seine Beamten zu wachen, so stehen diese unter einander gegen ihn und das Land in einem stillschweigenden Complott, und Niemand ist da, ihm die Wahrheit zu sagen, und für die gute Sache, für das mißhandelte und bedrängte Vaterland das Wort zu ergreifen. Der Kurfürst kann keinen Stein zu einem Gebäude bewegen lassen, ohne auf die schlimmste Weise hintergangen zu werden!

Möchte diesem schönen Lande mit seinen sonnigen, von den Wellen des Neckars und des Rheines bespülten Rebhügeln und Fruchtgefilden recht bald ein günstigeres Geschick zu Theil werden! Die so manche Bildungselemente bekundende Bevölkerung wäre in der That eines bessern Schicksals, eines bessern Gouvernements würdig! *)

5. Die hessischen Lande.

Kassel und Darmstadt sind vielgekannt und vielgenannt in deutschen Landen. In beiden Städten hat man die schönsten Wachtparaden, und es wird wirklich sehr viel und sehr stark getrommelt. Darmstadt ist ein kleiner, aber allerliebster Ort. Man hatte mir zu Frankfurt die Einwohner als steif beschrieben; allein ich fand den Cirkel, in den ich eingeführt worden war, ungemein artig, beliebt und unterhaltend. Mit einigen fürstlichen Räthen und Offizieren unterhielt ich mich recht angenehm und lernte dieselben als geistreiche Männer kennen und schätzen.

Mehrere fremde Familien, deren Bekanntschaft ich machte, haben in Darmstadt für immer ihre Zelte aufgeschlagen, weil sie sich in der beneidenswerthen Lage befinden, ihren Aufenthalt nach Belieben wählen zu können, und weil ihnen der dortige gesellige Ton zusagt. Man ist hier auch in der Mitte zwischen vielen größern Städten, die alle nicht weit entfernt sind, erfreut sich einer angenehmen, feinen und gebildeten Gesellschaft, kann das Ländliche mit dem Städtischen recht schön verbinden, genießt eine sehr gesunde Luft und die besten, ausgesuchtesten Lebensmittel um billigen Preis. Die Popularität und Zugänglichkeit des landgräflichen Hofes, der niedliche, für Jedermann geöffnete englischr Garten, die hübschen und muntern Mädchen, die Jagdpartien, die man ohne große Kosten mitmachen kann, kurz, alles bietet Unterhaltung und Vergnügen die Fülle.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es dauerte nicht mehr lange und der fromme großväterliche Wunsch ging in Erfüllung. Der größte und beste Theil der pfälzischen Lande kam an das Haus Baden, dessen erleuchtete Regierung die Mißgriffe der vorigen zu beseitigen bemüht war.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Galerie dramatischer Künstler der Hofbühne.]

— Sie haben in Ihren „Zwölf Tagen in Berlin“ *) das künstlerische Berlin einer sehr eingehenden Erwähnung für werth befunden. Freilich steckt eine Ironie dahintee. Sie sprachen vom öffentlichen Leben und konnten kaum vom Theater loskommen. Dies Institut öffnet aber auch fast ausschließlich seine Schranken, um der Oeffentlichkeit anzugehören. Nach andeen Seiten hin ist das moderne Leben noch vielfach ein verstecktes, und wir kränkeln so lange, bis wir die Energie haben, offen zu sein in allen Dingen, zumal in den hauptsächlichen, die Tag für Tag, für Erd' und Himmel noth thun. Da Sie vom Zustand des Theaters sprachen, hätte Ihnen die „Galeeie deamatischee Künstler der Hofbühne“ nicht entgehen sollen, welche hier bei Alexander Duncker erscheint. Es sind bereits zwei Hefte davon ausgegeben, die sich einer ungetheilten lebhaften Aufnahme erfreuen. Ob das in dee Vorrede ausgesprochene Wort, die Hofbühne stehe jetzt auf einer Stufe der Vollendung, die den schönsten Epochen dieses Instituts ohne Anmaßung an die Seite gesetzt werden könne, richtig sei, steht die Frage; allein leugnen wollen, daß sich bedeutende Ein-

*) S. N. 78—81.

Digitized by Google

zelnheiten auf unsern Bretern entfalten, interessante und merkwürdige künstlerische Persönlichkeiten vor uns entwickeln, hieße der Wahrheit sich blind verschließen. Freilich, glänzende Einzelnheiten haben wir, aber kein großartiges Ganzes, keine Gesammtheit, die große Richtungen konsequent verfolgte. Frln. v. Hagn und Seydelmann sind gerade Persönlichkeiten, die sich um sich selbst bewegen, die um ihretwillen da sind. Ob Seydelmann in einer Farce, oder in einem Shakspeare'schen Drama auftritt, ist gleich sehr interessant, er ist gleich sehr bedeutend, aber für den Stand des Instituts, den Stand des Schauspiels überhaupt, ist es ein großer Unterschied. Mit Frln. v. Hagn ist es derselbe Fall. In der Oper nicht minder. Die Faßmann, zugegeben, singt um Gluck's willen; allein sie ist nicht das glänzende Gestirn des Tages, dies ist die Löwe, und die Löwe singt nicht um Mozart's willen, sie singt um ihrer selbst willen, ja ist im Stande, Mozart nach sich zu modeln. Genug, einzelne glänzende Persönlichkeiten geben noch keinen Maßstab ab, um den Stand der Sache, den Geist des Ganzen darnach festzustellen. In Zeiten, wo die dramatische Poesie in Blüthe steht, ist sogar der Schauspieler nur so viel werth, als er dem Dichter dient. Heutzutage ist der Poet der Secretair des Herrn Künstlers. In solche Unnatur droht sogar das Verhältniß umzuschlagen. Auch in der äußern Stellung und Honorirung des Theaterdichters und des theatralischen Künstlers ist das Mißverhältniß schreiend.

Die Galerie, von der ich sprach, gibt uns in den ersten beiden Heften gerade die beiden oben hervorgezogenen Individuen Charlotte v. Hagn und Seydelmann, lithographirt von dem talentvollen Hofemann, im Portrait, schwarz, und jede Persönlichkeit in drei Kostumbildern, die Hagn als Philippine im Militairbefehl, als Arouet in Voltaire's Ferien (in der liebenswürdigen Scene, wo sie sich im Champagner Muth getrunken hat) und als Corona von Saluzzo, wo wir die ganze schöne Marmorgestalt in erhabener Position, und zugleich sehr ähnlich, vor uns erblicken. Seydelmann erscheint in den Kostumbildern als Cromwell (ganz vortrefflich in der melancholisch-kappischen Haltung, die dem Künstler gelingt), als Karl XII. von Schweden (in der prüden, fast jüngferlichen Derbheit, in welcher er den Charakter hält), und als Baron Scarabäus in der unterbrochenen Whistpartie. Sein Portrait ist nach einer Zeichnung von Ed. Magnus. Freilich hätte statt des Scarabäus eine classische Leistung Seydelmann's gewählt werden sollen. Wie konnte der Künstler zugeben, daß man ihn in drei Kostumbildern vorführt, und Gestalten von Shakspeare, Goethe, Schiller, bei Seite läßt! ††.

Berichtigung.

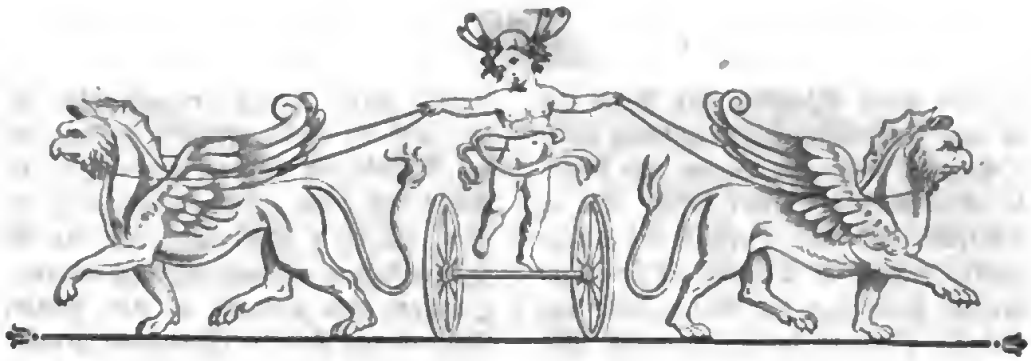
Herr von Wachsmann, der neben seinen vielen Novellen nun auch noch viele Kritiken in dem literarischen Beiblatte der „holden Vespertina" schreibt, und dem ich, weil er fortwährend etwas Neues von meinem Deutschland verlangte, in dem sechsten Hefte desselben bemerkte, dieser Stoff lasse sich nicht wie eine Novelle für Näherinnen und Lehrburschen behandeln, man müsse mit dem vorlieb nehmen, was da sei — Herr von Wachsmann erklärt nunmehr, die Fortsetzung meines Deutschlands entspreche seinen Erwartungen nicht im geringsten. Bei diesem Ausspruch könnte ich mich füglich beruhigen, da ich nicht verlangen kann, daß eine Schrift, deren Erwartungen die Novellen des Herrn von Wachsmann nicht entsprechen, den Erwartungen des Verfassers dieser Novellen entsprechen soll. Aber Herr von Wachsmann erklärt auch, die Bauern in der Lausitz und Pommern wüßten besser den Unterschied zwischen Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, als ich, und dem muß ich wenigstens theilweise widersprechen. Ich gebe nämlich nur zu, daß jene Bauern diese Verhältnisse in praxi genauer unterscheiden mögen, denn sie haben fürwahr lange genug daran getragen, theoretisch indeß kenne ich dieselben mindestens eben so genau, und die Worte: „Erbunterthanigkeit — ein zarteres Verhältniß für Leibeigenschaft" — widersprechen sicherlich dieser Behauptung nicht. Einmal ist die Erbunterthanigkeit selbst nach deutschen Rechtsprincipien ein Theil und Ueberrest des Leibeigenthums, der sich von ihr, seitdem der bluteigene Charakter jenes höchstens nur noch theoretisch Rechtens ist, im Wesentlichen durch die auf der Person des Leibeigenen haftenden rein persönlichen Obliegenheiten unterscheidet; und dann betrachtete ich auch die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit nicht vom juristischen Gesichtspunkte aus, sondern vom moralischen und humanen. Ob ich nun insonderheit in dieser Hinsicht Recht hatte, die Erbunterthänigkeit ein „zarteres Wort für Leibeigenschaft" zu heißen, mögen diejenigen entscheiden, die daran zu tragen haben. Heern von Wachsmann dagegen genüge, daß beide Verhältnisse durch die Milderung selbst der strengen Leibeigenschaft in der Wirklichkeit sehr zusammengerückt worden sind.

Daß ich über diese Frage mit Berichterstattern der Abendzeitung discutire, könnte auffallen, da hier wissenschaftliche Angelegenheiten nie Erledigung fanden; aber es ist auch nicht die Sache, sondern die Form, die ich vorzugsweise berichtigen möchte. Herr v. Wachsmann scheint nämlich ein sehr gereizter Mann zu sein, was aus dem Leid, welches er seit Jahren an seinen Novellen erlebte, hinlänglich zu erklären ist. Wenn er nun kürzlich an den Schriftsteller Börne einen polizeilichen Maßstab legte — behauptend derselbe würde Deutschland nie beunruhigt haben, hätte man ihn im frankfurter Polizeibureau gelassen — so kann ich freilich nichts dagegen haben, wenn er andere Verhältnisse mit dem Maßstab der pommerschen und lausitzschen Bauern mißt. Aber Herr Theodor Hell sollte solche Maßstabe nicht in der Abendzeitung dulden. Ist er auch vor Börne sicher, so weiß er doch, daß die pommerschen und lausitzschen Bauern keine zuversichtlichere wissenschaftliche Autorität bilden, als irgend ein Berichterstatter der Abendzeitung. Deshalb sollte er auch diese Herren darauf aufmerksam machen, es sei klüger, zu sagen — statt: „die pommerschen und lausitzschen Bauern wissen es besser" — „wir (Berichterstatter) wissen es besser."

Kassel, im Mai 1839. De. Beurmann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 97. — den 18. Mai 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zum neunten Mai.

In einer literarischen Gesellschaft wurden am diesjährigen 9. Mai von einem der Mitglieder ungefähr folgende Worte gesprochen:

Am heutigen Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyrannische Seelen hatten sich Anfangs dagegen gesträubt, waren aber glücklich durch die Gesammtheit überstimmt. Es war die Ansicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürsten diese Ehre zuerkannt sei, und darauf äußerte sich denn die Weisheit eines hohen Magistrats: ein Fürst stehe der Gottheit näher als — — nun als wer? Welch' einem Wesen gilt die Todtenfeier in Stuttgart? — Einem Poeten, d. i. Versemacher? — Unmöglich, um einen solchen trauert keine Nation Jahrzehende lang. Als ein Prophet, hätte man sagen sollen, um die Rede zu Ende zu führen; die Fürsten stehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Ansicht, die spurlos zerfällt, wie jeder falsche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet! War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Priester hat er Allen längst gegolten, für denjenigen unter allen Geistern Deutschlands, der mit dem heiligsten Ernst, ja mit Gebet und Andacht seinem großen Dienste oblag. Und dieser sein großer Dienst war die Erziehung der Deutschen zu einer Nation. In diesem Sinne war er also ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? Denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht ragt über Fürstengröße? — Es gibt Propheten, die in kränklicher Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge vorauswittern. Es gibt eine Talleyrand'sche diplomatische Speculation, es gibt einen laubfroschartigen Instinct, den manches Naturkind äußert. Das sind die kleinen Prophetengaben. Schiller aber war in seinen Sympathien für die Menschheit ein Prophet der Weltgeschichte. Mit seinen Räubern begannen die Herzschläge dieses großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab er hier den Zeitgenossen? Er zeigte, wie ein echter edler Naturmensch mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft nach seinem Rechte aufschreit, wie er sich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer noch groß und edel bleibt. Er schrieb die Räuber im J. 1777, mit dem J. 1782 begannen sie von der Bühne herab die deutsche Jugend zu entzünden. So früh schon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vorgefühl davon? Und gab die Revolution etwas Anderes als das Schauspiel, wie sich der Naturmensch, der Mensch an sich, gegen den Fluch und die Tücke des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Gesellschaft springt, wie er in diesem Kampfe verwildert, und doch immer groß, immer erhaben bleibt? Mich dünkt, Schiller witterte die Revolution des Menschengeschlechts, mich dünkt, er war in Deutschland ihr Prophet. Und in seinem Fiesko führte er die Revolution aus der Sphäre der Gesellschaft in das Staatsleben über. Es gilt, den Ty-

Digitized by Google

rannen zu ſtürzen; den neuen Günſtling des Volks gelüſtet jedoch ſelbſt nach dem verführeriſchen goldenen Reif; wie ein ehernes Schickſal ſteht aber Venina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demſelben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauſpiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgefühle unter der Tücke und der Tyrannei des Herkommens. Und vier Jahre darauf ſchrieb Schiller ſeinen Carlos. Der Lieblingsſohn ſeiner Ideenwelt, Marquis Poſa, erhebt ſich kühn gegen den Tyrannen und ruft: Geben Sie Gedankenfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieſer Seufzerhauch einer großen Seele: Geben Sie Gedankenfreiheit! hat noch keine Wirklichkeit, er will noch ſeine Zukunft, er war und blieb noch immer der Hülferuf, der Segensſpruch eines Propheten. — In Frankreich machte ſich alles praktiſch, die Fragen der Zeit gingen raſch über in Blut und Saft, was in Deutſchland Gedanke blieb, wurde dort zur That. Schiller warf ſich in die Geſchichte, er ſchrieb den Abfall der Niederlande, ſchilderte den Aufſtand eines Volkes, das ſich frei macht. 1789 wurde die Baſtille erſtürmt, eine Nation war beiſammen. Schiller las ſeit jenem Jahre Geſchichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgehen, er wollte wiſſen, warum die Menſchheit zur Revolution genöthigt ſei. Die Republik von Frankreich überſendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das ſpäter der deutſche Kaiſer durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen ſuchte. In Frankreich aber ging alles raſch und feurig vorwärts. Die Conſtitutionen wechſeln, das abſolute Menſchenrecht badet ſich wollüſtig in Blut, ein wildes Gewühl wird laut, alle Racheſtimmen der Jahrhundertelang unterdrückten Menſchheit erheben ſich und ſchreien aus den Höhlen heraus, in die man ſie gebannt hat, und blutrothe Feuerſäulen ſteigen gen Himmel auf. Aus dieſem Chaos erhebt ſich allmälig und allmächtig eine einzelne Heldengeſtalt, immer höher ſteigt ſie an, alles ſtürzt, ebnet ſich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größen der alten Zeit waren zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeſchichtlich, es drängte ſich mit ihm in den Mittelpunct der Hiſtorie. Und Schiller? — Er ſchrieb gleichzeitig ſeinen Wallenſtein. Auch hier eine Feier des Talentes, das ſich heraufdrängt und in die Zügel der Ereigniſſe greift, nicht nach Herkommen, ſondern nach Maßgabe ſeiner innern Kraft. 1799 Bonaparte erſter Conſul, 1799 erſcheint Wallenſtein auf den Bretern der deutſchen Bühne. Es gibt hier keinen Zufall, meine Herren, es gibt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit iſt eben dieſe, daß ein groſſer Menſch nur in den Sympathien einer großen Zeit dichtet und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwiſchen Schiller's Dichtungen und den Ereigniſſen ſeiner Zeit verfolgen, ich will nicht behaupten, ob er bei ſeiner Jungfrau von Orleans an das Heldenthum weiblicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zuſammenhang iſt da, der Zuſammenhang zwiſchen Gedanken und That, zwiſchen einem Propheten und ſeiner Zeit. Und als Napoleon Kaiſer ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnt, daß die Völker auferſtehen müßten, um ſelbſt frei zu werden? — Weiter reicht ſein Leben und ſeine Prophetie nicht. Was auf dieſen Völkeraufſtand in Europa erfolgte, hat der Prophet nicht geſehen. Soll man ihn deshalb glücklich preiſen? Oder hat er als ſeliger Geiſt die Geſchichte der Menſchheit ſtill mitdurchlebt bis auf unſere Tage? — Hier ſteht unſere Weisheit ſtill, nur ſo viel wiſſen wir, daß ein Prophet ewiger iſt, daß ein Prophet der Gottheit näher ſteht, als jede andere weltliche Größe. Wir haben keine Glocken zu Schiller's Todestage, wir haben zur Feier nur unſere ſtillen Gedanken. Wer mit mir einverſtanden iſt, hebe ſeine Rechte in die Höhe!

Deutſche Reiſeſkizzen aus den Jahren 1778 — 1782.

(Fortſetzung.)

Der regierende Fürſt, deſſen Gaben und Talente vorzüglich die militairiſchen ſein ſollen, hält ſich ſehr wenig in Darmſtadt auf; der Erbprinz, der immer daſelbſt reſidirt, iſt der artigſte und beſte Mann von der Welt; er weiß nichts von dem Dunſte affectirter Hoheit, der viele andere Fürſten umgibt und die Fremden von ihnen verſcheucht.

Viel Sand und dichtes, ſchwarzes Gehölz trifft man in dem Theile der darmſtädtiſchen Lande, welcher zwiſchen dem Main und dem Odenwalde liegt. Dieſe Gebietstheile ſind nicht zum beſten angebaut. Dagegen ſind andere, mit beſſerem Boden geſegnete Strecken des Heſſenlandes ungemein ergiebig, wie die obſt- und weinreiche, mit Mandelbäumen, Schloßruinen und Denkmalen der Römerzeit prangende Bergſtraße. Auch ſind die in der Wetterau gelegenen heſſiſchen Beſitzungen ungleich reicher, als manche kurmainziſche Bezirke. Deſſen ungeachtet herrſcht auch hier unter den Bauern viel

Wohlstand. Ihr Fleiß und die kluge und thätige Regierung ersetzen das, was die Natur ihren Nachbarn vorausgegeben hat. Die Dörfer sehen saubere und muntere aus; würdige Oberer und Pfarrherren ermuntern die Landleute zu landwirthschaftlichen Verbesserungen. Das Korn, welches dieser katzenelnbogische Sandboden trägt, vergütet durch seine Schwere, was ihm an Quantität gebricht, und das viele Holz und die vielen Zugemüse, welche man erzieht, tragen nebst dem Getreidebau dem Lande schöne Summen ein. Der Marktflecken Großgerau verkauft im Durchschnitt jährlich für fünftausend Gulden sogenannten Kappes, welcher der berühmteste in diesen Gegenden ist. Die Spaegeln und Justizräthe von Darmstadt sind wegen ihrer Größe und Feinheit durch ganz Deutschland bekannt.

Die hessischen Bauern sind ein starker Schlag Leute. Schönere und geübtere Truppen, als die drei darmstädtischen Infanterieregimenter, sieht man in Deutschland nicht. Sie machen zusammen gegen sechstausend Mann aus. Das zu Pirmasens garnisonirende Regiment wird von den französischen Offizieren von Straßburg, Landau und Fortlouis stark besucht und bewundert. Es ist ein Muster von Taktik, Oekonomie und guter Unterhaltung. Wegen der ausgezeichneten militairischen Kenntnisse und Eigenschaften des Landgrafen von Hessen-Darmstadt verspricht man sich dermalen bei der französischen Armee sehr viel von dem Regimente, dessen Inhaber nun besagter Fürst ist, und welches von einem Herrn von Pirch commandirt wird. Es ist dasselbe Regiment, welches vormals Royal-Bavière hieß. Man macht dem Landgrafen Vorwürfe wegen seines Militairs; allein seine Truppen sind keine Last für das Land, weil sie unglaublich wenig kosten und auf Urlaub gehen können, so daß der Ackerbau darunter nicht leidet. Sie sind nur eine Art regulirter und wohlgeübter Miliz, welche Wehrverfassung ihre sehr gute Seite hat. Man sieht allen Bauern an, daß sie gedient haben. Eine gewisse Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Thätigkeit, eine Folge ihres Dienstes, zeichnet sie auffallend und sehr vortheilhaft vor ihren Nachbarn aus. Sie sind auch keine Waare zum Verhandeln, wie die Truppen anderer Fürsten. Der britische Negociateur Chalmers bot dem darmstädtischen Hofe ein Beträchtliches mehr an, als der Fürst von Hessenkassel bekam; allein man schlug ihm sein Gesuch rund ab.

In dem freundlichen, durch Manufacturen belebten Hanau verweilte ich einige Tage. Der regierende Herr ist der liebenswürdigste unter den deutschen Fürsten. Jeder durch seinen Stand, seine Verdienste, seine Kenntnisse ausgezeichnete Fremde hat an diesem Hofe die beste Aufnahme zu gewarten. Ich kenne keinen Fürsten, der einen Fremden seinen hohen, bevorzugten Stand so wenig fühlen läßt, als dieser würdige Landgraf. Seine Conversation macht so wenig verlegen, daß er vielmehr allen in Audienz gekommenen oder zu Hofe geladenen Personen sowohl in der Wahl des Unterhaltungsstoffes, als auch in wahrer, humaner Gefälligkeit zuvorkommt. Er und sein nicht weniger liebenswürdiger Herr Bruder sollen eifrige Freimaurer sein. Man macht ihm, wie dem Fürsten von Darmstadt, seiner Soldaten wegen Vorwürfe; allein da er Erbe von Kassel ist und dieses Land ohnehin eine durchaus militairische Verfassung hat, so sind diese Vorwürfe sehr unbillig.

Wenn nur die hessischen Bäuerinnen und die übrigen ländlichen Schönheiten eine passendere Kleidung wählen würden! In diversen Bezirken ist die Tracht wirklich abscheulich, und ich erblickte unter diesen Weibsleuten die eckigsten Carricaturen. Die meisten kleiden sich ganz schwarz und tragen die Röcke so hoch, daß man gar keine Taille, wohl aber die ungelenken Stampfinstrumente bis an die Knie erblickt. Die Männer ersetzen zum Theil durch Stärke, was ihnen an Schönheit abgeht. Im Ganzen sind sie kein großer, aber ein dauerhafter und behender Schlag Leute. Hier und da erblickte ich auch riesenmäßige Figuren. Sie sind meistens blond und kraushaarig. Ihre Lebensweise ist rauh; Erdäpfel und Branntwein, den man schon den Kindern gibt, sind ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel.

Kassel ist eine sehr schöne, zum Theil prächtige, durch ausgewanderte betriebsame Hugenotten blühend gewordene Stadt. Sie hat beträchtliche Manufakturen, besonders von Hüten, die den lyonischen an Feinheit nichts nachgeben und mit denselben auch in gleichem Preise stehen.

Dieser Staat ist der militairischste von ganz Deutschland; seine Bauern sind nicht nur alle exercirt, sondern auch immer in die ganze weite Welt marschfertig. Allein diese Verbindung und Verbrüderung mit dem Cabinette von St. James ist kein Vortheil für das Land. Unmöglich können die englischen Subsidien den Schaden ersetzen, den diese fatale Union dem Lande bereits zugefügt hat. Nach dem letzten schlesischen Kriege waren die landgräflichen Gebiete von aller jungen Mannschaft entblößt und kaum war wieder einiger Nachwuchs da, so mußte er nach Amerika. Es sollen nun im Ganzen zwanzigtausend Hessen nach der neuen Welt gegangen sein, wovon gewiß die Hälfte nicht wieder zurückkommt. Das Land hat also den sechsten Theil seiner schätzbarsten Bewohner

Digitized by Google

durch die famose bostoner Theegeschichte verloren. Die Anklagen sind sehr groß. Der Landgraf hat zwar, so lange der americanische Krieg dauert, seinen Unterthanen einen Theil der Abgaben erlassen; allein sie ziehen dennoch haufenweise aus dem Lande, nach Ungarn, Polen, sogar in die Türkei.

Die Militairverfassung dieses Landes war bei einigen Antässen dem deutschen Reiche eben so vortheilhaft, als sie dem Lande selbst schädlich war. Schon zur Zeit der Reformation kam sie der Freiheit der Reichsstände vortrefflich zu Statten, und vielleicht wäre der letzte schlesische Krieg nicht so vortheilhaft für die Könige von Preußen und Großbritannien abgelaufen, wenn nicht achtzehntausend wackere Hessen den Damm gegen die französischen Truppen verstärkt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus dem Badischen.

[Reisende, der Verlag der Classiker.]

Unser schönes Vaterland besitzt die Eigenschaft, eine Menge von Fremden aus allen Gegenden Europas an sich zu ziehen. Jetzt schon ist die Zahl derer, die entweder die Bäder besuchen und die romantischen Thäler des Schwarzwaldes durchstreifen, oder auch um der Wohlfeilheit und der Annehmlichkeit des Lebens willen, ihren dauernden Aufenthalt im Bereiche des Großherzogthums nehmen, bedeutend: um wie viel mehr aber wird dies der Fall sein, wenn man von Paris, Hamburg und Berlin in einem bis zwei Tagen das badische Land erreichen und auf der Hauptroute in einem Tage seiner ganzen Länge nach es bereisen kann! Nicht zu vergessen sind ferner die großen Vortheile, welche eine so enge Verbindung des schmalen, aber weitgestreckten Landes in socialer und administrativer Beziehung mit sich führen wird. Die Gastgeber an der Straße brauchen keinen Befürchtungen Raum zu geben. Sie dürften durch eine unendlich größere Anzahl von Fremden, welche alsdann herbeiströmen, um die einzelnen Orte und Gegenden zu besuchen, durch den vermehrten Wohlstand der Landwirthe, durch das Aufblühen der innern Industrie, durch die Vermehrung des innern Verkehrs von Ort zu Ort und durch die Ab- und Zufahren von und zu der badischen Eisenbahn ungleich mehr als jetzt durch das langsame Durchfahren der Güter und Reisenden gewinnen. Daß der Flor der Gasthöfe nicht von einem langsamen und trägen Durchfuhrhandel, sondern von dem innern Wohlstande abhängig sei, beweisen die reichen Gasthöfe in denjenigen Gegenden von England, welche keinen eigentlichen Durchfuhrhandel, aber einen blühenden Ackerbau und bedeutende Fabriken besitzen, unwidersprechlich.

Der nun in Pforzheim etablirte Verlag der Classiker, rühmlich bekannt durch seine glänzende deutsche Prachtausgabe des Don Quixote, so wie durch andere ausgezeichnete xylographische Werke, veranstaltet gegenwärtig, wie wir vernehmen, neue splendide Editionen mehrerer classischen Werke des Auslandes, die mit meisterhaften Zeichnungen und Holzschnitten geschmückt sein werden. Es ist gewiß erfreulich, neben bemerkenswerthen Leistungen vaterländischer Artisten auch größere Kunstwerke der Franzosen und Briten auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen, wozu freilich nicht nur bedeutende Geldmittel erforderlich sind, sondern auch wahrhafte Kunstliebe und ein beharrlicher, ausdauernder Unternehmungsgeist, wie ihn das neue pforzheimer Literaturinstitut, zur Freude aller Kunstfreunde, thatsächlich und auf die glänzendste Weise beurkundet. Noch erwähnen wir der in demselben Verlage erschienenen trefflichen Illustrationen zu Schiller, die dem Schönsten, was das Ausland liefert, an die Seite gestellt werden können.

Notizen.

[Dessauer.]

Die Oper „Ein Besuch zu St. Cyr", Text von Bauernfeld, Musik von Dessauer, wird ihren Marsch über alle bedeutende deutsche Theater machen. Nachdem acht, schnell aufeinanderfolgende Vorstellungen in Prag uns angezeigt wurden, mit der Bemerkung, daß die Oper ein Kassenstück bleibe, ist sie in Wien angenommen, wo man ihre Aufführung zum Anfang der Herbstsaison vorbereitet. Ebenso geht sie in Kassel in Scene. Es hat aber auch die Musik in ihrer heitern, graziösen Haltung einen so großen Reiz, daß diese Oper, schon im Clavierauszuge, welcher nächstens bei Hofmeister in Leipzig ausgegeben wird, sich allen Musikfreunden befreunden muß, obgleich jeder Clavierauszug nur ein dürftiges Skelett des Kunstwerkes sein kann, dessen Hauptwirkung auf der Reminiscenz beruht, so daß wir keinem Componisten rathen, einen Clavierauszug früher erscheinen zu lassen, als bis die betreffende Oper gut dargestellt wurde.

[Schwäbische Volkslieder.]

Das neueste Heft des Freihafens brachte einen ausführlichen Artikel über Volksfeste und Volksgesang in Schwaben, von derselben Feder, der wir in unserer Zeitung die Briefe über Schwaben und Franken verdanken. Außerdem, erfahren wir, wird nächstens Uhland Forschungen über das deutsche und schwäbische Volkslied herausgeben.

[Franz Toldy.]

Der unter dem Namen Franz Toldy besonders durch sein Handbuch der ungarischen Poesie bekannte Schriftsteller in Pesth ist ein geborner Deutscher, Namens Schedl, wie der Berichterstatter über die neuste ungarische Literatur im Freihafen, 1839, Heft 2, angibt. Dr. Schedl ist Secretär der ungarischen Akademie, und Mitbegründer des „Athenäums," des bedeutendsten Organs für magyarische Kunst und Wissenschaft.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 98. — den 23. Mai 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782.

(Fortsetzung.)

6. Fulda und Würzburg.

Im Fuldischen ist das Landvolk nicht viel anders als im Hessischen. Der ganze Strich Landes von Kassel bis über die Gränze von Franken ist raub und wild, und die Bewohner tragen zum Theil das Gepräge ihres Bodens, der mit düstern Felsen und Bergwäldern bedeckt ist.

Der jetzige Fürstabt von Fulda ist ein Mann von Geschmack, lebt flott und läßt, indem er den Aufwand liebt, etwas Münze unter die Leute kommen. Er denkt äußerst tolerant und ist kein Freund der päpstlichen Hierarchie. Er nennt den Papst bei Tische seinen Herrn Bruder. Er ist ohne Vergleich der reichste Abt in der katholischen Welt; aber zugleich auch Bischof. Die Zahl seiner Unterthanen, die er klug und sanft regiert, beläuft sich auf siebzigtausend, und seine Einkünfte betragen 320,000 rheinische Gulden. Er gründet zeitgemäße vortreffliche Schulanstalten, und gestattet seinem Klerus eine Freiheit im Reden und Schreiben, die mit der Art und Weise der katholischen Geistlichkeit in andern deutschen Ländern stark contrastirt. Zu Wien hielt man es während meines dortigen Aufenthaltes für eine heldenmäßige Kühnheit, daß einige Profanschriftsteller behaupteten, „das Concilium wäre über dem Papst." In Fulda las ich diesen und noch dreistere Sätze in theologischen, von Klostergeistlichen verfaßten Disputationen, die schon ihre zwölf und mehrere Jahre alt sein mochten.

Die fürstbischöfliche Residenzstadt Fulda ist ein ziemlich lebhafter Ort, woselbst ich viel bessere Gesellschaften fand, als ich erwartet hatte. Auch an gutherzigen Mädchen fehlt es dem kleinen Orte nicht.

In einem reizenden, vom Main bewässerten, wein- und obstreichen Thale liegt die alte heilige Herbipolis, die Stadt der würzigen Kräuter und Weine und Mädchen, das lustige, fidele Würzburg. Der fürstliche Palast ist eines der prachtvollsten Gebäude in Deutschland. Unter den Einwohnern herrscht eine Munterkeit, ein Hang zum Vergnügen, und unter beiden Geschlechtern eine gegenseitige Geselligkeit, Gefälligkeit und Vertraulichkeit, die man in keiner protestantischen Stadt Deutschlands von gleicher Größe findet. Diese frische, kecke Lebens- und Genußlust entspricht vollkommen den Reizen der überaus herrlichen und reichen Landschaft.

Auffallend war mir hier, wie in Fulda, die Aufklärung und tolerante Gesinnung der Geistlichkeit, die wirklich die benachbarte baiersche beschämt. Da diese Eigenschaften selten von den guten Sitten und der Umgänglichkeit getrennt sind, so war mir der Ton einiger Gesellschaften, in die ich gleich in den ersten Stunden nach meiner Ankunft gerathen war, um so auffallender. Ich sehe, daß man unter den Katholiken Deutschlands einige Ausnahmen zu ihrem Vortheile machen muß, so wie man unter den Protestanten Ausnahmen zu ihrem Nachtheile zu machen hat.

Digitized by Google

Der jetzige Fürstbischof von Würzburg ist ein sehr aufgeklärter, mit Staatsgeschäften und der Welt überhaupt sehr bekannter und vertrauter Mann. Er ist einer von den wenigen Bischöfen Deutschlands, die ihre Würde und ihr Glück blos ihren Verdiensten zu danken haben. Er ist aus der alten, aber nicht sehr begüterten Familie derer von Erthal, und ein Bruder des Kurfürsten von Mainz. Seine Kenntnisse, sein praktischer Takt, seine Thätigkeit empfahlen ihn dem wiener Hofe, welcher ihm die ansehnliche Stelle eines kaiserlichen Commissairs bei dem Reichstage zu Regensburg übertrug. Er zeichnete sich in diesem bedeutenden und einflußreichen, aber auch mühsamen und schwierigen Wirkungskreise so sehr aus, daß ihn das dankbare wiener Cabinet bei Erledigung des hiesigen bischöflichen Stuhles in Vorschlag brachte und seine Erwählung bewirkte. Aus Altersschwäche ist er nun außerordentlich andächtig geworden.

Die Pfründen der Domherren von Würzburg gehören unter die besten in Deutschland. In guten Jahren trägt eine ihre viertausend Gulden. Man findet aber schwerlich einen Domherrn, der nur eine Pfründe hätte; manche haben vier bis fünf in verschiedenen Stiftern. Solche reiche, fette, wohlausgestattete Prälaten beziehen jährlich ihre zwanzig- bis dreißigtausend Gulden, und die ganze Arbeit eines deutschen Domherrn besteht darin, daß er nur in einem gewissen Monate des Jahres bei dem Singen im Chor seiner Stiftskirche erscheinen muß, und es braucht keine andern Talente, als lateinisch lesen zu können und von einer stiftsmäßigen Mutter geboren zu sein, denn der Adel des Vaters läßt sich, steeng genommen, nie beweisen. In einer gewissen deutschen bischöflichen Residenz hat man das Sprichwort: daß sich die Domherren selbst machen. Wenigstens sieht man sie in diesen klerikalen Residenzen am häufigsten um die stiftsmäßigen Damen, die gerade auch nicht alle Freuden des Lebens verschworen haben. Sie gleichen vielmehr einem im üppigsten Wachsthum stehenden, wohlfrisirten Kohlgarten, woselbst sich nur wenige entsagende Schalottenzwiebeln vorfinden.

Man versicherte mich, daß jeder Domherr von Würzburg, wenn er in das Capitel eintritt, von jedem seiner Herren Collegen einen Ruthenstreich aushalten müsse. Diese seltsame, etwas matrosenmäßige Inaugurationsart soll verhindern, daß kein Prinz in das Capitel aufgenommen zu werden verlange. Ein Prinz, präsumirt man, würde sich diese feierliche Erniedrigung nicht gefallen lassen. Im Uebrigen ist von der Domherrendemuth nicht viel Rühmens zu machen.

7. Dresden.

Die kursächsische Residenz hat eine stolze Lage und bietet auf allen Seiten eine herrliche Fernsicht. Die Bauart der Häuser bekundet weit mehr Geschmack als die der wiener Gebäude. Die Bewohner sind manierlich, gesprächig, einnehmend, gewandt und artig in ihrem ganzen Benehmen, was selbst Leuten aus der untersten Volksclasse rühmend nachgesagt werden muß. In den höhern Kreisen herrscht der feinste gesellige Ton und ungemein viel Sinn, Geschmack und Neigung für Kunst und Literatur. Der bekannte französische Publicist Linguet nennt deshalb die Dresdner die deutschen Athenienser, welches feine Compliment im Munde eines so geistreichen und berühmten Ausländers etwas bedeuten will. Linguet kennt Dresden aus eigener Anschauung; er hat sich einige Wochen daselbst aufgehalten.

Mit dem Essen und Trinken sieht es hier nicht so gut aus als in Süddeutschland. In diesem Puncte ist der Contrast zwischen den Sachsen und den übrigen Deutschen so groß, daß man zu den Antipoden der letztern gekommen zu sein glaubt. Die Brühen sind hier so dünn, man hat so oft kalte und immer so schmale Küche, daß ich glaube, ein Wiener könnte es in einem hiesigen Bürgerhause keine vierzehn Tage aushalten. Ich hatte schon mehr als einmal Gelegenheit, zu bemerken, daß auch in den vornehmern Häusern eine Kärglichkeit in Rücksicht auf Küche und Keller herrscht, die man in Oesterreich und Baiern für horribel, für unheilbringend halten würde. Diese strenge Oekonomie erstreckt sich über alles, was zum innern Hauswesen gehört, und ich habe keine andere Art von großem Luxus bemerken können, als die Kleidungen, worin der Aufwand im Ganzen größer sein mag, als in Süddeutschland. Alle vom Mittelstande, Frauen und Männer, sind hier nach der Mode gekleidet. Ich wohnte während meines hiesigen Aufenthaltes bei einem Uhrmacher, dessen zwei angenehme Töchter ihre vollständige, moderne Toilette hatten und täglich koiffirt wurden; dagegen nahmen sie des Abends mit einer Butterschnitte und einem dünnen Schnittchen Schinken dazu vorlieb. Hier schämen sich die gnädigen Frauen nicht, in der Küche sich umzusehen, den Bedienten die Lichter, auch die Stümpfchen der Lichter vorzuzählen, und auszurechnen, wie lange sie brennen müssen. Kurz, die Kleidung ausgenommen, ist hier Alles nach der strengsten Oekonomie abgemessen.

Digitized by Google

Ich glaube gern, daß es hier nicht mehr so lustig hergeht, wie in frührer Zeit, wo ein prächtiges Hof- und Theaterleben, von Musik, Feuerwerken und Treibjagen umrauscht, nur allzu glanzvoll, allzu maßlos sich aufgethan hatte. Der letzte Krieg hat die Menschen ernster gestimmt; auf den gellenden Carnevalsjubel folgte ein schrecklicher Katzenjammer. Mit Leidwesen bemerkte ich öfters, daß der gute Humor und Frohsinn, welchen die Natur diesem angenehmen und liebenswürdigen Volke gegeben, häufig von einer gewissen trüben Melancholie umwölkt ward, veranlaßt durch angestrengtes Schaffen und beengte häusliche Verhältnisse. Denn die letzten traurigen Ereignisse haben störend influirt auf die Industrie, und manche Gewerbe geriethen ganz ins Stocken. Man darf indessen mit Zuversicht hoffen, daß dieselben wieder erblühen werden, indem das sächsische Volk als ein höchst rührriges und thätiges allenthalben bekannt ist.

Dessen ungeachtet genießt man hier mehr wahres Vergnügen, als in irgend einer andern deutschen Stadt. Der große Haufe zu Wien und München kennt keine andere Lust, als sich den Bauch zu füllen, den Unsinn seines Hanlekins anzuhören, zu kegeln und dabei recht viel Bier zu trinken. Alle öffentlichen Gärten in den Wirthshäusern zu Wien sind zu Kegelbahnen angelegt, und ich erinnere mich, in einem einzigen Garten dieser Art gegen dreißig Bahnen gezählt zu haben. Hier dagegen weiß man das Vergnügen des persönlichen und geselligen Umganges, das Vergnügen geistreicher Conversation und eines feineren socialen Lebens zu genießen. Man macht häufig kleine Landpartien, und hat Sinn und Gefühl für die mannichfaltigen Schönheiten der Natur. Auch unter dem Mittelstande herrscht Geschmack an Kunstsachen und die Lectüre ist fast allgemein; letztere ist nicht, wie in Süddeutschland, blos auf Komödien und fade Romane beschränkt; sie umfaßt auch Werke historischen und philosophischen Inhalts und andere Bücher von höherem Werthe. Der vornehmere Adel hält sich hier sogar für seine Soiréen einen eigenen Vorleser.

(Der Beschluß folgt.)

Am Grabe des zu früh geschiedenen Eduard Gans.

Gedanken von F. A. Märker.

Berlin, am 8. Mai.

Mit dem beginnenden Frühlinge, der sich kaum den Fesseln des harten Winters entwand, sahen wir die Seele unseres entschlafenen Freundes aus den Banden des Körpers sich lösen und sich erheben zu der Klarheit, zu der Freiheit, nach der er sein ganzes Leben hindurch gestrebt. Weshalb aber sind wir alle so tief erschüttert, wie zeigt sich bei diesem plötzlichen Verhängniß eine so ungewöhnliche Theilnahme aller Stände durch die ganze Stadt, nicht bloß in den Reihen der Manner der Wissenschaft, der er zunächst gehörte? Keiner zweifelt, was er antworte. — Wir begraben einen freien Mann, wie beklagen ihn, unseren Freund, dem das Glück vor vielen die Kraft und die Mittel bot, einen freien Sinn auch in äußerlich freier Lage zu behaupten. Ein seltenes Loos, von Vielen beneidet, von Wenigen erstrebt, von den Wenigsten errungen. Und deren einen betrauern wir hier, der das vermocht. In ihm sahen so viele verwirklicht, was ihnen das Schicksal hart versagt, in seinem Leben schauten sie das ihrige, ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllt: darum der allgemeine Schmerz über seinen Hingang. Denn überall schritt er muthig denen voran, welche vielleicht an der eigenen Kraft verzweifelnd, den Vortritt nicht gewagt, denen eine mehr abhängige Lage oder ein zu leicht erregtes Gemüth größere Rücksicht geboten; er sammelte ihre Feuer in sich, in sein Wort, seine That: — und die alle sind voll Schmerz, daß er ihnen mußte entrissen werden. Andere trauern um den Mann der Wissenschaft, um den Freund, den Lehrer; ich beweine den freien Geist, den Vertreter des Rechts, den Freund seines Vaterlandes und vor allem seiner heranblühenden Jugend, ich den treuen Diener seines Königs, ich den Mann, der unabhängig seiner Ueberzeugung leben konnte, dem nur daran lag, die Ehre seines Namens aufrecht zu erhalten: dem lasset uns diese letzten Worte an seiner Ruhestatt weihen.

Wir begraben einen freien Mann. Um das sein zu können in des Wortes ganzer Kraft, mußte er den Boden des Rechts betreten, von dort ausgehen; denn Freiheit ist nur die Verwirklichung des einem jeden und Allen zustehenden Rechtes. Keiner, der sie, die reine Himmelstochter, noch für Eins halten könnte mit der unlauteren Willkür. Freilich, wer sich der Willkür der Herrschenden ergiebt, ist wohl häufig der Angesehene; wer das Recht behauptet, oft verfolgt. Auch darin lasset uns das Glück erkennen, das dem Entschlafenen zu Theil ward: unbeschränkt konnte er wirken in einem Staate, der ihn berief zum Lehrer der Jugend, und um hier seiner Stellung zu genügen, einen weiten Kreis von Hörern dauernd an sich zu fesseln, durfte er nur den Eingebungen und dem Drange seines durchdringenden Geistes folgen; nicht hatte er sich unwürdigen Gewalthabern zu beugen, deren Tyrannei ihn gezwungen, der Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden. Das stellt Preußen so hoch, daß es jede schöne Ansicht, jede Macht bedeutsamen Strebens in seinem Schooße ungehindert walten läßt, daß es jeden Denkenden schützt in seinem unveräußerlichen Rechte. Doch nicht viele sind es, die solche Gunst des Schicksals wahrhaft ehren, die ihrer zu gebrauchen wissen. Er konnte es, und so war er ein Vorbild denen, die ihm nahe standen, und anerkannt auch von solchen, zu denen nur der ferne Ruf seines Muthes und seiner Beharrlichkeit drang. Den Stachel seiner Rede aber mußte fürchten, wer in der

Digitized by Google

Finsterniß schafft: so herrlich tritt überall hervor der Mann seiner Ueberzeugung, der seine Gaben nicht den Götzen dieser Welt zum Opfer bringen mag. Gewiß hätten den Dahingeschiedenen diese Gaben, welche die Natur ihm in reichem Maße verliehen, zu hohen Stufen des Glanzes und der äußern Ehren erhoben, doch er achtete es für den höchsten Beruf, Lehrer der Jugend zu sein, mit ihr stets in der anregendsten Berührung gemeinsamen Lebens und Ringens nach dem Ziele der Wahrheit. Um im Herzen der Jugend zu wohnen, wie es ihm gelang, an sein Bild ihre glühende Verehrung zu knüpfen, mußte er sich hingeben, mit der ganzen Aufrichtigkeit seines lauteren Gemüthes an den Gedanken der Freiheit, deren feste Begründung im Staate er zum Mittelpunete seiner Thätigkeit gemacht hatte; denn wer mit ihr seinen Namen zu vereinen weiß, dessen Banner folgen überall die erwachenden Geister. Des Lehrers Werk ist, in diesen die Gesinnung zu pflegen, welche allein die Ehre des Mannes macht; die Jugend darf noch nicht wissen, daß unter der Last drückender Verhältnisse oft selbst seine letzte Stütze ihm entrissen wird, seine Ueberzeugung. In gar Manchem widerspricht das Herz dem Bekenntnisse des Mundes und der That; sie meinen, man müsse sich unterwerfen; es zieme nicht, eigener Meinung zu gehorchen; man müsse sich schicken in die Zeit: aber in diesen Grundsätzen das heranwachsende Geschlecht erziehen wollen, hieße sein schönstes Erdtheil vernichten; wer hierin wahrhaft dem Staate zu dienen strebt, der lasse Inneres und Aeußeres, Wort und Gedanken in vollkommenere Uebereinstimmung hervortreten, der erregt seine Jünger, dem reinen Bilde der Menschheit sich zu geloben. Es werden nicht alle, die sagen: „Herr! Herr!" in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun ihres Vaters im Himmel; und so sind auch nicht alle, die da rufen: Herr! Herr! die treuen Diener. Größeres Verderben aber gibt es nicht, als den Heuchler. Darum weckte der uns allen zu früh entrissene Freund die Kraft selbstbewußten Denkens, den Muth, der niemals sich selbst verläugnet. Wer anders thut, verdient er wohl den hohen Namen — des Menschen! Ihn unbefleckt zu erhalten, dazu trieb überall, wo er es nur vermochte, dieses vielverehrten Mannes Lehre; aufrufen wollte er die Geister, sie bereiten für die Zukunft. Solches leistete er dem Vaterlande, so diente er seinem Könige, der ihm das einflußreiche Amt vertraut, nach dessen Willen und hohen Absichten er wirkte. Denn die Fürsten und Könige wissen, welcher Männer der Staat bedarf in Noth und Drangsal. Deshalb fand der Entschlafene unter dem Schirme Preußens die Ruhe, den Schutz, dessen er vorzüglich bedurfte gegen Schwache und Kurzsichtige. Friede seiner Asche! Uns aber gewähre der Himmel, dem Verklärten gleich, uns aufschwingen zu können zu der Menschheit reinstem Urbilde, und rein, wie wir es geschaut, es hinzustellen in kräftigem Wort und in feier That.

Notizen.

[Leipzig im J. 1537.]

Cornelius Ettenius, Secretär des Legaten Vorstius, Bischofs von Aix, welcher in den Jahren 1536 und 1537 die kleinen und großen Herrenhöfe Deutschlands bereiste, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen, entwirft von der Stadt Leipzig folgendes Bild: „Die Stadt gehört dem Herzoge Georg, der dort ein Schloß hat; sie ist wohlgelegen, mit schönen Straßen und schönen Frauen, und hat Ueberfluß von allen Dingen, denn dort ist der größte Handelsplatz von ganz Sachsen und zugleich auch eine Universität mit allen Facultäten, und die Scholaren daselbst leben für ein Billiges, deswegen war früher dort ein großer Zulauf, jetzt aber ist es stiller geworden wegen Wittenberg (nunc friget propter Wittenbergam.)" Ettenius beschreibt auch eine Prozession, welche auf dem Markte, „der groß und viereckt ist", mit vieler Pracht andächtig und lieblich gehalten wurde. Die Reise ist in lateinischer Sprache verfaßt, und befindet sich als Handschrift auf der Universitätsbibliothek zu Löwen. *A.*

[Fürst Pückler.]

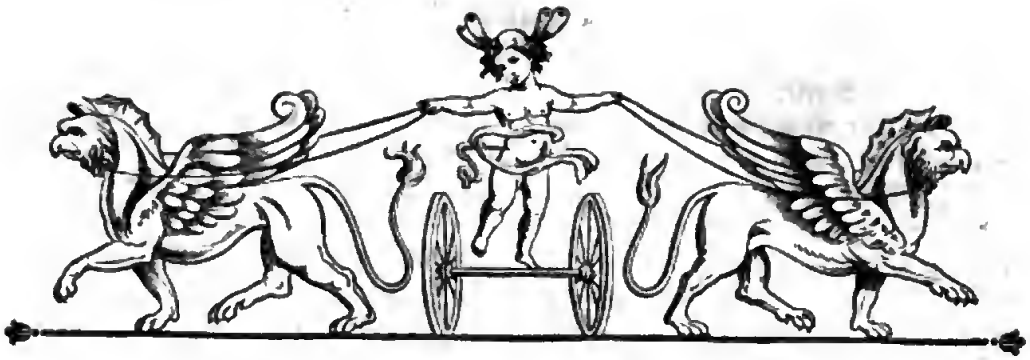
Von werther Hand wird uns ein Brief eines geist- und kenntnißvollen Reisenden mitgetheilt, worin folgende Stelle über den Fürsten von Pückler vorkommt: „Von dem Fürsten von Pückler habe ich unvermuthet einen vortrefflichen Eindruck durch den Artikel über arabische Pferde empfangen. Dieser Artikel (in der Augsburger Allg. Zeitung) ist meines Erachtens das Beste, was der Fürst in solcher Form jemals geschrieben hat. Sie wissen, wie ungebildet herb ich in allen literarischen Dingen bin, und wie schwierig in Ansprüchen auf Befriedigung. Ich finde diesen Artikel, in seinen richtigen Gränzen, in seiner inneren Solidität, in seiner durchaus geistreichen und unübertrefflich feinen Polemik, in diesem Hauche der Ueberlegenheit, welcher ihm dadurch mitgetheilt wird, ich finde ihn in diesem Ensemble ganz und gar klassisch. Welch ein unschätzbarer Gewinn für das literarische Publicum und für den Autor ist es, wenn sich Beide bewußt werden, daß so gesteigerte Zeugnisse der Virtuosität immer noch bevorstehen! Aehnliche Gesammtfassung des Materials wird für die nächste Reisebeschreibung des Fürsten eine ganz neue Phase der Autorschaft sein."

[Melgunoff.]

In Moskau ist unter dem Titel: „Geschichte eines Buches" eine kleine russische Schrift erschienen, durch welche Herr v. Melgunoff die Art und das Maß seines Antheils an dem Koenig'schen Buche: „Literarische Bilder aus Rußland" offen darlegt, und zugleich dieses Buch, das er nur dem kleineren Theile nach zu verantworten hat, gegen die unverständigen und hämischen Angriffe einiger petersburger Journalisten in Schutz nimmt. Er vertheidigt auch den Varnhagen'schen Artikel über Puschkin, der in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gestanden hat. Die ganze Schrift ist in einem sehr männlichen, gemessenen Tone geschrieben, und legt von der Bildung und Gesinnung des Verfassers das vortheilhafteste Zeugniß ab.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 99. — den 24. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778 — 1782.

(Beschluß.)

Mit der dresdner Schaubühne verhält es sich gegenwärtig wie mit allen öffentlichen Belustigungen, die einen Aufwand erfordern. Die Einwohner sind zu sparsam, als daß sie ein Vergnügen bezahlen sollten, welches ihnen der Hof ehedem umsonst gab, und dessen Mangel sie sich durch eine gesellschaftliche Unterhaltung zu Hause leicht ersetzen können. Vor einigen Jahren war hier eine der besten deutschen Schauspielergesellschaften. Der Principal, Herr Seiler, hatte kein festes Engagement, besuchte bald die Messen zu Leipzig, bald andere benachbarte Städte, beschrieb sich Leute aus der ganzen Welt zusammen, so daß seine Gesellschaft zuletzt über siebzig Personen stark war, und gab für einen wandernden Theater-Entrepreneur ungeheure Gagen, wie er denn eine der ersten Sängerinnen Deutschlands, Madame Hellmuth, welche jetzt erste kurfürstliche Hofsängerin zu Mainz ist, mit zweitausend Thalern bezahlte. Dessen ungeachtet hätte er diesen Aufwand leicht bestreiten können, wenn das hiesige Publicum und das zu Leipzig so viel Theaterliebe hätte, als jenes in den süddeutschen Städten. Herr Seiler fand zu wenig Unterstützung, machte Schulden, wollte sein Glück am Rhein versuchen, kam wieder und ging zu Grunde. Seine mitunter sehr lobenswerthen Bestrebungen hatten die gebührende Anerkennung nicht gefunden, und doch war er ein Mann, der große Einsicht verrieth in das ganze dramatische Wesen und Treiben, und der eine Bühne und ihre Genossen mit praktischem Takt und mit Umsicht zu leiten verstand. Vom Publicum verlassen, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu falliren. Nun hat zwar der Hof ein Nationaltheater errichtet, besoldet die Mitglieder der Gesellschaft und hat die Einnahme. Allein die fatale Oekonomie und Sparsamkeit des Publicums steht auch dieser Einrichtung im Wege, und ist dieselbe in Gefahr, alle Augenblicke zu scheitern. Die Schauspiele in Privatzirkeln, besonders unter Kindern, finden gegenwärtig mehr Beifall als die öffentlichen.

Einer der schönsten Züge, wodurch sich die Sachsen von den jetzigen Süddeutschen auszeichnen, ist ihre Vaterlandsliebe, ihre warme Theilnahme an allem, was den Staat betrifft. Bis in den Mittelstand herab ist hier Jedermann über den Zustand des Landes unterrichtet und aufgeklärt. Die neuesten Maßregeln der Regierung hinsichtlich der Förderung und Wiederbelebung des Handels, Ackerbaues und Gewerbwesens, die Verbesserungen im Justizfache und im Finanzdepartement zur Erzielung eines geordneten Staatshaushaltes werden eifrig besprochen und mit gebührendem Lobe hervorgehoben. Freudig hörte ich hier das Wort Vaterland mit Nachdruck, mit einem vernünftigen und edlen Stolze, aussprechen. Auch die hiesigen Damen nehmen Theil an den Gesprächen über Krieg, Frieden, Unterhandlungen, Administration und allem, was sich auf die öffentlichen Angelegenheiten bezieht. Diverse Minister, Staatsräthe,

Digitized by Google

gehelme Referendaire und Secretaire machen schönen Damen die Cour, erscheinen nach des Tages Last und Hitze in dren Salons und unter Blumen, Bonbons, Contretänzrn, Punsch, Liebesapostrophen und sonstigen Huldigungen erfahren die Schönen auch Manches vom Staate, was die süßen sächsischen Plaudermäulchen alsbald weiter verbreiten. Sie loben diejenigen Regimenter, die sich brav gehalten haben, und könnrn nicht genug rühmende Ausdrücke finden, um deren Tapferkeit zu erhebrn, weshalb auch besagte Damen in Gesellschaftrn, auf Bällen und Spaziergängrn von einem glänzenden Schwarm junger Officiere stets umringt sind, von denen Manche eine recht eisenfresserische Miene anzunehmen wissrn. Mit Verachtung und Abscheu sprechen die holden patriotischen Frauen von den Ministern, welche Verräther am Vaterlande waren. Der König von Preußen ist nicht gut bei ihnen empfohlen; doch sprechen sie mit Bewunderung von seinen Thaten, und stimmen den Männrrn bei, welche behaupten, daß man von jeher besser gethan haben würde, wrnn man sich zu ihm gehalten und niemals die Partei eines andrrn mächtigen Staates ergriffrn hätte.

Die sächsischen Truppen sehen sehr gut aus. Sie sind noch nicht so gut disciplinirt als die Oestrreicher und Preußen; aber auch nicht so steif. Sie gleichen den Engländern, die nur, wenn es ins Feld gehr und beim Angriffe selbst, Soldaten sind, außer dem Schlachtfelde aber sich nicht gern ermüden lassen. Seit einiger Zeit ist man darauf bedacht, die Armee, welche etwa 25,000 Mann stark ist, auf preußischen Fuß zu setzen; allein bis jetzt hat man es mit dieser Reform noch nicht weit gebracht; ich glaube, es wird so schwer damit halten, als wenn man die britischen Truppen an die preußische Taktik gewöhnen wollte.

---

8. Dramatisches aus Berlin.

Die große königliche Oper, die man für eine der besten in Europa hält, läßt sich dermalen nur im Winter grnießen. Während der schönen Jahreszeit gibt sie, weil der König alsdann abwesend ist, oft nicht einmal drei Vorstellungen. Das hiesige deutsche Theater ist dermalen sehr mittelmäßig und kann sich mit den Bühnen von Wirn und München nicht messen. Der Entrepreneur drsselben, Herr Döbbelin, hat sehr sonderbare Ansichten und Grundsätze. Er setzt seine Stärke lediglich in die dramatische Quantität, d. h. in eine recht große Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Looſe zu vertheilen scheint. Ich habe gar oft bemerkt, daß der, welcher den Bedirnten machte, weit mehr Geschick gehabt hätte, die Rolle seines Heern zu spielen. Unter virrzig bis funfzig Subjecten hat er kaum vier, die man zu Wirn erträglich finden würde. Nebstdem ist srine Garderobe seltsam arrangirt. Ich sah zwei moderne Stücke in altspanischer Kleidung spielen, und mitten unter Gewändern des funfzehnten Jahrhunderts erblickte man, besondrrs an einigen Frauenzimmern, ganz neumodische. Selten verändern die Damen ihre Koiffüre, und wenn drr Schauplatz auch in Indien wäre. Und doch macht Herr Döbbelin viel Aufhebrns von seiner Gaderobe und seinem richtigen Costüm. Sein Theater ist so klein, daß einige seiner Schauspieler sich wohl in Acht zu nehmen haben, damit die Wolken des Himmels übrr ihnrn in ihren Haaren nicht hängen bleiben. Ich sah Bäume auf demselben, die gar füglich den Acteurs zu Spazierstöcken hätten dienrn können. Einige seiner Subjecte sind Gerippe, an denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat, und manche sind kaum Meister ihrer Arme und Beine, woran vermuthlich die Actricen schuld sind, wie sich auch aus ihrer hohlen Stimme schließen läßt. Herr Döbbelin gibt Gagen von sechs und acht Gulden die Woche, wobei seine Leute freilich nicht viel Schnellkraft in ihren Leibern habrn können. Ohnmachten sind daher ihre Stärke, und zwei bis drei von seinen Damen übertreffen alles, was Ohnmacht heißrn mag. Sie fallen zusammen wie die Taschenmesser, wenn es zu einer Ohnmacht kommt, und wenn sie dann im Fallen die Schminke vom Gesichte weggewischt haben, so sehen sie aus wie die leibhaften Gespenster.

Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Besondrrs künstlich sah ich erst jüngst einen der Döbbelin'schen Acteurs in einem deutschen Originalstücke sterben, worin überhaupt viel gestorben werden muß. Der Mann lag, nachdem er seinen Thril brkommen hatte, der Länge nach auf der Erde ausgestreckt, einige Secunden lang ohne alle Bewrgung. Endlich war es, als wenn seine Seele in plötzlicher Wuth, in erschrecklichem Ingrimm seinen ganzrn Körper durchstrrifte, um sich einen Ausweg zu suchen. Erst rannte sie in die Füße, die Convulsionen bekamen, und dann wiedrr durch alle Glieder in den Kopf zurück, wo sie die Augen des Sterbrnden gräßlich verdrehte. Er bäumte sich, daß einer unter seinem hohlen Rücken gemächlich hätte durchkriechen können. Vermuthlich wollte seine Seele in diesem Augenblicke zum Bauch hraus. Der Mann mochte stark im Balanciren sein, denn während der Todeszuckungen kam

Digitized by Google

er einmal in eine der schwersten Stellungen oder Lagen für den menschlichen Körper, in eine Lage, die man sonst zur Folter braucht. Er erhob den Obertheil des Körpers und zugleich die Beine so hoch, daß er wirklich blos auf dem untersten Knochen des Rückgrates ruhte. In dieser Lage wollte seine Seele ohne Zweifel zur Hinterthür hinaus. Er warf sich alsdann noch einige Male von einer Seite zur andern und gab endlich seinen von mir schon längst aufgegebenen Geist auf, wie ich aus dem betäubenden Geklatsche schloß, das sich auf einmal erhob; denn ich war gefaßt, ihn wenigstens noch eine Viertelstunde lang seine Sterbekünste machen zu sehen, und hatte an ihm nicht das geringste bemerkt, was man für ein gewisses Zeichen seines Verscheidens hätte halten können. Vielleicht hatte er gesagt, daß er jetzt todt sei, und ich hatte es nicht gehört.

Ich bin so umständlich hierüber, weil ich einen richtigen Begriff vom jetzigen Zustande des deutschen Theatres geben möchte. Sterben ist dermalen für jeden Schauspieler die Hauptsache, und wenn er seinem Tod, wie der eben beschriebene Sterber, recht viel Leben zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beifall nicht nur des Paradieses, sondern auch des Parterres rechnen. Die tragische Wuth, welche gegenwärtig in Deutschland, vom adriatischen Meere bis zur Ostsee herrscht, muß einen Fremden glauben machen, die deutsche Nation bestehe aus lauter Gifmischern, Selbstmördern, Scharfrichtern rasenden Liebhabern, Jungfernräubern, Todtschlägern, Vater- und Brudermördern. Die meisten unserer neuern Romane athmen denselben kannibalischen Geist. Man macht jetzt mit nichts mehr Glück, als mit Raubrittern, schauerlichen Burgverließen, treuen, ehrenvesten Knechten und treulosen Edelfräulein. Auch die Burgvögte sind in der Regel perfid, grimmig und habsüchtig, beingen die ihnen anvertrauten Wittwen und Waisen ums Leben, und heirathen dann eine reizende Base des in Palästina kämpfenden, schmählich betrogenen Dynasten, dem nur zwei oder drei alte Knechte getreu bleiben, standhaft sich weigernd, dem Usurpator zu huldigen. Ich wollte aber, die treuen Knechte Kuno und Hacho, und wie sie sonst hißen, würden toll und fielen über die faden Ritter, Knappen, Dramaturgen und Romanschreiber her und schlügen sie alle todt, mausetodt, mit ihren mittelalterlichen, ehrenvesten Hellebarden. Ach, wann wird dieser unsinnige feudale Mordspektakel, dieser von Liebelei und Mondschein beglänzte Vasallenlärm ein Ende nehmen?

Correspondenz.

Aus Wien.

[Italienische Oper, die Unger.]

Ein wiener Referent hat fast nie über Mangel an Stoff zu klagen, wenn er nicht, wie es gegenwärtig Mode ist unter den Berichterstattern, mit aristokratischem Indiedrustwerfen dem bürgerlichen Pack der Theaterergebnisse aus dem Wege geht. Wohl wahr, daß die Breter und die Bühnenleute mehrere Jahre hindurch alles Mark der Journalistik aussaugten, und daß diese kraft- und saftlos mitten unter erheblichen Begebenheiten herumschlich; aber deswegen ist es dennoch Unrecht, die Theaterwelt in die Rumpelkammer zu schleudern und das Podium zu einem Schuttboden für Komödianten-Intriguen und Coulissen-Skandale zu überlassen. Die Theater von Grimma, Tippelshausen und solche gehören zu den 14 heil. Nothhelfern manuscriptloser Redacteure, und sind freilich erbärmliche Lückenfüller ihrer Spalten; allein ein ganz Anderes ist es mit den wiener Bühnen. Das Theater spielt in den österreichischen Gesammtstaaten eine große Rolle; in Wien die größte. Es ist das Alpha und Omega des öffentlichen Lebens, Grund und Zweck der Gesellschaft. In den fünf Theatern der Residenz concentrirt sich das Kaiserreich; an die Schauspielhäuser knüpfen sich die höchsten Interessen der Bevölkerung. Was den Parisern die Revolutionen, sind den Wienern die Theater; — was den Londonern die Habeas-Corpus-Acte, sind den Wienern die Theater; — was den Madridern die Inquisition, sind den Wienern die Theater; — was den Römern die Heiligen, sind den Wienern die Theater; — was den Berlinern die Philosophie, sind den Wienern die Theater; — was den Petersburgern Sibirien, sind den Wienern die Theater. Arbeit und Ruhe, Geschäft und Erholung, Lohn und Bestrafung findet der Mann im Theater. Wollte man dies nach allen Beziehungen darthun, so würde es in politische Erörterungen auslaufen, die hier nicht am Orte sind; es genüge, daß die Regierung die Wichtigkeit dieser Zerstreuung wohl kennt und begünstigt, und den Ruf der Römer: panem et circenses! wenigstens zur Hälfte erfüllt. Wenn also der Staat so viele Aufmerksamkeit dem Theater widmet, so müssen die Journale unaufhörlich davon krähen, und ihre papiernen Posaunen in alle Winde ertönen lassen. Die wiener Blätter müssen die Besprechungen des Theaters zur Hauptrubrik machen, wollen sie Adonnenten er- und behalten; und die Referenten für auswärtige Journale müssen, wollen sie anders ein Bild des wiener Lebens und Treibens entwerfen, immer wieder den Theaterhammel reiten. Die Charwoche schloß die Theater und die Wiener gingen mit gesenkten Köpfen einher, wie die Canari, wenn sie den Pips haben, und besuchten emsig die Kirchen und die Grüfte, um sich nur zu amüsiren; seitdem jedoch ist ein ganzes Rudel theatralischer Sehens- und Hörenswürdigkeiten angelangt. Ich fange nur die schönsten und bedeutendsten Individuen heraus.

Der Beginn der italienischen Opernvorstellungen bringt hier immer die Musik- und Theaterfreunde in Allarm; der alte Streit über den Vorzug deutscher und italienischer Compositionen, italienischen und deutschen Gesanges wird wieder gestritten; — die Debatten über Maëstri und Primadonnen

beginnen; — Erinnerungen aus frühern Zeiten werden aufgewärmt, Vergleiche gestellt, Ahnungen ausgesprochen, und endlich mit einer Hast in die erste Repräsentation gelaufen, als gälte es alle Reputation für die wiener Societé zu retten. Diesmal wurde Donizetti's Tasso vorgeführt, mit der Sängerin Salvi-Spech und den Herren Salvi und Badiali. Dieser besitzt einen kernigen Baßbariton, jener einen zwirndünnen Tenor, und die Donna eine bereits passirte Stimme; aber als Dii minores leisteten sie Genüge. In der zweiten Oper Anna Bolena traten die Koryphäen dieser Staggione vor die Lampen. Der Tenorist Poggi ist aus frühern Jahren und Berichten selbst in diesen Blättern schon gekannt, und er hat sich kaum verändert; seine wohlklingende Stimme hat etwas an Höhe verloren und an Tiefe etwas gewonnen. Der Bassist Bazar intonirt unsicher und schwankt selbst in gewöhnlichen Passagen. Sgra Mazzarelli hat eine unausgebildete Mezzo-Sopranstimme, aber singt, wenn auch manchmal falsch, jugendlich frisch, mit dramatischem Ausdruck, und unterstützt sich durch ein effectvolles Spiel, durch vive Mimik und Gesticulation. Sie ist Nachahmerin und, wie man sagt, auch Schülerin der Unger, oder, wie die Italiener schreiben, Sgra Ungher. Diese ist die eigentliche Primadonna der diesjährigen Operngesellschaft; der Stützpunct der Unternehmung und der Glanzpunct der Aufführung bedarf einer etwas breitern Besprechung. Das erste Erforderniß einer Sängerin ist unbestritten: Stimme; das zweite: singen können. Nur noch das eminente Vermögen des Singenkönnens berechtigt die Unger zu dem Prädicate Künstlerin, welches sie durch ein wohlüberdachtes, effectreiches Spiel, durch beschäftigende Mimik und lebhafte Actionen theatralisch unterstützt. Allein die Stimme ist bis auf den letzten Stumpf abgewetzt. Ihr Organ ist wahrscheinlich ein Opfer des italienischen Gesanges, der modernen Compositeure; wir hören selbst junge und frische Stimmen schon raspeln und knarren, wenn sie die Wendeltreppcoloraturen, die wie Schlingpflanzen gewundenen Figuren, die Passagen und Rouladen à la Klischnigg und all diesen kehlverderbenden Firlefanz der Maëstri nur kurze Zeit lang herauspurzeln, und auch das kräftigste, gesund erzogene Organ muß dabei zu Grunde gehen. Hierzu kommt auch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Italiener auf der Bühne singen müssen, die Force, womit sie die lärmende Instrumentation und die maulaufreißenden Chöre überschreien, die grobe Decorationsmalerei, welche sie im Vortrage gebrauchen, was Alles als dramatisch bezeichnet wird. Eine eherne Kehle müßte daran bersten. Die Unger, welche bereits länger als zwanzig Jahre in der Oper wirkt, hat nicht Einen gesunden Ton mehr aus dem Brustkorbe zu schöpfen; alles schnarrt, schöppert, kreischt, oder zieht einen Faden mit sich und klingt wie eine gesprungene Glocke. Sie vermag nur das e festzuhalten und einen Triller rein darauf anzuschlagen. Ihr erstes Auftreten hatte um so mehr einen ungünstigen Erfolg, da sie bereits über vierzig Jahre alt und ihr Gesicht weder schön noch anmuthig sich präsentirt; allein bald lernte man die Künstlerin von einer andern Seite schätzen, und wenn sie auch den Applaus der Menge nicht erringen kann, so bleibt ihr doch die Anerkennung der Kunstverständigen. Selbst diese Rudera lassen das gewaltige Talent der Unger erkennen; sie ist eine dramatische Sängerin im vollkommensten Sinne. Die excellente Methode, Fertigkeit und Volubilität des Vortrages geht freilich fürs Ohr verloren; allein selbst aus einem verwitterten Gemälde ist der Geist zu erkennen, wenn auch die feinen Linien und Tinten verwischt sind. Seele leuchtet und blitzt aus ihrem Gesange, in Vortrag und Ausdruck; noch mit ihrem vertrockneten Organ veredelt sie die dürren und sandigen Compositionen der Italiener, und bedeckt die fadenscheinige, kahle Musik. Mit brausenden Schwingen rauscht aber ihr Genius einher, wenn die Dichtung Gelegenheit zur Schauspielkunst darbietet, z. B. die Wahnsinnsrene in Anna Bolena; da paart sich italienische Gluth mit deutschem Sinne, leidenschaftsprühender Stoff mit wohlthätighemmender Form, günstigste Naturanlagen mit idealisirender Kunstvollkommenheit, und die imponirende Gestalt, das flammende Auge, das geistvolle Antlitz, die spirituose Mimik machen Worte und Begleitung vergessen. In solchen Momenten ersteigt sie tragische Höhe und reißt selbst die Masse zum Beifall. Unverkennbar ist ihr Vorbild, die Pasta, und sie würde diese Gesangsheroin übertreffen, stände ihr noch Stimme zur Verfügung. — Im Barbiere di Sevigila zeichnete sich Badiali als Figaro aus; Salvi als Almaviva und Mazzarelli als Rosini genügten nicht; Rovere als Bartolo und Roppa als Basilio fanden Beifall. — Marino faliero mißfiel total, Oper und Darsteller, so daß kaum eine Reprise Statt haben konnte; es wurde eine Unpäßlichkeit der Unger angegeben, und sie ließ zwei Arien weg. Der Bassist Cosselli konnte nicht durchdringen. — Bis auf die Brambilla, schon von früher bekannt, sind hier alle Kräfte der heurigen Gesellschaft namhaft gemacht. Das Resultat dieser Beurtheilung fällt nicht halb so günstig, als jenes der wiener Blätter; allein das Posaunen und Lodtrompeten der Wiener darf nicht ihrer Kritik oder ihrem Geschmacke, am wenigsten der Wahrheit zugeschrieben werden. Das Kärthnerthortheater ist ein kaiserliches; die regierende Kaiserin begünstigt als Italienerin die Oper ꝛc. ꝛc.; die Ohren der Referenten müssen daher hören und ihre Federn schreiben, wie es dem Censor beliebt.

(Der Beschluß folgt.)

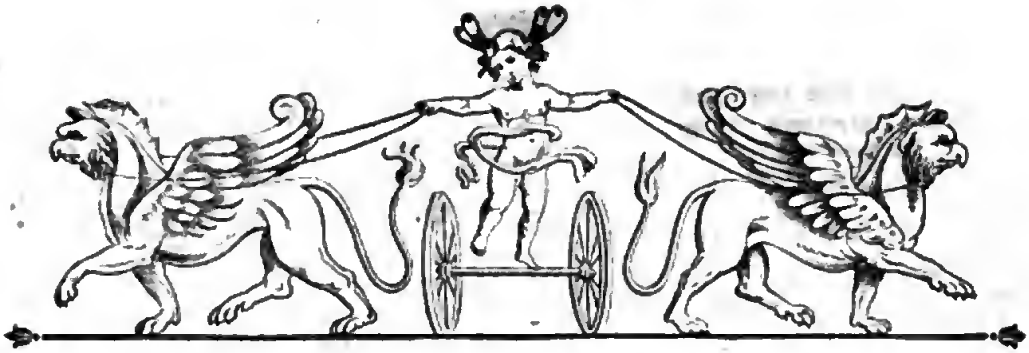
Notiz.

[Lullo.]

In der Abendzeitung Nr. 96. lesen wir die Anekdote: „Der berühmte Componist M. kam in einer Stadt in die Hauptkirche und hörte zu seinem Erstaunen eine Arie aus einer von ihm componirten Oper mit untergelegtem geistlichem lateinischem Texte singen. Halb ärgerlich, halb lachend über den sonderbaren Mißgriff brach er in die Worte aus: Lieber Gott! vergib mir's; aber für Dich habe ich sie nicht gemacht!" — Der berühmte Componist M.? Es müßte wenigstens ein L. stehen; denn der Musiker, von dem dies ursprünglich erzählt wird, ist kein anderer als Lully, Baptist Lully, der Capellmeister Ludwig's XIV. S. Briefe der Frau von Sevigné, Nr. 1087, oder vom 24. Juli 1689.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **100.** den 25. Mai 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Monolog.

Ich bin geboren, um nach dem zu jagen,
Was ich nicht finden und nicht hegen kann;
Und glücklich, wenn ich in den trüben Tagen
Ein Blümchen nur am rauhen Pfad gewann;

Am Pfad, der mich nach oben führen sollte;
Doch sich in Schluchten und in Gründe barg.
Was mir erschien, was ich erreichen wollte,
Deckt was einst mich umfängt, der Todtensarg.

Ein Herz voll Liebe trug ich auf den Händen;
Ich bot es an, ich kannte seinen Werth;
Kein Lebender darf seine Zierde schänden
Und decken will ich es mit Wort und Schwert.

Was Liebe sendet, sind nicht Ruhmeskronen;
Kein kaltes Gold und Diademenglanz;
Ein blaues Veilchen kann dem Freunde lohnen,
Ein grünes Blatt, ein bunter Schafskranz,

Ein seidnes Band, ein Nadelstich, von schwacher,
Wenn nur geliebter Hand, gewirkt mit Fleiß,
Ist schon ein Zeichen, das die Liebe wacher,
Und enger hält der Freunde trauten Kreis.

Mein Inneres, du edles Haus! in deinen
Gemächern haben edle Gäste Raum;
Da mögen sie zu Tausenden erscheinen,
Du birgst sie alle und bemerkst sie kaum;

Und doch, in diesem Haus, wo Stimmen tosen,
Und Waffen ruhen für die künft'ge Schlacht,
Ist nicht ein Plätzchen, wo der Liebe Rosen
Sich traulich einschließt und in Freude lacht.

Wie gern goß ich in meiner Klage Wunden
In Liedern aus, und träufte Balsam zu,
Und wiegte meinen Schmerz in stillen Stunden
Und sagte: weinend Kind, nun schlafe du!

Ich dachte wohl, das Leid mußt du schon tragen
Und niederbrennen deiner Wünsche Haus;
Denn tröstend hört' ich meine Stimme sagen:
Aus dieser Asche steigt ein Gott heraus!

Und ich verkündete, ein Trugprophete,
Die neue Zeit und neuen Lebensgang;
Nicht ahnend, daß der Zeiten Schritt zertrete
Den Keim des Glücks, von dem ich freudig sang.

Nun liegt in Asche meines Lebens Freude;
Doch keine Hoffnung, als der letzte Trost.
Verwittert wird das liegende Gebäude
Von des Vergessens Halmen übermoost.

Nur eines bleibt. Ich will das liebeleere
Verlorne Leben festen Muth's beschau'n;
Ich schreibe ernst und ruhig und begehre
Ein bess'res Haus den Andern zu erbau'n.

Und meinen Gram will ich in Ruh verschließen
In einer Seele, die ihn fassen kann;
Die Andern mögen freudiger genießen
Den Tropfen, der aus meinem Strome rann.

Digitized by Google

Die grüne Saat, die ich nicht koſten werde,
Sei aus der Wolke meines Leid's bethaut
Und nichts erſchaue die erquickte Erde
Als einen Himmel, der in Luſt erblaut.

So kann auch ich des Kampfes Bahn verſuchen
Und meine Sendung auch im Schmerz verſteh'n;
Der Himmel hat im Segnen wie im Fluchen
Die Wolke ſich zur Botin auserſeh'n.

Und wie in des Vulkanes mürber Rippe
Noch eine volle Flamme glühend lauſcht,
So fließen auch die Ströme meiner Lippe
Vom Feuerquell, der im Verborgnen rauſcht;

Und wenn das Glück, des Weltgeſchicks Berather,
Die Gluth in mir zu tiefer Haft verdammt,
So zeugen doch die Funken aus dem Krater
Von einer Liebe, die nach oben flammt.

Theodor Creizenach.

Die Proceſſion.

Sie ziehen mit den Fahnen,
Und Glocken tönen darein;
Geſchmückt mit Blumen die Pfade,
Die ſonnigen Häuſerreih'n.

Durch Weihrauchwolken nieder
Der Jungfrau Bildniß lacht,
Wie lauſchend auf die Lieder
Der Andacht, gluthentfacht.

Vor ihr im Strahlenkranze
Zeigt ſich ihr hehrer Sohn:
So zieht im Feſtesglanze
Die große Proceſſion.

Es ſchaut aus ihrem Fenſter
Die Roſe Jericho's;
Der dunklen Augen Zähren
Benetzen der Jüdin Schooß.

„Ungläubig Kind, ſo lächle
Dem Gruß des Liebſten doch;
Er ſchreitet voran, die Fahne
Trägt er dort ſtark und hoch:"

„Blick' hin, Gazellenauge,
Wie ſtolz ſie wogt einher;
Du haſt ſie ja ſelber geſticket,
In Seide, rauſchend und ſchwer;"

„Darauf des Trägers Züge
Als Bild des Menſchenſohns,
Umher Cypreſſenzweige
Und Weiden Babylons." —

Levin Schücking.

Der Spielmann.

Vor ihrem Fenſter des Nachts ich ſtand,
Draus hat ſie weinend ſich zu mir gewandt:
Im Zimmer war leuchtender Lampenſchein —
Ihr Lockenhaupt dunkel und farblos allein:
So lagen hinter ihr Helle und Licht,
So alles, was glänzend durchs Leben ſich flicht,
Und vor ihr das endloſe Dunkel der Nacht. —
Da hat ſie den letzten Gruß mir geſagt:
Und drüben war Feſtesillumination,
Und Geſauchze und fröhlicher Hörnerton:
Man feierte Hochzeit und ſie war die Braut,
Ein Prieſter hat Taube und Sperber getraut;
Hin war ich gegangen, mit lautem Klang,
Die Freuden zu mehren den Abend lang,
Bis endlich die beſte der Saiten mir ſprang: das Herz mir zerſprang.

Levin Schücking.

Raphaela.

So biſt du ganz von mir geſchieden?
Ich bleibe einſam, wie ich bin?
Dem Schwane gleich, der zog nach Süden,
Floh ſelbſt dein Schatten mit dir hin?
Es wieget noch auf ſelber Stelle,
Hier, wo du faßeſt, hin und her
Den Abendſtern des Sees Welle,
Ach, deines Auges Stern nicht mehr.

Ach, oder iſt dein Reiz zerfloſſen?
Iſt er auf ſie, die fern dort geh'n,
Die hundert Frauen ausgegoſſen,
Die Blumen all, die ringsum ſteh'n?
Wohl zeiget jede von dir Splitter,
Doch biſt's nicht du, der Demant nicht,
Der tagklar durch der Laube Gitter
Die Nacht erhellt mit ſeinem Licht.

Sie ſingen, wie die Alten ſangen,
Verloren ſei nicht deine Spur,
Du ſeieſt über Meer gegangen
Nach einer ſchönern Küſte nur.
Ach, kann ich jenſeits dich erreichen?
Mich ſchreckt nicht Sturm, nicht Meeresbraus,
Es zeig' der Strand mir Trümmer, Leichen,
Ich ſtoß vom Land, ich ſteur' hinaus.

Ihr Nebel, weicht, zurück, ihr Wellen!
Durch, Schifflein, durch den Wogenbrand!
Dort winkt es, dort, mit grünen hellen
Gefilden, Land! Herz, jauchze, Land!
Wo bin ich? Weh, der Traum verwehet
Vor dieſes Hafens ſchwarzem Thor,
Es gähnt der Fels, ein Cherub ſtehet
Mit blankem Schwerte Wacht davor. —

Digitized by Google

Wohl Luna schickt von ihrem Throne
Herab den Strahl zum dunkeln Baum,
Es haucht die goldene Citrone
Den duft'gen Geist zum blauen Raum:
Dich, Rafaela, seh' ich wieder
Nur, wenn dies Auge Nacht begräbt,
Kein Seliger steigt vom Himmel nieder,
Zum Himmel keiner auf, der lebt.

Wilhelm Zimmermann.

An die Entfernte.

Heut Nacht war's, als ich dich im Traum gewahrte.
Vor meinem Auge sanken Berge nieder —
Ein weiß Gewand verhüllt' und offenbarte
Anschmiegend deine schönen vollen Glieder.

Du standest im jungfräulichen Gemach,
Die Arm' ausbreitend, mich ans Herz zu führen,
Und neigtest einen Zweig des Lorbeers nach
Mir hin, als Zauberin mich zu berühren.

Und sieh, ich ward verjüngt. Wie frischen Quell
Aus glüh'ndem Felsen Mose's Stab geschlagen,
So sprang aus mir durch deinen Zauber schnell
Zum ersten Mal ein Lied nach langen Tagen.

Geliebte, komm! Was dich zurückhält, stell's
Bei Seit', und laß uns Küss' um Küsse tauschen,
Mein Busen ist der glühend verschloss'ne Fels,
Daraus nur, berührst ihn du, Gesänge rauschen.

Wilhelm Zimmermann.

Der Gondolier.

„Mein Herz ist jung, mein Herz hat nimmer
Sich abgelebt und gealtert,
So viel 's in Sonn- und Mondenschimmer
Von Land zu Land umhergefaltert.

Mein Herz ist jung, nach jedem Meere,
Kind, glaub' mir, steur' ich rüstig aus,
Vertrau' dich des Erfahrnen Fähre,
Ich bringe sicher dich nach Haus."

Es hat der See sein Auge groß und blau
So lachend, lockend zu ihr aufgeschlagen,
Weiß glänzt ein Tempel durch der Ferne Grau,
Als wollt' er ihr: Ein Gott ist nahe! sagen.

Sie setzt den schönen Fuß an Bord.
Gott Amor sieht's von seines Tempels Zinnen,
Er bläst den flötendsten Accord,
Und wieget zu sich her das Boot und die darinnen.

Vom Himmel hängt die Abendröthe
Auf sie, ein feur'ger Baldachin, herein,
Leis stirbt der Schmelz in Amor's Flöte,
Das Schifflein lief im Hafen ein.

Wilhelm Zimmermann.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[Die Taglioni. Grinder Wahnsinn der Wiener.]

Aus ähnlichen Ursachen und Rücksichten ist das Anpreisen der Tänzerin Taglioni zu erklären. Marie Taglioni ist kaiserlich-russische Ballettänzerin. Die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtete neulich, daß der Mann, welcher das Engagement der Taglioni nach Petersburg procurirte, vom Kaiser Nikolaus einen Orden erhielt. Man dürfte schon daraus schließen, daß die Taglioni bei der haute volée recommandirt war, und daß sie selbst von der crême de la crême, wie das Waschweib Trollope die hiesige hohe Aristokratie benannt, freundlich aufgenommen wurde. Sie wurde auch von der Fürstin Metternich zu Tafel geladen. Solche Argumente haben auf das ästhetische Urtheil der wiener Journalisten mächtigen Einfluß, und wenn man sonst noch Ursache zum Lobe hat, so werden die Backen gar voll genommen. Die Taglioni tanzte an 11 Abenden, in den Balleten: la fille du Danube, Sylphide; das pas seul: Gitana, und Diane. Sie ist die größte Tanzkünstlerin, wenn man vom Tanze nichts als Fußbewegungen fordert. Leicht und luftig schwebt sie über das Podium, und schwingt die Beine in den graciosesten Stellungen. Knie, Wade, Ferse, Rist und Zehen, eben so vortheilhaft als schön und harmonisch gebaut, vollführen die herrlichsten Touren; man merkt keinen Kampf mit ungelenken Gliedern, kein Besiegen der Materie und der Schwere, sondern elastisch springt der Körper empor, schaukelt und wiegt sich in allerlei anmuthigen Formen, und biegt sich und schmiegt sich, daß es eine Lust ist. Ohne Anstrengung und geschmeidig fügen sich die Glieder zu den schwierigsten Pas, es ist keine Arbeit, sondern ein Spielen, zugleich mit einer Sicherheit und Festigkeit, daß man sich kindlich und sorglos dabei freuen kann. Taglioni ist im Stande auf einem Präsentirteller eine Pirouette auszuführen; sie schwankt nicht um Zehebreite vom Flecke. Absichtlich vermeidet sie die Allegretti, und besticht nicht das Auge durch rasche Bewegungen; sie entwickelt ihre größte Kunst im Andante und in vollkommner Ausführung der Pas. Ansatz und Absatz, Züge und Wendungen, Ausdauer und Durchführen, Alles im ergötzendsten Ebenmaaße, mit tändelnder Legèreté, mit classischer Ruhe. Dieses letztere Lob ist aber auch der Uebergang zu dem großen und gerechten Tadel, welcher allgemein ausgesprochen wurde; ein Tadel, welcher nicht den Tanz, sondern die Tänzerin trifft, welcher theilweise der Kunst, zumeist aber der Person aufgebürdet wird. Die Ruhe erstreckt sich auch aufwärts und wird zur Starrheit. Der ganze Oberleib, von der Hüfte bis zur Stirne, ist wie ein gemeißelter Marmorblock; Mandelkerne statt der

Digitized by Google

Augen, zwei rothe Striche statt der Lippen und nur die Arme sind gelenkig. Innig verschwistert mit dem Kunsttanze bleibt die Mimik, eben so wie die Gesten; jene fehlt der Taglioni gänzlich. So natürlich ihr kunstvoller Tanz erscheint, so erkünstelt und gemacht erscheint ihr Blick, ihre Gesichtszüge, wenn sie ja einmal die Augen bewegt, oder den Mund öffnet; wie ein Klotz hockt der Kopf auf dem Rumpfe, ohne Bewegung, ohne Leben, ohne Reiz, ohne Ausdruck, eine Larve. Es gibt Menschen, und Schreiber dieses gehört zu den schwachen Geschöpfen, welche den Tanz als etwas ganz Sinnliches betrachten; denen genügt nicht ein ronde de jambe, wenn es nicht mit Augenblinzeln gespickt ist, das Baisabile soll mit einem Lächeln begleitet sein, kurz, man will nicht blos die Beine hüpfen und springen sehen, sondern auch andre Dinge. Die Taglioni ist aber der abstracte Tanz. — Der Erfolg des ersten Debuts war ein ungünstiger, denn die materiellen Wiener gewahrten alsogleich den großen Mangel, ohne die außerordentliche Tanzkunst im Momente würdigen zu können. Das schlechte Ballet mag das Seinige zu dem Mißglücken beigetragen haben. Aber die haute volée klatschte, aus oben angegebenen Gründen, bei den spätern Darstellungen aus allen Kräften; ellenweit wurden die Hände über die Logendrüstung gestreckt, und applaudirt, daß die Ohren gelten. Endlich ließ man auch ihrer Kunst Gerechtigkeit widerfahren, und der Beifall verstärkte sich dermaßen, daß sie bei dem letzten Auftreten einige und vierzig Male!! hervorgerufen wurde. Einige hundert Enthusiasten empfingen die bekränzte und mit Blumen Beworfene beim Austritt aus dem Opernhause mit Vivatschreien, dann wurden die Pferde ausgespannt, und der Wagen bis zum Hause von Menschen gezogen. Unter diesen Menschen waren ein Paar Cavaliere und mehrere Sansculottes oder vielmehr Sansjabots, vulgo Schusterbuben, und eine Masse neugieriger Zuschauer. Die Taglioni warf Blumen herab und Kußhändchen. Treffliche Witzworte wurden bei diesem Gassenspektakel gehört, manche beißender politischer Natur, manche voll Ironie. „Die Rösser spannen's aus und d' Esel ein" sagte Einer; — „Werfen's statt d' Blumen lieber Heu 'runter für d' Ochsen;" — Vivat Eißler, riefen mehrere Stimmen dazwischen, u. A. M.

Notizen.

[Pfingsten in Leipzig.]

Die Stadt Leipzig feierte in den Pfingsttagen ihren Uebertritt zum Lutherthum. Es war vor dreihundert Jahren, als Herzog Heinrich der Fromme Protestant wurde, und Luther in der Nikolaikirche hierselbst seine erste Predigt hielt, eine Rede, in welcher er den Papst einen Unsinn nennt und ziemlich unlogisch die Verkehrtheiten des römischen Glaubensbekenntnisses ausschalt. Allerdings hatte Luther seine Logik, er gab sie in den Briefen an den Adel deutscher Nation, wie in andern Reden, und sie lag in der Nöthigung der damaligen Zeit, die Tyrannei der Satzung zu stürzen, in der Nöthigung, die Freiheit des Selbstbewußtseins gegen eine ganze Welt zu schirmen, in der Nöthigung, alten Scheindienst, alles Außenwerk in der Religion in seiner Nichtigkeit aufzudecken. Daß die christlichen Jahrhunderte seit Luther fortgeschritten sind in der Erkenntniß des reinen Evangeliums, dafür bürgen zwei Heroen in der protestantischen Theologie, Schleiermacher und Strauß. Wer mit ihnen Schritt gehalten hat, war allein fähig, eine Säcularfeier des Protestantismus im Geist und in der Wahrheit zu begehen. Wer mit ihnen gegen Satzung und aufgenöthigte Formen protestirt, ist allein Protestant, allein des Reformators Enkel. Alles Andere ist Außendienst, Rückkehr zum Katholicismus. Wir hatten am ersten Pfingsttage eine Procession auf offenem Markt (das Musikchor spielte den Marsch aus der Norma), Abends Musik in der Nikolaikirche (unter andern einen Instrumentalsatz von Mozart), Nachts glänzende Erleuchtung der ganzen Stadt. Am andern Morgen Ausstellung des Altars, an welchem Luther gepredigt, ähnlich der Reliquienausstellung, und Wallfahrt nach einer Eiche, wie sie das katholische Ceremoniel ebenfalls aufweist.

[Gern auf der leipziger Bühne.]

Wir haben nachträglich Gern zu nennen, den Zögling der berliner Grazien, die bei Treu und Nuglisch an der Ecke schön thun und bei Eulner in der Königsstraße ihren Nektar holen. Gern hat zweierlei Eigenthümlichkeiten, durch die er wirkt. Er ist als Grimassier beispiellos productiv; man denke an die stumme Scene im letzten Acte der Schleichhändler, wo Schelle Mezzologe en mimique hält und die ganze Intrigue des Stücks mimisch wiederholt. In letzter Zeit ist er in Berlin zum Ballet übergegangen, er spielt den Don Quixote und hat seitdem glänzende Entrechats, Pirouetten und Schmetterlingshüpferl (wie ein Baier sagen würde) seiner Komik à la giraffe hinzugefügt. Schelle bleibt auch hier seine exquisite Leistung. Eben so groß ist die Wirkung seiner wiehernden Stimme. Wenn er donnernd losbricht, plötzlich wie vor sich selbst beschämt stockt und erröthend stottert, so ist die Wirkung wahrhaft kolossal. Die animalische Derbheit des Naturmenschen, die Gern witzig zu geben weiß, ist besonders im „Platzregen als Eheprocurator" ergötzlich; in solcher Naivität des Lümmels vom Lande ist Gern ausgezeichnet. Caricaturen der Civilisation gibt er in seinem Referendar in Holtei's Wienern in Berlin u. a. Feinere Charaktere muß er nicht versuchen, als Molières Geiziger hatte er Augenblicke, wo ihm gleichsam die Nähte platzten und der Eckensteher mit Geräusch durchbrach, um den Charakter des Vegesack zu vernichten.

[Herloßsohn.]

Von C. Herloßsohn erscheint alsbald im Druck: „Der blinde Held," ein Roman in drei Bänden, aus der Hussitenzeit Böhmens; der Held ist Ziska.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 5. und eine Beilage von George Westermann in Braunschweig, „Sporschil's große Chronik" betreffend.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 25. Mai 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Friedrich Wilhelm Rogge.

Dritte, vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Neuestes von Dr. Strauß.

Eine Schrift, welche gleichsam

das Glaubensbekenntniß v. Dr. Strauß

enthält, ist gewiß eine wichtige und allgemein interessante Erscheinung! — So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs u. s. w. zu haben:

Zwei friedliche Blätter

von

Dr. David Friedrich Strauß.

Vermehrter und verbesserter Abdruck der beiden Aufsätze: „Ueber Justinus Kerner," und „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum."

8. geh. 1 Rthlr.

Altona, Joh. Friedrich Hammerich.

Den Freunden altdeutscher Dichtung zur Nachricht:

daß in allen Buchhandlungen auf Wolfram von Eschenbach's Dichten und Leben. 2r Bd. von San Marte Subscription angenommen wird zu 2½ Rthlr.

Der 1. Band „Parcival" neuverdeutscht erschien 1836 und wurde mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

(Flora, Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des In- und Auslandes.)

Von dieser Zeitschrift ist nun der erste Band, der ein abgeschlossenes Ganzes bildet, 40 Bogen stark, in großem Octavformat, auf Velinpapier mit prachtvollem guillochirtem Titel und in höchst elegantem Kaleidoskopumschlag geheftet, erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu 2 fl. 30 kr. rhein. oder 1½ Thlr. sächs. vollständig zu haben. Wir laden die Liebhaber des Schönen ein, durch Einsicht dieses Prachtwerkes und seines reichen Inhaltes sich zu überzeugen, wie sehr Redaction und Verlagshandlung alles in den Prospecten Versprochene zu rechtfertigen suchen.

Die dem gediegenen Werthe des Unternehmens bis jetzt gewordene Anerkenntniß berechtigt uns zu der Hoffnung, daß sich die Theilnahme fortwährend steigern werde. Der Pränumerationspreis ist jährlich 6 fl. 18 kr. rhein. oder 3 Thlr. 12 Gr., halbjährig 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 Thlr. sächs. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern, durch welche auf Verlangen Probehefte gratis zu erhalten sind. Alle 8 Tage erscheint eine Lieferung von 3 Bogen.

Fr. Schwend'sche Verlagsbuchhandlung in Schwäb. Hall.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 13 — 24 mit 39 Abbildungen.

J. Hopp's verbesserter Holzbohrer. — Ueber die Wirkungsart der Knochenkohle in der Runkelrübenzuckerfabrication von Lüdersdorff. — Verfahren zu Darstellung der Magnesia carbonica im Grossen, von A. Werner. — Schultz's verbesserter Pianoforte. — Metallproduction und statistische Verhältnisse des sächs. Berghaues für das Jahr 1837. — Ueber Anwendung von Windkesseln bei Wassersäulenmaschinen. — J. Hill's Verbesserungen an den Vorbereitungsmaschinen in der Baumwollenspinnerei. — J. Lowe's Vorrichtung zum Forttreiben der Schütze. — Houlston's Hemmvorrichtung für Kutschen

Digitized by Google

und Wagen. — Woesdell's Vorrichtung zur Aufnahme und Abgabe von Briefschalten u. a. w. auf Eisenbahnen. — Ein neues Cylindergebläse. — Verfälschung der Chocolade mit Stärkmehl oder Mehl. — Losgehen der Percussionsflinten. — Spritzenschläuche aus Caoutchouc. — Robineau's Methode, das Mehl vor Verderbniss zu bewahren. — Baiersche Patente. — Würtemberg. Patente. — Bericht der vom Franklin Institute in Pennsylvanien niedergesetzten Commission über die Explosionen der Dampfkessel. — Chronik der Eisenbahnen. — Ueber die mechanische Flachsspinnerei in England und Frankreich. — Braunsdorf über Drahtseile, deren Verfertigung und Anwendung beim sächs. Bergbau. — Ueber die beim sächs. Bergbau in freiberger Revier angelegten wichtigeren Keilverspünden. — Chronik der Eisenbahnen. — Literarische Nachweisungen. — K. Karmarsch, Versuche über die Grösse der Kraft, welche zum Ausreissen von Holzschrauben erforderlich ist. — v. Prittwitz über die zum Mahlen des Getreides auf verschiedenen Mühlen erforderliche Kraft. — Versuche mit Grubenseilen. — Unger's (Wäschsteigen auf Gottesgeschick am Graul) Stiebral bei Nasspochwerken. — Ueber den sächs. Bergbau und den tiefen meisner Erbstolln. — Dr. Lüdersdorff über Kurbiszucker. — Gutachten einer hannöverschen Commission über Verbesserungen in der Ziegelfabrication. — Wedding über die Torfpresse des Lords Willoughby d'Eresby. — Berg- und hüttenmännische Production im rheinischen Hauptbergdistrict in J. 1837. — Die gesammte Industrie des Königreichs Hannover. — Literarische Nachweisungen. — N. Clément-Desormes' Dampfmaschine mit Expansion und gleichförmiger Wirkung. — Eine amerikanische Mahlmühle in Chemnitz. — Eine Dampfmaschine aus der Fabrik von Egestorff zu Linden bei Hannover. — Cooper's Verbesserungen in der Seifenfabrication. — Aufbewahrung der Runkelrüben. — Castel über die Ausflussmenge des Wassers durch konisch sich verengende Ausflussröhren, mitgetheilt von d'Aubuisson. — Ueber die in der Schweiz angewendete Plattstichmaschine. — Prof. Welsbach in Freiberg, über die Gestalt der Carve, nach welcher die Schaufeln der Kreiselräder construirt werden müssen. — Sicherheitsventil und Metallkolben an dem Jackson auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain. — Fr. Krauss in Wien über eine Schneeschaufel für Dampfwagen. — C. Stadler über den Bau der neuen Münsterbrücke in Zürich und eine bei derselben angewendete Grundsäge. — Francoeur über die Thurmuhren von Wagner. — J. Schneider über einen englischen Texel, Schraubenschlüssel und Schraubenzieher. — Brix über die hydraulischen Pressen von Hummel in Berlin. — Untersuchung einer sogenannten Mineralseife oder künstlich bereiteten Walkerde von Lassaigne. — Versuche über Anwendbarkeit der Braunkohlen als Schmelz- und Heizungsmaterial. — Glättreductionsversuche über einem Krummofen nach harzer Methode. — Besondere Verarbeitung des von den chemischen Fabriken zur Hütte gelieferten Bleigekrätzes. — Ueber die Construction der Seitenwände der Salzsiedepfannen von v. Unger. — Vergleichung des englischen Flammofen-Zinnschmelzens mit dem sächs. Schachtofenschmelzen, von Winkler. — Hancock's künstliches Leder. — Die im Hohofenschachte sich bildenden Gase. — Pattinson's Concentrationsmethode für silberarmes Blei. — Nachverwachen der Amalgamirrückstände. — Das Auswaschen alter Eisensteinhalden. — Bostelmann über die ländliche Runkelrübenzuckerbereitung. — Zur Lehre vom Hohofenprocesse mit Anwendung verschiedener Brennmaterialien. — Brull's Nivellirstab. — Lassaigne's unverbrennliche Vorladungen für Flinten. — Ein Verblasen von Abstrichblei. — E. Molly über das Platiniren der Metalle. — Th. Baumann über ein Verfahren des Mechanikers Maunury in Paris, Metallspiegel plan zu schleifen. — Analysen verschiedener Weine, Biere und Würzen nach Fuchs' Methode, von v. Mitis. — Hänle's Verfahren zu Untersuchung der Biere. — Versuche über Anwendung der Torfkohlen beim Schmieden und Schweissen des Eisens. — Chronik der Eisenbahnen. —

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Mai 1839.

Leopold Voss.

In einer zehnten, verbesserten Auflage ist erschienen, allen jungen Leuten zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Complimentirbuch,

oder Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen, und sich anstandig zu betragen, enthaltend: Wünsche, Anreden und kleine Gedichte bei Neujahrs-, Geburts- und Hochzeitstagen; Glückwünsche bei Geburten und Gevatterschaften; Heirathsantrage; Einladungen; Anreden beim Tanze und bei Gesellschaften, nebst den nöthigen Anstands- und Bildungsregeln, als: 1) Ausbildung des Blicks und der Mienen, 2) die Haltung und Bewegung des Körpers, 3) Gesetztheit, 4) Ausbildung der Sprache, 5) Wahl und Reinlichkeit der Kleidung, 6) Verhalten bei Tafel, 7) Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlecht und 8) eine Blumensprache und Stammbuchsaufsätze. 8. broch. Preis 12½ Sgr.

☞ Unter allen bis jetzt erschienenen Complimentirbüchern ist das obige, in der Ernst'schen Buchhandlung herausgekommene das beste, vollständigste und empfehlenswertheste.

Haus- und Wirthschaftsblatt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheit und häuslichen Oekonomie.

Fünfter Jahrgang.

Redigirt von einem Vereine von Gelehrten unter der Leitung des Dr. Andresse.

Diese seit 5 Jahren mit dem entschiedensten Beifall bestehende Zeitschrift hat sich zur Aufgabe gestellt, ein höher gebildetes Publicum mit den ernsten Wissenschaften, welche eine innige Beziehung zum täglichen Leben haben, als: Anthropologie, Physik, Chemie und Astronomie, auf eine angenehme Weise bekannt zu machen. Der Vortrag ist durchaus populair, für jeden Gebildeten verständlich, und weder zu streng wissenschaftlich, noch zu trivial. Wo es der Inhalt erfordert, wird solcher durch Abbildungen erläutert. Aufsätze über häusliche Erziehung werden auch ferner diese wichtige Angelegenheit von den verschiedensten Standpunkten beleuchten, und hoffentlich wird das Publicum diese nur für ernste Zwecke bestimmte Zeitschrift auch in Zukunft mit anerkennender Theilnahme empfangen. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, so wie die resp. Postbehörden nehmen Bestellungen an. Der sehr billige Preis des ganzen Jahrgangs ist inclusive der Kupferbeilagen auf 1⅓ Rthlr. festgestellt. Ausführliche Prospecte über diesen neuen Jahrgang, so wie über den reichhaltigen Inhalt der 4 ersten Jahrgänge sind in allen Postämtern und Buchhandlungen gratis zu haben.

Berlin. **Karl Heymann.**

Digitized by Google

Als ein für gebildete Reisende sehr werthvolles Buch ist zu empfehlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise-Taschenbuch

für

Höhergebildete

die in Geschäften — zum Vergnügen — und in wissenschaftlicher Hinsicht fremde Länder besuchen und sich nützlich vorbereiten wollen.

Von **D. G. v. Ekendahl.**

2 Theile. 900 S. sauber brosch. Preis 3 Thlr.

(Quedlinburg und Leipzig, Ernst'sche Buchhandlung.)

Das obige, reichlich belehrende Buch ist schon wegen der allgemeinen Reiseregeln, — die Kunst zu reisen überhaupt, — Kunst auf Reisen zu beobachten, — und der zweckmäßigen Führung eines Reisejournals der Anschaffung zu empfehlen. — Außerdem handelt es über das Wichtigste der Erdkunde, — Geographie, — Mineralogie, — Botanik, ferner: von Einwohnern und Wohnungen, — vom Landbau, — Gewerbe, — Handel, — Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Nur durch den Gebrauch dieses Buches wird man den wahren Nutzen, welchen das Reisen gewährt, einsehen.

In meinem Verlag hat so eben die Presse verlassen:

Deutsches Hausbuch

für

Stadt und Land

oder Bildungsbibliothek für Geist und Herz. I. Abth. Länder- und Völkerkunde. 1. Lief. II. Abth. Naturlehre. 1. Lief. III. Abth. Mechanik und Maschinenlehre. 1. Lief. mit 12 Steindrucktafeln. gr. 8. 1839. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Eine ausführliche Anzeige dieses Werks ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Im März 1839.

Gerhard Fleischer
in Dresden.

In der Verlagshandlung von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare und seine Freunde, oder das goldene Zeitalter des lustigen Englands. Nach dem Englischen von W. Alexis. Drei Bände. gr. 8. geh. 4½ Thlr.

Noch durch keines der bisher über das goldene Zeitalter Englands vorhandenen Werke trat dasselbe mit solcher Anschaulichkeit und in solcher plastischen Kraft vor unser Auge, als das Vorliegende. Der noch ungenannte Verfasser desselben muß, unbeschadet seiner eigenen Erfindungskraft und seines humoristischen Talentes in den Familienarchiven der Englischen Aristokratie gewühlt haben, um die reiche Vergangenheit seiner Zeit so mit ihren Details, mit ihren persönlichen Beziehungen, welche von der Geschichte schon vergessen sind, und mit dem Glanz der alten Farben, selbst dem eigenthümlichen Staub, der darauf lagert, wiederzugeben. Während das Buch als Roman ein selbstständiges Interesse hat, wo es vermöge seiner Charakteristik, Spannung und der reichen Mannichfaltigkeit der bunten Lebenssonnen mit jedem neuern englischen Romane es aufnehmen kann, ist es für den Freund Shakspeare's zugleich ein Commentar zu den meisten seiner unsterblichen Dramen. Wenn das Werk eiligst in Frankreich, Amerika nachgedruckt, überall eine merkwürdige Theilnahme gewonnen und bereits Nachbildungen erlebt hat, so freuen wir uns, die ersten zu sein, eine gelungene Uebersetzung zu liefern. Bei der eigenthümlichen Schwierigkeit des alten Stils, und den zahlreichen Wortspielen, in denen jene Zeit sich ergötzte, ist es nur der deutschen Sprache möglich, eine dem Original sich annähernde Bearbeitung zu geben, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß, wie die Nachbildung treuer, das Interesse für Shakspeare in Deutschland größer ist als anders wo, auch die Theilnahme des Publikums sich bei uns noch stärker als dort an den Tag legen wird.

Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz Jun.** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Frauenliebe und Dichterleben.

Ein

literarisches Album

für gebildete Frauen

herausgegeben von

Carl Vogel.

Mit dem Portrait der Margarethe Klopstock in Stahlstich.

Imper.-8., eleg. cartonn. Preis: 1 Thlr. 18 Gr.

Keinen Roman — wohl aber reichen Stoff zu hundert romantischen Charakterbildern aus dem Leben edler Frauen und gefeierter, berühmter Dichter aller Zeiten und Völker legen wir in diesem „**literarischen Album**" dem gebildeten Publikum vor. Es eröffnet dasselbe eben so tiefe Blicke in das innerste Heiligthum des weiblichen Gemüthes, als es unwiderleglich beweist, daß wahre Weiblichkeit in der Stille ihrer Wirksamkeit und fern von allem Absichtlichen und Zudringlichen, von jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt habe, das Wahre und Schöne in Kunst und Wissenschaft nicht minder, als im Leben zur Erscheinung zu bringen. — Möchte keine gebildete Frau dieses zur Ehre ihres Geschlechts geschriebene und von der Verlagshandlung mit Eleganz ausgestattete Werk ungelesen lassen!

In Braunschweig bei Eduard Leibrock ist so eben erschienen:

Die einzige Tochter.

Roman. Aus dem Englischen übersetzt von

Dr. Fr. Steger.

Drei Bände. Broch. 4 Thlr.

„Es ist wohl in neuerer Zeit kein Roman in England erschienen, der eine größere Anziehungskraft auf den Leser auszuüben vermöchte, als das vorliegende Familiengemälde, welches mit dem spannenden Interesse des Stoffs alle Reize einer gewandten und zum Herzen sprechenden Darstellung vereinigt." — Diesem Urtheile der englischen Presse glaubt der deutsche Verleger nur hinzufügen zu dürfen, daß die Uebersetzung eine gelungene, und die äußere Ausstattung der „Einzigen Tochter" nicht stiefväterlich behandelt ist.

Digitized by Google

Bei J. A. Mayer in Aachen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lug und Trug
zu
Land und Meer.
Roman
von
Captain Glascock.
Aus dem Englischen
von
C. Richard.

Zwei Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Deutsche Leser werden der Verlagshandlung Dank dafür wissen, sie mit dem Verfasser bekannt gemacht zu haben, dessen Frische und Lebendigkeit der Erzählung, treffende Charakter-Zeichnung und anziehende Verknüpfung der Situationen, in England allgemein anerkannt, ihn zu einem der Lieblings-Roman-Schriftsteller des Tages machten.

Schiller-Ausgabe von Thomas Moore!

Bei **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thomas Moore's
poetische Werke
deutsch von
Theodor Oelckers.
In vier Bänden.
Erster Band: **Lalla Rukh.**

Mit Moore's Portrait von Schwerdgeburth.

Druck, Papier und Format wie die neueste Ausgabe Schiller's.

Broschirt, Subscriptionspreis: 12 Gr. = 45 Xr. Convmze.

Thomas Moore, der Freund **Byron's**, ist anerkannt der erste der lebenden britischen Dichter; aus seinen Poesien spricht ein zartes Gefühl, eine Tiefe der Empfindung, ein erhabner und edler Schwung der reichsten Phantasie uns an. Deshalb wird eine so gelungene Uebertragung seiner poetischen Werke, wie die hier gebotene es ist, den Freunden classischer Dichtungen willkommen sein, und auf die allgemeinste Theilnahme rechnend, hat die Verlagshandlung, ungeachtet der eleganten Ausstattung, einen sehr wohlfeilen Preis gestellt. — Die nächsten Bändchen erscheinen noch in diesem Jahre.

Bei Fr. Weber in Ronneburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Limmer, K., urkundliche pragmatische Geschichte der Lausitzen ꝛc. 8. 1 Thlr.

womit das ausgezeichnete Werk, „die Bibliothek der sächsischen Geschichte," geschlossen ist. —

Bei Xaver Meyer in Luzern ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fußreise
durch
Italien und Sizilien.
Von
J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.
2 Bände.

Auf extra fein Velinpapier, elegant brosch. 4 Fl. 12 Kr. oder 2 Thlr. 16 Sgr.

Der Herr Verfasser, welcher durch Herausgabe der **„Naturgeschichte für das Volk,"** so wie der **„Naturgeschichte für Volksschulen"** sich rühmlichst bekannt gemacht, übergiebt uns hier in eben so schöner als geistreicher Sprache ein treffliches Gemälde des Landes, der Sitten und Gebräuche, besonders aber des Volkslebens unserer südlichen Nachbarn. Es verdiene daher diese interessante und lehrreiche Reisebeschreibung nicht weniger günstige Aufnahme, als seine überall, in Deutschland wie in der Schweiz, mit so großem Beifall aufgenommenen Werke aus dem Fache der Naturgeschichte.

Im Verlage der Gebrüder Reichenbach in Leipzig erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wissenschaft und Universität
in ihrer Stellung zu den
praktischen Interessen der Gegenwart.
Eine Gegenschrift gegen:
Prof. **K. H. Scheidler**: „Ueber die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt."
Von
Dr. Carl Biedermann,
außerordentl. Prof. d. Phil. an d. Universität Leipzig.

8½ Bogen. 8. brosch. 16 Gr.

Im vorigen Jahre erschien von demselben Verfasser:

Fundamentalphilosophie.
Von
Dr. F. C. Biedermann.
XVI. u. 412 S. gr. Octav. — In Umschlag. 2 Thlr.

In einer dritten verbesserten Auflage ist die für Jedermann sehr belehrende Schrift erschienen:

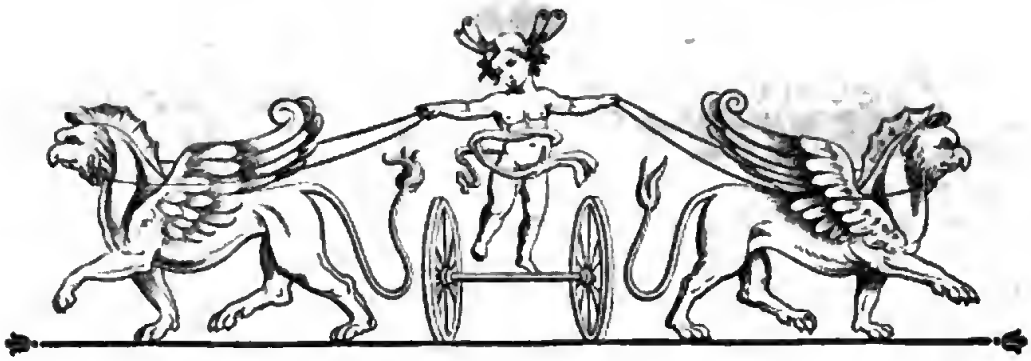
☞ Vom Wiedersehen.

Wohin gelangen wir nach diesem Leben?
Werden wir uns da wiedersehen?
Wie ist da unser Loos beschaffen?
Gründe für die Unsterblichkeit
der menschlichen Seele und Betrachtungen über
Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.
8. brosch. Preis 10 Sgr.

Diese von Dr. Heinichen herausgegebene Schrift giebt über obige Fragen belehrende Aufschlüsse — führt die Beweisgründe eines bessern Daseins, — eines Fortlebens nach dem Tode an, und so ist dieses Buch Frohen zur Belehrung und Trauernden zur Tröstung zu empfehlen.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 101. — den 27. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer.

(Das Innere einer Jägerwohnung. Frau Margaretha sitzt am Spinnrocken bei einem mattbrennenden Lämpchen. Der Schlummer scheint sie überrascht zu haben; bei einem heftigen Windstoß fährt sie auf.)

— Nein, es war nichts; der Sturm schlug an das Thor
Und weckte mich. War ich nicht eingenickt?
Mir war's, als raunte mir ein Traum ins Ohr:
„Ei, Mütterchen, was schläfst du? Aufgeblickt!
Dein Sohn, den dir des Krieges Ruf genommen,
Dein Erstgeborner, ist zurückgekommen!“ —
Ein falscher Traum! Doch nein, ich schelt' ihn nicht,
Er zeigte mir ein theures Angesicht — —
Schon breitet' ich die Arme nach ihm aus —

Walther
(tritt stürmisch herein).

Habt guten Abend, Mutter!

Fr. Margaretha
(nach einer Pause).

Du bist's, Walther?
Es ist wohl spät?

Walther.

Seid froh, daß Ihr zu Haus!
Das ist ein Wetter heute, Höll' und Graus,
Als sei der Satan selbst Gerichtstaghalter!

Fr. Margaretha.

Horch!

Walther.

Ja, der Sturm speit mit den Fensterrahmen,
Die Föhrenzweige buhlen mit den Scheiben.

Fr. Margaretha (leise).

Gott schütz' uns!

Walther.

Amen! Blas' in Teufelsnamen!
Kann man am warmen Herd behaglich bleiben,
Bist du Musik, die Grillen zu vertreiben!

(Er legt Flinte und Jagdtasche ab, indem er ein Lied summt.)

Was heult hoch über dem Wald?
Die wilde Jagd ist da,
Was braust ihr ohne Rast und Halt,
Ich zieh' euch nach, wer weiß, wie bald!
Tralala, lala, lalala, la!

Nun, Mutter, warum heute keinen Laut,
Kein Wort? Kaum, daß Ihr mich noch angeschaut!
Ei, ein Willkommen ist so bald gelogen!
Hat man den ganzen Tag den Forst durchzogen,
Auf unwegsamer Bahn, vom Sturm umgrollt,
Dazu vom Waldgeist, der mir längst nicht hold,
Um manchen schönen Schuß betrogen,
Hat mehr, als seine Schuldigkeit gethan,
Und kommt am Abend müde ins Quartier,
Springt selbst mein Hund, ein unvernünft'ges Thier,
Mit frohem Gruße wedelnd an mir an.
Bei Höll' und Teufel, ist das Hundebrauch,
Er ziemte, mein' ich, sich für Menschen auch!

Digitized by Google

Fr. Margaretha.

O, laß nicht gleich dem Zorne Raum! Vergib,
Und nenn' es nicht ein vorbedacht Vergehen,
Was ohne schlimme Absicht unterblieb!
Erschrecken nur, so stürmisch Dich zu sehen,
Und ach, Dein böses Fluchen, das wie Hohn
Zum Himmel klang, band mir die Zunge, Sohn!

Walther.

Sagt lieber, wie's in Wahrheit Euch zu Sinn,
Putzt nicht die Lüge aus mit schönen Worten —
Sagt: weil ich ein gemeiner Jäger bin,
Weil mich kein Lorbeer ziert, kein Stern, kein Orden,
Wie meinen Bruder, Euren Erstgebor'nen,
Ja, den zum süßen Liebling Auserkor'nen,
Der hinzog in den Krieg zu Blut und Morden,
Den Vielgesegneten und doch — Verlor'nen!

Fr. Margaretha.

O, segn' ihn immer Gottes Vaterhand,
Und sollt' er nimmer auch zurück mir kommen!
Er zog nicht aus um eitlen Schein und Tand,
Des Vaterlandes Ruf, den er vernommen —
Der Hülferuf hat ihn hinausgetrieben!

Walther.

Was Vaterland? Wär' er daheim geblieben,
Das war sein Amt, das kam ihm besser zu!
Doch Euch bedacht' er nicht, nicht Euer Alter,
Nicht Euren Unterhalt, nicht Eure Ruh;
Für all' dies sorgt der Zweite wohl, der Walther,
Der mag im Lande bleiben, mag entbehren,
Sich schinden, plagen und — sich redlich nähren;
Der ist geschaffen für ein nied'res Loos,
Mag glück- und spurlos durch das Leben schleichen,
Indeß der Andere sich stolz und groß
Vermißt, des Ruhmes Gipfel zu erreichen. —
Er wahre sich! Es ist ein alter Spruch:
Wer hoch gestiegen, zittre vor dem Falle!
Leicht kehrt des Glückes Segen sich zum Fluch,
Denn unter'm neid'schen Schicksal steh'n wir Alle!
Wer weiß, vielleicht schon jetzt ist Euer Hoffen
Umsonst, vielleicht schon hat ein tödtlich Blei,
Auf daß der Geister Recht gerettet sei,
Die uns beherrschen, ihm die Brust getroffen!
Vielleicht liegt er verlassen und in Schmerzen,
Den blut'gen Mordstahl in der tiefen Wunde,
Mit halbgebrochnem Blick, den Tod am Herzen —

Fr. Margaretha.

Halt ein! Um Gotteswillen, hast Du Kunde?
Sprich, Walther! — Walther! Ist's? Ist er dahin?
Belüg' mich nicht, wenn ich noch lieb Dir bin,
Erbarm' sich Gott in Deiner Sterbestunde,
Wie Du mir Wahrheit sagst —

Walther.

Ei, packt Euch Ahnung?
— — Noch weiß ich nichts von ihm; noch fasset Muth,
Doch immer nehmt mein Wort für eine Mahnung,
Für ein Memento mori — das ist gut
Und lehret, wenn das Schlimmste ja sich trifft,
Geduld und Fassung Euch als Gegengift!
Mich kümmert's nicht! Wer sich zur Sonne schwingt,
Erwarte auch, daß ihm die Flügel schmelzen,
Daß er sein Haupt zerschmettert an dem Felsen,
Daß den Zerschmetterten das Meer verschlingt!
Mich kümmert's nicht, mich, den Zurückgesetzten,
Den oft Getadelten und Schwerverletzten,
Schaut nur auf mich mit bleichem Angesicht,
So oder so! ich sag', mich kummert's nicht!
Was Jeder ganz das Seine nennt, ist echt,
In Glück und Leid, im Lieben oder Hassen —
Wohl, Er hat Eure Liebe — ich mein Recht,
Und baut darauf, man soll mir's gelten lassen!

Fr. Margaretha.

Willst Du Dein Recht von meiner Liebe trennen?
Du schmähst Dich selbst und schmähst das Mutterherz;
O Walther, Walther! lern' erst dieses kennen,
Und Du ersparst mir vielen bittren Schmerz!

Walther (nach einigem Nachsinnen).

Auch mir ward an der Wiege nicht gesungen,
Daß ich durchs Leben freudig ziehen würde.

Fr. Margaretha.

Hoff' auf die Zukunft!

Walther.

Nimmt sie mir die Würde
Vergang'ner Zeiten? der Erinnerungen?
So leicht sind ihre Nachweh'n nicht bezwungen —
Wer glücklich sein will, sei beglückt gewesen!

Fr. Margaretha.

Das schönste Glück, mein Sohn, ist das Genesen!

Walther.

Ja, wenn man's Krankheit nennt, das zu entbehren,
Was mit des Glückes Titel sie beehren!
Dann wär' ich krank geboren, Gott verdamm,
Denn eh' ich noch das Licht der Welt erblickt,
Hat man im Mutterleibe mich gezwickt,
Weil ich freiwillig nicht ins Leben kam!
So ist es fortgegangen Jahr für Jahr,
Das Zwicken und das Drücken immerdar!

Digitized by Google

Stets mißlang mir, was ich nur unternahm,
Was ich geſä't, das trug ſtets ſchlimme Frucht,
Was man bei Andern edles Korn geſcholten,
Das hat bei mir für Teufelsſaat gegolten,
Stets haben ſie mein Thun — nicht, wie ſie ſollten,
O, nein! gedeutet nur, wie ſie es wollten,
Als wär' ich zum Verderblichen verflucht!

Fr. Margaretha.

Verſündige Dich nicht! Wem wälzeſt Du
Die ſchwere Schuld, den großen Vorwurf zu?

Walther.

Schon als ein Kind hab' ich, wie oft! gehört,
Es ſteck' in mir nichts Gutes und Gedeihliches,
Nichts Tugendhaftes, Frommes, Heiliges;
So hat man Ohr und Herz mir ſchlimm bethört,
Bis ich am Ende ſelber d'ran geglaubt!
Mißtrauend meinem Denken, meinem Handeln,
Mit mir zerfallen und mit ſelbſt getraubt,
Mußt' ich, das Dunkle ſuchend, einſam wandeln,
Denn hob ich einmal frei und keck das Haupt,
Hieß man mich frech; ein winziges Vergeh'n,
Das ſtempelte man mir zum Bubenſtück,
Und war mir unverdient ein Leid geſchehn,
Da ſagte man: „Der Junge hat kein Glück!"
O pfui, o pfui! So zog man mich zum Knaben,
Zum Jüngling auf, verhunzte meine Gaben,
Verſchüchterte, verſtümmelte, verſtockte
Den Menſchen in mir, den man tödtlich traf,
Weil man ihn blöde nicht verſtand, und lockte
Dafür den böſen Dämon aus dem Schlaf,
Der lauernd liegt in jedem Menſchenbruſt!
Iſt dieſer wach, nie ſchläft er wieder ein,
Er reißt dich fort, daß du ihm folgen mußt,
Und führet ſtets tiefer in die Nacht hinein;
Doch folgſt du gern, du folgeſt ihm mit Luſt,
Du jagſt dem Glücke nach auf ſeiner Bahn,
Das And're Unglück nennen, finſt'rem Wahn,
Als hätten ſie das Glück für ſich allein.
Dies iſt *mein* Glück und immer bleib' es mein,
Dies iſt *mein* Weg und ſoll es immer ſein!
Der Wahn beherrſcht die Welt, der Wahnſinngraus;
Wir treiben uns in buntem Narrentanz
Herum auf einem tollen Mummenſchanz,
Und teilt der Knochenmann, der Tod, ins Haus,
Löſcht er die Lampen und — die Tänzer aus!
Doppelter Narr, wer da nicht ganz und voll
Dem Drange folgt, der in der Bruſt ihm kocht,
Und feig' dazu, wem das Gewiſſen pocht
Ob Etwas, das dort drüben kommen ſoll!

(Ein heftiger Windſtoß.)

Was was das?

Fr. Margaretha (ſchreit).

Frevler!

Walther.

Ruhig! Horch!

Fr. Margaretha.

Vergib
Uns unſre Schuld —

Walther.

— — Mir ſchien's, vorüber trieb
Die wilde Jagd — — es war des Sturmwinds Heulen,
Und nach dem Lichte flatterten die Eulen.

Fr. Margaretha.

O Walther!

Walther (aufgeſchreckt.)

He, wer ruft?

Fr. Margaretha.

Verkenne nicht
Die treue Stimme, Sohn, die zu Dir ſpricht!
— Was ſtarrſt Du in die ſchwarze Nacht hinaus?
Was lauſcht Dein Ohr dem dumpfen Sturmgebraus?
Was haſt Du heut? Du biſt ſo furchtbar wild!

Walther.

Der Mond jagt durch zerriſſ'ne Wolkenbilder,
Schau', wie ſie wechſeln, wie es wallt und ſchwillt —
Du nennſt mich wild? Der Himmel iſt noch wilder!

Fr. Margaretha.

Er zürnt!

Walther.

So, ſo!

Fr. Margaretha.

Bald lacht er wieder mild;
Der ew'ge Segenſpender bleibt er immer,
Umnachten Wolken auch den reinen Schimmer.
Das war Dein Fehler ſtets; der Nacht allein
Sind Deine Blicke gierig zugewendet —
Warum verſchließt Du ſie dem Tagesſchein?

Walther.

Auch ich ſah luſtig einſt in ihn hinein,
Doch allzu oft hat er mein Aug' geblendet. —

(noch immer hinausſchauernd)

— — Jetzt iſt er ganz bedeckt! Die Wetterwogen
Sind ſchäumend über ihn dahingezogen.

Fr. Margaretha.

Wen meinſt Du?

Digitized by Google

Walther.

Jenen Stern! Die Wolken kämpfen
Mit ihm, um seinen hellen Glanz zu dämpfen,
Indeß der and're dort, sein Bruder, steht,
Behaglich in der blauen Lücke steht;
Nicht besser, strahlender ist er gestaltet,
Nur daß er ohne Hülle sich entfaltet,
Drum preist man ihn, und jener wird verschmäht.

Fr. Margaretha.

Dir Liebe ist's, die über Beiden waltet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die Bajaderen auf der leipziger Bühne.]

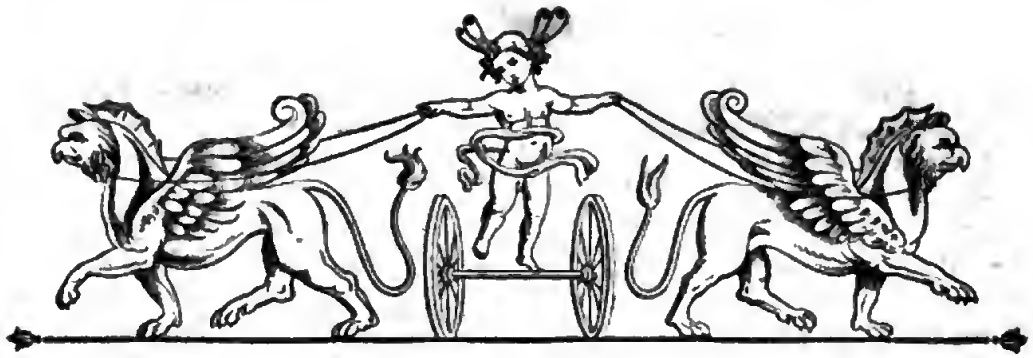
Gleich nach der Feier des Reformationsfestes sahen wir die heiligen Tänze der indischen Bajaderen auf unserer Bühne. Auch eine „Demonstration nach außen", womit sich religiöse Ueberzeugung an den Tag legt, der Glaube eines kindlichen Naturvolkes sich ein Genüge schafft. Dürfen religiöse Acte der journalistischen Kritik verfallen? Die modernen Europäer sind frivol genug dazu, und die Priesterinnen der Pagode Tindivina-Purum gutmüthig genug, sich von einem französischen Unternehmer in den christlichen Ländern herumschleppen zu lassen, die Strapazen unsers miserabeln Klimas zu überdauern und unsere frivol gewordenen Musentempel für ehrwürdige Gebäude der Begeisterung zu halten. Unsere Komödianten spielten an dem Abend zuerst die jämmerliche Farce: „Fröhlich", darauf führten die Priesterinnen des Morgenlandes vier religiöse Acte vor, mit denen sie ihre Gebete begleiten und ihre Kirchenfeste begehen. Drei indische Musici spielen mörderisch monoton, und wenn sich die Bajadere Sundirun eine Viertelstunde lang im Dreitact um sich selbst kreiselt, jeden Fuß über den andern setzend, während sie mit emporgehobenen Händen aus einem Stück Mousselin von 35 Ellen Länge eine Taube mit einem Palmbaum formt, so befällt uns jener schläfrige Taumel, der uns sinnberaubt macht, unser Bewußtsein tödtet, enfin, uns in eine fromme Betäubung stürzt. Das ist Zweck und Ziel dieser Religionsfeier. Wenn der Indier, der für einen Heiligen gelten will, Tage lang vor sich hinstiert, sich die Spitze seiner Nase, oder den Nabel seines Bauches unverrückt besieht und dazu in schrecklicher Monotonie „Om" sagt, so exerciert er nur, was die christlichen Heiligen durch Flagellation und Abstinenz erreichten. Und was jene eintönige Marter der indischen Musikanten betrifft: man höre die katholische Litanei, die Lamentationen des Miserere, und man hat Aehnliches. Man verachte, man verspotte also die guten Hindukinder nicht allzu sehr, schlage nicht allzu pharisäisch an seine Brust! Jeder Formdienst tödtet den Geist, oder macht ihn unthätig, stimmt ihn zu demüthiger Hingebung, zur willenlosen Demuth, die ihren Gott zu empfinden glaubt, während der freie, vom Aberglauben der Satzung geläuterte Mensch ihn denkt. — Das Theaterpublicum wußte schier nicht, ob es spotten, lachen oder applaudiren sollte; so befremdend gegen die pariser Windmühlenflügeleien der Operntänzerinnen erscheinen diese Leistungen der Bajaderen, wenn man sich nicht auf den richtigen Nationalstandpunct versetzt. Da die vier Priesterinnen nun einmal der Theaterkritik verfallen, so erlauben wir uns ohne Injurie die Bemerkung, daß diese vier Damen nicht zu den Schönsten ihres Geschlechts, auch bei ihnen zu Lande, gehören dürften. Wir haben reinere Begriffe von Bajaderen, verlangen helleren, mehr creolenhaften Teint, glaubten aber fast fünf Zigeunermädchen vor uns zu sehen. Zur Erläuterung diene die Bemerkung, daß diese fünf Exemplare von der Küste Koromandel sind, mithin aus sehr südlicher Zone Indiens. Angeblich, dem ausgestellten Programm zu Folge, gehören sie zu den Devedaschi-Tänzerinnen, d. h. Sklavinnen der Gottheit, die im Tempel tanzen, einer bestimmten Pagode Zeitlebens gelobt sind, und in Indien von den herumziehenden Bajaderen so sehr unterschieden werden, wie bei uns etwa Dichter von Bänkelsängern, Priester von Puppenspielern. Unsere Fünf sind dem Dienste des Vischnu geweiht. Merkwürdig ist der Bau ihrer zarten, scheinbar gebrechlichen Glieder mit wunderbar elastischer Kraft, die fortwährende Exaltation und das ewige Arbeiten der Muskeln, auch im Gesicht, so daß Engel's Mimik hier nicht mehr ausreichen möchte. Besonders ehrwürdig, aber eher gespensterhaft als bajaderenhaft schön ist die größte, Tille, wie sie heißt. Sehr unpassend finde ich, daß man die drei Musikanten mit dem jämmerlichen, aber narkotisch wirkenden Bumdum und Taitei ihrer Instrumente durch unsere Orchestertöne von Zeit zu Zeit unterbricht. Auch scheinen die Tonkünstler vom Ganges mit unserm Takthalten nicht zufrieden zu sein, und der Häuptling mit dem weißen Turban und den schönen weißen Zähnen, der die Kugeln schlägt und die Litanei absingt, ärgert sich über den europäischen Rhythmus schier zu nichte, trotzdem sein Blut nur von Milch und Reiß genährt ist. Uebrigens sehen auch die zigeunerhaften Schönen von der Küste Koromandel mit ihrem schwärzlichen, heißblutigen Teint nicht danach aus, als ob sie nur von Reiß und Kacri lebten.

[Julius Mosen.]

Das neueste Heft des Freihafens brachte von Julius Mosen einen Artikel: „Blüthe und Verfall der christlichen Malerei in Italien." Wie in seinen Liedern, ist Mosen auch in seiner Prosa epigrammatisch, nur hat die Prosa oft das Bedürfniß nach Schilderung, nach ausgreifender Darlegung, und Mosen gibt hier nur einen Abriß von der Geschichte der Malerei, der in seinen geistvoll entworfenen Grundzügen das Verlangen nach einer Ausfüllung seiner scharfgezogenen Linien rege macht. Der Verf. hat durch seinen längern Aufenthalt in Italien, wie durch seine fortgesetzten Studien italienischer Kunst recht eigentlich den Beruf, eine Geschichte der Malerei zu schreiben, deren Epochen und Hauptgestalten er hier so kräftig angedeutet. Im nächsten Jahrgange der Urania werden wir von Mosen eine Novelle: „Die blaue Blume" lesen. Gegenwärtig arbeitet der Dichter des Ahasver an einer neuen Tragödie: „Kaiser Otto III."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 102. — den 28. Mai 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

Walther.

Wohl ist der Himmel besser und geerechter,
Als seine Narr'n, die menschlichen Geschlechter,
Die, was sie Liebe stets zu nennen eilen,
Lieblos zerstücken, schänden und zertheilen,
Zum Haß zu feig, zur Liebe zu entartet;
Sie schwanken zwischen beiden mitten inne,
Und höflich haben sie mit klugem Sinne
Die — Lüge mit einander abgekartet;
Darin liegt ihre Weisheit, ihre Stärke,
Daß Keiner seines Nachbars Schwäche merke!
Ein Jeder will nur schimmern, will nur gleißen!
O Thoren, die ihr auf Erlösung wartet —
Glaubt ihr, der Schleier werde nimmer reißen?
Vom Leibe fallen diese Maskenkleider,
Und nackter, immer nackter geht es dann
Auf einer neuen — wer weiß, welcher? — Bahn
In alle Ewigkeiten weiter — weiter!

Fr. Margaretha.

Und bangt Dir nicht vor jener Ewigkeit?

Walther.

Warum? — Mir bangt vor dieſem Leben nicht,
Weshalb denn ſollte mir vor jenem bangen?

Fr. Margarethe.

Es kommt ein unbeſtechlich letzt' Gericht!

Walther.

Jedwedes Letzt' iſt — nichts, hat kein Gewicht;
Iſt eine Ziffer, die man durchgeſtrichen,
Iſt eine Leuchte, deren Flamm' entwichen,
Iſt eine Welt, der's an der — Welt gebricht!
Der Geiſt, der noch gebunden in mir ſpricht,
Um den die Lumpen dieſer Hülle hangen,
Er wird, je mehr er auf ſich ringt zum Licht,
Zu höh'rer Unbeſtechlichkeit gelangen
Und immer mit ſich tragen ſein Gericht!
Wohl denn, ich wiederhol's, mir ſoll nicht bangen.

Fr. Margaretha.

O täuſche Dich nicht ſelbſt! Zu jener Klarheit
Führt nicht die Willkür; dort gilt nur die Wahrheit!

Walther.

Was iſt die Wahrheit, als ſich ſelbſt erkennen?
Als ſich — ſein Selbſt — ganz nur ſein eigen nennen?
Und ob auch alles Leben ſänk' und wich,
Frohlockend noch zu rufen: „Das bin Ich!“
Ja, wie ich bin — ſo will ich mir gehören,
Den keine Macht — Gott ſelbſt nicht — kann zerſtören.
Und ſollt' er mich ins Meer der Geiſter ſpülen,
Ich werde doch mich als mein eigen fühlen;
Und legt' er mich in tauſendjähr'ge Ketten,
Die Gluth, die in mir brennt, wird nicht verkühlen —
Ein künftiges Jahrtauſend kann mich retten!
Der große Geiſt, der Alle frei geſchaffen,
Der Frei'ſte, glaubt mir, iſt der Freiheit Lehrer,
Sie zu erringen, haben wir die Waffen,

Digitized by Google

Und sind wir Sklaven, sind wir auch — Empörer!
— Die Fesseln gern zu tragen, ja, sie suchend,
In Sklaverei sich lächelnd zu vergaffen,
Anstatt sich ihrer Bande zu entraffen,
Das in der Regel heißt den Menschen Tugend!
Glaubt ihr, des Herrschers Gunst so zu erlangen?
Er wird euch doch als Sklaven nur verachten!
— — Schaut da den Stern! Er hat von Wolkenbanden
Sich muthig losgemacht, die ihn umwanden,
Hell glänzt er in des Himmels reinem Blau,
Der seinen Kampf gebilligt und verstanden —
Den andern nun verhülle das matte Grau,
Den andern, seinen Bruder —

Fr. Margaretha.

Gleichen nicht
Sich beide ganz?

Walther.

Wie ich dem Bruder!

Fr. Margaretha.

Spricht
Dein Argwohn wieder? Wirf ihn von Dir, Sohn,
Und höre auf der Wahrheit hellen Ton,
Der Mutter Ton, die Dich gebar in Schmerzen;
Vertraue mir mit kindlich reinem Herzen,
Den Glauben, ach! beschwör' aus Dir herauf!

Walther.

Gestürzter Glaube baut nicht leicht sich auf.

Fr. Margaretha.

Versuch' es, lieber Sohn! Mit Manneskraft
Bezähme diese blinde Leidenschaft,
Die neidisch Dir den hellen Blick umflort! —
Und kommt Dein Bruder — o, versprich mir's jetzt,
Daß ihr der langen Zwietracht Schranken setzt,
Mit der ihr eure schönste Zeit verlor't.
Sieh, Sohn, auch ihn sprech' ich von Schuld nicht frei;
Sein rasches Wort hat manchmal Dich verletzt,
Doch stand die Reue immer nah dabei —
Da trieb's ihn, Dich ans Bruderherz zu pressen,
Und, wie er oft Dich um Vergebung bat,
Wußt' er auch zu vergeben, zu vergessen,
Und immerdar bewies er's durch die That!
Gesteh' es selbst, mein Sohn! Erinn're Dich,
War er nicht so? Was sagst Du, Walther? Sprich!

Walther.

Oft warf er mir, ja, war der Sturm in Ruh,
Die Bettlergabe der Versöhnung zu!

Fr. Margaretha.

O Walther, nein; er gab mit vollen Händen,
Den schlimmen Streit zu enden und zu wenden!
Und was war Euer Streit? Ein tiefer Bruch?
Unmöglich! Nur ein kind'scher Widerspruch,
Ja, wenn ich's recht bedenke, nur Gewöhnung,
Die keine Ursach' hat und keine Quelle;
Denn wechselte so oft auch, gleich der Welle,
Der leichterregte Zwiespalt mit Versöhnung!

Walther.

Gewöhnung? — Wohl! Auch angeboren —

Fr. Margaretha.

Was?

Walther.

Ja; lebte unser Vater nicht in Haß
Mit seinem Bruder?

Fr. Margaretha.

Wehe!

Walther.

Selbst der Tod
Hat nicht die finst'ren Wirren ausgeglichen!
Eh' Einer noch die Hand dem Andern bot,
Sind Beide, in der Brust den Haß, verblichen.
Er hat ihn uns, den Leben, hinterlassen,
Und, wie das Schicksal nie zur Kurzweil droht,
Wie nie ein Fluch vorzeitig ist gewichen,
So wird er uns auch treiben, uns zu hassen,
Bis wir, des Fluches Letzte, rinst verblassen!

Fr. Margaretha (bei Seite).

O Himmel, rette ihn von diesem Wahn!

Walther.

Das ist die Ordnung auf der Erdenbahn:
Wenn sich die Väter streiten und verhöhnen,
Da kann kein Friede walten bei den Söhnen!
Sei's denn; ein Jeder lebe ganz sich aus,
Kein Zweifel hemme das gewalt'ge Streben,
Und führt er auch zu Untergang und Graus:
Aus der Vernichtung steigt ein neues Leben!
Der Tod, der überall im Leben lauscht,
Der in der Blüthe weht, im Bache rauscht
Und tausendfältig die Gestaltung tauscht,
Er schüttet neuen Sand nur in die Uhr!
So oftmals schaut' ich ihn in der Natur,
Den Bildner und Zertrümm'rer alles Strebens,
Oft an dem allerbunt'sten Schein des Lebens,
Oft, wie er an mir selbst vorüberfuhr;
Doch blöde Augen suchen seine Spur,
Und läg' sie vor den Füßen, doch vergebens!

Fr. Margaretha.

Dem Leben aber, Sohn, sind wir vereidigt,

Digitized by Google

Jedwedes Menschen Pflicht ist es, und Heil,
Daß er's mit seiner ganzen Kraft vertheidigt,
Und wehe, wer des Lebens Gegentheil,
Den Tod, aus eigner Willkür frevelnd zeitigt!
Auch Haß ist Tod; mit ungerechten Waffen,
Trennt er, was für einander war geschaffen,
Und stört mit Mißklang die harmon'sche Weise.
Das willst Du nicht, das kannst Du nimmer wollen,
Du hast Dich nur verirrt vom rechten Gleise,
Sich selbst verzehren, Walther, wird Dein Grollen —
Ein böses Fieber ist's — es wird nicht weilen,
Und Deine Wunden wird die Liebe heilen! —
Die Bruderliebe! O, wie süß das klingt!
Ich will es immer, immer wiederholen,
Bis Dir mein Fleh'n den Glauben wiederbringt,
Den eine finst're Störung Dir gestohlen! — —

Walther (sitzend).

Fahrt fort! Und ist auch Ueberzeugung fern,
Ich hör' Euch ruhig an.

Fr. Margaretha.

Hab' Dank! Wie gern
Will ich den Funken blasen aus den Kohlen,
Bis er zur hellen Flamme sich entzündet,
Zur Opferflamme, die den Frieden kündet! —
Ruf' ins Gedächtniß Dir des Bruders Bild,
War's nicht das Deine, Walther, von jeher?
Der Tropfen, der am Nachbaetropfen quillt,
Sie sind nicht ähnlicher, als Du und Er!
Als Knaben schon, kaum um ein Jahr im Alter
Verschieden, an Gestalt und Größe gleich,
Saht ihr Euch oft verwechselt, Er war Walther,
Und Arthur Du; oft scherzte man um Euch —

Walther.

(das Haupt in die Hand stützend).

Der Scherz ist freilich später unterblieben!

Fr. Margaretha.

Bedeutsam hat mit Euch ihr Spiel getrieben
Die schaffende Natur: ihr müßt Euch lieben,
Das Schicksal selbst hat Euch es vorgeschrieben!

Walther

(nach einigem Stillschweigen, mehr zu sich selbst).

Ein Spiel? — Sein Schatten? — — Ja, er stand im Licht!
Er schwelgte stets in leichterrung'nen Siegen;
Mich sah man kaum — mich achtete man nicht,
Ließ mich im Staub zu seinen Füßen liegen,
Dem Schatten gleich! Wie überflüssig, kam
Ich in die Welt — der Erstgebor'ne nahm
Mir die Gestalt vorweg — —

Fr. Margaretha.

Was träumst Du düster?
Laß dieses bang unheimliche Geflüster,
Verbirg Dich jetzt nicht in Dich selbst, mein Sohn!

Walther

(noch mit sich beschäftigt).

Staub! — Schatten! — Nur der Geist — der Wille lebt!
Der Wille ist es, der mit mächt'gem Ton
Den Geist von seinem weichen Faulbett hebt,
Den wir den Körper nennen; fester Wille
Trotzt jeder Macht; er reicht uns Stearf' und Lohn!
Nur Schatten sind wir, wenn er uns entfloh'n,
Dem Uhrwerk gleich, deß Zeiger stehet stille —
Dahingegeben des Geschickes Hohn,
Den Mächten, die unsichtbar um uns wachen,
Doch nur den Schlafumfangenen bedroh'n —
Das Schicksal ist ein Etwas nur — dem Schwachen!

(Man hört in der Nähe pfeifen.)

Fr. Margaretha.

Was ist —?

Walther

(ist aufgestanden).

Geht nun zur Ruhe, Mutter, geht!
Es war ein Jägerzeichen; man verlangt
Nach mir.

Fr. Margaretha.

Willst Du noch einmal fort so spät?

Walther.

Das ist bei'm Waidmann so.

(Als man wieder pfeift, öffnet er das Fenster und erwiedert das Zeichen.)

Fr. Margaretha.

Ach, wie mir bangt!

Walther.

Die Ruh wird Euch besänft'gen.

Fr. Margaretha

(bittend).

Geh nicht aus!

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Erklärung*).

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des Blasedow immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des Telegraphen, den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protection des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im Entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatcorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Hr. Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so demitleidenswerthe, tiefbeklagenswürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatcorrespondenz von mir entworfen hat, nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben und mit denen — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten.... Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Hr. Heine stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl.

Erklärung.

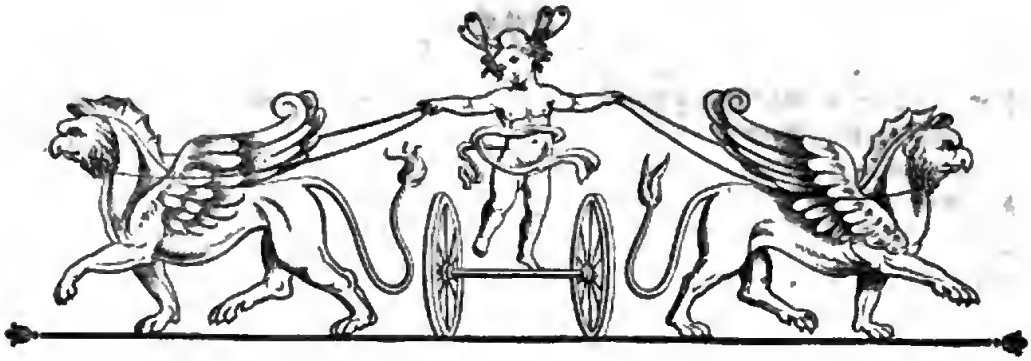
Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des Blasedow immer festere im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskraftige Gedeihen des Telegraphen, den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protection des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im Entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleich stellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich in seinem offenen Briefe an meinen Herrn Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen Schwabenspiegel verstümmelt im Interesse der Schwaben, aber um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redacteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er suhe mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der Reisebilder verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepirt, und sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportirten, um dafür ein Beefsämchen des Lobes im Morgenblatte zu schnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Hr. Heine stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuschen.

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann u. Campe in Hamburg.

*) Wir glauben, es nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung länger dem Publicum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere, uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiederzugeben uns aufgelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen und keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden, sich zu erklären. D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 103. — den 30. Mai 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Leonardo da Vinci in Mailand*).

Von August Hagen.

Im Auftrage des bekannten Ludwig Sforza Moro fertigte Leonardo da Vinci zwei Gemälde, die, wenn sie aus besonderen Gründen weniger bekannt wurden, es nichts desto weniger verdienten, wie es auch geschah, durch Dichterpreis erhoben zu werden.

Neben der Gattin Beatrix**) konnte manche Schöne sich rühmen, für eine Zeit lang die Zuneigung des mailändischen Herrschers zu besitzen. Nicht als die römische Lucretia wurde von Leonardo Lucretia Crivelli gemalt, sondern als eine verlockende Nymphe, die durch ihren Liebreiz den Männerherzen Schlingen legt. Das Gelungene des Bildnisses war um so höher anzuschlagen, als Empfindung nicht den Maler begeisterte, der nur Einer Geliebten, der Kunst, huldigte. Er empfing als ehrenvolle Zuschrift von Balthasar Taccone folgendes Epigramm:

Die im Gemälde du schaust, ist Lucretia, welcher die Götter
Mit freigebiger Hand alles in Fülle verlieh'n:
Seltener Reiz, den ein Vinci gemalt, geliebet ein Moro,
Er Vorbild als Regent, jener ein Fürst in der Kunst.

*) Mit dieser Skizze eröffnet Prof. August Hagen in Königsberg, der Verfasser der Künstler-Novellen Norica und Ghiberti, eine neue Reihe novellistischer Scenen aus der Künstlergeschichte. D. Red.

**) Beatrice d'Este verdiente es, daß ein Geistlicher ihr Leben in seine Schrift De claris selectisque mulieribus (1497) aufnahm.

Die Verse sprachen von vergangenen Zeiten und mit Recht. Kaum sah Moro das Brustbild vollendet, so war das Bild ihm aus der Brust gewichen. Plötzlich bekam Lucretia die Weisung, Mailand zu verlassen. Ihre Ueberraschung war aufrichtig, aber nicht ihr Zorn, da ihr eine ansehnliche Summe als Schmerzens- und Wegegeld bestimmt wurde.

Cäcilia Gallerani nahm ihre Stelle ein. Sie war Dichterin und wurde als zehnte Muse, andere Sappho, vierte Huldgöttin, vielfach erhoben. Moro wurde auf sie aufmerksam und wünschte ihre Gedichte zu lesen. Aus der Aufmerksamkeit entwickelte sich eine lebhafte Theilnahme, als er las, wie sie eben so schön als feurig Mailands Schicksal lobpreise, wo ein Sforza als unerschütterlicher Pharus mit weit hinleuchtendem Auge die Weisheit und die Kunst in des Glückes Hafen leite; aus der Theilnahme entspann sich eine glühende Verehrung, als sein Auge auf der Jungfrau ruhte. Bescheidenheit einer feinen Bildung verband sich bei ihr mit edler Unbefangenheit, wie sie der Vertrauten der Götter ziemt. In der Wahl des Schmuckes liebte bei ihr die Kunst Einfachheit, weil sie sich nicht vermaß, Cäciliens Schönheit zu heben, oder auch nur mehr hervorzuheben. Ihre langen schwarzen Haare verschmähten alle Zierde, bis der fürstliche Verehrer ihren Glanz durch eine goldene Lorbeerkrone erhöhte. Von seinem Preise tönte die Lyra in ihrer Hand, und durch seine Gunst fühlte sich die Sängerin erhaben, auch er glaubte jetzt erst sein Wirken belohnt zu sehen, und sein Name klang ihm

Digitized by Google

nie bedeutungsvoller, als wenn als vollönender Reim Moro die Strophe schloß. Viel frohe Stunden verflossen ihm in ihrer geistreichen Unterhaltung voll Seele und Empfindung. Mehr als ihr Mund verriethen ihm ihre schwärmerisch entflammten Augen das Glück, das sie in seiner Nähe genoß. Warum nicht, wie ich vergänglicher Blätter um des Heros Haupt winde, sollen meine Arme ihn umfangen, wenn jene auch seinen Ruhm nicht mehr befestigen, diese ihn nicht halten können? Daß er mein ist, daß er mein gewesen, warum soll ich nicht der dichterischen Einbildung mich freuen, die mit den Flügelspitzen in das Irdische taucht, um desto näher über ihm dahin zu schweben? Auch ich habe früher geliebt zu haben geglaubt, auch er wird über neuer alte Liebe vergessend, einer Andern zufliegen, aber nicht Verachtung soll die Erinnerung dieser Tage trüben, er soll nie verkennen, daß Cäcilia würdig seiner Huld gewesen. So dachte sie in hingebender Innigkeit, und ihr Stolz war, ihm zu gefallen.

Moro konnte nicht begreifen, wie ihn eine Lucretia habe fesseln, wie er den Mund haben küssen können, den ein verführerisches Lächeln, aber nicht die Blüthe der Bildung zierte. Lucretiens treffliches Bildniß verschwand. Dem neuen Verhältniß, so schien es, fiel es als ein unschuldiges Opfer. Höheren Auszeichnung sollte Cäcilia sich rühmen können. In einem Bild mit ganzen Figuren sollte Leonardo sie als Engel malen, wie die heil. Jungfrau mit dem göttlichen Sohne Rosen weiht, die sie anbetend ihr darreicht. Der erhaltenen Bestimmung gemäß verfügte sich Leonardo zu Cäcilia Galleriani in Begleitung seiner jugendlichen Schüler Franz Melzi und Andreas Salai. Von seiner Leda hatte sie gehört, und beschlossen, der künstlerischen Zudringlichkeit, die sie bei ihm voraussetzte, zurückhaltende Vornehmheit entgegenzustellen. Scheinbar ernst empfing sie den Besuch. Sie war sorgfältig gekleidet, züchtig verhüllt, als wenn sie mit Eifersucht ihre Reize vor fremdem Blick behütete. Der goldene Lorbeerkranz blinkte in ihrem schwarz glänzenden Haar. Leonardo betrachtete sie mit der Ruhe sinniger Ueberlegung. Wie trat gegen die Engelgestalten der Knaben mit den blonden reichgeringelten Locken sie zurück, deren Jugend ganz und gar des Schmelzes der Kindlichkeit entbehrte! Der Meister setzte sich an die Staffelei der Schönen gegenüber, indeß Melzi in die Saiten der Zither griff und scherzhafte Lieder sang, Salai ihr in einer Silberschale voll duftiger Blumen die köstlichsten Früchte freundlich bot. Der Zwang des Sitzens sollte nicht empfunden und der Geist durch den Hinblick auf lachende Genüsse angenehm beschäftigt werden. Cäcilia hörte nicht auf Lied und Zitherklang, und wenn sie auch den Früchten und Blumen einige Aufmerksamkeit zollte, in denen sie ein Geschenk des Geliebten vermuthete, so verstimmte sie doch das Wesen des Malers, der über das Modell, das sich ihm darstellte, nicht Freude, geschweige denn Entücken äußerte. Mit dem gereizten Tone des Unmuths bat sie, ihr keinen Vorwurf daraus zu machen, daß sie nichts besseres, als sich selbst ihm zum Vorwurf gäbe. Sie folge nur dem Befehl. Daß auch er nur dem Befehl folge, erbirit sie als Antwort. Zur Erbitterung gereizt, hatte sie Mühe, sich zu halten. Sie versuchte seine Unempfindlichkeit auf die Probe zu stellen. Sie erhob den schön geformten Hals und schaute seitwärts in den Spiegel, bemüht, in ihr Gesicht all' die Anmuth zu legen, die oft schon die theilnahmloseste Kälte in begeisterte Bewunderung verwandelte. Leonardo sah und zeichnete. Dann mahnte er sie, dem Spiegel ihre Gunst entziehen zu wollen, damit er ihr Bild in seinem Spiegel auffangen könnte. Die Aeußerung that ihr wieder wohl. Lächelnd meinte sie dann, daß die Maler noch eitler als die Frauen wären, denn wie müßten sie dem Spiegel zusprechen, die sich so gern selber malen. „Mahlen sich nicht auch die Frauen selber?" entgegnete Leonardo. Verstummend verstand sie ihn, und zugleich, wie er sich auf das Sehen verstehe. Denn sie erinnerte sich wohl, wie sie für gut erachtet, heut die Frische ihrer Wangen künstlich zu erhöhen, damit diese nicht an der verschwiegenen Nacht zum Verräther würden. Sie verzieh die kühne Bemerkung. Wohl wissend, daß alle Künste in dem Meister ihren eifrigen Bekenner fänden, daß er neben der Musik auch die Poesie liebe und pflege, lenkte sie das Gespräch auf Vater Dante und erklärte, daß unter allen Gesängen der göttlichen Komödie ihr der am meisten gefalle, der die Strafen der Seelen schilderte, die um der Liebe willen büßten, daß sie nie ohne Thränen die Erzählung der Francesca von Rimini lesen könnte. „Lieber als die schöne Sünderin," sagte Leonardo, „ist mir die gottgeweihte Beatrix, die den erwählten Freund in das Paradies einführt." Die Beziehung entging ihr nicht, der Name Beatrix durchschnitt ihr das Herz. Lange schwieg sie still, dann stand sie auf und betrachtete mit Wohlgefallen das angefangene Bild. „Ihr seid, Meister Leonardo," sagte sie, „der erste in Mailand, der Frauen außer den Heiligen Denkmale setzt." — „Drum ist nicht so," erwiederte er, „uralt ist das Steinbild auf dem Thore Tosa." — Sie hörte es und

Digitized by Google

bebte, Zornröthe überflog ihr Gesicht, denn, wie eine allbekannte Sage berichtete, bewahete das mißgestalte Steinbild das Andenken an eine Buhlerin. Unter dem Vorwande, daß sie durch das Sitzen sich angegriffen fühle, verabschiedete sie den Maler und wünschte ihm in heftiger Erregung alles Böse nach. So gedemüthigt, so gekränkt, so entwürdigt hatte sie sich nie gefühlt. Sie wollte nie den Unbescheidenen wiedersehen und griff zur Feder, um in einem Schreiben an Moro Klagen auszuschütten. Während sie schrieb, beruhigte sie sich, über dem Geliebten vergaß sie des Beleidigees, und anstatt von der ihr widerfahrenen Unbill sprach sie von ihrem Glück. (D. B. f.)

Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer.

(Beschluß.)

Walther.

Es gibt im Forst zu thun; ich muß hinaus.
(Tritt an das Fenster.)
— Der Sturm hat ausgewettert. Wie im Traum,
Liegt die Natur nun; es bewegen kaum
Die Bäume ihee Wipfel, und der Mond,
Der eben noch auf wolk'gem Sitz gethront,
Schwimmt ruhig duech den klaren Himmelsraum. —
Nun, Mutter, gute Nacht! Verschlaft nur immer
Mein toll Geschwätz; nehmt, wie es geht und steht,
Was schlimm an mir — doch deutet's mir nicht schlimmer!

Fr. Margaretha.

Gott schirme Dich!

Walther.

Ich höre kommen. Geht!
(Frau Margaretha ab.)

Walther

(allein; nachdem er eine Zeit lang auf und ab gegangen).

Ich bin in rechtem Gleichgewichte wieder;
Gebrochen ist des Aufruhrs Uebermuth,
Hoch steht mein Geist, ein Sternbild über der Fluth,
Und zwingt bewält'gend ihre Wogen nieder.
(Nach einem tiefen Athemzuge.)
Tief aufzuathmen scheint mein innerstes Leben,
Als schüttl' es von sich nutzlos drückende Last
Und mache zu neuem Sturme sich gefaßt.
(Pause.)
Jetzt wäre, jetzt die Stimmung mir gegeben,
Wo ich, am rechten Ort — wenn nicht die Welt —
Doch Manches könnte aus den Axen heben,
Was sich noch sicher rühmt und wohlbestellt!
Zerstören könnt' ich aus wollüp'gem Triebe,
Um Etwas nur zu thun, der Mühe werth;
Ich bin des Hasses satt, so wie der Liebe —
Was frommen sie, wenn sie die That nicht nährt?
— — Der Liebe? — Hab' ich jemals sie empfunden,
Seitdem ich zum Gedanken aufgewacht?
Seitdem ich groß von Gott und Welt gedacht?
Hab' ich die Menschen, wie sie sich bekunden,
Vielmehr verachtungswürdig nicht gefunden? — —
Und doch — — hat mich ein Weib nicht überwunden?
Ein eigensinnig, wetterwend'sches Kind,
Das mit den schönen Augen mich verführte,
Mit süßer Stimm' in mir Gefühle rührte,
Die — wenn nicht Liebe — doch ihr ähnlich sind,
Ein eitles Weib, zu dem ich heiß gefleht,
Und das zum Dank — gesteh's — Dich nun — verschmäht!
Der Liebe mindestens bin ich nun satt!
Ist denn das Brandmal einer Freveithat,
Der Stempel eines Fluchs auf meiner Stirne,
Daß Alles flieht vor meinem Unglücksbild?
Was that ich ihr, der herzlos kalten Dirne,
Daß sie mein gut' Gefühl mit Hohn vergilt?
Wie einem Wuch'rer wieft sie spottend mir
Für falsch die echte Münze an den Kopf —
Bin ich nun nicht ein Thor, ein schwacher Tropf?
Und dennoch kehr' ich stets zurück zu ihr,
Erneuend meine Weebung. — Doch gemach!
Fang' ich mir an zu zürnen, daß ich schwach
Und thöricht war, soll Dich der Pfeil auch treffen;
Liebt mich kein Weib, will ich mit Weh' und Ach
Nicht jammern d'rob, doch soll auch keins mich äffen;
— War ich's einmal — ich bin nicht immer schwach!

Notizen.

[Langenschwarz, der Improvisator.]

Vor kuezem peoduciete sich Dr. Langenschwarz auf seiner Durcheeise in einer Peivatgesellschaft in Leipzig. Ee wählte aus meheeeen gegebenen Thematen eine Paraphease auf Schiller's: Geben Sie Gedankenfeeiheit! und ein komisches, Abschiedsgeuß eines abgedankten Stiefelwichsers. Beide Aufgaben wueden schriftlich mit Glück gelöst, im Ernst erhob sich der Dichtee nicht eben über den Spieleaum naheliegendee Pheasen, im Scheez führte seine Sprachgewandtheit zu meheeren glücklichen und baeocken Wendungen und Reimen. Ein wahrhaft rauschender Beifall, der wieklich durch seine überraschende Leistung geeechtfeetigt schien, wurde ihm jedoch zu Theil, als man ihm eine ziemlich beteächtliche Reihe seltsam duecheinandeegewüefelttee Reime gab, in die er,

Digitized by Google

ohne ihre zufällige Ordnung zu stören, ein sinnvolles Gedicht hineinlegte. Man hatte gleichsam, um ihn hart auf die Probe zu stellen und ihn zu dem Geständniß der Unmöglichkeit zu treiben, absichtlich sehr widerstrebende Reime gestellt und das seltsamste Gemisch von lustigen und ernsthaften Versausgängen gab die dunteste Reihenfolge von der Welt. Hier zeigte sich Langenschwarz wie von einem fanatischen Dämon beflügelt, im Nu warf er gleich mündlich Sinn und Zusammenhang in das barocke Reimgeflecht und gab mit exaltirtem Aufschwung der Phantasie einen Hymnus auf das tragische Schicksal eines armen deutschen Poeten. Die Wirkung war wir gesagt überraschend. Wir kennen nichts von des Dichters Mußeproductionen und die Improvisation verliert an Werth, wenn sie nicht als tönendes Wort, sondern Schwarz auf Weiß mit den verzweifelt festen Lettern hingegeben wird; jedenfalls aber ist die Kunst, dem Momente zu dienen und alle Lebensgeister so vollständig bereit zu haben, eine seltne, es gehört eine Art Fanatismus dazu, und Langenschwarz ist in Deutschland ein Phänomen in seiner Art. Er ließ sich schon früh unter uns hören, bereits vor sechs, sieben Jahren, und man wollte damals behaupten, seine Improvisation gehe nicht eben aus dem Kreise des Phrasenspiels hinaus; seitdem sind Jahre voll Uebung und Forschung vergangen, zu der Begeisterung, zu dem momentanen Stachel der Phantasie gesellte sich eine gründliche Beschäftigung mit den geheimeren Schätzen der Muttersprache und Langenschwarz schrieb unter anderm eine „Arithmetik der Sprache," die wir nicht kennen, die aber, sollen wir von den Erfolgen auf die Mittel und die Quelle seiner Leistungen schließen, ungewöhnliche Forschungen und Resultate vermuthen läßt. — Langenschwarz hat schon an vielen Orten Triumphe seiner Kunst erlebt, selbst der alte Tiedge schrieb eine Abhandlung über ihn. Mehr als alles spricht für die Ungewöhnlichkeit seiner Leistung als Improvisator, daß sein innerer und äußerer Mensch fast ein Opfer seiner Kunst zu werden droht. Die Ausübung dieser Kunst ist ohne krankhafte Aufregung der Nerven, ohne fortwährendes Arbeiten des Gehirns, ohne Uebrispannung der Phantasiekräfte kaum denkbar, und wo dem Italiener die Musik seiner Sprache bequem und geschmeidig zu Hülfe eilt, muß der Deutsche durch erhöhten Schwung der Lebensgeister nachkommen. In so fortwährend aufgeregtem Zustande ist der Dichter und was in seinem äußern Verhalten auffällig erscheinen darf, wolle man seiner Muse nachsehen, die launisch ist und deren Gunst sich nicht ohne Opfer erringen ließ. Vor zwei Jahren etwa ließ sich Dr. Langenschwarz auch in Paris hören und das Institut von Frankreich ertheilte ihm in dem bekannten Wettstreite mit dem französischen Improvisator Pradel und dem berühmten Italiener Luigi Cicconi den Preis. Er war es, der auch nach dieser Seite hin die deutsche Sprache, der man die Gewandtheit und die Production für den Augenblick abstreiten wollte, in Paris zu Ehren brachte. — Dr. Langenschwarz ging mit seiner Gattin nach Dresden. Sie ist als Sängerin unter dem Namen Rutini aus dem Conversatorio von Mailand hervorgegangen und wird in Folge einer Aufforderung Spontini's in Berlin sich hören lassen. Soviel wir wissen, ist sie jedoch eine Deutsche, aus Lübeck gebürtig, geborne Ruth. — Von dem Improvisator erwartet man einen Band „Europäischer Lieder."

[Jean Paul's Lieblingslied.]

Wer ist der eigentliche Verfasser des unter dem Titel „Jean Paul's Lieblingslied" allgemein bekannt gewordenen Liedes „Namen nennen Dich nicht!" Eine kurze Bemerkung hierüber mir zu erlauben, veranlaßt mich eine gelegentliche Mittheilung J. Funck's in No. 148 des Phönix vom J. 1838. Jenes Lied, heißt es daselbst in einem allen Verehrern Jean Paul's gewiß höchst werthvollen Aufsatze über Fr. Richter, sei weder von R. gedichtet, noch sein Lieblingslied gewesen, und in einer hinzugefügten Anmerkung wird behauptet, der eigentliche Verfasser sei K. G. Neumann. Funck beruft sich hierbei auf die Autorität des rheinischen Odeons und glaubt auch in Uebereinstimmung mit demselben den ursprünglichen Text mittheilen zu können. Mir ist das Odeon nicht zur Hand, und ich kann also nicht wissen, aus welchen Quellen dessen Nachrichten geschöpft sind, aber vorläufig glaube ich mit Grund an der Richtigkeit derselben zweifeln zu dürfen. Während meines Aufenthalts im Kloster Loccum kam einst die Rede auf ein früheres Mitglied des dortigen Hospitiums, den nachmaligen Prediger zu Langelingen bei Zelle, Hrn. Wilh. Franz Uelzen, der seiner Zeit manche der freundlichen Plätze des Sünderns, eines lieblichen das Kloster begrenzenden Hains, durch Ergüsse poetischer Begeisterung geheiligt habe. In Sündern erzählte man, sei auch klösterlicher Tradition zufolge das Lied „Namen nennen Dich nicht" entstanden. Ich erlaubte mir meinen Zweifel an dieser Tradition auszusprechen, weil dies Lied allgemein unter dem Namen Jean Paul's Liedlingslied bekannt sei und also auch ihn zum Verfasser haben werde. Da versicherte aber der damalige Prior Oschatz, dem könne er auf das Bestimmteste widersprechen, Uelzen sei der wahre Verfasser und habe das Lied auch in seine Gedichtsammlung aufgenommen, wovon ich mich durch eignes Anschauen überzeugen solle. Nach aufgehobener Tafel zeigte er mir sodann die in 2 Bdn. zu Bremen 1795 und 1796 erschienenen Gedichte Uelzen's und in denselben das fragliche Lied. Der Text desselben beginnt aber wirklich, so viel ich mich erinnere, erst mit dem Verse „Namen nennen Dich nicht" und scheinen die von Funck mitgetheilten vorhergehenden Strophen ein späterer Zusatz zu sein, ob Neumann's oder Klopstock's oder eines Andern, kann ich nicht entscheiden. — Uebrigens war Uelzen 1758 zu Zelle geboren und starb zu Langelingen 1808. Außer obiger Gedichtsammlung hat er mit F. A. Crome und H. W. Rotermund ein Taschenbuch für Jünglinge (Bremen 1786, 1787.) und mit B. Benecke Mannichfaltigkeiten (Leipzig, 1807) herausgegeben. —

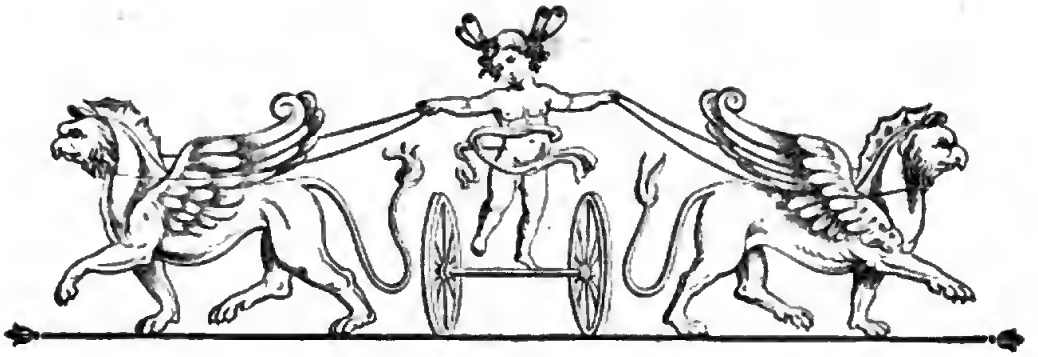
W. D. G.

[Die Propstei.]

Beurmann schildert in seiner Darstellung von Holstein die Propstei, eine unvermischt wendische Kolonie, zwei Meilen von Kiel, wo sich alte Sitte und Gewohnheit festhält. Unter andern auch das „Fenstern." S. Deutschl. u. d. D. Heft. 7.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 104. — den 31. Mai 1839.

Redacteure: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Leonardo da Vinci in Mailand.

(Beschluß.)

Leonardo verdiente nicht ihren Haß. Es war bei ihm nicht Bösartigkeit, sondern ein unangenehm erregtes Gefühl, das ihm den Unwillen und die freie Sprache eingab. Beatrix war seine Gönnerin, und in der Unterhaltung der Liebschaften glaubte er das Grab von Moro's Größe zu sehen. Nicht leidenschaftliche Bitterkeit, sondern sittliche Strenge führte seinen Röthel*), als er daheim in anderer Weise die bevorzugte Jungfrau zeichnete, deren Gestalt in treuem Gedächtniß sich bewahrt hatte. Er stellte sie voll Selbstgenügung als die Tochter der Herodias stehend dar, mit der goldenen Lorbeerkrone im schwarzen Haar. Sie war von sprechender Wahrheit, indeß das blutige abgetrennte Haupt hinter ihr eine entfernte Aehnlichkeit mit Ludwig Sforza zeigte. Der rohe Scherge, der es in ein Metallbecken legte, zeigte Mitleid, sie aber nicht, die sich ihres grausen Triumphes rühmte. Die Erfindung war so ausgezeichnet, insonderheit die Frauengestalt, daß Cäcilia, wenn sie das Bild gesehen, dem Maler nicht mehr gezürnt haben würde.

Leonardo erhielt von ihr die Einladung zur zweiten Sitzung. Sie wollte durch ein kluges Benehmen den Künstler beschämen. Er sollte erkennen, daß sie nicht zu den gewöhnlichen Fürstenbräuten gehöre, an sich selbst erfahren, daß ihr Geist fesseln und ihre Schönheit rühren könne. Wie es ihr erwünscht war, erschien er ohne Gefäheten. Als wenn sie durch sein zu frühes Kommen überrascht wäre, begrüßte sie ihn in einem Anzuge, der von dem frühern sehr verschieden war. Ein Morgenkleid umhüllte sie leicht, ein Tuch war lose um ihren Hals geschlungen. Sie nahm die Stellung an, die er ihr vorschrieb, und damit ihr Kopf unverrückt bliebe und ihre Züge Heiterkeit belebte, blickte sie zu dem goldenen Lorbeerkranz, der heute als Schmuck über dem Kamin prangte. Sie begann ein Gespräch von der Kunst, von der Malerei und Bildhauerei und stellte die Vorzüge der einen gegen die der andern. Leonardo zeichnete und sprach dann und wann ein Wort, ohne darauf einzugehen. Aber es währte nicht lange, so fühlte er sich gedrungen, dieses zu berichtigen mit achtbarer Anerkenung ihrer Gegengründe, jenes zu bejahen mit dem Bekenntniß, daß er es früher sich anders gedacht. Mit Geistesblitzen erhellte sie ihm die Gipfelpunete eines Bereiches, das, wie er es auch denkend und prüfend ergründet zu haben glaubte, für ihn eine theilweise neue Gestalt gewann. Je tiefer und tiefer sie sich in Betrachtungen versenkte, desto höher und höher stieg seine Bewunderung. Als nachmals Leonardo in einer Schrift für Ludwig Sforza über die verschiedenen Lehrgegenstände in der Akademie einen Vergleich anstellte zwischen der Malerei und Bildhauerei, und ihren Werth gegen einander abmaß, gestand er freimüthig, daß er den licht-

*) Die Röthelzeichnung befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, das nach ihr ausgeführte Gemälde in der k. k. Galerie in Wien.

Digitized by Google

vollen Ansichten einer Frau Vieles abgeborgt habe. Cäcilia erklärte ihm darauf die wechselnden Schicksale Mailands, die die Kunst stets mit empfunden hätte. Wie der Kaiser Friedrich, der Rothbart, mit unbezähmbarer Wuth Bäder und Theater, Tempel und Kirchen in Steinhaufen verwandelt habe, wie die Gebeine der heil. drei Könige, als wenn alle guten Genien ihr Auge abgewandt, aus der Eustorgius-Kirche an den fernen Rhein entführt seien, wie das Schlingkraut der Rohheit, die Trümmer überwuchernd, als ein trauriges Andenken jener Zeit, sich in den ältesten Bildhauerwerken zu erkennen gäbe. Ein solches sei die Tosa, die eigentlich Tonsa*) heißen sollte, auf dem nach ihr genannten Stadtthore. Als wenn die Erzählerin fortzufahren aufgefordert wäre, führte sie jetzt, jeder heuchlerischen Verschämtheit abhold, die Geschichte der berüchtigten Tosa aus. „Unter den Mauern Mailands," begann sie, „erneuerte der Rothbart seine kriegerischen Rüstungen, nicht zufrieden mit den Verwüstungen, die seinen Weg bezeichneten. Die zahllosen Kämpferscharen standen aufgereiht und warteten auf den Augenblick, die Siegesfahnen zu entfalten. Da trat ein Weib heraus auf einen offenen Altan, unverhüllt, und stellte allen Augen die reizenden Glieder preis. Nur mit sich beschäftigt, sah die Schöne nicht die furchtbaren Anstalten, es galt ihnen nicht, als sie sich bückte und mit einer Schere die Haare abschnitt. Die feindlichen Kriegsknechte erblickten darin ein Zeichen der Trauer und trauerten mit. Sie legten, ganz in Anschauen versunken, die Waffen nieder und zeigten, daß eine gürtellose Venus mehr vermag, als ein gerüsteter Mars. Die wundersame Aufregung bei den Belagerern entledigte die Bürger aller Furcht. Sie faßten Muth zu neuen Anstrengungen und fügten den verwirrten Deutschen Schaden über Schaden zu. Ein solches Weib verdiente es wohl, daß ihr Sieg der Nachwelt in Marmor aufbewahrt wurde." Im Feuer der Rede spielte Cäcilia mit dem Busentuche. Sie sah nicht eher, daß der locker geschürzte Knoten geöffnet war, als bis ein Zipfel von der Schulter zurückfiel. Schnell drehte sie sich, um ihn zu erhaschen und Leonardo, ganz Auge und Bewunderung, gestand sich, daß er nie eine schöner gerundete Schulter, nie einen volleren Nacken gesehen habe. Doch nicht wie die Deutschen legte er die Waffe nieder, mit der seine Hand so wohl ausgerüstet war, sondern den Pinsel rief er als Zeugen zum Geständniß des Geschehenen auf. Des Malers Mienen bekundeten, daß er sich der Erleuchtung freue, denn nun wußte er, wie er sie als Engel darzustellen habe. Vom Gesicht der zur Madonna hingewandten Schönen sollte nur wenig zu sehen sein, dagegen aber Schulter und Nacken sich in vollem Glanze enthüllen. Als sie sich vom Sessel erhob, da empfahl er sich ihr mit verbindlichen Ausdrücken, und mit durchdringendem Blick fragte sie ihn schweigend: Bin ich dir noch die, für die du mich gehalten? Einen Zettel, der aus dem Busentuche gefallen war, hob sie auf, legte ihn auf die Staffelei und entfernte sich schnell. Wie es Leonardo erwartet, enthielt er ein Gedicht.

Mir ward des Sanges Gabe,
Die mir den Lorbeer flicht,
Sie gibt des Trostes Labe,
Doch ohne Opfer nicht:
Ofe ist's ein qualvoll Ringen,
Es wird und wird nie kein Gedicht —
Doch muß ich singen, singen,
Denn anders kann ich nicht.

Der Anmuth edlee Züge,
Dem schönen Angesicht
Verdank' ich manche Siege,
Doch ohne Opfer nicht:
Ein hoffnungslos Verlangen
So vieler Herzen bricht —
Doch muß ich prangen, prangen,
Denn anders kann ich nicht.

Der Stern der Männee schmückte
Mich durch der Gnade Licht,
Ich waed die Hochbeglückte,
Doch ohne Opfer nicht:
Ach übler angeschrieben
Beim Weisen ist kein Wicht,
Doch muß ich lieben, lieben,
Denn anders kann ich nicht.

Als Leonardo die Dichterin das dritte Mal besuchte, ließ sie ihn einige Minuten auf sich warten. Jener nahm die Zeit wahr, einen Zettel zwischen die Blätter der goldenen Lorbeerkrone einzuschieben. Kaum hatte Cäcilia ihn begrüßt, so bemerkte sie, was vorgegangen, und die Deutung wurde ihr nicht schwee. Sie verhielt sich ruhig, brach aber die Sitzung ab, so schnell sie konnte, indem sie vor Begierde brannte, seine Erwiederung zu lesen. Sie war in einem Sonett enthalten:

Wer nicht kann, was er will, der wolle, was er kann,
Zu wollen, was man nicht vermag, ist Werk des Tollen,
Den zählen wir darum gern zu den Weisheitsvollen,
Der, was er nicht vermag, freiwillig läßt fortan:

*) Das Steinbild der Tosa, war als der Wohlanständigkeit nicht entsprechend vom heil. Karl Borromäus vom Stadtthor entfernt und der öffentlichen Beschauung entzogen.

Digitized by Google

Dieweil ja alles Glück und Leid für Jedermann
Besteht in Ja und Nein, in Wissen, Können, Wollen,
So müssen wir darum nur können, was wir sollen
Und was nicht die Vernunft vereücket aus der Bahn.

Was Jemand kann, ist nicht zu wollen stets am Ort,
Was honigsüß geschmeckt, ward oft nachher zur Galle,
Mit Thränen büßt' ich schon, was ich ersehnt als Lust.

Darum wer dieses las, beherzige das Wort:
Daß andern werth Du seist und Dir Dein-
Selbst gefalle,
So wolle jederzeit das können, was Du
muß t *).

Cäcilia las und lächelte. „Wir dürfen nicht alle," sagte sie, „uns einbilden, zu den Heiligen Gottes zu gehören, denen das rechte Handeln Dulden, das rechte Wollen Entsagen ist. Und auch diese beten ja an, um angebetet zu werden." Es trieb sie zu einer poetischen Erklärung, da sie nicht weniger sich als ihrem Geliebten das Wort zu reden sich aufgerufen fühlte. Noch von der Begeisterung gehoben, mit der sie am Morgen eine Ballata mit wohlklingenden Kehrreimen gedichtet, indem sie den Moro dem Alloro, den Maulbeerbaum dem Lorbeer entgegenstellte und sich jenen erkor, setzte sie folgenden Gesang auf:

Der Lieb' engherzig Walten
Führt Helden nicht zum Helle,
Sie wechselt leicht're Pfeile
Und möchte umgestalten
Zur Spindel gern die Keule.
Was groß, ist groß für Alle,
Am Großen richten auf sich Kleine,
Es wied der Ruhm zum Echohalle
Zum Blendlaternen-Scheine,
Wenn laut, wer preisen kann, nicht preist:
Drum singe stark Dich, schwacher Geist,
Daß andern werth Du seist
Und Die Dein Selbst gefalle.

Wer fühlte und empfände
Nicht seines Auges Strahlen
Und wollte nicht ohn' Ende,
Lieb' wie die Sonnenwende,
Des Dankes Schuld ihm zahlen?

Grüßt nicht mit Jubelschalle
Das Sängervolk des Tags Verklären?
Wenn schmachtend zu dem Feuerballe
Sich Blum' und Vogel kehren,
Wer schmäht und tadelt sie? Drum dreist
Lobsinge, wie's Dein Herz Dir heißt,
Daß andern werth Du seist
Und Dir Dein Selbst gefalle.

Ludwig Sforza drang auf schnelle Beendigung des Bildes, und da Leonardo's geschicktester Schüler, Johann Beltraffio, hülfreiche Hand leistete, so konnte dem Wunsche ein Genüge geschehen. Die heil. Jungfrau, unter einem Baldachin thronend, neigt sich wie zu einer heil. Magdalena zur knieend anbetenden Cäcilia hin mit wonneseligem Blick. Das göttliche Kind hält froh eine der dargebotenen Rosen. Die Madonna und der Heilandsknabe waren von Beltraffio nach Leonardo's Zeichnung ausgeführt, die Bildnißfigur aber, die sich hier als Hauptfigur geltend machte, rührte allein von diesem her. Hier fühlte man die Wärme des Fleisches, man sah das Blut in ihm pulsiren. Aus der Belohnung, die der Meister empfing, aus dem Ehrenplatze, der dem Bilde in einem Zimmer der Rocca *) angewiesen wurde, war der Beifall des Bestellers zu ermessen. Auch Frau Beatrix bewunderte das Bild und dachte nichts Arges dabei. Gut war es, daß ihr nie Bellincione's Sonett zu Gesicht kam.

Nicht zürne Du, Natur, von Neid erfüllt,
Weil einen Stern Dir Vinci abgenommen,
Cäellien, so glanzvoll, so vollkommen,
Daß neben ihr die Sonn' als dunkel gilt.

Dein ist die Ehre, wenn sie lacht im Bild
Und redet (bleibt ihr Wort auch unvernommen):
Steigt umsomehr nicht zu der Nachwelt Frommen
Dein Ruhm, je mehr der Reize sie enthüllt?

Dank zollen kannst Du, Ludewig, dem Geiste,
Der Hand des kunstgeprüften Leonhard,
Der Enkeln noch will ihren Anblick gönnen.

Denn wer in späten Jahren sie gewahret
In solcher Lebensfrische wird bekennen,
Wie viel Natur und Kunst zusammen leiste.

*) G. H. Schubert sagt: „Man hat den Leonardo da Vinci die Augen niedergeschlagen sehen, damit er den Sinn bemeistere, wenn die Studien ihn zu solchen Betrachtungen geführt, welche die Sinnlichkeit aufregen. Er war es, welcher das schönste Geheimniß seines Herzens nicht blos in jenem berühmten Sonett, sondern in der beständigen That des Lebens selber ausgesprochen: Daß der Mensch nicht immer solle wollen, was er könne u. s. w."

*) Rocca hieß das alte Castell, in dem Ludwig Sforza wohnte, an der Stelle, wo jetzt Caserne, Waffenplatz, Circus und Triumphbogen stehen, deren erste Anlage von Napoleon herrühet.

Digitized by Google

Notizen.

[Russische Literatur.]

Die neue russische Zeitschrift „Vaterländische Denkwürdigkeiten," zu der sich mit dem Herausgeber Krajeffskii über hundert der besten Schriftsteller Rußlands vereinigt haben, und von der monatlich ein starker Octavband erscheint, hat durch drei solcher Bände schon glänzend dargethan, daß sie ihren literarischen Zweck ganz geeignet ist zu erfüllen. Sie bringt die reichsten und interessantesten Originalaufsätze, Abhandlungen, Berichte, Uebersichten, Novellen, Gedichte; daneben auch Uebersetzungen des Besten, was das Ausland bietet. Die neueste Novelle von Tieck „des Lebens Ueberfluß" findet sich hier in glücklicher Uebertragung, aber auch eine Novelle des Cervantes, Stücke aus Goethe's Faust, und Goethe's Götter, Helden und Wieland. Von neuesten deutschen Erscheinungen sind auch schon die Schrift von Gans über den Besitz, die letzten Arbeiten Mundt's u. s. w. mit einsichtiger Würdigung besprochen. Desgleichen geschieht der neuesten englischen und französischen Bücher gebührend Erwähnung. Wenn die russischen Schriftsteller eifrige Vaterlandsfreunde sind, so wird man ihnen das um so weniger verdenken dürfen, als sie dabei nicht aufhören, auch gegen das Ausland gerecht zu sein; überhaupt zeigen sie sich, in dieser Zeitschrift wenigstens, als Männer von Geist, Geschmack und großer Selbstständigkeit des Urtheils. *.

[Oesterreich und die beschaulichen Reisenden.]

Oesterreich, dieser deutsche Orient mit der verzweifelten Ewigkeit seines status quo wird für Deutschland noch lange in vielen Hinsichten eine terra incognita bleiben. Leute, die Oesterreich großgezogen und dann verstoßen hat, sind klüglich nicht so tollkühn, oder zu überdrüssig einer Heimath, die sie lieber vergessen möchten, um sich in eine detaillirte Ausmalung jener unseligen Zustände zu verlieren. Ausländischer Touristen haben selten einen so großen Theil ihres Lebens in Oesterreich eingebüßt, um es genau zu kennen; ein anderes ist Oesterreich für einen flüchtigen, jovialen Gast, ein anderes für den, der darin leben und sterben soll. Die modernste Gattung von Touristen sind die beschaulichen Reisenden; diese Herren suchen einen Ruhm in einer affectirten Leidenschaftslosigkeit, sie wollen es mit Keinem verderben; sie möchten gern freisinnig sein, aber nicht schwarz angeschrieben werden, sie machen sich daher über die Unterdrückten zu lustig, und scharren zu viele Kratzfüße vor dem Unterdrücker. — Der beschauliche Reisende (Oesterreichische Zustände. Von einem beschaulichen Reisenden. Leipzig und Kassel. J. C. Krieger. Zwei Bdchn.), von dem wir hier sprechen, scheint, nach dem ruhigen Tone seiner Darstellung zu schließen, kein österreichischer Unterthan zu sein, aber lange in Wien gelebt zu haben. Darum sind seine Bemerkungen meist treffend, und er trifft immer den richtigen Standpunkt, aus dem, und das Licht, in welchem alle Dinge von der öffentlichen Meinung in Wien angesehen werden. Besonders interessant sind seine Hypothesen über die Principien der österreichischen Politik, seine Ansichten über die österreichische Aristokratie, charakteristisch sind, bis auf das Judenmädchen in Brünn, die eingestreuten Novelletten, viel zu flüchtig, und dürftig aber sind seine Aphorismen über die Wiener Literatur. Auffallend ist das ewige Zurückkommen auf Kaiser Joseph. Sieht der Verf. das einzige Heil für Oesterreich in der Wiederkehr einer Josephinischen Periode? Eine solche ist nach der französischen Revolution rein unmöglich; wenn der große Kaiser selbst heute aus der Gruft auf den Thron zurückstiege, so würde es sich zeigen, daß sein System, bei aller Humanität, nichts weniger, als für die Emancipation der Völker war. Joseph war, wie schon Herder bemerkte, Despot im strengsten, wenn auch edelsten Sinne des Worts; zu einem Haroun-Al-Raschid war er geschaffen, nicht zu einem Washington. Das Glück seiner Völker ließ ihn nicht schlafen, aber dieses Glück sollte nur von ihm ausgehen. — Noch eines. Was soll die schöne Phrase: „Metternich ist der Mond am Nachthimmel des Bestehenden," und darauf die gemeine Phrase: „der die Hunde bellen lassen wird." Gegen die zuvorkommende, freundliche Persönlichkeit des Staatsmannes hat noch Niemand ein Wort gesprochen. In dieser Freundlichkeit wird man aber doch nicht den welthistorischen Metternich suchen, den Mann, über den es öffentlich zu sprechen interessant sein kann. Die Bedeutung Metternich's ist, wie bei jedem objectiv wirkenden Geist, bei jedem Diplomaten, in seinen Schöpfungen, seinen Institutionen verkörpert, gegen die der Beschauliche so ebenfalls gesprochen hat. Ist aber das Sprechen gegen diese Institutionen ein Hundegebell? — f—.

[Friedrich der Große, dargestellt von Preuß.]

Seit Prof. Preuß durch sein treffliches Geschichtswerk über Friedrich den Großen uns die Regierung und Person dieses Monarchen in echter und zum Theil ganz neuer Gestalt wieder vor Augen gebracht, wimmelt es in Süd- und Norddeutschland von Abrissen und Darstellungen des großen Königs, mit Bildern oder ohne Bilder, in Lieferungen, Heften, Bänden, großem oder kleinem Format ꝛc. und die insgesammt ohne eigne neue Forschung aus dem von Preuß angesammelten, gesichteten und geordneten, ja großentheils zuerst ans Licht gebrachten Vorrathe geschöpft und verarbeitet sind. Diese Buchmacherei zeugt von einem lebhaft erweckten Interesse und kann insofern jeden Freund Friedrich's, des Vaterlandes, und wir dürfen sagen des Lichts, erfreuen, und in dieser dreifachen Hinsicht gewiß auch den edlen Prof. Preuß. Allein von dem literarischen Gesichtspunkt ist es betrübend, daß so viele Unberufene gleich Freibeutern ein Werk plündern, dessen Verdienst und Brauchbarkeit sie doch auf keine Weise erreichen, ja dessen etwanige Irrthümer sie nicht einmal zu berichtigen wissen. Es ist jedem Geschichtsfreunde zu rathen, sich lieber gleich an die erste Quelle, an das Werk von Preuß zu halten, das auch in populärer Hinsicht mehr leistet, als alle andere, die daraus gemacht sind. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine „Literarische Anzeige" von Wilhelm Engelmann in Leipzig.)

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Buchach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehober in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. 10 wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Centrai-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Woiülig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

*— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III.* Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1838. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krehel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Struve, F. G. W. de, sur l'emploi du l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis octavi Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 85.

Die Gemäldeausstellung im Louvre. Von A. Weil.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 86.

Osternacht in Weimar. Vor St. Schütze's Haus.
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 87.

Die Etiquette am Hofe Napoleon's.
Notizen.

No. 88.

Das Stiftsfräulein. Ein Lebensbild von Amalie Winter.
Notizen.

No. 89.

Das Stiftsfräulein. (Fortsetzung.)
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 90.

Das Stiftsfräulein. (Fortsetzung.)
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 91.

Das Stiftsfräulein. (Fortsetzung).
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 92.

Das Stiftsfräulein. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Notizen.

No. 93.

Das Stiftsfräulein. (Beschluß.)
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 94.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. Aus den Papieren eines Großvaters. Mitgetheilt von Dr. B. F. Guttenstein.
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Fortsetzung.)

No. 95.

Reformator und Reformation. (Fragment aus einer größern Dichtung.) Von C. Tischendorf.
Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. (Fortsetzung.)
Die Gemäldeausstellung im Louvre. (Beschluß.)
Notiz.

No. 96.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Berichtigung.

No. 97.

Zum neunten Mai.
Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus dem Badischen.
Notizen.

No. 98.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. (Fortsetzung.)
Am Grabe des zu früh geschiedenen Eduard Gans. Gedanken von F. A. Märker.
Notizen.

No. 99.

Deutsche Reiseskizzen aus den Jahren 1778—1782. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Wien.
Notiz.

No. 100.

Vermischte Gedichte.
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

No. 101.

Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer.
Notizen.

No. 102.

Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer. (Fortsetzung.)
Erklärung. Von Ludwig Wihl.
Erklärung. Von Hektor.

No. 103.

Leonardo da Vinci in Mailand. Von August Hagen.
Erste Scene aus einem Trauerspiele von Julius Hammer. (Beschluß.)
Notizen.

No. 104.

Leonardo da Vinci in Mailand. (Beschluß.)
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Neununddreißigster Jahrgang.

Juni.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1839.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

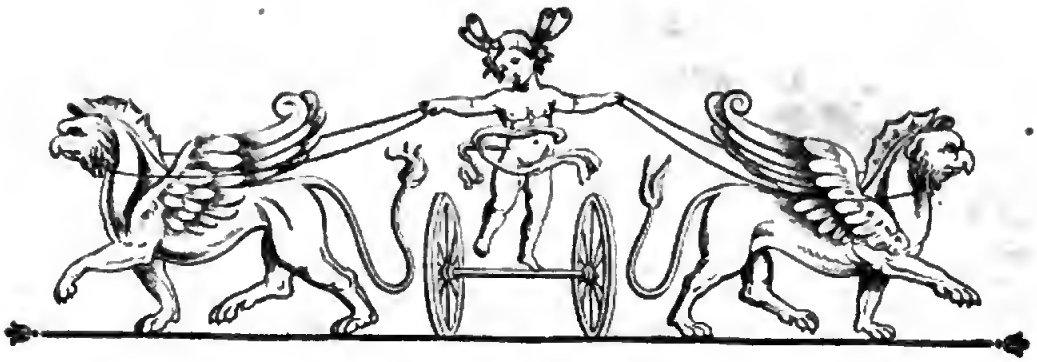
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 105. — den 1. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von H. Heine.

I. O, lüge nicht.

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht,
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So fluthet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

II. Psyche.

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Glut,
Schreitet Psyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und sie zittert
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermste stirbt beinah!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amor'n nackend sah.

III. Ritter Olaf.

1.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine ist der König
Und der Henker ist der Andre.

Und der König spricht zum Henker:
„Am Gesang der Priester merk' ich,
Daß vollendet schon die Trauung —
Halt' bereit Dein gutes Richtbeil."

Glockenklang und Orgelrauschen,
Und das Volk strömt aus der Kirche,
Bunter Festzug, in der Mitte
Geht das neuvermählte Ehpaar.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die schöne Königstochter;
Keck und heiter blickt Herr Olaf,
Und die rothen Lippen lächeln.

Und mit lächelnd rothen Lippen
Spricht er zu dem finstern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut ist Dir mein Haupt verfallen."

„Sterben soll ich heut — Ich bitte,
Laß bis Mitternacht mich leben,
Daß ich meine Hochzeit feire
Mit Banquett und Fackeltänzen."

„Laß mich leben, laß mich leben
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt ist —
Laß bis Mitternacht mich leben!"

Und der König spricht zum Henker:
„Unserm Eidam sei das Leben
Bis um Mitternacht gefristet —
Halt bereit Dein gutes Richtbeil."

Digitized by Google

2.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitschmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An seine Schulter lehnt
Sein Weib und stöhnt —
Der Henker steht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt, Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Hast
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker steht vor der Thüre.

Die Geigen geben so lustigen Klang,
Die Flöten seufzen so traurig und bang.
Wer die beiden tanzen sieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker steht vor der Thüre.

Und wie sie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf spricht zu seinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich Dich hab' —
So kalt ist das Grab —"
Der Henker steht vor der Thüre.

3.

Herr Olaf, es ist Mitternacht,
Dein Leben ist verflossen;
Du hattest eines Königskinds
In freier Luft genossen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er steht mit seinem blanken Beil
Schon vor dem schwarzen Blocke.

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond
Und die Stern', die am Himmel schweifen;
Ich segne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen."

„Ich segne das Meer, ich segne das Land,
Und die Blumen auf den Auen;
Ich segne die Veilchen, die sind so sanft
Wie die Augen meiner Frauen."

„Ihr' Veilchenaugen meiner Frau,
Durch Euch verlier' ich das Leben!
Ich segne auch den Hollunderbaum,
Wo Du Dich mir ergeben."

Der Schwarzwald.

Skizze von B. F. Guttenstein.

Ueber den feuchtbaren Flächen der oberrheinischen Gauen zieht sich ein langer, dunkler Berggürtel hin, reich mit Ulmen bewachsen und Eichen der Vorzeit mit Erlen gekrönt, mit Tannen und Schwarzpappeln. Es ist der kühle, klangreiche Schwarzwald, wo die vielen Lieder, Orgeln und Violinen verfertigt werden, der Wald, dessen Pappeln und Tannenwälder so schwarz emporstarren, wenn man von einem sonnigen Hügel am Rhein zu seinen Höhen den Blick erhebt.

Wenn deine Seele ermatten, dein Geist erlahmen will, im Qualm der Städte, so mache eine Pilgerfahrt und zieh mit Lust hinan zu jenen schönen, dunklen Bergseen, über welchen ewige Stille lagert und ewige Kühle, in deren klaren Fluthen düstere Tannenhaine, einsame Felsen und Waldhütten, elegische Weiden sich spiegeln.

Schweifende, blondhaarige Sueven und Alemannen, Bären, wilde Eber und Edelhirsche haben einst, als sie noch angetroffen wurden in den schwarzen Forsten, aus diesen Waldseen ihren Durst gelöscht. In diesen Gegenden hausten Wademar, Ulrich, Hagenrich, Hoelar und die andern kühnen Chefs und Führer des thatkräftigen Alemannenvolkes, deren Namen ein ausländischer, ihnen keineswegs befreundeter und gewogener Annalist mit hohem Ruhme verewigt hat. Auch Suemar schaltete hier, der Herr des Sees, ein abgesagter Feind der habsüchtigen italischen Weltbezwinger, ein rastloser Vertheidiger des Waldes und der Wäldlerleute, ein Hort und Beschirmer der Alemannenfreiheit.

Aus schaurigen Felsschluchten der obern Waldbezirke stürzt sich die Alb herab, ein wildes schwarzwäldisches Bergwasser, welches hoch anschwillt und, alle Dämme vernichtend, über seine Ufer braust, wenn im Juni der Schnee schmilzt auf den Berghöhen, oder wenn durch lang andauernde Regengüsse die Quellen überfüllt sind. Unterhalb Bernau, dem schönen Dorfe mit seinem patriarchalischen Wohnungen, reizenden Environs und sonstigen Waldschönheiten, erreicht die Alb eine ziemlich beträchtliche Breite und strömt über weitausgedehnte kühle Matten und Thalgründe, deren Frische und Herrlichkeit nur der begreift, der sie gesehen und genossen an schönen Sommerabenden. Auf diesen hochliegenden Blumenmatten sich herumzutummeln, und der Berge reine balsamische Luft einzuathmen, gewährt dem Leibe Stärkung, den Sinnen Labung und Genuß, dem Geiste Schwung und hohe Freudigkeit. Du hast den Vorgeschmack der Alpennatur!

Wenn man von Höchenschwand nach Waldshut hinabzieht, überblickt man noch einmal die ganze imposante Bergkette mit ihren diversen Formationen und Steingebilden, mit ihren duftenden Matten und Bergwiesen, die wie unendlich große, herrliche Teppiche an klaren Bä-

Digitized by Google

chen ausgebreitet sind — eine alle Elemente der Schönheit erzeugende Schaubühne, ein grandioser Naturtempel im erhabensten Styl. Begünstigt ein heiterer Sonnenaufgang deinen frühen Ausflug, so erblickst du mit Entzücken auf der Berghöhe von Höchenschwand die Rieseugletscher des berner Oberlandes.

In den Umgebungen von Waldshut haust in verschiedenen Dörfern und Marktflecken ein derber, kerngesunder Volksstamm, der es bis jetzt verschmäht hat, sich neumodisch zu kleiden, ehrend der Väter bequeme, malerische Tracht, die für so kräftige Leiber zugleich die passendste ist. Diese Leute nennt man „die Hauensteiner," weil ihr Gebiet ehedem eine eigene souveraine, mit manchen Gerechtsamen ausgestattete Grafschaft bildete, unsträflich beherrscht von den Grafen von Hauenstein, zur Zeit als noch die burschikose deutsche Reichsverfassung bestand. Wenn dir einer dieser Kernmänner zum Willkomm die Hand drückt, so spürst du noch eine halbe Stunde danach die Innigkeit dieses Willkomms. Der Araber begrüßt dich mit dem bekannten gastlichen Friedensgruße und neigt sein Haupt; der Hauensteiner aber schüttelt dir so massiv die Hand, so treuherzig und altdeutsch, daß du meinst, sie wolle aus ihren Gelenken fahren. Hälse haben die Männer, wie die Eber des Waldes, und die hauensteinischen Frauenzimmer sind nicht minder solid gebaut. Johann Maria Farina macht hier die schlechtesten Geschäfte, sie brauchen das ganze Jahr keinen Tropfen eölnischen Wassers, noch weniger Eau de mille fleurs; Sauerkraut mit Speck ist ihnen weit lieber.

Die Männer mit der eigenthümlich gefalteten weiten Schenkelkleidung, mit ihren kegelförmigen Filzhüten und altdeutschen Halskragen geben die breite, hochgewölbte Brust und den muskulösen Hals der Sonnenhitze preis und der rauhen Waldluft. Der härteste Winter kann sie nicht bewegen, eine Halsbinde anzulegen, und sie bekommen deshalb weder Gicht noch Zahnweh. Sie betreiben jetzt ruhig ihren Feldbau und ihre Gewerbe, und manche Familie würde noch glücklicher, zufriedener leben, wenn das Oberhaupt derselben minder proceßsüchtig wäre. Das ist ein altes Uebel, der Ruin mancher Wirthschaft. Dagegen haben sie von einigen frühern religiösen und politischen Vorurtheilen so ziemlich abgelassen; insoweit hat auch sie die fortschreitende Bildung berührt. Uebrigens sind sie weit ernster und gravitätischer als die übrigen Schwarzwälder, die kein Freischießen, keine Kirchweihe versäumen. Auch singen und jodeln und musiciren sie nicht so viel; es sind ernste, ehrenfeste, ehrbare Leute, „veste und fürsichtige", wie der hannövrische Abschied sich ausdrückt; es sind die Castilier des Schwarzwaldes.

Das Volk, welches um die Bergseen herumwohnt, glaubt noch an allerlei Kobolte, Elfen, Nixen, Wasser- und Berggeister. Mit diesen phantastischen Ueberbleibseln altgermanischen Glaubens bevölkert die Phantasie der Wälderleute Hain, Fels und Busch, Sumpf und See. Einige dieser Geister schaden, andere nicht; einigen beliebt es nur, die ehrlichen, musikalischen und pfiffigen Schwarzwälder zu necken, ihre Geduld und Ausdauer, ihren Witz, ihren Scharfsinn auf die Probe zu stellen. In den dunklen Tannenbäumen, welche die Häuser beschatten, hausen die Kobolte, und soll man sich ja nicht unterstehen, besagte Bäume umzuhauen; wer es wagt, kann sich ein unheilbares Uebel zuziehen. Es gibt unter ihnen sehr gefällige, honorige und dienstfertige Kobolte, die, wenn man sie respectirt und in Ehren hält, allerlei Gutes in die Haushaltung bringen, die Butter frisch erhalten, Milch und Eier vermehren, das Brot schmackhaft machen, wenn es der Bäcker nicht thut, und die leeren Honigtöpfe mit neuer Süßigkeit füllen. Wenn die lieben Kobolte sich gütigst bewogen fänden, an gewissen Orten die Betten sauber zu halten und die Matrazen zu verbessern, so wäre gegen solche Inspection und Fürsicht durchaus nichts einzuwenden.

Ihnen befreundet und verbündet sind die guten harmlosen Elfen, die in den seebespülten Porphyrfelsen wohnen, oder auch in kleinen bunten, allerliebsten Steinen, welche man Elfenmühlen nennt. Dem wonnigen Hauche des Lenzes, der säuselnden Mailuft gleicht ihre süße, sanfte Geisterstimme. In lauen Sommernächten tanzen sie im mondbeglänzten Hain oder auf den blumigen Bergwiesen, und wenn man zuweilen einen leisen Ton im Walde vernimmt, soll derselbe von den Elfen herrühren. Es könnte aber auch ein verliebter Grünspecht oder ein Forstpraktikant sein, der mit einer nicht minder verliebten, lieblich flüsternden Else des Schwarzwaldes Bekanntschaft hat.

Die hercynischen Urgebirge mit ihren starrenden Granitpfeilern und Erzgängen, mit ihren herrlichen Serpentinen und Syeniten, Turmalinen und Hornsteinen bilden ein unerschöpfliches Mineralienecabinet, die reichhaltigste geologische Vorrathskammer in deutschen Landen. In der wildromantischen Gegend von Seebruck am Schluchsee, wo eine mit kräftigem Gebräu und schönen Hirschgeweihen versehene Waldgaststube zur Einkehr lockt, hatte ich, nach gekostetem Labetrank, die beste Gelegenheit, das

Digitized by Google

merkwürdige geognostische Phänomen der zerstreut umherliegenden grauen Granitblöcke im großartigsten Maßstabe kennen zu lernen. Im Münsterthale, zum schönen badischen Oberlande gehörig, wird auf silberhaltigem Bleiglanz ein schwunghafter, imposanter Bergbau geführt. Höchst interessant sind auch die schwarzwäldischen Alluvialgebilde, die Knochen von urweltlichen, kolossalen Säugethieren, die prächtigen Porphyrsorten und die an Gruben reichen Gneisfelsen, woselbst auch Magneteisen gefunden wird. Andere Magnete findest du in den warmen, stillen Wälderhütten, die in bunten malerischen Gruppen auf dem Walde oder am Fuße besagter Felsen sich hinziehen.

Von Neustadt, einem der Hauptorte schwarzwäldischen Kunstfleißes, gehen fast jede Woche einige schwerbeladene Wagen die Staig herab, und von da weiter gen Freiburg und Straßburg. Die Fuhrleute, die im Wirthshaus „zum Sternen" einige Gläschen über den Durst genommen haben, wissen nicht immer, wie viel Uhr es ist, obgleich sie nichts als Uhren auf ihren Wagen haben. Gefertigt in der Waldeinsamkeit von einem kunstsinnigen, zur Meditation geneigten Volke, haben diese Wälderuhren in Bezug auf Präcision, Harmonie und innern Mechanismus einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Es gibt Meister auf dem Walde, welche Kunstarbeiten geliefert haben und noch liefern, die nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich und Großbritannien, als Meisterwerke eines erfinderischen, harmonierreichen Geistes, die auch in technischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen, die ausgezeichnetste Anerkennung gefunden haben. In Moskau wie in Valencia, in Dubek und Algier, in Kasan wie in Constantinopel trifft man vielgewanderte, alemannisch und wälsch parlirende Söhne des Waldes, in schwarzer Manchesterjacke und rother Weste, ausgesandt von einem neustadter oder furtwanger Hause mit lieblich klingenden heimathlichen Wanduhren. Auffenberg hatte eine kindische Freude, als ihm einst mitten in Spanien ein Mann mit den Worten auf die Schulter klopfte: „Grüß Gott, Landsmännle!" Es war ein schwarzwälder Uhrenhändler.

Außerdem sendet der Wald in die breisgauischen, schwäbischen, elsassischen, ober- und niederrheinischen Wirthschaften und Haushaltungen beträchtliche Quantitäten hölzernen Geräthes und blecherner Löffel, welch letztere mittelst eigener Mühlen und Wassergetriebe verfertigt werden. Das hackt und bohrt und klappert, wenn man durch den Wald fährt, daß einem nervenschwachen Individuum Sehen und Hören vergehen könnte. Man merkt, daß diese fleißigen Leute für eine ausgebreitete Kundschaft zu arbeiten haben, und daß ihre Industrie die mannichfaltigsten Gegenstände umfaßt. So liefern sie unter anderen den Glasern stählerne Schneidzeuge, erfunden von einer Familie in dem gewerbsamen Orte Unterelzkirch, welche die Härte des Stahls zu erhöhen versteht, weshalb ihre Schneidemaschinen durch ganz Europa gesucht werden.

Glashütten und Hammerschmieden trifft man in jedem Waldbezirke, insbesondere an den Ufern der Alb, Wutach und Haslach, welch letztere wild sich herabstürzt, aus den Hainen von Dittishausen, wo unermüdliche Holzhauer ihr hartes Gewerbe treiben, und bei nie verlöschenden Feuern rußige, wildblickende Schmiede, jederzeit bereit, einen harten Tannenklotz oder einen weichen Schiller'schen Fridolin in den glühenden Ofen zu schieben.

In der obern mit wilden Gießbächen und Wasserfällen prangenden Bergregion ist die größere Hälfte des Bodens mit Buchen, Birken und Weißtannen besetzt. In den von klaren Quellbächen durchströmten Thalgründen sieht man prächtige Eschen und Ahorn grünen, und die duftenden Wiesen schmückt der üppigste Graswuchs. Steinrosen, Polypodium, Traubenhollunder und andere verwandte Sträucher überziehen ganze Berge. Ist man über dieselben, so gelangt man zur kahlen heerdnischen Hochebene, wo nur noch spärlich Erdäpfel gedeihen, und auf unergiebigen, rauhen Sturmwinden ausgesetzten Feldern etwas Hafer und Gerste. Von Obstbäumen kein Gedanke mehr; in den kleinen, von düsteren Torfmooren umgebenen Gärtchen nichts als die rauhsten Wurzeln und Küchengewächse. Wer hier zu diniren verdammt ist und nur mit des Hochgebirges schwarzen Kräutern und Gemüsen regalirt wird, ist ein geschlagener Mann. Kümmerlich aufstrebende Kiefern und Rothtannen, vielblättrige Andromeden, Lycopodium und Sumpfviolen sind deine stillen Begleiter, bis du zu den kahlen, ganz baumlosen Höhen der Subalpenregion gelangst. Der Anblick auf die hehre, himmlische berner Jungfrau, von abendlichen Purpurgluthen übergossen, entschädigt dich hinlänglich für die wilde, mühsam erklimmte Berghöhe. —

Berichtigung.

In Dr. Beurmann's Berichtigung, s. No. 96., steht Z. 19 von oben: „ein Theil und Ueberrest des Leibeigenthums, der sich von ihr, seitdem der dinteigene Charakter jenes höchstens nur noch theoretisch Rechtens ist" u. s. w. Statt der lies das, statt jenes lies desselben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 106. — den 3. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Spanien *).

— Ich bin über die Pyrenäen zurück. Von Umständen hängt es ab, ob ich wieder zurückkehre oder nicht. Ich wollte zu Cabrera's Schaar, aber ein Stuz vom Pferde setzt mich vorläufig außer Stand, in der Komödie zu figuriren. Auch zahlt man den Einlaß theuer, mit Einsatz seines Blutes und oft seiner besseren Ueberzeugung.

Mir ist es zu Muthe, wie einem Menschen, der aus einem ergreifenden Drama Abends nach Hause kommt, Regenmantel und Hut abwirft, ins Kaminfeuer blickt und die Bilder wieder emporsteigen sieht, die er vorstellen sah. Aber sie schildern, das kann man nicht. Da drüben ist alles anders. Unsere Worte passen nicht zu jenen Begriffen, und unsere Begriffe sind und bleiben den dortigen fremd. Menschen, Land, Dörfer, Krieg, Religion, Alles das ist dort anders, — und zwar innerlich und äußerlich. Was wahr ist, sagt man nicht, und was man von dort sagt, ist nicht wahr.

*) Nicht eigentlich aus Spanien, sondern aus Bayonne, wohin sich der Verfasser des Briefes, Capitain W., ein deutscher Officier, in Folge einer Verwundung zurückgezogen hatte. Die Redaction bedauert die Verspätigung dieser Mittheilungen eines Augenzeugen; diese Schilderung der spanischen Zustände wurde nämlich entworfen, bevor Maroto sich seiner Rivalen entledigte; bei alledem dürften hier seltene und überraschende Aufschlüsse über den Gang der Dinge in der pyrenäischen Halbinsel zu finden sein. D. Red.

Es sind dunkle, blutrothe Bilder, die ich dort sah, aber ich werde später aus unserm blaßgrauen, farblosen, oder wasserfarbigen deutschen Philisterleben oft dahin zurückdenken, an das Leben des Factioso, — weit bezeichnender als die Benennung Karlist. — Ihnen diese Bilder schildern, ich kann nicht, jetzt gar nicht, weil ich selbst erst diese mannichfaltigen Eindrücke sammeln, ordnen, zusammenfassen muß.

Ich sehnte mich lange nach einem Leben der Romantik. Umsonst verfolgte ich ihre Spur zu Lande und auf dem Meere. Oft fand ich noch eine Blume, die sie auf ihrem Wege verloren, aber sie selbst war längst fortgezogen! In Orients Zauberhallen war die europäische Civilisation gedrungen. Zur See fand ich nach dem Meeressturm an jeder Küste immer wieder den civilisirten Staatsbürger, der Glacéhandschuhe anzieht und einen schwarzen Frack, — Tahir Pascha ist Excellenz und trägt einen blauen Frack, — in Damascus verkauft man englische Stiefelwichse, Ibrahim Pascha nimmt Visitenkarten an, die man neben abgeschnittene Drusenköpfe legt, — sogar die Banditen in den Abruzzen werden honette Leute, da jeder Banquier ihnen ins Handwerk pfuscht. Wo also im Leben einen bestimmten Typus, eine charakteristische bestimmte Physiognomie finden? — Da lief ich unter die Schleichhändler und Factioso's, und wahrlich, ich habe mich an Romantik so satt gesehen, daß ich davon Ueberfluß habe, und wenn ich auch noch zehn Jahre lang meine zukünftigen Philisterstunden damit würzen müßte! In jedem solchen Contrabandista, —

Digitized by Google

in jedem Voluntario, — in jeder Guypozcoanerin, die bis in das Tirailleurfeuer läuft, um ihren verwundeten Geliebten herauszutragen oder den todten Feind zu entkleiden, ist mehr Farbe, als das ganze deutsche Spießbürgerleben enthält. Aber Sie müssen wieder in diesen Gestalten nicht unsere deutsche Poesie suchen. Der Contrabandista verkauft Sie um einen Douro an den Meistbietenden, der Voluntario hat mehr Wuth als Muth, ermordet den wehrlosen Feind, würde vor einem tüchtigen preußischen Husarendegen laufen, und ihm erst hinter einem Defilé meuchelmörderisch auspassen, die Guypozcoanerin wird vielleicht dem Ersten Besten mehr Gunst schenken als dem Geliebten, oder Tages darauf einem andern, der mehr Beute gemacht hat, als Vorgeschmack größerer Gunstbezeigungen im milden Sonnenschein das Ungeziefer absuchen.

Wie soll ich Ihnen Gestalten, die nur jenseits der Pyrenäen wachsen, mit unsern Worten beschreiben? Wie Figuren, wie Cura Merino, den Kanonikus Tristany, Balmaceda, Cabrera, den königlichen Beichtvater Pater Larraga, den Capueiner P. Don Juan, wie einen Volontario, wie eine Spanierin, wie einen spanischen Mönch beschreiben! Wie das Leben in einem Lande schildern, in welchem ich keinen Wagen sehe, kein Frauenzimmer einen französischen Hut trägt, und Abends die Straßen finster sind, wenn nicht hier und da vor einer Madonna ein Lämplein glüht! Ein Land, wo es noch wirkliche Mörder gibt, vor denen wir uns mehr wie vor Gestalten des Mittelalters, als tyrannischen adeligen Wütherichen, heimtückischen Burgpfaffen, ruchlose Unschuld verführenden Junkern in Räuberromanen fürchten, während alle solche Originalien friedselig im civilisirten Gehrock neben einander im Eilwagen sitzen und nach Ems oder Karlsbad fahren, versehen mit guten Pässen und Gicht oder Podagra bestätigenden ärztlichen Certifikaten?! Ein Land, wo die Damen auf Maulthieren reiten, und der Bediente statt eines Regenschirms eine Flinte in der Hand trägt! — Und doch imponirte mir dieses Volk nicht so, wie meine wilden, aber kräftigen, edlen, stolzen, ehelichen Türken oder Albanesen. Mag es vielleicht in dem Bewußtsein physischer Kraftüberlegenheit liegen, aber ich war immer in einem gewissen ruhigen Selbstvertrauen unter all' diesen Fra Diavolo's, denn erstens treffe ich mit meinen Pistolen weiter und sicherer als sie mit ihren Flinten, und habe ich gar meinen Säbel, so scheint mir, als müsse ich einen solchen pergamentartigen Schlucker in zwei Stücke spalten. Einmal zückte ein Navarrese sein Messer auf mich, ich entriß es ihm, faßte ihn in meine Arme und drückte ihn auf gut deutsch und gemsjägerartig, so daß ihm das Blut aus dem Halse sprang. Dies setzte mich mehr in Ansehen als zehn Orden oder Decorationen. Unter den Leuten des Cura Merino hatte ich mit der Büchse einige Schüsse gethan, die mich in ungeheuren Respect setzten. Dagegen war ich gezwungen, meinen Backenbart abzuschneiden, welcher als Zeichen des Freimaurers ein Gegenstand des Aergernisses ist, das sogar Messerstiche herbeiführen kann.

Ich habe drei Monate hindurch ein Leben geführt, gegen welches jenes eines leipziger Marktheilfees eine beständige Schlemmerei zu nennen ist. Alle Lebensgenüsse entbehrend, mit allen Fatiken kämpfend, treibt sich der Factioso in den unwegsamsten Gebirgen umher, da alle festen Plätze und zum Theil die Landstraßen vom Feinde besetzt sind. Trotzdem hat dies Leben einen eigenthümlichen Reiz. Alles ist hier eigenthümlich, um so mehr die Natur des Krieges. Die sogenannten Schlachten sind höchstens starke Vorpostengefechte bei andern Armeen zu nennen, allein sie wiederholen sich so oft, daß im Ganzen der Krieg eben so mörderisch ist. Unsere Begriffe von Ritterlichkeit oder von französischer Honneur müssen Sie hier nicht suchen. Dagegen sind blinde Wuth und starre Ausdauer echte Charakterzüge dieses Kampfes, wo Krieg Mord, und Mord Krieg heißt. Hier ficht man nicht um Principien, sondern, hier wollen zwei Parteien sich vernichten, nicht Frieden, nicht Versöhnung hofft oder will weder die eine noch die andere Partei, keine darf von der andern Schonung erwarten, und jede ist davon im voraus überzeugt, daher „morden" auf beiden Seiten das Losungswort, und nicht Nothwendigkeit, sondern wahrer Genuß.

Es ist aus alle dem ersichtlich, daß was man bei uns über diese Verhältnisse sagt, nicht herpaßt, und alles, was man bei uns darüber sagen könnte, voll anscheinender Widersprüche sein müßte. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen nun versicherte, daß in Don Karlos' Lager das eigentlich demokratische Princip als das Recht der Majorität unzweifelhaft residirt, daß dort das Princip der Gleichheit mehr zum Vortheil der untersten Stände angewendet wird, als in jedem constitutionellen, ja sogar republicanischen Lande? Allerdings nennt man dies, und vielleicht nicht ohne Grund, Pöbelherrschaft, aber ist dies nicht eben so gut eine Anmaßung des Mittelstandes als die Benennung roturier, welche früher der Adel im Munde führte? Ob die Massen sich je selbst geführt haben, ob in dieser Hinsicht der Ausdruck „Demokratie" nicht an und für sich eine, mehr oder weni-

Digitized by Google

gee zum Vortheil einzelner Magier angewendete Zaubeeformei war, ist und sein wird, lasse ich dahingestellt. Wenn die Navarresen Jedermann, dee ein sauberes Hemd, gewaschene Hände hat, odee gae ein Halstuch teägt, als hors de la loi betrachten, wenn ich den Voluntario, Officier und General am patriarchalischen Küchenfeuer mit der Familie des Hauswirthes sitzen, dieselbe Sitte, Kost, Sprache und Ansichten theilen, dieselben wechselseitigen Höflichkeitsformen beobachtend sehe, dies mit unserem Leben vergleiche, mich erinneee, daß ein englischer Loed, ein berliner Banquier, ein mediatisirter Standesherr, ein tübinger Peofessor, oder ein pariset Elegant sich sehr wundern würde, müßte ee mit dem Bauer, der eben die schmuzige Hand von der Mistgabel legt, oder dem Schuster, und zwar ohne Herablassung, ganz sans façon leben; wenn ich bedenke, daß hier zu Lande jeder etwas kühne Griff an die Taille der Aufwärterin ohne Weiteres von Seiten des Voluntario als reparation d'honneur eine Herausforderung odee einen Messerstich heebeiführen dürfte, — dann kann ich mir nicht läugnen, daß ich hier weniger als iegendwo auf den Unterschied der Stände aufmeeksam gemacht wuede. Freilich sehen Sie ein Wappen auf jeder zerfallenen Hütte, und ein Schneidergeselle in Tolosa, der mich bestohlen und, auf dee That ertappt, mit einer Ohrfeige eegalirt wurde, sagte wüthend: Seüor, io soõo Caballero! — Aber ist dies nicht wiedee Gleichheit? Wo jeder ein Wappen hat, düefte es gerade Aristokratie sein, keines haben zu wollen. So ist es hier mit allen unsern Ansichten. Ich möchte nur unsere Kriegskünstler sehen, wenn sie zum ersten Male ein Kaelistisches Bataillon erblickten. Theils in lauter Fetzen, theils in eroboete englische oder sonst feindliche Uniformreste gehüllt, das Bayonnet im Gürtel, mit Sandalen, oft barfuß, mit langen Haaren, wie die Figuranten in Rinaldo Rinaldini, so marschiren sie einher, die Officiere kaum zu unterscheiden, oft ohne Schuhe, immer ohne Strümpfe, oft kaum mit einem Säbel, nur mit einem Stock bewaffnet. Und doch kann nur diese Truppe, und gerade nur so, wie sie ist, hiee das leisten, was sie geleistet hat. Denn nur sie kann so entbehren, so marschiren, wie sie es thut. Allerdings ist die Frucht manches Sieges veeloren gegangen, weil die Sieger sich damit beschäftigten, die Todten und Gefangenen zu entkleiden, statt den geschlagenen Feind zu verfolgen. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 24. Mai.

[Düsseldorfer Bilder.]

Die seit einigen Tagen eeöffnete Ausstellung von Werken der düsseldorfer Malerschule im Hotel de Russie hat den gehegten Erwartungen keineswegs entsprochen. Lessing allein hat sich auf der einmal ereichten Höhe in der Kunst erhalten, und in seinem Ezzelino durch Tiefe der Auffassung und innere Wahrheit, von der die ganze Darstellung durchdrungen ist, gezeigt, wie weit ee durch sein Genie vor allen seinen dortigen Kunstgenossen voraus ist. Er steht in sich und durch sich seldst da; ohne der allgemeinen Richtung der Schule zu folgen, welcher er angehöet, benutzt er vielmehr die bessee Seite derselben als ein geeignetes Mittel, zur Ereichung des höchsten Zweckes in der Kunst, auf der mit so vielem Erfolge betretenen Bahn. Eine Gemeinschaft, welche man ihm daher mit jener Malerschule wohl zugestehen muß, vornehmlich in der Technik und in dem häufigen Gebrauche katholischer Attribute, düefte in Beziehung auf alle übrigen Darstellungsmittel nue bedingungsweise mehr oder weniger sich erstrecken. Den andern vorzüglicheren Künstlern jener Schule ist zwar ein gewisses Talent nicht abzusprechen, das aber, anstatt in tieferer, innerer Wahrheit der Darstellung bemerkbae zu werden, mehe nach äußeren Mitteln hinstrebt, wodurch zwar ihre Werke einen leichten äußern Effect zu machen nicht verfehlen, aber nach längeree Betrachtung den Beschauee, aus Mangel an den wesentlicheren Elementen jeder künstlerischen Darstellung, um so weniger genügen können. Den Beweis des Gesagten liefern die aufgestellten Bildee, welche wir hier nur einer allgemeinen Betrachtung unteewerfen werden. Zuerst wenden wir uns zu Lessing's Bilde, als zu dem vorzüglichsten. Ezzelino da Romano wird im Gefängniß von zwei Mönchen besucht. Diese in allen ihren Theilen großartige Composition, die durch ungemeine Naturwahrheit so überrascht und anzieht, darf gewiß als das Höchste betrachtet werden, was die neuere deutsche Kunst geleistet hat. Vorzüglich gelungen sind die beiden Mönche, welche durch ihre edle Einfachheit und tiefen innern Ausdruck unwillkürlich an die Meisterwerke aus der höchsten Blüthe der Kunst erinnern, und das kräftige und harmonische Colorit, welches sich über das ganze Bild verbreitet. Weniger zufrieden müssen wir uns mit der Figue des Ezzelino erklären, die als Hauptfigur von dem Künstler wohl etwas günstigee für die Darstellung hätte aufgefaßt werden können. Von den drei Landschaften, die dieser Künstler noch ausgestellt hat, speicht die Köhlerhütte durch geößere Naturwahrheit am meisten an, weniger dürfte die Rheinlandschaft durch ihre zu zweifelhafte Beleuchtung und zu südliches Colorit genügen. Eine tausendjäheige Eiche, die im dritten Bilde dargestellt ist, zeigt eine tüchtige Technik, vornehmlich in den einzelnen Theilen des Vordergrundes. An die Lessing'schen Bilder schließt sich zunächst Sohn's „Tasso und die beiden Leonoren." Hier teitt uns die vorherrschende Richtung der düsseldorfer Malerschule duech das Streben nach äußern Effecten entschieden entgegen. Welch einen Aufwand von Mitteln hat der Künstler in diesem einfachen Gegenstande in Anwendung gebracht; und wie weit ist er da-

Digitized by Google

durch hinter dem Ziele zurückgeblieben, welches zu erreichen er sichtlich gestrebt hat. Den Mangel jener lebendigen und tiefen Wahrheit, die Lessing's Ezzelino so mächtig anzieht, hat Sohn durch Farbenpracht, Reichthum in Gewändern und durch Hervorhebung der Nebensachen ersetzen wollen, ist aber in den Fehler einer unnatürlichen Ueberladung verfallen. Der im Vordergrunde des Bildes gelagerte Tasso erscheint viel zu abgesondert und ohne alle Beziehung zu den beiden Leonoren, daher die ganze Darstellung mehr ein Nebeneinanderstellen von bedeutungslosen Figuren, als eine bestimmte Handlung derselben ausdrückt. Eben so wenig entspriche Stellung und Ausdruck dem Ideale des großen Dichters; auch geht, durch eine verfehlte Beleuchtung seines dunkelrothen Unterkleides, die Form des linken Oberschenkels gänzlich verloren, und dagegen wird wieder die Brust aus demselben Grunde auf eine etwas unnatürliche Weise hervorgehoben. Die beiden Leonoren würden mit ihren schönen und anmuthigen Gesichtszügen zu dem gelungensten Theile im Bilde gehören, wären sie nicht so sehr mit Gewändern beladen, die durch ihren schweren Faltenwurf jede zarte Form und leichte Bewegung verdrängen. Das Landschaftliche; in dichten Baumpartien nach allen Seiten hin über das ganze Bild sich verbreitend, macht einen um so störendern Eindruck, als der Raum dafür viel zu begränzt ist. Die technische Durchführung des Ganzen ist dagegen vortrefflich, und sobald man sich mit dem allzu stumpfen und ins Röthliche gehenden Localton versöhnen kann, wird man auch vieles Gute im Colorit gewiß nicht verkennen. Stieike's „Gefangene Christinnen" bieten im Vordergrunde zwei sehr gelungene weibliche Figuren dar; doch die in diesem Bilde auffallend vorherrschende bunte Färbung möchte eben nicht geeignet sein, einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge des Beschauers zu machen. Mehr dürfte dies in einem andern ansprechenden Bildchen von Schrödter geglückt sein, in einer humoristischen Darstellung des Fluellen und Pistol, aus Shakspeare's Heinrich V. Die beiden Bilder von Steinbrück gehören keineswegs zu den besseren dieses Künstlers. Undine ist die Bezeichnung des einen, zu der wir aber eine nähere Beziehung in der dargestellten weiblichen Figur nirgends wahrnehmen können. Vielleicht beabsichtigte der Künstler, sein Werk nur der Gemeinschaft mit vielen ähnlichen zu entheben, wozu dergleichen Namen immer sehr bequem sind. Auf dem andern Bilde erblickt man eine Mutter mit ihren Kindern am Meeresufer, ein zwar ebenfalls sehr bekannter Gegenstand, der jedoch hin und wieder kräftiger und klarer im Colorit gehalten ist, als die sogenannte Undine. Einige andere Bilder von L. Blanc, Becker und Voß vermehren mehr die Zahl als den Werth dieser kleinen Ausstellung. So erfreulich es für die Kunstfreunde ist, die hier aufgestellten neueren Werke jener Malerschule, welche aus nicht hinreichend bekannten Gründen der größern Ausstellung entzogen worden sind, näher kennen zu lernen, so wenig ersprießlich dürfte das Resultat der Anerkennung für die Künstler selbst sein, die ihre Werke unter solchen Umständen gefunden haben. Man war bisher gewohnt, die Werke jener Schule im Zusammenhange mit denen der andern deutschen Malerschulen zu betrachten; wo man dieselben, theils unter mittelmäßigen, theils unter solchen von ganz untergeordnetem Kunstwerth, wegen einer tüchtigeren Technik und eines gewissen äußern Effects einen relativen höhern Werth beizulegen nicht umhin konnte, der, wie häufig zu geschehen pflegt, durch leidenschaftliche Ueberschätzung, bald über seine bestimmten Gränzen hinausging. Doch der Standpunct der gewöhnlichen Beurtheilung hat jetzt zufolge dieser abgesonderten Ausstellung sich bedeutend verändert; wo jene äußern Mittel für die Darstellung, als etwas der ganzen Schule gemeinschaftlich Angehörendes, sich nicht mehr geltend machen konnten, ist endlich eine richtige und unparteiische Würdigung derselben möglich geworden. Hier also, wo jede Vergleichung mit andern weniger anspruchslosen Werken aufhört, und der Maßstab des wahren Werthes in jener Schule selbst gesucht werden muß, sehen wir die ihr bisher nur allzu dereitwillig beigelegten Vorzüge derselben sehr verschwinden, und finden zu unserer Freude, daß die Blüthen der Kunst überall ihre schönen Früchte tragen. Diese Ausstellung wird daher zu Vermehrung des Rufes der düsseldorfer Malerschule nicht in dem Maße beigetragen haben, wie es die Künstler derselben erwartet haben möchten. Dem mittelmäßigsten Bilde dieser Ausstellung hätte man vielleicht im Vereine mit andern eine Anerkennung nicht versagen können, wenn hier nur Lessing durch seinen Ezzelino den ungetheilten Beifall aller Kenner sich erwerben konnte. †.

Notizen.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Das 2. Heft des Theaterlexikons, zu dem sich als thätige Herausgeber R. Blum und H. Marggraff nennen und Herloßsohn seinen Namen hergibt, reicht von „Apollo" bis „Bauern." Seltsam ironischer Zufall! Apollo und Bauern zanken sich um die deutsche Bühne und auf wessen Seite der Sieg, lehrt die Tagesgeschichte der Theaterwelt. Aber Scherz bei Seite: so bringt das Lexikon nur Gutes. Von Marggraff sind meist die ästhetischen Artikel, von Robert Blum die biographischen, von Dr. Götte die gelehrten über die alte Bühne. Zu diesen gibt das vorliegende Heft eine Zeichnung, welche die bewegliche Scene eines römischen Theaters in drei verschiedenen Auftritten aus Terenz'schen Lustspielen veranschaulicht.

[Pianisten in Hamburg. Briefl.]

In Hamburg wird in den nächsten Tagen eine merkwürdige Constellation eintreten, nicht am Himmel, sondern auf der Erde wird sich's zeigen, gleichwohl kann dabei Gegenschein oder Gegiertschein vorkommen. Drei der größten Clavierspieler werden auf einem ganz kleinen Raume zusammentreffen. Thalberg und Camilla Pleyel kommen zu Schiff von St. Petersburg, und gleichzeitig Alexander Dreyschock aus Mecklenburg zurück, wo er zum Hofpianisten ernannt, auch kostbar beschenkt worden ist. **.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 107. — den 4. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Aber noch mehr würden sich unsere politischen Koryphäen betroffen fühlen, sähen sie ihre Ideen hier organisirt, oder sähen sie vielmehr, was das ist, worin sie hier ihre Ideen organisirt glauben. Stellen sie sich unsere Minister vor, wenn diese feinen, glattredenden, parfümirten Herren in einem dunkeln, kaum mit Strohsesseln versehenen Zimmer, mit den Chefs der Camarilla, während diese ihre Cigarretten rauchen, negociiren sollten, während man einstweilen die Gefangenen im anliegenden Garten füsillirt, und schon die Bravos gedungen werden, welche den eigenen Courier dieser Conferenz auszuplündern und sich seiner Papiere zu bemächtigen bestimmt sind! Denn diese Camarilla-Chefs sind nicht etwa große Herren, oder Menschen, welche es wollen vergessen machen, daß sie es nicht von jeher waren, nein, es sind ein Barbier, ein schmuziger Dorfpfaff, ein feister Capucciner, ein pfiffiger Advocat; aber gerade darin liegt ihre Macht, daß sie sich nur an der Allen leuchtenden Sonne zu wärmen scheinen, die oft nur ein papierner Transparent ist, hinter welchem andere Lichter brennen. Deshalb ziehen solche Günstlinge auch minder den Neid, Verdacht und Haß des Volkes auf sich. Es sieht sie, aus seiner Mitte entsprossen, als seine Repräsentanten an, und rächt sich durch ihre Macht an den durch Geburt, Reichthum oder Erziehung bevortheilten, sich von ihnen abgesondert glaubenden Ständen, und deshalb sind derlei Günstlinge, um so mehr wenn sie den leidenschaftlichen Ansichten der Volkspartei oder ihres Herrschers nach Umständen zu schmeichein wissen, die mächtigsten, gefährlichsten und am schwersten zu stürzenden. — Was würde Herr Doctor Jarcke oder sonstige Absolutisten unter der wilden Turba der Legitimisten von diesem Kaliber, sagen, die, wenn sie Blut begehren oder Geld, schwer mit Papierordonnanzen, Abhandlungen und Protokollen abgespeist werden könnten! Ich möchte sie hier sehen diese Herren, —

„wahrhaftig nicht lange,
So würde ihnen bei ihrer Gottähnlichkeit bange!"

Was würde ein preußischer General sagen, sähe er den zweiten Chef des Generalstabes, den navarresischen General Carmona, ohne Halstuch, im schwarzen Schafpelz, vertraulich mit seiner Ordonnanz zusammen Cigaretten rauchen und ihre Pferde fütteen; NB. die Ordonnanz war ehemals ein Franciskanermönch. Oder wie würde der erste löbliche Hofkriegsrath staunen, käme Cabrera mit offenem Hemde, die Mütze im Genick, in blauer Jacke, zwei Pistolen im Gürtel, aber ohne Säbel oder Degen, blos eine Gerte in der Hand, herumgeritten, — Cabrera, der wie Wallenstein vier Divisionen errichtet, sich zum zweiten Male mit Pferden, Geschütz, Geld selbst versehen hat, — Cabrera, der Würger, der blutbespritzte Rächer seiner erschossenen greisen Mutter, der das Todesurtheil über Hunderte verhängt und vollzogen hat, — nun, Cabrera sieht aus wie ein junger wilder Student! — Dagegen würden unsere Freiheits-

Digitized by Google

koryphäen, unsere Liberalen, nicht weniger staunen, sähen sie die Leute, welche sich hier mit diesem Namen bezeichnen. O, ihr guten, lieben, deutschen Liberalen in den gemüthlichen Ständeversammlungen, ihr Alle, die ihr empfindelnd lamentirt ob Wildschaden, Preßcensur und Paßvexationen, laßt Euch anwerben unter den Urbanos in Saragossa, Burgos oder Valencia, und wenn ihr in einem Jahre nicht desertirt, um selbst Förster, Censoren oder Thevisitatoren zu werden, so will ich selbst Abschreiber sein bei Doctor Jarcke, oder Vorleser bei einer dicken Hofräthin, welche die Clauren'schen Romane liebt, — oder Postknecht, — oder dienstthuender Kammerherr beim regierenden Fürsten von X., — oder Adjutant beim Prinzen X., — oder was es sonst noch Miserableres geben kann.

Noch ein Grund, warum die Majorität karlistisch ist, liegt in dem Umstande, daß die wohlhabenden Leute meistens zur christinischen Minorität gehören, Jeder, der also etwas zu erhaschen hofft, hat jedenfalls Recht, sich dahin zu schlagen, wo was zu holen ist. Der Factioso kann wohl hoffen, den Christino, wenn er ihn vertrieben hat, zu plündern, aber bei den Karlisten würde wenig zu finden sein. Ueppig winken die reichen Städte, die blühenden südlichen Provinzen, die schönen Schlösser der Grandezza, aber was läßt sich in den gebirgigen Wildnissen holen, in denen die Karlisten hausen, in den armen entlegenen Ortschaften, in welchen nur die Einwohner geblieben sind, die nichts zu verlieren haben, was läßt sich aus Navarra, Catalonien, Estremadura holen? Daher, lieber Freund, wollen Sie Factioso oder Guerilla mit Frucht werden, so werden Sie ja Karlist, denn nur drüben ist etwas zu finden. Darum hat sich die ganze Masse abenteuerlicher, beutesüchtiger Gesellen zu der ohnehin großen Majorität geschlagen, welche, zumal auf dem Lande und in den Klöstern wirklich karlistisch und der Constitution feindlich gesinnt ist, und die Benennung „Factioso" bezeichnet alle diese vereinigten Banden, deren innere und äußere Physiognomie sehr von einander abweicht. Außerdem hat die christinische Regierung im Anfange große Fehler begangen. Zuerst hätte sie die Provinzial-Freiheiten und Satzungen anerkennen sollen; Munagorri's späteres, unverbürgtes Unternehmen flößte kein Vertrauen ein; — fürs zweite war es unsinnig, die Klöster zu verbrennen und die Geistlichen zu morden. Achtzigtausend gefährliche Feinde mehr, um so unversöhnlicher, da sie keine Schonung zu erwarten hatten, stiegen aus den blutgetränkten eingeäscherten Trümmern empor. Drittens sind einzelne Grausamkeiten und Vexationen immer tadelnswerth, unverzeihlich aber, wenn man nicht der Stärkere ist und bei den Repressalien immer im Nachtheile bleibt.

Die Navarresen und die baskischen Provinzen fechten für die freisinnigsten, kostbarsten Institutionen; gar nicht Jarckisch; sie wehren sich gegen den Verdauungsproceß der Constitution und haben Recht, da in Vergleich ihrer Institutionen die Erstere nur eine despotische Central-Regierung ist. Sie wählen sich alle Beamten selbst, geben blos freiwillige Recruten und zahlen nur die Zehnten. Gestehen Sie, daß man in Würtemberg oder Baden nicht so gut daran ist. Das Individuum, die Familie, die Gemeinde, die Provinz — sind Elemente, welche in Spanien auf ihrer Individualität bestehen, und sich nicht leicht assimiliren lassen. Außerdem zeigten die meisten christinischen Generale wenig Thatkraft, und auch in letzterer Zeit ließ Espartero manche Gelegenheit vorübergehen, dem Kriege, wo nicht ein Ende zu machen, doch wenigstens durch entscheidende Maßregeln die schlimme Lage der Karlisten zu benutzen, welche inmitten der selbst von ihnen ausschließlich besetzten Provinzen durch feste Plätze und Stellungen, wie Pampelona, Vittoria, Bilbao, St. Sebastian, die Linien von Hernani und Andoin bedroht, stets ohne eigentlich administrativen oder politischen Centralpunct und ohne militairische Basis sich befinden. Ob Espartero, dem Niemand militairische Talente und eine glänzende Tapferkeit absprechen kann, nicht etwa geflissentlich so und nicht anders handelt, ob beiden Theilen nicht mehr daran liegen mag, den Kampf zu verlängern, als ihn rasch zu Ende zu führen, ist weniger zweifelhaft, als es klar ist, daß nach dessen Beendigung die Führer der Parteien auf beiden Seiten in die Dunkelheit zurückkehren würden, und die Gelegenheit, Geld zu machen, so wie der Augenblick ihres Einflusses zu Ende sein würde. Außerdem dürften gerade die jetzigen Häupter und Chefs die ersten Opfer des Sieges, auch bei der siegenden Partei, sein. Es geht die Rede, Zumalacarregui selbst sei nicht gerade an seiner ziemlich leichten Verwundung gestorben, sondern man habe diese Gelegenheit benutzt, ihm Gift beizubringen. Ich weiß, daß man bei allen solchen Vorfällen sagt: man will Personen, die außerordentlich lebten, auch immer außerordentlich streben sehen, und nie wie andere Leute; — Kaiser Alexander, Diebitsch, und kaum würde man zugeben, daß Dr. Raupach oder Herr v. Raumer in Berlin an der Cholera stürben. Allein in diesem Falle erhält die Sache mehr Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß Zumalacarregui zu-

Digitized by Google

weilen mit dem etwas cabalen Gedanken umging, auf dem Marsche die Camarilla vom Könige zu trennen, zu verhaften und brevi manu zu füsilliren. Falls dies den guten Leuten bekannt war, dürfte man sich nicht wundern, wenn sie das Prävenire spielten *). Wenn man Cabrera nicht mehr brauchen wird, wird er gut thun, sich bei Zeiten in Sicherheit zu setzen, da man sich zur unrechten Zeit erinnern dürfte, daß er sich von allen Befehlen des königlichen Hauptquartiers unabhängig erklärt hat, und den Krieg in Aragon auf seine eigene Faust führt. Dies mußte er aber thun, denn durch sinnlose königliche Befehle wurde er schon zwei Mal an den Rand des Verderbens gebracht, aus welchem ihn nur seine rastlose Thatkraft und genialische Kühnheit rettete. Daß man auf beiden Seiten zahlreiche Gelegenheiten, energisch vorzugehen, vermieden, und dagegen sich auf einzelne unentscheidende Gefechte und Unternehmungen beschränkt hat, ist augenscheinlich. Die meisten Mitglieder der Camarilla würden, sobald in Madrid sich Alles gestaltet und regulirt hat, mehr verlieren als gewinnen. A. T., der ein unbedeutender Advocat war, würde zu einem obscuren Bureauchef, die Mitglieder der Junten von Navarra und der Provinzen zu Provinzial-Deputirten, Pater L. zu einem Capucinerabt herabsinken, Generale, wie Tristany, Merino, Balmaseda, Garcia, eine schlechte Figur bei den Revuemanoeuvres der Garden spielen, und andererseits doch nicht gern wieder als Canonici im Chor sitzen, oder als Bürger ihren Hauszins eintreiben und sonstigen Beschäftigungen sich widmen, mancher auch die Zeit nicht gern kommen sehen, wo er kein Geld machen, dagegen Schulden zahlen müßte. Ob also alle diese Leute mit aufrichtiger Sehnsucht den vollkommenen Untergang des Feindes, und somit das Ende der Rollen, die sie jetzt in diesem blutigen Drama spielen, wünschen, ist wohl nicht ganz zu glauben. Auch bei den Christinos ist dies, und zwar noch mehr, der Fall. Man ist beinahe allgemein überzeugt, daß die, auf constitutioneller Grundlage beruhende Regierung der Königin praktisch nicht bestehen könne. Sind die Carlisten einmal besiegt, so stürzt das Gebäude unter den Mordfackeln der Exaltados. Dies erklärt auch die zweideutige Politik Frankreichs, welches zwischen republicanischer oder karlistischer Nachbarschaft, si tertium non datur, noch eher zu letzterer sich hinneigt, wo nur Personen, die vorübergehen, fossile Elemente sind, während feindliche Principien bleiben. (D. B. f.)

*) Dies Prävenire spielte nun später seinerseits Maroto.

Correspondenz.

Aus Hamburg, im Mai.

[Handelskrisis, neue Bauten, Gemäldeausstellung.]

Jungfer Hansa ist krank, und wird es noch immer mehr werden, wenn man ihr nicht bald Eisentinktur verschreibt, oder vielmehr die verschiedene darreicht, und dann mehr, immer mehr, centnerweise; das stärkt die Nerven, und welche Stadt und welches Land jetzt nicht bald Nerven aus Eisenschienen besitzt, wird sich schlecht befinden, denn die Wasserkuren thun es halt jetzt allein nicht mehr, das sehen wir an uns; die Elbe ist noch immer da, und der stader Zoll ist noch da, Cuxhaven, die Nordsee und das Weltmeer sind da, aber die orthopädischen Eisenschienen fehlen, um dem verkrüppelten Handel wieder auf die Beine zu helfen, und erst jetzt stellt sich's heraus, wie es doch am Ende ganz und gar nichts mit der alten Jungfrauschaft ist, denn wären wir jetzt mit irgend einem nachbarlichen Staate vermählt, man reichte uns schon die Hand, um über die Gränze zu kommen mit unserm Handel auf Eisenbahnen, während wie jetzt wie die Spinne auf dem kleinen Eilande in der Wasserschale sitzen, rund umher auf unserm Seegebiete laufen, und vergeblich den anknüpfenden Faden hinüber zu werfen trachten. Man hört und sieht nichts von unserer projectirten Bahn nach Bergedorf, und nur als neulich ein englischer Ingenieur auf dem Terrain dort umher einen elfenbeinernen Zollstab verloren zu haben anzeigte, steckten die Leute die Köpfe zusammen und wisperten: Haha! — man mißt doch noch! — Statt aber zu messen und wieder zu messen, wäre es wohl besser, wir wären etwas vermessen und bauten darauf ein, denn die dänischen Herren hinterm Belte lassen sich durch solcherlei geschehenes Vermessen nimmermehr ins Bockshorn jagen, haben immer nur die Nimessen ihres Sundzolles im Auge, und machen sich nicht viel daraus, ob Hamburg, das lange schon keine Milchkuh mehr für sie ist, an dem Schicksale Venedigs oder Genuas elendiglich, wie eine Heuscheecke im Spätherbst, vertrocknet. In der That sind unsere Aussichten nicht die glänzendsten, und es bedarf einer besondern Einsicht, um des Geschickes dunkeln Mächten nicht zu unterliegen. Der preußische Zollverband, die südwestlichen Eisenbahnsysteme und der neue holländisch-preußische Handelsvertrag sind wohl ein Widerwärtigkeitstriumvirat, dem ein Häuflein Republikaner — denen ja ohnehin die europäische Luft nicht günstig sein soll — erliegen, mindestens eine chronische Paralysis davon tragen könnte. Ferner scheint selbst die Natur der Dinge, die man Elemente nennt, einen Zahn auf uns zu haben, denn lange schon läßt sie sich's ernstlich angelegen sein, unsern Hafen mehr und mehr zu verschlemmen, und bereits im vorigen Sommer hatte man den Geist der britischen Dampf-Industrie in Form einer sogenannten Baggermaschine beschworen, das große Hafenbecken vom Moder der Vergangenheit, der bald die Schiffe zu verdrängen drohte, zu säubern, ohne aber bedeutende Resultate zu liefern, weshalb denn eben jetzt eine Fortsetzung folgt, die jede fünf Minuten eine große Schute mit Schlamm anfüllt. Alle solche kleinere oder größere Neckereien des Zeitgeistes, die er mit der ungesegneten Hand vollzieht, finden zum Glück Augen, und in der Presse

Digitized by Google

ihr Organ; aber, wie gesagt, die einsame alte Jungfrau hat keine ehemännliche Stütze, und ihr Curator, der deutsche Bund, kann oder will nichts Absonderliches für sie thun. Man sieht es an dem lästigen Transitzoll, den die Hansestädte jetzt meilenweit umfahren, dadurch die holsteinischen Ortschaften auf der geraden Straße veröden, und dem Landesstiefvater drüben am Belte eine schwere und unvergoltene Ausgabe für Beaufsichtigung verursachen, die zu nichts als zu gegenseitiger Erbitterung führt. — Andererseits sind wir in unserm Innern thätig wie die Ameisen, und ich stehe gar nicht an, mein Stückchen Weihrauch mit ins Nest zu legen. — Unser eins ist Zeitgenosse von Erhauungen in Vergangenheit und Gegenwart, die aussichtlich eine große Chiliadenstunde der Ewigkeit vorzuhalten haben; als da sind, ein Thurm des St. Jakob, aus der Blüthe des kirchlichen Rationalismus emporgestiegen, und vielleicht, ehe sein Kupfer grün wird, seine Glocken dem lebensfelschen, blüthenreichen Frühlingsglauben leiht, dessen Duft bereits von jenem Eilande, das im Morgensonnenscheine aus dem Meere der Zeit vor uns aufsteigt, herüberweht. Dann das Schauspielhaus, erbaut Anno mundi, da das Schauspiel zur Spielerei herabgesunken war, dem Ernst des Lebens entsagt hatte, und Thalia dem gallischen Hahne täglich eine Schwungfeder aus dem Schwanze rupfte, um sich à la Mephistopheles damit zu schmücken, also in den Schwung zu kommen, und dennoch bis heute nicht weiter gediehen ist, als bis aufs ästhetische Glatteis, wo einem bei dem Gleiten und Balanciren nicht wenig Angst überkommt, es könne zum Halsbrechen gedeihen. — Ferner unsere neue Börse, die in diesen Tagen unter Dach gebracht sein wird, und die sich mit ihrem schneeweißen Feierkleide in der schlechten Umgebung ausnimmt wie eine Perle in der Pfütze, deren in der That an jeder Seite eine (Fleet genannt) vorbeikriecht, und die die Lüfte düngen. — Mögen Hermes und die Charites dem neuen Hause gnädig sein! — Dann wieder das grandiose, fast vollendete Gymnasium, ein kolossales längliches Viereck auf dem frühern Domplatze, mit Schwibbogen und eisernen Fenstern, die Umgebung mit Asphalt belegt; wohlaussehend. Möchten überall die Gymnasien an die Stelle der Dome, die lebendige Wissenschaft an die Stelle todter Dogmen treten, und die Poesie in ihrer allerheiligsten Bedeutung die Beseligung der Nationen übernehmen! — Schließlich erhebt sich ein prachtvoller Quai den ganzen Hafen entlang, bis in die westliche Vorstadt hinausreichend, dem Auge und der Schifffahrt zu großem Nutz und Frommen, gegen die Sturmfluthen aber waffnen wir uns noch immer nicht, und alle winterlichen Wassercuren in den Wohnkellern und Lagerplätzen heilen uns nicht von dem Phlegma, wo es sich um etwas Ungeheures handelt, das unsere kindliche Phantasie nicht zu umspannen vermag, möge es selbst die eisernste Nothwendigkeit decretirt haben.

Vom ernsten Leben zur heitern Kunst übergehend, kehren wir ein Stündchen bei der Gemäldeausstellung ein. Die wärmenden Sonnenstrahlen und die beölte Leinwand; die äugelnden Quasi-Schönen und ihre Flacons; die Respiration der lebenden und gemalten Geschöpfe erzeugt jene Gattung von Atmosphäre, von der man in Wahrheit sagen kann, sie riecht nach Kunst, und es mag gern sein, daß sie zur Befruchtung des Kunsturtheils, bei dem es in der Regel etwas nebelt, ersprießlich ist. — Ohr und Auge eines unbefangenen philosophischen Beobachters finden hier Beide ihre Weide. Die gegenseitige Mittheilung der Beschauer ist in der That ergetzlich. Die Damen haben in der Regel ihren Apparat von: herrlich, köstlich, prächtig, vortrefflich, ausgezeichnet, außerordentlich, lebendig, einzig, reihaben, lieblich, anmuthig, schön u. s. w. Dazu kommt bei den Herren noch eine kleine Zuthat von Perspective, Färbung, Tinten, Duft, Lichter, Schatten, Gelecktes, Schmelz, Zeichnung, Schule u. dergl.; man guckt durch die geschlossene Hand, lorgnettirt, rühmt sich der nähern Bekanntschaft dieses oder jenes Meisters, improvisirt eine Maleranekdote, und rühmt die Galerien des Auslandes. Dazwischen dann die schnurrbärtigen, nackthalsigen, bekäppchenten Jünglinge vom Fach, ihren kritischen Freimuth überall auslassend, und wie Würgengel mit witzigen Glossen unter den Künstlern aufräumend. In der That ergetzlich genug dem stillen Horcher, der in seiner bernischen, kennerlosen Unschuld einsam unter den Gruppen umherschleicht, und seinem poetischen Gemüthe Freiheit gibt, sich fesseln zu lassen, wo es immer sei, und wie die Schule der ewigen Natur es ihn gelehrt. — Die Wahrheit zu gestehen, war es im ganzen weiten Saale einzig nur der violetfarbene, drocatne, bis zum Gürtel reichende Rock einer jungen Albaneserin, der meine Seele mit innigem Ergetzen erfüllte. Von dem Bilde, wozu dieser gebenedelte Rock gehört, sagt der Katalog „A. Riedel in Rom. Zwei Albaneserinnen, eine dem Geliebten eine Rose reichend. (Eigenthum der Fräulein S. Sillen.)" — Was sind die beiden verliebten Mädchen, was ist der hintre der Terrasse zwischen Laubwerk hervorlauschende Geliebte, was ist die Rose, ja, gewiß, was ist Fräulein Sillen selber gegen dieses drocatne Röckchen, dessen südseitliche Falten von der unsichtbaren Sonne bestrahlt werden, jede Falte ein Schatz, ich kann es nicht beschreiben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Der Autor der Pickwickier.]

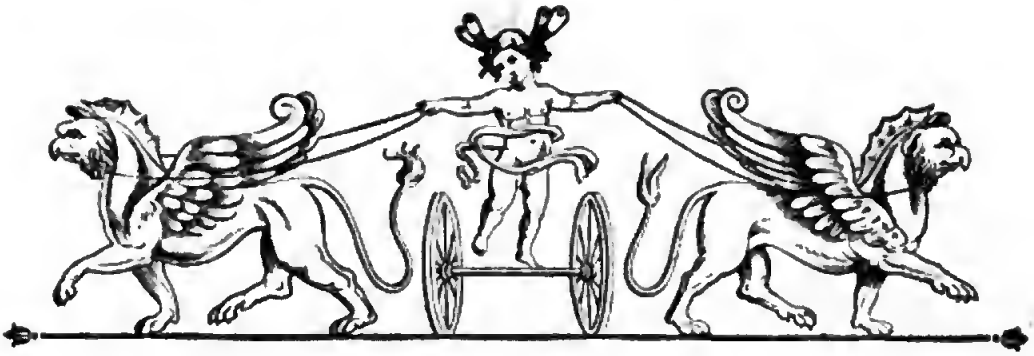
Der Autor der Pickwickier, den man als einen Herrn Dickens kennt, nennt sich bekanntlich Boz. Dieser Name soll, wie wir aus London hören, aus Bothwell verstümmelt sein. Bothwell ist der bekannte Biograph des Dr. Johnson, von dem er viele Anekdoten sammelte. Aus Bothwell hat man für den gewöhnlichen Gebrauch Bozzy und Boz gemacht.

[Beurmann's Deutschland.]

Beurmann's scharfsinnige Schilderungen der deutschen Zustände beschäftigen sich im 7. Heft noch mit den Ländern des gesegneten Materialismus; die Darstellung Pommerns schließt und Holstein wird vor uns entfaltet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 108. — den 6. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Spanien.

(Beschluß.)

Mir dünkt, daß, wäre Espartero, als im vorigen Sommer das karlistische Heer im Aufstand und in völliger Auflösung begriffen war, rasch auf Estella vorgedrungen, und diese Bewegung von Bilbao, Pampelona, Vittoria und St. Sebastian gegen Toiosa, Elisondo und Mondregone unterstützt und von zweckmäßigen politischen Maßregeln für die Provinzen begleitet worden, Don Karlos' Aufenthalt in den Provinzen sowohl, als die Vertheidigung seiner Sache mit beinahe unübersteiglichen Hindernissen verbunden gewesen wäre.

So lange diese Generation, welche den Factiosen-Krieg von ihren Vätern ererbt und fortgepflanzt hat, dauert, ist an keine vollkommene Ruhe in Spanien zu denken. Nimmt man nebstbei, daß dieses Volk ohnehin wenig Hang zu friedlicher Beschäftigung, dagegen viel zu einem abenteuerlichen Leben hat, daß sein Lebenselement nicht Ordnung, sondern vielmehr Unordnung ist, daß es wenig Bedürfnisse hat, dagegen jede Beschränkung individueller Freiheit und Willkür, welche am Ende doch die Bedingniß eines sogenannten civilisirten Staatssystems ist, perhorrescirt, sieht man diese Leute herumwandeln, denen man wohl ohne Hosen, nie aber ohne Flinte begegnet, welche den letzten Bajocco lieber für ein gutes Messer, als für ein gutes Nachtlager zahlen, dagegen um den ausgehungerten Leib lieber die neue bunte Binde legen, als sich um dieselbe satt zu essen: so begreift man erst, wie dieser Krieg so zu sagen zum Element des Volkslebens geworden ist. Der kleine Junge, der mit sieben Jahren in die Schlacht lief, mit zwölfen schon einen Christinos füsillirte, und jetzt als Volunta, rio herumstreift, wird schwerlich je zu bereden sein, zur Errichtung einer Primairschule sich besteuern zu lassen, seine Kinder hineinzuschicken und als Landwehrmann seine Herbstexercitien zu machen. Es wird schwer halten, Ruhe und Frieden einer Generation zu predigen, welche unter der Escopette und dem Trabacho aufgewachsen und ergraut sein wird.

Gern möchte ich Ihnen noch einige Gestalten dieser transpyrenäischen Phantasmagorie vorüberführen. Einst traf ich bei einem Bekannten einen recht freundlichen, starken Mann, — im blauen Oberrock und runden Hut, glatte glänzende, etwas grauuntermischte Haare, — ein lächelndes freundliches Gesicht, — er war beschäftigt, zwischen den Fingern Papier zu rollen, um sich Cigarretten zu machen und weische Nüsse zu essen, welche er mit dem dunklen navarreser Wein anfeuchtete. Da ich mit meinem Freunde französisch sprach, und derselbe mir versicherte, jener spreche diese Sprache nicht, so mischte er sich nicht in das Gespräch, und ich selbst schenkte seiner Gegenwart wenig Aufmerksamkeit. Ich hielt ihn für einen Landgeistlichen oder noch eher für einen Proviant-Commissair; das braune Luchsauge jedoch, welches etwas vom wilden Thiere hatte, der stechende, forschende Blick verriethen Habsucht, Schlauheit und Muth. Als er freundlich grüßend, die Nüsse geknackt, den Wein ge-

Digitized by Google

trunken und die Cigarretten geraucht hatte, aufstand und fortging, sagte mir der Hausherr, dies sei der Canonicus Tristany, einer der berühmtesten und berüchtigsten Parteigänger der Glaubensarmee. Der freundliche gute Kerl hat zu seiner Zeit Franzosen lebendig einscharren und mehr Leute füsilliren lassen, als er an diesem Tage Nüsse knackte, und vermuthlich mit demselben Gleichmuthe. — Soll ich Ihnen eine kleine ältliche Figur, in zerlumpter schwarzer Pelzjacke, den runden Hut mit Wachsleinwand überzogen, gebückt und schwächlich, aber mit feurigem, durchdringendem Blick und dürren knochichen Händen (versteht sich ohne Handschuhe), inmitten unter bärtigen, wilden Lanzenreitern haltend, oder am verglimmenden Wachfeuer den Tag erwartend, hinzeichnen: es ist der Pfarrer Merino, der Cura par excellence. Der Mann schläft nicht und trinkt nie Wein, nur Milch und Wasser. — Soll ich Balmaseda, — oder Fureadell, — oder Maroto's kastilianische Rittergestalt vorführen, der in Amerika zum Frühstück, oder während desselben zweihundert Insurgenten arquebusiren ließ, und dabei immer süß und anständig lächelt, während sein Auge glüht wie das eines Tigers. Oder gar meine Maria del Pilar, — Sie müssen diese Bezeichnung für keine fashionable Indiscretion halten, welche den Familiennamen der Geliebten bezeichnet, denn dies beweist nur, daß die Schutzheilige meiner Angebeteten nicht die Maria Dolores, — oder jene von Cantavieja, oder de la Conception, sondern jene von Saragossa, del Pilar ist. Soll ich Ihnen die Kleine schildern, mit ihren niedlichen Füßchen, ihrer delicaten Hand, ihrer Mantille, wie sie mir ihren herrlichen Sohn zeigt, und sagt, sie sei eine Spanierin und verstünde zu lieben und zu hassen, und küssen könne sie wie Niemand, wobei sie aber nie vergißt, sich zu bekreuzigen ob der begangenen Sünde, und doch kichert, wenn man sie umarmt, trotz dem, daß der dicke Don Juan, der Beichtvater und Gewissensrath, im Nebenzimmer schnarcht. Oder gar meine kleine Isidora mit ihrem rabenschwarzen Haar, und dem wolligen schwarzen Schnurrbart ob der Lippe und den Sammetaugen, die sie gerade in dem Augenblicke aufschägt, wo die andern sie niederschlagen? Mein Freund, ich zeige sie Ihnen nicht, — denn ich erinnere mich, als ich auch durch die Schule gelaufen, bevor ich die Muskete ergriffen, an eine Geschichte, wo ein König des Alterthums die Reize seiner Frau einem Vertrauten enthüllte, woraus für sein eigenes Haupt sehr nachtheilige Folgen erwuchsen, ja endlich ihm der Kopf selbst mit allem, was darauf war, abgeschnitten wurde. Daher nur kein sachte wieder eingepackt, ihr lieblichen Marionetten, ombres espagnoles! Dagegen können Sie sich an Cabrera's genialischer Figur weiden, er, der bestimmt unter den Anführern der Carlisten die meiste Genialität entwickelt hat. — Oder wollen Sie den allmächtigen Capuzinermönch, Pater Larraga, den Beichtvater des Königs sehen, der in geistlicher Demuth und Milde stets zum Füsilliren und Ausrotten rathet? —

Da schickten sie mir einen Capucciner. Ich dachte, es sei um meiner Sünde willen; nein doch, das war der Mann, mit dem ich um die Reitpferde handeln sollte.

Soll ich Ihnen die neue schöne Königin vorüberführen, sie, an deren Frauenmilde sich alle Hoffnungen derjenigen knüpfen, die es wagen, noch an Versöhnung und Frieden zu denken, und in deren kräftigen Sinn Muth genug liegt, allen Gefahren und Entbehrungen dieses Lebens zu trotzen!

Am St. Karl's-Tage hatten wir alle Vorstellungen menschlicher und göttlicher Dramaturgie vereinigt. — Man hatte einen Hof improvisirt. Grandeu, Kammerjunker, Hofmarschälle, sogar ein Paar Hofdamen waren aufgetaucht. Statt der schwarzen Pelzjacken mit schmuzigen Bändern und der runden Baskenmütze sah man einige verblichene gestickte Uniformen mit Sternen; eine Tapetenwand theilte einen Saal in äußere und innere Appartements, und da wurde zum Lever vorgelassen. — Dann trippelte man durch die kothigen Gassen in die Kirche, wo das Hochamt gehalten und Te Deum laudamus gesungen wurde. Hier predigte Pater Gil, der Jesuitenabt von Loyola, der liebenswürdigste, gescheidteste, gebildetste Geistliche, den ich in Spanien antraf, und welcher der katholischen Geistlichkeit aller Länder zum Muster dienen könnte. — Nach dem Hochamte Handkuß, — Nachmittags Stiergefecht und Volkstänze, — dann Cercle und Concert. — Während dessen griff der anderthalb Meilen von da stehende Feind an, wurde aber zurückgetrieben. — So schnell, auch unter dem Schwerte des Damokles, findet der Mensch seine Lieblingsspielzeuge! — Und er hat Recht! — Ist ja das Steckenpferd der beste Stab, der uns von der Kindheit durch das Leben bis zum Grabe leitet, und uns oft selbst das Hineinsteigen in dasselbe erleichtert.

Ich hatte schon früher und habe nunmehr Vieles über Spanien gelesen. Das Beste, obzwar in einer einseitigen parteiischen Tendenz geschrieben, dessen ungeachtet aber in allen seinen Schilderungen vollkommen richtig aufgefaßt, mit einem scharfen Beobachtungs-

Digitized by Google

sinn gesammelt, mit warmen richtigen Zügen und Farben gezeichnet, sind Huber's Skizzen aus Spanien, und in mancher Hinsicht ist das ein classisches Buch zu nennen. Ich vermuthe, daß es Ihnen bekannt ist.

Eine Masse fremder Officiere und Soldaten treibt sich in diesen Lagern umher. Rühmlich zeichnen sich unter ihnen durch Tapferkeit und Kenntnisse unsere Landsleute, Oberst Rahden, ein Preuße, Oberst Strauß, Oberstlieutenant Robert Roth, Herr v. Swidersky u. a. m. aus. Ein Oberst Sabaskiel, der früher die Guiden-Compagnie Zumalacarregui's, dann das aus Ueberläufern der Algierer-Legion formirte Bataillon befehligte; einige Artillerie-Officiere und ein junger höchst liebenswürdiger und tüchtiger Reiteroffizier, so wie ein junger Capitain, Graf Lalande, der auch mehrere Jahre in östereichischen Diensten bei Kaiser Chevauxlegers gestanden hat, und Graf d'Hespenne sind die Franzosen, welche mir die ausgezeichnetsten Repräsentanten ihrer Nation dünkten. Graf Lalande, der selbst ein Baske ist und die Sprache spricht, leistet dadurch sehr gute Dienste und ist von den Guypozcoanern sehr geliebt. Ueberhaupt ist es nothwendig, hier eine dieser Nationalitäten, welche aber scharf von einander geschieden sind, Navarrese, Baske, Castilianer, sich anzueignen. Im 9. und 10. castilischen Bataillon, welche mir zu den vorzüglichern zu gehören scheinen, fand ich mehrere Officiere von der alten Garde, auch einige Piemontefer. An der Abrichtung und der Haltung dieser Abtheilungen war dieser günstige Einfluß nicht zu verkennen. Diese Officiere versicherten mir sämmtlich, sie seien mit dem guten Willen und dem Gehorsam der Mannschaft und mit dem Benehmen ihrer Kameraden und Vorgesetzten sehr zufrieden; welches der Behauptung widerspricht, als wisse man in Spanien fremdes Verdienst nicht zu schätzen.

Ueber diesen Krieg im Allgemeinen und dessen Natur würde eine weitere Analyse mich zu weit führen, es gehört auf ein anderes Blatt. Dies ist nur eine gedrängte Skizze meiner Beobachtungen. Es ist dort ein eigenes Leben: diese Wiederholung der Chouannerie, ein Kampf, an dem Alles Theil nimmt, aus dem natürlichen Grunde, weil Jeder sein Gut und Blut dabei auf dem Spiele sieht; wo der Greis, die Frau, der Priester, das Mädchen, wo das Kind mithelfen und mitwirken, für oder gegen, — ein solcher Krieg hat einen eigenthümlichen Charakter, eine ganz besondere Physiognomie. In der Pelzjacke oder in einer improvisirten Linnform sitzt der Factioso Abends am gastlichen Herd, er ist entweder an demselben ein willkommener Gastfreund, oder ein verhaßter Todfeind. Frauen, Kinder, die Hausväter, die ihn beherbergen, sind entweder treue Freunde, die in ihm ihren Vertheidiger sehen, denn auch sie laufen Gefahr, füsillirt zu werden für die gastliche Aufnahme; oder sie sind Feinde, welche Verrath brüten. Sind sie geneigt, so braucht man keine Vorposten oder Patrouillen, denn jeder Knabe ist erbötig, fortzulaufen durch Wald und Berg auf Kundschaft oder Lauer, jedes Mädchen steckt in den keuschen Busen das Zeichen des Pfarrers, welches die erwünschten Nachrichten gibt, oder heftet es an den Napf, den sie auf dem Kopfe trägt. Doch riegelt man sich Abends fest ein. Große Balken werden vor die eichene eisenbeschlagene Thür geschoben, welche man des Nachts Niemanden öffnen würde. Die Fenster werden mit festen Läden verschlossen und nur eine kleine Oeffnung bleibt, um unvermerkt dem spähenden Auge eine Aussicht zu lassen. Säbel, Pistolen, wohl untersucht und mit frischer Ladung versehen, zum Bette gelegt: so erwacht man den Morgen, an dem man weiter zieht, um des Abends oft zehn bis zwölf Meilen von da denselben Abend wieder zu erwarten. Zahllose Entbehrungen und Strapazen sind unvermeidlich. Jedes überflüssige Hemd, jedes Paar Strümpfe ist Luxus. — Jetzt habe ich einen seidenen Schlafrock, sitze gemächlich am warmen Kaminfeuer, rauche türkischen Latakeeh aus meiner Pfeife von Stambul, — erwarte ein gutes Frühstück von Austern, Thee und Journale, — habe einen Platz in der Oper, wo hübsche Tänzerinnen in einer Viertelstunde mehr Liebreiz entwickeln, als seit vier Monaten in allen vier Provinzen für mich aufgeboten wurden, — und dennoch blicke ich oft sehnsüchtig zurück auf meinen Säbel, der traurig neben meinem Regenschirm in der Ecke steht, auf meine Pelzjacke, mein rothes Gilet und meine weiße Mütze, — und es ist mir, als sei jenes Leben mehr mein Element als dieses, und allerhand Bilder steigen auf in der Erinnerung und rufen mich wie der pappenheimer Marsch im Wallenstein die Küeassire. —

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Forts.)

[Gemäldeausstellung.]

Nächst diesem Rock ist es eine Gruppe auf einem andern Bilde, deren Hauptfigur der Geistesheld Martin Luther abgibt, und die nicht sowohl wegen ihrer künstlerischen Vollendung, als wegen der Lebendigkeit und hohen Bedeutung der Situation fesselt. Das Verzeichniß sagt von dem Bilde:

Digitized by Google

„Karl Fielgeaf in Berlin. Luther, im Begriff vor den Kaiser zu treten, wird von dem Hauptmann Feonsberg mit den Worten angeredet: „Mönchlein, Mönchlein, Du hast einen schweren Gang!" — Es ist aber nicht dieser Hauptmann Feonsberg und seine Gewappneten; auch nicht der im Hintergrunde des offnen Saales zu erblickende Kaiser auf seinem Throne, der die Gruppe nächst dem herrlichen Martin so interessant macht, sondern es ist ein kleiner rothbäckiger, blauäugig-blonder Page oder so etwas, der den Eingang durch Zurückschlagung eines Vorhanges, glaub' ich, öffnet und durch einen Wink das kecke Mönchlein einzugehen nöthigt. Nein, der Contrast ist wahrhaft ergreifend; hier das unschuldige, sonnenhelle, lebensfrohe Antlitz des Knaben, dem die Schwüle des Lebens und der Wissenschaft, dem der Apfel der Erkenntniß noch nicht schwer auf dem Herzen liegt, dem die Erde ein grüner Spielplatz und dieser Mönch nur eben ein Mensch ist, der dem Kaiser irgend etwas zu sagen hat; und nun dieser Bergmannssohn, dieser tollkühne Augustiner-Mönch, auf dessen breiten, gedankenreichen Gesichte die ganze zukünftige augsburgische Confession, der dreißigjährige Krieg, die ganze Misère wie das Heil des Protestantismus, und dazwischen wieder die heitern Tischreden und Trinksprüche geschrieben stehen; diese prächtige Stirn, hinter der heimlich ein Riesengenius über die andere Erlösung der europäischen Menschheit brütet; diese kolossalen Schultern, auf der eine ganze Welt von Pfaffen ruht! — es ist herrlich, und mein einziges Betrüben beim Anblick war die Unentschlossenheit, ob ich bei einer Wahl lieber den Mönch oder das Knäblein hätte sein mögen; und jetzt schäme ich mich solchen unwürdigen Schwankens, denn wie kann eine so ernste Frage lange unentschieden bleiben? — — Jetzt bin ich mit meinem reinen Genusse zu Ende; Doctor Luther und den aidanesischen Frauenrock werde ich nie vergessen. — Weiter aber sah ich des Peerlösen viel, das ich abgewiesen; und warum? — z. B.: „Bender in Berlin: Eine Muse" — fleischigen Rumpf und abgemagerte Arme; wen sollte die Plätte-Mamsell, und wozu, wohl begeistern können? — „Geiernaert in Gent: Eine belgische Familie im Jahr 1830" — eben mit dem Schmausen fertig, die Kinder naschen noch Weintrauben; die Katze leckt den Topf aus, und ein schwellendes Alkovenbett ladet zur Siesta ein; daneben „von demselben, dieselbe Familie im December 1831, nach der Revolution" — alle Personen, die Katze nicht ausgenommen, bettelarm, hungrig, elend, verzerrt, die Kinder greinend, die Alten verbissen jammernd, das Bett verkauft und das vermoderte Stroh wild umherliegend; spitzbübische Treue im Abstehlen, das ist wahr; aber, pfui! — die heilige Kunst zu so einem plausibeln Lügner herabwürdigen, das kann nur ein Holländer; und gleich fällt einem Voltaire mit seinem Canal, Canaede, Canaille ein. Die Palette soll keine Treckschuite sein. — „Heem. Kaufmann in Hamburg: das Winterleben auf der Elbe." — Nichts gelingt den Malern schlechter als der Schnee; dieses gilt auch noch von drei oder vier andern hier anwesenden Gemälden. Das sind keine Flocken, keine Sterne, keine glänzend gefrorenen Dünste, was die Erde deckt; nein, das ist ein ungeheurer umgestürzter Milchtopf, und dieser Bauer, der so mühsam die hochbestiefelten Beine erhebt, watet meiner Treu nicht im Schnee, sondern in Buttermilch; das klingt zwar lächerlich, aber es ist wahr und macht mir keine Freude. — „C. Köhler in Düsseldorf, Miriam lobsingend; 2. Buch Mose, Cap. 15. v. 20. 21. „Und Miriam die Prophetin nahm eine Pauke in ihre Hand und alle Weiber folgten ihr nach, hinaus mit Pauken und Reigen. Und Miriam sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Mann und Roß hat er ins Meer gestürzt." — Das liest sich recht hübsch, und wir haben uns mit dergleichen herrlichen Mordthaten, die man zu jener Zeit dem Allgütigen aufbürdete, längst abgefunden; aber gemalt ist kein Aufhebens davon zu machen. Denn abgesehen, daß Miriam und ihr weibliches Orchester uns mit der Furcht erfüllen, sie möchten mit ihren nürnberger Kinderkrompeten und Trommeln wirklich losklegen und uns die Ohren zerreißen, so ist dieses auch nicht das Antlitz einer Prophetin, denn ein Paar aufwärts stierende Augen thun es halt noch nicht. Die Mädchen, oder Frauen, was sie sein mögen, erscheinen entweder wir Wahnsinnige, die sich bei majorennem Alter noch mit nürnberger Schnurrpfeifereien abgeben, oder auch wir Kinder durch ein Vergrößerungsglas betrachtet; an Prophetinnen denke man zuletzt, und es ist gut, daß im Kataloge daran erinnert wird. — „Brenz Quaglio in München: Eine Klosterhalle." Zwei Mönche im Vordergrunde; der eine theilt Gebetbücher an zwei unschuldige Kinder aus, denen ganz gewiß ein Stück Kuchen lieber wäre; der andere kauft Fisch und feilscht mit einem Bauern. Das Bild ist nicht übel, aber eine gewiß gegründete Bemerkung haftet an den Köpfen der Mönche. Ich weiß nicht, ob alle Mönche der Vorzeit absolut dicke Köpfe hatten; kaum ist es denkbar trotz der Tradition; gesetzt aber es sei dem so, und die Herren Maler meinten, jedem Mönch einen Kürbiskopf auf die Schulter setzen zu müssen, so ist doch künstlerisch wohl zu bedenken, daß es ein anderes ist, einen gesunden, durch materielle und geistliche Nahrung geschwellten Kopf zu malen, oder einen, der wassersüchtig oder durch einen Abceß (Geschwür) geschwollen ist. — „David mit der Schleuder, von Gualdi in Parma." — Ein herrliches Bild, wenn es nur kein David sein sollte. Wir sehen ihn bis zum Gürtel, aber rechnet man das muthmaßliche Untertheil dazu, so mißt der Bursche seine 6 bis 7 Fuß; das mag nun zwar dazumal klein gegolten haben, unser Begriff mit seiner verkürzten Elle gestattet dem Goliath eine solche Länge. Dann vermißt man in diesem europäischen Gesichte ganz das Merkmal des zukünftigen prophetischen Sängers, und von alle den herrlichen Psalmen liest man nicht einmal ein Seta in diesen aufwärts stierenden Zügen. Beiläufig gesagt auch, wird er, sollte er wirklich werfen, den festgeknoteten Stein aus seiner Schleuder nicht los. — Doch genug der Ketzerei! —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 109. — den 7. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Spaziergang mit Paul de Kock.

Von A. Weill.

Mir nach, ihr blauäugigen, blondgelockten Leserinnen! Ich erfülle Euch einen schon längst im Stillen genährten Wunsch, ich führe Euch in das Heiligthum Paul de Kock's. Ihr wißt, daß man nur barfuß dir Heiligthümer betritt, — ich zeige Euch den Mann, den Ihr öffentlich nicht zu vertheidigen wagt, und den Ihr Alle heimlich gelesen habt. Versteht sich, um Französisch zu lernen. Eh hop, Kutscher, vorwärts, über die place de la concorde, durch die rue Rivoli, zu den gelben eifersüchtigen Fluthen der Seine. Eh hop! so scheeint hier dir unzählbaren Kutscher unaufhörlich. Halte là! Ich sehe einen Blutflecken dort. Wir sind in der rue de la verroterie. Hier wurde Heinrich der Vierte von Ravaillac erstochen. Doch immer vorwärts bis auf den Boulevart St. Martin, dort wohnt der fruchtbare und witzige Romanschreiber, No. —, doch ich fürchte, wenn ich seine Adresse angebe, daß ihm dies Portogeld verursachen wird. Dort ist ein Kaffeehaus, wo man die Nummer erfährt. Ein sonderbares Kaffeehaus das! Aber wie erfähret man das Losungswort, um die Nummer 8 — — ich habe mich nun doch verrathen. Nun ja No. 8. Boulevart St. Martin im ersten Stock wohnt Paul de Kock. Wie glücklich Ihr seid. Vierzehn Tage brauchte ich, um dies zu erfahren, bis mir ein Eingeweihter das Kaffeehaus verrieth, Ihr hingegen wißt es nun so gerade weg. Wahrlich, ich beneide Euch.

Ich zog die Schelle. Schon wieder eine Frau, die öffnet. — Ein junger deutscher Schriftsteller wünscht Herrn Paul de Kock zu sprechen. Ich wartete im Vorzimmer. Es kam ein Mädchen zurück und fragte, ob der junge Deutsche auch Französisch spreche, da Herr Paul de Kock kein Deutsch spricht. Mais parbleu oui. Wie kann man auch Paul de Kock besuchen wollen, ohne Feanzösisch zu sprechen, ja noch mehr, wie kann man Paul de Kock ins Deutsche übersetzen! Nimmt man ihm sein Französisch, so nimmt man ihm Alles. Ohne Paris und die französische Sprache hätte es nie einen Paul de Kock gegeben, während jedes andere Talent sich anderswo und unter andern Verhältnissen auch ausgebildet hätte. Paul de Kock ist mit diesen beiden Elementen so zusammengewachsen wie die Blüthe eines Kartoffelstrauchs mit der Wurzel. Und doch schickte man ihm an demselben Tage eine Uebersetzung seines Moustache aus Breslau, und doch übersetzt man ihn, ehe er kaum gedruckt ist. Paul de Kock hat freilich schöne, interessante und, was noch mehr, höchst moralische Romane geschrieben, ja, seine Romane haben alle, mit Ausnahme einiger gemeinwitziger Scenen, einen moralischen Zweck, aber dies scheint nur im Französischen so, da er Paris schildert, wie es ist; sobald man ihn übersetzt, wird er unverständlich und oft ungenießbar. Sein Witz verliert, und sogar die Moral erblaßt. Und dann kann man ihn ja nicht lesen, um Französisch zu lernen.

So stehe ich denn Paul de Kock gegenüber und sehe ihn in höchst eigener Person. Wenn ich hier alle meine

Digitized by Google

Leser, die Paul de Kock noch nicht gesehen haben, fragen wollte, wie sie sich ihn vorstellen, es würden gewiß sonderbare Figuren zu Tage gefördert werden. Ich selbst habe mir ihn immer als so einen lustigen Gamin vorgestellt, der, die Mütze auf der einen Seite des Kopfes wiegend, durch die Straßen von Paris wandert und seine Beobachtungen macht. Ein Anderer würde sich ihn als einen Galant mit gelben Handschuhen denken. Weit gefehlt jedoch, meine liebenswürdigen Leserinnen, denken Sie sich — doch nein, ich will diese schöne Täuschung nicht zerstören — da Sie aber wahrscheinlich sehr neugierig sind, so fahre ich fort. Denken Sie sich — doch erschrecken Sie nicht. Der Mann, der die Pucelle de belle ville, le cocu, le mauvais sujet, la maison blanche, le barbier de Paris, mon voisin Raymond, André le Savoyard, ni jamais ni toujours; endlich der Mann, der die unzählbaren Romane geschrieben hat, hat einen Kahlkopf und trägt nicht einmal eine Perrücke. — Da jedoch dieser Artikel wahrscheinlich sehr lang werden wird — weilig ist er ohnedies — so will ich ihn zuerst genau schildern, ehe ich von unserer Unterhaltung und unserer Promenade spreche. Wenn ich sagte, Paul de Kock hat einen Kahlkopf, so ist dies in einem halben Sinne gemeint, das heißt, nur einen halben Kahlkopf, denn der hintere Theil seines Kopfes ist noch sehr gut behaart, und die langen Locken, die bis über den Vordertheil gekämmt sind, geben ihm ein sehr ehrwürdiges Aussehen. Es liegt ihm übrigens sehr wenig daran, ob er Haare auf dem Kopfe hat oder nicht, denn er hat Haare auf den Zähnen. Sein Backenbart ist kurz, und ich glaube, einige graue Haare darin entdeckt zu haben. Sein Gesicht ist viereckig, graublaß, gedrückt, seine Augen ausdrucksvoll, seine Augenbrauen sehr stark, sein Mund etwas groß und seine Zähne gesund. Doch stößt er im Sprechen mit der Zunge an die Zähne. Nicht etwa, daß er stottert, im Gegentheil gleitet er mit der Sprache über den Mund, wie ein leichter Kahn über die Welle, aber die Sprache selbst ist etwas sandig — oder besser, leimig. Dieser Schilderung zufolge wäre er häßlich, dies ist er aber nicht; denn Paul de Kock lächelt oft, und dies Lächeln steht ihm sehr gut; ja, wenn es für das Wort Lächeln einen noch kleinern Diminutivnamen gäbe, so würde ich ihn gebrauchen müssen; denn nie noch habe ich ein so kleines Lächeln gesehen. Paul de Kock ist von mittlerer Statur und wird ungefähr 45 Jahre zählen. Sein Negligé ist ganz deutsch, nicht französisch brillant, und sein Anzug zum Ausgehen reinlich, aber höchst bürgerlich und ungenirt.

Wie wir so ins Gespräch gekommen, weiß ich selbst nicht, denn wir haben sehr lange geschwatzt, doch weiß ich, daß er gleich meinen Zweck errieth, sich aber gar nicht darüber ärgerte. Es war noch früh, seine Frau ging noch im tiefsten Negligé herum, die Zimmer waren noch nicht arrangirt, er schlug mir daher vor, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Ich nahm diesen Vorschlag freudig an, und als ich ihm bemerkte, daß es trocken und windig sei, so sagte er mir: eh bien nous nous promenerons à l'ombre de la poussière. Er zog sich an und wir gingen.

Ich kann hier unmöglich regelmäßig zu Werke gehen, da wir drunter und drüber schwatzten doch werde ich nur das Interessante hervorheben.

Paul de Kock ist in Passy, eine Stunde von Paris, geboren, seine Familie ist holländisch. Sein Bruder ist der bekannte General de Kock, Minister des Königs von Holland, ein anderer Bruder ist Oberst in der französischen Armee. Nur er allein ernährt sich von der Feder; in seinem 25ten Jahre schrieb er den ersten Roman. Glauben Sie mir, sagte er, ich habe viel durchgemacht, eh' ich die Feder ergriff, und in keinem meiner Romane ist die Hauptbegebenheit einem Andern als mir selbst begegnet, oder besser, ich habe nie diese Scenen erfunden, immer habe ich sie so genommen, wie sie mir vorkamen. Ich war nur ein Maler, der die Farben nach seinem Genie und seiner Phantasie mischt, und oft bin ich hinter meinem Sujet zurückgeblieben. Freilich, fügte er hinzu, muß man ein angeborenes Beobachtungstalent haben. Ich lebe sehr glücklich mit meiner Frau, habe weiter kein Vergnügen, als an meinen zwei Kindern — er hat einen Knaben und ein Mädchen —, aber meine Frau weiß, daß ich überall hingehe und hingehen muß, sie ist weder eifersüchtig noch argwöhnisch, und so verlerne ich Paris nicht. Apropos, sagte er, gehen Sie mit mir überall hin? Ich will Ihnen Paris zeigen; denn, sehen Sie, so wie ich zu meiner Hausthür hinaustreie, bin ich ein Gamin, der Maulaffen feil hat. Ich erwiederte ihm, daß ich ihn als meinen diable boiteux betrachten und ihm überall folgen würde. Paris kennen zu lernen, ist nicht so leicht, sagte er, und kaum kennt man es, so verändert es sich. Allons, steigen wir in einen Omnibus. Der Conducteur fragte: wohin? Bis an die Station! sagte Paul de Kock. Was liegt daran! Für sechs Sous fährt man eine bis zwei Stunden lang, während welcher Zeit 100 bis 200 Menschen aus- und einsteigen. Frauen, Männer, Kinder, Handwerker, Künstler, Rentiers, Diebe, Grisetten, Damen, alles

Digitized by Google

sitzt hier unter einander und beobachtet sich im Stillen. Der Name Omnibus ist hier richtig angewendet. Plötzlich stirzt ein Paar ein, das uns unwillkürlich lachen machte. Es war dies ein alter Mann mit seiner Frau, die Beide so dick waren, daß, da sie sich einander gegenüber setzten, Niemand mehr passiren konnte. Conducteur! rief ein Ouvrier, der hinten neben uns saß, halten Sie das Steuerruder an, ich werde so eben die Dardanellen passiren. Paul de Kock zuckte nicht, er beobachtete. Das glückliche Paar mochte jedoch nichts hören und muckste nicht. Mais enfin, sagte der Ouvrier, voulez vous que je vous lache mes canons, ils grondent joliment, je vous assure. Der Conducteur bat hierauf den Herrn, sich neben die Dame zu setzen. Hier platzte es von allen Seiten los, und als das alte Paar endlich den Wagen verließ, da regneten die bons mots. Sonderbar, sagte Paul de Kock, so oft ich in einen Omnibus steige, gehen solche drollige Sachen vor. Auch hat er neulich einen Roman l'Omnibus geschrieben, diese Scene kam aber zu spät. Wir stiegen aus und waren in dem Pays des gamins. Als wir so recht behaglich plauderten, kamen wir in eine Straße, wo Stroh gestreut war. Seien wir nicht so lustig, sagte ich, hier liegt ein Sterbender. Bah, sagte er, wie kennen Sie Paris noch so wenig. Irgend eine femme entretenue hat heftige Migraine, da läßt ihr der Liebhaber aus Galanterie für 100 Fr. Stroh streuen, damit ihr das Gerassel der Wagen nichts thut. Und merken Sie wohl, die Migraine ist nur vorgegeben, weil sie ihn heute nicht empfangen will, da um zwei Uhr ein anderer, ein neuer Liebhaber, der reicher ist, zu ihr kommt; er hingegen läßt Stroh streuen, damit sie seinen Wagen nicht hört; denn sie kennt schon ses allures, ich mußte sagen seinen Schritt, wenn er zu der Nachbarin geht. — Nicht übel ausgedacht, erwiederte ich. — Aber Sie glauben, ich spaße, versetzte er, das ist die Wahrheit, wenn sie auch nicht gerade so ist. So ist Paris, antwortete ich, nur eine Höhle des Lasters. — Nicht doch, ein Palast — sagen Sie lieber ein Ninive. Doch, Gott sei Dank, dem ist nicht so. Es gibt hier so viel Tugend als Laster, wie überall, nur findet man die Tugend da, wo man sie gewöhnlich nicht sucht. — Bei Ihren Grisetten etwa? sagte ich kühn. — Eh bien, ja, wenn Sie wollen, bei meinen Grisetten. Nur im Volke treffen Sie die wahre Tugend. Unter hundert Personen, die Sie hier sehen, sind zehn tugendhaft oder brav aus Bildung, zehn wieder aus angeborenem Adel der Seele, zehn aus Furcht vor der Cour d'assises, und die sechzig Andern sind Spitzbuben, zehn gebe ich hier und da beim, sie machen den Ausschlag aus. Unter der sogenannten hohen Classe jedoch treffen Sie wenig wahre Tugend an. Da sitzt oft eine Frau und schwatzt in Gesellschaft von Sitten und Tugend, ich höre und schweige, weiß aber doch an den Fingern herzuzählen, wie viel Liebhaber sie jeden Tag empfängt, während die Grisette, das Nähmädchen, nur ihren Freund liebt und sich für ihn aufopfert. O, ich kenne solche Geschichten mehrere. Haben Sie meinen bal de grisettes gesehen? — Zufällig sah ich ihn. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 24. Mai.

[Zwei Hamletspieler.]

In wenigen Tagen ist zweimal Shakspeare's Hamlet über die königl. Bühne gegangen. In der ersteren Aufführung spielte Hr. Grua, so viel uns bekannt hier zum Erstenmal, die Titelrolle, gestern trat Hr. Eduard Devrient, von seiner Urlaubsreise nach Paris zurückgekehrt, darin auf, und zugleich mit ihm Mad. Dessoir aus Leipzig als Ophelia. Nicht leicht werden zwei Schauspieler einer und derselben Bühne in so kurzem Zwischenraume in einer und derselben Rolle erscheinen, die so ganz und gar verschieden in theatralischer Befähigung und geistiger Capacität sind, als die Herren Devrient und Grua. Devrient ist ein Anempfinder, Grua empfindet wirklich; bei diesem ist das Gefühl, bei jenem der Verstand überwiegend. An Theatervirtuosität, sogenannter Routine, mögen sich beide ziemlich gleich stehen. Der Regisseur und Theaterdirector würden Hrn. G. in das Fach der sogenannten tragischen Liebhaber, Hrn. D. in das der chargirten Charaktere rangiren. Betrachten wir nun zuerst, wie Hr. Grua die Rolle des Hamlet nahm, und wie sie ihm gelang, und gehen dann in gleicher Weise zu Hrn. Devrient über. Hrn. G. geht manches, nicht allein zu dieser Rolle, sondern zum vollendeten Schauspieler überhaupt ab, an den wir zuvörderst die Prätension machen dürfen, daß er die Kunst des Sprechens vollendet ausgebildet habe. Aber wie viele Schauspieler werden wir in Deutschland finden, die bis zu dieser Virtuosität gelangt sind. Wir denken hier nur an den Mechanismus des Sprechens, nicht aber an die geistige und wahre Belebung jedes Wortes und Gedankens durch Ton der Stimme und Accent. Hr. G. spricht sehr häufig das T so weich wie ein D aus, das R fast immer hinten in der Kehle statt vorn mit der Zungenspitze u. s. w. Aber sein Organ ist wohlklingend und sein Vortrag warm und gefühlvoll. Trifft er nun mit dem Herzen das Richtige, so hat der Verstand gewiß nichts dagegen einzuwenden, und die Wirkung ist da, und das vollständig. Wäre daher die Rolle des Hamlet von Seiten des Herzens aufzufassen und wieder zu geben, so wüßten wir, die kleinen, schon erwähnten Sprechfehler benachsichtet, kaum, warum sie Hrn. G. nicht gelingen sollte

Hamlet ist aber, wie der leider so früh verstorbene große Gelehrte und Aesthetiker Eduard Gans so geistreich als richtig bemerkt: — die Tragödie der Reflexionsnichtigkeit, das Trauerspiel des Verstandes, und er selbst, Hamlet, ist die ganze Tragödie; — die übrigen Personen und was drum und dran ist, sind nur Ergänzung dieses Hauptcharakters, in dem alles aufgeht. Der tragische Held des Verstandes ist aber mit dem Herzen allein nicht zu produciren, daher griff He. G., ein Schauspieler, bei dem das Gefühlsvermögen bedeutend die Reflexionsfähigkeit zu überwiegen scheint, wie dies in seinem theatralischen Wirken sich bisher klar herausstellte, die Rolle im Ganzen fehl, obwohl ihm Einzelnheiten, die seinem Naturel analog sind, ganz gut gelangen. So z. B. der wehmüthige Abschied von Ophelia, mit der Verweisung ans Kloster, und manches andere. Die humoristischen und ironischen Stellen mißlangen dagegen und klangen bei ihm mehr in den Ton einer gewissen ärgerlichen Pikirtheit über. Wenn wir nun auch Hrn. Grua durchaus keinen Hamlet par excellence nennen mögen, so können wir eben so wenig in das unbegründete Lob und die Uebererhebung des andern Darstellers, Hrn. Devrient, einstimmen, was beides diesem allerdings gebildeten Künstler von einigen geheteten Theatergängern, vielleicht Freunden, in übertriebenem Maße widerfuhr. Es wird vielleicht hart klingen, wenn wir behaupten, He. Devrient sei von der Natur gar nicht zum tragischen Schauspieler autorisirt. Hr. D. war früher Sänger. Gegen seine Gesangsmethode und künstlerische Ausbildung überhaupt war nichts einzuwenden, und daneben war er ein Schauspieler, der in komischen und graziösen Opernpartien sehr Erfreuliches leistete, wenn man es über sich gewann, den gänzlichen Mangel einer klangvollen Stimme als nicht vorhanden zu denken.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Literarisches.]

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß nur die malenden Zeitgenossen nicht im Aufschwung begriffen zu sein scheinen. Die gesehenen Landschaften sind fast alle viel zu gewitterblau; die Natur straft die Pinsel Lügen; die Bäume mit ihrem grünen, gelben und braunen Laube gehören den Blumenfabricanten, nicht der belaubten Flur an, und die Schatten, vor allen die sogenannten Schlagschatten an den Figuren, gleichen meistentheils einem zufälligen Beschmutzen in der Küche beim Kastanienbraten oder Pfannkuchenbacken, was einem im Leben so lächerlich vorkommt. Ich zweifle nun zwar nicht, daß unter den 685 Nummern, wozu mit ehrenwerther Munificenz die edlen Besitzer bis zum Kronprinzen von Preußen hinauf beigesteuert, — manches Werthvolle vorhanden ist, gewisser aber ist, daß eine Unzahl Mittelmäßigkeiten das Gemüth erdrücken und verstimmen. Ich ende mit der Bitte an die Maler, doch nicht gar so entsetzlich viel und weniger Alltäglichkeiten zu malen; und wer kein Farbendichter ist, soll lieber Fenster anstreichen, als Leinwand. — Amen. —

Schließlich einen kurzen Blick in die Literatur, die sich in den letzten Tagen fast nur mit widerlichen Zankinteressen, worin fast allemal der Telegraph aus der Bohnenstraße verwickelt war, beschäftigte. Schleier darüber; die Schande ist am Ende ganz auf beiden Seiten. — Eine kleine theologische noch nicht ausgefochtene Rencontre ist indeß ziemlich ergötzlich, und schreibt sich von dem, durch seine Kritiken in den literarischen Blättern der Börsenhalle auch im Auslande nicht ganz unbekannten Fr. v. Florencourt her; der den kirchlichen Rationalismus der Halbheit und Heuchelei bezüchtigt und, ohne selber dem Supernaturalismus anzugehören, dennoch diesem seiner Redlichkeit und Consequenz halber das Wort redet, wogegen ein Dr. Schleiden, ich glaube seines Standes ein Philolog, zu Felde zieht, damit es doch auch bei uns nicht ganz an theologischen Wirren fehlen möge. Florencourt's Ansicht ist eine längst und vielfältig durchsprochene richtige, und sein Verdienst, das Verbündete hoch erheben, darum ein nur sehr kleines. Beiläufig möge hier erwähnt stehen, wie spaßhaft sich ferne, namentlich berliner Recensirte über die Person dieses alten Studenten irrten, und in ihm einen jungen flaumbärtigen literarischen „Kiekindieweit" präsumirten. Der Mann mag gern seine 50 Sömmerchen auf dem Rücken haben; hat mehr Haare auf den Zähnen als auf dem Scheitel; einen gesunden Kopf und eine kranke Leber; trinkt gern bairisch Bier und wird von seinen Conviven Papa genannt; ist von Geburt ein Adeliger und Holsteiner; hat ein kleines Einkommen und den Muth, das Fehlende hinzuzuverdienen; ist übrigens ein Ehrenmann, der zwischen Eimsbüttel und Eppendorf auf dem Lande wohnt, und somit haben die Recensirten doch eine Art Bild von ihrem Recensenten. Ob er mit in die von Biow in Steindruck begonnene Galerie deutscher Schriftsteller aufgenommen werden wird, weiß ich nicht, wie ich denn überhaupt nicht weiß, ob ein Recensent wirklich ein Schriftsteller oder nur ein Literat zu nennen ist.

†.

Notiz.

[Tenoristen auf der leipziger Bühne.]

Während der Urlaubszeit unsres trefflichen Schmidt erfreute Hr. Tichatscheck aus Dresden unser Publicum. Leider hörten wir ihn nicht in Mozart'schen Partien; sein volles, herrliches Organ befähigt ihn recht eigentlich zu den langathmenden Seelenzügen, wie sie Mozart in den Arien für Belmonte, Ottavio, Tamino setzte. In der letztgenannten Partie hörten wir kürzlich einen Gast aus Bremen, Hrn. Freyberg. Kräftiges Naturell, brustvolle kernige Gesundheit im Ton; auch nicht ohne Hinneigung zu zarteren Nüancen.

Leipzig, Druck von J. B. Hleschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 110. — den 8. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Der Alpenjäger.

Um der Berge Gipfel schweif' ich,
Wo der Aar den Horst gebaut,
An des Himmels Wolken streif' ich,
Mit Gefahren wohl vertraut.

Droben, ha! wie schwillt der Busen —
Ueber Felsen, über Eis
Halb sich schwingen, halb nur fußen,
Aber sicher, wie die Geis!

Sucht ihr Freiheit in den Tiefen?
Hier nur kann die Freiheit sein;
Aber eure Herzen schliefen
In den dumpfen Thälern ein.

Durch der Stürme Brausen sing' ich
Lieder, reich an Lust und Muth,
Gegen Sonnenaufgang schwing' ich
Den geschmückten Freiheitshut!

Hier hat die Natur voll Freude
Einst gelächelt, da sie schuf,
Von den Bergen tönt noch heute
Nieder ihr geweihter Ruf.

Nur dem Vogel gab zu Schwingen
Sie der Stimme süßen Klang,
Und er darf nach oben dringen —
Ohne Freiheit kein Gesang!

Blödheit und erbärmlich Dunkel,
Ist des Maulwurfs karg Geschick,
Scharf des Falkenaug's Gefunkel,
Mit den Gletschern buhlt sein Blick!

Süße Beeren steh'n im Haine,
Doch in Rausch uns zu durchglüh'n,
Taugt der Reben Blut alleine,
Weil sie auf den Bergen blüh'n.

Dornvoll ist die Ros' im Garten,
Nur die Alpenrose nicht,
Weil sie höh're Lüfte warten
In dem reinern Sonnenlicht!

Dessen Lab' ich hier genieße,
Dieser kleine Silberquell,
Wird zum Strom, ein stolzer Riese,
Wälzt zum Meere Well' auf Well'.

Und so wächst auch der Gedanke,
Auf des Berges — Höh' gedacht,
Ohne Bande, ohne Schranke
Waltet frei des Geistes Macht.

In die Näh' der Donnerwolke,
Zu den Bergen steigt im Chor,
Ihr Berufenen vom Volke,
Zu den Bergen steigt empor!

Sprechet hier für seine Rechte,
Und es wird, ein mächt'ger Hort,
Von Geschlechte zu Geschlechte,
Wuchern euer heil'ges Wort!

Julius Hammer.

Digitized by Google

Macht der Ferne.

Romanze.

„Kannst du nicht für immer binden
Süße Bande, die du flichst?
Kannst du Herzen nur entzünden,
Daß du bald sie scheidend beichst?
Im Geliebten deinen Himmel,
Göttin, ja du gabst mir ihn,
Doch ins feene Schlachtgetümmel
Waerum rissest du ihn hin?

Auf die Kniee will ich sinken,
Opfern dir, nur dir allein,
Kann ich seinen Athem trinken,
Seiner Augen lieben Schein.
Jede Buße will ich zahlen,
Die des Schicksals Mund mir spricht,
Nur der Trennung Höllenqualen,
Göttin, diese trag' ich nicht."

Und sie irrt in Labyrinthen,
Wie ein wundes Hirsch, im Hain,
Wo den schönen Terebinthen
Sich die starken Eichen reih'n,
Liebesbeangvoll an den schlanken
Stämmen auf der Epheu strebt,
Und mit seinen wilden Ranken
All in Eins der Weinstock webt.

Und die höchste Felsenspitze,
Weitausragend in das Meer,
Wählt sie sich zu ihrem Sitze,
Eine Warte weit umher.
Wo die weiße Küste flittert
Fern im Abendsonnenbrand,
Dort, ein schneller Falke, zittert
Hin ihr Auge unverwandt.

„Meerweit die, Geliebter, ferne,
Und jetzt fließt vielleicht dein Blut,
Deiner Augen treue Sterne
Löschen mit der Sonne Gluth!
Mir dahin für immer! — Immer!
Lehrt nicht unser Priesterthum,
Daß sich Seelen ewig nimmer
Trennen in Elysium?

Stürzte nicht mit blindem Triebe
Hunderte von dieser Höh
Wahnsinn unbeglückter Liebe,
Die Verzweiflung in die See?
Kann Verzweiflung nur ermuthen?
Halt ich noch den Schritt zurück?
Einen Sprung in diese Fluthen,
Und ich halt im Arm mein Glück."

Und zum Sprunge vorgebogen,
Schwebt sie ob der Felsenwand,
Doch mit Macht zurückgezogen
Fühlt sie sich von Götterhand.

Wie dem Windeshauch die Wolken,
Muß sie rückwärts willenlos
Unsichtbarem Zuge folgen
Tiefab in des Haines Schooß.

Aus der Bäume düstrer Fülle
Hebt, ein Schwan aus dunklem Gras,
Sich das hohe, nächtigstille
Heiligthum Urania's
Wie ihr Stern am Himmel oben,
Strahlt der Göttin Marmorbild
Aus dem Quell, der stolz gehoben,
Klar zu ihren Füßen quillt.

Vor des Heiligthumes Thore
Sinket sie ermüdet hin,
Und wie mit durchsicht'gem Flore
Legt sich's ihr auf Aug' und Sinn.
Ob des Wachens Licht, des Schlummers
Tiefe Ruhe auch sie flieht,
Das Gewölke ihres Kummers
Theilet sich, sie hört, sie sieht.

Dort in grünem Myrtenrahme
Sieht geknüpft ein blaues Band,
Glänzt nicht des Geliebten Name,
Nicht der ihre an dem Rand?
Weiße Tauben niederschwebend
Fassen da und dort den Rand,
Zieh'n nach Nord und Süden strebend
Fest und fester nur das Band.

Wie sie froh das Zeichen schauet,
Höret sie der Göttin Wort:
„Wer sich meiner Macht vertrauet,
Zweifle nicht an ihr hinfort.
Schon, geführt von meinem Sterne,
Kehret dir der Freund zurück,
Fester knüpfen soll die Ferne,
Trennen nicht, der Herzen Glück."

Wilhelm Zimmermann.

Ein Spaziergang mit Paul de Kock.

(Beschluß.)

Ich muß hier ein wenig abschweifen. Paul de Kock schreibt seit einiger Zeit viel für die kleinen Theater und seine Stücke gefallen sehr. Im Bal de grisettes, der von Witz sprudelt, wollen einige Näherinnen, Putzmacherinnen und Büglerinnen einen Ball trotz einiger Herren geben, die sie sitzen ließen, um ihren Vergnügungen nachzugehen. Sie machen sich zusammen, und jede gibt, was sie an Baarschaft hat, so daß sie 60 Fr. zusammenbringen. Lampisten, Fumisten, Patissiers, alles wird bestellt, auch ein altre Musiker, da kommt die Frau des Musikers und entschuldigt ihren Mann. Beiläufig er-

Digitized by Google

zählt sie der Einen, daß er krank sei, daß der Hauseigenthümer ihm die Meubles verkaufen will, weil er die Miethe nicht bezahlen könne. Ohne sich lange zu besinnen, gibt die Grisette das Ballgeld der armen Frau und nun kommen alle die Mädchen und jungen Herren, die ihren Stand verläugnen, um diesen Mädchen den Hof zu machen, und finden weder Musik, noch Licht, noch Mandelmilch, noch sonst etwas. Nach langem Zaudern sagt das gute Mädchen, man hätte sie bestohlen. Mais, erwiedert Jemand, il fallait crier au voleur. Ça m'est arrivé deux fois à moi, mais j'ai crié au voleur, moi. C'était un parapluie, je sortais du spectacle, v'là que je me sens tiré par derrière, c'était un voleur. On ne l'a pas arrêté, il est vrai, je n'ai plus reçu mon parapluie, mais je n'ai pas moins crié au voleur. — Endlich kommt die Sache heraus. Die alte Frau hat ein Paar Gamins, ihre Vettern, aufgefunden, die aus Dankbarkeit sich als Musiker improvisiren und Lichter und Zuckerbrot mitbringen. Dies die Geschichte. — Eh bien, sagte Paul de Kock, diese Geschichte ist in meinem eigenen Hause passiet, was ich bis jetzt noch Niemanden sagte. Und so könnte ich noch viele Geschichtchen machen, die ich kenne. — Ich fragte ihn, wo er seine Charakteer hernehme. — Ueberall, erwiederte er, wenn ich einen originellen Menschen antreffe, gehe ich ihm nach und beobachte ihn, und hier fehlt es nicht daran. Nur muß man die verschiedenen Sprachen genau beobachten, was nicht so leicht ist. Am meisten lernt man auf den sogenannten bals des artistes, wo nur Künstler und Schriftsteller erscheinen. Unbezahlbar sind dann die Schauspielerinnen der kleinern Theater, die in einer großen Menge hier sind, alle sehr originell mit ihrem Pathos und Theatergefühl. So leicht zu verführen sind sie jedoch nicht, wie man vielleicht in Deutschland glaubt. Ein deutscher Baron glaubt (dies seine Worte): qu'il n'a qu'à leur pincer les fesses, um sie zu besitzen. Weit gefehlt. Dazu gehört ein besonderes ganzes Studium und sehr viel Beobachtungsgeist.

Wir gingen dann auf die Politik über. Paul de Kock fürchtet eine neue Revolution, und nach einer Revolution, fügte er hinzu, sind wie immer schlimmer daran. Hier verschlingt die Politik in solchen Momenten Alles. Handel, Kunst, Literatur, alles liegt darnieder. Wir sprachen dann von Verpflichtungen des Königs dem Auslande gegenüber. Est ce qu'un roi est tenu de tenir ses engagemens? sagte er und schien mißmuthig zu werden. Je n'aime pas la politique, fügte er hinzu, j'aime trop mon pays et ma femme. Ehe wir jedoch nach Hause gingen, hatten wir noch zwei Auftritten beigewohnt, die mich sehr lachen machten. In der rue St. Antoine, wo gerade keine Noblesse wohnt, sahen wir einen Troßbuben einem Manne folgen, der, wie mir gleich Paul de Kock sagte, en ribotte war. Da er jedoch nicht sehr stark berauscht war, so wollten ihm die Buben noch Geld geben, um ihn wanken zu machen. Mais balancez donc, sagte der größte unter ihnen, und indem er sich zu den Gefährten wendete, rief er: cotisons-nous pour lui donnez encore un canon. (Ein Canon ist ein Glas Wein.) Mais vous n'êtes pas artiste, rief ein Anderer, vous ne savez pas ce que c'est que d'être en ribotte, und so ging es fort, ohne daß sich die Polizei darum bekümmerte. Weiter unten auf dem Boulevart St. Martin lief ein großer Kerl einer Negerin nach und rief ihr beständig zu: Otez donc votre masque, le carnaval est passé! Man glaubt es nicht, sagte Paul de Kock, nachdem ein Soldat diesen Müßiggänger abgehalten, es gibt kein witzigeres Volk als die Franzosen, ehe sie zwanzig Jahre alt werden. Von da an und weiter werden sie ernst und verlieren all' ihren Witz. Wir sind nicht mehr lustig, die Politik tödtet und verzehrt unser Theuerstes, wir sind sogar nicht mehr galant, wie schimpfen und rauchen wie die Deutschen, nur unsere Gamins und Grisetten haben den alten Nationalcharakter noch, und auch diese Letzteren haben sich jetzt das Wort angewöhnt: je vis en philosophe.

Als wir nach Hause kamen, standen in dem Vorzimmer noch alle Stühle unter einander, so daß wir nicht passiren konnten. Er stellte sie zurecht und machte die Passage frei. Wenn Sie ja etwas über mich schreiben sagte er, so erinnern Sie nichts hiervon, denn das ist die Sache meiner Frau, die sich heute verspätigt hat, wo nicht, so schreibe ich auch über Sie. Da ich nicht antwortete, so habe ich auch nichts versprochen, folglich kann er mich carikiren. So viel ist gewiß, daß ich nicht der „jeune homme charmant" bin, — so heißt der Roman, der in sechs Wochen von ihm erscheinen wird, und wovon ich die Correcturbogen gesehen habe. Sein Buchhändler kaufte ihm fünf Jahre seines Lebens ab, für die er ihm 60,000 Fr. gab. In einem Jahre sind die fünf Jahre abgelaufen. Ich habe ihm zum Spaß einen Brief aufgesetzt, wie ihn ihm ein deutsches Mädchen schreiben würde, und wählte ein frankfurter Judenmädchen, das ihm seine Leiden klagt. Dies gefiel ihm sehr. Er gab den Brief nicht mehr zurück. Ueberhaupt hört er mit vieler Aufmerksamkeit zu, wenn man ihm von Deutschland erzählt. Als ich ihm sagte, ein deutscher Schrift-

Digitized by Google

steller würde für einen seiner besten Romane höchstens 4 bis 500 Gulden erhalten, lachte er, fügte aber hinzu: au fait ce n'est pas ridicule, c'est plutôt tragique. Ich werde Ihnen in einem andern Artikel eine andere Antwort hierüber von einem hiesigen Manne berichten, die den Deutschen mehr Ehre bringt. Paul de Kock spricht überhaupt nicht so viel, als man nach diesen Mittheilungen oder aus seinen Scherzen glauben sollte, vielmehr läßt er seinen Interlocutor sprechen. Ich bemerkte ihm dies, und er gestand es gern. Die Leute glauben es nicht, sagte er zu mir, und oft sitze ich vier Stunden in Gesellschaft, ohne zehn Worte zu sprechen. Es gibt zwei Menschen in jedem Menschen, der Phantasie hat. Ich war immer anders, als ich schien, und sogar das Laster habe ich blos in meiner Phantasie durchlebt, und wenn ich auch ein ausgelassener Junge war, der seine zehn Geliebten hatte, so habe ich doch nie ein Mädchen verführt. — Paul de Kock besitzt ein Landgütchen in Romainville. Aus dieser einfachen Nachricht lassen sich sehr viele seiner Romane erklären. — Sein Sohn studirt fleißig Deutsch.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Ed. Devrient als Hamlet.]

Derselbe Mangel wird aber nun auch bei Hrn. D., dem Schauspieler, fühlbar. Sein Organ ist so zart und schwächlich, so wenig klangvoll und modulationsfähig, daß es des erstern wegen nach einigen stark gesprochenen Sätzen (wie am Schlusse des zweiten Aktes von Hamlet) sogleich heiser und matt wird, — dann aber durch die Modulationsunfähigkeit Hrn. D. außer Stand setzt eine ganze Rolle in einer bestimmten Tonlage und Klangfarbe zu sprechen. Durch diesen Mangel wird jede Charaktermetamorphose unmöglich, denn man erkennt am ersten Wort, das Hr. Devrient spricht, Hrn. Devrient, was z. B. bei Seydelmann durchaus nicht der Fall; man höre seinen Carlos im Clavigo und darauf Oliver Cromwell, seinen Macinell und den Advokaten Wellenberger u. s. w. und man wird uns verstehen und zustimmen. Es ist nun die Frage, ob eine durchdachte, geistvolle und richtige Auffassung des darzustellenden Charakters die berührten Mängel, an denen das Sprechorgan des Hrn. D. leidet, vergessen machen kann. Wir glauben kaum. Denn wenn wir im standhaften Prinzen, im Posa, im Hamlet immer Hrn. Devrient bei dem ersten Wort, auch ohne ihn zu sehen, sofort erkennen müssen, so geht schon dadurch alle Illusion von vornherein verloren. Wer wollte nicht gern zugestehen, daß es Hrn. D. Ernst um seine Kunst ist, daß er ein denkender Künstler ist, der sich mit seinen Rollen die größte Mühe gibt und alles liest und fleißig studirt, dessen er irgend darüber habhaft werden kann, der sich in Conner mit Aesthetikern und Philosophen setzt und sich Raths erholt, der mit einem Wort alles thut, um was Rechts zu thun; — aber es fehlt ihm, und wir beklagen es um der Kunst willen aufrichtig, an der Befähigung, einen Charakter, den er so auf theoretischem Wege in alle seine Bestandtheile zerlegt, mit einem praktischen Griff zusammen zu fassen, und ihn lebendig vor unsern Augen zu reproduciren. Er ist immer der verständige Procurator des darzustellenden Charakters, aber nie die Person selbst. Was nun seine Auffassung des Hamlet anlangt, so können wir uns sowol im Ganzen wie in vielen Einzelnheiten mit derselben durchaus nicht einverstanden erklären. Hr. Devrient zeigte uns gleich anfangs das Bild eines kopfhängerischen Schwächlings, und von dem Königssohne, von dem der Dichter durch Ophelia sagt:

„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!
„Des Hofmann's Auge, des Gelehrten Zunge,
„Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
„Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
„Das Merkziel der Betrachter ꝛc."

war keine Spur, vielmehr glaubte man einen armen, melancholischen Pfarrers-Sohn vor sich zu haben. Die humoristischen Blitze, die ironischen und satyrischen Stacheln wurden in dem Munde eines so larmoyanten Hamlet unpassend und widersinnig. Hamlet äußert zwar gegen Güldenstern und Rosenkranz: „ich habe seit kurzem all' meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Uebungen aufgegeben" u. s. w., das sagt er aber eben gegen diese Höflinge, deren Auftrag er durchschaut, und die er absichtlich über seine wahre Gemüthsstimmung täuscht. Hamlet fühlt sich von der ungeheuern Rächerpflicht, die der Geist seines gemordeten Vaters auf ihn gewälzt, niedergedrückt: „die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!", aber er hat die Rache zugeschworen; er hat von der Tafel der Erinnerung, wie er selbst sagt, alle Bilder und Spuren des Vergangenen weggelöscht, und aus sich selber eine tabula rasa gemacht, in der die Rache allein sich ausbreiten soll. Wenn er äußerlich, körperlich ruhig erscheint, so wühlen und arbeiten in ihm die Gedankenfurien der Rache, die ihn zuletzt zu dem treiben, was er, um zu täuschen, erheuchln möchte — zum Wahnsinn. Sehr treffend sagt Gans: „Indem er von allem, was als gegebene Welt vor ihm liegt, abstrahiren will, beständig aber auf diese Welt stößt, so liegt in dieser Reibung und in diesem Widerspruche die Ironie, welche sich hier als Humor der Tollheit darstellt, und zugleich alle Klugheit, allen Geist und Witz enthält, deren dieser Humor überhaupt fähig ist." Alles dies trat nun aber in der Darstellung des Hrn. D. keineswegs heraus. Er war ein lyrischer, aber kein dramatischer Hamlet. Es fehlte ihm nicht allein, wie er selbst sagt, an „Galle," — sondern an Blut und Leben überhaupt. Auf Einzelnes einzugehen, fühlen wir uns hiernach überhoben, und wollen wir nur schließlich noch erwähnen, daß Hr. Seydelmann als Polonius in beiden Vorstellungen der Einzige war, der seiner Rolle vollkommen Genüge leistete.

H. Truhn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der „Verlags-Bericht" von J. J. Weber in Leipzig.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 111. — den 10. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

Novelle von De. Schiff.

„Es ist kein Spaß, Dorfschulmeister zu sein. Trauben wachsen nicht auf Dornen und Pfirsiche nicht auf Tannen. Allein Mäuler, zum Kauen und Beißen eingerichtet, sollen lesen und beten, Fäuste, für den Dreschflegel geschaffen, sollen schreiben lernen! — Was sind die zwölf Arbeiten des Herkules gegen die Alltagsmühe eines Dorfschulmeisters! — Herkules war ein Halbgott und hatte überirdischen Beistand, und Jason, — was wäre aus ihm geworden ohne Medea's Zauberhülfe? Ein Schulmeister hingegen hat keine Aussicht auf Halbgötterschaft, und nichts als seinen Stock, welcher kein Zauberstab ist."

So urtheilte Herr Werner, Dorfschulmeister zu °—, und fügte hinzu: „Was hilft alle Weisheit, was nützt das gründliche Forschen und wissenschaftliche Streben, es gibt ja nicht einmal eine vollkommene Fibel!"

Werner nannte alle vorhandenen Fibeln unvollkommen, denn sie verließen sich mehr auf den Lehrer, wie auf den Stock! — Er hatte Recht! Von einer Vollkommenheit der Fibel kann nicht die Rede sein, sobald der Lehrer nachhelfen muß. Und wer Dorfschulen kennt, und wie schwierig Bauerkinder begreifen, und wie schwerfällig Dorfschulmeister sich ausdrücken, ja wie oft sie gänzlich unfähig sind, sich verständlich zu machen, der wird einräumen, daß Stöcke allemal zuverlässig sind, aber Lehrer nicht. — Eine vollkommene Fibel hingegen ist die objectivirte Idee des Lesenlehrens, die Methode an sich von gleicher Wirkung auf jede beliebige Anzahl Schulkinder und auf jeglichen Grad von Stupidität. Sie verlangt nichts außer sich selbst, einen Stock und einen Lehrer. Werner hatte beschlossen, solch eine vollkommene Fibel zu schaffen. Das war der Zweck seines Lebens, den er mit unglaublichem Eifer verfolgte, und dem er Hab und Gut und sich selbst opferte. Stundenlang konnte er dasitzen, in tiefes Sinnen verloren. Nur die Lippen regte er, und die sehr merklichen Regungen wurden zu unwillkürlichen Lauten: „Ge!" „Che!" „Ke!" Darüber vergaß er Essen und Trinken, ließ die Pfeife ausgehen und den Kaffee kalt werden. Auch mitten im Gespräch befiel ihn solche Zerstreuung; und besann er sich, so entschuldigte er sich bei denen, die seine Eigenheiten nicht kannten, mit den Worten etwa: „Sie glauben nicht, wie schwer es ist, den Kindern das „ch" beizubringen, welches bald ein Gaumen- und bald ein Kehlbuchstabe ist. Ja dasselbe Zeichen wird auch wie „k" ausgesprochen, z. B. Achsel, Christ, Ochs. Also ein Zeichen für drei Laute. Dies ist eine der größten Schwierigkeiten.

Vergebens hatte er die Druckereien der Umgegend nach Schriftzeichen durchstöbert, die den bäurischen Kinderaugen am faßlichsten und deutlichsten sein mochten. Hier hatte er ein „B" und „B" gewählt, die sich trefflich unterschieden, dort ein „i", „ä", „ö" und „ü", der herrlichen unverkennbaren Ueberpuncte halber; dort ein „f", welches vermöge seines dicken Striches nicht mit dem „f" zu verwechseln

Digitized by Google

war. Diese Schriften aber paßten nicht auf einem Kegel, und er wandte sich an eine Gießerei, die nach seiner Zeichnung Formen stechen ließ. Dabei setzte er seine wenige Habe zu, und als die vollkommene Fibel endlich im Stereotypdruck erschien, fand der arme alte Mann keinen Lohn für Mühe und Kosten; fand sein redlicher Wille keine Anerkennung von Seiten seiner Obern; und seine Amtsgenossen, denen er so gewissenhaft die kleine Ausbeute seines mühseligen Lebens widmete, verfolgten ihn mit Spott und Hohn, nannten ihn den alten ABC-Schützen, den Fibel-Philosophen, und was der boshaften Neckereien mehr waren.

Er ertrug dies wie ein Christ, seine Geduld ermüdete nicht, zehn Jahre lang und drüber. Hatte er doch die Beruhigung, etwas Vollkommenes geschaffen zu haben, wenn auch nur eine vollkommene Fibel.

Eines Tages jedoch fand er ein altes zerrissenes Gesangbuch. — Er wurde bleich, zitterte — plötzlich stürzten Thränen aus seinen Augen. — Man fragte, was ihm fehle? — Er deutete auf das Wort HERR, welches nach alter fromm-lutherischer Weise in großen Buchstaben gedruckt war. Noch begriff Niemand seinen Schmerz, und woher ihn das heilige Wort betrübte. — Endlich ergab sich, daß das „E" einen derben Punct hatte, einen viel anschaulicheren als das E in der vollkommenen Fibel, welches sich nur schwach von dem C unterschied.

Lache nicht, o Leser! — Durfte Alexander der Große weinen, als er den Philosophen von unzähligen Welten reden hörte, weil er noch nicht Herr einer einzigen war: warum nicht auch ein Schulmeister, daß sich auf Erden nicht einmal eine vollkommene Fibel zu Stande bringen läßt! Alexander's Thränen gehörten einem wilden, rasenden Hochmuthe an; die des Schulmeisters der wehmuthsvollen Einsicht, daß auch das geringste Menschenthun unvollkommen bleibt. Alexander stand jung und tollkühn am Eingange seiner Heldenlaufbahn. Der Schulmeister hatte sein sechzigstes Jahr zurückgelegt, und so nah dem Grabe täuschte ihn sein mühseliges dornenvolles Leben.

Seine Jugendgeschichte, und was ihn bewog, Schulmeister zu werden, hat er selbst folgendermaßen aufgezeichnet.

Da ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, schickten meine Eltern, reiche Bauersleute in dem Filialdorfe — wiz, mich hierher zur Schule, wo ich nun selber Schulmeister bin. Knaben und Mädchen saßen damals bunt durcheinander, denn daß sie jetzt abgesondert sitzen, habe ich veranstaltet.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein wunderbares Wesen kennen, von dem ich schon viel reden gehört. Dörthe Schulz war damals schon ein erwachsenes und völlig ausgebildetes Mädchen. Sie zählte funfzehn Jahre; dessen ungeachtet saß sie unten an, denn obgleich sie acht Jahre die Schule besuchte, konnte sie weder schreiben noch lesen, und wußte keinen einzigen Vers, weder aus der Bibel noch aus dem Gesangbuche. Einige ihrer jüngern Geschwister waren bereits confirmirt, sie aber mußte zum Leidwesen ihrer Eltern immer noch die Schule besuchen, der Pastor nannte sie blödsinnig und der Schulmeister hatte bereits alle Lust verloren, ihr die nöthige Weisheit einzubläuen.

Freilich hatte es mit ihrem Blödsinn eine eigene Bewandniß, und die Bauern, welche anders wie der Pfarrer und der Schulmeister urtheilten, behandelten das gute Kind einigermaßen mit Ehrfurcht. Denn hatte Jemand etwas verlegt oder verloren, hatte sich ein Pferd, eine Kuh von der Weide verlaufen, so ging man zu Dörthe und klagte es ihr, und sie wußte es stets wiederzufinden. Noch viel merkwürdiger war ihre Vorahnung einer jeglichen Witterung. Nahm sie beim Botengehen ihren groben Tuchmantel um, so gab es Sturm, oder Kälte, trug sie Männerstiefeln, heftigen Regen oder Thauwetter. Gewitter konnte sie Tage lang vorherfühlen, dann war sie ängstlich und unstät. Der Pastor und der Schulmeister sagten: „Das beweist ihren Blödsinn, denn auch unverständige Thiere haben Vorgefühle." Die Bauern aber sagten: „Das beweist, daß sie mehr sieht wie unser eins." Und wie sehr sie sonst auch auf den Pastor hörten, war ihnen die Witterung nichts Gleichgültiges, und ihr lebendiges untrügliches Wetterglas wollten sie nicht verachten lassen. Der Pastor hatte manchen Aerger darüber, was er dem ahnungslosen guten Mädchen nie vergab.

Wirklich war Dörthe die Gutmüthigkeit selbst. Sie that, was man von ihr begehrte, und gab, was man von ihr foderte, selbst wenn es ihr nicht gehörte, sondern ihren Eltern etwa. Dafür erlitt sie oft harte Züchtigungen, besonders von ihrem Vater, einem armen Schuster, der mit dem Knieriemen rächte, daß sie sein karges Brot ihm schmälerte. Sie aber ertrug geduldig jegliche Mißhandlung, das wußten die kleinsten Kinder, sie neckten, schlugen sie, warfen sie mit Steinen, denn Dörthe wehrte sich nicht. Weh aber den Bauerburschen, die sie

Digitized by Google

unanständig zu berühren wagten, die größten und stärksten sandte sie wohlzerkratzt und zerbläut nach Hause.

Dörthe war schlank, bleich und hochblond, und hatte große hellblaue Augen. Ihre Gestalt verrieth keinen Blödsinn. Aber sprechen konnte sie nur wenig, und Fragen, die man an sie richtete, pflegte sie meist durch Zeichen zu beantworten, oder sie sah den Frager mit ihren schönen Augen groß und offen an; gekleidet war sie immer sehr ärmlich, aber an ihrer Haut gewahrte man nie ein Fleckchen, und die werthlosen Lumpen, in die sie sich hüllte, glänzten von Sauberkeit, im schlechtesten Wetter auf den schlechtesten Wegen bespritzte sie sich nicht, es war, als dürften Koth und Staub nicht an ihr haften.

Ich war so glücklich, schon am ersten Tage die Gunst des Schulmeisters mir zu erwerben. Während des Unterrichts nämlich mußten wir die Hände gefaltet auf den Tisch legen, mir aber behagte das Stillesitzen nicht, ich fing an, mit den Daumen zu spielen und sie munter übereinander zu wälzen. Diese Lebhaftigkeit ist bei Dorfkindern nichts Gewöhnliches, sie erregte die Aufmerksamkeit des Schulmeisters, welcher mit der Frage auf mich zukam: „Wie heißt der erste Buchstabe im ABC?"

Ich sah ihn groß an und fragte: „Wa?" (was?)

Auch dies schien ihm ein günstiges Omen. Bauerkinder antworten im ersten Vierteljahre auf keine Frage. Sie sperren die Mäuler auf und nicken mit den rundgeschornen Köpfen, wie Pagoden, die eine Zugluft berührt.

„Das ist ein aufgeweckter Junge," sagte mein Schulmeister. „Grüß' Deinen Vater und sage, Du willst recht fleißig sein und etwas recht Tüchtiges werden."

Als ich heimkehrte, ermangelte ich nicht, meinem Vater zu sagen: „Einen schönen Gruß vom Herrn Schulmeister, und — ob Vater weiß, wie der erste Buchstabe im ABC heißt."

„A," sagte mein Vater.

„Nein! Wa heißt er, das kommt daher, weil Er nicht Schulen geht, ich aber soll was Tüchtiges werden."

Vier Wochen später war Jahrmarkt. Mein Vater, ein leidenschaftlicher Kartenspieler, gewann an diesem Tage beträchtlich und erwies mir so viel väterliche Zärtlichkeit, einen hölzernen Kuckuck mir mitzubringen. Ich war darüber sehr glücklich und musicirte den ganzen Tag, mein „f d, f d" bald in halben, bald in Viertel-Noten, oder aus Entzücken gar in Achteln und Sechzehnteln. Es war die erste Musik, die ich machte. —

Als ich Mittwochs wieder in die Schule ging (bis zum Kirchdorf war fast eine Stunde), nahm ich meinen Kuckuck mit, um mir die Zeit unterwegs zu vertreiben.

Unglücklicherweise begann der Schulmeister heut ein Examen. Er fragte einen ältern Knaben: „Wie heißen die fünf Selbstlaute?"

Der Schüler antwortete gleich beispielsweise: „Affe, Esel, Igel, Ochs, Uhu."

„Ja!" entgegnete stampfend der Schulmeister, „Affe! Esel! Igel! Ochs! Uhu! Der Kuckuck ruft seinen eigenen Namen."

Kuckuck, so hieß mein theures Spielwerk, dessen ich über die Ankunft des Schulmeisters und über das Examen gänzlich vergessen hatte. Um mich zu überzeugen, daß ich mein Kleinod noch besäße, griff ich an meine Hosentasche, leider aber so hastig und täppisch, daß ich den Balg niederdrückte und mein Kuckuck durch ein deutliches f, d, nach dem Jammerton oder nach dem Orgelton g, e, seine Anwesenheit kund gab.

Auf diese Bestätigung, daß der Kuckuck seinen Namen rief, war der Schulmeister nicht gefaßt. „Wer hat Spielzeug bei sich?" fragte er. „Heraus damit, oder ich visitire." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Eduard Gans.]

Wenn die Könige und Großen der Erde sterben, weinen nicht immer die Völker. Als die Leiche Ludwig des Funfzehnten nach St. Denis geführt ward, zogen jubelnde Schaaren vorauf, und um den Trauerwagen Castlereagh's tanzten seine entzückten Landsleute und priesen die Allmacht Gottes, welche den großen Schlächter gezwungen, sich endlich selbst zu schlachten. Es gibt einfache Männer, die im schlichten Kleide, ohne Ordensband, Stern und Krone doch Könige mächtiger Reiche sind, und deren Leichenzug von tiefer Wehmuth und treuer inniger Liebe begleitet wird. Dies sind die Fürsten der Wissenschaft und Kunst, die gewaltiger stets in den Geistern wurzeln, wie ein Baum, der im Laufe der Jahehundeete seine schirmenden Aeste nach allen Seiten dehnt. Diese Liebe begleitete Hegel und Schleiermachee, Beethoven, Mozart, Rubens, Dürer und viele Andere, und weil ihr Reich ewig und unvergänglich ist, so lange der Mensch zum Himmel strebt, so wiekt die Liebe auch unendlich fort und segnet und veeehrt das Andenken der großen Todten. Endlich gibt es Männer, kühn von Gedanken, begabt mit dee belebenden Kraft des Wortes, unverzagte Streitee der Ideen der Zeit und dessen, was die Völker bewegt, die furchtlos auszusprechen wagen, was sie denken, der Gewalt und den Gewaltigen trotzen, und mehr oder mindee wie Blitz und Donner reinigend wieken, wenn der schwüle Tag sie

Digitized by Google

als Gewitterwolke hervorruft. Die größten dieser Männer hat man zu allen Zeiten gekreuzigt und verbrannt, Haß und Liebe vereinten sich auf ihre Namen, sie wurden verketzert und geschmäht, und endlich wohl als Priester ewiger Wahrheit vergöttert. In jedem Kampfe des Fortschrittes zeigten sie sich, und jetzt, wo die politischen Kämpfe des europäischen Völkerlebens so mächtig die Geister und Herzen erregen, treten sie in allen Ländern hervor, und erwecken Anregungen und eine Begeisterungsfähigkeit, welche die deutsche Bedächtigkeit kaum für möglich hielt. Ein solcher kecker Streiter für den neuen Glauben der Menschheit an heilige, urewige Rechte, ist vor wenigen Wochen von uns geschieden, und das ganze Leben und Wirken dieses talentvollen Mannes, die Popularität, welche er erringen konnte, die Liebe und der Haß, welche ihn begleiteten, die rege Theilnahme des großen Kreises der Bildung, ja selbst der lange ernste Zug der Trauernden aus allen Zweigen der Gesellschaft, beweisen deutlich den Standpunct der Zeit. Es war der Pulsschlag eines schwer verletzten Körpers, der im Bewußtsein des Verlustes eines edlen Gliedes durch heftige Bewegung den krampfhaften Schmerz verräth.

Eduard Gans starb am 5. Mai an den Folgen eines Nervenschlages, der ihm wenige Tage vorher, mitten beim frohen Mahle im Hause eines Freundes, bewußtlos niederstreckte. Es ist mancher Professor schon gestorben, jünger als er, gelehrter als er, die Wissenschaft hat schwerere Verluste erlitten, und die Trauer beschränkte sich auf einen kleineren Kreis von Freunden, Verehrern und Vertrauten. Eduard Gans aber war früh herausgetreten aus dem stolzen Kreise jener strengen Gelehrten, welche die Höhe der Wissenschaft zu entweihen glauben, wenn sie ihre Weisheit dem großen Kreise der Bildung verständlich machen. Sein unruhiger und lebhafter Geist verband sich mit scharfem Verstand und einer allezeit fertigen Zunge, die sorglos und keck sich dem Augenblicke hingab, und glänzend beredtsam von Sarkasmen und witzigen Einfällen überströmte, wenn es galt, seine Grundsätze siegreich gegen die zähsten Gegner zu verfechten. Wäre Gans nichts gewesen, als eben ein Professor der Rechte an der berliner Universität, ein Schüler Hegel's und ein Bekämpfer der historischen Schule und deren Hauptes, des gelehrten gravitätischen Herrn von Savigny, sein Ruhm wäre in den Schranken der Wissenschaft geblieben, und sein früher Tod hätte die allgemeine Theilnahme weniger berührt; aber er war ein Mann des Volkes, ein freier strebender Geist, der Philosophie, ästhetische Bildung, Literatur und allgemeines Leben in sich aufgenommen hatte, und so gleichsam der Prototyp der berliner socialen Bildung, ein Heerführer der öffentlichen Meinung, ein Sprecher der Wünsche und Hoffnungen, die sich in Tausenden regen. Alle seine Vorträge athmeten diesen Geist, und die Jugend strömte mit ihrer Begeisterung ihm zu, weil sie gewiß war, hier die furchtlose Wahrheit zu hören. In einem Staate, wo der Presse mancher Zwang aufgelegt ist, that es besonders wohl, mit Kühnheit Dinge erörtert zu hören, welche, wie man wohl wußte, gedruckt nicht zu haben waren, und das lebendige Wort trifft allezeit sicherer und schärfer, als der Buchstabe. Seine Vorträge über neue Geschichte, die vor Hunderten von Zuhörern aus allen Ständen gehalten wurden, und in der letzten Zeit bekanntlich manche Hemmniß erfuhren, vollendeten seine populaire Bedeutung. Gans gehörte zu den Personen, die Jeder kennt, von denen Jeder zu sprechen weiß, und welche zu lebhaften Streiten Anlaß geben, weil man an ihren Namen Meinungen knüpft. Was er mit seinem feinen Geiste als Literat geleistet, wie vielseitig sein Talent, wie scharf und gediegen seine Urtheile auch für Kunst, die Fragen des Lebens und der Gesellschaft waren, muß einer umfassenden Biographie vorbehalten bleiben; ihn zu ersetzen, in seiner Stelle als Professor, wird vielleicht nicht allzu schwer sein. Gans war kein Gelehrter im deutschen Sinne des Wortes, kein Mann, der hunderttausend Bücher gelesen und mit mühsamem Fleiße sterile Schätze des Wissens in seinem Gedächtniß aufgestapelt hatte. Diesen Vorwurf haben seine Gegner zahllos wiederholt und mit alberner Tücke ihm selbst Unwissenheit vorgeworfen. Aber sie bedachten nicht, was sein Scharfsinn ihm gab, was sein schneller unermüdlicher Geist ihm frisch und neu jeden Tag herbeibrachte, und wie diese von höherer Hand ihm verliehenen Schätze nach allen Seiten hin in einen Reichthum von Gedanken ausströmten, der jede Bücherweisheit zu Schanden machte. In diesen Richtungen, in seiner populairen Verbreitung zeitgemäßer Ideen, in seinem Einflusse auf das bewegende Leben, seiner kecken Wahrheitsliebe, der furchtlos freien Beredtsamkeit, seiner Anregung der Jugend, und seinem Antheil an Literatur und Kunst ist er unersetzlich zu nennen. Es gehörte dazu der lebhafte Geist und die vielseitige Bildung, die Achtung, Liebe und Haß, welche er sich erworben; die Theilnahme, welche man ihm widmete, seine Bekanntschaft und sein Eindringen in alle Kreise der Gesellschaft, seine Unabhängigkeit, durch weltliche Glücksgüter gesichert, ja vielleicht selbst seine Geburt, als Jude, die ihm die eigenthümliche Keckheit verlieh, auszusprechen, was Andere besonnen scheuen, und ihm doch die Schlauheit gab, das Aeußerste klug zu vermeiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Byron-Uebersetzer.]

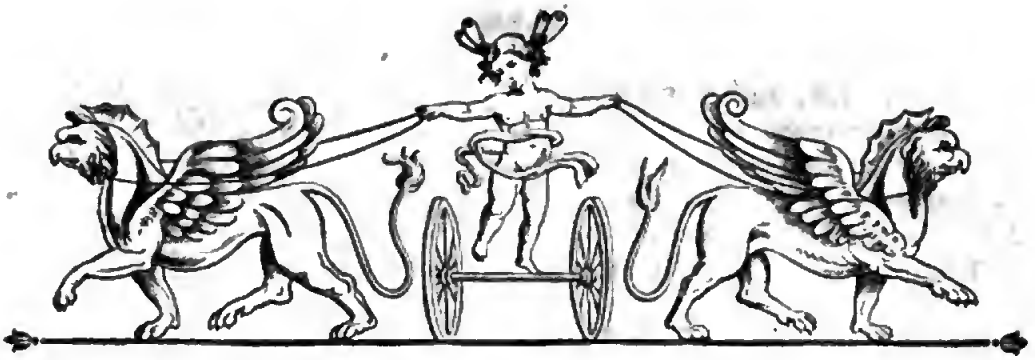
Wir machten schon früher auf Adolf Böttger aufmerksam, dessen treffliche Byron-Uebersetzung in Leipzig bei Wigand erscheint. Zu der stuttgarter Uebersetzung (im Hoffmann'schen Verlag) lieferte Dr. Kottenkamp, der kenntnißvolle Verfasser eines Buchs über „die Engländer," den Marino Faliero, den Sardanapal u. a. Vom Prof. Duttenhofer ist Lara übertragen, andre Gedichte von H. Kurz.

[Thomas Moore.]

Von Moore war bisher noch keine deutsche Uebersetzung sämmtlicher poetischer Sachen erschienen; eine solche hat Theodor Oelckers in vier Bänden (Leipzig bei Tauchnitz jun.) unternommen. Der erste Band brachte Lalla Rukh nebst des Dichters Portrait.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 112. — den 11. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Das war ein Donnerschlag für die ganze Schule. Alle hatten den Jahrmarkt gefeiert, alle hatten zärtliche Väter gehabt. „Gib Deinen Kuckuck heraus!" drohte mein derbfäustiger Nachbar, „denn ich habe ein hölzernes Pferdchen bei mir mit einem Pfeifchen im Steiß, um das ich nicht kommen will. Ein Anderer hatte eine Schnarre; ein Dritter eine Henne mit Küchlein, welche sehr fein zirpen konnten. Von allen Seiten ward ich gerauft, gestoßen, gekniffen, und mein voriaues Spielzeug mußte geopfert werden, um die allgemeine Visitation zu vermeiden. Mit Thränen in den Augen reichte ich es hin.

Aber siehe, zur Verwunderung Aller bestrafte mich der Schulmeister nicht. Er begnügte sich, zu sagen: „Thu' Er das nicht wieder!" und als die Schule aus war, gab er mir den Kuckuck zurück. Sonst pflegte er alles Spielzeug, das man mitbrachte, zum Besten seiner Kinder zu confiseiren. —

Ein verlorenes und wiedergewonnenes Gut ist doppelt theuer, und am folgenden Tage konnte ich mich vollends nicht von meinem geliebten Spielwerke trennen, ich nahm es wieder mit, wollte aber für diesmal klüger sein. Ich war der erste in der Schulstube und spähte nach einem Versteck für mein theures Kleinod. Aber die vortrefflichsten Mäuselöcher, die ansehnlichsten Wandritzen, waren mir nicht sicher genug. Dagegen hatte der Schulmeister einen Polsterstuhl, ich sah, daß die Gurten hohl lagen, freute mich der Entdeckung, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinen Kuckuck zwischen die Federn und Gurten hineinzuschieben, um ihn nach geendeter Schule wieder heimzunehmen.

Die Kinder fanden sich nach und nach ein, zuletzt kam auch der Schulmeister und setzte sich wie gewöhnlich auf seinen Polsterstuhl, als zum Entsetzen der ganzen Schule das „l" meines Kuckucks laut und deutlich ansprach. Der Schulmeister sprang auf, und eben so deutlich folgte das „d".

„Hat Er seinen Kuckuck wieder bei sich?" donnerte er mich an. Der Schulmeister war ein gutmüthiger alter Mann, doch hatte man alle Ursache, seinen Jähzorn zu fürchten. Zitternd und weinend sagte ich also: „nein!" denn es war ja keine Lüge.

Der Schulmeister fing an zu visitiren. — Ach, die gestrige Gefahr hatte Niemanden gewarnt! Er fand das Pferdchen mit der Pfeife im Steiß, die Henne mit den feinzirpenden Küchlein; er fand Soldaten und Seiltänzer mit und ohne Geklimper. Er fand Trompeten, Pfeifen, Schnarren, und fast alle Mädchen hatten Puppen bei sich, aber ein Kuckuck wollte sich nicht finden. Der Schulmeister confiscirte alles, und der Pascher bekam sechs derbe Stockschläge; Seufzer und stilles Weinen erfüllte die Schulstube. Er aber kehrte zu dem Polsterstuhle zurück, und warf sich ingrimmig darauf, daß mein Kuckuck, über den heftigen Stoß erbittert, die große

Digitized by Google

Terze „fis“ kreischte, der sogleich, da der Schulmeister aufsprang, der Grundton „d“ folgte.

Auf solche Weise war der Schulmeister noch nie verhöhnt worden, und war nicht der Mann danach, sich derlei bieten zu lassen. In seiner Rechten den Stock, die Linke gebieterisch ausgestreckt, fragte er drohend: „Wer hat einen Kuckuck?“

Es erfolgte keine Antwort. Noch einmal visitiete er eben so fruchtlos, kopfschüttelnd setzte er sich, und dieselbe Scene fing wieder von vorn an. — Es war kein Scherz mehr. Ich litt Todesangst, der Schulmeister war wie rasend und erhitzte sich wie der fabelhafte Basilisk vor einem Spiegel. Sein Geschrei und sein Handthieren machte die ganze Schule zittern, und ich, der ich nie viel Geistesgegenwart besaß und nie eine kühne That vollbracht, wagte nicht zu bekennen und mit einem Worte das abscheuliche Mißverständniß zu zerstören.

Weil er nichts ausrichtete, sandte er zum Pastor, seine Magd mußte bestellen: Ein frevelhafter Muthwille störe den Unterricht, und er sei nicht im Stande, ihn zu entdecken.

Wir hatten jetzt einen Augenblick Ruhe, denn der Schulmeister ging hin und her. Der Pastor kam und in Gegenwart seines Obern wagte der Schulmeister nicht, sich zu setzen, sondern klagte stehend sein Leid. — Der Pastor war überaus milde, er machte auf den unwiederbringlichen Verlust der Zeit aufmerksam, auf die verabsäumte Gelegenheit, etwas zu lernen, und schloß mit der Hoffnung, daß der Frevel fortan unterbleiben würde. — Er ging, und der Schulmeister complimentirte ihn bis zur Hausthür und kehrte wieder. Kopfschüttelnd setzte er sich, und von neuem musterte der Kuckuck. Spornstreichs rannte er dem Pastor nach.

Der Pastor kehrte zurück und warf sich in die Brust, drohte mit körperlicher Züchtigung und mit ewigen Strafen. — Umsonst. Er ging, wieder complimentirte ihn der Schulmeister, wieder kehrte er zurück, setzte sich, und der Kuckuck musterte so deutlich, daß, wäre er minder zornig gewesen, er den Zusammenhang hätte merken müssen. Als er den Pastor zum dritten Male ins Zimmer führte, hatte er Thränen in den Augen.

Diesmal zeigte sich der Pastor als eifriger Seelenhirt. „Wehe!“ donnerte er im Kanzeltone. „Wehe nicht nur dem Thäter, sondern auch dem Mitschuldigen, und nicht minder Wehe dem Mitwisser dieses Frevels, denn jeglicher soll gleiche Strafe erleiden. Nur aus Langmuth, ähnlich der himmlischen, welcher den Uebelthäter lange schont, auf daß der Weg zur Reue und Besserung ihm einleuchte und er ihn betrete! — Nur aus Langmuth, sage ich, werde ich noch eine kleine Frist gestatten, auf daß der Thäter, oder der Mitschuldige, oder der Mitwisser sich retten kann. Ja, einer kann sich retten, indem er die andern zur gerechten Strafe liefert, zu diesem Endzwecke werde ich jeden Einzelnen fragen. Jeder Einzelne soll mir Rede stehen. Aber wehe! sage ich, wehe Allen, wofern ich vergeblich frage. Denn gleich wie der Himmel seinen Zorn ausgießt über Schuldige und Unschuldige, also werde auch ich einen jeglichen, er sei schuldig oder nicht, gleich wie den Uebelthäter züchtigen lassen. Wohlan! noch ist es Zeit, der über die ganze Schule verhängten Strafruthe zu entgehen. Welche Strafruthe keine symbolische, auch keine figürliche ist, sondern aus einem echten derben Birkenreis bestehen wird. Wohlan, ich frage, und suche sich zu retten, wer kann. — Amen!“ fügte er nach langer Gewohnheit hinzu. —

Ich war entschlossen, alles zu sagen, aber ich zögerte und dachte, die Reihe wird schon an mich kommen; unglücklicherweise fing aber der Pastor von unten an zu fragen, und unten an saß ein für allemal Dörthe. — Als er zu ihr voll Ernst und Würde begann: „Hast Du einen Kuckuck mitgebracht, den Du verborgenerweise regierst, oder weißt Du, wer solches gethan hat oder thut?—“ sah sie ihn groß an, sagte nichts, aber plötzlich sprang sie mit seltsamer Gewandtheit über Tisch und Bänke und holte den Kuckuck unter dem Stuhle hervor.

Jetzt ging Allen ein Licht auf. „Wie kommt es,“ fragte der Pastor, „daß Sie das nicht gemerkt haben?“

Der Schulmeister zuckte die Achseln. „Wie konnte ich rathen, daß der Kuckuck so angebracht war, um, wie ich mich auf dem Stuhle bewegte, zu schreien.“

„In der That ein hämischer Streich!“ sagte der Pastor, da haben Sie einen Beweis, wie nahe Dummheit und Hinterlist verwandt sind. Geben Sie ihr einen tüchtigen Denkzettel, Herr Schulmeister, damit sie dergleichen verlernt.

Zum dritten Male complimentirte ihn der Schulmeister bis zur Hausthür, dann kam er mit einer derben Haselgerte wieder, und befahl Dörthen, hervorzukommen.

Zu meiner Beschämung muß ich bekennen, daß ich anfangs eine Erleichterung fühlte, weil ich mich von der Strafe befreit, die eine Unschuldige für mich leiden sollte.

Aber Dörthe ward unbarmherzig gezüchtigt, und unbarmherzig sagt immer noch zu wenig. Der Schul-

Digitized by Google

meister zeigte sich grausam, er züchtigte mit der Lust und Schadenfreude eines Henkers. — Eine Execution, so wie alles, was den Unterricht eine Weile unterbrach, war uns Kindern ein wünschenswerther Zeitvertreib. Diesmal aber war Niemand wohlgemuthet, und das Gesäheliche solch einer Züchtigung leuchtete den rohsten und schadenfrohesten Bauerknaben ein. —

Der Schulmeister hieb darauf los, bis sein Arm kraftlos niedersank, und der Haselstock der lahmen Hand entglitt. Dörthe hatte sich fast nicht gesträubt, nur Augen und Brust hatte sie mit Armen und Händen geschützt. Zuletzt taumelte sie, wollte sich an dem Stuhle halten, fiel aber mit demselben zu Boden, und lag eine Weile da nach Athem ringend. Dann bekam sie Krämpfe, alle Muskeln an ihrem Körper tanzten, und die Verrenkungen waren entsetzlich anzusehen. — Plötzlich richtete sie sich auf, — und ihr Antlitz glänzte, ihre Stirn leuchtete, die Augäpfel lagen in den Höhlen zurückgedrängt. Sie glich einem Gespenst. Mit einer gellenden Flötenstimme fing sie an, Bibelstellen und Verse herzusagen, als fiele ihr mit einem Male alles bei, was sie früher nicht behalten konnte. Dazwischen betheuerte sie sehr erbaulich, daß sie unschuldig gelitten habe für einen Andern, der jetzt aus Menschenfurcht schweige.

„Aber," fügte sie hinzu, „der Gott der Liebe hat sein Herz bereits gerühret und gewendet, und jetzt, derweil ich rede, bereut er schon und wird sogleich seine Schuld bekennen."

Dem war so! — Ich fühlte mich durch und durch erschüttert und vernichtet. Unstreitig wirken solche Scenen auf geistesrohe Bauerkinder ansteckend, mir war, als sollte ich auch Krämpfe bekommen und singen und prophezeihen. Ich rang die Hände, stürzte dem Schulmeister zu Füßen und schrie: „Um Gotteswillen, Herr Schulmeister, ich bin der Thäter, schlagen Sie mich. Schlagen Sie mich auch, oder ich bin unglücklich."

Dem Schulmeister aber war die Lust zu strafen vergangen. Er entließ die Kinder, um der armen Dörthe Hülfe zu spenden, mich brachte er in ein Nebenzimmer, wo er unter den besten und schönsten Worten mich beschwor, ruhig zu sein. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Foetf.)

[Eduard Gans, Schönlein, die Amazone von Kiß.]

Gans hatte früher schon einen Anfall von Schlagfluß gehabt; man hatte ihn vor einigen Jahren bewußtlos in seinem Zimmer gefunden, und konnte gewissermaßen darauf vorbereitet sein, ihn frühre oder spätre plötzlich zu verlieren. Auch sprach er selbst oft von seinem nahen Ende in prophetischer Weise. Schon längere Zeit vor dem Unglücksfalle äußerte er zu einem Freunde: „Ich schreibe nichts mehr und fühle einen Ekel gegen dies Treiben. Ich bin ein kranker Mann, es nagt der Tod an meinem Herzen, und ich fühle sein Bohren." — Indeß war er keineswegs entmuthigt durch diese Vorgefühle. Sein lebhafter Geist besiegte die Stimmungen, und so z. B. erzählte er wenige Tage vor seinem Ende in scherzhafter Weise einigen Freunden ein Gespräch, welches seine Gönner, der Minister von Altenstein und der Geheimerath Johannes Schulz, nach seinem Tode über Wiederbesetzung seiner Stelle gehalten hätten, und dem er, als verklärter Geist, beiwohnte. Es war, wie er sagte, ein lebhafter Traum, aber wahrscheinlich dachte er nicht, daß die traurige Erfüllung so schnell kommen würde. Die letzte geistige Handlung seines Lebens war ein schöner Brief an den würdigen Minister von Altenstein, in welchem er seinen lebhaften Dank für das von ihm angeregte und bewilligte Zugeständniß aussprach, daß künftig auch auf preußischen Universitäten Studirende jüdischen Glaubens zum Doctor juris promovirt werden dürfen, wenn die Facultät es beantragt. Gans betrachtete diesen Fortschritt als einen neuen Sieg der Vernunft, und würdig des Staates, welcher sich rühmt, an der Spitze geistiger Entwickelung in Deutschland zu stehen. Dieser Brief soll überhaupt merkwürdig durch die energische Kühnheit der Sprache und ahnungsvoller Vorgefühle sein. Hoffentlich wird auch er mit in der Herausgabe der hinterlassenen Schriften einbegriffen werden, welcher sich der nächststehende Freund des Verewigten, Professor Benari, mit Hülfe der Professoren Hotho, Michelet, von Henning, und des Geheimeraths Varnhagen von Ense unterzogen hat.

Wenige Worte bleiben mir über das Leichenbegängniß. Bei der Kunde des Unglücks zeigte sich das allgemeine Mitgefühl. Hunderte von Personen aus allen Ständen drängten sich in die Wohnung des Leidenden zu allen Tageszeiten, um eine günstige Nachricht zu hören. Aber schon am Tage vor seinem Ende sprachen die Aerzte jede Hoffnung ab. Wenn er erhalten werden könnte, so würde doch niemals die geistige Kraft wiederkehren, und was wäre ihm das Leben ohne diese gewesen?! Am Sonntag Morgen, den 5. Mai, starb er, am Mittwoch, den 8., bewegte sich der endlose Trauerzug, der über eine Stunde währte, nach dem Friedhofe, wo Hegel, Fichte und Solger in einem Kreise alter Ulmen vereint ruhen. Die Studirenden, vielleicht tausend an der Zahl, im feierlichen Zuge von Marschällen geführt, fast sämmtliche Lehrer der Universität an ihrer Spitze, folgten der Bahre, der sich die Koryphäen der Literatur, der Künste und ausgezeichnete Männer aller Kreise anschlossen. Seine Schüler ließen sich die Ehre nicht nehmen, den geliebten Lehrer den langen Weg zu tragen, und die in Berlin studirenden Polen waren übereingekommen, die ersten der Träger zu sein. Ein Musikchor dem Zuge vorangehen zu lassen, hatte die Polizei gestattet, Reden am Grabe aber verboten. So sprach nur Professor Marheineke, als Geist-

Digitized by Google

licher, Amtsgenosse und langjähriger Freund, und die Gluth der Empfindungen seiner Seele theilte sich dem weinenden Kreise von Männern mit. Man sah hier Thränen in Augen glänzen, die selten weinen, die das Leben und seine Schicksale kennen, und in Stürmen erfahren, die bangen Prüfungen zu ertragen wissen. Marheineke's Rede ist mit einigen geringen Aenderungen zum wohlthätigen Zwecke im Druck erschienen. Er war, sagte er unter Anderm von dem Verewigten, eines jener unbequemen, die Atmosphäre reinigenden Elemente, die jederzeit nöthig sind, damit die kluge Mittelmäßigkeit nicht herrschend werde. Er liebte die Freiheit der Wissenschaft, die Freiheit des Geistes, die Freiheit der Völker; denn sein Wesen war Liebe, und Liebe ist Freiheit, und Freiheit ist Liebe! Nie buhlte er um die Gunst der Großen, und verhehlte nicht die Wahrheit den Mächtigen zu gefallen. Kein falscher Schein bedeckte ihn, er war, was er schien, und selbst seine Fehler und Irrthümer lagen offen vor Aller Augen. —

Wenden wir uns von diesem schmerzlichen Verluste zu einem Gegenstande, welcher das Leben beschäftigt. Gans' Tod hat eine Lücke an der Universität hervorgebracht, zu deren Ausfüllung man, wie es heißt, die Professoren Bülau aus Leipzig und Gärtner aus Bonn zu berufen denkt. Allgemeine Wünsche, welche dabei an Albrecht sich erinnern, werden schwerlich in Erfüllung gehen, da die sieben Männer Göttingens, so wünschenswerth auch ihr Erwerb für Preußen wäre, doch den Widerstand der Mächtigen so bald nicht überwinden können. — Welt wichtiger jedoch für den Ruhm der Wissenschaft ist die Berufung Schönlein's aus Zürich, dem nun definitiv, nach Beseitigung mancher Widersprüche, die klinische Professur angetragen wurde. Schönlein soll den Titel eines Geheimraths, das Directorat der Charité, und 2000 Thlr. festen Gehalt empfangen. Der Ertrag seiner Vorlesungen und seine Praxis würden jedoch ohne Uebertreibung ihm schon in den ersten Jahren vielleicht ein Einkommen von 15 bis 20,000 Thlrn. sichern, welches mehrere unserer ersten Aerzte hier haben. Dennoch glaubt man noch nicht recht an seine Einwilligung, da sein bekannter fester Charakter und ungebundener Sinn vielleicht gegen die hier herrschenden Verhältnisse Manches einzuwenden hat. Der Ruf seiner wissenschaftlichen Bedeutung wird jedoch nirgend mehr anerkannt, als hier, und wenn Schönlein hören könnte, mit welcher Begeisterung man von ihm spricht, mit welcher Sehnsucht man ihn erwartet, welche Hoffnungen man an seine Erscheinung knüpft und wie bekannt und geachtet in dieser großen Bildungswerkstatt sein Name in allen Classen lebt, so würde dies vielleicht weit eher als alle pecuniären Vortheile ihn bewegen, zu uns zu kommen, wo überdies dem berühmten Arzte das größte Feld geboten wird, wohlthätig zu wirken. Daß Schönlein Schicksale erlebte, die mit den Interessen der Zeit zusammenhängen, daß es der Ueberwindung eines Widerstandes bedurfte, um ihn hierher zu berufen, macht die Wünsche lebhafter, und wer Berlin und die allgemeine Stimmung kennt, wird wissen, daß dieser Umstand keinen geringen Antheil an der gesteigerten Theilnahme haben kann.

Wie Wissenschaft und Kunst in größeren Strömen durch das Leben fließen, beweist in diesem Augenblicke auch die Sammlung für den Bronzeguß der Amazonengruppe von Kiß. — Tausende erfreuten sich, trotz aller Predigten frommer Männer, die von den Kanzeln herab gegen dies Werk der weltlichen Sünde sich vernehmen ließen, an diesen heiteren Formen der Kunst, und kaum vernahm man daß der Staat die Kosten des Gusses in Bronze nicht bewilligen werde, als überall sich laut der Wunsch aussprach, durch Beiträge die Summe zusammen zu bringen. Schnell bildete sich ein Comité, und vor einigen Tagen sind die Subscriptionslisten erschienen, die schon jetzt mit namhaften Beiträgen versehen sind. Mit dem Geschenke Sr. Majestät von 5000 Thlrn. hat die Königl. Familie und das Personal des Hofes gegen 8000 Thlr. beigesteuert; viele bedeutende Banquiers und Kaufleute haben zu mehrern hundert Thalern unterzeichnet, der Kunstverein giebt 2000 Thlr. her, die Staatsminister freilich nur 25 Thlr., aber sehr viele Bürger, selbst aus den mittleren Classen, zeichnen bis zu 50 Thlrn., so daß im ersten Anlauf schon über 15000 Thlr. vereint sind, was die reichliche Hälfte der ganzen Kosten beträgt. — Zum ersten Male wird den Berlinern Gelegenheit geboten, Gemeinsinn zu zeigen, wo es gilt, ein schönes Kunstwerk zu verewigen. Daß mancherlei Verkehrtheiten der Zeit dabei zum Vorschein kommen, daß von unseren Heiligen gethan wird, was möglich ist, um jede fromme Seele von Unterstützung eines solchen Teufelswerkes abzuhalten, daß Andere sich weigern, beizusteuern, weil Idee und Ausführung der Subscription aus Kreisen hervorgegangen sein sollen, die vorzüglich jene oft beleuchteten berliner ästhetisch israelitischen Elemente enthalten, welche so gern und geschwätzig ihr Geld wie ihre patriotischen Kunstgefühle und Anmaßungen zur Schau tragen, daß endlich der spießbürgerliche deutsche Vetter Michel sich beeilt macht, und nicht einsieht, warum er Geld zu Dingen geben soll, ohne welche die Welt viele Jahrtausende bestanden hat, ist ganz in der Ordnung und darf Niemanden wundern. Allein nichts desto weniger ist die Anerkennung wahrer Kunst so gewachsen, daß genug übrig bleiben, welche sich so wenig an den gottseligen Eifer der Pietisten, wie an die kleinlichen Zwecke der ästhetischen Cliquen kehren, und der Sache wegen unterzeichnen und geben, selbst wenn ihr Name nicht, wie es beabsichtigt wird, in den Grundstein gelegt, oder gar in Erz gegraben wird. — Binnen drei Jahren soll der Guß vollendet sein, der dann als schöne Zierde auf einem der Hauptplätze aufgestellt werden dürfte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

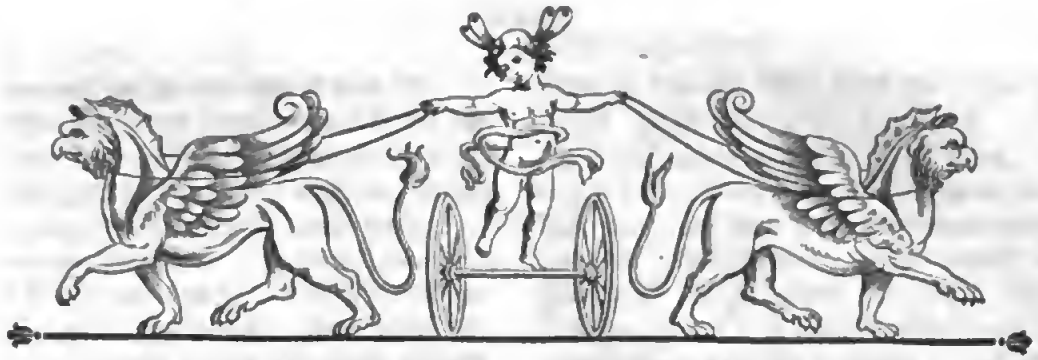
Notiz.

[Herr und Mad. Schütz auf der leipziger Bühne.]

Beide gaben eine Reihe von Gastspielen. Mad. Schütz ist im Lustspiel ausgezeichnet. Auch in den Partien, wo die Naivetät ins Tragische übergreift, als Clärchen im Egmont, ist sie meisterhaft. — Herr Schütz war als Egmont zu breit und aufgedehnt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 113. — den 13. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Dörthe besuchte die Schule nicht wieder. Täglich und fast zur selben Stunde hatte sie Krämpfe, und bald konnte sie ihr Lager nicht verlassen. — Es steht schlimm um ärztliche Hülfe auf unsern Dörfern. In zwei bis drei Ortschaften trifft man kaum einen Arzt, der meistens nichts zu thun hat als Geburtshülfe zu leisten und Todtenscheine auszufertigen. Bei übrigen Fällen behilft man sich mit Hirten und klugen Frauen, mit Sympathieen und Besprechungen, und kauft von herumziehenden Krämern und Charlatans Universal-Mittel und Salben.

Zum Glück bedurfte Dörthe keines Arztes, sie gerieth von selbst in magnetischen Schlaf, fing an, sich Arzneien zu verordnen und auch andere zu curiren. Ihre Mittel schlugen nie fehl, sie sagte den Verlauf der Krankheit pünctlich voraus, beschrieb Kräuter nach Geruch, Gestalt und Farbe, wo sie zu finden waren, und wie sie zubereitet werden sollten, und Wasser und Steine wurden durch ihre Berührung ebenfalls heilkräftig.

Mit sogenannten Gebildeten kam Dörthe nicht in Berührung, und ihr Ruf erstreckte sich nicht über drei bis vier Dörfer, hier aber sprach man eine Zeit lang nur von ihren Wunderthaten, und daß der Schulmeister die Schusterdörthe zum Doctor geschlagen habe. — Manches Geld und anderweitige Spenden, denn Bauern bezahlen gern in Naturalien, flossen dem armen Kinde zu, und sie überließ willig alles ihren Eltern, welche mit der armen Kranken eine Art Handel trieben. Jeder Besuch mußte ihnen ein Geschenk eintragen, ihrer unglücklichen Tochter widmeten sie aber keine Liebe, keine Pflege und reichten ihr kaum das Nöthigste.

Jener Auftritt in der Schule hatte einen tiefen Eindruck auf meine junge Seele gemacht. Zu sieben Jahren hatte ich schon Gewissensbisse. Freilich wußte ich damals nicht, daß es Gewissensbisse waren, und erst heute, indem ich mein Leben beschreibe, gebe ich diesen Namen jener schmerzlichen Angst, die mich damals so häufig befiel, ich wußte nicht, wie und woher. — Wenn ich Dörthe's Namen hörte, fing ich an zu weinen und zu schreien, sie aber machte viel von sich reden, und Bosheit und Schadenfreude merkten mir bald meine Schwäche ab, und machten sich eine Freude daraus, mein wundes Gemüth zu quälen und zu peinigen.

Wohl möglich, daß hiermit schon der Grund zu meiner späteren Melancholie gelegt wurde. Ach, nur die Unschuld freut sich ihres Daseins in dieser reichen schönen Welt, und findet den Muth, ihr Glück darin zu versuchen; nicht so das wunde Gewissen, welches sich vor der flüchtigen, wechselnden Erscheinung in die Einsamkeit rettet, um dort in sich selbst den Trost zu finden, um deswillen einzig und allein es das Leben nicht haßt und wegwirft. —

Die Zeit indessen lindert wenigstens die Schmerzen, welche nicht ganz und gar zu tilgen sind. Man gewöhnte sich an Dörthe's Wundereuren, wurde überdrüßig, mich zu necken, ich hörte nicht mehr von ihr reden, und

Digitized by Google

denken an sie wollte ich nicht. So erreichte ich mein dreizehntes Jahr. Ich schrieb, las, rechnete mit einiger Fertigkeit, und wenn ich Fortepiano spielte, liefen alle Bauerkinder vor meinem Fenster zusammen. — Der Pastor und der Schulmeister erklärten mich für einen fähigen Kopf, der studieen müsse. Der Meinung aber war mein Vater nicht. Ich, der einzige Sohn, sollte einst die Felder und Grundstücke besitzen, und mit seinem baaren Gelde gedachte er meine Schwestern auszusteuern. Deshalb machte er kurzen Proceß mit mir, warf meine Bücher und Hefte ins Feuer, schickte mich mit Knechten und Mägden aufs Feld und sagte, es sei nun aus mit der Feder- und Schulfuchserei, und jetzt müsse gearbeitet werden. Sicher hätte er auch mein Fortepiano zertrümmert, aber es war ein schönes Möbel, welches das Zimmer ungemein putzte.

Diese Art, seinen Willen durchzusetzen, verdroß meine Mutter, die für ihr Leben gern mich auf der Kanzel gesehen hätte. Täglich zankte sie sich mit meinem Vater darüber, die Nachbarn mischten sich drein, im ganzen Dorfe sprach man davon, endlich auch in den umliegenden Dörfern. Mein Vater nämlich war reich und geldstolz, deshalb suchte jeder ihm was am Zeuge zu flicken, und daß er mich nicht studiren ließ, war allen ein willkommener Vorwand, ihn des Geizes zu beschuldigen, denn kein Vorwurf konnte ihn mehr erbittern. Er war in der That nicht geizig, vielmehr liebte er es, sein Geld zu zeigen, und wo dies Neid und Aergerr verursachte, trieb er es bis zur Verschwendung. — Wo er sich jetzt blicken ließ, auf Kirmsen und Schmäusen, fing man damit an, mich zu loben. „Sein Fritz ist ein herrlicher Junge, ein offener Kopf, er hat viel gelernt." Dies Lob diente aber nur zur Einleitung. „An solch einem Jungen würde ich nichts sparen," hieß es dann weiter, und das Ende davon war: „Werner! Er sollte um die paar tausend Thaler, die es Ihn kosten kann, den Jungen studieen zu lassen, nicht geizig sein." — Aus Spaß wird Ernst, aus Neckereien ein Sprichwort, bald hieß mein Vater nicht mehr der reiche, sondern der geizige Werner. Und leider erzeugte sich damit zugleich der Glaube an meine überaus großen Fähigkeiten, ja ich selber glaubte daran, denn jedweder behandelte mich wie ein Wunderkind.

Eines Tages ließ sich der Pastor bei meinem Vater als Gast anmelden, offenbar in der Absicht, mir das Wort zu reden; was ihn veranlaßte, als Vermittler aufzutreten, kann ich nicht sagen. So viel aber ist gewiß, daß mein Vater nur solch eine Vermittlung abwartete, um auf gute Art seine Willensänderung einzugestehen.

Der Pastor war mit vielem Pompe empfangen und nur der Schulze unseres Dorfes hinzugebeten. Der Pastor und der Schulze redeten lange, ohne daß mein Vater nur ein Wort entgegnete. Endlich ließ er mich rufen.

„Höre Fritz!" sagte er, „ich will, daß Du ein Pastor werden sollst, und Du mußt mir nach der Residenz auf die Hochschule. Geld kannst Du bekommen, so viel Du haben willst! Höre, Fritz! Du mußt bedenken, daß Du der Sohn des reichen Werner bist, und Dich nicht lumpen lassen."

Ich meines Theils wäre eben so gern ein Bauer geblieben, ich arbeitete mich gern müde, dann schmeckte mir Essen und Trinken und ich schlief gut. In Wahrheit, auch ich fürchtete mich vor dem Studiren, besonders weil ich Latein lernen sollte, und Griechisch und Hebräisch hielt ich der fremden Chiffern halber für Zaubersprachen. Aber alle Welt interessirte sich für mein Studium, als geschähe damit der ganzen Menschheit ein Dienst, und ich war zu jung, einzusehen, welchen Einfluß Grillen und Thorheiten der Menschen auf unser Geschick ausüben, und daß im alltäglichen Thun und Treiben kein sonderlich vernünftiger und nothwendiger Zusammenhang sei. Vollends glücklich aber war ich, als ich herrliche bürgerliche Kleider, kostbare Wäsche erhielt, kurz eine Aussteuer, deren sich der Sohn eines Edelmanns nicht zu schämen brauchte, und außerdem gab mir mein Vater noch Geld, mir zu kaufen, wozu ich Lust hätte, und schärfte mir ein, nur nicht zu sparen.

Bevor aber irgend ein Wunsch in mir aufkam, fühlte ich mich gedrungen, ein altes Unrecht gut zu machen. Ich wollte Dörthe besuchen, ihr sagen, wie wohl es mir ginge, wie ich aber, um glücklich zu sein, ihr meine Schuld abbitten müsse und ihrer Vergebung bedürfe. Beim Abschiede wollte ich ihr ein beträchtliches Geldgeschenk hinterlassen.

Leider fand ich Dörthe nicht im hellsehenden Schlafe. Eine blödsinnige Bäuerin fand ich, leidend, verwahrlost, in einem dumpfigen Bettschranke, in einer schmutzigen, räucheeigen, von der ganzen Schusterfamilie bewohnten Stube. — Es war ein schauerlicher Anblick. Schwächliche Personen können davon augenblicklich dieselben Leiden bekommen; das fühlte ich. — Ich brachte mein Geschenk dar, dessen der Schuster mit freudiger Gier sich bemächtigte, und eilte davonzukommen. Der Schuster und die Schusterin ließen sich's nicht nehmen, mich mit Dank und Segenswünschen bis zur Schwelle zu geleiten, mich, den Unglücksstifter, den Peiniger der guten Döthe. So war ich denn wieder allen frühern Schmer-

Digitized by Google

zen preisgegeben. — Aber ich werde fleißig sein, ich werde studiren, ich werde ein großer berühmter Mann werden, werde der Menschheit Nutzen und Segen stiften, um wieder gut zu machen, was ich hier verbrochen! — So dachte ich und war getröstet, denn bald und leicht tröstet man sich zu dreizehn Jahren.

In der Residenz aber galt der talentvolle Bauerknabe für einen sehr gewöhnlichen und beschränkten Kopf. — Wie glücklich sind die Kinder in großen Städten. Sie lernen, wenn sie sprechen lernen, richtig sprechen, sie haben gebildete Lehrer, sie hören gelehrte Hausfreunde sich mit einander unterhalten und der praktische Zweck des Wissens und der Gelehrsamkeit offenbart sich in ihrer nächsten Umgebung. Ich sollte Spracken, Geschichte, Mathematik, Geographie lernen, das alles waren mir neue fremde Begriffe. Mein Gedächtniß war nicht geübt, ich schrieb langsam und schwerfällig und konnte weder den Dictaten folgen, noch in der gehörigen Zeit meine Arbeiten vollenden. Viel Geistesgegenwart hatte ich auch nicht. Sollte ich eine Lection aufsagen, so stammelte ich, jede Frage meines Lehrers setzte mich in Verlegenheit; da fehlte es denn nicht an Vorwürfen und Strafen, und meine Mitschüler, die sämmtlich jünger waren als ich, verspotteten und verhöhnten mich obendrein.

Wie bald sehnte ich mich wieder nach meinem Dorfe zurück, um Feldarbeiten zu verrichten, Abends meinem Vater die Zeitung vorzulesen und Sonntags in der Kirche die Predigt zu hören.

Aber meine Klagen daheim halfen nichts. Mein Vater sagte: „Jetzt will ich nun einmal, daß Du Prediger wirst. Ich lasse es Dir an Geld nicht fehlen, und nun soll mich Niemand mehr irre machen." Meine Mutter sagte: „Aller Anfang ist schwer, Du mußt an den Tag denken, wo Du Deine Probepredigt hältst, und wir alle erbaut sein werden; erlebe ich das, so werde ich vor Freuden wieder jung."

So blieb es denn beim Alten und ein Semester nach dem andern verstrich, ich ward groß und stark und saß immer unter kleinen Knaben, die es mir in allem zuvorthaten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Düsseldorfer Bilder, Akademie der Künste, Blumenzucht.]

Seit einiger Zeit ist auch eine Gemäldeausstellung weniger düsseldorfer Bilder eröffnet, die hier noch nicht gesehen wurden. — Man hatte lange davon gesprochen, daß eine Verschwörung einiger dieser rheinischen Maler existire, welche unzufrieden mit manchen Anordnungen der Akademie, und voller Zorn über das schlechte Aufhängen ihrer Werke in den Sälen, ärgerlich über abnehmenden Beifall und Verkauf, und im Glauben, daß Mißgunst und Neid gegen sie intriguire, eine Trennung von der großen Ausstellung im Herbst und eine Schau ihrer Arbeiten auf eigene Hand beschlossen habe. Wir wollen nicht weiter auf das Wahre oder Falsche ihrer Klagen eingehen, aber zum Theil hat man sich jedenfalls in den Absichten der Verschwörer getäuscht. — Kaum ein Dutzend Bilder sind ausgestellt, und obenein sind sie Alle längst gemalt und längst verkauft, so daß das Ganze fast nur wie eine Speculation auf den Eintrittspreis von 4 Gr. aussieht. — Das Sehenswertheste der kleinen Sammlung bilden drei Landschaften von Lessing und dessen berühmtes historisches Bild: Ezzelin im Kerker. — Lessings Landschaften tragen, bei einer gewissen Eintönigkeit der Behandlung und der Düsterheit ihres Charakters, doch die ganze Kraft seines Pinsels. Der Athem des Schwermuth, der sie alle durchweht, theilt sich dem Gemüth des Beschauers mit und regt es auf, die Gedanken zu verfolgen, welche der Maler hineinlegte. — So sehen wir eine tausendjährige Eiche in einer Wald- und Felsenwildniß. Ihre Wurzeln winden sich um Felsenstücke, ihre knorrigen ungeheuren Aeste strecken sich gespenstisch in den Morgenduft, die Sonnenstrahlen dringen gebrochen in die Waldschlucht, wo ein wilder Bach in den Grund hinabschießt. In dieser Einsamkeit beten zwei Reisende zu dem verwitterten Marienbilde, das oben vom Stamme der Eiche herabsieht, — ein bewaffneter Mann im rothen Mantel und ein Mädchen mit lang herabfließendem Haar. Ihre Pferde weiden, und in den Halftern stecken Pistolen. — Die öde Wildniß, die blauen Felsengruppen, die Eiche mit dem dunklen Laube, und die finsteren Berge, die schöne, wunderbare Vertheilung des Lichtes, Alles drängt sich melancholisch dem Herzen auf. — Da ist kein weidendes Vieh, keine Hütte, keine versöhnende Gestalt, kein wechselndes Grün; Alles ist starrgewaltig, urkräftig, voll düsterer Hoheit der Gedanken. Noch finsterer ist die zweite der Landschaften, wo zwischen alten Bäumen eine Köhlerhütte steht. Der Waldbewohner mit dem Schürbaume in der Hand scheint einem bewaffneten verirrten Reiter den Weg zu zeigen. Das Dämmerlicht wird vom nächtlich umzogenen Himmel vermehrt, der Sturm beugt die alten Eichen, der Mantel des Reiters fliegt vom Körper und zeigt sein Schwert und seine Feuerröhre, die Mähnen seines Rosses flattern wild durch den Nebel. Auch hier ist die eintönige düstre Färbung vorherrschend; das dunkle Laub der Eichen, schöne Baumstudien in verschlungenen Aesten und Gabelzacken, aber nirgend ein heiterer Gedanke. Der Räuber und der Köhler allein im wilden Walde, das düstre Grau von keinem Lichtstrahle belebt. —

Mit der dritten Landschaft schient Lessing so viel er konnte die friedliche Natur bezeichnen zu wollen. Durch Felsengruppen, auf welchen ein schlanker Baum sich im Abendlichte schaukelt, blickt man durch einen Spalt auf ein Dorf und über ein weites von einem Flusse durchzogenes

Digitized by Google

Land. Aus dem Dufte im Oſten ſteigt die rothe Scheibe des Mondes, die Felſen und das beduſchte Haus werden vom letzten Schimmee der Sonne eeleuchtet. Es iſt dies dieſelbe milde Gluth des Lichtes, welche man auf ſo vielen düſſeldorfee Bildeen erblickt, abee Leſſing iſt dee eigentliche Schöpfer derſelben; ſeine Gefäheten haben ſie ihm nachgemacht, ohne dieſe ſanfte Innigkeit und Wahrheit erreichen zu können. Daß ſich auch hiee ein müder alter Mönch, auf einen jüngeren Begleiter geſtützt, mühſam um die Felſen im Vordeegrunde ſchleppt, daß dies die einzigen Mittel ſeinee Staffage ſind, und kein Leben dee Menſchen, kein Zeichen dee Cultur ſich ſonſt zeigt, liegt im Charaktee des Malers. Die großartige Einheit dieſes Bildes, die Weichheit des Duftes, die wunderſchöne Perſpective und die Kraft und Zartheit der Fäedung und des Lichtes geben dieſer Landſchaft einen hohen künſtleeiſchen Werth. —

Uebee den Ezzelin im Kerkee iſt ſchon viel geſprochen worden. Es iſt ein Meiſterbild, welches auch hiee die allgemeinſte Anerkennung findet. — E. Sohn's Taſſo, belauſcht von den Leonoren, kann jedoch nicht das Gleiche von ſich ſagen. — Taſſo, unter Blumen und Trümmern ſchreibend, iſt eine heerlich gemalte Geſtalt mit ſtolzer Denkerſtien, und das deſte Moment des großen bunten Bildes. Die beiden Leonoren dagegen haben wie ſchon oft geſehen; als traurende Leonoren mit Geſichtern voll düſſeldorfer Sentimentalieät, als Nymphen u. ſ. w., es ſind immer dieſelben Geſtalten. Es fehit dem Bilde ganz beſonders an Einheit und man kann kaum glauden, daß dieſe ſchmerzlichen und gleichgültigen Geſichtee, die an ganz etwas Andeees zu denken ſcheinen, ſich um den Taſſo in ihrer Nähe bekümmern.

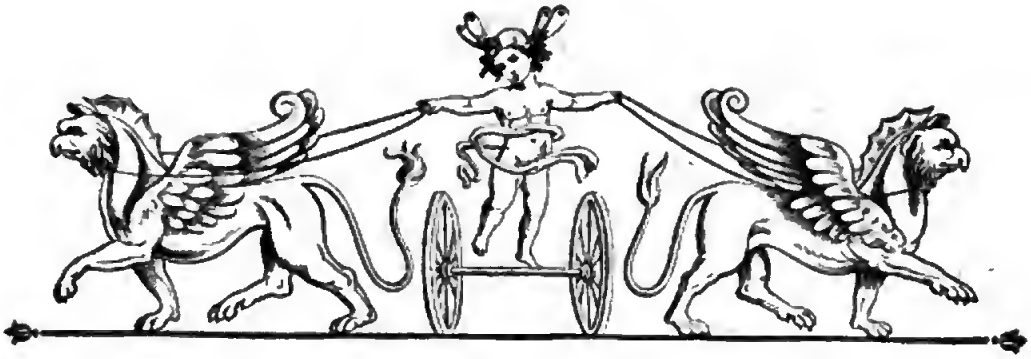
Untee den übrigen kleinen Gemälden dee Sammlung befinden ſich einige allerliebſte Genredilder von Becker, Steindrück und Dielmann, eine humoriſtiſche Skizze von Schrödtee aus Shakſpeare's Heinrich dem V; wo Capitain Fuellen den Fähnrich Piſtol zwingt den verſpotteten Lauch zu eſſen; die von lebhafree, deaſtiſcher Wirkung iſt, und ein Gemälde von Stieike, gefangene Chriſtinnen im Serail, das erſt nachträglich einging, und über welche ich mie einige Worte vordehalte. —

Wie wollen hier auch eine Aenderung in der Direction der Akademie der Künſte nicht unerwähnt laſſen, da ſie in ihren Folgen von weſentlichem Einfluß auf den regeren Aufſchwung des Geiſtes dieſes großen Inſtituts ſein kann. — Der Director Schadow, jenee würdige Veteran der Kunſt, hat, im Gefühi dee Abnahme ſeiner Keäfte, um einen Erſatzmann in ſeiner ſchwierigen Stellung angehalten, welche die ganze Tüchtigkeit und Beweglichkeit eines jüngeeen, kräftigen Geiſtes veelangt. Nach mancherlei Verhandlungen iſt nun dee Bildhauer Profeſſoe Tieck, Beuder des Dichters, als Vicedirector ihm zur Seite geſtellt woeden, Schadow aber wird dis zu ſeinem Tode die Titulatue des Direetors beibehalten. Tieck iſt nicht allein ein tüchtiger Künſtiee, ſondern auch ein praktiſcher einſichtsvollee Geſchäftsmann, der ſich nach dem allgemeinen Urtheile am würdigſten und beſten zu dieſem Virariat qualificirt. Man darf wohl hoffen, daß mancher veeſährte Schlendrian in den Lehranordnungen dee Akademie, jener Schematismus, der ohne auf urſpeüngliches Talent Rückſicht zu nehmen, nach geſetzlichen Vorſcheiften die Kunſt oft wie ein Handwerk behandelt und einzwängt, und im Maier vor allen Dingen den Zeichenlehrer ſieht, ſeine Endſchaft erreichen wird. Es handelt ſich jedoch beſonders auch darum, eine Reorganiſation nicht allein des Lehrweſens, ſondern auch dee Lehrer und Profeſſoren ſelbſt, voezunehmen, die abgeſtorbenen Kräfte durch neue zu erſetzen, und die bedeutenden jungen Talente durch Anſtellung und Belohnung zu feſſeln. Schüler müſſen ſtets mit Vereheung zu dee Kunſt iheer Lehrer aufſehen, wie viele Beweiſe adee brachten nicht die letzten Ausſtellungen, daß der größte Theil der Profeſſoeen der Akademie nur eine ſehe geringe Stufe auf der heutigen Höhe dee Kunſt einnehmen! —

Laſſen Sie mich einige Worte über ein anderes Gebiet der Kunſt ſagen, von jener wunderbaren Blumenmalerei, welche die zauberiſche Hand dee Natur mit einigen Ausgaben an Sonnenſchein und Regen friſchduftend und farbenglühend zum Leben fühet. Berlin iſt durch und duech ein Stapelplatz der Cultur, aber ein Ort, der eigentlich im heiligen römiſchen Reiche den allergeringſten Anſpruch auf pitoreske Schönheit machen kann. In Sumpf und Sand erſtand es, doch dee unermüdliche Fleiß langer Jahrhunderte zwang dieſe Sahara fruchtbae zu werden, und ſich mit friſchem Laub, Blüthen und geſegneten Feldern zu bedecken. Wenn man es jetzt von iegend einem der hohen Häuſer betrachtet, die in allen Theilen der Stadt mit ſchwebenden Balconen und platten Dächern ſich erheben, dieſe neue italieniſch gefällige Bauart, welche in einem Jahehundeet Berlin einen ganz andern Ausdruck verleihen wird, ſo überblickt man die reichen großen Gärten dee Umgegend, die zierlichen Land- und Gaetenhäuſer, und erkennt die ganze heiteee geräumige Bauaet dieſee modeenen Hauptſtadt, welche vielen Häuſern, ſelbſt in den volkeeichſten Theilen, Raum genug ertheilte, Bäume und Blumen zu ziehen und Erholungsplätzchen mit kleinen Treibhäuſern und dem Grün dee Hoffnung auszuſchmücken. Es ſcheint eine alte Voeliebe unſeree Vorfaheen für Blumen und Geün voehanden zu ſein, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbte. Vielleicht ſtammt ſie in ihrem Urſprunge von jenen heimathloſen Holländern und Frieſen, denen im dreizehnten Jahrhundert das Meer in einer einzigen Sturmnacht das Vaterland für immer entriß und den Dollard bildete, und welche, 20,000 Köpfe ſtaek, in die Maeken und in das kaum entſtandene Berlin wanderten. Zu dieſen führten dann Religionsverfolgungen aus Frankreich und den Niederlanden viele andere kunſtvolle und fleißige Hände. Mag es ſein, wie es will, gewiß iſt es, daß ſeit Jahrhundeeten die Liebe zu Blumen in Berlin ſich feſtwuezelte, und es zu den Hauptvergnügungen der Bewohner gehörte, in Winterzeit unter Schnee und Stürmen in großen Glashäuſeen, bei Zitronen und blühenden Orangen, zu ſitzen, Kaffee untee Blumen zu trinken und den blauen Ringen des veerglimmenden Knaſters mit echt deutſchem Phlegma nachzuſehen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 114. — den 14. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Bereits zum fünften Male war ich bei der Beförderung in höhere Classen übergangen, und schon damals glaubte ich, mir geschähe Unrecht, und ich sei nicht völlig talentlos. — Dies war nicht ganz Selbsttäuschung, schon als Dorfschulknabe sann und träumte ich gern. Aber auf dem Dorfe lernt man nur für sich selber denken und empfinden. Im Gegensatz dazu bedingt das Lernen in den Classen die Fähigkeit, sich fremde Gedanken und Begriffe mit Leichtigkeit anzueignen. Dieses Talent hatte ich nicht, diese Fähigkeit errang ich erst sehr spät. —

Ich bin nur ein Dorfschulmeister, und mein Stolz ist, ganz zu sein, was ich bin; man wird mich also schwerlich mißverstehen, wenn ich sage, daß es mir tröstlich ist, die Aehnlichkeit mit manchem großen Manne zu haben, daß man auf Schulen mich verkannte. — Ein Lehrer nach herkömmlicher Weise zu sein, ist ja auch keine übermenschliche Aufgabe. Wer sich darauf beschränkt, Knabenweisheit zu lehren, verliert sich am Ende in Knabenweisheit, beurtheilt die Welt nach dieser Weisheit, und auch seine Schüler. Daher verkannten mich meine Lehrer. Wenn ich mich aber in eine höhere Classe wünschte, weil ich glaubte, schwerere Aufgaben würden meinen Eifer wecken und größeres Interesse für mich haben, so irrte ich sehr. Auf Schulen soll man gelehrte Arbeiten angreifen und anfertigen lernen. Aus den meisten Schülern werden nur gelehrte Handwerker, und die Welt bedarf ihrer. So lange aber die Elemente noch Schwierigkeiten machen, kann man nicht arbeiten. Man sollte daher keinen Schüler vermöge der Anciennität promoviren. Nur völlig unfähige und talentlose Knaben, mit denen man, hinsichts einer gelehrten Erziehung, ein Abfinden treffen muß, kann man auf diese Weise durch alle Classen laufen lassen. — Diese Abschweifung wird man einem alten Pädagogen verzeihen. —

Wie gesagt, ich glaubte, daß mir Unrecht geschähe, und konnte die Behandlung nicht länger ertragen. Eines Tages übermannte mich die Verzweiflung, so daß ich beschloß, geradeweges zum Director zu gehen und ihm meine Beschwerde vorzutragen.

Dieser Muth begleitete mich aber nur bis an die Schwelle seines Studirzimmers. Als ich pochte, und er „herein!“ sagte, als ich die Thür öffnete und die Menge Bücher sah rings an den Wänden, auf Stühlen, Tischen, auf dem Sopha, und auf der Erde selbst, da war ich von heiliger Ehrfurcht durchdrungen, ich hatte Thränen in den Augen und war keines Wortes mächtig.

Der Director legte seine Feder hin und fragte sanft: „Was hat man Ihnen zu Leide gethan, mein lieber Werner?“

Hätte ich die Fähigkeit besessen, meine Empfindungen in Worten auszudrücken, ich würde gesagt haben: „Ach! mir hat Niemand etwas zu Leide gethan; aber ich habe noch niemals so viele und so große Bücher gesehen, und Sie, Herr Director, sitzen darunter wie ein König unter seinen Vasallen. Ich habe keinen Muth

Digitized by Google

mehr, ein Gelehrter zu werden, und ich verschweige meine Bitte, da ich ihre Nutzlosigkeit einsehe."

Schulmänner sind eitel; unstreitig hätte dies ihn günstig gestimmt. Statt dessen schwieg ich und weinte, bis er die Geduld verlor und mich derb ausschalt. — Weil ich endlich doch reden mußte, sagte ich: „Ich bin nun schon fünf Mal beim Aufsteigen übergangen."

Er ward vollends böse. „Können Sie Ihre Arbeiten für Quarta machen?" fragte er. „Was wollen Sie in Tertia anfangen? Hätten Sie Verstand, Sie würden mich bitten, sie als Ultimus unten an zu setzen. Gehen Sie, Ihre Thränen rühren mich nicht; bessern Sie Ihren Fleiß und Ihre Aufmerksamkeit, das ist der Weg, der zu höheren Classen führt."

Dies war der Erfolg eines Entschlusses, den mir Verzweiflung eingegeben. Ich ging und dachte mit Schrecken an die Zukunft, wo mein Vater mich fragen würde: „Was hat alles Geld genützt, das ich für Dich ausgegeben?" und meine Mutter in Thränen seufzen würde, daß ihr Lieblingswunsch, mich auf der Kanzel zu sehen, unerfüllt bliebe.

Doch während ich so an meinem Schicksale verzweifelte, gefiel es einem Wesen, an dem ich mich schwer versündigt hatte, sich meiner anzunehmen und durch ihre Wundergaben mich zu stärken, um die schweren Prüfungen, die über mir verhängt waren, bestehen zu können.

Selbst meines Geldes ward ich nicht froh, ich hatte es nur für Andere, und meine Schulcameraden thaten freundlich mit mir, wenn sie was verlangten, hatten sie es, so behandelten sie mich nach wie vor mit Verachtung. Eines Tages hatten mehrere Primaner und Secundaner mich bewogen, sie nach einer Kirmes auf ein fernes Dorf zu begleiten. Der Grund, weshalb sie die Gesellschaft eines Quartaners suchten, war kein anderer, als daß ich die Kosten des Vergnügens tragen sollte. Und als mein Geld für Bier, Abendbrot und Cigarren ausgegeben war, schlichen sie sich fort, um sich anderweitigen Vergnügungen zu überlassen. Vergebens wartete ich auf ihre Wiederkehr, es wurde spät, und ich beschloß, bei meinen Eltern zu übernachten, denn der Weg nach der Residenz war weit, und ich mochte ihn allein nicht gehen.

Die Sommernacht war mild und lau, an der reinen Himmelsdecke funkelte das zahllose Heer der Sterne. Ich blickte sehnsüchtig hinauf nach jenem großen Geheimnisse, dachte an Gott und Unsterblichkeit, und wie wunderbar die Fähigkeit des menschlichen Geistes sei, zu so erhabenen Gedanken sich emporzuschwingen. — Darüber ließ ich den Weg außer Acht, vertiefte mich in Kornfelder, irrte hin und her und traf nur neue mir unbekannte Querpfade und Stelge, die endlos weit sich zu dehnen schienen, wenn ich sie einschlug. — Ich erhitzte mich, ich ermüdete, ich fürchtete schon, die Nacht auf freiem Felde zubringen und allen gewohnten Bequemlichkeiten vielleicht auf Kosten meiner Gesundheit entsagen zu müssen. Ich dachte an Räuber und Wölfe und versank am Ende dermaßen in Kleinmuth, daß ich mich ins Korn warf und bitterlich zu weinen anfing.

Nicht lange hatte ich so gelegen, als eine leise Stimme rief: „Fritz! Fritz! bist Du denn so verstört, daß Du in Deiner eigenen Heimath Dich verirrst?"

Ich ließ die Hände von den Augen sinken und sah Dörthe, schöner und lieblicher, als ich je etwas erblickt. „Dörthe!" fragte ich erschrocken, „was machst Du hier?"

Und eben die leise Stimme erwiederte: „Ich bin nicht hier! Ich liege krank und schlafend auf demselben Lager, auf dem Du vor drei Jahren mich gesehen, im Traume hörte ich Dich jammern; nun erscheine ich Dir, um den Weg Dir zu weisen."

Ich fühlte einen Schauer vom Kopfe über den Rücken rieseln, doch war es mehr eine Empfindung des Entzückens als der Angst. Die Erscheinung fuhr fort: „Siehst Du den hellen Sirius über dem Hügel dort. Dieser Stern führt Dich in Deine Heimath, und der Hügel verbirgt Dir das Dorf mit meiner Hütte, wärst Du hundert Schritt weiter gegangen, so hättest Du meiner Zurechtweisung nicht bedurft."

Sie verschwand, und ich glaubte wahnsinnig zu sein, oder mit wachen Augen geträumt zu haben. Ich blickte nach dem Stern, nach dem Hügel, und plötzlich war die Gegend mir bekannt. — Wenn man Nachts schlaftrunken aufwacht, glaubt man bisweilen, das Bett sei umgekehrt, verwechselt rechts mit links, und hält zu Füßen, was zu Kopfe ist. Allein man richtet sich auf, erkennt das Fenster, den Ofen, die Thür — da hat alles die gewohnte Lage wieder, und umsonst bemüht man sich, seine Verwirrung zu erklären, oder gar sich in den Zustand zurückzubringen. — So war mir, als ich Stern und Hügel sah, ich war orientirt, ich wußte nicht mehr, wie ich mich verirrt glauben konnte. —

Und plötzlich stand dieselbe Erscheinung wieder vor mir. „Hör' Fritz!" sprach sie ernst, „das ist die echte Sehnsucht nicht, die so kindisch sich fürchten kann!" — und husch war sie wieder verschwunden.

Digitized by Google

Ihre zweite Erscheinung hatte mich fast mehr als zum ersten Male erschreckt; in dem Schreck aber lag zugleich etwas Wollüstiges, oder besser gesagt, ein heimliches Entzücken. Mit heiligen Schauern nahte ich mich dem Hügel, wohinter ihre Hütte lag, und bei jedem Schritte war mir's, als nahte ich mich dem Himmel und der Ewigkeit.

Endlich stand ich vor dem schlechten kleinen Hause. Es war finster und todtenstill darin. Dörthe! dachte ich, schläfst Du? und sieht Deine wache Seele den dankbaren Knaben hier vor Deiner Thür stehen? Oder ist Deine Seele wieder eingeschlafen zum Wachen in dieser Körperwelt? — Du kümmerst Dich um mich und erweisest mir Liebe? Ich habe es nicht um Dich verdient, ich habe Dich verrathen, ich ließ Dich unbarmherzig züchtigen, und die Leiden Deines Krankenbettes, ich habe sie Dir veranlaßt. Aber ich bin gewiß recht unglücklich. Vater und Mutter, Prediger und Schulmeister wollen einen Gelehrten aus mir machen, und ich kann nicht einmal Tertianer werden. Ich habe nicht einmal den Muth, den Director zu bitten, mich nach Tertia zu versetzen. Ich habe so wenig Entschlossenheit, daß ich all das Meine hergebe, weil ich keinem Menschen etwas abschlagen kann, und selbst wenn ich beleidigt werde, fehlt mir die Kraft, zu zürnen. Was soll ich auf der Welt, was werde ich den Meinigen nutzen, wie häufig werde ich noch dem Undank, der Verkennung und den Mißhandlungen Preis gegeben sein! — Daß Du meiner gedenkst, o Dörthe, das ist mein einziger Trost! Ja, Du hast vergeben, und Dir gegenüber habe ich den Muth, einzugestehen, daß, wärst Du in meiner und ich in Deiner Stelle, ich eben so gegen Dich gehandelt haben würde.

Ich sagte, daß ich so dachte, ich hätte sagen müssen: „so fühlte ich damals," denn es ist eine schwere Kunst, sein Fühlen zu denken und sein Denken auszusprechen, und erst heute verleihe ich meiner damaligen Empfindung Worte. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Kunstgärten, Eisenbahnen, Omnibus.]

In dem östlichen Theile der Stadt vornehmlich liegen diese großen Gärten. Lange Zäune und Mauern bilden hier die Straßen; nur von Zeit zu Zeit erhebt sich ein bescheidenes Häuschen; aber die hohen Glasfenster der Treibhäuser ragen darüber hinaus, und wenn man in das Innere dieser Heiligthümer Flanens tritt, erstaunt man über die Pracht und Schönheit, über die gränzenlose Mühe, über die Gewalt der Kunst, welche die Natur bezwungen hat. Man könnte eine Geschichte der Treibhäuser schreiben, und man würde einen Theil der Sittengeschichte Berlins haben. Jetzt sieht man seltener mehr in diesen Gärten. Berlin ist eine große Stadt geworden, man hat glänzende Kaffeehäuser, das Leben pulsirt rascher, man drängt sich zu den Eisenbahnen, zu den Theatern, Concerten, Bällen, und die Citronenbäume in der Blumenstraße und der Commandantenstraße, die großen Glashäuser der Boucher's, Mathieu's und George's u. s. w. haben den Treibhäusern und Kaffee- und Wintergärten im eleganten Geschmack die Herrschaft abgetreten. Auch ist es nicht Sitte mehr, daß noble Familien sich hier einfinden, wo Kaffee und Bier getrunken und Tabak geraucht wird. Man sieht die öffentlichen Vergnügungsorte den Mittelclassen als alleiniges Eigenthum zugesprochen, und diese haben die Herrschaft darin auch mit aller Sicherheit des Besitzes übernommen. Nun aber gibt es Gärten, wo weder Orangenbäume blühen, noch Restaurationen, die das vornehme Gefühl beleidigen, errichtet sind; die nur einige Wochen im Frühlinge sich öffnen, wenn die Hyacinthen sich zeigen und die unnachahmliche Pracht der Tulpen sich aufthut. Ganz im östlichsten Theile der Stadt laufen die Mühlen- und Fruchtstraße hin, und hier wohnen die großen Volks-Blumen-Lieferanten, welche an jedem Markttage ihre Wagen voll blühender Gewächse in alle Quartiere der Stadt senden. Der Aermste selbst säumt nicht, seine Reseda, seinen Goldlack oder eine Hand voll Hyacinthen und Flieder für den letzten Groschen zu erstehen. Das blinde kleine Fenster des Elends schmückt sich sonntäglich mit den duftenden, lieblichen Blüthen, die tröstend auf seinen Kummer blicken. Er pflegt sie sorgsam, sie sind sein Luxus, und er spart dazu, am nächsten Sonnabend sie durch neue ersetzen zu können. In den Mittelclassen sind diese Blumengedanken noch vorherrschender. Es ist Sitte und Ton, alle Fenster damit zu schmücken, und bronzene Blumenhalter müssen pyramidalisch die zierlichen Porzellantöpfchen tragen. So geht es fort bis in die höchsten Stände, und daraus läßt sich das Gedränge erklären, welches den Ankündigungen folgt, daß bei Faust und Moeves in der Blumenstraße, bei Krause u. s. w. eine Million und fünfmalhunderttausend Hyacinthen in der Blüthe stehen, und gegen fünf Silbergroschen Eintritt angeschaut werden können. Dieser öde Stadttheil erbebt dann vom Donner der Wagen und Fiaker; die höchsten Stände eilen herbei, der Hof, die Prinzen, selbst Se. Majestät, und Jeder folgt, der es nur irgend möglich machen kann, seiner Neugier und Blumenlust dies Opfer an Geld und Zeit zu bringen. Die Industrie der Kunstgärtner, welche zu Rivalen werden, beschränkt sich nicht darauf, die eigene Flor zu zeigen; man hat Tribunen errichtet, von welcher aus man alle Nachbargärten nah und fern übersieht, und dieser ganze weite Raum bietet ein Meer von Farben und Wohlgerüchen dar. Daß man für 5 Sgr. auch einen frischen Blumenstrauß empfängt, ist eine kleine artige Zugabe, deren geringen Werth man übersieht, und zu Haus sich tröstet, daß 5 Groschen, freilich ein wenig theuer für das bloße Sehen der Blumen, doch durch ein Andenken des Genusses vergütigt werden. In der That aber ist es ein seltener Anblick. Ich habe Fremde hingeführt, welche die Blumenzucht Hollands, und namentlich Harlems, genau kannten, und den-

Digitized by Google

noch von Erstaunen hingerissen wurden. Es ist keine Marktscheierei, daß hier Millionen Hyacinthen vereint blühen. Die unabsehbaren Felder und Beete sind im buntesten Farbenwechsel selbst mit den seltensten Exemplaren gefüllt, und bei lauer Abend- und Morgenluft liegt der süße Duft auf dem ganzen Quartier. Eben so großartig ist die Tulpenzucht, die Kenner auch wegen der seltenen Gattungen bewundern. Die Blumen sind ein Kunstartikel geworden, auf welchen Berlin stolz sein kann, und offenbar ist er noch immer im Steigen begriffen, da die reichen Einnahmen zu größerer Ausdehnung reizen. —

Ganz entgegengesetzt diesem Streben wendet sich der Sinn jedoch immer lebhafter der Industrie zu, welche zur praktischen Entwickelung des Lebens führt. Die Blumen beschäftigen Berlin einige Wochen, aber man nimmt zu viel Theil an dem Getriebe der Welt, an allen politischen Vorgängen, an den Neuigkeiten des Tages und dem Drange, der vorwärts führet, um nicht schnell das Verblühende zu vergessen. — Eisenbahnen sind jetzt das große Losungswort, und welches auch noch immer das Widerstreben einzelner Staatsmänner gegen diesen neuen Messias sein mag, man sieht selbst in den oberen Kreisen ein, daß es bald unmöglich sein wird, dem Strome Schranken zu setzen. Die kleine Bahn nach Potsdam hat einen mächtigen Impuls gegeben. Wie lebhaft ist nun der Verkehr zwischen beiden Städten, da dreißig bis vierzig Minuten hinreichen, Tausende von einem zum anderen Orte zu versetzen! — Die Pfingstfeiertage boten den Anblick einer Art Völkerwanderung und die Billette zu den Fahrten waren trotz des schlechten Wetters und wolkenbruchartigen Regens bald nicht mehr zu haben. — Leider sind die Einrichtungen zur Beförderung noch immer sehr mangelhaft, da die Verbindung bei dem einfachen Geleise in großen Zwischenräumen erfolgt, und zur Legung des doppelten, bei der schlechten Wirthschaft, die man getrieben, kein Geld vorhanden ist. — Bringt nun diese kleine Bahn schon ein so reges Leben hervor, wie viel großartiger muß sich das Verhältniß stellen, wenn in drei Jahren die Bahn nach Leipzig und Magdeburg fertig ist, und zu eben dieser Zeit die Stettiner Bahn vollendet wird? — Nach Leipzig hin wird schon rüstig gearbeitet; schon wird der Bahnhof hier eingerichtet, ein neues Thor erbaut, eine neue Straße angelegt, und man hofft bis zum Herbst des Jahres 1840 die Bahn bis Jüterbock, 10½ Meile, zu eröffnen, damit man in einem Tage nach Dresden gelangen kann. Auch die Actien-Zeichnung für die Bahn nach Stettin schreitet fort; die Stadt Berlin wird sich mit 250,000 Thaler betheiligen, und die Wichtigkeit dieses Unternehmens, durch welches Berlin nur vier Stunden von der Ostsee entfernt sein wird, ist zu einleuchtend, um nicht das größte Interesse zu erregen. — In diesem Augenblicke ist auch der Plan wieder aufgenommen, die 40 Meilen lange Bahn über Frankfurt nach Breslau in das Herz der großen Kornkammer Schlesiens zu führen, die dann mit der Oberschlesischen und der Kaiser Ferdinands Nordbahn eine Verbindung mit Wien und Warschau hervorbringt. Dies würde die größte und wichtigste aller Unternehmungen sein, und wahrscheinlich auch dasjenige, welches trotz der Länge und der Kosten von sieben Millionen Thalern sich am besten rentirte. Nichts kann den verarmten östlichen Provinzen Preußens besser aufhelfen als Eisenbahnen. Man sieht dies immer deutlicher ein, und, wie schon gesagt, der Staat wird vielleicht wider seinen Willen von dem Strome fortgerissen werden. Selbst die Hartnäckigsten müssen einsehen, daß veraltete Privilegien und verrottete Ansichten vor dem jungen Geiste der Zeit nicht Stich halten, und Preußen, wenn es sich ferner rühmen will, an der Spitze der Cultur und des geistigen Fortschritts zu stehen, nothwendig nicht länger hemmend und mäkelnd seine zögernden Schritte thun, sondern frei und kräftig ermunternd handeln muß. Als Folge der ersten Eisenbahn sieht man nun seit einigen Wochen auch Omnibus, welche nach allen Hauptrichtungen die Stadt durchfliegen und für den billigen Preis von 1½ Silbergroschen die Ankommenden nach allen Quartieren bringen. Vom Herbst ab sollen sie auch auf den entfernten Plätzen aufgestellt werden, um die Passagiere der Eisenbahn zuzuführen. Ist die Leipziger Bahn erst fertig und die nach Stettin, so werden geregelte Linien entstehen, die den lebhaften Verkehr nach allen Theilen hin unterhalten. — Berlin wird der große Stapelplatz des Handels und Lebens für Norddeutschland sein, und wol läßt sich voraussehen, daß in einem Jahrzehend nicht allein die schon jetzt so wichtigen Fabriken und Industrieanstalten sich verdoppeln, sondern die Zahl seiner Einwohner, welche jetzt 300,000 beträgt, wenigstens um den dritten Theil sich vermehrt hat.

(Der Beschluß folgt.)

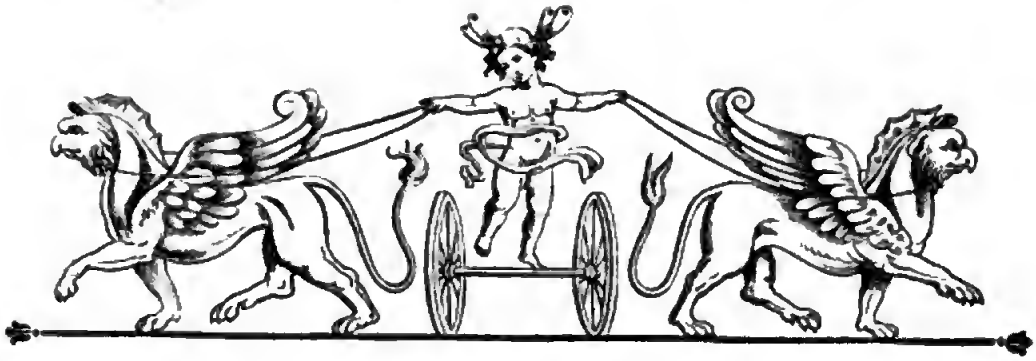
Notiz.

[Münchner Jahrbücher für bildende Kunst.]

Das zweite Heft der von Dr. Rudolph Marggraff herausgegebenen, in Leipzig bei Engelmann und Weigel erscheinenden Jahrbücher bringt uns eine Reihe werthvoller Aufsätze. Prof. Metzger in München beschließt seine architectonischen Untersuchungen mit einer etwas zu breit docirenden Abhandlung über die dorische Säule. Umbreit gibt einen Beitrag zur Geschichte der Holzschneidekunst. R. Marggraff, der kenntnißreiche Cicerone der münchner Kunstwelt, erläutert die Weltschöpfung von Cornelius, zu dem christlichen Epos der Freskobilder in der Ludwigskirche gehörig, die Zerstörung Jerusalems von Kaulbach, dem geistvollen Schöpfer der Hunnenschlacht und des Narrenhauses, die Zerstörung Sodoms von Genelli, und Schwanthaler's Shakspeare-Standbild in der Stiegenhalle des münchner Hoftheaters. Zu all diesen kritischen Darlegungen liefert das Heft Lithographien, von Kaulbach's Bilde die mittlere Gruppe des Vordergrundes, die den tragischen Untergang des Hohenpriesters vorführt. Auch an einer Revue der neuesten Erscheinungen im Gebiet der vervielfältigenden Künste, sowie an Notizen über die Literatur der Kunst fehlt es dem Hefte nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 115. — den 15. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Ich erzählte dies wunderbare Abenteuer meinen Eltern, die gar nicht sonderlich darüber erstaunten; es war nicht das erste Wunder, das Dörthe vollbracht hatte. Leider! verschwieg ich es aber auch meinen Schulcameraden nicht, welche nicht anders dachten, als daß ich ihnen etwas aufbinden wollte, und mich einen Lügner nannten. Dies gab viele ärgerliche Gespräche und Auftritte. Auch die Lehrer hörten davon und examinirten mich; ich sagte, was ich wußte, berief mich auf die Dorfbewohner, die auch viel Wunderbares von Dörthen zu erzählen wußten. Endlich wurde ich auch zum Director gerufen, der meiner Schwärmerei derb den Text las. „Der Studirende," sagte er, „soll sich nur um das kümmern, wodurch er etwas lernt, und sonst um nichts. Was nützen Ihnen Visionen, von denen Sie nichts lernen? Denn was hat Ihnen die Vision gelehrt? Den Weg nach Hause zu finden. Das ist der Mühe werth, und darum geschehen auch Wunder! Behalten Sie künftig Ihre Träume für sich, und noch besser wär's, Sie träumten gar nicht und machten Ihre Arbeiten."

Ich wurde entlassen, und draußen fiel mir bei, daß meine Erscheinung mir allerdings etwas gelehrt hatte. „Das ist die echte Sehnsucht nicht, bei der man so kindisch sich fürchtet!" — Ja wohl! ein Pferd, ein Hund wäre in der lauen Sommernacht wohlgemuth nach Hause getrabt, allein der in erhabenen Gedanken, in Hochgefühlen schwelgende Knabe verirrte sich in den heimischen Kornfeldern. Ist das nicht Lehre und Weisheit genug?

Ich konnte nicht anders und mußte stets an Döthe denken. Wohl aber war ich ein Schwärmer und Träumer. Ich mochte nichts thun als lesen, und zwar philosophische, theologische und mystische Bücher. Ich verstand davon nur wenig; dessen ungeachtet bemühte ich mich, sie auszulegen. Diese Auslegungen schrieb ich sogar nieder. Freilich, was ich schrieb, war verworren und unbehülflich, ohne Folge und Zusammenhang. Was ich gestern schrieb, strich ich heute aus, und morgen warf ich alles ins Feuer, um wieder von vorn zu beginnen. Hätte ich jene Papiere bewahrt, sie würden für die Schriften eines Irrsinnigen gelten können, und doch muß ich jene wunderlichen Bemühungen segnen. Wie waren sie nothwendig, mein Geist mußte sich durch solch eine chaotische Verwirrung durcharbeiten, um Klarheit und Besonnenheit zu gewinnen. —

Der Glaube an Dörthe betrog mich nicht. Sie war und blieb mein Schutzgeist, und dies bewies mir ein Traum in einer Winternacht, vom 14. auf den 15. December. — Wie träumte, ich säße auf einem Stuhle vor dem Bettschranke, in welchem sie krank lag. Fritz, sagte sie, eins mußt Du mir versprechen: wenn Du zu Bett gehst, vergiß nicht, drei Nächte lang Dich gegen den Ofen zu verneigen. — Ich sagte: Ich verspreche es Dir. — Wirst Du auch Wort halten? — Ohne Zweifel. — Wirst Du nicht denken, dies sei ein thörichter Traum? — Nein! niemals! — Gib mir die Hand dar-

Digitized by Google

auf. — Ich gab ihr die Hand, sie hielt sie fest in der ihrigen. Du hast es versprochen, sagte sie, gleichviel, ob schlafend oder wachend.

Ich hatte so lebhaft geträumt, daß mir kein Zweifel war, ich müsse Wort halten. Und die nächste Nacht, als ich zu Bette ging, machte ich, nachdem ich entkleidet war, dem Ofen meine Reverenz und sprach lachend: Gute Nacht, wohlgeborner Herr Ofen, ich wünsche angenehme Ruhe! — Nach diesen Worten aber fühlte ich eine seltsame Angst, ich eilte ins Bett und zog mir die Decke über die Ohren.

Am folgenden Abend entschloß ich mich mit einiger Schwierigkeit zu derselben Ceremonie. Ich wohnte mit mehreren Scholaren auf demselben Corridor, Wand an Wand. Wie, wenn sie mich belauschten, würden sie mich nicht für wahnsinnig halten? — Dennoch vollzog ich die Ceremonie und eilte eben so ängstlich wie am vorigen Abend zu Bett. Ich fürchtete in der That, wahnsinnig zu sein, oder es zu werden, denn daß ich eine so widersinnige Ceremonie vollzog, geschah nur aus Gehorsam, aber nicht aus Ueberzeugung. Ich urtheilte so: Mein Benehmen ist das eines Wahnsinnigen. Ich berufe mich freilich auf einen Traum, aber der Wahnsinnige beruft sich auch stets auf Träumereien. — Wenn der Director Recht hätte, wenn ihre Erscheinung in den Kornfeldern nun auch Gebilde einer kranken Phantasie, eines wunden Gemüthes war? — Wenn man jung ist, sind die fieberhaften Aufregungen, die man Abends im Bette hat, ungleich stärker; da kann man alles glauben, alles fürchten.

In der dritten Nacht hätte ich die Ceremonie, die mich stets so ängstigte, sicher unterlassen, aber es war die letzte Nacht, und ich durfte erwarten, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse. Und siehe! als ich mich gegen den Ofen neigte, sah ich im Torfkorb etwas glimmen. — Die Möbel eines Scholaren sind weder sehr elegant noch solide. Mein Torfkorb hatte bereits vielen Vorgängern gedient, und war so schadhaft und mürbe, daß er mit großen Bogen Papier gefüttert werden mußte, damit der Grus nicht hindurch fiel. Dieses Papier glimmte und der Grus dampfte. Ich hatte Tabak geraucht und (was bei meiner Zerstreutheit leicht anging) wohl einen schlechtgelöschten, oder gar brennenden Fidibus hineingeworfen.

Ich eilte, die ganzen Soden auszupacken, den Grus sammt dem angebrannten Papiere in den Ofen zu werfen, den Torfkorb von neuem zu füttern und die ganzen Soden wieder hineinzulegen. Ich reinigte den Boden und glaubte nun alle Spuren meiner Unvorsichtigkeit getilgt. Aber eine neue Angst hatte ich zu bestehen, denn der Grus und das Papier im Ofen erzeugten eine furchtbare Hitze; der Ofen ward glühend, ich fürchtete, er würde springen. Nach Verlauf einer halben Stunde aber erkaltete er wieder, und zuletzt hatte ich Muße, die ganze Gefahr zu überschauen. Mein Schreibtisch voller Bücher und Schriften stand dicht beim Ofen, mein Bett an der jenseitigen Wand. Das Haus des Rectors, bei dem ich wohnte, war alt und baufällig, halb Holz, halb Mauerwerk, in weniger als einer Viertelstunde hätten es die Flammen verzehrt, und unrettbar hätte ich meinen Tod gefunden.

Mit welcher Rührung gedachte ich meines Schutzengels, der so wundersam mein unnützes junges Leben mir bewahrt, wie bat ich ihm alle gehegten Zweifel ab, und wie stolz fühlte ich mich am Ende, unter dem Schutze eines mit so seltenen Wunderkräften begabten Wesens zu stehen! — Dieses Abenteuer verschwieg ich wohlweislich, denn einmal hatte ich gegen das ausdrückliche Schulgesetz Tabak geraucht, und zum andern Male hätte das unvorsichtige Umgehen mit Feuer mir eine schwere Ahndung zugezogen.

Minder gut konnte ich einen andern Traum verschweigen, der wohl zu den merkwürdigsten gehört, die je geträumt wurden, und der recht eigentlich beweist, daß man von Seherinnen auch wissenschaftliche Resultate erhalten kann, obschon der Director doch behauptete, man könne aus ihren Visionen nichts lernen, und, wenn auch ein Theologe, die Wahrheit der Verzückungen leugnete.

In Secunda unterrichtete der Subrector, der sich viel mit Belletristik beschäftigte. Goethe's Faust war erschienen und machte Epoche, wie wenig er auch verstanden ward. Unser Subrector aber war so begeistert von dem dramatischen Gedicht, daß er es in Secunda von Anfang bis Ende vorlas und commentirte. Die damalige Jugend war anders gestimmt, als die heutige. Es galt für eine Ehre, den Faust zu verstehen, oder sich mit dem Verständniß desselben zu beschäftigen, und die Commentationen des Subrectors wurden mit großem Eifer nachgeschrieben. Ich ruhte nicht eher, bis ich das Buch sammt dem Hefte eines Secundaners in Händen hatte, um Beides eifrig zu studiren. Zu meinem Entsetzen aber las ich, daß das menschliche Wissen in jeder Hinsicht ungenügend und untröstlich sei. — Wie kann das sein? fragte ich. Durch seinen Geist ist der Mensch König der Schöpfung, Herr der Elemente. Die Wissenschaft ist dem Menschen Bürgschaft seiner Fortdauer, seiner ewigen Bestimmung. Und bietet das Leben dem Ge-

Digitized by Google

lehrten nicht Genüsse, Ruhm und Schätze, warum soll das alles verachtet werden? Ist wissenschaftliches Forschen und Entdecken nicht in sich selbst Lohn und Trost genug? Wäre es in der That besser, sich im bodenlosen Kelch des Lasters zu berauschen? — Und was wird für die Wissenschaft geboten, die das fleißige Leben tausend großer Männer mühsam den Jahrtausenden abgerungen: Magie, Hexen, Blocksbergsspuk, Zauberblendwerk! — Aber es gibt keine Magie, keine Hexen, keinen Mephisto. Höhere Geister können nicht böse Geister sein, nur gemeine Kräfte können zu Frevels mißbraucht werden, keine Wunderkräfte! — Und es wird dem Menschen ja sauer genug, gut zu sein. Ja, das Aeußerste, was er vermag, ist, gut zu sein. Gehören da übernatürliche Kräfte dazu, ihn zu verderben?

Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß ich damals weder so sprach, noch dachte. — Ich fühlte mich nur unbefriedigt, wenn ich den Faust las, und grämte mich, Goethe nicht bewundern zu können. Ich begreife ihn nicht, diesen gefeierten, unsterblichen Dichter, ich bin Bauerknabe, ein Quartaner, ein — Dummkopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Journalistik, das historische Lustspiel von Zahlhas, Gastspiele.]

Schließlich sage ich Ihnen Einiges von unserer Literatur und der dramatischen Kunst. — Die Journalistik liegt so tief im Argen wie immer. Die Censur, obgleich seit einiger Zeit ein wenig milder, hindert dennoch den lebendigen Aufschwung; bessere Kräfte ziehen sich stets mehr von dem wüsten Treiben zurück und das Theatergeklätsch bildet die Hauptunterhaltung. Es ist gleich schwer, selbst das Beste geltend zu machen, seit man die Reihe der literarischen Speculationen so ansehnlich vermehrt, welche ihre Lieferungen für wenige Groschen in die Häuser schicken und Kupferbeilagen, Noten und dergleichen noch monatlich zugeben. Diese Art von Industrie, durch die Pfennigblätter hervorgerufen und mit dem stolzen Namen Volksblätter beehrt, ist der Ruin der besseren Zeitschriften. Ein Haufen zudringlicher Taugenichtse, Colporteure genannt, bringt in die Häuser, und bestürmt die Einwohner vom Keller bis zum Boden, so lange, bis die Verzweifelnden sich zur Annahme entschließen, nur um die lästigen Eindringlinge zu entfernen. So wird die Literatur entweihet, aber sie ist auch danach. Wenn es nur wahr wäre, daß das Volk dadurch zur Kenntniß seiner Zustände gelangte, daß es Aufklärung empfinge, für Begriffe und Ideen erzogen würde, man könnte sich leicht trösten, und dies Wesen sogar für ganz zeitgemäß und nützlich betrachten. Allein diese Blätter enthalten nichts als abgeschmackte Erzählungen, Anekdotenkram, schaale Witzeleien und den gewöhnlichen Wust schlechter Journale in der schlechtesten Form. Um Anregung für Zeitinteressen und Aufklärung der Zustände ins Volk zu bringen, steht eben so wohl die Unfähigkeit der Betheiligten, als der Zwang der Presse entgegen, und im Ganzen ist es ja auch nur darauf abgesehen, Geld zu verdienen, und mit der Erfüllung dieses Wunsches ist Alles erreicht, was man will. Das beste und verbreitetste unter den Volksblättern ist noch der Volksfreund, der über 20,000 Abnehmer zählt, und dessen Redacteur, Herr von Puttkammer, wenigstens den eifrigen Willen hat, zu leisten, was er kann. Zu diesem Zwecke hat er die bedeutendsten Literaten um passende Beiträge ersucht und hohe Honorare zugesichert. Indeß bleibt es auch hier bei Erzählungen und Anekdoten, und von einem wahren Volksblatte in dem Sinne, wie einst Justus Möser es als Vorbild aufstellte, wird nie die Rede sein, so lange die Gedanken von Dreschflegeln zerknickt und zu Spreu gemacht werden. — — Das Theater hat in der jüngsten Zeit wenig Neues gebracht, vielleicht auch deshalb, weil mehrere der vorzüglichsten Mitglieder auf Reisen sind und waren. Fräulein von Hagn macht eine große Tour durch Rußland; wo sie neulich den ganzen Enthusiasmus der Dorpater Studenten erregte, da sie in einer Abendunterhaltung den ganzen Faust, von Gretchen und Mephisto bis zum Hexenspuk in der Mainacht las, und natürlich auch für sich ganz allein eine reiche Einnahme in Empfang nahm. Herr Devrient war in Paris, und hat von dort manche anziehende Theaterberichte geschrieben, welche hier in der Spener'schen Zeitung abgedruckt zu lesen waren; Herr Gern, unser erster Komiker, ist nach Wien zu Gastspielen berufen; die Oper und die nach Gluck und Spohr düstenden Musikfreunde vermissen Fräulein von Faßmann, die eine Kunstreise durch das westliche Deutschland macht, und damit jedem Zweige etwas mangele, ist auch das Ballet durch die Abwesenheit der ersten Tänzer Paul Taglioni und seiner Gattin beengt, die eine große Reise über England nach Nordamerika mit dem Great Western unternommen haben, zu jenen transatlantischen Republikanern, welche trotz alles praktischen Geld- und Kaufmannssinnes sehr leidenschaftliche Freunde des Ballets sind und, den filzigen Sinn ablegend, ihre Geldsäcke weit öffnen. Unter diesen Umständen hat Madame Koelinger sich besonders bemüht, das fehlende Fräulein von Hagn durch ihre Töchter zu ersetzen, und diese in das verwaiste Rollenfach einzuschieben. Indeß glückten die Versuche nicht sonderlich. Die beiden nicht talentlosen jungen Künstlerinnen sind immer nur die Copieen ihrer einst so berühmten Mutter. Man sieht das Eingelernte, Nachgemachte zu sehr, das Ursprüngliche ist zu gering, und diese Schülerinnen zum Vergleich mit einer in so vieler Beziehung genialen Künstlerin, wie die Hagn, aufzustellen, ist eine mütterliche Eitelkeit, deren Nachtheile den Töchtern am meisten zufallen und das Publikum begoutiren. — So mußten wir neulich erst eine Vorstellung des Faust sehen, in welcher Herr Grua die Titelrolle und Fräulein Clara Stich Gretchen darstellte. Wir schweigen von den peinlichen Empfindungen, welche beide Darsteller erregten, doch unbegreiflich bleibt es, wie die Intendanz so viel Nachgiebigkeit beweisen und sich solchen Wünschen fügen kann, wobei frei-

Digitized by Google

lich zu berücksichtigen ist, daß bei einem Hoftheater ein mannichfacher Einfluß sich geltend macht, und hohe Gönner und Gönnerinnen oft unabweisbare Befehle ertheilen.

Die einzige neuere bedeutende Erscheinung auf der Bühne war: Ein Tag aus dem Leben Karls des Zweiten, von Herrn von Zahlhas, welche mit Beifall aufgenommen wurde. — Dies vieractige Lustspiel ist mit geschickter Hand geordnet und zeugt von der großen Bühnenkunde des Verfassers, ein wesentlicher, nicht genug zu berücksichtigender Vorzug. Zwar würde der historische Name des Stücks eine größere Charakteristik der Zeit und der Personen begründen, und für den bloßen Scherz eines leichtfertigen Prinzen mit der verzogenen Tochter eines alten Lords sind vier Acte fast zu viel, der poetische Werth des Stückes dagegen zu gering; allein die geschickte Behandlung des dürftigen Stoffs, die lebhafte Sprache und eine oft treffliche Scenirung ersetzen diese Mängel; welche überdies weit weniger hervortreten würden, wenn die Besetzung den Dichter besser unterstützt hätte. — Wie rege die Empfindungen des Publikums im Betreff des kirchlichen Streites sind, durch welchen der Erzbischof von Posen jetzt ein Gefangener in Berlin geworden ist, bewies eine Stelle dieses Stücks, welche der Dichter wahrscheinlich ganz absichtslos darein verwebte. — Der König sagt nämlich, als ein Anderer Einwendungen gegen die von ihm durch Täuschung herbeigeführte Heirath am Schlusse macht, daß er den Widerspruch des Prälaten nicht achte, und wo er König wäre, er auch Bischof sei. Diese Worte brachten einen Sturm von Beifall hervor, der lange nicht enden wollte, und das Glück des Stückes befestigte. —

Bei der Abwesenheit bedeutender Künstler haben uns wenigstens einige treffliche Gastspiele erfreut, die besonders aus Leipzig und Dresden uns zugewandt wurden. So erschien Herr Düringer aus Leipzig, nachdem schon früher Herr Devrient von der dresdner Bühne gastirt hatte. Beide Künstler fanden den wohl verdienten Beifall und ein dankbares Publikum — Herr Düringer blieb leider zu kurze Zeit bei uns, um einem erschöpfenden Urtheile Raum zu bieten, indeß gab er genug, um ihn im feineren Lustspiele und in gewissen gemüthlich tragischen Rollen, welche seinem weichen Organe zusagen, als einen geschmackvollen Darsteller zu schätzen, welcher den Wunsch rege erhält, ihn recht bald und auf längere Dauer bei uns zu sehen. —

Die Erscheinung des Herrn Tichatscheck aus Dresden ist nicht minder von dem lebhaftesten Beifalle begleitet worden, der um so größer war, als man es schmerzlich empfand, wie sehr unserer eigenen Bühne eine so schöne gesunde und kunstvoll gebildete Tenorstimme fehlt. — Der rauschende Beifall und die lauten Wünsche sind leider nicht im Stande, den ausgezeichneten Sänger für uns zu erwerben, da er in Dresden für immer festgehalten ist. — Man hört, daß vergebens Versuche gemacht worden sind, allein von allen Seiten betrachtet hat Herr Tichatscheck ganz recht, in Dresden zu bleiben, wo er eine Gage empfängt, welche man schwerlich ihm hier höher bewilligen würde, und weit angenehmer gestellt ist, als es hier der Fall sein würde. — Man sucht für unsere Bühne seit Jahren nach einem Tenor und einem ersten Liebhaber; aber beide sind nicht allein selten, sondern verlangen auch hohen Sold, um welchen man hier, trotz der reichen Mittel, doch oft sehr haushälterisch feilscht. — Wie man hört, hat man sich endlich entschlossen, den jungen Herdrich, der jetzt in Hannover ist und vor zwei Jahren hier sehr gefiel, mit 1600 Thalern zu engagiren, nachdem man, einer Differenz von 200 Thaler wegen, ihn seit jener Zeit aufgab, und sich mit Herrn Grua behalf, der durchaus nicht mehr in sein Rollenfach paßt, aber freilich zeitlebens engagirt ist. —

Ueber die Gastspiele der Madame Dessoir mache ich Ihnen vorläufig nur eine Notiz. Diese Künstlerin kommt bei der Abwesenheit des Fräulein von Hagn gerade zur rechten Zeit, um ihr Rollenfach einzunehmen, und sollte, wie man sagt, Fräul. von Hagn wirklich entschlossen sein, unsere Bühne ganz zu verlassen, so würde Madame Dessoir einen anerkennungswerthen Ersatz bieten. Offenbar steht sie in tragischen Rollen, in Wärme und Innigkeit der Auffassung weit über Fräulein von Hagn, in solchen des feineren Lustspiels, wie z. B. im Ball von Ellerbrunn u. s. w., wo die eigenthümliche Grazie und schalkhafte Coquetterie der Hagn so ursprünglich und hinreißend erscheinen, erreicht sie ihre Rivalin nicht. Als Ophelia und als Gretchen entwickelte Madame Dessoir besonders jene weiche schöne Elegie, in welcher sie glücklich wirkt. Als Julia in Romeo und Julia hat Madame Dessoir allgemeinen Beifall gefunden, nicht minder in ihrer Antrittsrolle, Griseldis; obwohl man wünschen dürfte, daß wahre Künstlerinnen dies widerliche Stück nicht des Umstandes wegen wählen möchten, weil hier alle Effecte und Affecte bis zur Unnatur zusammengerafft sind. —

Notizen.

[J. G. Kohl.]

Von J. G. Kohl, einem Deutschen, aus Bremen gebürtig, der sich sechs Jahre lang in Rußland aufhielt, lasen wir schon früher einige Artikel im „Magazin für die Literatur des Auslandes"; in der neuesten Nummer dieses Blattes finden wir abermals eine interessante Skizze von derselben Feder: „Ueber die musikalischen Talente der Russen." Wir sind ebenfalls in den Stand gesetzt, Aehnliches von demselben Verfasser unsern Lesern zu liefern. Herr Kohl lebt gegenwärtig in Dresden.

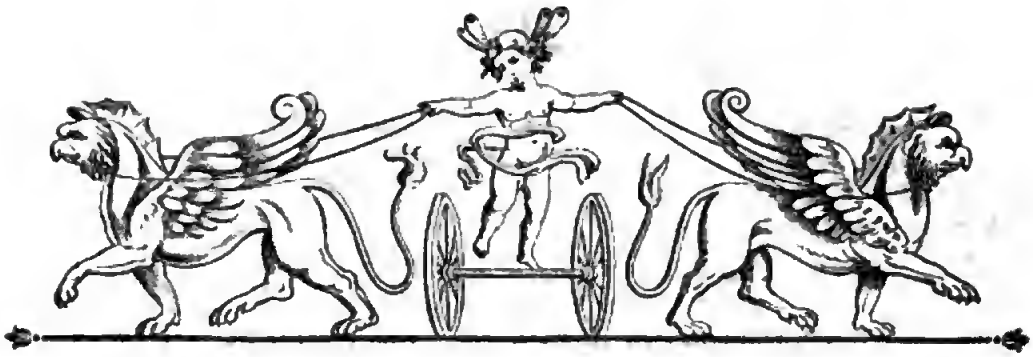
[Dr. Ruge gegen den Pietismus.]

Wir sind hier der Debatte des speculativen Verstandes gegen die gedankenlose Beschränktheit der religiösen Orthodoxie nicht schrittweise gefolgt. Schließlich weisen wir auf Dr. Ruge's Schrift hin: „Preußen und die Reaction" (Leipzig, Otto Wigand), die zur Geschichte dieser Debatten unserer Tage einen kräftigen Eckstein liefert. In dieser Schrift wird die Trinität der heutigen Reaction, die denuncirende mit Leo und dem berliner politischen Wochenblatt, die protestantische mit Hengstenberg und abermals Leo, und die katholische mit Görres, vom Standpuncte einer kräftigen Abstraction beleuchtet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der „Romanen-Catalog 1839" von Friedrich Fleischer in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 116. — den 17. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Da träumte mir eines Nachts, ich säße wieder an Dörthe's Lager. Ich hatte ein Buch in der Hand, wie die erste Ausgabe des Faust von Goethe, des dramatischen Fragments. Sie hielt ein schwarz gebundenes mit goldenem Schnitt, es war die Bibel. Sie zeigte mir die Bibel und sagte: Dies Buch ist dennoch besser als Deines. Hierauf schlug sie die erste Epistel Pauli an die Korinther auf und ließ mich einen Vers lesen. „Weisheit bläht auf, Liebe bessert." Worüber ich im Traum eine große Freude hatte.

Folgenden Tages hatte ich nichts eifriger zu thun, als jenen Vers in der Bibel zu suchen. Ich fand ihn nicht. Derselbe Vers stand in der ganzen Bibel nicht, allein der Inhalt und Sinn des Capitel 15. der ersten Epistel Pauli an die Korinther ist kein anderer.

Gewiß ist es auffallend, daß ich von einer Bibelstelle träumte, die es gar nicht gibt. Allein der Traum ist mystisch, und dafür ist er Traum. Bei Producten von Menschenhand läßt sich fragen: warum ist dies so und nicht anders? und Verstand und Erfahrung beantworten dies zur Genüge. Woher hat aber die Blume ihre Eigenschaften, woher das Thier die Eigenschaften des Thieres, woher ist der Vogel kein Fisch, das Quecksilber kein Blei? Alle diese Fragen deuten auf die Allweisheit, der es nicht gefällt, sie zu beantworten. Wir sind es gewohnt, die Rose uns so und nicht anders zu denken. Eben so ist's mit dem Traum, wäre er anders, so wäre er nicht Traum mehr. Der Traum hält sich nicht an Körper und Buchstaben, sonst wäre er nicht Traum, und so muß alles sein Wesentliches haben, um sein zu können.

Dieser Umstand scheint ebenfalls zu bestätigen, daß Mittheilungen von Seele zu Seele so gut wie außerhalb des Raumes auch außerhalb der Zeit geschehen. — Dörthe wohnte fünf starke Stunden von der Residenz, und ein Traum, in dem sie sich mir mittheilte, war wohl so zu sagen nur ein Pulsschlag. — Dies ist mir um so wahrscheinlicher, weil ich ihre erste Erscheinung wachend hatte. Sie zu hören, zu erblicken, zu fragen und ihre Antwort zu vernehmen, war ein Pulsschlag. Als ich die Besinnung wieder hatte, fühlte ich zuerst den rieselnden Schauer, dann erst wußte ich, was geschehen war. — Daher auch erschien sie mir zwei Mal, denn beide ganz verschiedenartige Mittheilungen hätte ich auf ein Mal schwerlich fassen oder behalten können. — Hierzu kommt noch, daß diese Erscheinungen mich nicht erschreckten. Ich bin kein Held, woher also erschrak ich nicht? Ich fühlte Schauer, ich war von Liebe durchdrungen: doch spürte ich keine Angst! Diese Mittheilungen also, so gewaltig sie erschüttern und wirken, sind höchst leichter und zarter Natur.

Eben daher mag ich vielleicht in dem eben erzählten Traume das ganze Capitel 15. des Korintherbriefes gelesen haben. Es gibt auch Täuschungen des Gedächtnisses, wie Jeder weiß, der sich selber sorgfältig beobach-

Digitized by Google

tet. Als ich erwachte, oder als ich ins Bewußtsein zurückkehrte, glaubte ich nur den Inhalt, den Eindruck, oder vielmehr dasjenige, was ich gebraucht, gelesen zu haben. — Auf diese Weise ist die Wirklichkeit meines Traumes in jeder Hinsicht gerettet. Seine Wahrheit bleibt unbestritten. Wenigstens damals glaubte ich, jung und unerfahren wie ich war, daß alle Verse jenes dramatischen Gedichts von den wenigen Worten, die ich geträumt, in die Luft geschnellt würden, höher als die Verse des Euripides von denen des Sophokles. — Ich versuchte auch schriftlich den Faust zu widerlegen, wobei ich freilich nicht beachtete, daß die Sentenzen eines dramatischen Gedichtes nicht auf abstracte Wahrheiten bezogen werden dürfen, sondern das Innere eines Charakters verwirklichen und bewahrheiten sollen. Außerdem war meine Schreibart unbehülflich und mein Denken, wie gesagt, unklar. Ich war ohne Erfahrung, und mußte daher alles, was ich sagen wollte, erst erfinden. Ich war ohne Kenntnisse und mußte zuvor alles erforschen. Daher machte ich die seltsamsten Combinationen, stellte die gewagtesten Hypothesen auf. Ich glaubte alles beweisen zu müssen, erging mich in Nebensachen und wurde nicht fertig. — Allein meine Arbeit war mir so lieb, daß ich sie mir nicht aus dem Sinne schlagen konnte. Ja, in der Classe, während des Unterrichts, hatte ich Einfälle, die ich nicht vergessen wollte, ich schrieb sie nieder. — Eines Tages benahm ich mich dabei so unvorsichtig, daß mich der Lehrer dabei überraschte. Er nahm mir das Papier weg und fragte: „Was soll das hier?" Ich war schamroth und keiner Erwiederung fähig. — Er las und las und schüttelte den Kopf. „Ich sehe," sagte er, „Sie sind zum Tollhaus bald reif." — Von der Zeit an behandelte er mich wie einen Verlorenen und kümmerte sich gar nicht mehr um mich. — Dadurch war uns Beiden geholfen. Denn ich in der Begeisterung des Schreibens von tausend embryonischen Gedanken umschwärmt, fühlte mich groß und glücklich.

Allein die Zeit nahte, in der rasch aufeinander folgende Unglücksfälle mich trafen, die ich ohne den Beistand meines gütigen Schutzengels schwerlich ertragen haben würde. Ein Traum bereitete mich darauf vor.

Mir träumte, ich sei noch dreizehn Jahre alt und säße mit den Dorfkindern auf den Bänken vor dem Altar, wo der Pastor uns katechisirte. Es sollte ein Vers gesungen werden, und meine Nachbarin zur Linken bat mich, sie in mein Gesangbuch einsehen zu lassen. Ich hielt es ihr hin und wunderte mich, daß es Göthe war. Wie! rief ich, Göthe, hast Du endlich so viel gelernt, daß Du confirmirt werden kannst? — Sie schien dies übel zu nehmen. — Und was kannst Du? entgegnete sie. Thun nicht die jüngsten Knaben es Dir zuvor? Deine Eltern senden Dich in die Schule, damit Du etwas lernst, Du aber beschäftigst Dich nach Neigung und Willkür, als brauchtest Du nie in der Welt zu arbeiten und konntest nur der Lust und dem Vergnügen leben. Armer Fritz! Es wird eine Zeit kommen, wo Du fürs Brot arbeiten mußt, Du wirst Noth und Entbehrung kennen lernen, und wirst manchmal wünschen: Ach! hätte mein Vater mich hinter dem Pfluge gelassen und mich nicht zum Studiren nach der Residenz geschickt! So aber wirst Du wünschen, weil Du die Alltagsmühe scheust und nicht Lust hast, aus heiler Haut Deine Kräfte zu gebrauchen, sondern erhitzt und begeistert sein willst, um Dich anzustrengen. Empfändest Du aber die Mühen des Landmannes, zugleich mit den Sorgen der Armuth, so würdest Du seufzen: O, warum ließ mein eigensinniger Vater mich nicht studiren! und Dein Leben würde Dir vollends zur Last sein. Du würdest die Klagen der Deinigen hören, die mit Dir darben, und könntest nicht Dir, noch ihnen helfen, Du möchtest ihnen helfen und solltest Du auch doppelt leiden, Dir aber bietet sich kein Hülfsmittel dar, Du würdest ihnen obendrein zur Last fallen.

Ungern glaubt man einer Prophezeihung, die allen Hoffnungen und Wünschen widerspricht, aber zu wörtlich lautete dieser Traum, zu überraschend hatte sich bisher alles erfüllt. Ich konnte keinen Unglauben und keine Zweifel mehr hegen. — Die allgütige Vorsehung hat nicht umsonst die Zukunft unseren Blicken verhüllt, weh dem, dem der Schleier sich lüftet. Es ist Höllenqual, einem finsteren Schicksale unvermeidlich entgegenzugehen. Wir ringen mit verbundenen Augen gegen einen hinterlistigen Feind. Im Unglücke selbst haben wir wenigstens die Augen offen, wie erkennen unsere Lage und können sie beherrschen. Allein die Furcht vor dem Unglück ist bitterer als das Unglück selbst.

Am nächsten Sonnabend bat ich den Director um Erlaubniß, meine Eltern zu besuchen. Er schlug es mir rund ab. „Es ist zu arg mit Ihnen," sagte er, „Sie thun gar nichts, das ist die Beschwerde aller Lehrer, ich werde Ihnen daher auch in keinem Stücke willfahren."

„Wenn ich gefehlt habe," entgegnete ich mit einem Muthe, über den ich selbst erstaunte, „so bitte ich um eine andere Strafe, denn eben die häuslichen Angelegenheiten, um derentwillen ich meine Eltern sehen muß, sind

Digitized by Google

wohl gerignet, meine Unachtsamkrit und Nachlässigkeit zu entschuldigen."

„Ihre Angelrgenheitrn sind unmöglich so ernsthaft," entgrgnete drr Direetor, „daß dir Nichtrrfüllung Ihrer Pflichtrn sich damit rechtfertigen ließe. Ein Gelrhrter muß Hrrr über sich sein, srin Beruf verlangt rinrn rrgen, ungetrübtrn Geist, und Unannehmlichkeiten und Mißhelligkeiten, von denen man sich im Lebrn nir befreirn kann, dürfen ihn nicht stören, rr muß stets aufgelegt sein, srine Pflichten zu thun. Habeu Sie Ihre Arbeiten zu Montag vollrndet?"

„Nein."

„Thun Sie das Ihrigr. Arbeiten Sir rinlge Stunden recht besonnen und ruhig, bringen Sie mir Ihrr Ausarbeitungen hirhrr auf mein Zimmer und gehen Sie dann in Gottes Namen bis Montag zum Anfang der Classe."

Ich habe mein Gespräch mit dem Dirretor ausführlich nacherzählt, weil seine Rrden wunderbar mit Dörthe's Worten übereinstimmrn: „Du scheust dir Alltagsmüh', hast nicht Lust, aus heilrr Haut Deine Kräfte zu gebrauchen, und willst erhitzt und brgeistirrt srin, um Dich anzustrengen!"

Ich begab mich an dir Arbeit, und siehr, es ging besser von Statten als ich dachte. Wirklich vergaß ich auf einige Stunden Furcht und Sorge. Hätte ich frührr gewußt, daß es alle Zeit brruhigrnd ist, seine Pflicht zu erfüllen, ich hätte wohl mindrr mit Nebendingen mich beschäftigt, doch alles will erfahrrn, erlrrnt, erlrbt sein. —

Es ward Nacht, rh' ich meinr Heimath rrrrichtr. Als die rrsten Häuser drs Dorfes schwarz vor meinrn Augen auftauchtrn, hörte ich das fromme Lied des Wächters:

Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen
Die Glocke hat zehn geschlagen!
Menschenwachen wird nicht nützen,
Gott wird wachen, Gott wird schützen.
Herr! durch Deine Güt' und Macht
Schenk' uns eine gute Nacht!

Er stieß zwrl Mal ins Horn, dann blieb rr stehen, weil er mrine Schritte hörte. „Wer da?" rirf er mich an. Ich gab mich zu erkennrn.

„Sie sind's!" fuhr er fort. „Machrn Sie nur, daß Sie hrimkommen, mit Ihrem Vatrr thut's nicht länger gut." Er brummte noch allerlei in den Bart, wovon ich nur abgerissrne Worte vrrstand: Mord und Todtschlag — Nächtliche Zrit — Soll schon sehen, wer ich bin.

Ich erreichte unser Gehöft, wollte anklopfen, fand aber die Thür zerschlagen in ihrrn Angeln hängend. Auf dem Flur war es finster. Ich stolperte über allerlri zerbrochene Möbeln und Geräth, über Topf- und Glasschrrben. In der Stube sah rs nicht virl besser aus, auch hier war alles, wie bei einer feindlichen Plünderung, zertrümmert. Nur ein einzigrs dünnes Licht brannte in rinem Drahtlruchtrr, und mrin Vater saß davor, die Ellnbogen auf den Tisch gestützt und starr vor sich hinblickend.

„Um Gotteswillen!" rief ich, „was ist hier geschehen?" Ich mußte drei Mal fragen, da hörte ich mrinrr Muttrr Stimmr, sie srlber sah ich nicht, denn sie saß im Lehnstuhle in einem düstern Winkel beim Ofen. „Wir haben keinen hartrn Thaler mehr im Hause!" klagte sie, „Dein Vatrr hat hrut und grstrrn alles vrrspielt."

Mein Vatrr schlug mit grballter Faust auf den brreits gespaltenen Tisch, daß das Licht im schweren Drahtlruchter emporhüpfte. „Noch ein Wort!" drohte rr, „die Wirthschaft ist schon kurz und klein, ich stecke abrr auch das Haus in Brand." Hiermit blickte er auf das Licht, denn Wort und That waren bei ihm nicht weit ausrinander.

Meine Muttrr ward stille und wagte kaum einige Male zu seufzen.

„Für Dich und mich," fuhr mein Vatrr, rin wenig besänftigt zu ihr fort, „habe ich genug Zeitlebrns, aus unsern Kindrrn mag werden, was da will." — Er warf mir einen feindlichrn Blick zu und sprach: „Geh mir aus den Augrn."

Meine Mutter zündete Licht an, um mich hinauf ins Schlafzimmer zu grleiten.

Oben fragte ich sie: „Der Vater hat doch nur srin baarrs Geld verspielt? Er hat doch noch Haus, Hof, Pferdr, Kühr, volle Bödrn und Scheuern?"

Meine Muttrr ward sehr böse. Ihr ahnete nicht, daß meinr Träume mir bereits mehr gewrissagt hatten, als geschehen sei. „Unsrr Vrrlust ist hart grnug," klagte sie, „aber rin tollrr leichtsinnigrr Student, wie Du, hat kein Gefühl für das Unglück seiner Eltern."

Ich wollte sie trösten, ermahnte sie, auf Gott zu vertrauen und srine Schickungen in Demuth und Geduld hinzunehmen. Damit verdarb ich's vollrnds. „Noch bist Du krin Prediger," sagtr meine Mutter. „Ist unser Unglück Dir nicht groß grnug, so denke immerhin,

Digitized by Google

der Vater hat auch Haus und Vieh, Aecker und Scheuern verspielt, und sieh, wie Du Dir weiter hilfst, von uns hast Du nichts mehr zu erwarten."

Ich aber fühlte selber den Trost, den ich spenden wollte. Ja, ich will mir selber helfen, will mein Brot selbst verdienen! dachte ich, denn mir fiel bei, daß ich Unterricht in der Musik geben könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Neue Dramen von Kuffner und Halm.]

Um von unserm recitirenden Schauspiele zu referiren, muß ich, falls ich das Erhedlichste des kaiserlichen Hoftheaters berühren soll, bis zu den letzten Monaten des vergangenen Jahres zurückkehren. Der sechzigjährige, vielbelesene und vielschreibende Kuffner brachte ein historisches Schauspiel in 5 Arten zur Darstellung: „Die Maltheser." Van der Velde hat denselben Stoff zu einer interessanten Erzählung verarbeitet. Weder Kritik noch Publikum konnte sich zu Gunsten dieses Stückes entscheiden; es fehlt die dramatische Belebung der Geschichte und der Personen, und die knappen Gränzen der Bühne sind einerseits durch eine karge Handlung nicht ausgefüllt, andererseits durch Worte, Reden und lyrische Ergüsse überschritten. Es entschädigt weder der Blüthenduft der Poesie, noch der Reiz eines wirren Knotens; nur zuweilen überrascht eine farbige Diction. Viel mehr als die dichterische Begabung lernte man daraus das ästhetische Wissen des Autors schätzen; er betitelt das Stück „Schauspiel", obwohl die beiden Helden desselben getödtet werden, und mit ganzem Rechte, denn nicht die einzelnen Personen, sondern der Orden ist der eigentliche Held dieses Dramas, und dieser überlebt die beiden Leichen, und geht neugekräftigt aus dieser drangvollen Episode hervor. Hingegen hat die Theatercensur wieder Striche gemacht, so daß das Verständniß der Handlung und der zu Grunde liegenden poetischen Idee kaum möglich. Der Ordensmeister Lavalette hat die Frucht seines Umganges mit einem Mädchen als Ritter in den geistlichen Orden aufgenommen. Der junge Mann verliebt sich, jedoch der Himmel bewahrt ihn vor einem Verbrechen gegen sein Gelübde, er und seine Geliebte sterben. Dies ist gleichsam die Sühnung der von seinem Vater begangenen Sünde, und Lavalette erkennt in frommer Ergebung die waltende Hand Gottes. Das ist recht hübsch; allein auf einer österreichischen Bühne darf kein Geistlicher eine Sünde begangen haben, und es wurde daher dieses Verhältniß so in den Hintergrund gerückt, und solche Verschleierungen und Krümmungen angebracht, daß der Zuhörer nur bei angestrengtem Nachdenken den eigentlichen Sachbestand enträthseln konnte. Nun weiß man nicht, ob die Censur diese Striche und Deckmäntel verfügt hat, oder ob der Autor, der selbst Censor, im Vorbewußtsein dieses Anstoßes die Situation beschattete; allein gewiß ist, daß man sich in diesem Dunkel gar nicht zurecht finden kann.

Viel dessern Bescheid kann man über das Trauerspiel „Imelda Lambertazzi", von Halm, geben. Da ist alles licht und klar, und man ist mit Stoff und Handlung und Situationen und Personen so bekannt und vertraut, als wären es gar alte Bekannte. Vielleicht erspare ich das Erzählen der Handlung, wenn ich dem Leser die alte Geschichte von Romeo und Julie in Erinnerung bringe. Es ist nicht lange her, als ein italienischer Maëstro eine Oper komponirte, mit dem Titel: Montecchi e Capuleti, und darauf wird sich wohl Jeder besinnen; Wenigere vielleicht werden sich den verschollenen Engländer Shakspeare ins Gedächtniß zurückrufen können. Dieser hat denselben Stoff verarbeitet, und das mag den Widersachern des Britten ein erneutes Zeugniß geben, daß Herr Shakspeare nicht ungeschickt in der Wahl der Stoffe zu seinen dramatischen Producten war. In der Ausführung hat er sich freilich viele Böcke zu Schulden kommen lassen, so z. B. die Einflechtung eines Charakters wie Tybald in eine so tragische und romantische Begebenheit. Herr Halm hat das anders gemacht. Die Julia hat er beibehalten, nur nannte er sie wohlklingender Imelda; den Romeo, die beiden Alten, ꝛc. ꝛc. ꝛc., wir finden sie alle wieder bis auf zwei Personen, nämlich den Raufbold Tybald und die geschwätzige Amme hat er weggelassen. Man sieht das zwar ungern, aber man muß sich der Einsicht eines Dichters, wie Halm, überlassen. So hat er auch im Verlaufe der Handlung eine Veränderung vorgenommen, die man als eine unendliche Verbesserung Shakspeare's dankbar anerkennen soll. Bei diesem nimmt Romeo am Sarge der scheintodten Julia Gift; bei Halm wird der auf seine Geliebte wartende Romeo, um mit ihr zu fliehen, von ihren Brüdern angefallen. Es sind ihrer Drei; einer nach dem Andern rückt heran, Romeo sticht sie nieder tous les trois. Allein ihre Schwerter waren vergiftet und Romeo wurde an der Hand verwundet. Julia kommt herbei, sie findet ihren Geliebten sterbend, sie will ihn retten und saugt das Gift aus der Wunde. Der Dichter benutzt die Natur des Giftes, und Julia stirbt daher ebenfalls. Also fünf Leichen liegen um uns herum; sie stimmen zu ernster Betrachtung. — (D. F. f.)

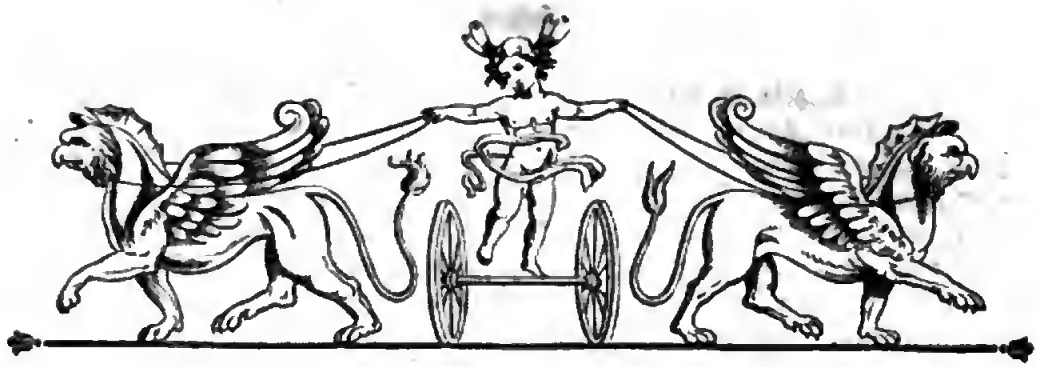
Notiz.

[Helgoland.]

Die Literatur über Helgoland ist noch nicht geschlossen. Mundt begann den Reigen mit seinen „Helgolanderinnen", Wienbarg gab seine classische Skizze, Willkomm einige Bilder aus dem Leben und Treiben der Leute dort. Jetzt bringt der deutsche Capitain Marryat, oder will er lieber ein deutscher Eugen Sue genannt werden? H. Smidt, ein Büchelchen (Berlin, Voßsche Buchhandlung): Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 117. — den 18. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Der Stadtmusikus, bei dem ich Lektionen nahm, war der einzige meiner Lehrer, der mich nicht für talentlos hielt; alle seine Schüler veredelten durch Unterricht ihr Brot, und er verschaffte ihnen Stunden. Ich bezahlte die Lektionen gut, er hatte schon bedeutende Geschenke von mir empfangen, ich war sein ältester Schüler, sicher hoffte ich, daß er mich ganz besonders empfehlen würde. Ich sah schon im voraus alle meine Nebenstunden besetzt, und um meine Schularbeiten nicht zu versäumen (denn mein Studium wollte ich mit Eifer fortsetzen), beschloß ich, meinen Schlaf um einige Stunden zu kürzen. Ich berechnete im voraus meinen Gewinnst, der die Bedürfnisse meiner sparsamen Lebensweise bei weitem übersteigen müsse. Welch ein Glück, die Früchte meines Fleißes dereinst mit meinen Eltern zu theilen! So dachte ich und liebte mich selbst meiner edlen und frommen Entschlüsse halber. Ich ging zu Bette, in der Hoffnung, von Dörthe zu träumen, die mir ihre Zufriedenheit und das Gelingen meiner Pläne verkünden würde. Allein ich schlief ruhig und traumlos; der Weg hatte mich ermüdet und die Sorge meine vorigen Nächte gestört.

Wehmüthig schied ich am andern Tage von meinen Eltern, die rauh und trocken mir ihr Lebewohl sagten. Meine Schwestern schienen völlig gleichgültig, sich weder um das Geschehene zu kümmern, noch für die Zukunft besorgt zu sein, sie bemühten sich, die Trümmer fortzuschaffen und die Zerstörungen zu tilgen und zu verstecken, damit alles wieder ins Gleiche käme.

Bevor ich in die Residenz zurückkehrte, ging ich nach dem Kirchdorfe, um Dörthe zu besuchen. Allein es war, als sollte ein wirkliches Begegnen mit ihr stets unerfreulich sein. Ich traf sie nicht im hellsehenden Schlafe, und sah nur die kranke, stumpfsinnige Bäuerin im Bettschranke ächzen, in der von der ganzen Schusterfamilie bewohnten armseligen Stube. — War dies das Wesen, das über meine Handlungen herrschte und all' meine Gedanken einnahm, zu dem ich in Noth und Mißgeschick mich flüchtete, um Trost und Rettung zu empfangen? Ach, wo ist der Zusammenhang dieses elenden grillenhaften Staublebens mit der schönen und klaren Geisterwelt? —

Bei Zeiten langte ich in der Residenz an und traf noch glücklicherweise den Stadtmusikus, der eben, die Geige unterm Arme, ausgehen wollte, um zum Tanze zu spielen.

Als ich ihm vertraute, daß ich wohl Lust hätte, Lektionen zu geben, schüttelte er den Kopf. — „Lieber Herr Werner!" sagte er, „die Kunst ist heilig und das Leben profan. Fängt man in Ihren Jahren und bei Ihrer Stellung an, aus der Kunst einen Broterwerb zu machen, so ist es aus mit der Freude, und man bringt es nicht weiter. Sie müssen trachten, sich selbst zu vervollkommnen; das ist besser, als sich mit talentlosen Anfängern abzuquälen und mit ihren Mißtönen sich sein

Digitized by Google

Ohr zu verderben. — Und wie geht es denn bei dem Privatunterricht! Reicher Leute Kindern läßt sich die Musik nicht einbläuen, und aus Hunger strengen sie sich nicht an, denn sie essen sich satt bis zum Faulwerden. — Da schwatzt man den Eltern nach dem Munde, gibt Hoffnungen, an die man selbst nicht denkt, und läßt alles gehen, wie es geht, nur um zu Ende des Monats sein Sündengeld einzustreichen. Ich selber unterrichte keine Anfänger, ich halte mich für zu gut, und Ihnen rathe ich, wie ich selber berathen bin. Danken Sie Gott, daß Sie einen reichen Vater haben, und wollen Sie einmal des Geldes halber zum Scheine werden, so thun Sie es auf andere Weise, als durch Musik, damit es ihnen leichter, angenehmer und einträglicher sei."

„Allein ich werde zu diesem Erwerbe schreiten müssen, ich habe mehr Geschwister, mein Vater kann mir so viel nicht geben, als hinreicht, meine Studien zu vollenden."

„Und meine Schüler, die ärmeren, kann ich sie zurücksetzen? Sie müssen Geld verdienen, damit sie auch mich bezahlen können."

„Bin ich nicht Ihr Schüler?"

„Wenn Sie nur ein anderes Instrument als Fortepiano spielten! Wollen Sie ein Saiten-, ein Blasinstrument lernen? Wollen Sie mit mir zum Tanz, auf dem Markt, und wo es sonst ist, spielen? Ich könnte diesen Abend einen Mann gebrauchen, und er soll zwei Thaler verdienen. Aber Sie wollen Geistlicher werden!"

„Nun!" rief ich. „Sie können mir nicht helfen, und ich bin verloren."

„Verloren?" fragte er erstaunt.

Ich ging. O, es ist hart, unglücklich zu sein und seine Klagen verschweigen zu müssen, weil sie Niemand glaubt.

Ich erfüllte jetzt pünctlich meine Pflichten und arbeitete fleißig und gewissenhaft. Ich vermochte es, denn ich war älter geworden, und meine Geisteskräfte, meine Erfahrungen hatten zugenommen, und Sorgen hatten mich ernsthaft gestimmt. Was half das aber? Meine Lehrer waren gewohnt, mich zu schelten, meine Mitschüler, mich zu verlachen. Die Gewohnheit ist allmächtig, bei Verständigen wie bei Unverständigen, bei Erwachsenen wie bei Kindern, in Städten wie auf Dörfern, in der Classe wie in der Welt. War ich nunmehr auch ein erträglicher Schüler, so konnte ich doch nicht jeden Anlaß meiden, oft genug brach man ihn vom Zaune, und ich mußte mich der gewöhnlichen Behandlung unterziehen.

Ich besuchte meine Eltern jetzt alle Sonntage. Sie setzten ihre verschwenderische Lebensweise fort, ohne sich im mindesten zu beschränken. Auch mein Vater fuhr fort zu spielen und meistens unglücklich, dann pflegten sich jene Auftritte zu erneuern, zu denen ich einst hinzugekommen war. Ich theilte meine Besorgnisse einmal meiner Mutter mit. „Possen!" sagte sie, „darüber kannst Du ganz ruhig sein, wir sind noch die Leute, die wir waren." — „Aber der Vater hat viel Geld verspielt, und spielt immer fort." — „Man spielt nicht allemal unglücklich, manchmal gewinnt man auch." — „Aber der Vater verliert und dann —" (dieses dann sollte auf die Wiederholung jener Scenen gehen). Meine Mutter verstand mich. „Ja," sagte sie, „Dein Vater ist dermaßen auf Gewinn gestellt, daß der kleinste Verlust ihn rasend macht. Manchmal gewinnt er ganze Haufen Geldes, dann ist er still, und man sieht ihm nichts an, als meinte er, er müsse gewinnen. Just aber wenn Du kommst spielt er unglücklich, ich würde, wenn ich abergläubisch wäre, meinen, Du brächtest ihm Unglück."

Diese Reden vermochten keineswegs mich zu beruhigen, vielmehr erkannte ich den Ehrgeiz nur zu deutlich, der blindlings und gewaltsam sich in sein Verderben stürzen will, und den ich mit meinen wohlgemeinten Warnungen nur verletzen konnte. Kurz, ich fand die Meinigen entschlossen, ihre Ansprüche bis aufs Aeußerste zu behaupten, und kein Titelchen davon zu vergeben, bevor die äußerste Noth sie zwänge. Meine Eltern galten mit für die reichsten Bauern in der Umgegend, wollten dies bei jeder Gelegenheit zeigen und immer etwas voraus haben. Bei Schmäusen hatten sie mehr Gäste, fettern Braten, bessere Weine als irgend ein anderer, und überhaupt war die Wirthschaft mehr auf einen städtischen Fuß eingerichtet. Gingen meine Schwestern in die Kirche, oder besuchten sie die Kirmse, so waren sie feiner und modischer gekleidet als alle Uebrigen, man räumte ihnen die Ehrenplätze ein, erwies ihnen die meisten Rücksichten, und sie verlangten es so. Auch der kühnste Spieler wollte mein Vater sein und bleiben, und seit er unglücklich spielte, spielte er leidenschaftlich, seine Kühnheit war ohne Schranken. — Auch ohne prophetische Träume, glaub' ich, würde ich erkannt haben, welche Zukunft uns allen bevorstand. Die Meinigen aber wollten an keine Zukunft denken. Denn um an die Zukunft zu denken, muß man *denken* können, um denken zu können muß man seinen Geist geübt haben, und endlich muß man gewohnt sein, den Eingebungen desselben zu gehorchen. Dies letzte ist das schwerste.

Digitized by Google

Wer einigermaßen auf sich selbst achtet, und sich Rechenschaft von seinem Denken und Handeln gibt, der weiß, wie groß die Macht der Gegenwart und des Augenblicks ist, und wie sie die besten Vorsätze, die geübteste Willenskraft lähmt und hindert. Wem es um ein behagliches Selbstgefühl zu thun ist, der entsage allem Streben und suche bei Zeiten mit jener Macht ein Abfinden zu treffen. — Auch wäre der Ehrgeiz ja keine Leidenschaft, wenn er der Vernunft Gehör geben könnte, wenn er nicht blindlings nur sich selber folgen müßte. Wie manche Minister, Günstlinge, Favoritinnen, haben Seele und Seligkeit daran gewagt, nur um sechs Monate länger sich zu behaupten. Verhältnißmäßig geht's in der kleinen Welt wie in der großen. Hier versteckt sich die Thorheit hinter Glanz und Größe, dort kommt sie in ihrer Nacktheit und Armuth an den Tag.

Die Gelder zu meinem Unterhalt blieben ebenfalls dieselben. Bisweilen sogar gab mir meine Mutter bedeutende Zuschüsse, und äußerte ich Bedenklichkeiten, sie anzunehmen, so erhielt ich derbe Vorwürfe. Sie wollte mich durchaus irre machen, und fürchtete nichts so sehr, als daß ich ihre Lage durchschaute. Mein Vater, dem sie jedesmal meine Aeußerungen hinterbrachte, fragte mich dann: „Fritz, wie lebst Du in der Residenz? Du wirst doch wohl zeigen, daß Du der Sohn des reichen Werner bist, und Dich nicht wie ein armer Schüler aufführen?" — Woher gingen meine Eltern so zuversichtlich ihrem Verderben mit großen Schritten entgegen, was gab ihnen Hoffnung, Muth und Kraft, in die nächste Zukunft zu blicken? — Sie spielten in der Lotterie und zwar eine beträchtliche Anzahl Loose, womit sie das Glück zu zwingen hofften. —

Mein Leben damals war ein banger Traum. Ich sah keine Möglichkeit, mir irgend etwas zu erwerben, und bemühte mich, wenigstens mein Gewissen zu retten, indem ich mit dem Gelde genau zu Rathe ging, und mich vor jeder unnützen Ausgabe hütete. So brauchte ich kaum den vierten Theil von dem, was ich erhielt, und mit meinen Ersparnissen durfte ich hoffen, meinen Eltern dereinst eine nicht unbeträchtliche Hülfe zu leisten.

Aber schon wurden die Symptome einer nahen Katastrophe immer sichtbarer. Eines Sonntags saß mein Vater traurig im Lehnstuhl, meine Schwestern kamen im reichen Sonntagsstaate aus der Kirche, und während sie auf mich zueilten, mich zu grüßen und mit mir zu schwatzen, trat meine Mutter ein und nahm die Gelegenheit wahr, meinem Vater etwas ins Ohr zu flüstern.

„Aber es ist ja Sonntag!" rief mein Vater laut und kläglich. — Meine Mutter gebot ihm Stille und fuhr fort, ihm ins Ohr zu flüstern, bis mein Vater aufstand, seinen Geldschrank öffnete, einen Beutel herausnahm und einige hundert Thaler abzählte. — Ich sah seine Hände zittern, sah ihn den Angstschweiß von der Stirn trocknen. Meine Mutter ging mit dem Gelde, er nahm seinen Platz beim Ofen wieder ein und starrte von neuem bekümmert vor sich hin. —

Vielleicht, dachte ich, kann er heute schon von meinen Ersparnissen Gebrauch machen. Wie aber sollte ich es ihm anbieten, ohne ihn zu erzürnen? — Das fiel mir ein und ich sagte ihm leise: „Vater, ich habe einiges Geld in der Lotterie gewonnen, will Er so gut sein und es mir aufheben, aber Er muß der Mutter nichts davon sagen!" — „Wie viel?" — „Ein Paar hundert Thaler." — „In der Landeslotterie?" — „Ja." — „Auf welche Nummer?" — Ich nannte die erste beste, die mir einfiel. — Mein Vater holte die Liste, sah nach und rief: „Junge, Du lügst, die Nummer ist noch drinnen." — In diesem Augenblicke hörte ich die Mutter kommen. — „Still, Vater, um Gotteswillen!" bat ich. — Er drückte mir die Hand. — „Du bist ein guter Mensch!" sagte er, „aber Dein Geld brauche ich nicht. Und für Dich ist noch so viel da, daß Du Deine Studien vollenden kannst. Lerne nur was!" — Meine Mutter kam und fragte, was wir sprachen. „Nichts!" sagte mein Vater. „Er ist ein guter Junge! Und ich hoffe, wir werden viele Freude und Ehre an ihm erleben." —

Der Winter trat ein, die Wege wurden schlimm, ich mußte meine Besuche einstellen. So verging eine geraume Zeit, und ich erhielt von Hause nur die gewöhnlichen Nachrichten von allgemeinem Wohlbefinden, mit den Geldbriefen, welche immer noch regelmäßig einliefen.

Zu Anbeginn des Frühjahrs träumte mir wieder von Dörthe. Mir war, als säß' ich an meinem Schreibtisch, als sich die Thür öffnete, ohne daß Jemand angepocht hatte. Mein Vater trat ein, die Verzweiflung in allen Mienen, und geberdete sich sehr kläglich. Aber plötzlich stand Dörthe zwischen mir und ihm und sah recht hold und heilig aus gegen die finstre kummervolle Gestalt meines Vaters. „Gib ihm kein Geld!" sprach sie. „Hörst Du, Fritz, gib ihm kein Geld," fuhr sie dringender fort. „Mein Jesus! ich kann ja nur warnen, hindern kann ich kein Unheil." „Gib ihm kein Geld," sagte sie zum dritten Male streng und zürnend. „Du

Digitized by Google

siehst, er ist rasend, Du aber bist ein feiger unentschlossener Mensch! Schmach Dir! Wehe! Mich siehst Du nie wieder, es sei denn im Sarge."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Forts.)

[Dramatische Literatur.]

Der Dichter Halm ist in Deutschland bekannt, es ist daher überflüssig, wiederholt sein Talent zu besprechen, blos sein Wirken muß wiederholt einem Urtheile unterworfen werden. Griselbis ist nach allen Seiten gewendet worden; und letzthin äußerte gar der gediegene Wienbarg, dieses Drama berge eine unsittliche Tendenz. Wir hier müssen lächeln über eine so ernste, grundtiefe Kritik; österreichischer Dichter und Tendenz!! Ein Einziger der hiesigen verbindet mit seinen Producten eine Tendenz: Grillparzer; alle Andern wollen nichts als Gedichte schreiben, oder Theaterstücke auf die Bühne bringen. Die Absichtlichkeit der Norddeutschen ist uns fremd; wir singen oder machen Gesang, mehr wissen wir nicht, und wollen wir nicht bezwecken. Wienbarg irrte daher, er hatte blos die Dichtung vor Augen, nicht den österreichischen Dichter, und dessen Tendenz ist gar nichts, als Theaterstücke, gut aufführbare, censurpassirende, gefallende zu schreiben. Sein Talent reicht nicht aus fürs Drama, es sagten's schon Viele und oft; aber für die Bühne glaubt er wahrscheinlich auszureichen. Halm ist bereits in gereiftem Alter, Griselbis muß viele Vorläufer gehabt haben, diese wurden und werden aus dem Schreibepulte hervorgeholt, nachgefeilt und veröffentlicht. So der Adept, so Camoëns, so endlich Imelda Lambertazzi; das Letzte muß eine der ersten Arbeiten des Dichters sein. Eine knechtische Nachahmung des unerreichbaren Shakspeare von Scene zu Scene, in Charakteren, Haupt- und Nebenfiguren, bis auf die schwersten Tybald und die Amme; diese sind freilich unnachahmlich, wenn man nicht dieselben Worte hinschreiben will. Soll man den Dichter der Anmaßung frei sprechen, mit Shakspeare einen Kampf gewagt zu haben, so muß man ihm zumuthen, dessen Werke nicht gelesen zu haben. Was ist schlimmer? — Die wiener Kritiker überzuckerten diesen bittern Tadel mit Phrasen von glühender Diction, lyrischem Schwunge u. dgl.; sie streuten aber dieses Lob so dick, daß der Tadel gar nicht durchblickte, und Halm, wenn er auch nicht vornehm die Achsel zuckt über diese Recensionen, wird sich keineswegs bewogen fühlen, von dem betretenen Geleise abzufahren. So hört man schon, daß er jetzt eine Iphigenie dichtet. Der unglückliche Dichter ist krank, man fürchtete längere Zeit für Erblinden; die eingeschlagene Bahn zeigt von Kurzsichtigkeit, und führt keinesfalls ad astra.

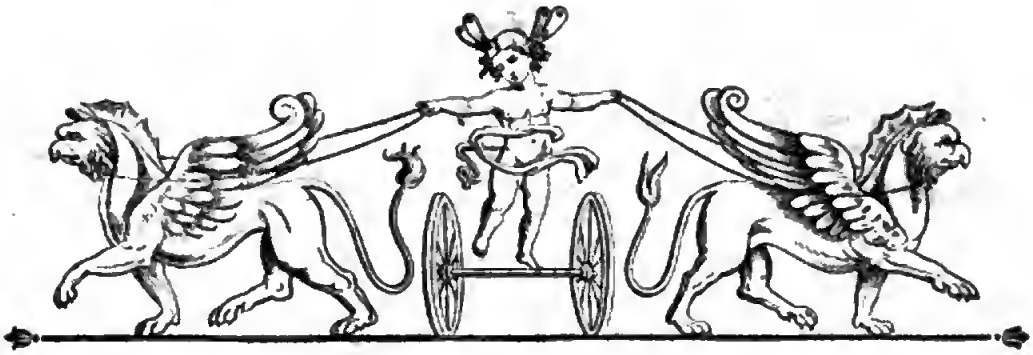
Außer diesen Stücken wurden in einem Zeitraume von 4 Jahren nur noch ein Paar kleine Original-Piècen zur Darstellung gebracht. Die Perrücke von Herzenskron, unwerth des Besprechens. Der Hirtensohn von Wertheimer, eine Bagatelle, worin Metastasio figurirt. Der Verfasser ist ein Israelit und scheint außer dem der Handlung zu Grunde liegenden Vorurtheile, daß ehemals uneheliche Kinder nicht zunftfähig waren, größere Vorurtheile gegen seine Glaubensgenossen in diesem Stückchen zu bekämpfen. Das Streben ist löblich, aber die dichterische Kraft zu geringe, und es ging daher, bei aller Anerkennung, spurlos vorüber. — Johnson's Tod, historisches Drama in 2 Acten von Pannasch, ist ein gänzlich fehlgeschlagenes Product. Man könnte leicht über ein mißlungenes Stück hinweghüpfen, besonders da der Autor schon andere anerkennungswerthe geschrieben; allein die Bezeichnung „historisches Drama" fordert strengere Rüge. Johnson tritt winselnd, fast wahnsinnig auf, winselt und weint im ersten Acte, winselt und weint im zweiten Acte, und stirbt. Bevor er stirbt, erklärt er noch, warum er winselt und weint, und da erfährt der Zuhörer: er sei als Junge so vertieft gewesen im Studium und Kritisiren, daß er die Bitte seines greisen Vaters, für ihn den Markt in Leachfield zu besuchen, da er unwohl, außer Acht ließ; der Alte ging selbst, erkrankte und starb. Das peinigt nun den Johnson seit 60 Jahren, bis auch er stirbt. Das wird ein historisches Drama benannt. Darin kommt auch Lichtenberg vor und trumpft einige Schöngeister mit groben Witzen ab; darin wird auch auf die Kritiker losgehauen, aber diese haben sich nicht abschrecken lassen und das Stück gehörigermaßen, so wie das Publikum, verurtheilt. Pannasch sah sich dadurch bemüßigt, eine Erklärung zu veröffentlichen, die jedoch die Schwäche seines Stückes und die fahlen Ansichten des Autors nur noch bemerklicher machte. — Alles aus Freundschaft ist eine gefällige Pièce. Die alte Weißenthurn versteht aus 10 verschollenen Stücken ein neues zu machen, und für die Schauspieler zu schreiben. Der Dialog ist flüchtig und amusant. — Die beiden Schauspieler, Lustspiel in Versen von Löwenthal, ist nur um den 3. Act zu lang, sonst wäre es eine gefällige dramatisirte Anekdote. —

Außer diesen Originalfächelchen kam beiläufig ein Dutzend übersetztes französisches Zeug zur Aufführung, welches bald mehr, bald minder mißfiel. Darunter auch ein Versuch der Schauspielerin Caroline Müller, welcher vom Publikum zu herbe, von der Kritik zu schonend behandelt wurde. Welchen Einfluß diese Schauspielerin auf die Verwaltung, Regie, Darstellung, Stückannahme, Rollenvertheilung, etc. des Burgtheaters ausübt, kann man nur mündlich mittheilen. Wer da glaubt, die Zeiten der Pampadour oder Maintenon sind vorüber, der könnte sich hier eines Bessern belehren; sie haben nur den Standpunkt geändert, sie haben nichts mit Königen und Staaten zu schaffen, aber mit Intendanten und Theatern.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 118. — den 20. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

So oft ich die nächsten Tage mich an meinen Schreibtisch setzte, mußte ich des Traumes gedenken, und mein festee Vorsatz wae, ihm zu gehorchen, was auch mein Vater thun odee sagen würde. Allein was sind unsere Vorsätze und unsere festen Entschlüsse! Wo ist die gepriesene Willensfreiheit! Wir sind die reinen Geister nicht, die sich nur von der Erkenntniß leiten lassen.

Eines Morgens saß ich am Schreibtische, dachte an meinen Traum, erneute meine Entschlüsse und Vorsätze für alle Fälle. Da öffnete sich die Thür, ohne daß gepocht wurde, und mein Vater, bleich und entstellt, trat ein, kam näher, ich sah die Verzweiflung in seinen Mienen, sein Mund zuckte, sein Auge rollte, ich dachte: Barmherziger Gott! er ist wahnsinnig!

„Du zitterst und entfärbst Dich?" sagte er, schmerzlich den Kopf schüttelnd, und ich begann schon die Unmöglichkeit, dem warnenden Traume zu gehorchen, zu verspüren.

„Erschreck' ich Dich!" fuhr mein Vater bitter lächelnd fort. „Räthst Du, was ich will? Gehörst Du zu den Menschen, welche das Unglück fliehen, aus Furcht, sie möchten gutherzig sein und sich Schaden thun? Mein Sohn! mein Sohn! Was ist das? Du wiest immee bleicher! und ich habe ja noch kein Wort gesagt? Aber ich will Dir sagen: Gib mir, was Du mir veesprochen, Deinen Gewinnst in der Lotterie. Ich bitte Dich darum! o, nein, ich bettle daeum. — Ja, ich komme zu betteln. Aber erscheick nicht, ich bin kein gemeiner Bettler. Ich habe noch keinen Menschen angesprochen, und eh' ich's thu'! — Sieh! diese Stiefeln (sie waeen bis übers Knie aufgezogen und mit Koth bespeitzt), bei dieser Jahreszeit beaucht man Stiefeln, diese Stiefeln aber veekaufe ich lieber, um mie eine Pistole, Pulver und Blei anzuschaffen. Ja, Feitz! ich bin ein verschämter Aemer, bei meinem Kinde komm' ich zu betteln, sonst nirgend. Schäm' Dich meiner nicht, noch habe ich Ehrgefühl, Niemand eefährt, daß ich bettle." — Ee bückte sich, hielt die Hand auf und rief kläglich: „Lieber Feitz, die Paar hundert Thaler. Ach! ein paae hundert Thaler!"

Das war heller, unverkennbaeer Wahnsinn. „O, Vater!" rief ich weinend, „wie bekümmeet, wie elend siehst Du aus!"

„Alle Donner!" sagte mein Vater. (Er war ein großer muskelkräftiger Mann, in dessen Munde ein Fluch, mit leidenschaftlichen Gebeeden begleitet, von Gewicht war.) „Alle Donner! liegt mir das Unglück schon auf dem Gesichte? — O, Gott, wie geht es mir? Ich muß Geld haben, und das Unglück liegt mir auf dem Gesichte. Unglück hat keinen Ceedit, aber ich braucbe doch Geld. Ich stecke meine Hand in die Hosentasche, in die Westentasche, in die Rocktasche. Hier ist nichts, da ist nichts, dort ist nichts. Nichts! und ich bin doch der reiche Werner. Ja, heute bin ich noch der reiche Werner, heute bin ich's noch."

Digitized by Google

„Ich habe leider das Geld nicht im Hause!“ sagte ich, aber das Lügen ward mir sauer, ich wechselte die Farbe, ich zitterte. Mein Vater stieß ein schneidendes Gelächter aus. „Kein Geld im Hause! so reden Hinz und Kunz und Caspar, Melchior und Balthasar. Nein, ich bin kein verschämter Bettler, ich will ein unverschämter Bettler sein. Du mußt Deinem Vater den Willen thun, oder ihn die Treppe hinunterwerfen. Ein Paar hundert Thaler, Fritz, Deinem armen Vater. Fritz! ein Paar hundert Thaler hast Du mir versprochen, Fritz, Deinem armen Vater ein Paar hundert Thaler!“ So schrie er immer lauter, kläglicher, dringender, bis ich mit Abscheu vom Stuhle aufsprang, das Schiebfach aufriß, welches meine Baarschaft enthielt und ausrief: „Nehm' Er hin, Vater. Es ist Sein Geld, Er hat es mir gegeben, und ich will es Ihm nicht vorenthalten. Nur fürcht ich — ich fürchte.“ Weiter vermochte ich nicht zu reden.

Mein Vater ward still. Er leerte das Schiebfach und sprach sanft: „Du bist ein guter Mensch, Gott wird es Dir vergelten und ich segne Dich — Fritz! Entweder, — oder — morgen bin ich noch der reiche Werner, und dann ist's Dein Werk. Oder“ — —

„Oder?“ rief ich. „Vater! Er führt Böses im Sinn!“

„Böses? Fritz! Das Schaf kann kein Pferd sein, und das Pferd kein Ochs, das Pferd muß Pferd, das Schaf ein Schaf bleiben, der reiche Werner kann kein Lump werden. — Wozu hat man seinen Verstand? — Um gemächlich zu leben! — Kann man nicht gemächlich leben, so muß man einen Ausweg suchen. Gib Acht, der Ausweg, den ich ersonnen, macht meinem Geiste Ehre. Du wirst sagen: Dein Vater ist ein ganzer Mann. Lebe wohl.“

„Vater, wohin? Er denkt doch nicht, Hand an sich selber legen zu wollen?“

„Narr! wer spricht dergleichen? Aber meines Bleibens ist nicht länger hier, wo jeder den reichen Werner kennt, wo man an meinem Tische sich satt geschweigt, wo man an meinen Weinen sich vollgetrunken, wo man so tief den Hut vor mir zog. Ich will hier nicht Mitleid, Spott, Verachtung ertragen, will keine gute Lehre hören, die zu spät kommt. Ich weiß, ich habe mich und Euch alle unglücklich gemacht. Es ist geschehen, es läßt sich nicht ändern. Verwünschtes Roulett, darum entweder, oder ich — will fort von hier, weit, weit, nach America. Gott befohlen!“ —

Er riß sich los von mir und eilte spornstreichs davon. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war. Eine Weile starrte ich die leere Schieblade an und wunderte mich, sie leer zu sehen, als hätte ich nur geträumt. — Ja! ein Traum dünkte mich, daß mein Traum in Erfüllung ging. Daß er aber in Erfüllung ging, daß mein Vater das Geld verspielen und dann sich entleiben würde, so wenig ich auch es fassen konnte, ich durfte nicht länger zweifeln. — Ich hätte es hindern können. „Gib ihm kein Geld, Du siehst, er ist rasend!“ hatte Dörthe mir gesagt. Und wenn es eine Sünde ist, der besseren Erkenntniß zuwider zu handeln, einer Erkenntniß, eingeflößt von einem edleren, höherbegabten Wesen, so hatte ich eine Sünde im vollsten Sinne des Wortes begangen.

Aber sie hatte mir ja auch prophezeiht, daß ich ihr nicht gehorchen würde. Was nützt es, wenn Engel sich zu uns neigen! Nein, wir dürfen keine Gemeinschaft mit den Himmlischen haben, die höheren Erkenntnisse, die einem besseren Dasein angehören, können uns hienieden nur quälen und peinigen, sie machen das Erdenleben schon zur Hölle. — Hienieden gehören wir dem Staube, unsern Verhältnissen, dem Augenblicke an, und nur Selbstkraft kann uns befreien.

Es war eine bange Stunde. Ich wollte beten, ich kniete vor dem Fenster, erhob Herz und Auge zum Himmel. Abermals wollte ich, was ich nicht konnte. Meiner Schwachheit, meiner Sünde mir bewußt, wagte sich mein Herz nicht zum Allerhabenen. Ich haßte mich, ich schämte mich vor mir und — vor Dörthen.

Eine Weile glaubte ich, ich sei der elendeste, verworfenste Sterbliche und hielt die unvernünftigen Thiere für beneidenswerth, die keine Rechenschaft von ihren Handlungen geben. — War etwas Aehnliches schon in der Welt geschehen? Hatte Jemand schon dermaßen seinen Eingebungen zuwider gehandelt; nachdem alle Zweifel gehoben und die Unfehlbarkeit siegreich bestätigt war? — Meine Gedanken, meine Kenntnisse sagten ein bitteres „Nein!“ — Die Gestalten der griechischen Tragödie standen wir steinerne Götterbilder vor meiner Seele und zermalmten mit ihren Marmorfüßen das arme heutige Geschlecht. Die Heiden der Geschichte hatten Göttermuth und Riesenkraft, selbst Schiller's und Goethe's poetische Figuren drangen auf Seelengröße und Geisteskraft, um dem Geschicke zu trotzen, kurz, alles Erzähl-, Besingens-, Gedenkenswerthe war ein Gegensatz zu mir. Mir war's, als sei ich einzig und allein ein Geschöpf, unwerth seines Daseins. — Und siehe, während ich so trostlos in meinem Gedächtnisse nachsuchte

fiel mir der Apostel Petrus ein. Auch ihm war prophezeiht worden, er würde seinen Herrn und Heiland verleugnen, und er verleugnete ihn. — Er, der erste Christ, der Fels der Kirche, hatte sich einer Sünde schuldig gemacht, welche der meinigen mindestens ähnlich sah. — O, wunderbares Evangelium, Quell und Inbegriff alles dessen, was das Herz auf Erden braucht. Die Antike ist doch nur Stein und hat die Gränzen des Steines. Was kann der Stein weiter, als mit Kraft und Größe die stille Komödie spielen. Menschheit, Wahrheit, Idealität ist nur im Evangelium. — — Da ich meine Schwachheit mir verzeihen durfte, vermochte ich zu beten.

Ich erhob mich von den Knieen, fühlte mich gestärkt, aber nicht beruhigt. Ich eilte, mich anzukleiden, vor allen Dingen wollte ich meinen Vater aufsuchen. — Aber wo ihn finden? Ich eilte kreuz und quer durch die volkreichen Straßen der Residenz. Ich fragte an den Thoren, beschrieb sein Aeußers, seine Kleidung; umsonst; ich erhielt keine oder nur ungenügende Auskunft.

Ich vermochte nicht müßig zu bleiben und entschloß mich kurzweg, aufs Dorf zu gehen, um meine Mutter zu sprechen, wenigstens hoffte ich, ihr mein Herz ausschütten zu können, und gemeinsames Mißgeschick erträgt sich am besten in Gemeinschaft.

Es regnete und stürmte. Ich war nur leicht gekleidet und besaß keinen Heller mehr. Mein Vater hatte alles genommen. Dennoch trat ich den weiten Weg an. Die Fußsteige waren schlüpfrig, die Heerstraße grundlos, auf allen Dörfern bedauerte man mich, daß ich bei solchem Wetter unterwegs sei. Von meinem Vater wußte Niemand zu sagen.

Mit Anbruch der Nacht erreichte ich halb ohnmächtig vor Anstrengung, Kälte und Hunger das Gehöft. Meine Mutter, welche mich kommen hörte, öffnete und rief verwundert: „Bist Du es? Mein Gott! wie siehst Du aus!“

Ich hätte ihr die Frage zurückgeben mögen. Wie hatte sie in den wenigen Wochen, seit ich sie nicht gesehen, sich verändert! Ihr Haar war völlig ergraut, ihre Wangen tief gefurcht. So rasch zerstören Sorge und Kummer; und die Worte meines Vaters: „Weh! das Unglück liegt mir auf dem Gesichte!“ waren auch an meiner Mutter schrecklich erfüllt. Das Mißgeschick hatte die Meinigen als unfehlbare Beute bezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Theatralisches.]

Von ältern Stücken wurde meistentheils Kotzebue ausgekramt; der Verläumder und dergleichen Eiendiglichkeiten mehr. Man staunt gerechtermaßen, denn solche Pièçen bieten nicht einmal Rollen dar, um die Mitglieder zu beschäftigen. Grillparzer's Ottokar ging nach funfzehnjähriger Ruhe in die Szene. Eine Kritik über dieses vielfach und gerecht angefeindete Trauerspiel wäre jetzt post festum. Daß Grillparzer die Historie in den Hintergrund schob und dafür die Fabeln verarbeitete, muß man dem Dichter zu Gute halten; daß er die Böhmen hintenansetzte und ihren König ins schiechte Licht stellte, dagegen Oesterreichs Panier und Habsburgs Wappen mit diendendem Glanze umgab, muß man dem Oesterreicher und der Bühne, für welche er schrieb, zu Gute halten; aber daß er den großen Ottokar in einen Knirps umwandelte, der ruhig zusieht, daß seine Gattin die Treue und seine Ehre verletzt, der, nachdem man ihm selbst die Kaiserkrone angeboten, sich vor Rudolf wie ein Wurm krümmt, und all die kleinen Züge, welche den unglücklichen Herrscher zu Gunsten seines Feindes, als Menschen, als Geschöpf des Dichters herabwürdigen, ihn als Tyrannen und Schwächling zugleich markiren, so daß er endlich jeder Tugend, jedes Vorzuges und daher auch jeder Theilnahme entblößt zu Grunde geht — dies ist eine Sünde gegen den Genius der Poesie, gegen den Geist der Geschichte und der Wahrheit. — Diese Tragödie hat mehrfache schiefe Beurtheilungen über den Charakter des Dichters hervorgerufen, und Vermuthungen veranlaßt, die ihm ganz ferne sind, und daher desto schmerzlicher ihn berühren mußten. So wie vor 15 Jahren ging die Aufführung ohne nachhaltige Wirkung, fast spurlos vorüber; nicht einmal die Journale berührten dies Thema, welches doch zu patriotischen Exclamationen Stoff bietet. — Jetzt wird Goethe's Faust, nach Censur- und Bühnen-Rücksichten, möglichst vollständig zur Darstellung vorbereitet.

Gäste waren mehrere weibliche hier: die junge Enghaus aus Hamburg, welche ihrer hübschen Mittel halber gefiel. Sie spielt natürlich, aber ohne Phantasie, sie spricht einfach, aber ohne Schwung und oft mit falscher Modulation; sie entfaltet einzelne wirksame Momente eines Charakters, ohne dessen Kern zur Anschauung bringen zu können. Sie ist auch nicht ins Innere der Kunst gedrungen, und blos ihre Persönlichkeit und günstige natürliche Anlagen helfen ihr über die Klippen des hohen Kothurns. — Caroline Bauer gefiel wie im frühern Gastspiel; sie ist wohl die edelste Darstellerin conversationeller Charaktere. Die junge Pathe ist ihre Meisterrolle. Hingegen als Johanna von Orleans faßt sie blos die sentimentalen Spitzen auf, selbst das Organ ist zu weich, und alles Mark der kräftigen, that- und kampflustigen Jungfrau geht verloren. Als käme sie eben aus einem modernen Salon, mit Thee und Musik regalirt, so schwingt sie die Fahne, so declamirt und tragirt sie. Nur die Komödie ist der Boden, worauf ihr Lorbeerkränze blühen. — Die Haizinger-Neumann gastirte aus Anlaß der Antritts-Rollen ihrer Tochter Louise.

Digitized by Google

Das Mädchen hat eine hübsche Figur, sonores Organ und etwas Bühnenroutine; es ist kein Wunder, daß man ihren Darstellungen das Eingelernte abmerkt. Sie ist jedenfalls eine freundliche Erscheinung. Ihre Mutter vergißt nie, daß sie auf den Brettern manipulirt, daß hundert Augen auf sie gerichtet sind, und daß eben so viele Hände in Bewegung gesetzt werden sollen. Sie ist, was man so nennt, eine Komödiantin sie arbeitet auf den Effect hin, und ist geschickt und Künstlerin genug, um ihren Zweck zu erreichen. — Jetzt gastirt Herr Gern aus Berlin. Er ist ein Komiker für Wien und gefiel auch bis jetzt, als Schelle in den Schleichhändlern und als Langsalm im Wirrwarr. Er trägt patzig auf, verschmäht Männchen und Knalleffecte nicht, und gerade ein so derbes Auftragen ist bei dem hiesigen Publikum erforderlich. — Es will einige Puffer, sonst klagt es über norddeutsche Manier und dgl. — —

Während diese Gastspiele die Hofbühne beschäftigten, hat eines der ersten Mitglieder derselben den Schauplatz verlassen, eine Künstlerin, welche nicht nur hier, sondern in ganz Deutschland Triumphe feierte, wie kaum eine andere. Sophie Schröder, die größte der lebenden Tragöden, bat um ihre Entlassung. Man wollte sie ihr lange nicht gewähren. Die leidenschaftliche Frau bot alles auf, um aus einem Wirkungskreise zu treten, wo sie zurückgesetzt, durch unpassende Beschäftigung sogar um ihren Ruhm gebracht wurde. Wahr ist es, daß sie nicht mehr in aller Kraft spielen konnte, und daß sie, zur Erreichung ihres Zweckes, oft absichtlich schlecht spielte, so daß ihr einmal laute Zeichen des Mißfallens wurden; aber dies gibt keinen hinlänglichen Grund, das Institut und die Direction und die andern Mitglieder herabzuwürdigen, indem man in die Zustellung ihrer Gesuchsbewilligung schrieb: da es sich bestätigt, daß sie nicht mehr spielen könne, so sehe man sich bewogen ꝛc. — Es sind nicht die Worte, jedoch der Sinn; und ein solches Entlassungsdecret wird mit einer Pension von 500 fl. begleitet. — Ueber die Leitung dieses allgerühmten Instituts wäre wohl viel zu sagen, was durchaus nicht mit den ausgesprengten Gerüchten übereinstimmt; das Allerschlimmste jedoch bleibt, daß man damit umgeht, das kaiserliche Hoftheater dem Director Carl in Pacht zu geben. — Da gebricht Wort und Bezeichnung. Kasperl als Premierminister, Mauschel als commandirender Generalissimus, Molières Avare als Groß-Almosenier, Grasel als Finanzminister, Cartouche als unumschränkter Dictator u. dgl. — Es ist sicherlich unwahr, daß man diesen Menschen an die Spitze eines kunstbefördernden, kaiserlichen Instituts stellen wolle; allein schon das Gerücht, die Möglichkeit einer solchen Idee, und der Glaube, den es bei Einigen findet, empören jeden Gutgesinnten. Carl leitet jetzt zwei Theater. Die Leopoldstadt ist aus dem Andenken des Publicums verwischt. Der baarste Unsinn herrscht in den vorgeführten Novitäten; Darstellung und Ausstattung sind ekelerregend. Dieses Volkstheater existirt nicht mehr. Carl läßt hier seine Gesellschaft vom Theater an der Wien quasi gastiren, und zwar bei erhöhten Preisen, während doch die Schauspieler nicht einen Deut als Gratification ihrer doppelten Arbeit erhalten. Der allerraffinirteste Schmutz führt das Präsidium in seiner Bühnenverwaltung. Für Stücke honorirt er 20 fl., bei der 7. Darstellung soll der Verfasser wieder 20 fl. erhalten; er unterbricht lieber die Repräsentationen, statt diesen Ehrensold zu zahlen. Was braucht er auch Stücke? Scholz und Nestroy ziehen genug, und diese Komiker sind auf Jahre an ihn gebunden. Nestroy hat für seinen Lumpacivagabundus 100 fl. Honorar erhalten, während allgemein bekannt ist, daß durch dieses Stück Carl ein Landgut sich erkaufte. Jetzt ist wieder ein solcher Wurf gelungen. Die verhängnißvolle Faschingsnacht, nach Holtei's Trauerspiel in Berlin, von Nestroy, ist eines der kernhaftesten Localproducte. Nestroy's gewaltiges Talent im Dialogisiren und Charakterisiren der untern Stände zeigt sich hier mit unwiderstehlicher Macht. Er schrieb keine Parodie, sondern, da ihm selten die Erfindung einer Fabel gelingt, benützte er den Stoff und wirkte die buntesten und lachendsten Figuren darein. Das Stück wird mit geringen Abänderungen in ganz Deutschland gegeben werden können; für Darsteller sind günstige Rollen darin, für Theaterunternehmer erblüht ein Cassastück. Bereits an 30 Abenden füllte es das große Haus an der Wien. Aber außer diesem Stücke bringt Carl nur den allermiserabelsten Schofel; wer wird auch sich der Bühne widmen, wenn man die Aussicht hat, in solche Hände zu fallen? Der Director des Josephstädter Theaters, Pokorny, hat den besten Willen; er bot den Possendichtern eine Tantieme der Einnahme an, so daß man für ein gelungenes Stück an 500 fl. oder wenigstens 100 fl. erhalten kann. Allein da fehlen die darstellenden Kräfte, es sind keine Komiker vorhanden, und das ist bei den lachlustigen Wienern die conditio sine qua non. Scholz und Nestroy sind Komiker, und Carl preßt aus diesen Citronen allen Saft. Er verdirbt den Geschmack und die Sitten seines Auditoriums, aber er bereichert sich dadurch, und sein Geld hilft ihm seine schmutzigen Manipulationen selbst vor den Augen der überwachenden Behörde zu verdecken. Daß er das Hauptjournal Wiens in seinen Diensten hat, begreift sich von selbst; aber unbegreiflich ist, daß die andern Blätter keine Rüge über Carl's Treiben, nicht einmal über seine Komödianten und Stückefabrikanten äußern. Dürfen sie etwa nicht? Unglaublich!

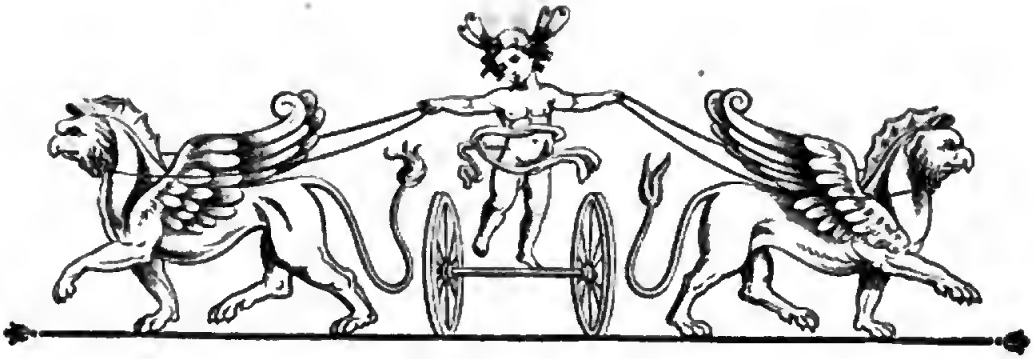
Notiz.

[Ungedruckte Briefe von Schiller.]

Eine Frau von Cholopecka in Wien, Verwandte der Sängerin Frln. v. Teeffts in Dresden, ist im Besitze von 80 ungedruckten Briefen Schiller's und der ersten beiden Acte der Räuber nach ursprünglicher Abfassung. Frau von Cholopecka wurde vom Verfasser der Räuber in Stuttgart aus der Taufe gehoben, und aus jener Zeit sind auch die Briefe, die er mit ihrem Vater wechselte. Die Familie war mit Schiller verwandt. Diese Schätze wurden bisher in Wien versteckt gehalten, weil man dort der Besorgniß lebte, sie gehörten nicht vor die Oeffentlichkeit. Wir berichten nächstens über diese wichtige Entdeckung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 119. — den 21. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Fortsetzung.)

Ich fragte so ängstlich, als wüßte ich bereits, welche niederschlagende Antwort ich erhalten würde: „Wo ist der Vater? ich habe nothwendig mit ihm zu reden!"

„Ich erwarte ihn mit jedem Augenblicke," entgegnete meine Mutter, „und ich glaubte, er wäre es, weil ich Dich kommen hörte, die Knechte sind schon seit gestern Abend hier."

„Welche Knechte?"

„Die bei den Pferden in L— zum Roßmarkt waren."

Jetzt wußte ich Alles! Auf dem Roßmarkt zu L— wurde viel und falsch gespielt. Ohne Zweifel hatte mein Vater die Pferde verkauft, das Geld verspielt und war zu Fuß nach der Residenz gekommen, mir meine Ersparnisse abzufordern, um seinen Verlust wieder einzuholen; oder — ein entsetzliches Oder, ich fühlte mich mitschuldig und wagte meiner Mutter nichts zu erwiedern. — L— lag einige Stunden jenseits der Residenz. Nunmehr war alles zu spät, ich mußte ihn seinem Schicksale überlassen. — So geht es denen, die nur in Aufregung und Hitze des Augenblicks handeln. Sie übereilen sich stets und sind die Bälle des Schicksals, die es nach seinen Launen schwingt. — Vorläufig bedurfte ich der Erquickung. Fast nüchtern hatte ich die Residenz verlassen, und in den nassen Kleidern bebte ich vor Frost. Meine Mutter schalt mich derb aus, weil ich bei solchem Wetter zu Fuße gekommen war. Meine Schwestern besorgten mir ein kleines Mahl und ein warmes Getränk, während ich mich umkleidete. Nachdem ich einige Gläser warmen Wein genossen, fühlte ich mich ermuthigt, das Gespräch wieder auf den Vater zu bringen. Ich fragte, was er denn so lange in L— mache, da seine Knechte bereits heimgekehrt.

„Vielleicht hat er noch nicht alles Geld eincassirt," versetzte meine Mutter so ahnungslos, daß ich abermals nicht der Unglücksbote zu sein vermochte.

Erst nachdem meine Schwestern zu Bette waren, begann ich: „Aber Mutter, ist Sie immer noch nicht ängstlich, weil der Vater nicht heimkehrt?"

„Ob ich ängstlich bin!" entgegnete sie. „Der Vater ist zu Fuß und hat viel Geld bei sich. Gern wollte ich den Großknecht ihm entgegenschicken, allein das hat er nicht gern."

„Sende Sie um Gotteswillen den Großknecht ihm entgegen!" rief ich in einem Tone, der alles errathen ließ, „wenn Sie den Vater irgend wieder sehen will."

Meine Mutter war erschrocken. Ich erzählte ihr den Besuch meines Vaters, so wie meinen Traum, und ergänzte aus den Reden des Vaters, was der Traum nur geheimnißvoll andeutete. — Eine Viertelstunde darauf saß der Großknecht zu Pferde, um nach L— zu reiten. —

Bis zwei Uhr blieben wir wach, um den Vater zu erwarten; erst nach zwei Uhr gingen wir trostlos und betäubt zu Bette.

Digitized by Google

Ich vermochte kein Auge zu schließen, so müde ich auch war. — Ich betete für den Vater, und dies Gebet gelang mir wundersam, die Andacht hielt mich wach und stärkte mich. Ich sprach zu dem allerhabenen Wesen, wie zu einem Freunde, zu einem Beudee. Ich entschuldigte meinen Vater vor dem lieben Gott, zum ersten Male durchschaute ich einen Menschen, sein Inneres, so wie die Einwirkung äußerer Umstände. Das Alles sprach ich aus, und bat den Ewigen, sich des schwachen, verwahrlosten, verführten Menschen zu erbarmen, und vermöge seiner Allgüte ihm Gnade zu schenken. — Ich glaube, der ewige Erbarmer hat mich erhört. Denn die That war geschehen, als ich betete. Vielleicht auch daß der Geist meines Vaters, bereits losgerungen von dem sündigen Leibe, reuevoll mit mir betete. Denn ich sage noch einmal, mein Gebet gerieth wundervoll, und ich darf nicht hoffen, noch einmal so zu beten, außer in meiner Todesstunde etwa.

Gegen Mittag des folgenden Tages kehete der Geoßknecht heim. „Hilf Gott!" sagte er, „wenn nur dem Herrn kein Unglück zugestoßen ist." —

Aus seiner Erzählung ergab sich, daß mein Vater in L— bis Mitternacht gespielt und zu Fuße aufgebrochen war. Im Wirthshause des nächsten Dorfes hatte man ihn zuletzt gesehen. Gegen ein Uhr hatte er den Wirth aus dem Schlafe gepocht und sich eine Flasche Rum geben lassen, welche er hastig leerte. — Als er vom Stuhle aufstand, taumelte er. Der Wirth suchte ihn zu bewegen, die Nacht dort zu bleiben, wozu er sich aber auf keine Weise verstehen wollte. Er meinte, im Freien würde ihm besser werden, und ging. — Der Wirth sah ihn den abschüssigen Fußsteig längs dem Strome einschlagen, der bei Nachtzeit, und zumal bei bösem Wetter, nicht ohne Gefahe ist. Er weckte seinen Burschen und hieß ihn, meinen Vater mit einer Laterne bis zum nächsten Dorfe, wo jener Steig wieder auf die große Straße führte, begleiten. Allein mein Vater zerschlug die Laterne, mißhandelte den Burschen und drohte, ihn ins Wasser zu werfen, wofern er ihm weiter folge. Von da an, sagte der Geoßknecht, höre jegliche Spur auf.

Zwei Tage verstrichen in Sorge und Betrübniß, da wußte alle Welt, daß mein Vater auf dem Heimwege von L— verunglückt sei. Das Gerücht fügte hinzu, er habe eine große Summe Geldes bei sich gehabt, und muthmaßlich sei er beraubt und erschlagen. Wir erhielten zahlreiche Besuche von allen möglichen Freunden und Bekannten, welche ihre Neugierde unter der Maske der Theilnahme versteckten. Sie wurden glänzend bewirthet, denn so verlangte es die Sitte, und es galt, den trostlosen Zustand unserer Finanzen zu verheimlichen. Erst am fünften Tage wurde der Leichnam gefunden, der Fluß hatte ihn mehrere Meilen weit fortgespült. Unfern der Ufestelle, wo er anschwamm, wohnte ein Bruder meiner Mutter. Er hatte uns lange nicht besucht, denn auch mit ihm hatte mein Vater sich entzweit. Er war indeß edel genug, mit Unglücklichen nicht zu hadern, und eilte zu uns, bevor gewisse finstere Gerüchte unser Dorf erreichten.

Er hatte eine lange Unterredung mit meiner Mutter. Endlich wurde ich gerufen und meine Mutter redete mich an: „Du hast keinen Vater mehr, Fritz! Weißt Du schon?" Und sie entdeckte mir einige nähere Umstände bei Auffindung des Leichnams. — „Großer Gott!" rief ich aus, „so darf ich nicht länger zweifeln, daß er Hand an sich gelegt!"

Mein Ohm fuhr mich hart an; nannte mich einen dummen Jungen, fragte, ob man beim Studiren nicht klüger würde und auf Hochschulen in der Residenz nicht mehr lerne? „Schwester!" fuhr er fort. „Dem vertraue Sie ja nicht. Der darf von nichts wissen. Sie sieht ja, er kann den Schnabel nicht halten."

„Willst Du mich um das Wenige noch bringen, was Dein Vater hinterlassen?" fragte weinend meine Mutter. — „Willst Du Deinen Vater um ein ehrliches Begräbniß beingen?" fügte mein Ohm hinzu. „Du weißt, der Pastor versteht keinen Spaß."

Ich gelobte unverbrüchliches Schweigen, und weil mein Ohm mich ermahnte, als ältester Sohn für Mutter und Schwester zu sorgen, versprach ich ihm, Alles zu thun, was er mir auftragen würde.

An demselben Tage noch fuhren wir nach der Residenz, mein Ohm, um die Hülfe eines Rechtsgelehrten für meine Mutter in Anspruch zu nehmen, ich, um meine Kleider und sonstige Habseligkeiten abzuholen. Bei unserer Heimkehr hatte er wieder eine lange Unterredung mit meiner Mutter, die sodann, erschöpft von Jammer und Leid, sich zu Bett legte, mir aber auftrug, für das Hauswesen zu sorgen, die Besuche zu empfangen und das Begräbniß meines Vaters anzuordnen.

Es war kein leichter Stand. Es gab Viel zu thun und manches bittere Wort zu verschlucken. Die Zeit war gekommen, sich für die Kränkungen unseres Uebermuthes und Geldstolzes zu rächen, und eben diejenigen, die sich so sehr für meine Fähigkeiten verwendet hatten, und denen ich einst große Hoffnungen eingeflößt, ließen ihren Haß gegen meinen Vater an mir aus. — Indeß

Digitized by Google

konnte, trotz aller Bosheit und Schadenfreude, trotz allen Gerüchten und Klatschereien meinem Vater das ehrliche Begräbniß nicht geweigert werden. Vielleicht weil thatsächliche Beweise nicht vorhanden waren, vielleicht auch, weil unser Dorf seinen eigenen Gottesacker hatte, der meinem Vater vor längerer Zeit abgekauft war, auf dem er sich aber einen ansehnlichen Familienbegräbnißplatz ausbedungen. —

Endlich waren die Begräbnißfeierlichkeiten und der Leichenschmaus vorüber; meine Mutter hatte bis dahin ihr Bett nicht verlassen. Jetzt schieden wir sammt und sonders von Haus und Hof, alles wurde mit dem Gerichtssiegel belegt (so hatte unser Anwalt uns gerathen), und wir flüchteten zu unserem Ohm. —

Unsere Angelegenheiten waren mit Anbruch des Frühjahrs geordnet. Eines Morgens sagte mir meine Mutter: „Wir sind zwar verarmt, aber immer noch keine Bettler. Doch bin ich Witwe und Mutter von vier unversorgten Kindern. Für Dich ist mir nicht bange, Du hast etwas gelernt, hast Kenntnisse, Du kannst Dir helfen. Deine Schwestern aber — und wollten sie auch die härteste Behandlung sich gefallen lassen, um nur als Mägde zu dienen, können sie schwere Arbeiten verrichten, sind sie von Jugend an dazu angehalten? Wer wird sich auch mit reicherzogenen Kindern befassen wollen! Es gibt der rüstigen und derben Mägde genug."

„Bin ich denn besser daran, wie meine Schwestern?" fragte ich. „Ich habe den Ohm schon angesprochen, mich als Müllerburschen anzunehmen, und er hat es geweigert, weil ich schwächlich bin."

„Wir, Fritz, ein Müllerbursche möchtest Du sein, Du, der so viel gelernt hat?"

„So muß ich betteln oder Hungers sterben. Ja wohl, sterben, denn auf dem Dorfe haßt man mich des Vaters halber, und in der Residenz bin ich ein unreifer Schüler!"

„Weißt Du noch, Fritz," fuhr sie fort, „wie Dir unser Unglück zu Anfang nicht groß genug schien, weil der Vater noch Haus und Hof, Vieh und Scheuern besaß? Nicht wahr, jetzt wißt Du, was Unglück ist?"

Meine Mutter sah mich erbleichen, und in der That, ich war der Verzweiflung nahe, ich suchte nach den bittersten Worten, um meinem Herzen Luft zu machen, doch hatte ich niemals Worte für meine Gefühle, welche diesmal auch allzuheftig waren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Dampfschifffahrt, die rhein. Eisenbahnen, Theater in Mainz u. in Wiesbaden.]

Wer das gegenwärtige Treiben der rheinischen Dampfschifffahrt mit ansieht, muß glauben, auf der Rheinstrecke zwischen Köln und Straßburg sei der Weltverkehr concentrirt, oder er muß die Strecke für das europäische Eden oder für das Land, wo Milch und Honig fließt, halten. Wie man sonst gewohnt war, den ganzen Tag Segelschiffe mühsam rheinauf- und rheinabwärts sich dahin bewegen zu sehen, so sieht man jetzt fast zu jeder Stunde des Tages prächtige Dampfschiffe, Palästen ähnlich, hin und her fliegen, angefüllt mit Reisenden aus allen Zonen, welche diese Rheinpromenade mitmachen, und reichbeladen mit Gütern, wodurch dem Handel eine ungewöhnliche Lebendigkeit gegeben wird. Die Dampfschifffahrt wird den Flor der Rheingegend aufs höchste treiben. Man hat kürzlich irgendwo gefragt. Woher sollen am Ende Güter und Menschen genug kommen, um den vielen Dampfschifffahrtsgesellschaften Verdienst zu geben, um die 30—40 Dampfschiffe, die täglich diese Rheinstrecke durchschneiden, zu bevölkern? Darauf hat man ganz richtig folgendermaßen geantwortet: Die beste Antwort auf diese Frage, scheint uns, geben die deutschen Gelehrten-Vereine. Ist es dahin gekommen, daß die deutschen Gelehrten sich entschließen können, aus ihrem Bücherstaube und von ihrem warmen Ofen, nicht etwa vor das Stadtthor, sondern weithin durchs ganze Vaterland zu wandern, warum sollte das liebe deutsche Volk nicht auch beweglich werden können? Und nun vollends am Rhein. Da liegen zwischen Mainz und Emmerich allein gegen 200 Städte und Dörfer mit etwa ½ Million Einwohner. Wäre es nicht hübsch, wenn Jeder wenigstens einmal das Siebengebirge erstiege, einmal vom Niederwald hinabschaute in das weiland berüchtigte Binger-Loch, einmal die süße Stimme des Luttei betauschte, einmal im kölner Dom durch die bunte Pracht der Chorfenster betend hinaufblickte in den Himmel? Deutschland hat aber 30 Millionen Einwohner. Wäre es nicht schön, wenn jeder wenigstens einmal den alten Vater Rhein besuchte, um dieses ernst-heitere Bild der Kraft und Schönheit des deutschen Vaterlandes für immer in sich aufzunehmen? Doch bleiben wir im praktischen Leben, im dürftig erwerbenden Treiben. An fremden Gästen wird es in dieser Gegend zwar niemals fehlen; doch sind erst die Anwohner gehörig mobil geworden, so bedarf es wahrlich keiner Hülfe mehr von fern, um die 30 Dampfschiffe besetzt zu halten, sondern nur niedriger Preise, damit auch der Handwerker und Bauer begreift, daß er in der genannten Zeit mehr verdienen kann, als die Fahrt kostet. Und sind es denn die Dampfschiffe allein? Werden nicht gleichzeitig die Diligencen und Postwagen mehr und mehr benutzt? Und, was nicht zu vergessen ist, dieses Kind der Zeit, diese Bewegung, ist noch nicht lange aus den Windeln gekommen, hat eben erst mit ängstlich vorgestreckten Händen zu gehen angefangen. Es wird schon laufen lernen, wenn nur die Eisenbahnen erst fertig und das Zwischenland mit guten Wegen nach allen Seiten durchzogen ist. Dann dürften die 30—40 Dampfschiffe nicht mehr genügen. —

Digitized by Google

Um auf die Eisenbahnen zu kommen, muß ich bemerken, daß es mit diesen, bei uns wenigstens, nicht so erfreulich geht, als mit den Dampfschifffahrten. Natürlich! Die Unternehmer der Dampfschifffahrten finden die Bahn geebnet, es bedarf keiner Vorarbeiten, keines theuern Ankaufs der Grundstücke, wie bei der Eisenbahn. Da bauen die Leute nun schon drei Jahre an unsrer Taunusbahn, und bis heute ist noch nicht ein Drittheil der Eisenbahn vollendet. Und die ganze Strecke ist nicht viel über drei Meilen. Wie erklärt man dieses Räthsel? Ganz leicht, wenn man den pfiffigen Contract kennt, den das Comité mit dem Ingenieur der Bahn eingegangen ist. Darin ist stipulirt, daß die Bahn zu Ende 1840 vollendet sein muß, und daß der Ingenieur jährlich für seine Bemühungen 12,000 fl. erhält. Was liegt nun diesem Ingenieur daran, ob die Actionäre zwei Jahre früher oder später Nutzen aus ihren Capitalien ziehen, ob diese für den Verkehr so wichtige Eisenbahn zwei Jahre früher oder später vollendet ist? Er bezieht seine 12,000 fl. jährlich, und weiß es schon danach einzurichten, daß die Bahn nicht ehee vollendet ist, als bis der extremste Termin abläuft. Was sagt das Comité dazu, fragen Sie? Das sagt nichts dazu, antworte ich, und glaube sogar, daß es diesem gar nicht unlieb ist, wenn die Bahn erst Ende 1840 vollendet wird, denn das Comité besteht aus Handelsleuten, und diese Handelsleute treiben gern Geschäfte mit den Actien, beziehen hohe Course und Agios, und wissen wohl, daß, wenn einmal die Bahn im Gebrauche ist, von hohen Coursen nicht mehr die Rede sein wird, weil es mit Wundern zugehen müßte, wenn sich diese Vier-Millionen-Bahn rentiren wollte. Den Actionären aber hat das Comité statutenmäßig keine Rechenschaft abzulegen, bis die Bahn ganz vollendet ist. So ist es mit dieser Taunusbahn beschaffen, die ganz gut in 1½ Jahren hätte gebaut werden können, während auf die bisherige Weise drei bis vier Jahre darauf gehen. — Die übrigen Bahnen in unsrer Gegend sind ganz verschollen. Die rheinpreußischen Bahnen laboriren an schwierigen Concessionsbedingungen, die rheinbaierischen Bahnen sind im Entstehen schon wieder zu Grunde gegangen, die mannheim-baseler Bahn wird sehr langsam und die darmstadt-frankfurter Bahn wohl noch lange nicht gebaut. Es ist eben kein rechtes Trieb bei den Deutschen, da wo es sich um einen Gegenstand der Industrie handelt; sie sind zu besorglich, zu nachdenkend, zu wenig praktisch. Wäre die Taunusbahn, die drei so wichtige Städte, Wiesbaden, Mainz und Frankfurt, verbindet, in England zu bauen, es würde schon längst kein Mensch mehr ein Wort darüber sprechen. —

Unsre verwaiste Bühne sucht einen Lenker, aber niemand will sich der Armen annehmen, da die Schwesterbühne in Wiesbaden sich losgerissen hat. Die Undankbare! Als einst Wiesbaden noch keine große Stadt war (dieses ist aber noch nicht lange her!), war man überglücklich, im Sommer die mainzer Bühne borgen zu können: jetzt dünkt sich Wiesbaden zu groß für eine solche Verbindung, und gründet sich seine selbstständige Bühne. Diese wird bestehen können, so lange sie über einen bedeutenden fürstlichen Zuschuß verfügen kann. Sollte ihr aber dieser früher oder später entzogen werden, so ists um die selbstständige Bühne geschehen. Anders ist's mit dem mainzer Theater. Hier kann ein Theater neun Monate lang ganz gut bestehen; für die drei Sommermonate aber, wo man hier nicht an Theaterbesuch gewöhnt ist, muß die Stadt sich zu einem Opfer entschließen, und nur weil sie das bisher noch nicht thun wollte, konnte sie keinen tüchtigen Director bekommen, da sich Herr Remie, bekanntlich ein vortrefflicher Director, entschieden weigert, ohne einen jährlichen Zuschuß von 15—20,000 fl. unter den jetzigen Auspicien das Theater ferner zu leiten. Wiesbaden hat unsrer Bühne nie Vortheil und Segen gebracht, aber es hat die drei Sommermonate gedeckt, und das will was heißen, denn man weiß, daß die meisten Privat-Directionen gerade an diesen Sommermonaten, wo man vor leeren Bänken zu spielen pflegt, scheitern. Warum sich aber die städtische Behörde weigert, den so nöthigen Zuschuß der Direction zu leisten, ist nicht gut zu begreifen. An den Mitteln fehlt es hier nicht; eher vielleicht an dem nöthigen Kunstsinn, denn man scheint die Bühne mehr als Gegenstand des Amusemenes für das Volk, denn als Gegenstand der Bildung für dasselbe zu betrachten. — Vor dem diesjährigen Schluß der Bühne hatten wir Gelegenheit, zwei Phanomene in der Bühnenwelt zu bewundern, die liebenswürdige Sängerinn Jenny Lutzer, und den grandiosen Sänger Staudigel, beide aus Wien. Das Gastspiel dieser beiden Wiener hat hier außerordentliche Sensation erregt, das Theatre war bei diesen Gästen, trotz der ungeheuern Hitze, stets zum Erdrücken angefüllt. Jenny Lutzer hat, meiner Meinung nach, ein durchgeistigtes Instrument in der Kehle; die Töne kommen so rein, so herzlich, so seelenvoll zu Tage, daß man zur Bewundrung hingerissen wird. Staudigel ist als Bassist dasselbe, was Jenny Lutzer als Sopranistin ist. Man kann nichts ergreifenderes hören, als die Baßtöne Staudigel's, sie erschüttern das innerste Leben, sind markig, voll und rund, und werden getragen von einem durch und durch gebildeten Gesang. Im Spiele aber steht Staudigel unendlich höher als Jenny Lutzer, die ich durchaus mehr für eine Concertsängerinn, als für eine Operistin halte. Es ist ärgerlich, zu sehen, wie diese Künstlerin den verzierten Gesang ganz auf Kosten des tragenden Gesangs kultivirt; sie läßt, einigen Prachtpassagen zu Gefallen, die halbe Oper zu Grunde gehen. — Beide Gäste nahmen von hier viel Geld, viele Lorbeerkränze und viele Gedichte mit. Was ihnen wohl am liebsten gewesen sein mag? —

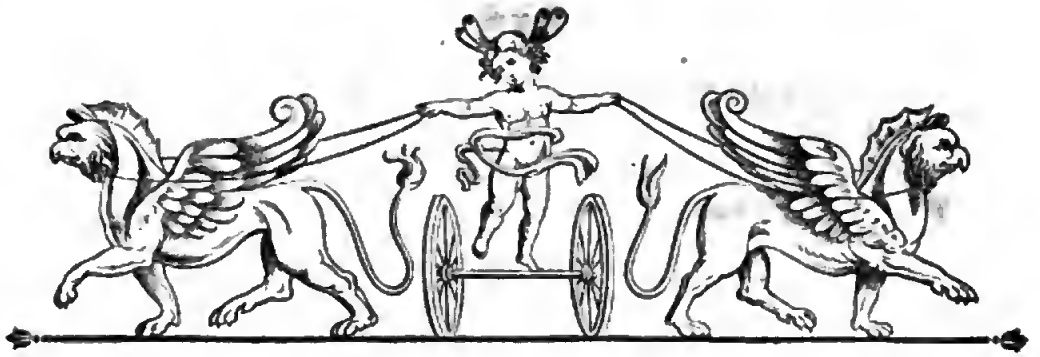
Notiz.

[Napoleon in Aegypten, von Schneidawind.]

Von Prof. Schneidawind's Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten und Syrien, in den Jahren 1798 bis 1801, erschien in 3 Bdchn. (Zweibrücken, bei Rieter), eine neue mit Schlachtplanen und Vignetten vermehrte Ausgabe. Schneidawind's Pragmatik stützt sich auf genaue Quellenstudien. Auch erschien von ihm eine Fortsetzung der allgemeinen Geschichte der französischen Kriege vom Anfange der Revolution bis zur Abdankung Napoleon's, in Darmstadt bei Leske, Taschenausgabe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 120. — den 22. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seherin.

(Beschluß.)

„Beruhige Dich!“ sagte meine Mutter. „Du darfst den Muth nicht verlieren. Du bist noch jung, wer weiß, welches Glück Dir noch bevorsteht. Und ist es nicht Glück genug für uns, daß ich alles rettete, was ich dem Vater zubrachte? Sieh', ich hätte mir Manches aneignen können, eh' versiegelt wurde. Es wäre bei der Masse nicht darauf angekommen. Aber ich dachte, ungerechtes Gut gedeiht nicht, Gott sieht es! und vielleicht auch Dörthe. Die Schusterdörthe habe ich jetzt wahrlich von Herzen lieb, sie hat Dir viel Gutes gethan, und von uns hat sie nie etwas erhalten, so lange wir zu geben hatten. Gott sei Dank, etwas habe ich noch übrig, wenn auch wenig nur. Ein Paar Goldstücke, einige Wäsche. Willst Du es ihr bringen? Sie weiß so Manches und wird auch sagen können, wie Dir zu helfen ist. Geh hin und befrage sie.“

Der Name Dörthe scheuchte mich wie aus einem Schlummer auf. Ich hatte, da wir jetzt bei weitem ferner wohnten, nichts von ihr reden hören und nur wenig an sie gedacht. Ich hatte Geschäfte und Sorgen kennen lernen. Träume und Gedanken gehören der glücklichen Muße und der sorglosen Willkür an. — Ich dachte an ihre Prophezeihung: „Mich siehst Du nicht wieder, es sei denn im Sarge!“ — Für diese Welt also hatte ich keinen Trost mehr von ihr zu erwarten. Mir ahnte, was mir bevorstand, und ich wünschte selber zu sterben.

Bald trat ich meine Reise an. Ein armer verlassener Knabe schlenderte ich dahin auf der freien Landstraße unter Gottes weitem Himmel, und dachte nach über Europas civilisirte Verzärtelung. Das Thier findet sein Futter und seine Lagerstelle und kennt nicht Kummer noch Elend. Dem nackten Wilden liefert der Boden, was er braucht und wünscht, und seine Körperkraft, sein Scharfsinn vermögen ein glückliches Dasein ihm zu bereiten. — Allein die theuren Stoffe, mit denen wir uns bekleiden, die gekochte Nahrung, der Schlaf in Betten, die festen Häuser gegen Sturm und Wetter; das ist der Quell von tausendfältigem Elend und Verzweiflung. — Und diese große gesellige Welt, die alles zu Reichthum macht und nach dem Geldwerth schätzt, welche den Boden unter meinen Füßen, die Vögel unter dem Himmel, die Thiere des Waldes, die Steine, die Pflanzen, die Gräser, ja selbst die Körperkräfte und Fähigkeiten des Menschen nach dem Geldwerthe abmißt und verhandelt, — mir Unglückseligen! bot sie keinen Nahrungszweig, außer den Bettelstab. — Und Dörthe sollte ich im Sarge finden. Ach, ich sehnte mich heute nicht nach der anmuthigen Erscheinung meiner Träume, sondern nach der von Krämpfen entstellten und verzerrten Bäuerin, die auf dem schmuzigen Lager ächzte, nichts ahnend von den hehren Gesinnungen, welche sie mir einflößte. Und das dumpfige Krankenzimmer erschien mir heute ein Heiligthum. Sie selber eine Heilige in Fleisch und Bein, eine Märtyrin in tiefer menschlicher Entwürdigung.

Digitized by Google

Ich erreichte das Doef, ich erreichte Döethe's Hütte. Sie felbee abee fand ich nicht mehe. Denn wie ich fie fand, war fie felbft es nicht. Ihe Selbft lebte in einer befferen Welt, davon hatte ich genügende Ueberzeugung.

In der Hütte wae es laut und lebhaft. Viele Menfchen fah ich mit dem Rücken gegen die Fenfter ftehen, ich tmterfchied auch die dröhnende Stimme des Paftors. Ich öffnete die Hausthür. Dee Flue wae gefäubert und mit weißem Sande beftreut; mitten auf demfelben ftand dee offene Sarg, woein Dörthe den ewigen Schlummer fchlief. Der Friede des Todes konnte fich rüheender nicht malen, als in dem fchmalen, feinen Antlitz mit gefchloffenen Augen, in dem geftreckten bleichen Leibe mit den gefaltenen Händen, welche die fchwarzgebundene Bibel hielten. Und diefe fchwarzgebundene Bibel fiel befonders ins Auge. Noch einmal, wie damals in meinem Traume, empfahl mir Dörthe ihe Lieblingsbuch, bevor fie es mit in die Gruft nahm. — Ich aber beachte zwei Ducaten, Hemden, Strümpfe und Tücher einee Leiche. Es war die Gabe des haetherzigen Reichthums, des erwachten Tugendgefühls. — Ich kniete nieder vor dem Saege und weinte bitterlich, und meine Beuft ward feier, mein Herz fchlug ruhiger. Ich wußte, meine Thränen waren die einzige arme Feier, daß ein gutes Wefen auf Erden geweilt hatte.

Endlich erhob ich mich und ging ins Zimmee. Der Paftor fpeach von Politik, von den Franzofen, ihrem kirchenfchänderifchen Vernunftdienfte, und wie ihr Reich die längfte Zeit gewährt und die Allieten es unter fich zertheilen würden. — Mit Dörthe's Eltern verföhnte ich mich einigermaßen. Sie beweinten ihr Kind! Sie lobten und rühmten es, nicht als ihr Kind, fondern als ihr Glück, das fie heute begruben. Dörthe war ihnen nützlich gewefen, an der Lebenden hatten fie viel gefündigt, die Todte lernten fie veemiffen und lieben. Ich gab ihnen das Bündelchen und die zwei Ducaten und fagte ihnen fchluchzend: „Ihr müßt dies als ein Abfchiedsgefchenk beteachten, welches Döethe Euch durch mich fendet, bevoe Ihr den Sarg fchließt und fie untee die Eede bringt."

Nichts läßt alberner, feazenhafter, als eine ländliche Begräbnißfeene. Es kleidet grobe bäuerifche Geftalten nicht, paarweife zu gehen, und wollen fie gar in ihrem gefchmacklofen Sonntagsftaate eine gewiffe Würde annehmen, fo wird eine jämmeeliche Altklugheit daeaus. Solche plumpe, ftumpfftnnige Gefichter, wie paffen fie zu einem Sarge? Ein fchwarzer Sarg, wie geheimnißvoll, wie fehnfucht- und fchreckerregend! Eine Hieroglyphe, welche Einheit, Zweck und Ziel in das verworrene Menfchendafein bringt, und die tiefften Schmerzen wie die höchften Wünfche zu beruhigen veefpricht, daß dee Gedanken fchwindelt und die Phantafie erlahmt. Allein der träge Menfch begnügt fich, wo feine Kräfte banquerott werden, mit einem Abfinden, wenn es auch nur ein äußeeliches ift. Füe Räthfel, die ee nicht löfen kann, übt er herkömmliche Gebräuche. So ift's, vielleicht auch muß es fo fein! Ich aber, durch die Eleganz und den Gefchmack dee Reftdenz veewöhnt, fah mich mit der Welt zerfallen. — Nun ift der Kirchhof erreicht, der Sarg wied von der Bahre genommen und verfenkt. Das Gefolge fchließt einen Kreis um das offene Grab, der Eine ftäubt fich den Rock ab, dee Andere fchnupft eine Prife und reicht die Dofe feinem Nachbar, dee Dritte fchneuzt fich, der Vierte kratzt fich den Kopf. Und jetzt — o Gaukelfpiel! — teitt dee Pfarree an den Rand der Gruft. Er glaubt, was er fpricht, denn er hat weitee nichts geleent und muß davon leben. Allein er fühlt nichts davon. Ein heeumziehendee Bettelkomödiant wüede eine fremde Rede richtiger und beffer fprechen, als ee die eigene. Auch ee hat fich abgefunden mit Amt und Gott und Jenfeits.

Dee Paftor fpeach von dee Gnadenwahl. Wie Gott nach feinem Wohlgefallen untee Heiden fromme Chriften erwecke und mitten unter Chriften diefem und jenem feine Gnade verfage, indem ee ihm die Fähigkeit eaubt, den Troft des Evangeliums zu faffen. (Eine Anfpielung darauf, daß er Dörthe vom Confirmationsunterricht ausgefchloffen.) Indeß fügte er zum Teofte hinzu, daß der liebe Gott nach Wohlgefallen feine Gnade diefem und jenem wiedee entziehe und diefem und jenem wieder fchenke. — So fpeach ee und fchien recht pfäffifch glücklich, und die Bauern ließen fich feine Rede gefallen, wie alles, was ihnen nicht an die Haut geht. Nue Einer hatte Thränen in den Augen und wae bleich und bewegt. Es war der Schulmeifter, bei all feiner Devotion gegen den Paftor lauftchte er fcheu auf deffen Rede und fchien über die Frechheit deefelben erfchrocken.

Das Grab war längft zugewoefen, die Menge hatte fich veelaufen, ich blieb ftarr und ftumm auf dem Kirchhofe. Was ich dachte, kann ich nicht mehr fagen, ich glaube, ich hatte nue den einen Gedanken und Wunfch: todt und begraben zu fein, und ich blieb, weil ich den Kiechhof nicht verlaffen mochte.

Digitized by Google

Doch siehe! während ich so dastand, ein in der unendlichen Gotteswelt verirrtes Atom, nichts habend als ein erträgliches Gewissen und vor Augen ein frisches Grab, — klopfte mir Jemand auf die Schulter. Es war der alte Schulmeister. Seine Wohnung stieß an den Kirchhof, denn er war zugleich Küster und Organist.

„Fritz!" begann er. „Herr Werner!" corrigirte er sich. „Aus meinem Fenster seh' ich Sie immerfort hier weilen. Ich habe Ihnen etwas zu sagen: Ich werde alt, ich brauche einen Gehülfen. Haben Sie Lust?"

„Ich?" fragte ich erschrocken und lachte und weinte zugleich. Ich wollte nicht an das Glück glauben, das diese Worte mir verhießen. „Wie kommen Sie auf mich?"

„Sie — sind mir empfohlen!" stammelte er.

Ich deutete hastig auf das Grab. „Haben Sie sie auch gesehen?" fragte ich. — „Wo sie nicht war," fügte ich hinzu, weil er mit der Antwort zögerte.

„Auch Sie?" fragte er bleich und zitternd.

„Wachend oder im Traume?" fuhr ich fort.

„Wachend sahen Sie sie?"

„Ein Mal, und häufig im Traume."

Der alte Mann war einer Ohnmacht nahe. „Lassen Sie uns nie darüber reden, wenn wir Freunde bleiben wollen," bat er.

Ich ging mit ihm in seine Wohnung, übernachtete bei ihm, und die Gastfreundschaft, mit der er mich behandelte, gränzte an Ehrfurcht. Erst nach Mittag des folgenden Tages entließ er mich.

Wie ihm Dörthe erschienen, und was sie ihm offenbart, hat er keinem Menschen anvertraut. Allein Tag und Stunde seines Todes wußte er pünctlich voraus; er starb noch in demselben Jahre.

Als ich heimkehrte und Mutter und Schwestern mein Glück erzählte, stimmten sie freilich nur schwach in meine Freude ein. Sie wollten mich als einen großen Gelehrten sehen, von allem Glanz des Ruhms, mit allen Reichthümern der Welt umgeben. Ich aber war glücklich. Denn ich war der Welt wiedergegeben. Ein Schulmeister konnte ich sein. Zeit meines Lebens hatte ich mich mit den Elementen geplagt, auch spielte ich Clavier und durfte hoffen, ein wackerer Organist zu werden. — Von allen Loosen des Schicksals konnte nur ein einziges Werth für mich haben, und diesen Treffer hatte Dörthe mir gezogen.

Vier Wochen darauf wurde ich als Unterlehrer in eben der Schule, wo ich vor zehn Jahren als Schüler saß, eingeführt. Mein Gehalt war gering, aber die Amtsfolge war mir gesichert, und dann durfte ich hoffen, der Meinigen Trost und Stütze zu sein. „Ich selber brauche wenig, meine Wünsche erstrecken sich nicht über die Grenzen des Dorfes. Ich liebe die Einsamkeit, die friedliche Stille, es wird mir so viel übrig bleiben, daß ich mir ein gutes Buch hin und wieder anschaffen kann. Und bin ich erst Schulmeister, so steht mir die Bibliothek der Residenz zur Benutzung frei. Mehr bedarf ich nicht, ich tauge nicht für die geräuschvolle Welt und verhaßt ist mir das großstädtische Leben. Ich will nicht die Laterne des Diogenes anstecken, um im Nachtgewühl nach Menschen zu suchen. In der Bücherwelt gibt es Menschen. Die Edelsten haben ihr Edelstes da niedergelegt."

So dachte ich, allein es gefiel der fürsorgenden Allgüte nicht, meine Wünsche zu erfüllen. — — — — — — — — — — .

So weit die Jugendgeschichte des Dorfschulmeisters. Er hat sein Tagebuch gewissenhaft bis zu seinen letzten Lebenstagen geführt. Aber es enthält nichts als Klagen über die Undankbarkeit des Menschen, über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen und über die Plagen seines Amtes. Sein ächt religiöses Gemüth konnte weder mit, noch in der Welt sich zurecht finden. Das Leben verlangt einen gewissen Grad von Leichtsinn, die Religion einen unverletzlichen Ernst. Werner verstand nicht die Kunst, Wohlthaten zu üben, er konnte nur geben, und die Seinigen unterstützte er so reichlich, daß bald ihr alter Hochmuth sich wieder regte und seine gar nicht unbeträchtlichen Einkünfte nicht mehr hinreichten, ihren Anmaßungen zu genügen. Auch sein Amt wäre ihm minder peinlich und zeitraubend gewesen, hätte er nicht stets mehr thun wollen, als er vermochte und von ihm gefordert ward. Die vollkommene Fibel ist ein Beweis, wie weit er seine Gewissenhaftigkeit trieb. Er begann sie nach dem Tode seiner Mutter, und nachdem er seine Schwestern alle drei verheirathet hatte. Die letzten Worte seines Tagebuches lauten:

„Ich zweifle nicht, daß Gott die Menschen unsterblich werden läßt. Aber Gott ist allweise und allgerecht; was er für die Ewigkeit schafft, muß verdienen, ewig zu sein, muß der Ewigkeit werth sein. O, Leser, schlag' an Deine Brust, leg' die Hand an Deine Stirn, fasse diese volante Gedankenkugel und sage Dich, was ist da, was hier der Ewigkeit werth? Gott helfe mir und Allen!"

Digitized by Google

Dies schrieb er auf seinem Todtenbette. Friede seiner Asche! Ein kleinliches Gestirn bestimmte ihn zum Dorfschulmeister. Seine Treue und Emsigkeit waren eines höhern Looses werth. Hoffen wir, daß Gott jenseits ihn befördert, wo wir alle ja Beförderung hoffen.

Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch 1839.

Der zehnte Jahrgang reiht sich den früheren auf eine würdige Weise an, obgleich die erste der hier mitgetheilten Abhandlungen: „Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts" von F. W. Barthold, nur einen beschränkten provinziellen Charakter trägt, ein zweiter Aufsatz, „Bericht des Cornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Vorstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen," aus der Handschrift herausgegeben von A. W. Arndt, mehr als bloße Curiosität erscheint. Ein dritter: „Christoph Martin Wieland nach seinen eigenen Aeußerungen" zusammengestellt und mitgetheilt von C. W. Böttiger, hat ein bloß literarisches und biographisches Interesse, und nur der Aufsatz „Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Uebergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon" von F. W. Schubert eröffnet eine tiefere Aussicht auf weltgeschichtliche Perspectiven, Vorgänge und Zusammenhänge. Barthold schildert in der ihm gewöhnlichen objectiven, klaren, aber trockenen Manier, die sich nur so weit auf eigenes Raisonnement einläßt, als es zur Verknüpfung der aufgestapelten Thatsachen nothwendig ist, das Bürgerwesen und die Städtegeschichten Pommerns, mit dessen Historie er sich speciell beschäftigt hat, im 15. Jahrhundert. Die Romantik italienischer Städtegeschichten und Familienzwiste wird man in Pommern vergebens suchen, obgleich es an heldenmüthigen und einsichtigen Bürgermeistern, an Todtschlägereien und blutigen Kämpfen zwischen Stadt und Land, Bürger- und Adelthum nicht fehlt. Aber das Alles erscheint in wüster und roher Gestalt und entbehrt jedes romantischen Schwungs. Schubert's gründlicher Aufsatz wird um so mehr Interesse erwecken, je mehr sich die Aufmerksamkeit gegenwärtig auf Spanien gerichtet hat. Der Reisebericht des Cornelius Ettenius, aus den Jahren 1536 — 1537, befindet sich handschriftlich als ein Band von 76 Quartblätteen auf der löwener Universitätsbibliothek und ist ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt. Für die Kenntniß der deutschen weltlichen und geistlichen Höfe im 16. Jahrhundert ist dieser Reisebericht ein interessanter Beitrag. Als die Gesandtschaft nach Leipzig gekommen war — es war gerade Palmsonntag — lud der Herzog Georg den Legaten Vorstius ein, der Procession beizuwohnen, die mit großer Pracht auf dem Markte geschah. — Der Sohn des unermüdlichen literarischen Spionirers Böttiger theilt aus dem handschriftlichem Nachlasse seines Vaters Einiges über Wieland mit, der mit dem alten Böttiger in gutem Vernehmen und bis zu seinem Tode in innigem Briefwechsel stand. Diese Mittheilungen sind für die Kenntniß Wieland's, besonders in Bezug auf dessen Jugend-, Schul- und Universitätsjahre, nicht unwichtig. Dadurch daß Wieland's Vater ein zu strenger Orthodox war, erklärt sich Vieles in dem Bildungsgange Wieland's, welcher alles andere eher geworden ist als ein Orthodox. „Die Dichtkunst kam mir", sagte Wieland, „wie dem unschuldigen Mädchen die Liebe." Aber sein Vater hinderte diese Versemacherei auf alle Weise, wodurch das Uebel, welches so sehr zum Besten der deutschen Literatur gedeihen sollte, erst recht wach wurde und Wurzel schlug. Die tüchtigste Nahrung für den Genius und die Freiheit ist immer die Reaction gewesen; eine Wahrheit, die sich überall kund gibt und trotzdem, man möchte sagen zum Glück, nicht eingesehen und beachtet wird. Das interessanteste Capitel in diesem Aufsatze ist das über Wieland's Favoritinnen, deren er, besonders in seiner schwärmerischen und platonischen Epoche, viele gehabt hat. Zu diesen Geliebten Wieland's gehörten besonders die nachmalige La Roche, geb. Gutermann aus Augsburg, die er schon in seinem achtzehnten Jahre inbrünstig verehrte, eine Frau v. Geebel, eine jungfräuliche Witwe in Zürich (ihr früherer Gatte war alt und, weil seine Mutter aus Geiz ihm wenig zu essen gab, ein Schwächling, wie seine zwei Brüder), eine Jungfrau Füßli, eine vierzehntägige Liebe Wieland's, denn die Jungfer war, nach seinem eigenen Geständniß, nichts als ein artiges Lärvchen, endlich die geistreiche Julie Bondeli, eine Verehrerin Goethe's und Rousseau's, zu welcher Wieland's Neigung zu Zeiten eine sehr ernstliche, wirklich auf Heirath abzweckende Wendung nahm. Auf diese merkwürdige Dame und ihr Verhältniß zu Wieland kommen wir ein andermal wol zurück, da vor kurzem ein Büchlein über sie erschienen ist („Julie Bondeli; ein Beitrag zur Kunde bernischer Culturzustände" von P. J. J. Schädelin), worin Wieland allerdings nicht die erquicklichste Rolle spielt.

H. M.

Notizen.

[Wedekind über Heine.]

Von Eduard Wedekind finden wir in der „Posaune" Nr. 63—67. einen sehr lesenswerthen Artikel über Heine, den ungezogenen Liebling der Grazien.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Von dem Allgem. Theaterlexikon, herausg. von Blum, Herloßsohn und Marggraff, erschien bereits Heft 3. mit einer lithographirten Abbildung des Theaters der Chinesen. Mit diesem Hefte ist der erste Band geschlossen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 6. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 6. — den 22. Juni 1839.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Oberon.

Ein Gedicht

in zwölf Gesängen

von

C. M. Wieland.

Pracht-Ausgabe in groß Octav-Format mit sechs Stahlstichen.

Preis: Elegant gebunden 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 1. Mai 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Galgenmännlein.

Ein dramatisches Gedicht

von

Arthur Lutze.

8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Für Leihbibliotheken.

Bei L. Schreck in Leipzig ist so eben erschienen:

Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminal-Geschichten.

I. Band: **Lips Tullian.**

II. Band: **Ritter Harras**, der kühne Springer.

Es erscheinen jährlich 10 Bände, welche 5 Rthlr. kosten, jeder Band (8., 12 bis 16 Druckbogen stark und sehr elegant ausgestattet) bildet ein geschlossenes Werk.

Herabgesetzter Preis

eines höchst wichtigen und zeitgemäßen Werkes

gegen den Cölibat.

Die Einführung

der

erzwungenen Ehelosigkeit

für

den christlichen Geistlichen

und ihre Folgen.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte

von

Dr. Joh. Anton und Augustin Theiner.

Zwei Theile. gr. 8. 108 Bogen.

Sonst 5 Thlr. 6 Gr., — jetzt 3 Thlr.

Die Unterzeichnete hält es für Pflicht gegen ihre Zeit, die Wichtigkeit dieses Werks noch jetzt, und gerade jetzt aufs neue geltend zu machen, obgleich demselben seine frühere auszeichnende Anerkennung im Gelehrtenkreise natürlich ungeschmälert geblieben ist. Nur das weitere Publicum erlaubt sie sich auf den bedeutsamen Zusammenhang des Werks mit den Bewegungen der Gegenwart im katholisch-protestantischen Kreise aufmerksam zu machen. Nur eine so urkundlich belegte und ins Einzelleben ringehende Darstellung des katholischen geistlichen Standes in einer der tiefeingreifendsten seiner bürgerlichen Beziehungen, wie das Theiner'sche Werk anerkanntermaßen ist, vermag ein geschichtlich begründetes Bild, und so den gerechten Maßstab für ein Urtheil über die Stellung des katholischen Klerus zum Leben und zur sittlichen Bestimmung aller Confessionen zu geben; gegenüber den nur von Zeitansicht oder abstractem Dogma bestimmten einseitigen Urtheilen. Der Streit der Zeit über die gemischten Ehen hängt aufs innigste zusammen mit dem vor einigen Jahren gleich lebendig geführten über die Priesterehe. Die katholisch-protestantische Aufregung, und nicht in Deutschland allein, ist das verknüpfende Band für beide Gegenstände.

Um die Verbreitung dieses gediegenen Werkes zu fördern, hat man sich entschlossen, den ursprünglichen Preis zu ermäßigen.

Altenburg, im Juni 1839.

Hofbuchdruckerei daselbst.

Digitized by Google

Vorläufige Ankündigung,

die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst betreffend.

Wir nahen dem Zeitpuncte, wo vor vier Jahrhunderten die Buchdruckerkunst oder der erfolgreichr Gedanke, mit einzelnen beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammenzusetzen, und das Bild der Idee, die Frucht des Nachdenkens auf dem Papiere festzuhalten, als eine wahre Geistessonne über den Gesichtskreis dee Menschheit einrn allgegenwärtigen Morgen deraufgeführt, die Nebel der Vorurtheile zerstreut und die Rückkehe der Barbarei unmöglich gemacht hat.

Sie ist die Schwester jenee der drei weltumgestaltenden Erfindungen: Compaß, Schießpulver und der einer neuesten Zeit angehörenden Dampfanwendung auf Schifffahrt und Eisenbahnen.

Wie der Compaß, den Schleier der verborgensten Meere und fernsten Welttheile lüftend, dem Menschen den Weg um die Erde bahnte und ihm leztere zum Eigenthume übegab, — wie das Schießpulver, das Faustrecht und die Bueg des Raubritters beechend, das Scepter des Krieges aus den Händen der Einzelnen wand, um es den Königen allein zu übergeben; so sprengte die Buchdeuckerkunst duech Lüftung der Klosterzellen die Pforten des Gedankens, gab der Wissenschaft ihr verlornes Bürgerrecht wieder und schuf endlich, indem sie die Intelligenz sichtbar auf den Herrscherthren der Menschheit setzte, eine neue Weltperiode des geistigen Daseins.

Es ist daher heilige Pflicht, die Wiederkehr der vierten Säcularfeier dieser unvergleichlichen Kunst, wie bereits im vorigen Jahre zu Mainz duech des Erfindees Standbild in Erz geschah, an allen Orten, wohin das Licht der Aufklärung voegedrungen ist, mit dankbaree Aneekennung zu feiern.

Leipzig, der Centralpunkt des deutschen Buchhandels, darf und wird vor keiner Stadt unsers Vaterlandrs zurückbieiben.

Auch dee Unterzeichnete fühlt den mächtigen Drang in sich, zur Feier jenes seltenen Festes nach besten Kräften beizuteagen, und eelaubt sich daher anzuzeigen, daß in seinem Verlage untee dem Titel:

Die

Buchdruckerkunst

in ihrer

Entstehung und Ausbildung

oder

die Fortschritte der Typographie.

Von

Dr. Karl Falkenstein,

Königl. Sächs. Hofrathe, Oberbibliothekar ꝛc. ꝛc.

ein Peachtweek erscheinen soll, welches die allmälige Ausbildung der unvergleichlichen Kunst historisch entwickeln und durch die treueste Nachbildung der alten Typen vom ersten Druckversuche mit hölzernen, an einen Faden gereihten Buchstaben bis zur neuesten Vollendung des Letterngusses in der Stereotypie, dem Bronze- und Congreve-Drucke, der Guillochir-, Gravir- und Holzschneidekunst u. s. w., möglichst deutlich vor das Auge zu führen sich bestreben wird.

Leipzig, Monat Juni 1839.

B. G. Teubner.

Als ein sehr geschätztes Hausbuch ist zu empfehlen:

Fünfhundert

der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, — wie man einen schwachen Magen stärken kann, und dazu:

Hufelands Haus- und Reise-Apotheke.

190 Seiten. broch. 15 Sgr. od. 54 Ke.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen, man findet darin die hülfreichsten, wohlfeilsten und zugleich unschädlichsten Hausmittel gegen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, und so kann man seinen leidenden Mitmenschen durch dieses in allen Buchhandlungen vorräthige Buch Hülfe oder mindestens guten Rath ertheilen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Smidt, H., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12o. broch. 16 gGr.

Tietz, F., Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837. 8o. brochirt. 16 gGr.

Berlin, den 1. Juni 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bürger, C. F., der Blumensprache neueste Deutung. 2te Auflagr. br. à 6 gGr.

Buchting, J. F., Färbebuch, oder Anweisung zum Färben der Wolle, Baumwolle und des seidenen Zeuges. 2te Aufl. br. 10 gGr.

Christ, A., praktischer Rathgeber der Bienenzucht, nebst Rau's Lüftungs-Bienenzucht. 2te Aufl. br. 12 gGr.

v. Eckendahl, Reise-Taschenbuch für Höhergebildete, die zu ihrer Belehrung fremde Länder besuchen wollen. 2 Theile. 3 Rthlr.

Galanthomme, oder der Gesellschafter, wie er sein soll. Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst des schönen Geschlechts zu erwerben. Mit Gesellschaftsspielen. Vom Professor Schuster. 2te sehr verb. Aufl. 8. br. 20 gGr.

Heinichen, Dr., Vom Bücherlesen und der Bücherkunde, oder Anweisung, wie man Bücher lesen und welche Bücher man zur Bildung und Aufklärung lesen muß. 2te verb. Aufl. br. 8. 12 gGr.

Kerndörfer, der neue Komus, oder 60 Kartenbelustigungen zu gesellschaftlichen Unterhaltungen in den interessantesten, neuesten Kartenkünsten und andern Kunstleistungen. 8. br. 10 gGr.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.

Digitized by Google

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Wallis.)

5. Jahrg. f. 1839. No. 26 — 30 mit 56 Abbildungen.

Die Industrie Schwedens. — A. Chevallier über die Messerschmiedrarbeiten von Nugent. — Lambel über den Wegmesser oder Celerimetre von Vaussin-Chardonnac. — Labarraque über die Metallhülsen von Dupré zum Kranz des Verpichens der Flaschen. — A. C. Jones Wasserstandzeiger für Hochdruckkessel. — Campaignac, Bemerkungen über die Anwendung von Thon bei Dampfkesseln. — Vorschlag zu Anwendung des Wasserstoffgases zu Heizung im Grossen, von Osann. — Ueber die Mineralproduction Grossbritanniens. — J. Field's Versuche über Grösse der Menschenkraft. — Ausgesetzte Preise. — Natürlicher Natronsalpeter aus Peru — Verfälschung von Cassonade. — Putaschegehalt der Weintrebern. — Silbergehalt der freiberger Amalgamirrückstände. — Untersuchung eines blauen Glases von Wurzer. — Th. B. Silliman's verbesserte Luftpumpe für Niederdruck-Dampfmaschinen. — Ruas Winan's verbesserter Dampfkessel. — Oefen von Joyce. — Percussionsschluss von Ch. Jones. — Foucard's Zündhütchenmagazin. — H. G. Tenison's Gasapparate. — Sheppard's Dachziegel. — Ueber die gasförmigen Producte des Hohofenprocesses und ihre Benutzung als Brennmaterial, von Dr. Bunsen. — Chronik der Eisenbahnen. — Die Laurahütte bei Siemianowitz in Schlesien. — Die österreichische Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft. — Das von Kennedy angegebene Mittel zur Verhütung des Kesselsteines. — Hullmandell's Verfahren zu Anfertigung der Druckformen. — Nähmaschine für Handarbeitmacher. — R. Martineau und B. Smith's patentirte Hähne zum Abziehen von Flüssigkeiten. — J. White's verbessertes Universalfutter für Drehbänke und verbesserte Bohrmaschine. — Leiter mit beweglichem Kasten für Feuersgefahr und zum Abputzen der Häuser. — W. F. Cooke und Ch. Wheatstone's Vorrichtung zum Signalisiren durch elektrische Ströme. — Hegiabotham's verbess. Gasretorte. — Dr. F. Schulze über das Schlämmen der Ackererde. — Ueber künstlichen braunen Catechu von Reinsch. — Drahtseile von Mayer in Heilbrona. — Gezogene Röhren. — Der Great-Western. — J. J. Meyer über Glasröhren als Wasserstandzeiger an Dampfkesseln. — Drahtfabrication mittelst Walzen in Deutschland. — Ueber Metalllegirungen, besonders aus Kupfer und Zink, von Karsten. — Sefström's Kupferprobe auf nassem Wege, nach Kerston. — Das Haus Juhn Cockerill in Lüttich. — Die zwickauer Steinkohlen. — Die Drahtgewebe. — Waffenfabrication in Frankreich.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Juni 1839.

Leopold Voss.

Bei Kirchner und Schwetschke in Leipzig ist erschienen:

Landen, Miß, Adele Churchill oder die beiden Bräute, aus dem Engl. von v. Soltau. 3 Bde. 8. geh. 5 Thlr.

Smith, Horace, Jane Lemaz oder das Verbrechen aus mütterlicher Liebe; a. d. Engl. 3 Bde. 8. geh. 3½ Thlr.

Ribbeck, Wilhelm, Gedichte. 8. geh. 1½ Thlr.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Chrestomathia syriaca edita et glossario explanato ab *Aem. Roediger*o, annexae sunt tabulae grammaticae. gr. 8.

Druckpapier broch. . . 1½ Thlr.
Schreibpapier cartnn. . 2 „
Velinpapier cartnn. . . 2½ „

In demselben Verlage sind u. m. a. auch folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann, A. T., Grammatica syriaca libri III. 4 maj. 1827. 4 Thlr.

Michaelis, C. B., Syriasmus, id est, Grammatica linguae syriacae, cum Fundamentis necessariis, tum Paradigmat. plen. tum denique ubere Syntaxi etc. 4. 1741. $\frac{7}{12}$ Thlr.

Psalterium syriacum ex recensione Erpenii, cum notis philologicis et criticis, edid. *J. A. Dathe*, 8 maj. 1768. 1 Thlr.

So eben ist bei Oeell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kleine Loose

aus dem

Gebiete der Phantasie.

Von dem Verfasse „der Wanderungen durch die rhätischen Alpen."

8. 2 Thlr. 2 Fl. 30 Kr. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Diese gut geschriebenen Novellen sollten in keiner Leihbibliothek, keinem Lesezirkel oder Leseverein fehlen, Jedermann wird sie mit vielem Genuß lesen und wieder lesen.

Eine für Jedermann sehr nützliche Schrift ist:

Die zweite, verbesserte Auflage von:

Die Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit 68 Regeln für Kaufleute, Bürger und Landleute, zur Beförderung des Wohlstandes, nebst einem Schema zur Anlegung eines Capitalbuches.

broch. Preis 9 Gr.

Diese von Dr. Bergk herausgegebene schätzbare Schrift enthält treffliche Anweisungen, auf rechtlichem Wege nicht nur reich, sondern auch glücklich zu werden, eigenes und anderer Wohl zu befördern und jedes Geschäft mit glücklichem Erfolg zu führen.

(Quedlinburg und Leipzig, Ernst'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Textbüchlein oder Repertorium biblischer Texte zu Casualpredigten und Reden.
Herausgegeben von Dr. K. Meyer, Pastor zu Beyern, Ephorie Herzberg. gr. 8. 1 Thlr.

Jedem praktischen Geistlichen wird mit dieser Sammlung von Texten — im Ganzen 4280 — eine zweckmäßige und sehr geeignete Gabe gereicht, und manchen glücklichen Gedanken wird er aus dem so reich zusammengestellten Vorrath entnehmen; es wird ihm dieses Buch sehr nützlich und lieb werden und insbesondere geeignet sein, das so sehr empfehlenswerthe Bestreben „echt biblisch zu predigen" zu unterstützen.

In demselben Verlage ist ebenfalls erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schuler, M. P. H., Repertorium biblischer Texte und Ideen für Casualpredigten und Reden, nebst Winken zur zweckmäßigen Einrichtung derselben und hieher gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen. Vierte, von H. B. Wagnitz verbesserte, Ausgabe. gr. 8. 1829. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Gr.

In diesem Repertorium werden dem Geistlichen nicht allein die biblischen Texte, sondern auch Ideen und Winke zur zweckmäßigen Einrichtung von Casualpredigten und Reden nebst dahin gehörigen geschichtlichen und literarischen Notizen dargeboten. Die Brauchbarkeit dieser Sammlung hat sich durch bis jetzt vier starke Auflagen wohl am besten bewährt.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's
juristische Abhandlung über die Flöhe.
(De pulicibus.)
gr. 8. geh. 2/3 Thlr.

Es wird den Verehrern des großen Dichters von besonderm Interesse seyn, denselben von einer ganz neuen Seite, der der juristischen Gelehrsamkeit, kennen zu lernen. Der Abhandlung ist, um sie auch für ein größeres Publikum genießbar zu machen, eine deutsche Uebersetzung hinzugefügt. Jede nähere Andeutung über den Inhalt und die Behandlungsweise des Gegenstandes möge hier unterdrückt bleiben, um dem Leser die Ueberraschung nicht zu rauben, nur das Versprechen glauben wir geben zu dürfen, daß die Lectüre dieses Büchleins einen neuen Beweis geben wird, wie es unserm großen Dichter auch nicht an ächtem Humor und treffendem Witz gefehlt habe.

A. Koeppe,
zur Lehre vom Besitz.
Eine Abhandlung.
gr. 8. geh. 1/2 Thlr.

Bei dem lebhaften Interesse, welches der seit dem Erscheinen der Gans'schen „Duplik" neu angeregte Streit über den Begriff und die Natur des Besitzes in allen Kreisen der juristischen Welt, ja selbst über diese hinaus, gefunden hat, wird die vorliegende Schrift, welche noch einmal die ganze Macht der speculativen Anschauung der Sache entwickelt, und mit eben so viel Einsicht, als Ruhe und Leidenschaftlosigkeit geschrieben ist, nicht verfehlen, die ganze Theilnahme des Publikums auf sich zu ziehen, um so mehr, als in derselben auch zum ersten Mal die Wirkungen und Folgen, welche das positive Recht dem Besitz zutheilt, aus dessen Begriff vollständig und systematisch vom Verf. entwickelt worden ist, und so am besten durch die That die gegnerische Ansicht, als sei der speculative Begriff des Besitzes für die positive Rechtswissenschaft unfruchtbar, widerlegt und überwunden wird.

Denkschriften und Briefe
zur Charakteristik
der Welt und Literatur.
3. Bd. gr. 8. geh. 1 3/4 Thlr.

Die einfache Anzeige vom Erscheinen dieses 3. Bandes wird genügen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Buch zu lenken, dessen Werth und Interesse die Journale des In- und Auslandes nicht aufhören, auf die anerkennendste Weise herauszustellen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Astralion.
Eine Arabeske.
8. eleg. geh. 5/12 Thlr.

Die beliebte Verfasserin übergiebt dem Publikum in dem kleinen Buche eine überaus anziehende Dichtung, welche namentlich den Damen ein sehr willkommenes Geschenk seyn dürfte.

Berlin, den 1. Juni 1839.

Bei Orell, Füßli & Comp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frau Martha oder kurze Anleitung für Mütter, ihre Kinder zu erziehen und sie für die Schule vorzubereiten.

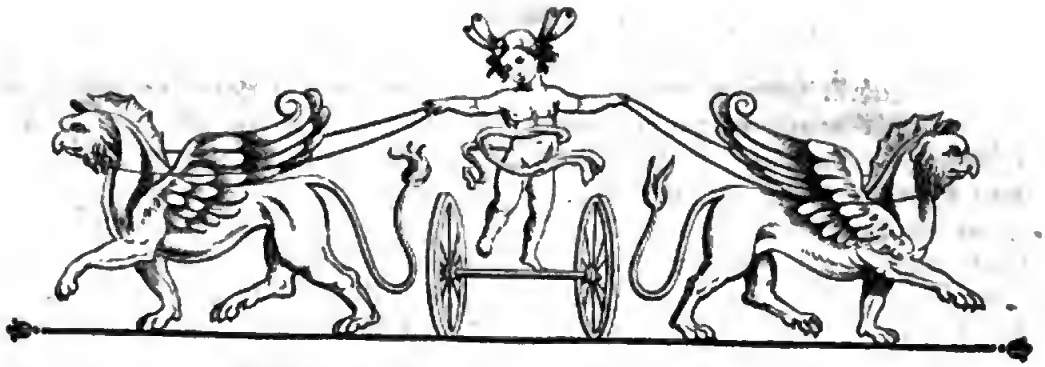
Eine vom hohen Erziehungsrathe des Kantons Zürich gekrönte Preisschrift von

Christ. Friedr. Stötzner.

8. broschirt 8 Gr. oder 30 Kr.
mit Titelkupfer. cartonnirt 12 Gr. oder 45 Kr.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 121. — den 24. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Rußland.

Von J. G. Kohl.

1.

Russische Begräbnisse.

In dieser Welt muß man lebendig sein, um etwas zu gelten. Wer das Unglück hat, zu sterben, mit dessen Credit ist es so ziemlich zu Ende. So ist es überall, insbesondere aber gilt dies in Rußland. Es ist ein nicht sehr lobenswerther Charakterzug der Russen, daß sie ihrer Todten so wenig gedenken. Sie verehren nur das, was sich gesund und kräftig im Augenblicke geltend zu machen weiß, und kennen wenig die zarte Sentimentalität, mit welcher andere Völker an ihren Erinnerungen hangen. Das Vergangene ist ihnen vergangen, das Todte abgethan. Es ist, als wenn dem russischen Janus das in die Vergangenheit schaurnde Gesicht völlig fehlte. Selten hört man die Todten citiren, ja, ihre Erwähnung gilt sogar für höchst unschicklich, und die deutschen gemüthseligen Wendungen: „mein seliger guter Mann", oder „weiland der achtbare Herr N." sind mir während meines Aufenthalts in Rußland nie vorgekommen*)."

Dies Alles hindert jedoch nicht, die Todten mit so viel Trauerpomp als möglich auf ihrem letzten irdischen Gange zu begleiten, und sie mit einer Menge kirchlicher Abschiedszeremonien zu entlassen. Die Trauer feiert und lobt die Welt, die Ceremonien füttern den Priester. Freilich wollen wir damit nun doch nicht das Unnatürliche behaupten, daß hierbei Alles blos auf äußeren Schein hinauslief, und daß nicht auch bei den Russen Todesfälle viel Schmerz erregten, und Viele unter ihnen nicht auch ein treueres Gedächtniß hätten für geliebte Todte.

Gleich nach dem Entweichen der Seele kleiden die Russen den Todten an und stellen ihn im offenen Sarge in einem eigens dazu decorirten Zimmer zur Schau aus. Es werden dabei eine Menge Lichter angezündet, die Tag und Nacht brennen, und indem die Verwandten sich ablösend beim Sarge wachen und beten, kommen die Freunde, dem Todten den letzten Besuch zu machen. So bei den Geringsten wie bei den Vornehmsten. Und wenn ein Mann in seinem Leben vielleicht nie Besuche erhielt, so kann er doch gewiß auf eine Menge Visiten nach seinem Tode rechnen. In Petersburg starb vor einigen Jahren ein sehr alter Herr, dessen Geburt noch in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel. Er hatte unter allen Regierungen, die sein Leben beschatteten, bedeutende Stellen bekleidet, und empfing daher auf seinem Paradebette Besuche aus den verschiedensten Perioden der neueren russischen Geschichte. Da kamen eine Menge uralter Herren und Damen, deren Namen längst aus den Registern der petersburger Gesellschaft gestrichen waren, zum Vorschein und meldeten sich als frühere Bekannte und Freunde des Verstorbenen. Alte verabschiedete Generäle, die zu Elisabeth's Zeiten mit ihm Cadetten gewesen; Andere, die ihm von Katharina's Regierung her viel Dank schuldig zu sein behaupteten; wieder Andere, die mit ihm zu Paul's

*) Der Verf. lebte acht Jahre in Rußland. D. R.

Digitized by Google

Zeiten die Verbannung getheilt haben wollten. Selbst der Kaiser und die kaiserliche Familie pflegen bei solchen außerordentlichen Todten die Sterbestätte zu besuchen, so wie auf der andern Seite die Armen und Bettler eben so wenig fehlen, um vor den Thüren ihren Wohlthäter zu bejammern, und dann reichlich gespendet zu werden. Auch viele Fremde kommen aus freien Stücken, dem Todten ein Gebet zu sprechen. Denn es hängt ein Heiligenbild vor der Hausthür aus, welches jedem Vorübergehenden die Stätte der Trauer bezeichnet. —

Schwarze Särge sind bei den Russen sehr wenig gebräuchlich. Den kleinen Kindern geben sie einen hübschen rosenroth angestrichenen Sarg, den jungen unverheiratheten Mädchen einen himmelblauen. Den älteren Frauen ist meistens die violette Farbe bestimmt. Nur die Männer bekommen zuweilen schwarze Särge, noch gewöhnlicher braune. Die Armen streichen blos das Holz mit solchen Farben an; die Wohlhabenden überziehen es mit farbigen Stoffen. Für Viele hat es etwas viel Freundlicheres und Einladenderes, in einem so bunten Gehäuse sich seinen Vätern anzureihen.

Im Uebrigen ist aber auch bei den Russen die Farbe der Trauer Schwarz. Der Todtenwagen, die Fackelträger, die Priester sind in Schwarz gehüllt. Der Baum des Todes und der Trauer ist die nordische Cypresse, die Fichte. Die Armen umstreuen schon bei der Ausstellung den Sarg mit Fichtenzweigen. Und bei den Wohlhabenden wird der ganze Weg vom Todtenhause bis zum Kirchhofe mit diesem Laube reichlich bestreut. Die Straßen Petersburgs, durch welche der Weg zur Grabstätte führt, sind daher fast immer mit Fichtenzweigen bedeckt.

Die Ausstellung des Gestorbenen dauert gewöhnlich nur zwei oder drei Tage, und es folgt ihr alsdann die Einsegnung des Todten in der Kirche. Der Sarg wird offen dahin getragen, damit alle Bekannte auf der Straße noch einmal das Antlitz ihres Freundes sehen. Den Deckel tragen sie voran. Den Sarg begleitet selbst bei Tage eine Schaar Fackelträger mit großen breitkrämpigen Hüten und in weite schwarze Mäntel gehüllt. Gewöhnlich folgt ein langer Zug von Verwandten. Bei den mit Titeln geschmückten Todten fehlt es bei diesem Aufzuge nicht an großem Pomp. Unter andern lassen sie sich alle ihre Orden auf prächtigen Kissen, jeden auf einem besondern, vorantragen. Da diese Gnaden in Rußland nicht sehr sparsam sind, so gewähren oft die Ordensträger allein schon einen imposanten Anblick. Alle einem Leichenzuge Begegnenden nehmen ehrerbietig den Hut ab und schicken ein Gebet für den Todten zum Himmel, und diese Ehre erweisen sie jeder Leiche, dem Russen wie dem Protestanten und Katholiken. Erst wenn der Zug ihnen ganz aus dem Gesichte entschwunden, setzen sie den Hut wieder auf. —

In der Kirche wird der Todte wiederum in Parade aufgestellt, und von den in Schwarz und Weiß gehüllten, mit umflorten Kerzen versehenen Priestern mit Allem versorgt, was ihm nach ihrer Meinung auf seinem letzten Gange nöthig ist. Um die Stirn wird ihm ein Band, das mit Sprüchen und Heiligenbildern bemalt ist, gelegt. In die Hand bekommt er ein Kreuz von Wachs oder anderem Stoffe. Alsdann auf die Brust ein Papier, worauf außer dem Namen noch geschrieben steht, daß er als Christ getauft ist, daß er als solcher gelebt, vor seinem Ende die letzte Oelung empfangen habe, mit einem Worte, sein ganzer Lebenslauf als Christ. Die gemeinen Leute nennen dies Papier seinen Paß. Neben den Sarg wird ein Teller mit Speise gesetzt, diese Todtenspeise heißt „Kutja." Gewöhnlich ist es mit Honig gekochter Reis zu einer Art von Pudding geformt. Um den Reis zu zieren, werden von außen Rosinen hineingesteckt und oben auf liegt ein Kreuz von Rosinen. Die Wohlhabenden nehmen statt der Rosinen kleine Stücke feinen Zuckers. Die Priester sehen es aber gern, wenn die Stücke groß sind; denn nach der Beerdigung fällt ihnen die Speise anheim.

Während sodann die Todtenmesse beginnt, nehmen die Verwandten Abschied von ihrem Verstorbenen. Alle küssen ihm die Hand, und bei der geringen Classe erfolgen dann die traurigsten und beredtesten Anreden an die Leiche. Wenn ein verheiratheter Mann starb, überläßt sich die Frau den rührendsten und poetischsten Ergießungen ihres Schmerzes. Indem sie die Hände ringt und ihrem Manne ins Antlitz schaut, als lebe er noch, ruft sie bald laut singend, bald leise flüsternd: „Ach, wehe! Mein Freundchen, warum hast Du mich verlassen? Ach, Du mein liebes Männchen! mein Tauberchen! Hab' ich Dir denn nicht Alles mit Liebe im Hause bereitet? daß Du Deine Frau auf diese Weise verstoßen mußtest! Ach, wie saßest Du doch vor vier Wochen noch so frisch und wohl mit mir unter Deinen Kindern und spieltest mit Deinem kleinen dreijährigen Söhnchen Gregor! Und jetzt bist Du so todt und stumm, und erwiederst kein Wörtchen Deiner Frau und Deinem weinenden Töchterchen Annuschka! Mein Freundchen! mein Ehegemahl! mein Hausherr! Erwache doch! erwache! Habe ich Dich denn nicht immer gepflegt in Deiner Krankheit, und Dir Alles gereicht, was Dir nöthig war? O, warum konntest Du

Digitized by Google

denn nicht wieder genesen? und warum mußtest Du Deine Frau als eine trauernde Witwe zurücklassen?" — Unter solchem Jammer wird alsdann der Deckel des Sarges geschlossen und die Procession geht zum Kirchhofe weiter. — Bei den Vornehmen verwandelt sich natürlich diese laute Declamation in eine stille Pantomime. Vor dem Schließen des Deckels treten die Geistlichen, Anverwandten und Diener hinzu und küssen dem Todten unter vielen Thränen Hände und Füße.

Bei der Beerdigung selbst verfährt man dann sehr kurz, und senkt den Todten ohne weitern Gesang in die Gruft, in welche jeder der Anwesenden eine Hand voll Sand wirft. Wenn in Petersburg der Metropolit selbst bei Begräbnissen wichtiger Personen fungirt, ist Alles natürlich prächtig, die Gesänge seiner Capelle entzückend, und das Aufschütten des Sandes geschieht mit kleinen silbernen Schaufeln.

Nach der Beerdigung errichten dann die Armen ein einfaches griechisches Kreuz auf dem Grabhügel. Die Reichen aber stellen sich allerlei marmorne Monumente, wie bei uns. Trauerkleider um einen Gestorbenen anzulegen, ist nicht russische Sitte, und bis jetzt nur auf die ersten Classen der Gesellschaft von den Deutschen übertragen. Die Russen haben für diese ihnen fremde Gewohnheit selbst das deutsche Wort „Trauer" beibehalten. Die russischen Trauer-Equipagen, in denen die Leidtragenden noch mehrere Monate nachher umherfahren, gewähren einen sehr ernsten und schönen Anblick. Die Kutscher, Vorreiter und Lakaien sind in weite, mit schwarzem Pelzwerk verbrämte Tuchgewänder gehüllt, welche in reichen Falten vom Wagensitz und den Pferden herabhangen. An dem Geschirr, so wie an der Equipage selbst, wird ängstlich jedes silberne Nägelchen vermieden, und das ganze Viergespann ist so in Rabenschwarz gegossen, daß der König der Unterwelt selbst sich keines passenderen bedienen könnte.

Die Inschriften auf den Grabmonumenten athmen bei den Kaufleuten und andern niedern Ständen ganz dieselbe Art poetischen Geistes, in dem die Frauen ihre Klagelieder aus dem Stegreife dichten. Auf dem Kirchhofe eines Klosters bei Odessa fand ich auf einem Marmorsteine, der das Grab eines verheiratheten jungen verheiratheten Mannes deckte, mit goldenen Buchstaben folgendes Epitaph eingehauen, das ich hier in buchstäblicher Uebersetzung wiedergebe: „Mutter: Wohin hast Du Dich verkrochen, Du Licht meiner Augen? Vater: Warum entflieht denn das Nestjunge seinen Alten? Frau: Ach, Du warst mir lieber, als die Lichter der Sonne! (wörtlich: sonnigen Lichter.) Alle zugleich: Aber zu Gott hat mein Sohn (Freund) seinen Flug genommen. O, nimm, Gott, seinen Geist in Frieden auf in Deine bergigen Himmel, die gesegneten*). Und möge uns sein Schutzengel**) von unserem tiefen Kummer trösten. — Dem Sohne die Mutter, die Ehefrau und der alte Vater, zweiter Gilde Kaufmann, Peter Schomlew." —

Auf einem Marmorsteine neben dem vorigen war folgende, nicht weniger eigenthümliche Inschrift eingehauen: „Du schläfst, mein geliebter Sohn? Aber Deine Mutter wacht weinend. Sie bedeckt Dich mit diesem Steine. Und Dein trauriger Vater seufzt tief aus seiner Seele und spricht: Wo ist mein Jephim? Will er nicht, daß ich ihn auf meinen Knieen schaukle? Ach, mit diesem Marmor hat man ihn bedeckt! Seine Eltern blieben in noch blühenden Jahren zurück, und sein Schwesterchen Axinia. Er starb den 6. Juli 1834." —

Bei den Vornehmern sind die Inschriften der Grabsteine gewöhnlich, wie auch in andern Landen, von der ausgesuchtesten Prosa. In Rußland wird jedoch sehr häufig mit der ängstlichsten Genauigkeit der Rang angegeben, ob der Verstorbene von der 11., 12. oder 13. Classe war. Eben so werden auch alle seine Orden hergezählt, ja sogar genau bemerkt, ob der Annenorden, den er trug, dritter oder vierter Classe war, ob mit oder ohne Brillanten u. s. w.; hatte er weder Titel noch Orden, so findet man doch die Classe bemerkt, z. B. „NN. Edelmann der 14. Adelsclasse."

Mit Ausnahme des Alexander-Newsky-Kirchhofes in Petersburg, und besonders vieler Kirchhöfe der moskauschen Klöster, auf denen sich die Monumente der Geschiedenen um die Kirchen und unter den Bäumen gar anmuthig gruppiren, sind die russischen Kirchhöfe vom gewöhnlichen Schlage ungemein wüst. Meistens sind es große öde Felder, auf denen sich die faulenden Kreuze und die zerfallenden Grabhügel ins Unabsehbare hinauserstrecken, ohne Bäume, ohne freundliche Anlagen, ohne alle Spuren, daß hier die Liebe den Todten überdauerte und ihr Fuß auch nur flüchtig auf seinen Ueberresten weilte. Und in dieser Hinsicht contrastiren die Russen zu ihrem Nachtheile nicht nur mit den West-Europäern, sondern auch mit den Türken und Tataren, deren Kirchhöfe in freundlichen Gartenanlagen und Blumengehegen prangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Russen denken sich immer den Himmel auf den Spitzen der Berge.

**) Der Angel chranitel. Die Russen glauben, daß jeder Mensch seinen Schutzengel im Himmel habe.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Paris.

[Mlle. de Belle Isle.]

Wie fein die Gemeinheit und wie gemein die Feinheit der Bühnenliteratur, mag man aus einem neuen Lustspiele ersehen. Es ist lehrreich, zumal für die Deutschen, die sich ihr Amüsement aus Paris holen und übersetzen. Vor mir liegt das Manuscript von dem Edelfräulein Belle Isle, das Alexander Dumas ins Leben gerufen, mit allen Veränderungen und Radirungen, die die Schauspieler des Theater français damit vorgenommen haben, und besonders Dem. Mars. Ich will Ihnen zuerst den Hergang des Stückes erzählen, ehe ich mein Urtheil darüber fälle. Zum voraus aber sage ich Ihnen, daß ich nie eine bessere und eine schlechtere Komödie zugleich gelesen oder gesehen habe, daß selbst kein Lustspiel Molières so spannende, lächerliche und oft tragikomische Situationen darbietet, daß ich aber lieber die Feder wegwerfen würde, ehe ich Mlle. de belle Isle auf dir Bühne brächte, und ich bin doch keiner von den Prüden. Zu einem Romane wäre der Stoff wie gemünzt gewesen, hätte aber freilich keine 50,000 Franken eingetragen. Ihr armen deutschen Komödiendichter, wie wässert Euch der Mund, 50,000 Fr. trägt diese Komödie ein. Es ist wahr, Dumas ist trotzdem ein armer Teufel, aber es ist doch ein Vergnügen, arm zu sein, wenn man jährlich seine 100,000 Franken verdient und gleichwohl oft keinen Heller Geld in der Tasche hat. Das heißt man Poesie. — Zur Sache! Doch wie soll ich das anstellen, um so manche schöne Leserin nicht erröthen zu machen, und doch muß ich die Wahrheit erzählen. Ich bitte Sie daher, mir dann und wann zu Hülfe zu kommen. Ihnen ist das Deutsche gehorsamer, Sie werden schon manchen Ausdrücken Handschuhe anlegen, ich werde Ihnen zeigen, wie Mlle. Mars, die Geliebte Napoleon's, Alexander's, des Königs von Holland, Jules Janin's, und in neuester Zeit eines Marquis von ...., mit ihren bereits runzelnden Händen so Manches geändert hat, und die Mars ist doch auch keine Prüde! Tant s'en faut! — Es handelt sich um eine Wette, die der Herzog von Richelieu, der französische Don Juan, gemacht hat, daß er von dem ersten besten Fräulein, das vorübergeht, noch dieselbe Nacht erhört sein werde. Warten Sie, es kommt — noch schlimmer. Also, meine Leserinnen, ich sage Euch wie Moses vor der Schlacht: wer freiwillig zurückgehen will, der gehe; wer hier aufhören will, der lege das Blatt hin!

Act 1. Mad. de Prie, die Geliebte des Herzogs von Bourbon und des Herzogs von Richelieu, der Gesandter in Wien ist, sitzt vor dem Kamin, und befiehlt Mariechen, ihrem witzigen Kammerfräulein, alle ihee Liebesbriefe zu verbrennen. Lies nur die Namen, sagt sie, und verbrenne immer zu. (Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß Alles historisch ist, und daß sich der Spaß unter Ludwig XV. zugetragen.) Mariechen reißt Witze und verbrennt. Jetzt kommt der Name Richelieu. Ach, sagt Mad. de Prie, dieser schrieb schon seit acht Tagen nicht, und ist doch von Wien zurück. Ins Feuer mit dem Briefe! — Wie, auch dieser? — Das größte Unglück, erwiederte Mad. de Prie, besteht nicht darin, nicht geliebt zu werden, wenn man liebt, sondern geliebt zu werden, wenn man nicht mehr liebt. Sie hatte mit Richelieu einen Contract geschlossen, indem sie Beide ein Goldstück in zwei Theile zerbrachen, diese beiden Hälften sich einander auszuliefern, sobald ihr Liebesverhältniß aufhören würde. Als Maitresse des Ministees schreibt sie jedoch nie, um sich nicht zu compromittiren. Richelieu tritt ein und wird freundschaftlich warm empfangen. Jeder glaubt sich geliebt, ohne zu lieben. Richelieu überreicht ihr ein prächtiges Portefeuille mit ihrem Wappen, sie ihm eine von ihrer eigenen Hand gestickte Börse. Beide eröffnen die Gegenstände und bemerken, daß sie betrogene Betrüger sind, denn das Portefeuille sowohl als die Börse enthielt die Hälfte des Goldstücks. Doch lachen sie Beide. Richelieu sagt sogar: Unsere Herzen sind für einander geschaffen, Madame, das sieht man deutlich! — Die Offenherzigkeit geht noch weiter. Mit vielem Geiste erzählt Richelieu, daß er jetzt Jagd auf Mlle. de Belle Isle mache, die er in Paris gesehen, eben so erklärt Mad. de Prie, daß sie einen gewissen d'Aubigny liebe, und Beide versprechen sich gegenseitige Hülfe für ihre Pläne. — Mlle. de Belle Isle tritt auf und die Aufgabe der Frau von Prie fängt an. Die Mars, die das junge Mädchen spielt, hat hier zwei Seiten im Manuscript gestrichen. Das Mädchen kommt nämlich in der Absicht, um Hülfe zu suchen für die Befreiung ihres Vaters und ihrer Brüder, die in der Bastille sitzen. Sie kommt zu Madame de Prie, hat aber Richelieu schon gesehen. Da sie schüchtern und unschuldig ist, so zittert sie vor Angst, sie gleitet fast auf diesem Boden aus, und nun soll sie zwei Seiten recitiren; das wollte die Mars nicht, sie vertauschte sie mit einigen bündigen Worten, und mit Recht. — Mad. de Prie lobt Richelieu und seine Macht, seine gute Absicht, um ihr zu helfen, und spielt überhaupt ihre Rolle meisterhaft. — Richelieu kommt in Gesellschaft anderer Edelleute. Diese erzählen ihm von der Veränderung der Sitten seit seiner Abwesenheit. Ehemals hatten die Frauen zwei Liebhaber und einen Beichtvater, jetzt hingegen haben sie zwei Beichtväter und einen Geliebten. Es ist wahr, versetzt ein Anderer, der Graf weiß es aus guter Quelle, seine Frau hat's ihm gesagt. — Du irrst Dich, erwiedert dieser, Deine hat mir es gesagt. — Pah, sagt Richelieu, ich wette tausend Thaler, daß mir kein Fräulein ein Rendezvous abschlägt, und noch heute Nacht, und zwar die erste beste, die hier vorübergeht. Madame de Prie erscheint. Diese zählt nicht, sagt Richelieu, ich will Euch Euer Geld nicht stehlen. Diese aber, fährt er fort, indem Mlle. de Belle Isle erscheint. — Ich nehme die Wette an, sagt ein junger Offizier. — Gut, versetzt jener, um zwölf Uhr weise ich Euch ein Billettchen aus ihrem Schlafzimmer. Streift nur um das Fenster herum. — Dies der erste, wie Figaro sagt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 122. — den 25. Juni 1839.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Rußland.

(Fortsetzung.)

2.

Almosen, Bettlee, Armenpflege.

Rußland ist ein in thätigee Entwickelung begeiffener Staat. Seine physischen und mocalischen Hülfsquellen veegrößern sich täglich, und die eeöffneten fließen beständig reichlicher. Es ist daher selbst dem unbedeutenden Talente und dee schwachen Keaft leicht, sich doet zu näheen. Dabei sind die Bedürfnisse des gemeinen Russen nicht so mannichfaltig und seine Wünsche leicht befriedigt. Betteiei ist daher im Ganzen, nicht etwa blos in Vergieich mit Jeiand odee Italien, sondern auch in Vergleich mit den meisten andern eueopäischen Ländern, nicht viel, selbst in den Städten; — auf den Döefeen aber fast ganz uneehöet. In Petersbueg fast gar keine, im Innern wenig, in Südrußland am meisten. — In Peteesburg, dessen easches Fortscheeiten so vielee hüifreicher Hände bedaef, die an dem innern Ausbau diesee gewaltigen Maschine aebeiten müssen, duldet die Polizei gar keinen Bettler, und kann dies um so billiger thun, da nicht blos die Nabrungsquellen hier die eegiebigsten, sondern auch alle Versoegungsanstaiten die besten des Reiches sind. In Moskau, dem heiligen, geliebten Moskau, nährt sich feeilich einige Bettelei unter dem Schutze dee zahleeichen Kiechen. Aber doch wüede man auch ihr Uneecht thun, wenn man sie in diesee Hinsicht anderen geoßen Hauptstädten Europas gleichstellen wollte. Die Haupturfache des Glücks einer unbedeutenden Bettelei auf dem Lande ist das Ungiück der Leibeigenschaft. Denn sie hat feeilich den Leuten ihee Feeiheit, aber eben damit auch die Nothwendigkeit, für sich selbst zu soegen, genoumen, und alles Aeme, Keänkliche und Schwache findet bei der Heerschaft eine hineeichende Naheung. — Das dem Letzteeen so sei, beweist voezüglich Kleineußland, wo nur die Hälfte dee Landbaueen leibeigen und die andere Hälfte feei (Kasak) ist, und wo eben dahee die Betteiei auch geößer ist, als in irgend einem andern Theile Rußlands. —

Die russischen Bettlee sind im Ganzen genommen eine sehr liebenswüedige Art von Bettlern. Man lobt die feanzösische Aet zu betteln, und besonders gibt Voreik eine sehr sentimentaie Darstellung davon. Allein ich weiß kaum, ob sie die russischen Bettler in Anstand und Bescheidenheit überteeffen. „Zudringiichkeit der Bettler" ist ja eine Redensaet, die in allen Landen angenommen ist. Auf die russischen Bettler paßt sie nicht, die gewöhnlich bescheiden abwaeten, ob und was man ihnen geben weede. Meistens sitzen sie still am Wege, ohne sich zu eühren, halten ihre Mütze odee iheen hölzernen Napf für den, weicher sich ihrer erbarmen will, hin, indem sie die Voeübergehenden nue mit einem foetwährenden Gesange aufmeeksam machen. — Die an dee Landsteaße haben auch wohl ein Glöckchen, mit dem sie schellen. „Hier, Leutchen, sitzt ein Armer. Komme doch, wee geben will, — wer einen Bekümmerten trösten und sich ein Almosen des Dankes und eine Spende des Segens

Digitized by Google

Gottes gegen eine milde Gabe eintauschen will. Gebt doch dem armen Blinden ein Almosen um Gottes willen, um der Barmherzigkeit der Mutter Gottes willen, um aller der heiligen Namen Gottes willen, und um Eurer eigenen Seele Labung willen." — Dies ungefähr drückt zum Theil das Benehmen der russischen Armen aus, zum Theil sagen sie auch Aehnliches, wenn sie zum wirklichen Sprechen kommen. Die Happigkeit, die wir bei unsern Bettlern bemerken, scheint ihnen ganz zu fehlen, und nie kommt es vor, daß sie den Vorübergehenden gierig nachliefen. —

Noch viel weniger ereignet es sich, daß ein russischer Bettler mit der ihm ertheilten Gabe unzufrieden wäre. „Was Du gibst, ist willkommen und kann eine Beisteuer für mich sein. Du weißt selbst am besten, was Du dem Armen geben kannst, und mir geziemt es am wenigsten, Dein Geschenk zu kritisiren." — Nie bekrittelt ein russischer Bettler die kleinste Gabe. Gewöhnlich halten sie ihren Napf oder ihre Mütze nur vor sich hin, lassen hineinfallen, was Gott gibt, und des Tages Ernte bis zum Abend darin liegen. Auch selbst, wenn sie nichts empfangen, und ihr Gebet und Bitte vergebens an einen Vorübergehenden richteten, äußern sie durchaus keine Unzufriedenheit, machen vielmehr ihre Verbeugung und nehmen höflich Abschied. Nimmer würde ein Bettler, wie bei uns doch so oft, auf die Kargheit eines Wohlhabenden schmähen. —

Wie ihre Bitte bescheiden, so ist ihr Dank mäßig, und wie sie jede, selbst die geringste, Gabe dankbar willkommen heißen, so sind sie selbst bei großen nicht übertrieben und allzu demüthiglich erkenntlich. In ihrem Danke kommt gar nicht einmal das Wort Dank selber vor. Gewöhnlich wird dem Geber nur Gottes Segen vom Himmel herabgewünscht. Doch ist dann in diesem Segen allerdings zuweilen ein starker poetischer und religiöser Schwung. „Gottes Segen, Väterchen!" heißt es, „verleihe der Himmel Euch ein langes Leben, und viele, viele Jahre zur Gesundheit Eures Leibes! zum Heile Eurer Seele! zum Gedeihen Eures ganzen Wohlseins! zur Freude Eurer Eltern! zum Glücke Eurer Kinder! zur Lust Eurer Freunde!" — Da diese Wünsche immer mit einer großen Frömmigkeit und Innigkeit ausgesprochen werden, so scheint es, als wenn sie wirklich all dies Heil vom Himmel herabflehen könnten. — Und ich muß gestehen, daß ich oft mein Haupt einem alten bärtigen weißhaarigen russischen Bettler lieber zum Segnen hinneigte, als den Priestern. —

In der Regel sind die Bettler in Rußland blos Alte, Blinde, Krüppel. Kinder sieht man selten und frische junge Bursche nie betteln gehen. Eben daher kommt es auch, daß die Bettler häufiger sitzen, die Wohlthäter zu sich einladend, als herumgehend dieselben verfolgen. Ihre Plätze sind meistens die Thore oder Brücken, die Treppen der Kirchen, die Höfe vor den Kirchen u. s. w. In Moskau sind besonders auf dem „Kathedralen-Platze" des Kremls alle Kirchthüren von ihnen besetzt. In der Ukraine und Kleinrußland sitzen sie immer in zwei langen Reihen dicht aneinander geschaart, unter den Eichbäumen, die dort gewöhnlich die Kirchen umgeben. Wenn man durch ihre Reihen hingeht, verneigen und bekreuzigen sich alle, und brechen in ein verwirrtes Gemurmel von Bitten, Wünschen und Segenssprüchen aus. Jedoch wird es viel leichter, einem kleinrussischen Bettler etwas zu versagen, als einem großrussischen, weil bei ihnen das Laster des Trunks gar zu arg im Schwange. —

Die Industrie steht überhaupt in Rußland noch nicht sehr hoch. Und eben so wenig auch insbesondere die Industrie der Bettler. Alle diese gottlosen und abscheulichen Erfindungen, deren sich zuweilen die Bettler anderer Länder bedienen, um Mitleiden zu erwecken, sind den russischen völlig unbekannt, die immer eine gewisse ernste, fast möchte ich sagen, religiöse Würde behaupten, und nie darauf ausgehen, ihr wirkliches Elend noch scheinbar zu vergrößern, um die Gefühle der Barmherzigen zu betrügen. —

Wenn man indeß die russischen Bettler lobt, muß man auch nicht vergessen, den russischen Gebern zu applaudiren. Die Art, zu nehmen, bei einem Volke hängt ganz und gar von der Manier zu geben ab. Und Beides geht auf gleiche Weise aus dem Charakter des Volkes hervor. Geben die Leute in einem Lande gern, so werden die Bettler bescheiden nehmen. Halten aber die, welche haben, zurück, so werden die Nichthabenden viel zudringliche Bitten aufwenden. Der Wohlthätigkeitssinn ist eine Eigenschaft, welche die Russen sehr vortheilhaft auszeichnet, und mit ihrer natürlichen Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und anderen guten Seiten innig zusammenhängt. Sie geben gern und reichlich und sind nicht selten bereit, das Letzte mit dem, der sie anspricht, zu theilen. Selbst die russischen Kaufleute, die Tausende aufhäufen, und bei Gurken und schtschi (Kohlsuppe) darben, spenden doch fleißig den Armen. Und alle Familien der Großen haben gewöhnlich eine Menge Arme, die regelmäßig bei ihnen Gaben empfangen. —

Digitized by Google

Nach der Anzahl und Größe der öffentlichen Armen- und Versorgungsanstalten darf man freilich nicht die Stärke des russischen Wohlthätigkeitssinnes beurtheilen. Denn jene Dinge sind unbedeutend — nicht aus einem Mangel an Theilnahme an den Leiden Anderer, sondern aus andern Ursachen, aus Mangel an Gemeinsinn, aus Mangel an kundigen Leuten und Vorstehern solcher Anstalten und tausend andern Gründen. — Große, gut eingerichtete Armenhäuser gibt es sehr wenige. Das Arbeitshaus in Petersburg ist eine Privatunternehmung von Demidoff. Frauenvereine gibt es nur in den beiden Hauptstädten. Säle, die auf gemeinschaftliche Kosten geheizt werden, und wo die Armen der Stadt sich wärmen können, finden sich allerdings in den meisten Städten. Die Hauptsache aber bleibt der Privatwohlthätigkeit überlassen. —

Oeffentliche Spenden, besonders vor den Thüren der Kirchen, sind sehr häufig. Jedoch treiben nur die auf äußere Religion viel haltenden Kaufleute, die mit ihrer Wohlthätigkeit gern etwas Staat machen, die Sache so unter freiem Himmel, wo alle Engel und auch die Menschen es mit ansehen können. Einmal sah ich in Petersburg einen Kaufmann mit einem ganzen Sack von Kupfergeld herankommen, und Alles vor den Thüren der kasanschen Kirche an die Armen vertheilen. Ein anderes Mal sah ich in Moskau auf dem Kathedralen-Platze, wo die vier heiligsten Kirchen Moskaus dicht neben einander umherliegen, eine eben solche Spende vor sich gehen. Der Spender, ein dicker langbärtiger in einen feintuchenen Kaftan gehüllter Kaufmann, verneigte sich zuvörderst ehrerbietig gegen jede der vier Kirchen und bekreuzigte sich. Alsdann rief er die Armen von allen Kirchen her zu sich heran auf die Mitte des Platzes: „Padji! padji! sudi!“ (Kommt! kommt her! zu mir!). „Wot! wot!“ (da! da!). Und da warf er denn, als nun all das liebe Unglück und Elend, die Lahmen, die Blinden, die Krüppel von allen Seiten zu ihm herangekrochen, Alles unter sich aus, was er in seinen Taschen fühlte. Danach ging er bei allen hundert Heiligenbildern der vier Kirchen herum und betete. — Wieder ein anderes Mal sah ich in Moskau einen ganzen Zug mit Kalatschi (eine Art Weißbrot) beladener Wagen. Ein reicher Kaufmann hatte ein Paar Bäckerbuden ausgekauft und sendete dies den „Neschtschastliwi“ (den Unglücklichen), so werden hier vorzugsweise die Gefangenen genannt, welche nach Sibirien verschickt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Mlle. de Belle Isle.]

Im zweiten Act bittet d'Aubigny zuerst seine Geliebte, den Herzog von Richelieu nicht zu empfangen. Sie verspricht dies leicht und zum Beweis verläßt sie ihr Hotel, um das Schloß der Mad. de Prie zu bewohnen, deren Gunst sie gewann und die sie dazu einlud. Diese ist trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit doch über den Stoß, den ihre Eitelkeit erhielt, aufgebracht, und obschon sie noch ein Mal Richelieu verspricht, ihm beizustehen — er erzählt ihr deutlich seine Wette — so sucht sie dennoch die Sache zu verhindern. Richelieu seinerseits ist zu eitel, um ihr zu sagen, daß Fräulein de Belle Isle von Aubigny geliebt wird, sonst hätte sie doch nicht so leicht die Tugend in Schutz genommen. Alles will hier mit loyalen Waffen kämpfen, Mad. de Prie fordert daher den geheimen Schlüssel, den Richelieu zu ihrem Schlafzimmer besitzt, der sich aber in Paris, zehn Stunden davon, befindet. Richelieu gibt sein Ehrenwort dafür; hingegen verspricht sie, kein Wort dem Fräulein zu sagen. Diese ihrerseits schreibt in ihrer naiven Art an Richelieu und fleht ihn, der sich schon so gütig zeigte, um Schutz für ihren Vater an. Durch Zufall sieht dies Mad. de Prie. Der Brief scheint ihr zu herzlich, sie übernimmt die Rolle, schreibt den Brief, und gibt ihm ein Stelldichein für diese Nacht. Richelieu jauchzt. Er hatte nie einen Brief von der Prie erhalten. Noch mehr, die Bittschrift, die das Fräulein ihm übergeben will, setzt sie anders auf und schreibt sie ebenfalls ab. Richelieu zeigt das Billet seiner ehemaligen Geliebten, und gibt Germain, seinem Bedienten, Ordre, seine zwei besten Pferde todt zu reiten, um ihm das Schlüsselchen noch für diesen Abend zu holen. Mad. de Prie läßt scheinbar anspannen, um das Schloß zu verlassen; so versprach sie, aber sie gebraucht eine andere Vorsicht. Mlle. de Belle Isle hat ihren Vater schon seit drei Jahren nicht gesehen. Vergebens bat sie um diese Erlaubniß, da gibt ihr Mad. de Prie einen Brief an den Gouverneur der Bastille mit, läßt sie aber schwören, nie einem sterblichen Menschen eine Sylbe davon zu sagen, so lange Bourbon Minister ist. Das treue Kind leistet den Eid, ist außer sich vor Freude und fährt nach Paris, um die Nacht hindurch mit Vater und Brüdern zu weinen; sie muß vor Tagesanbruch schon wieder zurück sein. Der Wagen rollt ab, und Mad. de Prie, ihrer Sache sicher, begibt sich zur Ruhe. Da dreht Jemand das Schloß an der Thür. Richelieu hat doch den Schlüssel, er tritt ein, und wirft d'Aubigny durch das Fenster ein Billet zu, zum Beweis, daß es ihm gelungen ist, in das Cabinet zu dringen. Aber wie die Scene endigen? Und Sie sehen, daß es hohe Zeit ist! Jeder zittert an Leib und Seele ob der Zukunft. Bei der ersten Vorstellung riefen einige sogar: la toile! Alexander Dumas selbst war in Verlegenheit, er hatte die Prie lange Phrasen von Furcht vor Lärm sagen lassen, aber es war dies zu lang für eine Scene, die so deutlich spricht, daß es ein Tauber sogar versteht. So aber kann der Vorhang nicht fallen. Auch ist der Schluß von mehr als 25 Händen verändert, verstrichen und verklebt, bis die Mars, die

Digitized by Google

sich auf solche Scenen versteht, das Beste wählte. Mad. de Prie zieht den Vorhang des Bettes vor und sagt: Si j'appelle, il fera scandale, Mr. le duc de Bourbon saura tout et je serai perdue. Le meilleur moyen de l'en empêcher, c'est de ne pas faire du bruit moi-même. Und — der Vorhang fällt. Es war Zeit. Dies der zweite Act.

Der Patriarch Jakob war ein braver Mann, aber ein großer Schlaukopf. Dennoch hatte ihn Laban geprellt und schob ihm die bösäugige Lea statt der liebenswürdigen Rahel unter. Dies läßt sich noch denken, obgleich ich als siebenjähriger Knabe schon daran zweifelte. Mein Lehrer commentirte die Sache auf hebräisch folgendermaßen. Jakob hatte mit der Rahel verabredet: wenn ich dich frage, so sagst du, du seist Lea; denn der alte Schlaukopf kannte seinen Mann, und da die Lea doch sagen wird, sie wäre Rahel, so war dies gut erdacht. Nun aber wollte Rahel ihre Schwester nicht beschämen lassen, und gab ihr die Parole. Wer da? fragte Jakob. Lea! war die Antwort. Und siehe, sagt die Bibel, des Morgens war es auch Lea. Dies Auch hat, ich versichere Sie, zu mehr als 20 Folio-Commentaren Anlaß gegeben, aber mein Lehrer hat's, wie Sie sehen, ausgedacht. Das geht noch an; daß aber ein Richelieu eine Mad. de Prie für die Belle Isle nimmt, das schien mir unglaublich. Ich lief daher den andern Morgen zu Dumas, und setzte ihm meine Skrupel in Gegenwart der Mlle. Ida auseinander. Ida ist eine Elsasserin und spricht Deutsch. Man sieht, sagte Alexander Dumas, daß Sie ein Deutscher sind. In Deutschland sagt der Geliebte zu seiner Geliebten: mein Schatz, mein Schätzchen, mein Mäuschen, mein Täubchen, mein Liebchen; in Elsaß sagen sie sogar: meine Liebste, was sagen will, daß er noch andere im Comparativ liebt, kurz sie sagen Du, und schwärmen mit einander im Geiste und sind so rein, wie Baumwolle, aber wenn ein Franzose Du sagt, so bedarf es der ehelichen Einsegnung nicht mehr. D'Aubigny sagt aber schlechtweg Du zu seiner Braut. Comprenez vous? — Oui, je comprends. — Und nun sage ich meinerseits, verstehen Sie? — Im dritten Act also kommt d'Aubigny sehr früh zu seiner Braut, und zeigt ihr das Billet Richelieu's folgenden Inhalts: Il est onze heures du soir. Je suis dans l'appartement de Mlle. de Belle-Isle. Je vous dirai demain à quelle heure je suis sorti. Das unschuldige Fräulein verliert den Kopf, sie darf die Wahrheit nicht sagen, sie hat geschworen, sie betheuert vielmehr, daß diese Nacht eine der glücklichsten war. Ja wohl, dachte d'Aubigny, sie hatte den Herzog nicht gesehen, und zum Beweis läßt sie ihn rufen und verbirgt ihren Bräutigam hinter die Tapete. Richelieu läßt sich nicht rufen, er kommt allein, er glaubt sich etwas erlauben zu dürfen. Auch spricht Richelieu in dieser Art und versteht sich nicht auf das Fräulein. Teufel! sagt er, ich glaubte die Frauen zu kennen, aber ich muß gestehen, sie sind noch listiger, als ich glaubte. Wie die sich anstellen kann! — Diese Scene ist zum Todtlachen, aber auch zum Weinen. Die Verzweiflung des Fräuleins ist ernst, Richelieu wird immer witziger und hinter der Tapete steht der Geliebte. Endlich fordert ihn dieser heraus. In dieser Scene sind wieder sehr viele geistreiche Zoten Richelieu's von den Schauspielern gestrichen und ersetzt worden. Im vierten Act ist der Herzog wieder bei der Marquise. Nun, wie ging's mit der Wette? fragt diese ironisch. — Vortrefflich.

Wie so? drangen Sie ins Zimmer?

— Durch meinen Schlüssel.

— Sie gaben mir Ihr Ehrenwort, Sie hätten ihn nicht!

— Er war in Paris. Germain ritt mir zwei Pferde todt.

— Sie sind der prachtvollste Edelmann, den ich kenne. —

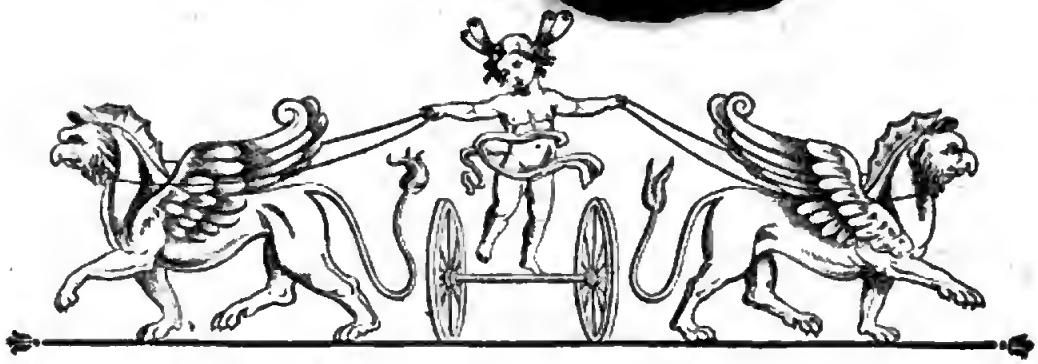
— Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Marquise? Auf mein Ehrenwort, es war der Mühe werth. (Er spitzt den Mund.) Mad. de Prie beißt sich schier die Lippen wund: Voilà un mot dont je me souviendrai toute ma vie. Richelieu gesteht ihr jedoch, daß d'Aubigny der Liebhaber der Gabrielle ist, und nun bereut sie fast das Qui pro quo. D'Aubigny will sich duelliren, da dies aber verboten ist, so spielen sie Würfel à l'anglaise, wer sich erschießen muß. D'Aubigny verliert.

Nun kommt das Universalhausmittel für alle französischen Lustspiele, eine Veränderung des Ministeriums, wahrscheinlich weil dies immer selbst ein Lustspiel ist. Mad. de Prie schreibt eigenhändig an Richelieu und bittet um Gnade, da jetzt der Herzog von Bourbon gestürzt ist, Richelieu sieht, daß dieser Brief und das Billet zum Rendezvous von derselben Hand sind, er erkennt den Betrug, da es ihm doch nicht so ganz entging. D'Aubigny nimmt den letzten Abschied von seiner Geliebten. Diese ist ihres Eides entbunden und erzählt die Wahrheit, daß sie die Nacht in der Bastille zugebracht hat. D'Aubigny glaubt ihr, aber deswegen ist sein Wort nicht aufgehoben, da kommt Richelieu expreß und rettet ihn vom Tode, eine Handlung, deren Richelieu nicht fähig war. Um die Tugend einer Frau zu retten, machte Richelieu noch keinen Schritt, aber zwei, um sie zu verunglimpfen. Dem sei wie ihm wolle, d'Aubigny fährt mit seiner Braut, jetzt seiner Frau, fort in die Normandie. Er hat wahrhaftig recht, und es war Zeit, daß er sich aus dem Staube machte, denn ich habe bemerkt, daß Mlle. de Belle Isle eben keine Ausnahme machen wird, und daß sie im nächsten Jahre schon einen Beichtvater haben wird — — — — — — Dies der Plunder. Nun sagen Sie darüber, was Sie wollen; wichtig ist es immer, zu wissen, wie fein die Gemeinheit und wie gemein die Feinheit. Ich habe nichts desto weniger herzlich gelacht und mich betrübt. Was aber Niemand weiß und ich in einem Salon hörte, ist, daß das Skelett dieses Stücks nicht von Dumas sein soll, sondern von Brunswik, dem Verfasser des Postillon von Lonjumeau. Dieser wußte nichts aus einem Stücke zu machen, wo es so plump hergeht; Dumas hat, wie Sie sehen, etwas daraus gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 123. — den 27. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nichts fällt angenehmer bei dem Wohlthaten-Spenden der geringen Russen auf, als daß der Geber seine Gabe fast eben so höflich und, ich möchte sagen, ehrerbietig hinreicht, als der Empfänger sie annimmt. Das Almosen wird im Namen Gottes empfangen, und eben so in seinem Namen gegeben. Der Geber nimmt daher auch eben so, wie der Bettler, beim Geben seinen Hut ab, und bekreuzigt sich betend, eben so wie dieser. Ich folgte einmal in Moskau auf dem „Ochotnoï rainok" (dem Wildpretmarkte), wo viel Gemüse, Fleisch und andere Victualien verkauft werden, einem alten Bettler auf dem Fuße nach, der sich sein Mittagsessen zusammenbettelte. Bei jedem Tische, wo er still stand, und seine Bitte mit Gebet und Gruß anbrachte, stand jedesmal der Kaufmann auf, nahm seinen Hut ab, verneigte sich gegen den Bettler, und gab ihm gewöhnlich ein kleines Stück Geld, oder doch ein Brot, ein Paar Rüben, ein Paar Gurken, oder was er sonst eben verkaufte. Und wenn der Bettler das eingepackt hatte, und dem Geber seinen Segen wünschte, so hörte dieser das ebenfalls mit entblößtem Haupte an. Aber diese Ceremonien blieben auch nicht aus, selbst wenn der Kaufmann nicht im Stande oder nicht in der Stimmung war, zu geben. Er sagte dann nur statt darzureichen: „Bog s' tebä, batiuschka!" (Gott mit Dir, Väterchen), und indem sich beide freundlich gegen einander verneigten, schieden sie von einander. —

Eine eigene Art von Bettlern sind die russischen Kirchenbettler, welche zum Bau und zur Erhaltung der Kirchen Almosen sammeln. Man wird mit diesen Leuten schon in den deutschen Ostsee-Provinzen bekannt. Denn sie ziehen weit im Lande umher und betteln bei den deutschen Rittern um Unterstützung für den Bau einer russischen Kirche an der Gränze Chinas. Sie haben immer ein Papier zu ihrer Legitimation bei sich, worin sich die unglückliche Geschichte von dem Brande ihrer Kirche, oder von den frommen Zwecken einer hülfsbedürftigen Gemeinde, oder eines verarmten Klosters beschrieben findet. Zuweilen ist das Ganze, die Reise und die Almosensammlung, nur die Privatunternehmung eines Priesters, um mit dem Erbettelten irgend ein frommes Werk zu stiften. So ist z. B. noch neuerdings die kleine Kirche der Katharina, der Märtyrin, blos durch die von einem Priester erbettelten Almosen zu Stande gekommen. Als derselbe ein kleines Capital hatte, legte er den Grund zu dieser Kirche, und baute so weit das Geld reichte. Dann ging er wieder auf die Wanderung und kehrte zurück, um sein neues Capitälchen wieder zu vermauern. Im Jahre 1837 hatte er das ganze Aeußere der Kirche schon fertig, mit hübsch besternter blauer Kuppel und den gewöhnlichen vier Thürmchen, und war nun eben auf der Reise, um für die Ausschmückung des Innern die Beiträge der Frommen zu sammeln. —

Digitized by Google

Die Kirchenbettler, die an Ort und Stelle für die Stadtkirchen herumgehen, erkennt man leicht an ihrem eigenthümlichen Coſtüm. In den Armen tragen ſie beſtändig ein Bild des Heiligen, dem dir Kirche geweiht iſt. Auf dem Teller, auf dem noch ein Gebetbuch liegt, ſammeln ſie das Geld, und im Gürtel haben ſie ein dickes vergoldetes Wachslicht ſtecken, das ihnen zuweilen noch über den Kopf hinausragt, ſo daß ſie ſich wie wandelnde Leuchter präſentiren. Den Kopf dürfen ſich dieſe Kirchenbettler, des von ihnen getragenen Heiligenbildes wegen, nicht bedecken. Viele aber, die das ſtets ihr Haupt umſtürmende kalte Wetter fürchten, nehmen, um dieſem Geſetze genug zu thun, nur den Deckel aus ihrer Mütze. —

In keinem Lande ſieht man weniger Racktheiten als in Rußland. Selbſt der ärmſte Bettler iſt, wenn auch nicht eben mit feinem Tuche, — doch heil gekleidet. Solche zerriſſene Lumpen, wie man ſie auf Hogarth's Gemälden, und auch oft bei uns zuweilen nicht nur im Tableau erblickt, bekommt man in Rußland nie zu ſehen, und der Ausdruck: „lumpichter Kerl," paßt in keiner Hinſicht auf einen ruſſiſchen Bettler, der in der Regel nirgends ein Windloch in ſeinem Pelze ungeflickt läßt. Freilich mag dabei die Rauheit des Klimas ein Hauptverdienſt haben, welches jede Nachläſſigkeit in der Bekleidung hart züchtigt. —

Andere Völker haben es übernommen, manche Gegenden Rußlands mit wahrhaft zerlumptem, halbnacktem, verwildertem und mehr Abſcheu als Mitleid erregendem Bettelgeſindel zu verſehen. Namentlich die Juden und Zigeuner; ja zum Theil auch die Deutſchen. Beſonders einige Städte im Innern ſind voll von liederlichem Geſindel, welches meiſtens den Deutſchen, Franzoſen und andern Nationen entſtammt iſt, und aus vielen heruntergekommenen Genies, verlaufenen Abenteurern und mauvais sujets dieſer Völker gebildet wird. Von ihnen ſprechen wir wohl einmal an einem andern Orte. Hier wollten wir nur ein Bild der national-ruſſiſchen Bettler geben. —

3.

Mythe und Aberglauben bei den Ruſſen.

Es ſpricht nicht wenig für die Gutmüthigkeit des ruſſiſchen Volksnaturells, daß alle die verſchiedenen Artikel ihres Glaubens, die wir entweder, weil ſie einen offenbar mythologiſchen Urſprung, oder ſonſt irgend eine nicht chriſtliche Baſis haben, als abergläubiſch bezeichnen könnten, weit mehr kindlichen und kindiſchen, als finſteren und ſchrecklichen Geiſtes ſind. Solche furchtbare Einbildungen, wie z. B. daß das vergoſſene Blut eines unſchuldigen ſo und ſo viele Jahre alten Kindes bei gewiſſen Angelegenheiten und Ereigniſſen zauberiſche Dienſte leiſten könne, ſind nie im ruſſiſchen Gehirn geboren, die ruſſiſche Hekate braut ihre Zaubermittel ausſchließlich nur aus Pflanzen. Und wenn die Italiener und andere Nationen mit ihrer blutgierigen Phantaſie oft als böſe Dämonen erſcheinen, ſo zeigen ſich die Ruſſen weit häufiger nur als beſchränkte und furchtſame Kinder.

Der Ruſſe hat eine orientaliſche Phantaſie. Die guten Geiſter, an die er glaubt, ſind daher mit der glänzendſten Pracht und der reizendſten Schönheit geſchmückt. Dabei iſt des Ruſſen Geiſt freundlich, ſorgenlos, heiter und leicht. Die böſen Geiſter daher, die ſeiner Meinung nach hienieden unter den Menſchen ihr Weſen treiben, ſind weniger gräßlich und teufliſch, als nur neckiſch, ſchadenfroh und höchſtens etwas malitiös. Ich glaube, daß noch kein Ruſſe bei dem Gedanken an die Hölle gezittert hat, weil er ſie ſich lange nicht ſo grauenhaft ausmalt, wie dies in der katholiſchen Kirche geſchehen iſt. Und der ruſſiſche Teufel ſelber, ſo oft ich mit ihm in Berührung kam, erſchien mir immer weit mehr als ein witziger Schelm, der es dick hinter den Ohren hat, denn als ein mächtiger und finſterer König der Unterwelt. —

Vor allen weit in Rußland verbreitet iſt der noch überall ſo lebendige Aberglaube an den Domowoy (den Hausgeiſt). Dieſem Domowoy, der in jedem Hauſe im Dunkeln auf dem Boden reſidirt, ſchreiben die gemeinen Ruſſen alles Unglück zu, das ſich in ihrem Hauſe und ihrer Familie ereignet. Namentlich und vor Allem alle Krankheiten und Todesfälle des Viehes. Nicht blos die Pferde und Ochſen ſtehen unter ihm, ſondern auch alles Geflügel bis zu den Hühnern und Enten. Wenn nur ein Huhn einen Pips hat, ſo hat es der Domowoy ihm angethan. Ueber die Perſonen der Menſchen hat er freilich nicht ſo viel Gewalt. Doch kann er auch ihnen allerlei empfindliches Unheil zufügen. — Indeß kommt nicht lauter Schlimmes vom ſchadenfrohen Domowoy. Er führt auch eben ſo oft allerlei unverhofftes Glück herbei. Er iſt kein abgeſagter Feind der Menſchen, und wie Rübezahl ſo eine Art Mittelding zwiſchen gutem und böſem Dämon. Namentlich ſtehen unter ſeiner Obhut die verborgenen Schätze, die allenfalls das Haus und der Hof enthalten könnten. Auch für

Digitized by Google

besonders fruchtbares Gedeihen der Heerden und aller Hausthiere wird verstohlen ihm gedankt. —

Es ist nicht reine Bosheit, die den Domowoy verleitet, den Menschen zu necken. Es mischt sich auch etwas Eigennutz bei. Denn er will, daß die Menschen ihm einige Opfer bringen. Diese stellen ihm dann zu Zeiten an bestimmten Tagen Speisen und andere Dinge auf den Boden, die er zu sich nimmt, und mit denen er sich alsdann eine Zeitlang genügen läßt. Jedoch kann man ihn auch durch die Heiligenbilder und die Weihe, welche der Priester gibt, in Schranken halten. Auf allen von Priestern geweihten Plätzen hat er keine Macht. Es werden daher nicht nur in jedem Zimmer des Hauses Heiligenbilder aufgehängt, sondern auch gleich bei der Erbauung eines neuen Hauses werden alle Zimmer und Winkel desselben mit geweihtem Wasser besprengt, indem alle Hausgenossen, die Priester mit ihren Rauchfässern an der Spitze, in Procession umherziehen, in Wohnstube, Schlafkammer, Stall, Küche und Keller. Nur die Böden bleiben ungeweiht. Ein kleines Gebiet, denkt der Russe, muß man dem Domowoy frei lassen, um ihn nicht allzusehr in die Enge und zur Verzweiflung zu treiben. Kein Russe würde in einem ungeweihten Hause zu wohnen wagen. Die Einweihung kann zuweilen falsch oder unvollständig vorgenommen sein. So wie dies ein Hauseigenthümer an allerlei übermüthigen Neckereien des Domowoy merkt, läßt er die Handlung noch einmal vornehmen. —

„Das Aeußere des Domowoy kann man eigentlich nicht genau schildern," sagte mir ein Kleinrusse aus der Ukraine, der sehr genau um solche Dinge Bescheid mußte, und den ich darum gefragt hatte. „Denn er nimmt bald diese, bald jene Gestalt an. Bald fliegt er als große Brummfliege umher, bald läuft er als Mäuschen durchs Zimmer, bald hört man ihn als Heimchen zirpen, bald springt er als Katze über den Zaun." — Ich fragte den Mann, ob der Domowoy nun wohl diesen Augenblick über uns auf dem Boden säße. „Ganz ohne Zweifel," sagte er, „denn wenn man von ihm spricht, so ist er immer nahe." — „Aber wird er denn nicht böse, wenn man von ihm schwatzt?" — „O, nein, im Gegentheil! Er freut sich darüber! Denn, wenn man von ihm spricht, und an ihn denkt, so denkt man ja nicht an den lieben Gott. Und das ist ihm eben lieb; dann sitzt er voll Behagen da, und leckt das Maul und wedelt mit dem Schwanze hin und her." — „So!" —

In vielen Gegenden Rußlands existiren auch noch in Wäldern und Feldern ähnliche Gottheiten, wie der Domowoy, denen an gewissen Tagen ebenfalls verstohlener Weise geopfert wird. Doch haben deren die lithauischen Völkerstämme noch weit mehr, als die eigentlichen Russen.

Kein Aberglauben, scheint es, geht weiter durch die Welt, als der vom böſen Blick. Die Russen bewundern ebenfalls, wie die Deutschen und so viele andere Nationen, die zauberische Kraft der Augen, durch welche unsere Seele lebhafter, als durch irgend ein anderes körperliches Organ und fast unmittelbar hervorschaut, und auf diese Bemerkung ist bei uns, wie bei ihnen, jener Aberglaube gegründet. — Auch die Todten gehen in Rußland, wie in andern Ländern, um. Jedoch sind solche sogenannte Gespenstergeschichten, — wenn man dabei den Domowoy ausnimmt, der nun schon mit zur Familie gehört und ein natürlicher Einwohner jedes Hauses ist, — weit seltener als bei uns. — Ich erinnere mich, nur ein einziges Mal während meines Aufenthaltes in Rußland von einem nicht geheuren Hause gehört zu haben, das die Erben nicht bewohnen wollten, weil der frühere Hausherr darin umgehen sollte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Theaterwelt, Juden und Jüdinnen auf den Brettern.]

Ich habe Ihnen noch nie etwas von den hiesigen Theatern geschrieben, und doch komme ich zuweilen sogar hinter die Coulissen. Doch hoffe ich, dadurch Ihren Dank einzuernten. Die deutschen Blätter sind ohnedies voller von Theater als das Theater von Literatur. Ich freute mich daher, als neulich eine französische Stimme sich aus Wien in der Gazette de France über den wiener Theaterenthusiasmus lustig machte. Die Studien über Wien in diesem Blatt waren überhaupt gediegen und treffend. Indem der Verfasser diese Recensionenübertreibungen berührt, ruft er pathetisch aus: hélas, et c'est Saphir le charivariste de l'Allemagne qui fait des hyperboles les plus hyperboliques, qui parle des doigts septembriseurs de Liszt et d'une voix aurorale de la déesse Novello, miserable egoïste qui devrait avoir honte d'avoir une si belle voix. Hélas c'est Saphir, das machte mich herzlich lachen. Auf Deutsch läßt sich das Ding noch so ziemlich sagen, leider ist dies Saphir! aber hélas c'est Saphir! das ist doch verteufelt tragisch. Und was wird Saphir zu seinem Titel le charivariste de l'Allemagne sagen? Ja wenn ——— doch. ——— In diesem Theaterenthusiasmus sieht jener Berichterstatter böse Vorläufer für die Zukunft Oesterreichs. Es ist unmöglich, sagt er, daß ein Volk, das sich für einen Künst-

Digitized by Google

ter so begeistert, nicht denselben Enthusiasmus auf die politischen Heiden überträgt. Das Andere übergehe ich, doch kann ich mich fast nicht enthalten, eine Stelle aus Montesquieu über dieses Capitel anzuführen. Und dennoch enthalte ich mich, aber lesenswerth und in jeder Hinsicht merkwürdig ist dies Capitel über den Künstlerenthusiasmus in Ländern, wo das Volk sich nicht mit Politik abgibt. Montesquieu gibt deutlich an, was daraus folgt und welche Symptomen dies anzeigt. Menschen, sagt er, hindern die Geschichte nicht, ihren Gang zu gehen und ich brauche nur ins Theater zu gehen, um Euch zu sagen, wer in 50 Jahren das Land regieren wird. —

Ich will Ihnen aber doch einige Stadtneuigkeiten vom Theater geben. Alexander Dumas schreibt oder wird eine Tragödie, nicht für die Literatur, sondern für Rahel schreiben. Letztere sah ich in einem Lustspiel, sie gefiel nicht sehr; denn man sagte, in einem Stück, wo die Mars einwilligt, sogleich mit der Rahel aufzutreten, sei erstere ihres Sieges gewiß. Ich versichere Sie aber, daß Rahel größer im Lustspiel als in der Tragödie ist. Da die ganze Rahel voller Witz und Ironie ist, so versteht sich das von selbst, aber sie raisonnirt, wie die berliner Marktweiber sagen, innerlich, sie prahlt nicht damit. Sie spielt die Komödie ganz deutsch, fein nuancirend, halblächelnd, ein wahrer weiblicher Seydelmann. Die Franzosen verstehen sie nicht, denn sie sind das laute Aufbrausen, das Neckische, Herausfordernde gewöhnt, ihre Komödienspieler scheinen immer mit aufgestülptem Aermel zu spielen, bis auf einige Ausnahme, und dann kommt es auch der Mars nicht auf 1000 Franken an, um einige Feuilletons für sich zu haben. Ich glaube, aber ich weiß nicht ob mit Recht, daß sich die Rahel deshalb auch einen Liebhaber angeschafft hat. Herr von Custine, der Sohn des berühmten Custine, ist der glückliche. Er hat ihr bereits ein Landhaus geschenkt, in welchem sie die Honigmonate mit einander verbringen. Uebrigens ist das hier einmal nicht anders und Niemand wundert sich darüber. — Auch noch eine andere Jüdin trat in der Oper auf: Fräulein Nathan. Einige Journale heben sie bis in den Himmel, andere lassen sie gänzlich fallen. Da macht man einen Lärm hier, wenn eine Sängerin zum ersten Mal auftritt, die, wäre sie in Deutschland, ziemlich gut als erste Chorsängerin wäre. Doch leider ist es neuerdings in Deutschland eben so. Dasselbe gilt von Mario de Candio, einer mittelmäßigen Tenorstimme, höchstens für das frankfurter oder würzburger Theater gut genug. Ueberhaupt kann man sich in der großen Oper hier zu Tode ärgern, da liest man und liest und liest von den großen Künstlern, und wenn man kommt und hört, so sagt man sich immer, es wird noch kommen, aber es kommt nicht. Alles mittelmäßig, sogar das Orchester, und was nicht mittelmäßig ist, ist schlecht, sogar Duprez ist kein Phänomen, Schmetzer in Braunschweig oder Wild vor einigen Jahren sind mir viel lieber. Ich kenne einen Mann, den seine Verwandten zum Heirathen zwangen. Er war 50 Jahre alt. Einen Tag nach der Heirath fragte ich ihn: nun wie sieht's aus, ist man glücklicher? Ich weiß kein Vergnügen daran zu finden, erwiederte er mir ganz naiv. Ebenso geht es mir, wenn ich in die große Oper gehe. Nur die Decorationen sind einzig vielleicht in ganz Europa. Aber eine dritte Jüdin ist hier, die nächstens auftreten wird, die Madame Garcia, die nach dem Urtheil aller Kenner die erste Sängerin in Europa sein soll. Beriot sagte mir, sie sei einzig. Sie hieß früher Meia Mayer und heirathete den Bruder der Malibran, ohne sich jedoch taufen zu lassen. Man kann sich keinen Begriff machen, erstens wie viele Juden hier in den kleinen Theatern als Künstler herumlaufen, und wie zahlreich die gemischten Ehen zwischen Juden und Christen sind. Nur die Deutschen halten sich davon zurück. Unstreitig sind mehr als 300 solcher Ehen hier. Ich war neulich auf einem Hochzeitsball, wo ein jüdischer Hauptmann ein Christenmädchen heirathete, und wo sich 50 jüdische Decorirte befanden, ohne daß ich einen davon als solchen erkannte. Aber sie untereinander kannten sich, und da es lauter Militärs waren, so holte er sie aus allen Theilen Frankreichs zusammen. Ich mußte herzlich lachen, als mir der Eine unter seiner Uniform hervor sein jüdisches Schaufadenkleid zeigte, um mich davon zu überzeugen, doch schwor mir der Vater des Bräutigams, der Lieferant bei der französischen Armee 1815 war, daß nach der Schlacht von Waterloo er und sein Freund die Juden auf dem preußischen Wahlfeld herausgesucht haben, und daß sie 1400 solche Kleider mit Schaufäden gefunden hätten. Der Mann heißt Morel und ist — nun ja, ein Millionär, weiter nichts. Da man sich in derselben Soirée über religiöse Vorurtheile neckte, sagte ein junger Mann zum andern, Mr., êtes-vous chrétien? — Je vous demande pardon, versetzte der Andere, au contraire, je suis catholique. Ich erwähne nur diese Antwort, weil sie so ganz passend für die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland ist. So wie die Sachen stehen und gehen, wird es nicht mehr lange dauern, daß man auf die Frage: „Sind Sie ein Christ?" antwortet: Im Gegentheil, ich bin ein Katholik. Ich erzählte neulich hier einem Katholiken, daß ein deutscher Pfarrer sagte, die Protestanten reiten auf Eseln in die Hölle. Das glaube ich, versetzte der gute Mann. Der Mann hat Recht; nur glaube ich, daß die Protestanten auf den Katholiken geritten kommen, und die Juden, nun ja, die handeln damit und verkaufen sie an die Sarazenen, und haben dafür freien Eingang. Wir sind alle zusammen nichts Besseres werth, daß wir uns so das Bischen Leben vergällen und Rousseau hat Recht, wenn er sagt, daß der zweite Mensch des Ersten Dieb ist und daß derjenige, der am wenigsten Böses thut, am meisten Gutes thut. Unser ganzes Leben ist negativ, doch genug hievon. Wenn aber nun einmal die Protestanten auf Eseln in die Hölle reiten müssen, so bitte ich mir eine Mauleselin aus, denn meinen Grundsätzen nach bin ich auch ein Protestant.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 124. — den 28. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Von abergläubischen Sagen und Mythen geht natürlich noch sehr Vieles in dem großen Rußland um. Doch ist diesen Geschichten sehr schwer auf die Spur zu kommen, da dergleichen sich nicht so leicht planmäßig erfragen läßt, sondern nur gelegentlich erlauscht werden kann. Local-Sagen, die sich etwa nur auf einem benachbarten Wald oder Sumpf beziehen, gibt es überall. Am meisten verbreitet sind die von den Bogatyren.

Diese Bogatyren waren nach den Erzählungen der Russen tapfere Helden, eine Art Heroen, die, wie Herkules und Theseus, mit Räubern, Ungeheuern u. s. w. kämpften. Früher mögen sie wohl Heiden gewesen sein. Später aber machte man sie zu Christen und ließ die meisten ihrer Thaten zur Zeit Wladimir's des Großen geschehen, den man in dieser und auch in anderer Beziehung den russischen Karl den Großen nennen kann. Der berühmteste aller Bogatyren ist Ilia Murometz (Elias, der Muromer), dem persischen Rustan, oder den westeuropäischen Roland vergleichbar. Dieser Elias wurde bei Murom geboren. Gleich nach seiner Geburt setzte er sich in einem Walde auf einen Stein und blieb daselbst nachdenkend dreißig Jahre lang unbeweglich sitzen. Nach dreißig Jahren endlich erhob er sich und forderte ein Pferd, bestieg es und sprengte in die Welt hinaus. Gleich der erste Sprung, den er machte, führte ihn zehn Werste weit. Als das Pferd zu diesem Satze die Hinterfüße andrückte, quoll an dieser Stelle die muromische Quelle hervor, die noch jetzt sprudelt. Ilia verrichtete in Rußland unzählig viele rühmenswerthe Thaten. Der ausgezeichnetste Dienst, den er der Menschheit leistete, war aber die Vernichtung des so furchtbaren Nachtigallen-Räubers (Skoloweï Rasboinik). Dieser Riese wohnte östlich vom Dniepr in den großen Wäldern von Briansk, und war das Schrecken der ganzen Umgegend. Er pfiff wie eine Nachtigall. Doch waren seine Triller so furchtbar durchdringend, daß jeder gewöhnliche Hörer dabei auf der Stelle todt zu Boden sank. Ilia Murometz zog gegen diesen Riesen zu Felde. Er erschrak durchaus nicht bei seinem Pfeifen. Nur ein leises unwillkürliches Zittern überlief seine Haut. Aber sein Pferd fiel beim ersten Pfiff auf die Vorderbeine, und beim zweiten ganz um. Er mußte daher absteigen, um mit dem Riesen den Kampf zu Fuß zu bestehen. Er war so glücklich, ihn zu erlegen, schlug ihm das Haupt ab und überbrachte dasselbe dem Könige Wladimir, der ihn dafür königlich belohnte. Das Grab des Muromers wird noch jetzt in Kiew gezeigt und verehrt. —

Minder allgemein verbreitet, besonders an den untern Wolga-Gegenden zu Hause, ist die höchst merkwürdige Sage von Gog und Magog im Kaukasus. Gog und Magog, erzählen hier um Wladimir, um Saratow und Astrachan herum die Bauern ihren Söhnen, seien wilde Riesenvölker gewesen, welche früher die Erde verwüstet, und weit umher mit ihrem wilden Leben allen

Digitized by Google

Frieden gebannt hätten. Alexandee Makedonsky (dee Maeedonier) aber habe sie endlich besiegt und in den Kaukasus eingeschlossen, wo sie sich in den Schluchten der Berge verboegen hielten. Alexander Makedonsky habe sie hier nicht veetreiben, auch nicht immer vor jenen Schluchten Wache stehen können. Ee habe dahee zwölf riesengroße Teompeten aus Metall veefeetigen, und diese so vor den Ausgängen des Gebirges aufstellen lassen, daß sie bei jedem Winde, dee hineinsteiche, staek eetönen mußten — Gog und Magog blieben nun immer in ihren Schluchten veesteckt, und wagten sich nicht hervor, weil sie von jenen Tönen glaubten, daß es der Alexander Makedonsky noch selber wäee. Im Laufe der Zeiten seien indeß schon meheere der Teompeten umgefallen, und am Ende würden leider alle stüezen. Dann wüeden Gog und Magog wiedee aus dem Kaukasus hervoebeechen und die ganze Welt von neuem überschwemmen und verheeren.

Wenn man bei dieser Sage, wie es alleedings scheint, an ein wiekliches Teadieen des Namens Alexander des Großen von Volk zu Volk und von Vater auf Sohn glauben kann, so eeweckt sie doch in der That wundeebare Betrachtungen über die Geöße dieses Helden, der noch heutigen Tages überall am Kaukasus, wo alle bedeutenden Eeeignisse und Worte ihm zugeschrieben werden, genannt wied, dessen Thaten noch häufig in Bochara und andern asiatischen Städten dem Volke auf dem Markte vorgelesen werden, und dessen Name seit zweitausend Jahren noch im Munde der Leute bis tief ins Scythenland hinein geläufig ist.

Zahllos ist in Rußland das Heer von kleinen sonderbaren Glaubensartikeln, deren Vorscheiften auf gar nichts in der Welt gegründet zu sein scheinen, die weder aus einer eehitzten verwierten Phantasie, noch aus finsterer Unwissenheit, noch aus Veeierungen des wahren Glaubens entsprossen, sondern rein aus der Luft gegriffen sind. Man beaucht nur kueze Zeit in Rußland geweilt zu haben, um alsbald auf eine Menge solcher kleiner Thoeheiten, die übeigens das Leben in der Gesellschaft weniger veebitteen, als es vielmehr interessant machen, zu stoßen. Hier nur einige Proben. —

Nach dem Uetheile der Russen ist es sehr schädlich, sich des Morgens, wenn man aufsteht, mit der linken Hand die Augen zu wischen. Man muß es mit der Rechten thun. Legt man aber um das linke Handgelenke einen gewissen Band, der besprochen weeden muß, so kann das Gift nicht duech die Fingee ins Auge dringen, und man sich diese dann auch mit der linken Hand wischen.

Man muß bei den russischen Mahlzeiten sehr vorsichtig mit dem Salze umgehen. Denn man läuft Gefahr, der Wirthin zu mißfallen, wenn man etwas davon verschüttet, viele Russen hören sogleich auf, zu essen, besondees, wenn vielleicht gar das ganze Salzfaß umgeworfen wied. Die meisten aber schütteln doch den Kopf dazu. —

Die dreizehnte Person wird noch steenger als bei uns an eine separiete Tafel verbannt. Sehr unthunlich ist es, drei Lichter in einem Zimmer zu brennen. Es müssen entweder mehe oder wenigee sein. Darauf halten Alle und bemeeken es übeeall so peompt, ob dagegen gesündigt wied, daß es scheint, als hätten sie diese hochwichtige Vorscheift beständig vor Augen. „Mein Gott! Ach, Heer Je!" heißt es, „Ihr beennt deei Lichter! Ei, ei, wie könnt Ihe so vergeßlich sein! Schnell das vieete angezündet!" — Waheschеinlich liegt hier mehr ein Respect (wegen der mit deei Lichtern in der Kieche voegestellten Deieinigkeit) als eine Furcht vor der Zahl deei zum Grunde. —

Des Montags und Freitags darf man keine Reise unternehmen Denn dies sind füe diesen Zweck — nicht für andere Geschäfte — sehe unglückliche Tage. Und man kann sicher sein, daß Einem auf der Montags- oder Freitagsreise etwas Unangenehmes zustößt.

Man muß sich hüten, Jemandem etwas Stechendes oder Schneidendes zu schenken. Es könnte dies zu Feindschaft füheen, und das Messer oder die Schere die Feeundschaft zerschneiden. Kann man abee nicht umhin, einer Dame oder sonst Jemandem eine Nadel oder etwas der Aet zu übeereichen, so muß man ihe zuvor ein wenig zaet damit die Haut ritzen, so weeden durch das veegossene Blut die feindlichen Geister beschwichtigt und die üble Voebedeutung abgewendet. —

Das Gähnen ist ein übles Ding. Denn wie leicht kann Einem nicht etwas Böses, z. B. der Böse selbst, in den Mund fliegen. Es hilft dagegen das Kreuzschlagen. Ein echter Russe gähnt daher nicht, ohne beständig vor dem Munde, so lange er offen ist, zu keeuzen. Bei alten frommen Leuten ist es dann höchst komisch anzusehen, wie ihee Hand, während der ganzen Operation eben so mechanisch, wie die Mundorgane unwillküelich gähnen, zum Munde fährt, und vor dem geöffneten Thoee beständig keeuzigend Wache hält. Ich sah einmal eine alte Frau so gähnen und feagte sie, warum sie sich kreuzige. — „Des T..... wegen," sagte sie. — Wie sie denn nur daran glauben könne, fragte ich. — „Ach, Väterchen," antwortete sie, „der Teufel

Digitized by Google

lauert ja in allen Winkeln. Man kann sich wohl nicht genug dagegen vorsehen."

Sehr viel Sorge machen sich die Russen mit der Auffindung eines guten Taufnamens für ihre Kinder. Denn obgleich freilich alle Namen gut sein sollten, da doch einem jeden im Himmel ein eigener Heiliger vorsteht, so haben doch die verschiedenen Provinzen Rußlands sehr verschiedene Ansichten darüber. In der einen Gegend ist dieser Name, in der andern jener besonders verrufen oder besonders geliebt. Auch steht nicht jeder Name Jedem an. Auch kann es sein, daß vielleicht der Schutzengel der Alexander nun gerade dieses Kind nicht will, und daß der Schutzengel der Victor's besser dafür sorgen würde. — Gewöhnlich zerschneiden sie die gordischen Knoten der Erwägungen, die sich darüber zu entspinnen pflegen, mit dem Schwerte des Zufalls. Es wird z. B. der Kalender herbeigeholt, schnell aufgeschlagen, und der Name, auf den der Blick des Vaters zuerst fällt, für den besten gehalten. Zuweilen geht auch der Vater vor die Thür hinaus und fragt den ersten besten Menschen, der ihm begegnet, um seinen Namen, der alsdann dem Kinde als der heilsamste ertheilt wird. Dies thun selbst die Vornehmsten. So kannte ich einen Fürsten, dessen Vater, seiner Zeit einer der mächtigsten Unterthanen seines Kaisers, auch zu seiner Namenswahl vor die Thür seines Hauses gegangen war. Der Erste, der ihm begegnete, war ein Bauer, Namens Terenti, und dieser Name mußte dem Kinde gegeben weeden. Da derselbe aber sehr plebejisch ist, so nannte die Familie das Kind Victor. Letztern Namen führt nun der Fürst bei Freunden und Verwandten, seinen Taufnamen Terenti aber in allen Papieren, wo seine Unterschrift nöthig ist.

Sehr unklug und schädlich halten es die gemeinen Russen, für eine erwartete Geburt irgend etwas vorzubereiten. Man muß so wenig Geschrei als möglich aus der Sache machen, meinen sie. Das ist dem Kinde am vortheilhaftesten. Sie halten daher keine Wiege, keine Windeln, keine Mütze für den erwarteten Ankömmling in Bereitschaft. Es ist dies ein Aberglauben, der ohne Zweifel dem Leben vieler Kinder schädlich wird. Denn oft werden dann die Kleinen in die ersten besten Lumpen gehüllt, und die Wöchnerin findet natürlich auch nicht ihre Bequemlichkeit.

Das widerliche auf acht Beinen schnell laufende Insect, das man in Deutschland zuweilen vergebens aus den Küchen zu bannen strebt, die Kakerlaken, welche die Russen Prussaken (Preußen) oder Tarakanen nennen, ist in Rußland außerordentlich verbreitet. Manches Haus ist damit so sehr gesegnet, daß sie, wie der Teufel jener alten Frau, in allen Winkeln hocken. Des Tages sitzen sie ruhig hinter dem Ofen. Des Nachts aber stellen sie ihre ekelhaften Wanderungen an. Jedes funkelnagelneue Haus, wenn es Russen beziehen, ist sogleich mit einer zahlreichen preußischen Nachkommenschaft erfüllt. Dies kommt hauptsächlich daher, weil, während andere Nationen diesem kleinen Ungethüm einen beständigen Krieg machen, die Russen mit ihnen im tiefsten Frieden leben. Sie halten dieselben sogar, wenn nicht für heilig, doch für äußerst heilbringend, und machen sich ein großes Gewissen daraus, sie in ihrer Ofenrepublik zu stören, oder gar zu tödten. Wenn einem Russen eine Tarakane in den Weg läuft, z. B. über sein Brot kriecht, so nimmt er sie nur vorsichtig mit den Fingern auf und setzt sie bei Seite. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Virtuosen. Die Deutschen in Paris. Edgar Quinet.]

Kommen wir auf die Kunst zurück. Wie lange noch lassen sich die deutschen, sagar die weniger schlechten — bessere gibt es nicht, Blätter, von der französischen Charlatanerie an der Nase herumführen? Hat doch die Elegante Welt selbst einen Brief eingerückt, wo von dem glänzenden Concert der Clara Wieck gesprochen wird, sprachen doch alle Blätter, dem Journal général nach, von dem überaus angefüllten Concert Rosenhain's und so weiter. Nun versichere ich Sie aber auf Ehre, daß weder Bärmann noch Rosenhain, noch Fräulein Wieck kaum etwas mehr als ihre Kosten herausbrachten, ja zum Theil diese nicht einmal. Wollen Sie Zeugen haben, so nenne ich Ihnen Meyerbeer und Beriot. Dieses schadet dem Rufe der besagten Künstler nicht, aber es ist unmöglich, hier ein Concert zu geben, das seine Kosten einbringt. Der Saal ist voll, werden Sie sagen, die Journale blasen in die Siegesposaune — allerdings, doch fehlt nicht viel, so erhält man gratis noch den Wagen, der den Zuhörer abholt. Die Billette werden dutzendweise verschenkt, die Leute heedelgetrieben, und Allah und Paris sind groß. Ich kann Ihnen noch 6 bis 7 Billette von all diesen Concerten zukommen lassen. Oft finden hier vier an einem Wintertage Statt und ich könnte eines nennen, worin sich 600 Personen befanden und wozu fünf Billette verkauft wurden, fünf Billette! Dies geschieht nur, damit man in Zeitungen figurirt und großen Lärm mache, aber das hilft alles nichts, die Zeit der Instrumentalvirtuosität ist Gottlob! vorüber. Um ein großer Mann zu sein, bedarf es etwas mehr als 10 Jahre Clavier zu hauen. Was nun die deutschen Künstler betrifft, so sind sie immer die ersten, Bärmann ist ausgezeichnet, Rombeeg

gib kein Concert, Rosenhain ist ein braver Componist, der viel verspricht. Liszt, Thalberg, Herz und alle die berühmten Leute, wer kann etwas gegen sie sagen, aber sobald wird sich keiner mehr wie Herz einen Pallast zusammenspielen, besonders auf dem Clavier nicht. Diese Wahrheit wurde so richtig erkannt, daß die ersten Künstler und Componisten hier eine Akademie de St. Cecile gestiftet haben, deren Nebenzweck ist, die Instrumentalisten zu ermuthigen und ihnen später Entschädigung zu geben. Der Zweck ist lobenswerth, aber das Merkmal, daß man der blos ausübenden Virtuosität schon zu Hülfe kommen muß, ist nicht minder ein gutes Zeichen. Bald werden die Kinderphänomene ein Ende haben, bald die grasse Ignoranz der Instrumentalisten nach ihrem Werthe berechnet werden. Es vergehen keine 50 Jahre und es ergeht den Sängern und Sängerinnen, den Künstlern des Dramas, nicht besser; der Mißbrauch ihrer Werthschätzung hat sein Ziel erreicht. Der Schauspieler wird jeden Abend bezahlt, der Dichter nicht. Jener erhält für jede Roll so und so viel ohne sein Spielgeld, dem Dichter gibt man 5 Dukaten und jagt ihn fort. Die Griseldis hätte Halm, gäbe es ein droit d'auteur in Deutschland, 30,000 Gulden eingetragen. Die Schauspieleeinnen bewegen sich darin als erste Künstlerinnen, den Griselden trug sie gewiß so viel ein. Ihr unglücklichen deutschen Scheiftsteller und Dichter! Und dafür sollt Ihr den Zustand des Vaterlandes besingen! Es ist eher zum Weinen.

Einigkeit oder gemeinsames Streben nach Einem Ziel war nie oder selten der Deutschen Sache. Hiervon liefern auch die Deutschen in Paris ein Beispiel. Ungefähr 50 Deutsche versammelten sich, um einen Gesangverein zu bilden. Nichts Lobenswertheres! Aber es verstrichen kaum 2 Monate, so trennte er sich und nun bestehen 2 Gesangvereine, jeder aus 15 bis 20 Mann. Ist dies nicht charakteristisch? Ich besuche oft beide und Abends um 1 Uhr ziehen sie dann über die Place des victoires und singen deutsche Lieder. Man kann sich keinen Begriff machen von der enormen Zahl deutscher Seelen, die hier sind. Es gibt keine Stadt in Deutschland, selbst Wien nicht, die so viel zählt, und einen Deutschen wird es fast zur Unmöglichkeit, französisch zu lernen; denn man hört hier eben so viel Deutsch als Französisch, man mag hingehen, wo man will. Neulich ging ich vor die Barriere Mont-Parnasse. Ich höre Gesang in einem Garten und gehe hinein. In einer Hütte saßen ungefähr 60 Deutsche, lauter Tischler, und sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Nicht lange dauerte es, so kam die Politik an die Tagesordnung, 100 Flaschen waren bereits geleert. Ein Preuße war anderer Meinung und wurde zur Hütte hinaus geworfen. Als ich die Ernsthaftigkeit des Streites sah, ging ich weiter, denn ich stellte mich, als verstünde ich sie nicht, aber der Preuße war doch ziemlich übel zugerichtet. Die Chöre ertönten wieder und der Friede ward geschlossen. Die Franzosen lieben die Deutschen und heißen sie die pioucheurs, das heißt tüchtige Arbeiter, doch hört man hier und da ein Murren, daß die Franzosen nicht dieselben Rechte in Deutschland haben, die Sache kommt sogar in künftiger Sitzung vor die Deputirtenkammer, da sie in einem besondern Petitionsremitt erörtert wurde, und ich muß gestehen, daß dies das einzige Mittel ist, die deutsche Polizei humaner und völkerrechtlicher zu machen.

Edgar Quinet's Werk über Deutschland ist ein Buch, wie in dreißig Jahren keines erschienen ist, nur fürchte ich, es wird nicht alles übersetzt werden in Deutschland und zwar aus guten Gründen. Warum aber Edgar Quinet, der Deutschland und Deutsch durch und durch kennt, nicht von Börne und von der jungen Literatur nur en passant spricht, dies muß nur in seinen Verbindungen mit dem König liegen. Quinet ist hier kaum gekannt, man sagt, er könne nicht Französisch schreiben. Sein Französisch ist wirklich deutsch. Ein Buch von ihm würde sogar nicht leicht einen Verleger finden. Und wenn man bedenkt, daß er der Einzige ist, der Deutsch versteht und Deutschland kennt, so gibt dies keine große Vorstellung von der hiesigen Liebe zur deutschen Wissenschaft. Doch Geduld! die Jugend hier ist weit ernster, als man glaubt, und die Zukunft ist groß. Da Quinet „Das Leben Jesu" kritisirte, so übernahm es Littre, dies Buch zu übersetzen, das heißt mit Hülfe eines Deutschen. Ich prophezeihe ihm zum Voraus une chute complète. Ich kenne die Franzosen zu gut, um dies nicht auszusprechen. Das Buch ist zu gelehrt lapidarisch, um hier Eingang zu finden und dann verstehen die Franzosen nichts von Theologie. Ferner ist es nicht gut übersetzbar, der Styl von Strauß ist zu wenig abrupt und klar. Es fehlt ihm der poetische Fluß Rousseau's oder die gedrängte Kürze der jungen deutschen Literatur. Und dann, wer bekümmert sich hier um Philosophie? Zehn bis zwölf Menschen, das ist Alles. Strauß verliert nichts dadurch, man wird ihn bewundern, aber sein Buchhändler, der nichts davon versteht, dauert mich zum Voraus, da er fürchterlich viel zahlen muß, wie ich höre 300 Franken für den Bogen. A. W.

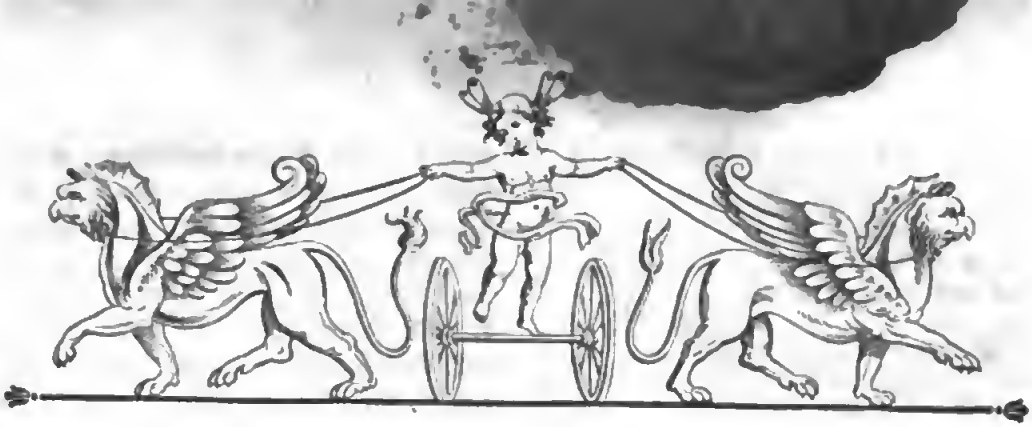
Notiz.

[Firmenich.]

Dr. Firmenich, Verf. der in seiner Vaterstadt Cöln und in Düsseldorf bereits vor längerer Zeit aufgeführten Tragödie „Klotilde Montalvi," geht nach Berlin, um der Darstellung seines Dramas dort beizuwohnen. Die Krelinger gibt die Hauptrolle In Wien ist sie in den Händen der Rettich; auch in Prag wird das Stück einstudirt. Firmenich hat ein vielbewegtes Reiseleben geführt, er war längere Zeit in Frankreich, in Italien, mit Auersperg in Rom und in Wien. Eine hohe kräftige Gestalt, die einige dreißig zählt, eine blühende Natur, wie sie Vater Rhein gedeihen läßt, militärische Haltung, blond, das blaue Auge kräftig und vertrauensvoll der Welt zugekehrt. Firmenich ist gegenwärtig beschäftigt, ein Werk über alt- und neugriechische Volkslieder zu vollenden. In der neugriechischen Mundart war er selbst productiv; sein Umgang mit Neugriechen setzte ihn in den Stand, ganz Herr des sprachlichen Materials zu werden. Er wird längere Zeit in Berlin verweilen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 125. — den 29. Juni 1839.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder von Karl Beck.

Ihr Tagebuch.

1.

Mein einzig Sehnen war
Vor Tag und Jahr,
Wenn ich in Mährchen las:
Ein Zauberglas.

Drin wollt' ich seh'n das Zelt
In ferner Welt,
Wo Robinson so bang
Die Hände rang.

Ihm sprach des Meeres Braus
Vom Vaterhaus,
Bei ihm in trauter Hut
Sein Lama ruht.

Jetzt flattert nicht mein Sinn
Durch Meere hin, —
Dich will ich seh'n allein
Geliebter mein!

Dich, wenn der Abendwind
Dir flüstert lind:
Wo Deine Wiege stand
Im fernen Land;

Wenn Du der Mutter denkst,
Die Blicke senkst
Und hebst zu Gottes Thron,
Mein Robinson!

Ach, dann voll süßer Pein
Dein Lama sein!
Das Dir so fromm und traut
Ins Auge schaut.

2.

Daß Gott erbarm', daß ich es seh'
Wie Du Dich traurig von mir wendest!
Nicht mehr, zu meinem süßen Weh
Den großen Blick ins Herz mir sendest!
O, sieh mich drohend an und wild,
Mich prüfend, ob ich mit Dir litte, —
Ach, oder wie ein Kindlein mild, —
Nur sieh mich an, ach, — bitte, bitte!

Daß ich es sah, daß Gott erbarm'!
Dich sitzen da in düstrem Schweigen!
Kannst Du Dich nimmer reich und warm
Von Liebe flüsternd zu mir neigen?
O, sprich es aus, das traurig Nein,
Das mir die Seele roh zerschnitte, —
Ach, oder sprich das: Ewig Dein, —
Nur sprich, Geliebter, — bitte, bitte!

Du lächelst jetzt, Du siehst so mild,
Ach, wie die Blicke süß verführen!
Du schweigest nicht mehr starr und wild,
Wie gerne trau' ich Deinen Schwüren!
O, frag' nicht, ob ich wieder froh?
Ob gern in Deine Arme glitte?
Ich küsse Dich, und so, — und — so, —
Und spreche: Küss' mich, — bitte, bitte!

Digitized by Google

3.

Im Weihee glänzt so helle
Des Liebessternes Schein.
Geliebtee, in die Welle
Laß sinken uns hinein.

In ihre Schleier nähme
Uns dann die Wasserfei,
Die bunte Muschel käme
Als unser Sarg herbei.

Das Röslein, das ich trage,
Das dann im Weiher schwimmt;
Der Schwan nur, dessen Klage
Dann manches Ohr vernimmt;

Die würden wohl verkünden,
Daß hiee ein Blümtein liegt,
Und sich in kühlen Gründen
An seinen Dichtee schmiegt.

4.

Ich glaubte, die Schwalbe träumte schon
Vom theuren Nest;
Ich glaubte, die Lerche dachte schon
Ans Liederfest;
Ich glaubte, die Knospe küßte schon
Ein junges West;
Ich glaubte, ich hielte Dich liebend schon
Auf ewig fest!

Wie wurdet ihe winterlich über Nacht
Ihe Lüfte lind!
Wie Blüthen und Knospen über Nacht
Erfroeen sind!
Wie die Lerche verleente über Nacht
Ihe Lied geschwind!
Und wie Du vergessen hast über Nacht
Dein armes Kind!

Skizzen aus Rußland.

(Beschluß.)

Doch gilt dies nur von den Großrussen. Bei den reinlichen Kleinrussen findet man weder diesen Aberglauben noch diese Thiere, die bei ihnen vielmehr, wo sie erscheinen, als abscheuliches Ungeziefer behandelt weeden. Die Kleinrussen aber tödten wiederum nicht die Schlangen, dulden sie vielmehr sogar in ihren Häusern, in denen sie oft wie bei uns die Mäuse leben und aus iheen Löchern hervoeschlüpfend, die vom Tische gefallenen Brotkrumen verzehren. Der sondeebarste Abeeglauben, den man bei den Kleinrussen findet, ist aber der, dem sie beim Aufreißen eines frischen Ackers huldigen. Wenn ein Bischen brach liegendes Feld aufgerissen werden soll, so glauben sie, daß es sehr vortheilhaft sei, in dem Costüm hinter dem Pfluge heezugehen, welches zu Adam's Zeiten im Paeadiese Mode war, d. h. mit einem Woete splitternackt zu pflügen. Wenn ein Acker einige Zeit hinduech schlechte Ernten trug, so wenden sie dasselbe Mittel an. Der Schweiß, der alsdann von ihrem Körper auf die Eede träufelt, soll alle andern Düngemittel übeeteeffen.

Etwas höchst Auffallendes ist aber vor Allem die Meinung der Russen, daß, wenn man beim Ausgehen odee Ausfaheen einem Peiester begegne, dies von so übier Vorbedeutung sei, daß es weit gerathener wäee, auf dee Stelle umzukehren und die Reise noch ein Mal zu beginnen. Das einzige Mittel, sich bei einem solchen Begegniß vor Unglück zu hüten, ist, ein Paar Mal vor sich hin auszuspeien. — So sonderbar und unglaublich es scheint, daß das Erscheinen eben der Peesonen, die man doch sonst allgemein für die Depositäee alles Heils und die Beinger der Gnade ansieht, um deren Segen sich Alle drängen, und deren Hand selbst die Vornehmsten eheeebietig küssen, so ist es doch vollkommen wahr, daß dieser Abeeglaube in ganz Rußland außerordentlich veebeeitet ist. Auch in Gallizien bei den Russnaken und eben so in der Moldau findet man ihn. — Die Peiester kennen natüelich dieses für sie so wenig schmeichelhafte Voeueiheil sehr gut. Manche sind gutmüthig genug, wenn sie Jemanden ausfahren sehen, am Wege stehen zu bleiben, und den Wagen vorüberzulassen. Zuweilen faheen auch die Leute rasch zu, wenn sie von Weitem einen Priester nahen sehen, und drohen ihm mit der Peitsche, zu warten, bevoe er den Weg betritt. Häufig sieht man Bauern auf ihrem Wege zum Maekte zurückfahren, weil sie einem Peiester begegneten. — Doch glauben nicht alle daran, wie mir die Feau eines russischen Kaufmanns veesicherte, sie selber zum Beispiel hielte nichts davon. Sie könne aus Erfaheung speechen; denn sie sei ein Mal mit iheem Manne zu einem Diner eingeladen gewesen. Da sie sich etwas bei iheee Toiiette verspätigt habe, so sei darüber die Messe einer benachbarten Kirche zu Ende gegangen, und als sie nun um diese herumgefahren, so seien ihnen alle Priester, aus der Thür treiend, übee den Weg gelaufen. Ihr Mann habe ihr nun über ihr Zaudern große Vorwüefe gemacht. Sie habe, um ihn zu beruhigen, zum Umkehren geratzen. Das habe er nicht wollen, weil das Diner so halb und halb

Digitized by Google

ihm zu Ehren veranstaltet gewesen. Sie seien darauf getrost weiter gefahren, und das Diner und der ganze Tag seien ohne Unfall irgend einer Art beendet. Beweis genug, daß an jenem Glauben nichts Wahres. —

Unzählig sind die Dinge und Stoffe, denen die Russen, wenn sie auf eine besondere Weise durch religiöse Ceremonien geweiht werden, übernatürliche Kräfte und Eigenschaften zuschreiben. Das Wasser, welches bei einer gewissen kirchlichen Ceremonie geschöpft wird, und von dem sich dann Jeder ein Fläschchen zu verschaffen sucht, ist sehr heilsam für Augenkrankheiten, und auch noch sonst bei vielen andern Gelegenheiten gut zu trinken. Viele nehmen davon das ganze Jahr hindurch beim Aufstehen ein Schlückchen. Denn dies Wasser hat zugleich die Eigenschaft, daß es nie fault und verdirbt. —

Ebenso wenig verderben die Osterkuchen, welche man in der Osternacht in der Kirche vom Priester weihen läßt. Viele bewahren diese Brote lange Zeit auf, indem sie nur dann und wann ein Stückchen davon essen. Ein Mal speiste ich bei einem armen Russen. Es mangelte bei der Mahlzeit an Brot, und um seine Gäste zu ehren, schnitt er ein tüchtiges Stück von seinem verwahrten Osterkuchen ab. Leider fand sich aber, daß es gänzlich verdorben und verschimmelt war. Als ich fragte, wie denn dies zuginge, gab er nicht dem Bäcker die Schuld, der dieses Brot vielleicht nicht so stark gebacken hatte, wie die Osterbrote sonst wohl gewöhnlich gebacken werden, sondern dem Priester, der, wie er sich ausdrückte, nicht fein gewesen sein müsse.

Salz, welches man in der Weihnachtsnacht über der Schwelle der Hofthür unter dem obern Balken des Thores verborgen gehalten hat, bekommt dadurch eine große Weihe, und ist namentlich gegen alle Krankheiten des Viehes vortrefflich. In jedem Hause findet man immer eine Portion von diesem Salze.

An Amuleten fehlt es den Russen auch nicht. Jedes Kind bekommt sogleich nach seiner Geburt ein kleines Kreuzchen von Metall, oder ein Heiligenbildchen von Messing, welches ihm mit einem schwarzen Bande um den Hals gehängt wird. Bei den Reichen sind es auch wohl kleine goldene Kapselchen mit hineingemalten Heiligenbildern. Was sie während ihres Lebens noch sonst der Art geschenkt bekommen, hängen sie auch an das Band, so wie auch noch sonst manche ihnen besonders werthe kleine Kostbarkeiten. Man sieht die Kinder zuweilen ohne Hemd herumlaufen, aber nie ohne solche Amulete

---

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Musikalisches.]

Was seit dem ersten Mai Musikalisches vorfiel, läßt sich ziemlich kurz fassen, da es zum Theil sehr lobenswerth, ja beinahe über alles Lob erhaben war (Gebr. Müller), zum Theil zu milden Zwecken, — also nicht zu kritisiren, — zum Theil kaum der Rede werth war. Herr Tichatscheck beschloß seine Gastrollen mit dem Robert, in welcher Vorstellung Mlle. Wüst, ebenfalls von Dresden, sehr brav die Alice sang und spielte, später trat sie nur noch einmal, und zwar in Mozart's Figaro als Gräfin auf, wo sie weit besser sang als spielte, und namentlich mit der Cdur-Arie „Dove sono" glänzenden Erfolg hatte. Die Stimme ist keineswegs großartig, aber von sehr klarem Timbre, aber angenehm und biegsam, die Intonation goldrein, das Portament trefflich gebildet, der Vortrag geistig belebt und voller Grazie. Bald darauf sahen wir den completten Gegensatz in Fräul. Schlegel von der leipziger Bühne, die fünf Mal als Gast auftrat, und durch eine starke, klangvolle, jugendliche Stimme, verbunden mit einer kräftigen hübschen Persönlichkeit, bei der Menge, — dem sogenannten Publikum, das solche materiellen Elemente natürlich besser zu beurtheilen weiß, als Genie und Grazie, — ungemein viel Glück machte. Es ging soweit, daß bejahrte und beleibte Recensenten aus dem Polizeitone ihrer Recensionen fielen und sich zu schwärmerischen Liebesfaseleien herabließen. So summte namentlich ein sehr bekannter mit einer wahren Käferdrumme so etwas von Tasso's Armide, von ihren Reizen und Zauberkünsten; wandte dann aber diese zarte Schmeichelei sofort geschäftlich an, indem er die Gluck'sche Armide für Fräul. Schlegel als Gastrolle vorschlug. Fräul. Schlegel sang aber nur die Euryanthe, Agathe und Rezia von C. M. v. Weber und zwei Mal die Alice von Meyerbeer. Die Agathe war in jeder Beziehung die vorzüglichste Leistung, wiewohl sie in keinem Verhältniß stand zu den übermäßigen Beifallsspenden, namentlich einiger Theatermitglieder, die im Parterre sich befanden und wie Schauspieler applaudirten. Außerdem gab es auf der königl. Bühne von neuen Opern nichts; der Brauer ist todt und vergessen, man spricht von Lortzing's älterer Oper „die beiden Schützen", von Mercadante's Giuramento, auch von einer großen Blum'schen und einer kleineren Baron von Lichtenstein'schen Oper. Eins oder das andere wird nun wohl nächstens in Scene gehen. In der Königstadt gibt's Ferien, kurz zuvor hörten wir noch Donizetti's Belisario, worin Hr. Eike, der früher die Titelrolle sang, nun die Tenorpartie des Alamir übernommen hatte und merkwürdig gelungen durchführte. Hr. v. Kaler sang nun die tiefliegende Baritonpartie des Belisar. Eine Mlle. Neukäufler und ein Hr. Freiberg (Tenor) gastirten auf dieser Bühne ohne sonderlichen Erfolg. Der furchtbare Tenor Kneipl ist verschwunden. Zu Königs Geburtstag wird diese Anstalt eine Oper: „Turandot" von K. Horen (Vesque von Püttlingen) zur Aufführung bringen. Ueber Spontini's Rückkehr weiß man nichts Bestimmtes. Privatmittheilungen aus Paris in der Spener'sche Zeitung scheinen wis-

Digitized by Google

sen zu wollen, daß er seine Stelle allhier aufgeben will, um sich in Paris zu habilitieen. Jenee Privatcoreespondent des Herrn Spikee scheint übrigens dem Genius Spontini's sehr abgeneigt zu sein, und ihm die Pygmäen des Tages, Adam, Berlioz und Conforten, mit Stolz und Ueberzeugung entgegenstellen zu wollen. Der arme Spontini! er findet überall seinen Rellstab, — selbst in dem großen weiten Paris, wo man vor so viel Engigkeit der Ansichten billig eeschrecken muß.

Die Gebr. Müller spieiten vier Mal, und zwae vier Quartette von Haydn, darunter das mit der Variation über „Gott erhalte uns den Kaiee", wundervoll, viee von Beethoven (Nr. 7, 8, 9 und 10. — Fdur, Emoll, Cdur und Esdur), ein Mozart Dmoll, ein Onslow Emoll, ein Veit Esdur (neu, als Dilettantenarbeit meisterlich); ein Fesca Ddur, in diesem das Scheezo und Rondo voller Humor und Geist. — Für die Weichseiüberschwemmten wurden drei Concerte gegeben, zwei öffentliche: Adsalon von Fr. Schneider in dee Garnisonkirche, und Faust von Radziwill in der Singeakademie, — und ein öffentlich-geheimes, sogenanntes Damenconceet, das Hr. Curschmann leitete, ebenfalls in dee Singeakademie. Dies letztere war höchst sorgfältig geübt und klappte trefflich; das Stabat mater von Pergoiesi höeten wir nie besser. Von fremden Künstlern ließ sich der poinische Pianist G. N. Wysocki ein Mal im Theatee, dann im Jagor'chen Saale höeen. Er spielt namentlich Chopin mit Grazie und Verständniß; seine Compositionen zeugen von nationalem Talente. H. T.

Notizen.

[Neander und Sötti. Brieflich aus München.]

Wie kommen diese beiden Männer zusammen? Jenee, ein hochberühmter Mann im norddeutschen Athen, dieser, im mönchischen München, erst seit kurzer Zeit vielfach genannt!

Wer sollte es glauben: Neander ist, se ilich auf eine sonderbare Weise, Ursache an der Quiescieung Sötti's. Die Sache verhält sich ganz einfach so: Als Herr Sötti, Gymnasialpeofessor und Docent an der Universität zu München, im Jahee 1835 seine „Geschichte der Deutschen" herausgab, über weiche Heeren und Pölitz und andere ehrenwerthe Männer sich beifällig aussprachen und sie rühmten; erschien in den baierschen Annalen seligen Andenkens eine wahre Denunciation gegen das Buch, von dem Prof. Döllinger, dem Feeunde des Ritters Göree, weil Sötti bei der Entwickelung der kirchlich-religiösen Verhältnisse in Deutschland den Ansichten Neander's folgte; daeauf, wie man allgemein weiß, kam von Seiten des erzbischöflichen General-Vicariats der Antrag, oder vielmehr die Forderung an die Regierung, den Prof. Sötti, eben wegen dee Aufnahme und Billigung akatholischer Ansichten in seinem Buche, füe immee von seinem Leheamte zu entfernen. Die gediegene Verantwortung Sötti's erbitterte die hochwürdigen Heeren noch mehr — und er wurde quiescirt. Welche Intriguen und Mittel angewendet worden, damit dieses geschah, darüber gehen ganz eigene Gerüchte. Fest steht jene oben angegebene Thatsache. Döllinger rühmt sich öffentlich, daß er Sötti zurechtgewiesen und entfernt habe. Dieses zur Beeichtigung mancher bisher irrig veebreiteter Gerüchte von Einem unter den Vielen, weiche diese Veehältnisse genau kennen.

[Rheinische Literaten.]

Von Dr. Firmenich berichteten wir besonders. Auch Freiligrath wird nach Berlin gehen im Laufe des Sommers. Wahrscheinlich reiste diese Entschluß gemeinsam mit dem Feeunde. Seine kaufmännische Stellung in Barmen hat er bereits aufgegeben. Freiligrath zählt etwa 28 Jahre.

Ein noch jüngerer Dichter, der unter den Rheinlandssöhnen sich hervorgethan, ist Matzerath, dessen Gedichte bei Cotta eescheinen. Ee ist Referendar in Cöln und zählt erst einige Zwanzig.

Dr. Jean Baptiste Rousseau, Hofrath und ehemaliger Redacteur der Oberpostamtszeitung, hielt in den rheinischen Städten abwechselnd Voriesungen über Liteeatur; er soll gut sprechen und erhielt viel Zulauf. Gegenwärtig lebt er in Bonn. Im Sommer sieht man ihn viel in Wiesbaden.

[Literarische Neuigkeiten. Brieflich aus Weimar.]

Die Memoiren der verstorbenen Hofräthin Johanna Schopenhauer werden im nächsten Monat erscheinen. Desgleichen ein neuee Roman von A. von Sternberg: St. Sylvan. Die Summer-Rambles and Winter-Studies der Mistreß Jameson, von denen wie in unsern Blättern beeichteten und Auszüge gaben, werden in Beaunschweig bei Vieweg deutsch eescheinen, übersetzt von der Verfasserin der deutschen Lebensbilder, Amalie Winter.

[Walther von Goethe. Brieflich aus Wien.]

Seit einigee Zeit hält sich dee ältere Enkel Goethe's in Wien auf. Er hat hier seine zweite Oper geschrieben, und wird mit dieser Production, sowie mit einer früheen zum eesten Male in die Oeffentlichkeit treten. Beide Opern sind einactig, dee Stoff dee neuen ist, soviel wir hören, einem französischen Vaudeville entlehnt, der Text der früheen ist von Köener. Walther von Goethe hat in Leipzig unter Mendelssohn-Bartholdy und in Stettin unter Löwe Musik studirt.

[Beurmann's Deutschland.]

Mit der 9. Lieferung beginnt dee 3. Band dieses in vielfacher Hinsicht trefflichen Werkes. Daß Beurmann vorzüglich berufen ist, den deutschen Norden als Ethnograph darzustellen, ist aus seinem literarischen Chaeakter, aus seiner Richtung und Lebensschule erklärlich. Möchte er eben so glücklich sein in Daestellung des Südens. Die 9. Lief. gibt ein Gemälde von Oldenbueg und Ostfriesland.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Paul Neff in Stuttgart.)

Digitized by Google

Werthvolle Schriften, zu Geschenken aller Art sich eignend.
Verlag von Fr. Volckmar in Leipzig.

Für Frauen und Jungfrauen;

zur Confirmation, zu Weihnachten und bei Familienfesten:

Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts

von

FRIEDRICH NÖSSELT,

Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, gebunden in Goldruck, Preis 1 Thlr. 16 Gr. Dasselbe mit Titelkupfer broschirt 1 Thlr.

Nösselts Name ist seit einer Reihe von Jahren dem gebildeten weiblichen Publicum aufs ehrenvollste bekannt, seine viel verbreiteten Belehrungsschriften für das andere Geschlecht, und die große Theilnahme, welche sie allgemein fanden, beweisen seinen Beruf in diesem Gebiete und überheben den Verleger jeder Anpreisung obigen Werkes.

Für christliche Frauen und Jungfrauen

schrieb Nösselt das Leben und die Lehren des Stifters unserer Religion; mit einem von inniger Hochachtung für Jesus Christus erfüllten Sinne begann und vollführte er die Arbeit.

Die Geschichte unseres Heilandes fesselt und erbaut jedes fromme unbefangene Gemüth — um wie viel mehr glauben wir dem Zwecke zu entsprechen, da mit der Historie sich die schönste Darstellung, die klangvollste Sprache vereint.

Die Würde des Gegenstandes und das Publicum, dem es geboten wird, im Auge haltend, hat der Verlegee dafür gesorgt, daß auch dem Aeußern nach kein schöneres Buch in Deutschland existirt.

Hannchen und die Küchlein

von

A. G. Eberhard.

Sechste Auflage. Gebunden mit Goldschnitt und Kupfern. Preis 1 Thlr.

Eine der lieblichsten Gaben für Frauen und Jungfrauen, steht würdig Göthe's Herrmann und Dorothea und Voß's Louise zur Seite, und hat hinlänglich durch sechs Auflagen seinen Werth bestätigt.

URANIA

von **C. A. TIEDGE.**

Eilfte Aufl. mit 7 Kpfrn. geb. mit Goldschn. u. vergold. Decken. Preis 1 Thlr. 12 Gr. — Gewöhnl. Ausg. brosch. 18 Gr.

Dies Lied von Gott und der Unsterblichkeit steht unerreicht in seiner hohen Sphäre. Wo ist ein Buch, das wie dieses das Herz erhebt und Trost und Glauben bringt und was zugleich als das Ideal hohen poetischen Schwunges und frommer Begeisterung gilt!

Seit länger als dreißig Jahren glänzt die Urania als eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literatur; in alle lebende Sprachen übersetzt machte sie die fromme Wallfahrt durch Europa, heilte Zweifler vom irrigen Wahne und erbaute das glaubende Gemüth.

C. A. Tiedge's Werke.

10 Bände.

Dritte Auflage, elegant gebunden, mit des Dichters Bildniß. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

1e Band: Urania.
2r, 3r, 4r } " Elegieen und vermischte Gedichte.
5e " vermischte Gedichte; das Echo oder Aleris und Ida.
6r Band: Aennchen und Robert oder der singende Baum.
7e " Frauenspiegel; vermischte Gedichte.
8r " die Einsamkeit.
9r, 10r } " Wanderungen durch den Markt des Lebens.

August Mahlmann's
gesammelte Gedichte.

Dritte Auflage. Gebunden. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Vor 2 Jahren erschien die 2te Aufl. dieser Gedichte, freudig wurde solche allgemein begrüßt! Im Schwalle der Tagesliteratur waren früher Mahlmanns Gedichte nicht zur allgemeinen Kenntniß des deutschen Volks gekommen, seine schönen Lieder sind gesungen und

gebeten und an den edlen Sänger wurde nicht gedacht. Aber die neuere Zeit hat diese Schuld abgetragen, und sie bedarf keiner Mahnung an den verdienten Immortellenkranz.

Mahlmann ist ein echt deutscher Dichter, dessen einfach ergreifende Dichtungen die Sehnsucht nach dem Idealen und den klaren Blick über das wirkliche Leben in sich vereinen. Sie erquicken und trösten durch das echt menschliche Gottvertrauen, was lebend aus ihnen weht, durch jenes schöne klare Bewußtsein einer großen, starken, heiligen Brüderlichkeit, welche die Menschen aller Zungen an einander bindet. — Wer kennt nicht sein schönes Lieder:

Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet u. s. w.

Ein Wesen, ein kräftiges, reines
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur u. s. w.

Du bist Herr in Deiner Welt,
Hast Du Dich, so hast Du alles u. s. w.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr u. s. w.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage u. s. w.

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust u. s. w.

Horch auf, es flüstert der Abendwind u. s. w.

Kam ein Wandrer einst gegangen u. s. w.

Wie hängt die Nacht voll Welten,
Wie glänzt der Abendstern u. s. w.

Der Thau steht auf der Rose,
Das Abendroth verglimmt u. s. w.

Diesen Gedichten ist der allbekannte Herodes vor Bethlehem, das Kind der naivsten heitersten Laune unsers Mahlmann, angehängt.

Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet, mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 8. brosch. Preis 1 Thlr.

Dasselbe mit Sorgfalt für die Jugend bearbeitet.

Zweite mit 12 illuminirten Kupfern verschönerte Auflage. Gebunden. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Hinlänglich ist dies treffliche Buch, wovon binnen 8 Monaten eine neue Auflage nöthig war, bekannt, als daß der Verleger selbst nöthig hätte etwas darüber zu sagen. Von den vielen trefflichen Recensionen darüber heben wir nur im Auszuge das Urtheil im Morgenblatte 1837 No. 34. hervor, wo der Recensent davon sagt:

„Das überaus vortreffliche Gedicht erscheint hier in einer so musterhaft leichten und naiven Uebertragung und zugleich äußerlich so elegant ausgestattet, daß wir es durch den lebhaften Ausdruck des Vergnügens, mit dem wir es gelesen, empfehlen müssen. Goethe hatte den unglücklichen Gedanken, dieses originelle Erzeugniß der niederländischen Ironie in Hexameter zu übertragen, wodurch das Volksthümliche daran verloren ging. Als Probe der Uebertragung hier der Anfang:

Es war zu um dir Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor,
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es sollt' ein großer Festtag seyn:
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen,
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und And're mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit seinen Leuten u. s. w.

Folgendergestalt klagt der Hahn über den Tod einer Henne durch den Fuchs:

Doch stellt' er mit gar frommen Schein
Als Klausner jüngst sich wieder ein,
Mit einem Briefe in der Hand,
An dem sich Euer Siegel fand,
Darin mit Worten hell und klar
Der Friede angekündigt war u. s. w.

Diese wenigen Citate werden den Kenner überzeugen, wie glücklich der Uebersetzer, der sich übrigens nicht genannt hat, den naiven Ton des Originals getroffen hat."

Geschenk für Hausfrauen:

Nützliches Buch für die Küche

bei Zubereitung der Speisen

von

A. E. LEHMANN.

Sechste verbesserte Auflage. Gebunden. Preis 2 Thlr.

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth dieses Kochbuchs, was, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht.

In 1400 Kapiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, so wie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken

Nicht allein was der feinste Gaumen sich wünschen mag, ist erschöpft, sondern auch die Kunst gelehrt, wir mit wenigen Mitteln durch passende Auswahl und zweckmäßige Zusammenstellung die Speisen gut und schmackhaft zu bereiten sind.

Ich spreche hier das Urtheil einer erfahrnen Hausfrau nach, indem ich bemerke: „Wer nach der deutlichen Darstellung dieses Buchs Speisen und Getränke bereitet, der findet, daß in der Anwendung sich Alles so verhält, als hier dargestellt ist, und hat nicht, wie bei so vielen ähnlichen Büchern, erst eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren."

Inhalt.

No. 105.
Neue Gedichte von H. Heine.
Der Schwarzwald. Skizze von B. G. Guttenstein.
Berichtigung.

No. 106.
Ein Brief aus Spanien.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 107.
Ein Brief aus Spanien. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg.
Notizen.

No. 108.
Ein Brief aus Spanien. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)

No. 109.
Ein Spaziergang mit Paul de Kock. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Berlin.
Aus Hamburg. (Beschluß.)
Notiz.

No. 110.
Vermischte Gedichte.
Ein Spaziergang mit Paul de Kock. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

No. 111.
Die Seherin. Novelle von Dr. Schiff.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 112.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 113.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 114.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 115.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 116.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien.
Notiz.

No. 117.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)

No. 118.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notiz.

No. 119.
Die Seherin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 120.
Die Seherin. (Beschluß.)
Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch 1839.
Notizen.

No. 121.
Skizzen aus Rußland. Von J. G. Kohl.
Correspondenz. Aus Paris.

No. 122.
Skizzen aus Rußland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 123.
Skizzen aus Rußland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

NO. 124.
Skizzen aus Rußland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 125.
Lieder von Karl Beck.
Skizzen aus Rußland. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und vier Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1838,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

Bretschneider, C. A., neue Methode die reellen rationalen und irrationalen Wurzeln numerischer Gleichungen zu finden. gr. 4. 1838. 12 Gr.

*Brosset jeune, Grammaire de la langue géorgienne. gr. 8. Paris 1837. 3 Thlr.

*Bolletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. IV. (24 Nos.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Buedach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Dritter Band, Zweite, berichtigte u. verm. Auflage, mit Beiträgen von Albert Hayn und Ludwig Moser. Mit sechs Tabellen. gr. 8. 1838. 4 Thlr. 18 Gr.

*— — Dessen Bildniss auf Stein gezeichnet von Kriehuber in Wien. Fol. 12 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 9r Jahrgang für 1838. Herausgeg. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 4r Jahrg. für 1838. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Choulant, Ludw., Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der praktischen Medicin für akadem. Vorlesungen. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 18 Gr.

— — historisch literarisches Jahrbuch für die deutsche Medicin. 1ster Jahrgang für 1838. 16. cart. 16 Gr.

*Ehrenberg, C. G., die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1836 und 1837. Mit 2 color. Kupfertafeln. Fol. Berlin, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

— —, die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur. Nebst einem Atlas mit 64 color. Kupfertafeln. gr. Fol. 1838. 90 Thlr.

Friedländer, L. H., Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. 1stes Heft. gr. 8. 1838. 22 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

Kant's, Imm., sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert.

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. gr. 8. 1838. 2 Thlr. 18 Gr.

II. Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1838. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik — Logik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 10 Gr.

IV. Kritik der Urtheilskraft. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. gr. 8. 1839. 2 Thlr.

VI. Schriften zur physischen Geographie. gr. 8. 1839. 3 Thlr. 4 Gr.

VII. 1. Kleine anthropologisch-praktische Schriften. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

VII. 2. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 3 Gr.

VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 6 Gr.

IX. Metaphysik der Sitten. — Pädagogik. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. — Streit der Facultäten. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebel, R., über die Erkenntniss und Heilung des Scorbuts. Eine praktische Abhandlung, mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Russische Marine. 8. 1838. 1 Thlr.

*Kupffer, A. T., Recueil d'observations magnétiques faites à St. Pétersbourg et sur d'autres points de l'empire de Russie. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 4 Thlr.

Luden, Karl, das Retentionsrecht. Eine civilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 1838. 1 Thlr. 9 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XIII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 21 Gr.

*Siebold, Ph. Fr. de, Flora Japonica, sive plantae quas in imperio Japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit. Regis auspiciis edita. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit J. G. Zuccarini. Fasc. 3—6. C. 20 tabb. lith. fol. Lugduni Bat., 1838. schwarz 9 Thlr. 8 Gr., illum. 18 Thlr. 16 Gr.

*Strove, F. G. W. de, sur l'emploi de l'instrument des passages pour la détermination des positions géographiques. A l'usage des officiers de l'état major-général en Russie. Trad. de l'allemand par A. Schyanoff. Avec 3 planches. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, Rudolph, Beiträge zur vergleichenden Physiologie. Zweites Heft. (Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts.) Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1838. 10 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1838. (38. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. III. IV. 4 maj. 1838. 3 Thlr.

Digitized by Google

32101 076534823

Digitized by Google